Beaumarchais.

Erſter Band.

Beaumarchais.

Hiſtoriſcher Roman

von

A. E. Brachvogel.

„Ma vie est un combat.“
Caron de Beaumarchais.

Erſter Band.

Jena und Leipzig.
Hermann Coſtenoble.
1865.

i.

L 43,1

Vorrede.

Indem ich bei dieſem neuen Romane wieder an die alte Güte des Publikums appellire, der ich ja Alles verdanke, will ich weder den Leſer noch mich mit Auseinanderſetzung der Urſachen, welche mich dieſen Stoff gerade mit Vorliebe ergreifen ließen, ſowie mit hiſtoriſchen Vorbemerkungen ermüden. Iſt meine Arbeit etwas werth, dann iſt das ja ihre beſte Entſchuldigung. — Eines zu erklären halte ich indeß für Pflicht, nämlich daß der tiefe, unheimliche Schatten, welcher in meinem Gemälde auf die damaligen Träger des Hauſes Orleans fällt, aus meiner tiefſten Ueberzeugung, die ich durch hiſtoriſches Studium meiner Quellen gewann, entſprang. Mein Herz wie mein Geiſt gaben die Eindrücke lauter wieder, welche ſie von den Dingen durch Vergleichung aller Meinungen da-

maliger Zeit gewannen. Die franzöſiſche Revolution ſelbſt näher zu ſchildern unterließ ich, ihr gigantiſcher Eumenidenſchritt iſt bekannt genug.

Mein Held verliebt ſich nicht, noch ſtirbt er pathetiſch, aber vielleicht ergreift ſein und ſeiner Lieben Loos, die lange Kette ſeiner Thaten, Leiden und Siege doch! Sie bewahrheitet, was er ſelbſt von ſich ſagte und als Motto auf ſeine Schriften ſetzte: „Mein Leben iſt ein Kampf!“. Wer zumal Mozart's „Barbier“ und „Figaro's Hochzeit“ in ſein Herz geſchloſſen, wird ſich, denke ich, am Ende freuen, das Urbild Figaro's und Suſannens, dieſer beiden unverwüſtlich treuen Gatten, vor ſich zu ſehen, die mit dem „Gräflein“ ein Tänzchen wagten, das ganz Frankreich erſchütterte. Mögen Figaro und Suſanne bei Ihnen, meine Gönner, eben ſo gern geſehen ſein, wie vor hundert Jahren zu Trianon, Marly und im Hôtel Penthièvre; vielleicht verdienen ſie es!

Im Sommer 1864.

A. E. Brachvogel.

Quellen-Bericht.

Ich gebe hier dem Leſer Rechenſchaft von den hauptſächlichſten Quellen, welche zu meiner Arbeit benutzt wurden, will jedoch beſondere Citate an Ort und Stelle möglichſt unterlaſſen. Unter der reichhaltigen Literatur des vorigen Jahrhunderts wurden für meine Zwecke nur diejenigen Schriften benutzt, die außer der Originalität auch die größte Glaubhaftigkeit beanſpruchen, das heißt, in ſo weit die Parteiſtellung ſie eben zuläßt. Indem ich aber die Thatſachen unter dem Sehwinkel beider Parteien zu betrachten ſtrebte, glaube ich meiner dichteriſchen Pflicht nachgekommen zu ſein.

Benutzt wurden:

A. Lewald, Beaumarchais' Memoiren und Theaterſtücke. Stuttgart 1839.

Frau von Campan, Memoiren, überſetzt 1824. Breslau bei Joſ. Max u. Comp. 4 Bde.

Mirabeau's Memoiren, 4 Bde. Paris 1797.

Salon de Paris, Herzogin von Abrantes. Gemälde und Porträts unter Ludwig XVI. 2 Bde.

Chateauneuf, Die Favoritinnen von Frankreich. 2 Bde. Leipzig, Buſſe 1848.

Mercier's Tableaux de Paris. Deutſch von Walch. 8 Bde. 1784. Leipzig, Schwickert. (Mercier war Encyklopädiſt.)

Lamartine, Girondiſten. 4 Bde.

Carl Grün, Sociale Bewegungen. Darmſtadt 1845.

Goethe, Perſönlichkeiten zu Rameau's Neffen.

„Barbier von Sevilla" und „Figaro's Hochzeit," zwei Luſtſpiele in fünf Aufzügen von Caron de Beaumarchais. Nach der Originalausgabe überſetzt. Berlin 1785, bei J. F. Unger.

Les Amoureuses des Gaules. à Liège. (Schmähſchrift im Schäferton.)

Dahlmann, Franzöſ. Revolution. Leipzig, Weidmann, 1853.

Privatleben Antoinettens und das Glaubensbekenntniß Artois'. Paris, zu haben auf den Trümmern der Baſtille. (Schmähſchrift im Jakobinerſtil, aber ſicher von orleaniſtiſcher Seite.)

Marmontel, Memoiren von 1723—99. 4 Bde. 1805, Leipzig, Hinrichs. (Von ihm ſelbſt.)

Memoiren des Marſchall Richelieu, 9 Bde. Jena

1791 bei Rauke. (Unter des Marschalls Augen von einem Schriftsteller verfaßt, der zu den Oekonomisten und Encyklopädisten gehörte.)

Privatleben Ludwig's XV. 5 Bde. 1781. Nicolai. Berlin und Stettin. (Gute Zusammenstellung der verschiedensten Zeitquellen.)

Montjoye, Lebensgeschichte Antoinettens, 2 Bde. 1798. Leipzig, Dyk'sche Buchhandlung. (Streng royalistisch, Verfasser war Emigrant.)

Leben der Dubarry, 1 Bd. Deutsch. Paris 1775. (Skandalschrift.)

Geschichte der Pompadour. A. d. Englischen. 1759. London bei S. Hosper. (Skandalschrift.)

Condorcet, Voltaire's Leben. 1791. Berlin bei Unger.

Denkwürdigkeiten der la Motte, von ihr selbst. Aus dem Englischen. 1789. (Schmähschrift gegen Antoinette und den Hof.)

Untersuchungen über die la Motte. Deutsch von Schlözer. 1790. Frankfurt und Leipzig. (Ruhige Beurtheilung der vorhergehenden Schrift.)

Villegardelle, „la Basiliade" et „code de la nature" de Morelly. 1829. Liège. (Villegardelle war Schüler St. Simon's.)

Memoiren der Frau du Hausset. Uebersetzt 1825. Stuttgart bei Frankh.

Alte Karte der Umgebungen von Paris. Département

de Seine, Seine et Oise, Seine et Marne, Oise, d'Eure et Loire, et diverses parties.

Alte Pläne von Paris vom Beginn der Stadt bis zu Ludwig XV. 1770.

Alte Pläne von Verſailles, Marly, St. Cloud, Trianon, Fontainebleau, Compiègne und der königlichen Schlöſſer in Paris. 1770.

Schließlich wurden ſelbſtverſtändlich unſere deutſchen Hiſtoriker Rotteck, Schloſſer u. ſ. w. zu Rathe gezogen.

D. B.

Inhaltsverzeichniss.

		Seite
1.	Gauchat, der Buchhändler	13
2.	Im Pigeonnier	49
3.	Die Töchter des Königs	108
4.	Die lettre de cachet	137
5.	Harfenlectionen	174
6.	Der Ersehnte	237

1.

Gauchat, der Buchhändler.

Leute, die Paris in den Jahren 1828 bis 1830 und ſpäter um 1861 geſehen, in ihm gelebt haben, und zwar in allen Schichten der Geſellſchaft, ſchwören, es ſei faſt unmöglich, es wiederzuerkennen. Das bezieht ſich nicht auf bloße Aeußerlichkeiten, denn Stadthaus, Louvre u. ſ. w. ſtehen noch und werden Menſchenalter nach uns ſtehen, aber der alte Geiſt, die alte Art, der myſtiſche Zauber hiſtoriſcher Erinnerungen iſt durch wer weiß was — von einem Jahrzehnt zum andern dünner, ſchwankender geworden, bis er verflüchtigte. Wir machen ja ſo oft die Erfahrung, daß es uns weniger tief berührt, wenn wir einen noch ſo lieben Gegenſtand ganz vermiſſen, als wenn er wohl da, aber ſo verändert iſt, unter ſo neuen, unpaß-

lichen Dingen ſich wiederfindet, daß uns ſeine Exiſtenz mehr wie ein Hohn auf ſeine Vergangenheit und ſo fremd erſcheint, als wäre er ein phantaſtiſch-geſpenſtiſches Gebilde aus einer vergangenen Welt. Ludwig XIV. hat das ſogenannte alte „neue Paris", die „Weltbeherrſcherin Paris" gebaut, welche den letzten Schimmer mittelalterlicher Herrlichkeit mit dem modernen Leben, die Gothik der Vorfahren mit dem antiquiſirenden Geſchmack der prunkvollen Renaiſſance verband. Jenes Paris war das moderne Rom der Welt geworden, und die inneren Kämpfe, welche von den Zeiten der Jungfrau von Orleans bis zum Sturz der Feudalrechte, die gigantiſchen Erinnerungen, welche vom Tode Jacob Molay's bis zu Ludwig XIV. reichten, gaben den Gebäuden, Straßen, Plätzen, Menſchen und Sitten eine vielfarbig ſchillernde, reiz- und poeſievolle Geſtaltung. Jedem Dinge, jeder Figur war ihr eigenſter Charakter aufgeprägt, der Jegliches in beſonderem Nimbus und doch Alles in gegenſeitiger Harmonie erſcheinen ließ. Die Stadt des heiligen Ludwig, ſo wüſte Laſter ſich auch in ihr bargen, ſo ſehr man ſie, gleich der alten Roma, als Tyrannin aller Welt haſſen mochte, war doch ein phantaſtiſch Märchen,

ein wacher Zaubertraum, in deſſen Labyrinthe ſich Tauſende jauchzend verloren.

Aber das neue „neue Paris", das Paris nach der Revolution, beſonders das „allerneueſte", iſt Alles in Allem blos der aufgeputzte, verblaßte und langweilige Schatten ſeiner alten Pracht! Ich ſage langweilig!! Das iſt es allen heutigen Enthuſiaſten zum Trotz, die beim Anblick der Rue Rivoli ſich vor Entzücken nicht zu laſſen wiſſen! — Ach, in zweihundert Jahren wird man überall in der Welt Boulevards, ſchnurgerade Straßen, zierliche Façaden, freundliche Dämchen in noblen Roben, Kaufläden mit Spiegelſcheiben und — keine Bewunderung mehr haben! Wir werden erſchrecklich alt! — Wahrhaft intereſſant, bezaubernd und lehrreich für den Gebildeten ſind dort allein nur die hiſtoriſchen Erinnerungen, welche wie Ruinen in die Minauderie und glänzende Nüchternheit des modernen Jetzt hereinragen. Was die alten Könige von Heinrich IV. bis Ludwig XIV. geſchaffen, die charakteriſtiſche Eigenheit, welche Paris in der Welt einzig machte, hat die moderne Zeit, beſonders das Kaiſerreich, gründlich zu zerſtören gewußt. Der „Chauvinismus" iſt die große, neue Uniform von Paris, das charakterlos gemacht worden, damit es ruhig ſei. Das heutige Paris nach dem alten

Paris beurtheilen, wäre eben so thöricht, als wollte man den lieben bunten Boulevardpöbel mit den Colonnen vergleichen, welche einst von Dumouriez und Custine geführt worden, oder vordem im Palais Royale, der Reitbahn, oder im Cercle l'Espinasse, im Hôtel Bourbon, Penthièvre und Ventadour Stammgäste waren. —

Laßt uns das alte Paris wieder aufbauen, in dem unser folgendes Drama zumeist vor sich geht, laßt es uns zurückconstruiren! Notre-Dame, der alte Justizpalast, Palais Royal, Luxemburg, der Temple, Hôtel de Ville, de Dieu, Sorbonne, Louvre, Tuilerien und eine gute Zahl alter Klöster, auf die man noch heute stößt, um sie zu übersehen, wie verschiedene alte Hôtels in St. Germain, sind der Kern, der Rest der alten Zeit, von welchem wir ausgehen. Denkt die Rivoli fort, Tuilerien und Louvre noch dicht umdrängt von Häusergiebeln, das alte Café Régence und die berühmte Kastanienallee noch im Palais Royal, als Promenade für Jedermann, in deren Mitte den Arbre de Cracovie, die Börse der Intriguanten und Politiker, seht die hochgiebeligen Häuser mit kolossalen Dächern in allen Stylen, von der Gothik bis zur Spät-Renaissance, nur durch schwanke Laternen erhellt, in oft nur halb so breiten

Straßen, mit allerlei Ausbauten, Erkern, hölzernen Hinterfronten, Stiegen und Anhängseln! Denkt zwei Drittel der Läden weg und dieſe Läden mit engen Fenſtern, höchſt dunkel und tief in's Haus geſtreckt, hört die Wetterfahnen kreiſchen, die Blechſchilde und Läden klappern, und werft über dieſes ganze Chaos von Stein, Ziegel, Schiefer und Holz einen bleigrauen, ſchmutzig rauchfarbenen Ton, ſo iſt ſchon ein Wenig —, der Localton ſo zu ſagen, iſt gewonnen. — Das alte Luxemburg ſieht bei weitem feſtungsmäßiger, mißtrauiſcher aus, der ganze Stadttheil um den Tempel iſt eine unheimliche, durch Elend, Verbrechen, von dem unſchuldigen Blute der Templer wie geſeite Gegend, in welcher lichtſcheu jeglich Geheimniß ſchlummert, und die kein Menſch Abends anders als zu Zweien, oder mit Degen und Piſtol betritt. Eiſerne oder hölzerne Thore verſchließen hier die meiſten Straßen bei Nacht, und wenn man die winkelige Rue Antoine oſtwärts zum Thor ſchreitet, rechts das Kloſter der Marientöchter, links die beiden letzten Thürme des zerſtörten Schloſſes Tournelle, das Hôtel Sully und die Place Royal, ſteht vor uns, das Thor förmlich einzwängend, die mächtige Zwingburg, der Schrecken von Paris, die Baſtille, mit Zugbrücken, Fallgattern und

Gräben. Ueber ihre hohe, unnahbare Mauer ragen die acht Thürme der Citadelle, das Staatsgefängniß, wie kolossale Orgelpfeifen empor, als wollten sie das große Miserere der innen Schmachtenden andeuten. — Eine lumpige Lettre de cachet, ein Haftbrief, von einem Adeligen gegen einen Bürgerlichen, von einem Manne gegen die Frau, einem Vater gegen den Sohn, einem Mächtigen gegen den Schwachen ausgestellt, durch gefällige Minister in blanco besiegelt — und die Brücke fällt, das Gatter steigt, ein Wagen, von Polizeiwachen escortirt, fährt hinein, und der abgelieferte Delinquent seufzt — so lange es Gott gefällt, oder man eben Zeit hat, sich an ihn zu erinnern. — Die Seine hat statt achtzehn nur neun Brücken, die Boulevards um die nordöstliche Altstadt, die Thore St. Anne, Montmartre, Richelieu, Caillou und Honoré sind erst angelegt, eben so Champs Elisées; jenseits derselben ist Alles Feld und von den heutigen Faubourgs, die dürftige Antoine ausgenommen, kaum eine Spur. Südlich der Seine in den Stadttheilen St. Jaques, Université und St. Germain ist von Boulevards noch weniger die Rede. Die Mauern, welche die Quartiere St. André und Benoit umschlossen, und fortificatorisch mit der Cité vereinten, waren

kaum niedergelegt; umsonst würde man das Marsfeld suchen, und in zahllosen Gärten und Parks schlummern hier die Paläste alter Adelsgeschlechter, der Brissacs, Léonville, Crécy, Noailles, Chevreuse, Grammont, Soissons, Polignacs, Penthièvres, Guise, d'Estrée, Aumont u. s. w., deren letzte Sprossen in der Emigration ihr Leben beschließen mußten. — Das ist die Schale von Paris, aber nun der Kern, die Menschen!

Da stößt der riesige Hauptmann der Königlichen Schweizer im blauen Sammetrocke und weißer Cocarde verächtlich den dürren, kleinen Epicier aus dem Wege; er verachtet das schnatternde Volk der Pariser, er denkt allein an seine Heimathberge und die Lilien auf seiner Brust. Der rothe Nobelgardist in den hohen Reiterstiefeln, dem vergoldeten Korbdegen, das Hütchen auf einem Ohre, ist ein halber Hofmann. Er kneipt der reizenden Blumenhändlerin in Flügelhaube und schmalem Busentuch die Wangen, und geht entweder zum Ballhause, eine Partie Fronde zu schlagen, oder in's Royal, um zu diniren, bei Karten und Würfeln zu gewinnen oder zu verlieren, vielleicht auch in den Alleen ein Rendezvous für sich, oder — einen Besseren abzuschließen! Der berüchtigte Picpusser-Mönch mit breitem, lächelndem Gesicht

redet ſehr feierlich mit einem ſchlanken ſchwarzen Abbé, der das Mäntelchen über den Arm und einen Stahldegen trägt; dort rollen zwei Parlamentsräthe in ihren rothen Roben mit hohem Mortier vorüber; weiterhin laſſen ſich einige Nonnen von Port-Royal in Sänften vorübertragen, dicht verhüllt, um ihr Alter nicht zu verrathen; drüben aber geht eine Gruppe laut und heiter geſtikulirender Herren und Damen in bunten, geſtickten Kleidern. Es ſind Advocaten, Gelehrte und Philoſophen; dieſe Damen ſind beaux esprits aus den Zirkeln der Demoiſelle l'Espinaſſe, vielleicht iſt gar Diderot, Marmontel, Mably oder Raynal darunter. Hallo ertönt! Der Herzog von Orleans oder Prinz Conti, die Herzogin von Grammont oder gar Monſeigneur der Dauphin rollt nun mit Läufer, Vorreitern und Mohren vorüber, ein Dutzend Leute ſeiner Leibgarde hinter ſich, und dazwiſchen drängt ſich Janſeniſt und Moliniſt, der mürriſche, derbe Bretagner Bauer und das Weib der Halle, der Muſiker im galonnirten Rock und der Charlatan in weitem, phantaſtiſchem Mantel! Alles lächelt, flattert, duftet, als lebte es zum Vergnügen; jede Art der Narrheit und Weisheit hat ihre eigene Maske, ihr beſonderes Coſtüm, ihre Haltung und Geberden, ihre Farbe und

ihren Schnitt; Jeder läßt den Andern für absonderlich gelten, weil seine Absonderlichkeit ihm am meisten gilt, Alle amüsiren sich über Alle, Jeder hat sich am liebsten, und Paris ist ihm die Welt, denn alle Welt läuft nach Paris, sich ausbeuteln zu lassen. — Die scharfe Abgrenzung der Stände, die Willkür der Gesetze, die graue Bastille wie der finstere Justizpalast genirt diese Leute nicht, das ist eben „für die Anderen da," meint Jeder, bis es ihn einmal selbst trifft! Enfin, Jeglicher im alten Paris ist fröhlich, weil er — unzufrieden sein darf, heut' ist alle Welt traurig über die — eigene langweilige Zufriedenheit, Chauvin! — Ou est Lambert? —

Um das Jahr 1758 befand sich an der Ecke der Strumpfwirkergasse (rue de la Chaussetrerie) an der Rue Tirchape (eine jener kleinen, verzwickten, aber höchst belebten Gassen, welche die große St. Honoré mit der Lombardstraße und St. Antoine verband), gleich weit von Getreidehalle, Tuilerien, Stadthaus und Justizpalast, also mitten in der Altstadt, der Laden eines Buchhändlers, Namens Gauchat, welcher damals ein sehr wichtiger und reicher Mann war. Dieser Herr hatte ein Recht, stolz zu sein. Er trug sich immer in mäusegrauer Serge und weißem Hals-

tuche, obwohl er gern ſchnupfte. Seine Stutzperrücke war ein ſolcher Beſtandtheil ſeiner Würde, daß er ſogar oft mit ihr ſchlafen zu gehen pflegte. Ein Schreibärmel und eine Feder hinter'm Ohr machte ihn noch viel majeſtätiſcher, und ſeine furchtbare Trockenheit, wie die Kürze ſeiner Rede ſchüchterte Diejenigen ein, denen er ſein Gewicht fühlen zu laſſen wünſchte. Sein Laden, den wir heute für den ſchlechteſten Antiquar zu elend finden würden, war mit dem bunten Allerlei damaliger Literatur vollgepfropft, meiſt alte, verlegene Sachen; ein Schaufenſter aber hatten nur Modiſten und Friſeure. In dieſem dumpfigen Loche hauſte neben dem Chef noch ein taubſtummer Schreiber Quinet, für den Mann der Bücher ein unſchätzbarer Freund, dann der Markthelfer und ein nichtsnutziger Lehrjunge, der den Kleinhandel leitete und die äſthetiſchen und ſchöngeiſtigen Bedürfniſſe der Nähterinnen, Handwerker, Bürger, kurz das — niedere Volk mit naſeweiſer Wichtigkeit bediente. Kam indeß ein Mann von Diſtinction, ein Gelehrter, ein hoher Beamter oder reicher Finanzpächter, ja gar ein Herr vom Hofe, ſo erſchloſſen ſich demſelben, dem Grade ſeiner Wichtigkeit entſprechend, die geheimnißvollen Tiefen der Schätze Gauchat's. Durch

eine Treppe führte er ſolche Kunden nach dem Oberſtock ſeines Hauſes. Dort in eichenen Regalen glänzten die Dichter, von Racine und Molière bis Nivelle de la Chauſſee, die großen Rechts- und Geſchichtswerke, Mappen mit Karten, Plänen und Kupferſtichen und antiquariſche Schätze wurden vorgelegt, man erhielt dort das Neueſte der Literatur. Gauchat druckte und verlegte ſelbſt, er verſchrieb die Wiſſensſchätze der ganzen Welt, ſeine Tiſche lagen voll Zeitungen. Mit der heiligen Cenſur, damals eine fürchterliche Inquiſition, ſtand er ſich vortrefflich, und that nebenbei — was er wollte, natürlich unter Beobachtung der ſchicklichen Form. Was in Paris nicht erlaubt war, ließ er in Lüttich, Amſterdam, ja in London drucken. Wollte nun ein hoher Herr (den er ſelbſtverſtändlich genau kannte) etwas Verbotenes kaufen, ſo hatte es Gauchat nie. Er lief ab und zu, und betheuerte, daß er nur „cenſirte Werke" führe; ſolch ein Herr durfte indeß nur das Doppelte des ungefähren Betrages in einen Zettel wickeln, welcher den Titel enthielt, und auf das Pult des taubſtummen Quinet legen, ſo war er auch gewiß, das Verlangte, ſobald es ihm wegzugehen beliebte, unter ſeinem Hute zu finden. Was ging es Gauchat an, wo der Herr es her

hatte? War er der Censor vornehmer Leute? Eben so besaß er einige stille Federn an diversen Enden der Stadt, die Hunger und Gram mürbe gemacht, und denen er Aufträge ertheilte, sobald Jemand einem Nebenbuhler ein Libell anzuhängen beliebte. O, bei Gauchat konnte ein moderner Buchhändler noch Allerlei lernen. Und dabei war der Mann still, er posaunte nicht, er lieferte nur die Mundstücke zu Anderer Posaunen! Seit dem Jansenismus, seit Voltaire und der Encyklopädie war ja Gänsekiel und Dinte, Preßbengel und Druckerschwärze eine fürchterliche Macht geworden, die selbst der allmächtigen Censur, Bastille und Galeere spottete! Das wußte Gauchat, und so eine Art Feldherr dieser Macht, oder doch wenigstens der Commandeur eines Regiments von Scribenten zu sein, die bei irgend einer Gelegenheit für eine rentable Sache oder einen hohen Gönner in's Feld geführt wurden, das war dieses Mannes Stolz, sein eigenster Beruf, sein höchstes Vergnügen. Weil jene Zeit so recht eigentlich die Aera der Broschüren, Schmähschriften, Anekdoten und Skandalpoesien genannt werden muß, so genoß Gauchat also dieses Vergnügen um so häufiger, als es ihm durch das Geheime und Gefährliche seines Genusses noch theurer wurde.

Daß er dabei ſeine Söldner, die Schriftſteller, verachtete, unter einer brutalen Disciplin und in rückſichtsloſeſter Abhängigkeit hielt, verſteht ſich von ſelbſt, ihm lag ein Begriff von der Würde des Schriftſtellers eben ſo fern, als der Gedanke, daß irgend ein Wort zündend in die Maſſe fallen könne, welches er nicht gedruckt, das durch ihn nicht verbreitet ſei. Er kannte nur reiche Leute, die zum Vergnügen ſchrieben, darum allein alſo das Recht hatten, berühmt und unabhängig zu ſein, die Herren Voltaire, Holbach, Marmontel etwa, gegen ſie war er devot. Gegen Dichterlinge, welche von hohen Cliquen protegirt wurden, mit denen er es nicht verderben wollte, war er mindeſtens höflich. Leute indeß, die von der Feder lebten, galten ihm nur für bêtes, die man auf jedes Wild hetzen konnte, und welche nie die koloſſale Frechheit haben durften, auf eigenem Revier nach eigenem Sinne zu jagen. —

Der würdige Herr Gauchat befand ſich eben am Stehpult beim Fenſter ſeines Ladens, ſah Druckerrechnungen und Correſpondenzen nach, ſich dann und wann durch Zeichen mit Quinet verſtändigend, als von St. Innocenz herüber, träumeriſch langſam hinſchlendernd, ein Mann nahte, von dem ſchwerlich anzugeben war, wie vor-

nehm oder gering er ſei. Dreierlei ſchien er jedenfalls, jung, arm und intereſſant. Er zählte etwa ſechsundzwanzig Jahre; ſeine hohe, ſtraffe, ſchlanke und graziöſe Geſtalt hatte noch die volle Elaſticität der Jugend, und die Feinheit wie Lebendigkeit ſeiner Bewegungen ließen auf eine ganz vortreffliche Erziehung ſchließen. Jedenfalls mußte der Mann ſich oft genug in gebildeten Kreiſen bewegt, mindeſtens aber von Mutter Natur die Gabe empfangen haben, ſich leicht den Schliff der feinen Geſellſchaft anzueignen. Sein Kopf war einer von jenen, die bereits in der Jugend einen frappanten Charakter annehmen, um ihn für immer zu behalten; ſolche Phyſiognomien altern ſchwer und ſpät, zumal wenn ſie von ſo viel Geiſt und Temperament durchleuchtet werden. Er war blond, ſein Haar kurz und kraus; ein dicker natürlicher Lockenſchopf über ſeiner Stirn, der halb unter dem Hütchen hervorquoll, vollendete den „Tituskopf," wie er damals ſchon von einzelnen Genies und Schöngeiſtern getragen zu werden anfing, welche dann das Haar puderten und im Nacken in einen Haarbeutel faßten, deſſen ſchwarzes Band über der Bruſt zuſammenlief. Während er die Linke auf einen ſtarken Stock ſtützte, hielt ſeine Rechte eine kleine Rolle, in eine

alte Nummer des Mercurfrançais gewickelt. So humoriſtiſch ſchalkhaft ſeine Züge auch von Mutter Natur angelegt waren, ſchien er eben jetzt nicht ſehr jocos geſtimmt, Bitterkeit breitete ſich in offenbarem Hohn um Stirn und Lippen, ſein Auge flammte düſter, blitzte bei dieſer oder jener Carroſſe wetterleuchtend auf, wie von geheimem Haſſe, und er verrieth die ſchlecht verhaltene Unruhe, welche hungerigen Löwen und verzweifelten Leuten eigen iſt, wenn ſie ſich zugleich gegen die Entwürdigung ſträuben, die gierigen Martern ihrer Bruſt zu verrathen, jene Unruhe, in der — der Hunger mit dem Anſtande kämpft. Betrachtet man nun ſeine Kleidung von dunkelgrünem, ſehr verſchoſſenem Atlas, deren Nähte undicht, deren Stickereien defect waren, ſeine groben Schuhe mit kupfernen Schnallen, ſeine ſehr reinen, aber viel geſtopften Manſchetten, und wie dieſer Herr, als er die Firma Gauchat erblickte, haſtig mit hellerer Miene nach dem Laden ſchritt, der begreift leicht: es iſt ein armer Literat, der zu einem Verleger geht, in der Hand ſein Manuſcript, ſeine letzte Hoffnung! Seltſam genug trug er aber noch eine Uhr, die koſtbar ſein mußte, nach der goldenen Kette mit Berloques und Achatpetſchaften zu ſchließen, welche aus der Weſtentaſche ſchwer

herabhing und kokett blitzend im Sonnenstrahle schaukelte; sogar einen Ring mit großen Rubinen trug er an seiner rechten Hand, obwohl die übrige Erscheinung grell genug von solchem Luxus abstach.

Der Literat trat zu dem Buchhändler ein.

„Guten Tag, Gauchat, wie geht's? Wieder über den Rechnungen? Das ist ein schönes Gefühl, Freund, Rechnungen schreiben zu können, die andere Leute bezahlen müssen, und Geld für die Marter fremder Hirne zu erhalten. Ihr Zwischenhändler seid glückliches Volk! Ihr nehmt eine fertige Sache mit der Linken, klebt Eure Firma drauf, macht ein paar lumpige Hundert Livres Auslagen, und gebt sie mit der Rechten weg, um ein paar Tausend Livres einzustecken, bei Gott, das kürzeste Mittel, reich zu werden!"

Damit warf sich der Ankömmling auf einen alten Stuhl, legte ein Bein über das andere und spielte mit den Petschaften seiner Uhrkette.

Gauchat hatte ein wenig den Kopf erhoben, hielt die Feder einen Augenblick schwebend in der Hand, und sah dem Sprecher kalt in's Gesicht.

„Mein Herr Beaumarchais, ich wußte noch nicht, daß ich Ihr Freund sei, eben so wenig, daß ich Ihr Gauchat sei. Ich werde gewöhnlich Herr

Gauchat genannt, zumal von Leuten, die von mir abhängen! Sie haben überhaupt eine Art, mit den Menſchen zu reden, bei der man nie weiß, ob Sie eine Schmeichelei oder eine Sottiſe ſagen wollen. Beides paßt mir nicht! Vermuthlich haben Sie wieder ein Manuſcript, was ich Narr genug ſein ſoll, zu nehmen!" — Er ſetzte ſein Geſchäft des Rechnens fort.

„Wenn Sie mein Freund nicht ſind, gewöhnlicher Herr Gauchat, ſo thut mir das um Sie ſehr leid, ich hätte einen alten Praktikus Ihrer Art für klüger gehalten! Wie kann man Jemandem in der Welt nur offen ſagen, daß man ſein Freund nicht ſei, da man doch nie wiſſen kann, was aus ihm wird, und ob man ſeine Freundſchaft nicht einmal braucht?!"

„Das kann man allerdings ſagen, wenn man wie ich ſo thöricht geweſen, Ihnen für baare dreißig Livres eine „Harfenſchule" abzukaufen, theuren Druck und Papier damit zu verſchwenden, ohne daß Jemand d'ran dächte, nach des Herrn Beaumarchais Harfenſchule zu fragen!" Er wies hämiſch auf eine lange Reihe Bücher im oberſten Fach und einen Ballen in der Ecke. Ein Exemplar netto iſt verkauft, eine Dame nahm es. Wahrhaftig ein ſchöner Vertrieb! Ich Ihr Freund?

Lächerlich! Ich bin betrogen, um mein Geld bin ich gebracht! Das Buch ist ein elend Geschmier, reines Maculatur, sonst nichts! Aus Ihnen etwas werden?!" Er stieß ein sardonisches Gelächter aus und zuckte die Achseln.

„Ich wurde nur nicht gewürdigt, Gauchat. Man fällt stets so lange durch, bis man mit einem Opus einmal Fortune macht; den Weg gingen alle großen Männer! Bei Einem kommt's früher, beim Andern später. Können Sie's denn einem Buche anriechen, ob die Leute es vergöttern werden, oder nicht? Dazu mußten Sie nicht allein mehr gelernt haben, Sie müßten auch etwas besitzen, was sich niemals lernen läßt, das ein ewiges Mysterium aller geistigen Dinge bleibt, nämlich die Witterung des Erfolges! Unter fünf Büchern, welche Sie drucken, sind drei, welche schon bei der Geburt wiederum dem Urzustande der Lumpenwalke verfallen sind. Eins deckt kaum die Kosten, und das letzte, — welches Glück, läßt Sie etwas verdienen! Aber Sie drucken und verlegen doch, denn Sie wissen, ein glänzendes Geschäft bezahlt Ihnen dreifach alle vorhergehenden schlechten, und mit der Zeit werden Sie das Uebrige auch an jene guten Provinzialseelen los, welche sich geehrt fühlen, ihr Geld in

Paris wegwerfen zu dürfen. Mit ſechsundzwanzig Jahren bin ich allerdings noch nichts, aber in fünf Jahren kann ich ein Millionär und der Abgott Frankreichs ſein! In dieſer dünnen Rolle vielleicht mag die ganze Metamorphoſe liegen! Wollen Sie?" —

Gauchat verzog mit boshaftem Lächeln das Geſicht. „Dieſe Metamorphoſe anzuſehen, wäre allerdings ſpaßhaft!"

„Ich denke auch, zumal wenn Sie daran ein beſcheiden Theil hätten!" Damit ſtand er auf und legte die Rolle auf des Buchhändlers Pult.

Gauchat öffnete ſie und rollte das dünne Heft auseinander.

„Eugenie, ein Drama in fünf Acten! — Hahaha! —" Er wickelte das Manuſcript nachläſſig wieder ein. „Ein Theaterſtück von Ihnen lieſt Niemand; Sie ſpielt Niemand, dazu muß man ſchon ein Voltaire, Diderot oder doch Marivaux ſein. Werden Sie nur ohne mich Millionär und Abgott, ich danke!" —

„Sie weiſen mich ab?! Ohne den Inhalt zu kennen, weiſen Sie das von der Hand?"

„Ja!" —

„Gauchat, oder gewöhnlicher Herr Gauchat," und Beaumachais erhob ſich rothen Angeſichts,

blitzenden Auges und mit vibrirender Stimme — „Scherz bei Seite, nehmen Sie das Manuſcript, ich brauche Geld! Sie würden zugleich edel und klug handeln, was Ihnen ſelten auf einmal paſſirt!"

„Nein, mein Herr! Wenn Sie Geld brauchen, ſo iſt das Ihre Sache, ich bedarf Ihrer Schreibereien nicht! Ich nehme nichts mehr, und erhielte ich's umſonſt! Verſtanden!" —

„Gewiß iſt das verſtanden," und Beaumarchais ſteckte ſeine Arbeit in die Taſche, „und eben ſo verſtändlich werde ich ſein!" — Er zog ſeine Uhr heraus und hielt ſie ihm hin. Sie war nicht nur von Gold, wie die Kette, ſondern rings um den Rand mit ziemlich großen Brillanten beſetzt, ein wahres Cabinetsſtück. „Es iſt jetzt ein Viertel nach Zehn! Bis halb gebe ich Ihnen Zeit, ſich zu beſinnen! Wenn Sie die Harfenſchule wirklich geleſen haben, und zwar mit Hirn, wenn Sie von Esprit gar eine gelinde Ahnung haben, werden Sie begreifen, daß ich meine Feder zu führen weiß! Ich bin in Noth, und dieſe macht erfinderiſch! Ich könnte etwas erfinden, das Ihnen ſehr unangenehm wäre, alſo — überlegen Sie!" —

Er ſteckte die koſtbare Uhr zu ſich, ließ ſich auf den Stuhl wiederum gleichgültig nieder, zog

ein ſchmutziges, vergriffenes Notizbuch hervor, riß ein Blatt aus, und begann darauf zu ſchreiben.

Gauchat war im höchſten Grade erſtaunt. — „Drohen Sie mir? Hoho! Und mit Ihrer Feder? — Aber wer, — wer ſind Sie denn, daß ich mich fürchten ſoll?!“

„Sie haben eine Viertelſtunde zu all' dieſen Argumenten!“

„Und — und wer will mich denn zwingen, Ihre Scripturen zu nehmen? Warum bieten Sie Lorraut oder Le Jay nicht Ihr — Drama an, wie das Ding heißt, die können ſich doch auch einmal hinter's Licht führen laſſen!?“

„Weil ich für Lorrant andere, pikantere Offerten habe, als dieſe! Er iſt ein Ehrenmann, der nur redliche Geſchäfte macht, aber Sie, Gauchatchen, ſind ein Filou, Ihnen ſchadet ein Riſico alſo nichts, Sie wiſſen ſich's ſtets von anderen Leuten bezahlen zu laſſen. Deswegen werden Sie ſich entſchließen, dies Manuſcript zu kaufen, oder mein — Feind zu ſein! Sie haben noch ganzer acht Minuten Zeit!“ —

Herrn Gauchat war wunderlich genug zu Muthe, zumal ihm Quinet verſchiedene Zeichen machte. Einestheils hätte er die größte Luſt gehabt, den malitiöſen Federhelden hinauswerfen

zu laſſen, andererſeits ſtieg ihm der Gedanke auf, der Menſch könne am Ende verrückt, alſo gefährlich ſein, endlich, — das beſtätigten ihm Quinet's Zeichen, mochte hinter dieſer koloſſalen Frechheit ein ernſter Grund für ihn liegen, ſich in Obacht zu nehmen, für ihn, der genug gefährliche Speculationen unternahm.

„Herr Beaumarchais," begann er, ſich mühſam zur Ruhe zwingend, „wenn Sie nun ſo arm ſind, warum verkaufen Sie jene köſtliche Uhr nicht, die mindeſtens ihre tauſend Livres werth ſein muß, warum dieſen Fingerring nicht mit den großen Perlen und der Rubinroſette?"

„Weil ich beide Kleinode, weder Uhr noch Ring je fortgeben werde, und wenn mir der Hunger grinſend aus den Augen blickte! An ſie knüpft ſich all' meine Hoffnung, die Kraft meiner Seele, das Vertrauen auf meinen guten Stern; ſo lange ich ſie habe, — kann ich nie ganz ſinken! Sie begreifen alſo, daß ich Ihnen lieber ein Manuſcript verkaufen, als mich dieſer letzten Hülfsquellen berauben mag!"

„Aber ich kaufe das Stück nicht!" ſchrie Gauchat, alle Faſſung verlierend, auf, „ich will von Euch nichts wiſſen, da iſt die Thür!" —

„Ich werde ſie gewiß benutzen, ſobald es Zeit

iſt.“ Er zog die Uhr. „Aha, die Friſt iſt um!“ — Er ſtand langſam auf und trat nachläſſig an den Ladentiſch. „Ich habe, trotz meines Kummers, doch noch ein menſchlicheres Herz als Ihr, ich laſſe Euch meine Adreſſe, damit Ihr noch — in Euch gehen könnt!“ Er legte das Blatt auf den Tiſch. „Bis heute Abend werde ich warten! Aber wenn Ihr dann nicht bei mir ſeid mit zwanzig Louis in der Hand, und ich mit meinem Weibe hungern muß, dann, guter Freund, beginne ich ein Libell, betitelt: „Monſieur Gauchat und die franzöſiſche Cenſur, zwei culturgeſchichtliche Antitheſen.“ Morgen früh wird es fertig, übermorgen wird es gedruckt, wird von aller Welt geleſen ſein, und Ihr könnt das an der „Eugenie“ erſparte Honorar für Eure Verpflegung in der — Baſtille aufwenden. Ich gebe zu, daß das ſehr ſchurkiſch ſein wird, aber ich halte es für eine Dummheit, Schurken anders zu behandeln, ich ſpringe mit jeder Species nach ihrer Gewohnheit um! Nun werde ich Eure Thür benutzen, Adieu!!“ —

Gauchat hatte bei Beginn von Beaumarchais' Rede deſſen Adreſſe wüthend zerknittert, zur Erde geworfen, und in immer wachſendem Staunen nicht bemerkt, wie Quinet leiſe das Papier

aufhob, es glättete und in sein Pult schob. Jetzt stand der Buchhändler, als hätte ihn der Schlag getroffen, und sah starr dem Literaten nach, der pfeifend hinausging.

Eine Pause entstand; Quinet blickte kopfschüttelnd auf seinen Herrn, und der kleine Jaques Parol, der Lehrbursche, kroch in eine Ecke, um sein Lachen zu verbeißen.

„Der — der —! Dieses Ungeheuer ist hinter meinen ganzen Geschäftsbetrieb gekommen! Er — er hat Beweise gegen mich! Er kennt meine Verbindungen! — Die anderen Buchhändler, welche mich hassen, werden jauchzen über jeden Skandal, den er anfängt, noch dazu wo man jetzt wegen des Attentats Damien's erregt, mißtrauisch und geneigt ist, den größten Unsinn zu glauben! Und der Kerl hat ein so lüderliches Maul, daß er wohl gut schreiben muß! Vielleicht hat ihn gar schon Einer gegen mich gedungen, und hätte ich Verstand gehabt, so hätte ich mich bei ihm losgekauft! — Herr Caron!" — Er rannte wie ein Unsinniger an die Ladenthür, in der Hoffnung, den Abgewiesenen noch zurückzurufen.

Dieser löbliche Vorsatz ward jedoch in demselben Augenblick zu Wasser, denn kaum erschien der Buchhändler auf seiner Schwelle, als eine

glänzende Equipage, ein herzogliches Wappen am Schlage, vorfuhr, die galonnirten Lakaien vom Tritt ſprangen, und während der eine den Wagen öffnete und die ſammetnen Stufen herabließ, eilte der andere auf Gauchat zu und ſagte haſtig:

„Sie ſind doch der Herr dieſes Ladens?“

„Ja, jawohl! Benoit Gauchat, Buchhändler!“

„Der Herr Herzog von Fronſac und der Chevalier de Piron beehren Sie! Sie werden alſo wiſſen, wie Sie das würdigen müſſen!“

„O gewiß, Herr Kammerdiener, und —“

Die Worte erſtarben dem Buchhändler auf den Lippen, denn die Gemeldeten hatten eben den Wagen verlaſſen und ſchritten auf ſeine Thür zu.

Der, welcher die Equipage zuerſt verließ, war Chevalier Piron, etwa vierzig Jahre alt, der graziöſeſte Geſellſchafter ſeiner Zeit.

Er trug ein roſa Atlaskleid mit weißgeblümter erhabener Stickerei, ſtrohfarbene Weſte und Beinkleider von Moor, eine große Brillantnadel blitzte in ſeiner weißen Buſenkrauſe von Spitzen, ein zierlicher Stahldegen in ſilbernem Gehänge ſchwankte an ſeiner Hüfte, und die Perrücke mit ſtarken Tufflocken umſchloß ſein lächelndes, joviales und feines Geſicht.

Seine liebenswürdige und ungezwungene Tour-

nüre beſtätigte die Annahme, er verſtehe ſich auf das Parquet des Hofes. — Der Herzog von Fronſac war ein zwar nicht älterer, aber langer, dürrer Herr, ſteif, mumienhaft, von einer Kälte und Gemeſſenheit, als ſei er längſt über alle Eitelkeit dieſer Welt hinweg. Wer ihn näher kannte, wußte indeß, daß dieſes Weſen nur das Reſultat ſeiner bodenloſen Pöbelverachtung und einer groſſen Quantität geiſtiger Beſchränktheit ſei. Fronſac ſchien höchſt übellaunig und folgte nur mißtrauiſch zögernd, indeß er nach einem goldenen Lorgnon griff, damals ein eben entdeckter Luxusartikel, und das Schild des Buchhändlers muſterte. Piron ſchritt voraus zur Thür, an welcher Gauchat mit tiefer Reverenz ſtand.

„Buchhändler Gauchat ſelbſt, mein Lieber?"

„Zu Befehl!"

„Herr Herzog, wir ſind an Ort und Stelle, haben Sie die Gnade, einzutreten."

Fronſac nahm ohne Umſtände den Vortritt, und Beide erſchienen im Laden, indeß der Lakai die Glasthür ſchloß.

„Fi donc, wie das finſter, was das für eine Höhle iſt, Chevalier!" ſtieß Fronſac heraus. „Und dieſer Modergeruch! Es kann in Temple und

Baſtille nicht ſchlimmer ſein!" [illegible] nahm mit allen Zeichen des Abſcheus eine P[illegible].

„Wenn der gnädigſte Herr Herzog mein Waarenlager im erſten Stock beſichtigen wollte," entgegnete Gauchat devot, „ſo werden Sie zufrieden ſein. Dies hier iſt nur für die gemeinen Leute und enthält ordinäre Sachen. Oben hingegen —"

„Ach, darum handelt ſich's nicht, Beſter," lächelte Piron, „wir haben gar keine Luſt, uns länger als nöthig aufzuhalten. Laſſen Sie Seiner Herrlichkeit einen beſſern Stuhl bringen, und ſchicken Sie Ihre Leute fort, wir wünſchen mit Ihnen zu reden."

„Man beeile ſich!" rief Fronſac.

„Dieſer Mann," und Gauchat zeigte zitternd auf Quinet, „iſt nur ein armer Taubſtummer!"

„Das hindert ihn nicht, hoff' ich," lachte Piron, „das Gemach zu verlaſſen. Ich hatte einen Taubſtummen im Dienſt, welcher der prächtigſte Schuft unter der Sonne war, und jagte ihn fort, da er mehr ſtahl, als zehn Zungen und zwanzig Ohren werth waren."

Der Lehrling und der Markthelfer hatten indeß mit großer Schnelligkeit zwei eichene Seſſel herbeigebracht und verließen mit Quinet den Laden.

Fronſac lehnte ſich, die goldene Tabatière in der Hand, nachläſſig zurück und blickte Gauchat ſtreng in's Geſicht. „Man wird jetzt zuhören, die Wahrheit antworten, als ſäße man in der Beichte, und ſich nicht beifallen laſſen, über den Zweck unſerer Anweſenheit irgend wo und wie ein Wort weiter zu verlieren, wenn man nämlich nicht die Bekanntſchaft von la Force oder Chatelet machen will! Man wird uns auch etwas von den neueſten literariſchen Erſcheinungen in's Haus ſenden, damit ein ſcheinbarer Vorwand gegeben iſt, dieſe Spelunke zu betreten!"

„Sehr wohl, Herr Herzog!" —

„Man hat nämlich ein Buch in Verlag genommen, die „Harfenſchule" betitelt, das ein gewiſſer Caron oder Beaumarchais verfaßt hat; iſt dem ſo?"

„Ja — ja, Durchlaucht, ſo iſt es!" ſagte Gauchat leichenblaß. „Ich — ich will nicht hoffen, gnädigſter Herr Herzog, daß — daß darin ein Ausdruck vorkam, der — der mißfallen hat?! Nur ein Exemplar iſt bis jetzt verkauft, und wenn der Herr Herzog befehlen, ſo will ich gern den ganzen Vorrath —"

„In mein Haus ſchicken?!" fuhr Fronſac entſetzt auf. „Man iſt, bei Gott, höchſt unverſchämt!

Wenn man uns zweihundert davon ſendet, das dürfte" — er wendete ſich an den Chevalier — „der Façon wohl genügen; es iſt das Aeußerſte. Doch dieſe Bagatelle bei Seite! Da man mit dieſem Beaumarchais Geſchäfte macht, kennt man ihn alſo. Man wird uns ſomit genau und — ehrlich ſagen, welche Art Individuum das iſt, wie er ſituirt iſt, ob er Lebensart hat, und was dieſen Beaumarchais etwa zu vornehmer Geſellſchaft befähigt, ſo weit man hierin ſelbſt einen leidlichen Begriff hat! Kurz, man ſage ſehr genau, was an dem Autor der „Harfenſchule" zu loben und zu tadeln iſt. Man erwäge, daß jeder falſchen Angabe harte Strafe folgt, da man Perſonen täuſchen würde, die zu erhaben ſind, als daß man ihre Namen in dieſer Höhle ausſpricht!" —

Gauchat zitterte an allen Gliedern. Er brach förmlich unter der Laſt der Ueberraſchung, des Schreckens, der Reue und Ungewißheit, was hier zu thun ſei, zuſammen. Zwei Herren vom Hofe, ein Herzog und ein Chevalier, erkundigten ſich nach Beaumarchais, kauften zweihundert Exemplare der Harfenſchule, die Niemand vorher angeſehen! Und er hatte den Mann faſt hinausgeworfen! Er ſchnappte nach Luft, und ſeine Lippen murmelten unverſtändliche Worte.

Piron, der bei dieſer Scene mit Mühe ſein Lachen unterdrückte und gute Gründe hatte, den Ausgang der Angelegenheit zu ſichern, half Gauchat aus der Verlegenheit.

„Obwohl ich unbetheiligt und gewiſſermaßen nur unſchuldige Urſache dieſer Affaire bin, möchte ich mir doch erlauben, Herr Herzog, Sie aufmerkſam zu machen, daß ein ſchlichter Mann, wie Herr Gauchat, ſo ſelten ſolch diſtinguirten Beſuch erhält, daß ihn Ihre Würde und Determinirtheit ganz niederdrückt, wie Sie ſehen. Wollen Sie erlauben, daß ich ihn befrage?"

„Hm, ja!" und Fronſac's Antlitz ward milder, „ich ſehe, man iſt conſternirt! Man iſt vornehmer Leute ungewöhnt, geblendet, verſchüchtert! Gut, ſehr gut, man ſcheint ein loyaler Mann zu ſein, kein Schreier und Skandalirer! Haben Sie die Güte, ihn zu fragen." —

„Nun, mein Herr Gauchat," ſagte Piron lächelnd, „ſobald Sie ſich erholt haben werden, wollen Sie uns gefälligſt ſagen, was Herr Beaumarchais für ein Mann iſt. Es kann ſein, — je nachdem Ihr Zeugniß ausfällt, daß der Verfaſſer der Harfenſchule ein ungeahntes Glück macht!" —

„Falls er das Subject dazu iſt!“ fiel Fronſac ein.

„Da Sie vor — ſehr hohen Perſonen, verſtehen Sie wohl!“ und Piron's Stimme erhielt eindringlichen Klang, „für Ihre Ausſage verantwortlich gemacht werden dürften, ſo werden Sie begreiflich nichts verſäumen, einen Mann in das rechte Licht zu ſetzen, der in ſolchen Kreiſen Aufmerkſamkeit erregt hat!“ —

Gauchat war von dem jähen Wechſel, der ſich im Geſchick des Autors der Harfenſchule vorbereitete, allerdings wie von einem wunderbaren Phänomen erſchüttert, jedoch weder ſo wenig bekannt mit vornehmen Leuten, noch ſo ſehr auf den Kopf gefallen, um Piron's Andeutungen mißzuverſtehen und in dem Herzog nicht endlich doch einen jener alten Hofgecken zu erkennen, welche zu allen Zeiten die Plage ihrer hohen wie niederen Umgebungen geweſen. —

„Ah ſo! Nun verſtehe ich erſt ganz den Sinn der Worte von Ew. Gnaden, jetzt begreife ich, was Seine Herzogliche Durchlaucht befiehlt! — O, welche Frage! Ob ich den Herrn Beaumarchais kenne? Meinen theuren, verehrten Freund Beaumarchais, den geiſtreichſten Mann, den göttlichſten Muſiker, den ſchönen Geiſt voll Witz und Intrigue, Grazie

und Ironie, der die Gaben in ſich trägt, in fünf Jahren ein Millionär und der Abgott von Paris zu ſein?! Ich kenne ihn, wie ich mich ſelbſt kenne und —“

Piron erhob verſtohlen, aber wie zur Drohung den Finger, Gauchat ſchwieg.

„Ah bah, was ſchwatzt man da!“ rief Fronſac verächtlich. „Solche Qualitäten, wie dieſem Beaumarchais nachgerühmt werden, finden ſich nicht in bürgerlicher Niedrigkeit! Woher ſollen einem Manne Grazie, Witz, Eleganz und bon ton kommen, der nie in reſpectable Luft kam, ſein Brod als Muſikant und Bücherſchreiber friſtet! Ich bin gut dafür, daß dieſer Menſch für hundert Livres ſeine Seele zu jeder Canaillerie verkauft; dafür iſt er Plebejer!“

„O, bitte ſehr um Entſchuldigung, Herzogliche Gnaden! Dieſer Mann hat eine große Seele, eine höchſt noble, vornehme Denkungsart, ſo etwas von geborenem Stolz. Ich gebe zu, daß momentan ſeine Verhältniſſe zerrüttet ſind, er in einer Situation iſt, die wir Bürgerlichen — eine Calamität nennen, aber wollen Sie wohl glauben, mein durchlauchtigſter Herr, daß dieſer Mann vor einer Viertelſtunde hier war, und obwohl er ſehr in Noth geweſen, mir ein köſtliches Theater-

ſtück, das er geſchrieben, „Eugenie“ heißt es, durchaus nicht verkaufen wollte, weil ich im Augenblick ſo verblendet war, ihm ſtatt ſiebenhundert Livres nur fünfhundert zu bieten? So iſt er nun! — Er zeigte mir verächtlich ſeine brillantenbeſetzte Uhr, die wenigſtens tauſend Livres gekoſtet haben muß, und ſagte: „Herr Gauchat, ich werde Ihnen dies Manuſcript gar nicht verkaufen, und ſollte ich einen Stein um den andern aus dieſem Kleinod brechen, um leben zu können!“ Ehe ich nur eine Entſchuldigung machen konnte, war er weg.“

„Ei, mein Herzog,“ fiel Piron ein, „das zeigt allerdings einen noblen Charakter, einen ſittlichen Stolz und das Bewußtſein geiſtiger Qualitäten, wie ſie ſonſt in dieſem Stande ungewöhnlich ſind. Ich glaube faſt, dieſer Beaumarchais wird gewiſſen hohen Erwartungen entſprechen!“

„Es ſcheint wirklich ſo! In der That, das iſt ungewöhnlich,“ ſagte Fronſac mit Erſtaunen, „und wenn dieſer Muſicus ſo loyal und traitable iſt, wie er uneigennützig und anſtändig ſcheint, woran ich doch noch zweifle, ſo wäre die Sache gefahrlos. Wir wollen ihn ſprechen, gebe man uns ſeine Adreſſe!“

„Seine Adreſſe?“ rief Gauchat erſchreckt. „Ach,

ſeine Adreſſe!“ Und er begann überall herum zu ſuchen. „Ich wußte ſie ja! Er hatte ſie mir eben erſt — nein, vor längerer Zeit gegeben, ich — o, geſtatten Sie, daß ich meinen Buchhalter rufe, Quinet weiß Alles! Jaques, Jaques Parol! Wo ſteckſt Du? O Jaques, mein Kind, rufe ſogleich Quinet! Ob Quinet den Zettel hat, welchen Herr Beaumarchais zurückließ?!“ —

Der Bube ſtürzte hinaus in die hintere Remiſe und erſchien geſtikulirend und Zeichen machend mit Quinet, welcher ſtumm nickte, ſein Pult aufſchloß und ſeinem Chef lächelnd das vorhin verachtete Papier überreichte.

„Gott ſei Dank!“ rief der Buchhändler, „ich wußte ja, Geſchäftsſachen gehen nie bei mir verloren! Da iſt ſeine Wohnung! Herr Pierre Auguſtin Caron Beaumarchais, Rue Bertau 30, vierter Stock im Pigeonnier, Querſtraße der Rue Beaubourg. Das iſt nämlich die Parallele zwiſchen der Straße St. Martin und Temple, Durchlaucht; erlauben Sie, daß ich es deutlicher aufſchreibe.“

„Das iſt ja eine ſchändliche Gegend, ſcheint mir, in einem ominöſen Viertel, und im vierten Stock!“ ſeufzte Fronſac. — „Es iſt entſetzlich, daran zu denken, daß in dieſem Revier Jemand wohnen

ſoll, welcher der hohen Gnade gewürdigt wird —!" Der Herzog ſtockte, dann zuckte er die Achſeln. „Natürlich, erhabene Paſſionen ſind indiscutable; laſſen Sie uns die Sache beenden, Chevalier!"

„Mit Vergnügen, und da ich die Urſache dieſer Jagd auf Herrn Beaumarchais geworden, mein Herzog, will ich Ihnen Ihr ſchweres Amt möglichſt erleichtern." Damit nahm Piron die Adreſſe. „Herr Gauchat, vergeſſen Sie alſo die Bücher nicht in's Hotel de Fronſac zu ſenden; Sie werden ſich auch erinnern, daß unſer Beſuch nur dieſem Ankauf galt, und alles Andere vergeſſen, wenn Ihnen an Ihrem Wohle gelegen iſt!" Damit öffnete der Chevalier die Ladenthür, Fronſac ſchritt langſam ſteif zum Wagen, Piron gab einem Lakaien die Adreſſe, und die Equipage rollte die Chauſſetrerie hinab, durch die Feronerie nach St. Martin.

Als ſich Gauchat aus dem gehorſamſten Devotionswinkel erhob, in welchen ihn der Abſchied beider Cavaliere verſetzt, ſtarrte er Quinet blöde an. Dann ſchlug er in namenloſem Erſtaunen die Hände zuſammen.

„Er hat es geſagt, er hat es geſagt! In fünf Jahren wird er der Abgott von Paris ſein! O ich Narr!! — Er — er darf bei niemand Anderem

verlegen, als bei mir! Heut' Abend geh' ich zu ihm, Quinet!" Und indem er redete, machte er ihm heftige Zeichen, um ſich zu verſtändigen. „Quinet!! Eine Annonce in den Mercure français, eine preiſende Annonce der Harfenſchule! Ein Buch für den königlichen Hof, zweitauſend Exemplare an einem Tage verkauft! Das kann man ſchon ſagen, und die Null kommt auf den Setzer! Statt einen Lire fünf Livres das Stück! Jaques, ruf' den Markthelfer! Zweihundert Exemplare gepackt, die anderen hinauf in die noblen Verkaufsſalons! Hundert werden in Saffian gebunden, mit Goldſchnitt, Golddruck und Lilien darüber! Das Geſchäft blüht! Das Buch zieht! Vorwärts, in einer Woche ſoll die Harfenſchule vergriffen ſein!!" —

2.
Im Pigeonnier.

Während Beaumarchais, von Gauchat's Schwelle vertrieben, wie ein Träumender die Straßen kreuz und quer durchstrich und das bekannte „J'ai revoir ma charmante maîtresse“ pfiff, ſuchte er umſonſt den wüthenden Schmerz gänzlicher Hoffnungsloſigkeit und das Gefühl der Entwürdigung zu betäuben, deſſen Harpyenklauen Derjenige doppelt im Gemüth empfindet, welcher, wie er, eine ſorgenloſe, glückliche Jugend genoſſen, der ein theures Weſen hat, das mit ihm leidet, welcher noch Verwandte, einen Vater ſein nennt, der leicht genug helfen konnte, deſſen Herz ſich ihm aber ſeit Jahren verſchloſſen, ſo daß ihm nun der Nächſte im Leben der Fremdeſte iſt! — In ſolchen Augenblicken ſteigen in der Seele des Beſten ſchlimme,

giftige Gedanken auf, und die in Wahrheit verdammte Seele ſchwankt oft zwiſchen Selbſtmord und Verbrechen. — Vielleicht wäre auch dieſer kräftige Geiſt unter der Laſt ſeines Elends zerbrochen, hätte in der Verzweiflung zu etwas gegriffen, das ſtets mit der Morgue oder Galeere endigt; aber er hatte mit Recht geſagt, die koſtbare Uhr, der Perlenring halte ihn aufrecht! So lange man noch über ſolche Kleinodien gebietet, iſt noch nicht Alles verloren, obwohl der Beſitz trügeriſch erſcheint, wie der einer jeden äußerſten Ausflucht. Mußte nicht ein Tag kommen, wo der letzte Louis vom Erlös dieſer Werthſtücke dahinrollte, und würde er dann beſſer daran ſein, nicht vor demſelben Nichts ſtehen, wie heute? — Die kecke Zuverſicht, die Suada, welche er, ein ächtes Pariſer Kind, vor Gauchat entwickelt, war nur das letzte, traurige, ihm ſelbſt lächerliche Manöver geweſen; denn dem ſchuftigen Verleger Bangigkeit, gänzlichen Verfall zu zeigen, hieß ſich vor ihm nur Blößen geben. — So in grübleriſcher Selbſtqual zwecklos hin und her rennend, kam er endlich zu ſich, und beſchloß, heimzukehren. Vielleicht hatte ſein junges Weib Suſanne indeß einen beſſern Fang gethan! — Er begann plötzlich, wie vom Inſtincte getrieben, raſch zu gehen. —

Während dieſes ſeines Streifzuges, und indem inzwiſchen Zufall, Schickung, oder ſonſt ein unerklärlicher Umſtand ſein Loos durch das Erſcheinen der Höflinge bei dem Verleger umwandeln zu wollen ſchien, fand in der Wohnung Caron's ſelbſt ein nicht weniger ſeltſamer und ominöſer Vorfall ſtatt, der tiefer als alles Andere in ſeine Zukunft eingriff, ihm eine Quelle unendlicher Kämpfe, wie eines Ruhmes ward, der in ganz Frankreich wiedertönen, mit den großen Geſchicken deſſelben ſich verknüpfen ſollte.

Die Straße Beaubourg, von den Quergäßchen Maubue und Simon le Franc beginnend, welche die Hauptſtraßen St. Martin und die gewundene Temple ſüdlich verbinden, läuft mit dieſen parallel, und mündet nördlich auf die Kirche St. Nicolas de Champ. Es iſt eine enge, ſchmutzige Gaſſe, verrufen wie der ganze Temple, und von kleinen Bürgern, Gewerbsleuten wie niederem Volke bewohnt, das lieber ſchlecht und billig wohnt, um unter ſeines Gleichen ſeine oft zweideutige Handierung zu treiben. Viele kleine Gäßchen durchſchneiden die Baubourg, diverſe Sackgaſſen münden in ſie, und ihre Gebäude hatten von jeher ein düſteres und unreinliches Ausſehen. Der Schmutz war hier officielle Firma, und die Unre-

gelmäßigkeit der Bauart der ſicherſte Schutz vor der Gefahr der Steuerdecrete. Eine ſolche Sackgaſſe befand ſich nun in der Mitte der Beaubourg, weſtlich in ſie mündend, die Rue Bertau. Betrat man dieſelbe, ſo lehnte ſich ihre rechte Häuſerflucht an das alte Kloſter und die Kirche St. Lazare, deren gewaltiges Dach nebſt Glockenthürmchen, ſteinernen Waſſerſpeiern und rauchgeſchwärzten Wänden über ſie hinſah. Die linke Seite bildete die Flanke eines chaotiſchen Häuſerviertels, welches dieſe Gaſſe, dann einen Theil der Beaubourg, ferner die Cour du Mer (Seehof), und rückwärts ein Stück der Hauptlinie von St. Martin umſpannte. Den Hintergrund dieſer Sackgaſſe, den eigentlichen Sack, bildete ein für dieſe Gegend ſehr gewaltiges Quergebäude, deſſen Front nur theilweiſe ſichtbar wurde, weil ihre kleinere Hälfte ſich hinter das letzte Grundſtück der rechten Seite ſtreckte und an die Kloſterkirche der Lazariſten ſtieß. Die letzten Grundſtücke der linken Häuſerreihe ließen nur eine ſchmale Lücke zwiſchen ſich und dieſem Gebäude, welche von einem engen hölzernen Thor im Winkel geſchloſſen wurde, deſſen Holzdach mit eiſernen Stacheln geſchützt war und über welches man einen Blick in einen häßlichen, ſeitwärts gelegenen Hof frei hatte.

Beſagtes Gebäude führte ſeit Alters den Namen Pigeonnier (Taubenhaus), nicht nur wegen ſeiner vielen Fenſter, denn es hatte vier Stockwerke, und auf dieſer, von der Straße Bertau ſichtbaren Seite deren ſechsunddreißig (das Parterre abgerechnet), ſondern auch ſeiner großen inneren Räumlichkeiten und verſchiedener Ausgänge wegen, ſo daß bei Tag und Nacht wirklich alle Arten Tauben frei aus- und einfliegen konnten, ohne daß davon ein Unberufener Ahnung hatte. Seine Subſtruction, Erdgeſchoß wie Bel-Etage, waren entſchieden gothiſchen Urſprungs. Das ſcheinbar an der rechten Seite, in Wahrheit in der Mitte der Front ſitzende Hauptthor mit ſeinen Bogen, gothiſchen Fenſtern und Gewölben des Erdgeſchoſſes deuteten, eben ſo wie die großen kloſterartigen Räumlichkeiten des Innern an, daß vor Alters dieſe Localitäten kirchlichen Zwecken gedient haben mußten, muthmaßlich eine Erweiterung von St. Lazare geweſen waren. Die oberen Stockwerke hingegen wie die Bedachung ſtammten aus der Renaiſſance. Jetzt war der Pigeonnier an eine Unzahl beliebiger Leute vermiethet. Das Souterrain gab den Laden eines Riemers und daneben eine geräumige Schmiede her, aus welcher das Aechzen der Bälge und der Schlag des

Boßekels ertönte. Betrat man den Thorweg und den innern Hof, ſo zeigte ſich das Grundſtück in ſeiner ganzen Größe. Den alten Klöſtern gemäß umgaben ſeine vier Flügel den Hof, einſt Kloſtergarten; die Längsſeite dieſes Parallelogramms von Stein hatte an ſeiner innern Seite eilf, an ſeiner Breitſeiſe ſechs Fenſter; ihr Erdgeſchoß bildeten offene Gallerien, auf alten gothiſchen Säulen ruhend, Kreuzgänge, welche in den Winkeln Treppenflure enthielten. Außer dem Thorwege von der Straße Bertau her hatte dieſer Koloß, um eine leichte Circulation ſeiner Bewohner nach allen Seiten herzuſtellen, nicht nur einen ſchmalen Ausgang, welcher auf beſagten Hof des linken Grundſtückes und in das anſtoßende Häuſerviertel mündete, ſondern auch ein Hausthor vis-à-vis, durch das man direct auf ein anderes kurzes Sackgäßchen, die Rue Clairveaux trat, welches in die Straße St. Martin führte. Denke man ſich dieſes weitläufige Haus nun von fünf- bis ſechshundert Menſchen jeden Alters und Geſchlechtes bewohnt, räthſelhaften Individuen, welche kamen und gingen, ganz nach Laune, ſobald ſie nur beim Ausflattern gegen Quittung die Miethe auf einen Tag, zehn Sous per Kopf, und in dringenden Fällen ein Douceur bei einem der Portiers der

verſchiedenen Ausgänge zurückließen. Gewiſſe vornehme Perſonen, welche en bloc bezahlten, waren natürlich ausgeſchloſſen und hatten eine Art passe-partout, einen Freiſchein. In dem, nach der Rue Bertau gelegenen linken Flügel des Gebäudes über den Läden bewohnte den ganzen erſten Stock Demoiſelle Raucourt, Sängerin der großen Oper, die ſich damals noch im rechten Tract des Palais Royal befand, Coralie Raucourt, das enfant cheri des berühmten Duni und Piccini, wie noch diverſer anderer Leute. Ueber ihr trieb ein jüdiſcher Pfandleiher ſein lohnendes Gewerbe, und dieſe Gegend hatte ſo viel Geldbedürftige, daß ſeine Hintertreppe ſelten von Paſſanten leer wurde, welche ihre Pfandzettel am Ausgange als Legitimation zu zeigen pflegten. In den dritten Stock hatten ſich ein Schneider, ein Schuhmacher, ein Drechsler und ein ruinirter Winkelpraktikant getheilt, welche gleiche Armuth zu enger Collegialität verflocht; im vierten Stock endlich, den Manſarden, wohnte eine ähnliche, noch räthſelhaftere Geſellſchaft. Zunächſt des Flurs befand ſich eine Thür ohne Schild, weiterhin eine andere, an welcher zu leſen war: „Batyl, Muſiklehrer, Artiſt der Oper.“ Jenſeit der Treppe, nach dem linken Seitenflügel führend,

zeigte eine dritte Thür die Worte: „Louiſe Düchapt, atelier de la mode.“ Oeffnete man die namenloſe Thür, hinter welcher eben einige Seufzer erklangen, ſo trat man in eine geräumige Manſarde, wie die eine ſchräge Giebelwand und die kaſtenförmig herausgebauten kleinen Fenſter bewieſen. Es waren deren vier, und ſie ſahen auf den innern Hof. Dieſer Raum, eigentlich ein großer Boden, ſchloß das zweifenſtrige Zimmer des Herrn Batyl, welches gleich einer anſtoßenden, einfenſtrigen Kammer nach der Bertau blickte, in einen rechten Winkel ein, der gleichfalls durch ein Giebelfenſter aus letztrer Gaſſe Licht empfing. Das Ganze, ein langer, öder Raum, war wohl hell genug, aber ſchlecht und ſparſam möblirt, kalt und unheimlich. Rechts führte eine Verbindungsthür nach Batyl's Stube, links am erſten Fenſter ſtand ein Tiſchchen mit Schreibereien, am zweiten eine Art Nähtiſch, darauf Blonden, Tüll, Bänder und diverſe Putzgegenſtände. Bei der Thür rechts machte ſich ein alter Schrank bemerkbar, dem auf der andern Seite eine Commode entſprach. Auf dieſe war ein Stück verblichener Ledertapete gebreitet, Bücher, davor einige Taſſen und kleine Andenken. Ueber ihr hatte man einen Spiegel ſchräg angebracht, bei dem links eine

Mandoline am blauen Bande hing, in deſſen Saiten eine falſche Roſe (aus irgend einem Damenkopfputz) geklemmt war, auf der andern Seite hatte eine Violine Platz genommen, deſſen Bogen unter das Griffbrett geſteckt war. Es hatte einen melancholiſchen und doch ſinnigen Anſtrich. Dies Fleckchen ſchien viel Geſchichten zu erzählen von zweckloſen Träumen und ſüßen Stunden, die verrauſcht, verklungen waren, wie der erſtorbene Ton beider Saitenſpiele. Weiterhin wurde das Gemach durch eine oft geflickte, bunte Kattungardine getheilt, hinter der zwei ſehr ſaubere Betten hervorlugten; ein Koffer ſtand dabei. Schritt man noch weiter, ſo gelangte man in den ſchon bezeichneten Winkel, deſſen Fenſter auf die Rue Bertau ging. Derſelbe war, wie ein beſonderes Zimmer, durch einen improviſirten Bretterverſchlag getheilt, welcher in der Mitte eine Thür hatte. Am Giebelfenſter befand ſich ein wurmſtichiges Pult mit einem Schemel, links ein elendes Bett, rechts ein Schrank, und auf einem ziemlich großen Tiſche lagen Claſſiker, Scripturen und gelehrter Plunder bunt durcheinander.

An dieſe Räume hatten gleichzeitig drei Parteien Anſpruch, ein alter Schulmeiſter, Morelly mit Namen, der dieſen hintern Winkel jenſeit des

Verſchlages als unbeſtrittenes Eigenthum beſaß, Batyl, der den vorderſten Raum gelegentlich als Eß- und Erholungsraum beanſpruchte, und Beaumarchais nebſt Frau, welche die Pièce hinter der Gardine als Schlafzimmer, vor derſelben als gemeinſchaftliches Arbeitslocal benutzten.

Das Troſtloſe, Leere und Bängliche noch zu erhöhen war nun wohl nichts ſo ſehr geeignet, als die Geſtalt einer jungen Frau, welche am zweiten Fenſter bei der Arbeit ſaß, die Füßchen auf einem ſchmalen Schemel, und den Haubenkopf zwiſchen den Knieen hielt, auf dem ein phantaſtiſches Häubchen mit Roſaband ſaß, an welchem ſie eben mit aller Emſigkeit genäht hatte. Sie mochte neunzehn, höchſtens zwanzig Jahre alt ſein. Ihre Haut hatte nichts von ihrer weißen Zartheit, ihre kleine, graziöſe Geſtalt, ihr Nacken, Achſeln und Buſen, welche theilweiſe verrätheriſch unter dem alten rothſeidenen Knüpftuch hervorlugten, noch nichts von der jugendlich ſchönen Fülle verloren. Ihr reizendes Geſichtchen ſchmückte noch ganz die Naivetät und Lieblichkeit, welche manchen Weibern ſo lange den Eindruck kindlichen Zaubers geben, beſonders wenn noch eine Zier, ſchelmiſche Grübchen in Kinn und Wangen, hinzukommen. Aber ihre Augenlider waren geröthet, ihr

Buſen hob ſich unruhig und ſchwer, ſie ſchrak oft zuſammen und blickte ſcheu nach der Thür. Dann nähte ſie, wie von Angſt getrieben, haſtig weiter. Sie hatte etwas Ueberwachtes, Krampfhaftes in ihren Zügen, und das blaue Geäder ihrer Schläfe, ein hitziges Roth, das ſich abwechſelnd über ihren Brauen zeigte, um dann einer jähen Bläſſe Platz zu machen, deuteten zur Genüge, daß die Arme litt. —

Rings war's ſtill. Dumpf nur hallte das Geräuſch von Straße und Corridor herauf, aus Batyl's Zimmer erklang Harfenton, ſchwermüthig ſchmerzhaft ein Moll-Thema ſelbſtquäleriſch in's Endloſe variirend. Die junge Frau hatte ſich nicht länger mehr bezwingen können, hatte, die Arbeit ſinken laſſend, weinen müſſen; — nun ſaß ſie, ſann und ſann. Ein Geräuſch! —

„An die Arbeit!" murmelte ſie! „Bis Mittag ſpäteſtens muß ich ſie fertig haben, daß ich von der Duchapt Geld bekomme, ſonſt müſſen wir heute geradezu hungern! Aber die Theaterprinzeſſin unten, die Demoiſelle Raucourt, welche vor zwei Monaten den erſten Stock gemiethet, Damaſtgardinen und vergoldete Meubles hat, die führt ein luſtiges Leben! — Natürlich! — Sie hat ſich auch den lüderlichen Herren vom Hofe, den Ade-

ligen verkauft, was ſoll ſie nicht luſtig leben? — Man möchte an Gott verzweifeln!" Haſtig ergriff ſie die Nadel und ſtach und ſtach. — „Au!" ſchrie ſie auf, — und ein purpurrother Tropfen ſprang aus dem Zeigefinger ihrer linken Hand, und befleckte den blendenden Tüll des Häubchens. Schnell zog ſie den Finger hervor, ſog ängſtlich das Blut von ihm, und ſtand auf, den Haubenkopf fortſtellend. — „Da hab' ich mich auch noch geſtochen! So tief! — Wie das blutet! Ach und das Häubchen iſt ruinirt, das ſchöne Häubchen!" — Die Thränen traten ihr in die Augen. „Statt es zu vollenden und Geld zu erhalten, iſt eine ganze Nacht, Oel und Mühe dahin, und ich muß der Duchapt den Schaden vergüten! — Da liege, dummes Ding!" Erbittert warf ſie den Haubenſtock zu Boden und ſchritt in tiefſter Verzweiflung auf und ab. „Ein Haufen Schelme, welche Caron nicht das Waſſer reichen, kleiden ſich in Seide, haben Ruf, Aemter und Geld, ſtolziren mit goldbeſchlagenem Bambus mitleidig lächelnd vorüber, und Du, armer Beaumarchais, magſt anpacken, was Du willſt, nichts ſoll Dir gelingen! Gewiß, Du biſt ja ein Talent und ein Bürgerlicher dazu, Beides zuſammen kann man ja nicht ertragen! Warum, himmliſche Mächte, habt Ihr nicht einen

Dummkopf aus ihm gemacht, wir ſäßen gewiß warm genug gebettet?! — Da er noch Uhrmacher war, mit ſeinem Vater in Frieden lebte, das war ſeine glückliche Zeit; wär' er nur ſein gehorſam wie andere Söhne geblieben, die ihre Väter blos zum Beerben haben! — Ach, ich wurde ſein Unglück! — Als er mich vor drei Jahren in Paſſy ſah, wir uns in einander verliebten, er mich aus meiner Trübſeligkeit riß und in ſein Elternhaus führte, — ich werde den ſchlimmen Tag nimmer vergeſſen! — den Tag, wo der Vater den Sohn verfluchte, ihn von der Schwelle ſtieß, weil er ein armes Mädchen genommen, das nicht wußte, wie es ehrlos ſei, wenn man ſeine Eltern nicht kennt, ein Kind verbotener Liebe iſt! — An mir geht er zu Grunde!!" — Sie ſtand händeringend, überwältigt von ihren Gefühlen da. „Und wenn es ihm nicht gelang, ſeine „Eugenie" zu verkaufen? Was thun? — Der Krämer borgt keinen Sous mehr, Batyl wird ungeduldig, und Morelly hat ſelber nichts! Wir werden das Letzte d'ran geben müſſen, die Uhr, ach, den Ring, — das Einzige, was mir über meine elende Geburt einſt Aufklärung geben kann!"

Vielleicht hätte ſich die Beklagenswertheſte noch in tiefere, unſeligere Betrachtungen verſtrickt, doch

Batyl, der Muſiker, welcher ſein Harfenſpiel eingeſtellt, öffnete leiſe die Thür ſeines Zimmers und trat ein. —

Manche Menſchen ſind ſo recht dazu gemacht, uns zu Gemüth zu führen, wie wir, die edleren Qualitäten unſerer Seele und die Sprache abgerechnet, doch die meiſten unſerer übrigen Eigenſchaften der verachteten Thierwelt entlehnt haben. Batyl war gewiß ein ausgezeichneter Muſiker, aber aus Eitelkeit ein Affe, und da ihm weder ſeine Kunſt, noch ſeine ruheloſe Eigenliebe zu der Stelle eines Muſikers der Hofcapelle erhoben, die er für das Geringſte hielt, was das Schickſal ihm ſchuldig ſei, ſo wurde er ein boshafter Affe, welcher Narrheit mit Tücke und bodenloſe Frechheit mit Schadenfreude verband. Als er lautlos eintrat und die gramvolle Geſtalt der Abgewendeten ſah, murmelte er in ſich hinein: „Sie iſt mürbe genug!“

In dieſem Augenblicke ſchien Beaumarchais' Frau wie aus Inſtinct ſeine Annäherung zu fühlen, ſie ſchrak auf und wendete ſich um.

„Ei, Frau Suschen, wieder ſo traurig?“

„Der mahnt gewiß!“ dachte Suſanne. „Ach, Batyl, Traurigkeit und Entbehrung ſind der Armuth Gewerbe!“

„Na, na, Caron iſt ja ausgegangen, vielleicht —“ Batyl blickte ſtockend ringsum, und, die Hände auf den Rücken gelegt, ſchritt er nach dem hinter der Gardine gelegenen Theil des Raumes, um ſich zu überzeugen, daß in demſelben ſo wenig wie in Morelly's Verſchlag Jemand vorhanden ſei.

„Und er wird unverrichteter Sache wiederkommen! Die Enttäuſchung iſt uns faſt zur Gewohnheit geworden! — Mein Gott, Batyl, wir müſſen aber doch leben! Unſere Eltern haben nun einmal das Verſehen begangen, uns zur Welt zu bringen!?“

„Wenn Eltern ein ſo ſchönes Verſehen begehen, Suschen, wie Sie ſind, dann dürfen dieſelben ſtolz ſein!“

„Wie ſtolz meine Eltern auf mich waren,“ rief die junge Frau empört, „haben ſie bewieſen, indem ſie mich ausſetzten, ſich vor mir bis dieſe Stunde verläugneten, das Kind ihrer Sünde oder Thorheit dem Weh und der Verſuchung ſchonungslos preisgaben. Der einzige Beweis, daß ich überhaupt Eltern habe, iſt ein Ring, der wohl eher den Weg zum Goldſchmied finden wird, als die Meinen zu mir! Ich bin ein gar elend Geſchöpf!“

„Elend? Pfui doch, Sie verſündigen ſich! Sind Sie nicht jung und hübſch? Dieſe ſchlimmen Zeiten können vergehen —"

„Und noch ſchlimmere kommen!" fiel ſie ihm heftig in's Wort. „Einen noch tröſten wollen, wenn man nicht einmal zu Mittag etwas zu eſſen hat!"

Batyl blickte ſie ſchlau an, ſeufzte und lächelte: — „Ach, wenn Sie nur wollten, Suschen, binnen einer Stunde ſtände Alles mit Ihnen anders!"

Suſanne ſah ihn fragend an. „Binnen einer Stunde? — Wenn ich will? — — Batyl, man muß Sie nothwendigerweiſe nach Bicêtre bringen!"

Der Muſiker griff in die Rocktaſche und zog ein ſauberes Päckchen heraus. „Rathen Sie, was habe ich hier?" —

Suſanne mußte unwillkürlich lächeln. „Etwas zu beißen? Für mich und Caron?" —

„Das zwar nicht, aber Etwas, wofür man genug zu beißen anſchaffen kann!"

„Ach, Sie ſind nicht geſcheidt!" ſagte Suſanne gereizt. „Ein Packet Banknoten? Nicht? Und von Ihnen, der uns alle Naſen lang der hundert Livres

wegen mahnt, wie? — Du lieber Gott!" und ſie zuckte verächtlich die blendenden Schultern.

Batyl trat haſtig zu ihr, ſeine Stimme ſank zum Flüſtern herab. „Es ſendet's ja eine vornehme Perſon, die Ihnen wohlwill!"

Die kleine Frau ſchreckte freudig erſtaunt auf. „Eine hohe Perſon will meinem Caron wohl? — Wer iſt's?!"

„Wollen Sie ruhig bleiben und gegen Jedermann ſchweigen?"

„Ja, ja doch, nur heraus mit dem Geſchenk!"

„Ruhe, Ruhe, Frauchen! Es iſt nicht genug, daß Sie ſchweigen, Sie müſſen auch die Bedingungen eingehen, welche damit verbunden ſind?!" —

„Bedingungen?" — Suſanne wurde plötzlich kühl und lauernd. — „Und welche denn, Herr Batyl?"

Der Muſikant verzog den Mund zu einem verlegenen Lächeln, indem er das Päckchen öffnete. „Erſt wollen wir das Geſchenk doch anſehen, es plaudert ſich dabei beſſer." —

Die Umhüllung fiel, er hielt ein koſtbares Etui in der Hand, und zeigte es von allen Seiten. — „Was? Iſt das nicht köſtlich?!" —

Suſanne blickte es mit eben ſo viel Mißtrauen

wie Ueberraſchung an. „Wirklich wundervoll! Und ganz ächter Sammet!"

„Der Beſchlag iſt von Gold!"

„Gold?" —

„Und die Einrichtung auch!" — Damit öffnete er es. „Drinnen liegen drei Stück Tauſend-Livres-Noten und ein Billet, — an Sie!" —

Die arme Frau, vorher vom Schmerz der Armuth, der Pein augenblicklichſter, nagendſter Noth durchrüttelt, jauchzte, alles Andere vergeſſend, bei dieſem Anblick auf. — „An mich, an mich?! — Welche wohlthätige Göttin hat unſer Elend entdeckt, Batylchen?!" —

Der Muſikant, welcher das Geſchenk noch immer nach allen Seiten wendend zeigte, aber in der Hand behielt, um die erwachte Begehrlichkeit zu reizen, lächelte ſchlau. „Dieſe Göttin iſt ein Gott! Ein Apoll an Liebenswürdigkeit, ein Pluto an Reichthum, und nur auf Sie kommt es an, ihn zu Ihren Füßen, — ſich fortan im Wohlleben zu ſehen! — Eine günſtige Antwort für ihn, und —" er präſentirte ihr mit einer Verbeugung das Geſchenk.

Suſanne ſchrak auf. Sie erwachte aus ihrer wohlthätigen Illuſion. An Stelle des freudigen Begehrens trat der tiefe Unwille ihres empörten

Gemüths. — „Sie und Ihr Gott Apoll, Ihr ſeid Schurken!!“

Batyl ſchrak zurück. Statt ſchmeichleriſcher Artigkeit zeigte ſich offen die Tücke ſeines Naturells. „So! — Aber ich habe Ihnen doch aus Mitleid hundert Livres geliehen!? — Und was den Grafen betrifft, ſo iſt man nie ein Schurke, wenn man achtzigtauſend Livres Renten und einen Millionär zu beerben hat!“ —

„Wann haſt Du, ſchändlicher Saitenkratzer,“ rief Suſanne, die Hände zuſammenpreſſend, „mich ſo verachten gelernt, daß ich mich verkaufen kann? Mit Stockprügeln ſollte man den Erbärmlichen todtſchlagen, der bei reichen Herren den Zuführer macht!“

„Todtſchlagen?“ grinſte der Andere. „In einem cultivirten Staate? Pfui doch! Zuführer ſein iſt in unſeren Zeiten eine ganz ehrbare Beſchäftigung, deren ſich Leute vom höchſten Range nicht ſchämen! Sehen Sie doch im erſten Stock unten Demoiſelle Raucourt. Sie lebt wie eine Fürſtin für die kleine Mühe, gewiſſe hohe Herren zu empfangen. Alſo Scherz bei Seite —“

„Und das Geſchenk dazu!“ rief Suſanne wüthend. „Wäre mein Mann hier, das ganze Noten-

ſyſtem würd' er Euch auf den Rücken transpo=niren!"

„Eben darum hab' ich gewartet, bis er fort war," erwiederte der Unterhändler kalt. „Ihr Mann, Frau Beaumarchais, kann Sie nicht ein=mal nothdürftig ernähren, geſchweige denn mir mein Geld wiederzahlen. In ein paar Monaten wirft Sie das Geſchick vollends auf's Stroh!"

„So will ich lieber betteln! Wie ſchlecht es uns auch gehe, jeden Biſſen trockenen Brotes ver=ſüßt mir Caron's Liebe und mein ruhig Gewiſſen! Wer iſt unmenſchlich genug, mir das noch zu ſtehlen?!" —

„Batyl ſteckte das Etui nebſt dem Billet ein. „Das werde ich ſein, da doch Vernunft nichts hilft! Vorgeſtern habe ich Euern Mann in Mo=relly's Gegenwart das geſetzliche dritte Mal we=gen meines Geldes gemahnt. Er zahlte nichts! — Entweder Sie nehmen Geſchenk und Antrag an, oder Herr Beaumarchais ſpaziert noch heute in den Schuldthurm; das haben Sie von Ihrer un=bequemen Tugend!"

„Mein Mann in den Thurm?! Menſch!!" Die Unglückliche rang verzweiflungsvoll die Hände.

Batyl ſtülpte gleichgültig ſeinen Hut auf und nahm den Stock. „Allerdings, ſo wie ich hier

fortgehe! Der Herr Graf hat geſorgt, daß die Gerichtsexecution ſchleunigſt werde, und Ihr Gatte ſitzt auf Apollo's Koſten ſo lange, bis Sie — hundert Livres gewonnen, oder Ihre Scrupel verloren haben!"

„Batyl, ſeien Sie doch barmherzig!" flehte weinend Suſanne.

„Guten Morgen, Madame!" Er ſchritt haſtig nach der Thür. —

„Ein Wort, Batyl!" Suſanne ward todtenbleich und zitterte an allen Gliedern.

„Ja oder nein?" —

Eine jähe Röthe der Scham bedeckte ihr Geſicht, ſie warf verzweifelt ihre Blicke ringsum! Dann, wie von einem plötzlichen Entſchluß erfaßt, flüſterte ſie leiſe: „Ja! ja!" —

„Ah! Das laſſ' ich mir gefallen!" lachte der Harfeniſt, kehrte zurück und zog das Etui nebſt Billet wieder hervor. „Alſo ich werde dem Herrn Grafen de la Blache anzeigen —"

„La Blache?!" ſchrie Suſanne entſetzt auf. „Falcoz de la Blache!" murmelte ſie. — „Ich vergehe vor Ekel und Scham! — Aber Menſch, dieſer Graf hat ja ſelbſt eine Frau?!" —

„Das iſt wahrſcheinlich noch ein Grund mehr,

Sie reizend zu finden! — Sie kennen ihn, wie ich ſehe!"

„O ja," ſagte ſie eiſig und ſchaudernd, ich kenne den Bedränger meiner hülfloſen Mädchenjahre! Und nun —" ſie ſtarrte wie blödſinnig vor ſich hin.

„Es iſt einmal Ihr Schickſal, Schätzchen, das ſich indeß mit ſechstauſend Livres Rente und einer glänzenden Wohnung, die jenes Billet offerirt, ertragen läßt. Sehen Sie ſelbſt!" Er überlieferte ihr mit geheimer Schadenfreude Etui und Brief.

Suſanne nahm ſie, ging wie eine Schlafwandelnde zu ihrem Nähtiſch am Fenſter, legte beide Gegenſtände hin und ſank, die Hände vor's Geſicht preſſend, in den Stuhl, tonlos flüſternd: „Was wird Caron ſagen?!"

„Er wird raſen, aber — ſich endlich drein finden. Doch Sie müſſen den Brief des Grafen leſen und heute noch beantworten."

„Nur dieſen Augenblick nicht, Batyl!" erwiederte ſie matt. „Mein Kopf iſt ſo wüſt. — Ich kann jetzt keine Worte finden. — O, ſagen Sie La Blache — einen Tag nur möge er Geduld haben!!" —

Batyl ſah ſie ſcharf an. — „Hm, Sie wollen

Beaumarchais vorbereiten! — Ich habe bei dem Tuchhändler in der Beaubourg noch eine Stunde zu geben; das iſt Zeit genug. Dann komme ich zurück, ziehe mein Staatskleid an, und werde dem Grafen ein kurzes Billet von Ihrer Hand bringen, das ihm das erſte Rendezvous anzeigt. Solche Lapalien ſchreibt man in zwei Secunden. Adieu, Suſanne!" Er nickte und öffnete die Thür, um hinauszugehen. Mehrere bekannte Stimmen wurden unten auf dem Corridor vernehmbar; er wendete ſich um.

„Hört, Morelly kommt mit Lamoignon und Turgot, alſo ſchweigt, wenn Ihr Caron nicht im Loche ſehen wollt!" Er verſchwand. —

Das junge, ſchöne und ſo unglückliche Weib verſank in ſtarres Brüten. Den Kopf in die zitternden Hände geſtützt, ließ ſie ihrem ſtummen Jammer vollen Lauf. Sanken doch vor ihren feuchten Blicken die letzten geringen Reſte irdiſchen Glückes in's Grab. —

Sie ſaß nicht lange. Die Thür ging auf und drei Männer traten in höchſt lebhaftem Geſpräch herein, ohne Suſanne, welche in der Fenſterniſche kummervoll hockte, zu bemerken, und ſchritten durch den ganzen Wohnungsraum bis hinter den letzten Verſchlag. Der älteſte dieſer Männer,

ſeines Zeichens nur ein Schulmeiſter, der den Zöglingen von St. Lazare die Profanwiſſenſchaften, namentlich den niederen Klaſſen Elementarunterricht ertheilte, und von ſeinen geiſtlichen Oberen halb verachtet, halb bemitleidet wurde, trug eine Kleidung, ſo ärmlich, daß, um ſeine Blöße zu bedecken, Suſannens ganze Meiſterſchaft im Flicken beſtändig in Uebung erhalten wurde. Auf ſeinem kleinen, zarten, dabei aber keineswegs ſehr mageren Körper ſaß ein gedankenvolles, geiſtreiches, edel geſtaltetes Haupt, über deſſen buſchigen Brauen ein hoher kahler Schädel thronte, nur um die Schläfe und im Nacken von ſilberweißem Haarwuchs bekränzt. Es war das Antlitz eines Denkers, faſt ſchwermüthig, wenn er in ſich verſenkt war. Aber ſein Blick hatte etwas Großes, Sanftes, Lichtvolles, Seliges, ſein leiſe lächelnder Mund etwas herzlich Gewinnendes, eine ſo innerliche Zufriedenheit, daß ſeine ganze Erſcheinung, mit dem Roth unerſchöpfter Geſundheit und körperlicher Straffheit gepaart, ihn in ſeinen Lumpen faſt als einen jener alten griechiſchen Weiſen erſcheinen ließ. Der arme, zweiundſechszigjährige Schulmeiſter Morelly war auch Frankreichs Diogen, war einer der erſten, und ſicher der tiefſte aller Philoſophen vor der franzöſiſchen Revo-

lution, deſſen Nachtreter ein Rouſſeau, im „Geſellſchaftsvortrag," „Emil" und „Ueber die Ungleichheit" geworden, auf den Mably, Holbach, Raynal, und wer ſonſt öffentlich reformatoriſch glänzte, vielfach fußten, zu welchem die ganze nachmalige Revolution emporkroch, ohne die Höhe ſeines Gedankens je zu erreichen. Morelly war der geheimnißvolle Verfaſſer der Baſiliade, des Gedichts vom „Königsmenſchenthum der Erde," und bereits 1753 veröffentlicht, ehe an Montesquieu's „Geiſt der Geſetze" zu denken war und die Philoſophen erſt ihre negirenden Dogmen in der „Encyklopädie" zu ſammeln und in ein Syſtem zu bringen begannen. Derſelbe Morelly iſt's, welcher 1755 das „Geſetzbuch der Natur" geſchrieben, das lange für ein anonymes Werk Diderot's gegolten. Aus den Fetzen des Prophetenmantels dieſes, nach Plato vielleicht größten aller Ideologen ſchnitten ſich die bureaux d'esprits, die Literatoren der Salons, die von aller Welt bewunderten Denker ihre ſchimmernden Gewänder zu. Jean Jaques Rouſſeau's natürlicher Sohn, Baboeuf, ſetzte nochmals Morelly's mißverſtandene Baſiliade als Farce in Scene, und büßte mit dem Kopfe; Louis Blanc's, Fourier's und Cabet's Gedanken waren nur ſocial-politiſche Variationen der Ideen dieſes Mannes, welcher weder

eitel noch leidenſchaftlich war, dem ein Stück Brot, ein Bett und ein Glas Waſſer, Feder, Dinte, Papier und ein fühlender Freund genügten, um jeden Fürſten oder Banquier für einen bedeutend elenderen Menſchen als ſich zu halten, und welcher jede Verbeſſerung ſeiner bettelhaften Lage, jedes Heraustreten aus ſeiner Einſamkeit ausſchlug, weil er „glücklich genug ſei!“ —

Der jüngſte dieſer Drei, etwa einunddreißig Jahre alt, war Anne Robert Jaques Turgot, der Sohn des Präſidenten, Secretair des Handelsintendanten de Gournay, ein Anhänger der Oekonomiſten von Quesney's Schule. Seine große Verſtandesſchärfe, die Gewohnheit des Rechnens und Wägens gaben nicht nur ſeiner Rede eine gewiſſe trockene Härte, ſondern auch ſeiner Haltung wie Phyſiognomie einen Stempel catoniſcher Strenge und Unerſchütterlichkeit, welcher im geſelligen Leben indeß durch hohe Glätte der Umgangsformen, viel mehr aber noch durch die Tiefe und Sittlichkeit ſeines reinen Gemüths gemildert wurde, das, obwohl ſelten, durch die äußere Kälte ſeines Weſens mit kurzen warmen Sonnenſtrahlen drang. Er trug ſich zierlich, doch durchweg dunkel und in Tuch, ohne jede Stutzerhaftigkeit, wie ſie in jenen Tagen noch den meiſten jüngeren

Männern einen Anſtrich ſchäferhafter Süßlichkeit verlieh.

Der Letzte endlich, niemand Geringeres als des Kanzlers von Frankreich eigener Sohn, war Lamoignon de Malesherbes, erſter Präſident der Steuerkammer (cour des aides) und etwa ein Sechsunddreißiger. Seine Figur voll und proportionirt gebaut, ohne athletiſch zu ſein, zeigte weder die Steifheit noch Kälte ſeines Freundes und Collegen, ſondern die ruhige, gewinnende Würde eines vornehmen Mannes, der da weiß, daß er vornehm iſt, aber nur aus Angewöhnung, und ohne darauf das Mindeſte zu geben. Der milde Blick ſeines Auges, das feine Lächeln ſeines vollen, wohlgeformten Mundes verriethen eben ſo viel geiſtige Klarheit und Ruhe, wie eine Humanität, welche längſt alle beengenden Formen und ceremoniöſen Vorrechte ſeines Standes als beſchwerlichen Ballaſt abgelegt hatte, ohne ſie darum zu verachten. Er trug ein dunkelblaues zierliches Kleid von gewäſſerter Seide nebſt eben ſolchem Beinkleid, weiß gefüttert; eine Art Advocatenmantel von grauem Tuch und der Galanteriedegen, das Zeichen des Edelmanns, vollendeten ſeine Garderobe. So ſtarr die Zeit noch an den alten Standesformen ängſtlich hing, ja, der Adel

ſogar, in dunklem Vorgefühl ſeiner erbleichenden Bedeutung und Macht, oft dieſelben in vielen ſeiner Vertreter auf's Aeußerſte übertrieb, ſo war die Gewalt der neuen Ideen doch bereits ſo groß geworden, daß viele vorzügliche Köpfe, gleich Lamoignon, die alte Kluft überſprangen und heimlich ihre geiſtigen Genoſſen mitten aus dem Volke wählten, auch wenn dieſe nur im dürftigſten Gewande und in Lebenslagen einherſchritten, die ſie von jeder Berührung mit der Nobleſſe unerbittlich ausſchloß.

„Verlaſſen Sie ſich darauf, mein Freund," verſicherte Malesherbes eifrig, „die Thatſachen werden raſcher über uns kommen, als wir vermeinen, und was bisher nur bei dem Einen Deduction, bei Anderen, wie Ihnen, mein Diogen, ein holder, ſonniger Traum war, wird über Nacht That werden, That der Maſſen, der Nationen! Amerika iſt ſchon in lichter Gährung! Nachdem die engliſche Regierung den Entwurf der Bundesverfaſſung elender Weiſe verworfen, Chatam's warnende Stimme überhörte, iſt nun Franklin, der Zähmer des Blitzes, — wir wiſſen es durch Demoiſelle l'Eſpinaſſe beſtimmt, in dieſen Tagen ſelbſt in London erſchienen, die letzte Hand zur Verſtändigung zu bieten! In den Falten ſeines

Mantels birgt er Krieg und Frieden! Und nun dieſer gräßliche Mordverſuch Robert Damien's, den vor wenig Wochen die eben ſo barbariſche Gerechtigkeit auf dem Grèveplatz vor den Augen des Volks getroffen! Iſt es nicht ein mene tekel für alle Könige? Und der düſtere Schleier, mit dem ſich der Proceß verhüllte, die frevelhaften Gerüchte, mit denen die erregte Maſſe ſich trägt, die Angſt, mit der man Alles unterdrückte, was auf den Urſprung der That führen konnte. Eine dumpfe Gährung bereitet ſich vor, und glauben Sie denn nicht, daß, wenn in Amerika der große Völkerſtreit entbrennt, dieſer Kampf zwiſchen Sclaverei und Freiheit, dann bei uns nicht auch alle gepreßten Herzen erwachen, den Frohnden, den lettres de cachet, dem jus primae noctis, den Finanzpächtern, den Steuerdecreten, dem Klerus und den feudalen Prärogativen an den Leib gehen werden?!" —

„Nein!" — Damit hing Morelly den Hut an einen Nagel ſeines Verſchlages, und vertauſchte ſeinen Rock durch einen alten Schlafkittel mit defectem Lämmerfell. — „Nein, ich glaube es nicht, Freunde! Die Bewegung der Völker jenſeit des Oceans entſprang aus dem lebendigen Gefühle unerträglicher Sclaverei und dem tiefen Unab-

hängigkeitsbedürfniß glühender Gemüther eines jugendlich kräftigen Volks, das, wie die Römer aus Pelasgern, Etruskern und Latinern, sich aus den Elementen Alt-Europas zu einer neuen Race bildet. Wir aber sind ein altes, übermüdetes Volk, ein Staaten-Greis, der, nachdem seine Jugend ihm alle Kraft genommen, sich umsonst mit logischen Abstractionen empor zu schrauben sucht. Wir werden Amerika *nicht* nachahmen! — Allerdings ist die Welt ewig jung, die Menschheit im stätigen Flusse der Entwickelung, und wir mögen daran schon vermöge unserer Reife gebührenden Antheil haben, aber nicht als nationaler Körper, als *dieses Frankreich*, sondern in unseren zerbröckelten Atomen. Wir sind viel eher bestimmt, gleich den griechischen Colonisten, mit den jugendfrischen Italern in einem neuen Volksverbande zu verrinnen, und ich glaube, es wäre *so* am besten!"

„Nimmermehr!" fiel Turgot scharf ein. „Dies stolze Frankreich wird Frankreich bleiben, das erste Volk der Erde, das denkende, leitende Haupt der Menschheit! Es ist das einzige romanische Volk, welches die Gesittung der Antike am reinsten überkommen, im Mittelalter geherrscht, und zuerst die alten Formen jetzt im Denkprocesse begräbt.

In ſich geſchloſſen zu bleiben und zu herrſchen iſt ſein Naturgeſetz. Die nordamerikaniſche Bewegung iſt heftig, tiefgehend, aber langſam, wie alles Germaniſche, Nordländiſche; wir werden ſomit Zeit und Gelegenheit haben, die Freiheit des Gedankens, welche wir gewonnen, die Eroberungen der Philoſophie, Phyſiologie, Naturwiſſenſchaft und vor Allem die Oekonomiſtik den bisher bildungsloſen Maſſen zugänglich zu machen, den alten Wahn der Gemüther durch den erweckten Zweifel zerſtören, und während die Völker Amerikas erſt in langſamem Ringen zu neuer ſtaatlicher Einheit und Freiheit kommen, werden wir auf dieſelben längſt vorbereitet ſein und eine Minute wird die Lauine in's Kollern bringen, welche alle Feſſeln nationaler Freiheit begräbt!" —

„In's Kollern!" und Morelly nickte nachdenklich. „Ich ſage Euch, liebe Kinder, beeilt Euch nicht! Laßt das den Philoſophen! Ihr möchtet dem Teufel dienen, wo Ihr Gott zu dienen glaubt! Würde Das wirklich geſchehen, was Ihr vorausſagt, ſo würde ich Frankreich, uns Alle bedauern, wir hätten nur zum Unheil gelebt. Die göttliche Vernunft über uns iſt zum Glück etwas höher als die unſere! Nein, nein, Turgot, trotz Ihrer ſcharfen Schlußfolgerungen, Ihrer Naturnothwen-

digkeit, Sie ſind ein eben ſo großer Träumer als Plato und der oft belächelte Morelly. Ich träume nur, was ich künftig einmal von einem geläuterten Zuſtande der Menſchheit hoffe, wie ich ihn mir als ſittlich vernünftig denke, Ihr Beide träumt hingegen, was jetzt und was mit dieſem Frankreich geſchehen ſoll, Ihr wollt praktiſch träumen. Laßt Euren Diogenes einmal mit der Leuchte der Wirklichkeit dies heutige Frankreich anſehen! — Daß in ihm ein heißes, rebelliſches, leicht gewecktes Blut ſteckt, es innerer Parteikämpfe gewöhnt iſt, hat ſeine Geſchichte oft bewieſen. Richelieu's Arm, die Revolution der Fronde, Ludwig's XIV. Kraft hat die Unabhängigkeit des Adels, ſeine politiſche Uebermacht zu Gunſten eines ſtarken Königsthums gebrochen, Sully und Colbert legten die erſte Hand an die Entwickelung, Selbſtſtändigkeit und Wohlfahrt des Volks. In ſo weit ging Alles ganz natürlich, es machte ſich wie von ſelbſt. Aber die ungeheuerſte, die ſociale Macht der Ariſtokratie, kurz Alles, was ihr nach unten hin Vorrecht und Gewalt giebt, blieb. Man decaptivirte den Adel für das Königsthum, um ihn zum großen, unerſättlichen Magen, zu dem Schlunde zu machen, in welchen drei Viertel des ſtaatlichen Lebensſtoffs, Steuern, Zehnten, Laſten, Beſitzthum,

Aemter, Patente und Sinecuren fallen, ohne dabei zu einem Wiedererſtatten verpflichtet zu ſein, ohne die hohe Unnahbarkeit von ehedem aufzugeben. Seid Ihr nicht ſelbſt ein Beiſpiel? Würden Eure janſeniſtiſchen Väter es nicht ſehr unter der Würde ihres Barreaus und Wappens finden, wenn ſie Euch bei dem ſchäbigen Morelly im Pigeonnier träfen? — So ſtehen die Sachen! Das Volk trägt und ſeufzt, jammert und zahlt, die Armuth wird größer, die Einnahme des Staats kleiner. Mit dem Luxus wachſen Verſchwendung, nationale Schulden, man pumpt am Brunnen, bis er kein Waſſer mehr giebt, dahinter wartet ein neuer John Law und der Bankerott. Nun, es dauert ſo lange, wie es mag, könnte aber wohl noch etliche hundert Jahre dauern, denn das Volk iſt dumm und mittellos, der Prieſter hat ſeine Seele, der Gutsherr ſeinen Leib. — Plötzlich kommt Ihr nun, meine Herren Philoſophen!"

„Und zum Glück, Diogenchen!" ſagte Turgot ſpöttiſch. „Ihr entwickelt unſern großen kommenden Freiheitsproceß vortrefflich! Alſo wir Philoſophen, Senſualiſten und Oekonomiſten kommen und ſagen den Leuten, daß die Hierarchie eine veraltete Einrichtung, die Lehre ihrer Prieſter ein Verdummungsmittel, ein freier Geiſt aber unab-

hängig von der Tradition, allein ſich ſelbſt Geſetz ſei? Was wollt Ihr? Hat uns die Mutter Kirche mit ihrem Auguſtinus, haben uns die Janſeniſten nicht den Weg gezeigt, es geſchieht ihnen ganz Recht!"

„Aber, Ihr Herren Senſualiſten," ſagte Lamoignon zu Turgot, „mit dem Locke und Quesney voran, macht die Sache noch ärger, und darum mag ich Euch nicht! Ihr ſagt den Herrſchaften geradezu: die Materie ſei das Weſentliche! Die Materie müſſe bewegt ſein, um zu beſtehen, ſie ſei ewig bewegt und ſomit ewig! Sie bewege ſich nach innerer Geſetzmäßigkeit, nach einer Logik, die ihr untrennbar integrirt ſei, folglich ſei die bewegte Materie allein Geiſt, und außer der Materie gäbe es keinen!"

„Das einzig Vernünftigſte, das Schöpferiſche dabei," fiel Morelly haſtig ein, „iſt das Beſtreben der Oekonomiſten. Sie wenden das Dogma auf das Leben, das Individuum und den Staat, an und ſagen: der Menſch, der Staat ſei eben ſo eine bewegte Materie, nur mit erhöhterer Potenz, er könne alſo nur eben ſo leben, wie alles Uebrige. Darauf bauen ſie die Sanität, die Bodeneintheilung, die Verbrauchs- und Productionslehre, wenden ſie auf den Staat an, fordern Bilanz von

Ausgabe und Einnahme, daß, wo eine Steuer ist, auch eine Gegenleistung, wo ein Recht, auch eine Pflicht sei, kurz diese resultirende Mechanik heißt Volkswirthschaft, und das ist das Einzige, was Gutes dabei ist. Aber Ihr hohen Weisen habt Eure Dogmen von Gleichheit und Gegenseitigkeit selbst umgestoßen! Wem predigen diese Philosophen allein? Den Reichen, den Aristokraten! Ihr Geist hat die Salons, die Verwaltung, die noblen Quartiere ergriffen, in Temple, Grève und Cité; im übrigen Frankreich kennt man davon nicht viel! Was thaten sie damit? Sie gaben den Gewalthabern ein Mittel mehr zur Gewalt, sie gaben ihnen zu allen alten Vorrechten noch das der dialektischen Spitzfindigkeit, um ihre Willkür zu vertheidigen?! Herr Voltaire und Herr Holbach wollen, daß sie zwar von Hof und Adel, aber daß sie ja nicht von ihren Schustern, Schneidern und Lakaien verstanden werden; der Geist ist nicht für den Pöbel, so wenig wie Geld, Ehre und Freiheit! Als Christus lehrte, verstand ihn Jedermann, die Armen am besten; Eure Freunde machen es umgekehrt! Nun beginnt aber einmal die Welt zu gähren, Amerika erhebt sich, sein Volk ringt sich frei, ohne Eurer gelehrten Salons zu bedürfen, die nichts mehr glauben, weil

sie alles Wissen und alle Macht in ihrer Tasche wähnen! Laßt doch unsern französischen, armen, gedrückten Pöbel ergriffen werden vom dunklen Drange, Denen über'm Ocean nachzuahmen, sie werden Euch die Wucht der bewegten Materie so zu beweisen wissen, daß uns vor ihr die Haare zu Bergen steigen! Meinen Sie, Turgot, noch Zeit zu haben, das Volk so gebildet zu machen, wie Euch Andere? O, sollten je die Massen Eure Grundsätze begreifen, so werden sie Aristokraten, Philosophen und Priester alsdann — mit Bewußtsein todtschlagen, das ist Alles! Aber dahin kommen sie nicht, so lange wir leben, und Ihr habt nur der Tyrannei eine Waffe mehr gegeben. Ich erbaute in der Basiliade das Gottesmenschenthum! Durch den Nebel des Mittelalters habe ich den einfach erhabenen Christusglauben herüber zu retten versucht, doch diese Philosophen alle — sie reißen ein, zerstören! Das trennt ewig mich und sie! Deshalb mag ich nicht in ihre Salons gehen und das Geschwätz vermehren! Laßt uns Drei wie bisher allein zusammenhalten, und ob wir auch von verschiedenen Ansichten ausgehen, doch in Einem vereint sein, in Veredlung der Menschen! Flieht die Cliquen mit ihrer Materie, sondern hebt bei Zeiten, so

weit Euer Arm reicht, den Druck des Volks, daß es bereits beſſer, freier, menſchlicher ſei, wenn einſt die Göttin Libertas gleich einer andern Pallas Athene in die Welt einzieht. Eure Denkſchriften über Verwaltung und Handel, Freunde, die Ihr Abends ſo oft mir und Caron vorgeleſen, die werden Euch unſterblich, zu Wohlthätern des Landes machen, das Einreißen und Umſtürzen alſo laßt den — Handlangern, welche in die Negation alle Gedankenfülle ſetzen! — Horch, was iſt da vorn? Da klang ein Schluchzen!" —

Der Alte ging nach dem andern Theile der Wohnung, ſeine Gefährten folgten ihm.

Turgot wollte eben etwas mürriſch auf Morelly's Rede antworten, doch dieſer deutete auf Beaumarchais' Frau in der Fenſterniſche.

„Mein Gott, was hat ſie? Wieder ſo voll Kummer? Iſt denn für Caron keine Ausſicht?" Lamoignon legte ſeine Hand auf ihre Schulter.

Suſanne fuhr auf und ſtarrte Beide an. „Ausſicht? Ja, wie der Verdammte auf den Richtplatz! — Jäh zu ſterben, iſt Wohlthat, aber Zoll um Zoll an dem ätzenden Gift der Schande, dem Höllenfeuer der Reue, wer, da Ihr ja doch Alles ergründet, wer hat dieſe Todesqual erfunden? Nennt ihn mir, daß ich ihn bis in den Abgrund

verfluchen kann!" Sie hatte Morelly's Arm wild erfaßt und ſtarrte ihn gleich einer Irrſinnigen an.

„Aber zum Teufel," rief Turgot, „mehr als darben könnt Ihr doch nicht!"

Morelly ſtreichelte die Hände der Armen. „Werden Sie doch ruhiger, Suschen, ſprechen Sie ſich aus."

„Wenn Ihr ſchweigen könnt, ſchweigen wie die Todten!"

„Sind Sie an des alten Morelly Treue je irre geworden?" —

Eine Pauſe erfolgte. Stoßweiſe nur konnte Suſanne reden. — Sie erzählte unter abwechſelnder Bläſſe und glühendem Roth, was ſich eben mit Batyl zugetragen, ſie zeigte das Etui und den Brief la Blache's, dann fiel ſie dem Alten ſchluchzend um den Hals.

Turgot ging ſchäumend auf und nieder; ſeine moraliſchen Gefühle waren entzündet. „Nun, Du grauer Träumer, willſt Du noch ſagen, es thäte nicht Noth, den befleckten Herd des Vaterlandes zu ſäubern? Kann dieſe verfluchte Welt noch einen Tag ſo weiter leben? Bis in die tiefſten Schichten verpeſtet, im Uebermaße ihrer grauenvollen Verweſung ſchreit ſie zu den Göttern um Rache!

Wann wird die Nemeſis hereinbrechen!! — La Blache heißt dieſes Vieh?!"

„Kennen Sie denn dieſen Blache?" fragte Morelly trübe.

„Nur zu gut! — Ihr wißt ja, meine Eltern haben mich verläugnet. Bei Antoine Garnier, dem Verwalter von Paſſy, ward ich erzogen, was dem reichen Duverney, dem Hofbanquier, gehört. Sein Neffe und einziger Erbe iſt dieſer Graf Falcoz de la Blache. Er ſah mich dort oft genug und verfolgte mich mit ſeinen Anträgen. Erſt Caron hat mich erlöſt, denn bei Nacht und Nebel lief ich weg und wurde ſein Weib. Meine Verborgenheit war bisher mein Schutz, jetzt aber braucht er unſere Noth als Waffe gegen meinen Abſcheu und meine Ehre!" —

Turgot wühlte in den Taſchen. „Und nur fünfundzwanzig Franken habe ich noch!" Er wollte ihr das Geld in die Hand drücken.

„Das hilft ja nichts, Turgot, wenn ich Batyl nicht bezahlen kann. Ich muß Caron's koſtbare Uhr, unſere letzte Rettung, oder gar den Ring verkaufen, das Einzige, was mir zu meinen Eltern, zu meinem Kindesrecht helfen kann!"

Malesherbes zuckte auf. „Es kommt Jemand; das iſt Beaumarchais gewiß! Seien Sie ruhig,

ich eile zu meinem Vater, dem Kanzler; Caron ſoll geſchützt werden!"

„O, ſagt ihm nur nichts!" flehte Suſanne.

„Nein, Frau, Eurem Mann müßt Ihr die Wahrheit ſagen; durch Heimlichkeit wird kein Uebel geringer!" rief Morelly.

Die Thür ſprang auf. Mit abgeſpannter, muthloſer Miene trat Beaumarchais ein. Sein Antlitz trug den hämiſchen Zug äußerſter Verzweiflung. Er warf nur einen kurzen Blick auf die Anderen, dann auf ſeine Frau. — „Haſt Du für die Haube Geld?"

„Ich habe nichts!" ſagte ſie tonlos.

„Nun, ich auch nichts! Bei zehn Buchhändlern mindeſtens war ich, keiner wollte! Gauchat, der Lump, wies mir die Thür! Er hat erſt ein Exemplar von dieſer erbärmlichen Harfenſchule verkauft, und die dreißig Livres liegen ihm noch unverdaut im Magen! Teufel, Teufel! — Zahlloſe Wichte, niedrige Intriguants ſitzen an fetten Tafeln, haben Geltung und ſpielen eine Art von Herrn, nur ich geh' zu Grunde! Aber es iſt ganz in der Ordnung, ganz in der Ordnung; ich habe kein Talent, gar keins! Du haſt das unfähigſte Subject zum Manne genommen, Suſanne, was zwi-

ſchen den Wendekreiſen umherläuft!“ Er warf ſein Manuſcript auf die Commode.

„Du, kein Talent?“ rief ſie. „Er will ſich auch noch die Selbſtachtung nehmen!“

„Wißt Ihr, was im Leben Talent iſt, wirkliches Talent?! — Es iſt die hohe Kunſt, ſeine Larve zu tragen, ſeine Attitude zu machen!!“

„Was redeſt Du da!“ und Morelly ſchüttelte das ehrwürdige Haupt. Talentvoll heißt alſo allein der Lügner?!“ —

„Ach, habe man doch ein Genie wie Apoll,“ höhnte Caron weiter, „wenn man nicht wie Apoll ausſieht, iſt man ein Narr! Ein gutes Bild malen, ein Stück dichten, heißt gar nichts, aber die Leute über ein elend Machwerk ſtaunen machen, mit wenig Koſten, weiſe heißen, die Leidenſchaft der Menſchen wie Affen dreſſiren, ſeine ächte Larve, ſeine Tanzmeiſter-Attitude wählen und in ihr durch's Leben gehen, das iſt die Krone aller Intelligenz, das bringt Geld und Ehre! O ihr unſterblichen Götter, ſeht dieſe Armuth, dieſes bleiche Weib in Schmerzen, und gebt mir nur meine rechte Larve, meine Poſition; du aber, ſüße, dumme, blinde Nymphe Zufall, ſchiebe mir dann ein Dutzend Dümmlinge zwiſchen die Finger, an denen ich meine Probe

machen kann, und beim Chaos, ich bin das Factotum der Welt!"

Morelly ſah dieſe wilde Ironie mit tiefer Beklommenheit an. „Sagen Sie es ihm, ich bitte Sie, es iſt beſſer!" flüſterte er Suſannen zu.

„Nur jetzt nicht!" antwortete ſie zitternd.

„Wollte Gott," rief Turgot, der auf und ab ſchritt und nun vor Beaumarchais ſtehen blieb, „Eure jetzige Noth wäre das Schlimmſte!"

„Und was droht noch!" Caron ſah die Anweſenden erblaſſend an. „Weib? Morelly! Was habt Ihr?!

„Ich kann es Dir nicht ſagen!" ächzte Suſanne.

„Und es muß doch geſagt werden!" rief Malesherbes. „Seien Sie ein Mann, Beaumarchais!" Er reichte ihm das Etui und den Brief des Grafen. „Batyl hat Sie wegen der Schuld verklagt, und Sie kommen noch heute in den Thurm, wenn Sie Herrn la Blache's Propoſition nicht annehmen!"

Caron ſtarrte Käſtchen, Brief und die Umſtehenden an. „Batyl? — Mich in den Thurm? — O, laßt doch die Propoſition ſehen!" Er öffnete das Käſtchen. „Alle Wetter, dreitauſend Livres in Noten, — Gold und Sammet?!" Er

ſtellte das Käſtchen hin, öffnete das duftende Billet von roſa Papier und überflog es. „Blache bietet 6000 Francs Renten für — für Suſannens Liebe?!!“ — Sein ganzer Körper erbebte in allen Faſern, das wilde Heer der erwachten Leidenſchaften und Schmerzen ſchien ihn, wie der Orkan die Fluth, zu zerwühlen. Aber er biß die Zähne zuſammen, daß das Blut ihm über die Lippen quoll, damit nicht ein Wort ihm entſchlüpfe, — nur ein paar große Thränen rollten über ſeine Wangen.

„Caron, Caron!“ jammerte Suſanne. „O, magſt Du die Uhr d'ran geben, Alles, Alles, nur —“

„Laß mich,“ knirſchte er, „laß mich nur, ich werde ſchon ruhig werden!“

Morelly wollte ſprechen, aber eine heftig abweiſende Bewegung des Gequälten ließ ihn verſtummen. Während Turgot Beaumarchais mit untergeſchlagenen Armen düſter betrachtete und Malesherbes umſonſt nachſann, wie Caron zu helfen ſei, maß derſelbe mit tönenden Schritten das Zimmer. Es war ein ſchreckhafter Anblick, dieſer ſtumme Kampf einer mit ſich ringenden Menſchenſeele.

„Das iſt gräßlich und endet mit Wahnſinn!“ flüſterte Morelly.

„Kommen Sie zu ſich, Freund!“ ſagte Turgot dumpf.

„Ich bitte Dich flehendlich, rede wenigſtens, Caron!“ bat Suſanne.

„Er iſt von Sinnen!“ und Malesherbes ergriff ängſtlich Suſannens Hand.

Beaumarchais, der eben abgewendet in der Ecke beim Vorhange geſtanden, drehte ſich raſch um. Sein Weh war wie ein Wolkenſchatten verſchwunden, in toller Luſtigkeit ſprühte er auf. „Hahaha, Triumph!“ Er umfaßte Suſannen ſtürmiſch und küßte ſie. „Tanze, Liebchen, ſei luſtig, mein Närrchen! Morelly, Lamoignon, Turgot, gratulirt mir! Der große Caron hat ſeine Larve gefunden!“ Damit küßte er den Brief des Grafen wie das Andenken einer Geliebten!

„O, ich verſtehe ihn recht,“ ſagte Turgot. „Mit dem heiligen Zorne gekränkter Tugend wird er öffentlich hintreten und ſagen: Das bietet man den Kindern Frankreichs! Gieb Deine Weiber und Töchter feil, blöder Pöbel, oder erhebe Dich für das empörte Menſchenrecht und die erwürgte Freiheit!“

„Natürlich!“ lachte Beaumarchais, „Ihr Philoſophen habt ja die Freiheit zu Eurer Profeſſion gemacht! Meint Ihr, meine Schmerzen wären gut

genug zu Waffen für Euch? Die Noth zwingt mein Weib ſo wenig zur gräflichen Buhlerin, wie mich zum Hetzhund Eurer Coterien!"

„Seht doch!" entgegnete Turgot halb verächtlich. „Und was wollt Ihr denn thun? Mir ſcheint, dann bliebe Euch nur noch Bicêtre?!" —

„Wirklich?" lachte Beaumarchais, „nun paßt auf! — Eins dieſer Tauſend-Livres-Billets," und er gab es ſeiner Frau mit komiſcher Emphaſe .. — „wird ſogleich gewechſelt, unten bei dem Juden. Ich oder Du bezahlen Batyl vor Zeugen. Damit aber dieſer Burſche la Blache empfindet, was es heißt, in ſeinem Weibe geſchändet zu ſein, werde ich ſeinen Brief an Dich ſogleich copiren, meinen Namen darunter ſetzen und mit dem Etui an die Frau Gräfin Blache ſchicken! Haha, eine Liebe iſt der andern werth! Macht er meiner Frau 'nen Antrag, mache ich ſeiner Frau auch 'nen Antrag! Aller gute Ruf ſchützt nie vor Schurkentücke, aber wenn man ſich ein gewiſſes Renommée der Bosheit erwerben kann, thue man's ja! Man hält alle Welt in Reſpect und die Canaillen werden grinſend freundlich, damit man ihnen nur nichts anhabe. Meine Larve, ich habe meine Larve, nun Fortuna, gieb mir nur die rechte Attitude!!" Lachend eilte er zu ſeinem Arbeits-

tiſche und begann den Brief an die Gräfin zu ſchreiben.

Suſanne athmete auf, ihre Seelenangſt begann unter dem Bewußtſein zu weichen, daß Caron irgend einen Ausweg gefunden. „Herzensmann, wenn Du nur wieder Muth haſt, wird auch mein Herz leichter. — Aber — aber —, eſſen müſſen wir doch auch, lieber Gott —"!

„Gewiß, und ſogar vortrefflich!" erwiederte Caron. „Alſo wechſele die Note! Dann brätſt Du für uns Alle ein paar Rippchen, ſervirſt einige Flaſchen Wein, nicht wahr?"

„Ach ja!" rief Suſanne, unwillkürlich von ihrem Begehren übermannt.

„Und Ihr fühlt Euch nicht erniedrigt, das Geld zu nehmen, welches Euch als Kaufpreis Eurer Schande geboten ward?" rief Turgot rauh.

„Erniedrigt?" und Beaumarchais ſah ihn achſelzuckend an. „Wenn ich la Blache zwinge, mir ſeine Schande abzukaufen, anſtatt ihn zum Herrn meiner Ehre zu machen, das ſoll mich erniedrigen? Cato, Du haſt Deine Vernunft unter abſtracten Deductionen verloren! Liſt gegen Liſt, ſo ſteht das Spiel, und der Dümmſte muß es bezahlen! Hoffentlich werdet Ihr Drei unſere Gäſte ſein! Die wahrhafte Ordnung der Natur

beſteht in der Gütergemeinſchaft, ſagt Morelly, und ich will mich befleißigen, dieſe Ordnung der Natur in unſerer gekünſtelten Zeit wieder herzuſtellen!"

Morelly ſchüttelte das Haupt. Lamoignon mußte herzlich lachen, Turgot aber ſagte kalt: „Ich danke für Ihre Einladung! Kommen Sie mit Malesherbes in das Cloſet, Morelly, ich habe noch Einiges mit Ihnen zu reden!" Damit faßte er den Alten beim Arm und zog ihn nach dem hintern Verſchlage; Lamoignon folgte.

„Ihr wollt nicht?" lachte ihnen Caron nach. „Nun, die Römertugend ſollte ſich nie bis auf den Magen erſtrecken! Alſo fröhlich, Suschen, eile zum Krämer, es iſt bei Gott die äußerſte Zeit, unſeren verfallenen Leichnamen aufzuhelfen!"

„Ich will das andere Geld nur einſchließen," ſagte Suſanne eifrig, indem ſie ihre Schätze in der Commode barg. „Hier haſt Du den Schlüſſel, damit uns in dieſem Taubenhaus die ſilbernen Vöglein nicht wegfliegen. Gott ſei Dank, wir brauchen doch nicht Uhr und Ring fortzutragen!"

Während ſie, von neuem Lebensmuthe beſeelt, auf Caron's Lippen einen Kuß drückte, die Livresnote in ein Beutelchen, daſſelbe aber auf dem Buſen barg und dann nach dem alten Kapuzmäntelchen

ſuchte, um die Ingredienzen eines lange entbehrten, ſoliden Mahles einzukaufen, beendigte Beaumarchais das Billet doux an die Gräfin. — —

Zu derſelben Zeit ward dieſes ſeltſamſte aller Hôtels garnis, der Taubenſchlag, durch den Beſuch des Herzogs von Fronſac und des Chevalier de Piron beehrt. Dieſelben hatten bis zur Straße Maubue, der damaligen ſüdweſtlichen Grenze von St. Martin und Temple, die Equipage benutzt, auf Piron's Anrathen dieſelbe indeß hier verlaſſen, in's Hôtel zurückgeſendet, und einen Miethswagen beſtiegen, der ſie an Ort und Stelle brachte. Dies war ſchon ſehr geeignet, den vornehmen Dégoût, welchen Fronſac bei dieſer ganzen Miſſion empfunden, zu vermehren, aber als Beide endlich die Nummer 30, den Pigeonnier, gefunden, der Portier mit gewiſſen neugierigen Fragen unterwarf, welche in einer Contribution ihres Beutels endigten, ohne daß der Cerberus beſondere Ehrfurcht für ſo diſtinguirte Perſonen zu empfinden ſchien, als ſie darauf mit vielen Fragen ſich endlich Gewißheit, wo Beaumarchais wohne, verſchafft, dennoch aber in den weitläufigen Räumen verſchiedene Male verirrt hatten, ehe man ſie mürriſch und argwöhniſch zurecht wies, und ſchließlich das vierte Stockwerk erklommen, da war

Fronſac von dem Uebermaße ſeiner Anſtrengung und Indignation vollſtändig erſchöpft.

Piron verbarg ſein Vergnügen an den Leiden des alten Hofmanns, ſo gut es ſeine Höflichkeit nur zuließ, und als er, ihn unterſtützend, den oberſten Flur und die namenloſe Thür erreicht hatte, rief er: „Nun, da ſind wir ja, hier die mittlere Thür! Den Argonauten winkt das goldene Vließ! Nur näher, Herr Herzog!“ Er öffnete das Zimmer. „Fallen Sie nicht noch über die hohe Schwelle! Das ſind allerdings nicht die Marmortreppen von Verſailles und Trianon!“ —

Beaumarchais, welcher ſein Billet eben zuſammengefaltet, ſprang auf, und ſah erſtaunt die Ankömmlinge eintreten. Suſanne, die gerade das Zimmer verlaſſen wollte, wich erſchrocken zurück und ließ das Mäntelchen fallen. „Das ſind Herren vom Hofe!“ ſagte ſie halblaut und ſtotternd.

„Wir ſind zur Stelle, mein' ich!“ lächelte Piron zu Fronſac, und warf einen Blick auf das Ehepaar und die ärmlichen Räume.

Fronſac aber ſtöhnte ſchwer auf. „Solche Stufen, bei unſerer Frau, habe ich noch nie erſtiegen!“

„Es ſind die der Armuth; für Sie, mein Herzog, ein unbekanntes Land!“

Beaumarchais verbeugte ſich artig und wollte eben das Wort nehmen.

Fronſac aber ließ ihm nicht Zeit, ſondern ſein Lorgnon auf ihn richtend, ſagte er ſcharf und trocken: „Wer iſt man?“

Inzwiſchen traten Turgot, Malesherbes und Morelly aus dem Verſchlage, blieben aber, da ſie den ungewöhnlichen Beſuch gewahrten, in ſcheuer Neugier hinter der alten Gardine des Bettraums ſtehen.

Caron's Geſicht röthete ſich. — „Ja, wer iſt man?“ gab er Fronſac zurück.

„Ich frage, wer man iſt?“ erwiederte Fronſac gereizt.

„Doch wohl ein Menſch?“

„Das bedeutet nichts!“

„Das ſehe ich eben!“ und Caron wendete ſich ſpöttiſch ab, verbeugte ſich vor Piron und ſagte: „Herr Chevalier, ich darf wohl fragen, wem Ihr Beſuch gilt!“

„Ich, mein Lieber, beſuche nur Menſchen!“ und Piron brach in herzliches Lachen aus. „Hier indeß ſtelle ich Ihnen den Herrn Herzog von Fronſac, einen unſerer erſten Geiſter bei Hofe vor, welcher einen gewiſſen Herrn Caron, oder

Beaumarchais aufſucht, deſſen Adreſſe wir eben von dem Buchhändler Gauchat empfingen."

„Das ſind wir ja!!" und Suſanne ſchlug ſtaunend die Hände zuſammen.

„Wir, mein allerliebſtes Geſichtchen?" lächelte Piron, und klopfte der erröthenden Suſanne die Wange. „Wir alſo ſind Beaumarchais?"

„Mein Name iſt Caron Beaumarchais, Chevalier," fiel Caron kalt ein, „und das iſt meine Frau!"

„Sie ſelbſt?" rief Piron. „Vortrefflich! Ich bitte um Vergebung, Madame, Höflinge ſind mitunter ein wenig nonchalant!"

„Alſo man iſt Beaumarchais ſelbſt!" Fronſac heftete ſein durchdringendes Auge auf denſelben und ſchien ihn bei ſich zu taxiren.

„Ja, Eure Herrlichkeit," fiel Suſanne lebhaft ein, „Der, deſſen Harfenſchule Herr Gauchat gedruckt hat, und mein Mann!"

Beaumarchais machte ihr eine unwillige Bewegung.

„Den eben ſuchen wir, alſo an Ihre Miſſion, Herr Herzog!"

„Man wird ſich alſo ſofort in Toilette werfen," begann Fronſac befehlend, „und uns zu Ihren Hoheiten den königlichen Prinzeſſinnen,

Madame Adelaide, Sophie und Victorie, Seiner Majeſtät erlauchten Töchtern, in die Privataudienz folgen! Der Wagen wartet. Frau, gebe man mir indeß einen Fauteuil!" —

Piron ſah ſich ſpöttiſch um. „Ja, einen Fauteuil!" Er ergriff einen der alten Stühle und präſentirte ihn Fronſac, dann nahm er luſtig auf einem Schemmel Platz.

„Die Prinzeſſinnen Hoheiten befehlen mich?" rief Beaumarchais, alle Faſſung verlierend. „Mich? Aber das iſt ja ganz unmöglich?!"

Fronſac ſelbſt mußte lächeln. „Ah ja, in Seiner plebejen Niedrigkeit iſt man geblendet, verworren! Chevalier, haben Sie doch ſo viel Mitleid und beſtätigen Sie dem Menſchen den Befehl, deſſen Huld allerdings mir ſelbſt ſchwer begreiflich iſt."

„Sie, Menſch, genannt Beaumarchais!" rief Piron jovial, „ich bezeuge den Befehl, nach welchem Sie ſofort vor den Hoheiten Prinzeſſinnen erſcheinen ſollen. Aber raſch, Theuerſter, reden Sie kein Wort, ſondern machen Sie Toilette!"

„O weh," ſeufzte Suſanne beſtürzt, „was ſoll man beginnen?" —

„Toilette?" rief Beaumarchais beklommen, „gerechter Gott, ich habe keine! So kann ich

doch nicht erſcheinen? — Entſchuldigen Sie mich bis morgen, Herr Herzog, bis ich einen andern Rock habe?"

Fronſac war ſtarr. „Morgen? Dem Befehl der königlichen Prinzeſſinnen nicht ſofort gehorchen? Bis morgen verſchieben? Man muß auf der Stelle mit!!"

„Man muß?" und Caron's Stirn glühte. „Das können Sie Ihrem Lakaien ſagen, Herr Herzog, der bin ich noch nicht! Ich werde kommen, aber nicht in einer Façon, die mich erröthen macht und die Hoheiten nur beleidigen muß!"

„Nicht doch, Herr Herzog!" fiel Piron ein. „Sie begreifen, daß er Recht hat. So kann er allerdings nicht zur Audienz. Binnen fünf Minuten bring' ich ihn aber in Ihr Hôtel, wenn Sie die Güte haben wollen, mir allein das Terrain zu überlaſſen!"

„Gut denn!" und der Herzog erhob ſich. „Ich verlaſſe mich ganz auf Sie. — Man beeile ſich!" Er wendete ſich zur Thür.

„Ach, Eure Herrlichkeit," rief Suſanne, „ich will vorangehen, ſonſt fallen Sie am Ende die Treppe hinunter!"

„Laſſen Sie ſich nur herab," lachte Piron, „den Arm dieſes reizenden Weibchens zu nehmen

ſie wird für Ihre allergnädigſten Glieder Sorge tragen! Faſſen Sie nur den Herrn Herzog feſt an, Beſte, Sie ſind nicht die erſte Bürgerliche, welche einem großen Wappen zur Stütze diente!"

„Mein Chevalier!" und Fronſac erröthete vor Scham und Unwillen, „ich muß doch ſehr —"

„Sie müſſen keine unnützen Worte verlieren, theuerſter Herzog, ſonſt verſchwenden Sie die Geduld der Prinzeſſinnen. Mit den Wölfen muß man eben heulen?" —

Suſanne bot dem Pair von Frankreich ihren Arm, den derſelbe mit einer Verlegenheit ergriff, welche einem Schulknaben ſogar Ehre gemacht hätte. Beide verließen das Zimmer und ſtiegen langſam die Treppen hinab. Piron hielt ſich die Seiten vor Lachen und ſchloß kichernd die Thür.

„Ich glaube, ich bin verzaubert oder toll!" murmelte Beaumarchais.

„Raſch," lachte Piron, „was werden Sie thun?" —

„Ach, ich weiß es nicht! Wo ſoll ich denn ein beſſeres Kleid hernehmen?"

„Das iſt fatal!" Piron ſah ſich ringsum. „Sie ſind auch zu arm! Ich will aber durchaus, daß Sie Furore machen! Ihre Zukunft und — die mancher Anderen vielleicht hängt davon ab!"

„Holla!“ er zog den Rock aus. „Wechseln wir die Garderobe, die Prinzessinnen werden lächeln, aber es thut nichts, besser so, als eine glückliche Minute versäumen!“ Er hielt ihm sein gesticktes Kleid hin. „Tauschen wir den Einband!“

„Nein, Herr Chevalier!“ und Caron trat zurück. „Man macht sich durch Armuth weniger lächerlich, als durch erborgte Würde. Dieses Kleid, dessen Inhaber ich nicht einmal kenne, der aber zu den Personen des Hofes gehört, lege ich nicht an!“

Piron trat herzlich zu ihm und reichte ihm die Hand. „Nun, ein — College, Aimée de Piron bittet Sie um die Freundschaft, dies bunte Ding hier anzuziehen!

Eben kehrte Susanne zurück und blieb an der Thür stehen, als sie den hohen Herrn in Hemdärmeln sah.

„Piron? Der liebenswürdige Dichter, der geistreiche Cavalier mit der Künstlerseele?“ rief Beaumarchais aus. — „Ihr Kleid, das ziehe ich an!“ Er war eben im Begriff, seinen Rock abzuwerfen.

„Nein!“ und Susanne eilte herzu, „eines Hofherrn Kleid?! Das leide ich nicht! Er darf nicht anlegen, was ihm nicht ziemt!“ — Sie lachte auf: „ich weiß Rath!“ eilte in Vatyl's

Zimmer und erſchien mit einem braunen ſilberbetreßten Kleide. „Es iſt Batyl's Staatsrock! Er muß ihn borgen! Hahaha, Caron, dann kann er auch heute nicht zum Grafen la Blache!"

„Wahrhaftig!" jauchzte Caron und wechſelte raſch das Coſtüm. „Nehmen Sie Ihr Kleid zurück, Herr Chevalier!" Suſanne half es Piron anziehen.

„Nun, nun, kleiner Tyrann!" lächelte derſelbe. „Auf Ihren Wink kehrt Gott Wiſchnu in die alte Wandlung zurück. Aber auf mein Wort, Ihr Mann hätte in dem Gallakleide ganz ſtattlich ausgeſehen!"

„Herr von Piron" — und Beaumarchais überkam eine tiefe Bewegung — „dieſe Stunde, mag auf Sie folgen, was da wolle, wird mir ſo unvergeßlich ſein, wie Ihr liebenswürdiges Benehmen. Geſtatten Sie, daß ich Ihnen ein geringes Zeichen meines Dankes widmen darf!" Er nahm ſein Manuſcript von der Commode und überreichte es ihm. „Es iſt mein erſtes Theaterſtück, „Eugenie," unter Hunger und Qual geſchrieben! Niemand will's anſehen, Niemand veröffentlichen. Vielleicht iſt es doch Ihrem edlen Sinne nicht gar zu ſchlecht für ein Andenken an den armen Beaumarchais in der Manſarde!"

„Ach, das ist reizend!“ rief Piron, und drückte ihm herzlich die Hand. „Ich nehme dies liebe Geschenk, aber unter einer Bedingung: daß ich für seine öffentliche Anerkennung sorgen darf. Eins noch: treten Sie bei den Prinzessinnen straff auf, gegen Jeden so wie gegen Fronsac.“

Caron schloß Susanne jubelnd in die Arme. „Die Position! Ich habe die Attitude!“

„Nehmen Sie ja eine solche ein, wie wenn Sie ewig nur Gegner vor sich hätten, Sie werden deren genug finden; Fronsac ist bereits einer.“ —

„Er ist hochmüthig, stolz, ist —“

„Dumm; sagen Sie, er ist dumm! Man muß ihm das nicht übel nehmen, er hat Minister Silhouet zum Vetter. Das steckt an. Sie sind hübsch, schlagfertig, haben Talent und sind — bürgerlich, das verzeiht kein Fronsac. Doch wer keine Feinde hat, ist nie Sieger!“

„Sie erinnern mich da schon an einen Feind!“ Caron ergriff das Billet, welches er geschrieben, zog das Etui aus der Commode, legte das Briefchen hinein, hüllte Alles in die Enveloppe, und steckte es in die Tasche.

„Sie hätten einen Feind?“ sagte Piron.

„Feindet man auch Leute an, die waffenlos sind?"

„O ja, und mein Gegner besitzt große Macht wie den Willen, sie recht ehrlos zu brauchen. Doch ich werde ihn bedienen. Gestatten Sie nur, daß wir unterwegs das Hôtel St. Albin passiren, ich habe dort dies Päckchen abzugeben."

„La Blache ist doch nicht Ihr Feind?!"

„Er ist es!" hauchte Susanne leise. —

„Nehmen Sie sich dann nur in Acht," erwiederte Piron sehr ernst. „Graf Blache soll morgen den Prinzessinnen durch seinen Oheim Duverney und seinen Schwiegervater, den Herzog St. Albin, vorgestellt werden, um das Patent als Commandeur der Leibcompagnie Ihrer Hoheiten zu erhalten!" —

„Was?!" fuhr Caron auf. „Sagen Sie, liegt es in der Möglichkeit, daß ich dieser seiner Vorstellung morgen unter irgend einer Form beiwohnen kann?" —

„Es wäre möglich, wenn Sie nämlich den Prinzessinnen gefallen! Von der heutigen Audienz hängt eben Alles ab!"

„Aber was, Chevalier, — was beabsichtigen die Prinzessinnen mit mir?"

„Das haben dieselben allein ein Recht, Ihnen

zu ſagen! Hier iſt am wenigſten der Ort, darüber zu reden. Wenn ich Ihnen ſage, daß Sie Ihr ganzes Arſenal von Esprit in's Treffen führen, dabei denken müſſen, daß Ihr Glück im Spiel iſt, ſo —"

„So iſt genug geſagt, Chevalier. Kommen Sie, ich habe die Kraft in mir, ganz Frankreich unter's Antlitz zu treten!" Er umarmte Suſanne und ſagte: „Vergiß aber nicht das Eſſen!"

„Laſſen Sie uns ja nichts anbrennen!" Damit ergriff Piron Suschens Hand, preßte ſie lächelnd an die Lippen, und Beide verließen das Gemach.

Suſanne, Malesherbes, Turgot und Morelly blickten ihnen nach, ſahen ſich darauf ſtarr an, und ihnen war, als erwachten ſie aus einem wunderlichen Traume, deſſen Anlaß ſie nicht zu erklären vermochten. —

3.

Die Töchter des Königs.

Kein Menſch, habe er auch noch ſo große Gewalt über ſich ſelbſt, er vermag ſich der ſtürmenden, berauſchenden Gefühle doch nicht zu erwehren, welche in ihm durch einen unerwarteten, jähen Glückswechſel erſtehen. Schwer nur und bitter iſt der Sturz aus dem Glücke in's Unglück zu ertragen, aber die tyranniſche Nothwendigkeit zwingt uns, ihn endlich ertragen zu lernen; doch aus dem Weh mit einem Zauberſchlage empor zu ſteigen zur Ehre und dem, was die Welt gewöhnlich unter — „ſein Glück machen" verſteht, iſt faſt noch ſchwerer, und der hüpfende Schritt erſten trunkenen Entzückens auf dieſer Bahn wird gar zu oft auch der, welcher uns einem noch ſchmählichern Untergange entgegenführt!

Seit dem Augenblick, wo Beaumarchais von Gauchat und seinen fruchtlosen Bemühungen in's Pigeonnier zurückgekehrt war, bis jetzt, wo er sich an der Seite des Chevalier de Piron im Wagen befand, war er nicht recht zur Besinnung gekommen. Dieser Wechsel seines Schicksals, das bereits dicht vor Schande und gänzlicher Vernichtung gestanden, war zu ungeheuer, um nicht mit aller Gewalt auf ihn einzustürmen. — Er legte deshalb den ersten Theil des Weges schweigend neben seinem Begleiter zurück, welcher Weltkenntniß und Zartheit genug besaß, um die Empfindungen Caron's zu würdigen und ihn sich sammeln zu lassen.

Wenn sich Beaumarchais nicht den vollen Ausbrüchen der Freude überließ, vielmehr Schreck und Besorgniß, als wahrhafte Fröhlichkeit empfand, war daran weniger die Anwesenheit des höfischen Dichters, als das Mißtrauen Schuld, was er in die Morgenröthe seines Glückes zu setzen schien; daß er sich wohl bewußt war, dessen Verwirklichung werde vornehmlich von seinem Benehmen abhängig sein, und daß ihm vor Allem Sammlung und Geistesgegenwart noth thue. Das Staunen, das enthusiastische Fieber, welches sein Antlitz durchglühte, wich bald der Besorgniß, dem

Argwohn und der Erwägung Deſſen, was ihm bevorſtand. Er war noch in tiefem Sinnen verloren, als man bereits vor dem Hôtel St. Albin in der Rue des Francs bourgeois, Quartier Grève, vorfuhr.

„Das iſt das Hôtel des Schwiegervaters von Graf Falcoz, des Herzogs St. Albin; der Graf bewohnt den rechten Flügel. Verweilen Sie ja nicht länger, als unumgänglich erfordert wird!“

Beaumarchais raffte ſich auf. „Nicht einen Augenblick mehr, Herr Chevalier, als genügt, dieſes Päckchen an den Portier abzugeben!“ Er ſchlüpfte aus dem Wagen, und an's Portal des Hôtels eilend, übergab er mit wenig Worten das verhüllte Etui an den Schweizer.

„Der Frau Gräfin ſelbſt und heimlich?“ fragte der Letztere mißtrauiſch.

„Wie Sie wollen, mein Lieber! Der Frau Gräfin oder auch ihrem Vater, offen oder geheim! Jedenfalls aber nicht dem Grafen allein, denn es betrifft eine Familienangelegenheit! Vergeſſen Sie das nicht!“

„Von wem kommt es, wenn ich fragen darf?“

„Von dem Sieur Caron Beaumarchais!“ Damit wendete er ſich vornehm kurz, ſchritt zum Wagen und ſtieg ein. — Man ſetzte den Weg fort. —

„Ihre Miſſion iſt alſo vollendet, und zwar gut, wie ich aus Ihrem ironiſchen Lächeln entnehme?“ fragte Piron.

„Vollendet? Nein, Chevalier! Morgen erſt muß ſich zeigen, ob ſie glücklich vollendet ward, nur gut begonnen iſt ſie! Doch ein Wort noch, mein liebenswürdiger Gönner, ehe unſer Ziel jede Verſtändigung unmöglich macht. Sie haben meine Wohnung geſehen, Sie wiſſen alſo, wie arm ich bin. Daß ich dieſen Zuſtand bis auf das Aeußerſte ertrug, Chevalier, ihn gegen den ungleich beſſeren meines früheren Lebens wählte, daran iſt meine Frau Schuld. Sie mögen ſelbſt nach dem flüchtigen Augenſchein ermeſſen, ob ſie ſolch' Opfer nicht werth iſt! Wenn Sie meinen bisherigen Kummer ermeſſen könnten, zu dem ſich noch die heimliche Tücke eines vornehmen Feindes geſellt, werden Sie begreiflich finden, daß die Ausſicht auf die Huld der königlichen Prinzeſſinnen mich hoffnungsvoll, bei näherer Ueberlegung aber beſorgt machen muß. Ich bin ein Bürgerlicher, und würde der Erſte ſein, welcher bei dieſem Hofe ſein Glück macht. Daß man einen ſolchen Mann nicht einer bloßen Laune wegen emporhebt, an mich gewiſſe Anforderungen ſtellen dürfte, die —, kurz,

Herr Chevalier, ich bin arm, ſchutzlos und offen, mein Verderben kann weder Ruhm noch Vortheil gewähren, — was will man mit mir?“

„Dieſe Frage habe ich längſt erwartet, mein Herr. Ich will ſie Ihnen nicht offen beantworten, bevor die Hoheiten Sie geſehen haben. Indirect aber will ich Sie auf das aufmerkſam machen, was Ihr richtiger Inſtinct dann hoffentlich ſelbſt benutzen wird. Sind Sie das nicht im Stande, ſo helfen vorzeitige Eröffnungen weder Ihnen noch uns, ſie werden nur für beide Theile gefährlich. — Wer einmal bei Hofe aus- und eingeht, muß Intriguen ſpinnen helfen, erſinnen oder erleiden, und da man, falls Sie Glück machen, letzteres gewiß nicht an Ihnen ſparen wird, ſo begreifen Sie —“

„Daß ich ein Intrigant werden muß! — Sehr gern, die Intrigue iſt ſo eine Art Leidenſchaft von mir, wie bei Anderen Würfelbecher und Karten. Es fragt ſich nur, für Was intriguirt werden ſoll. Ich kokettire niemals mit Moralität, doch ich bin nur geſchickt in Sachen, bei denen mir das Herz warm wird!“

„Sehr gut! Nun ſinnen Sie ſelbſt nach! Erwägen Sie den Ort, wohin ich Sie bringe, und beobachten Sie die Perſonen, alles Weitere findet

ſich. Die Marquiſe de Pompadour iſt allmächtig, ſie hält den König zu Verſailles mit Choiſeul's und Maupeau's Hülfe ausſchließlich in ihrer Gewalt. Auf der andern Seite lebt Ihre Majeſtät die Königin in faſt klöſterlicher Abgeſchloſſenheit in den Tuilerien! Der edle Dauphin mit der Dauphine iſt von dieſer Maitreſſe gehaßt, von ihrer Laune abhängig und bewacht, ſeit dem Attentat Damien's ſogar von Verleumdungen verfolgt, und ſein Verkehr mit der königlichen Mutter auf's Höchſte erſchwert. Der Dauphin iſt aber ein Mann von Genie und Herz, kein Jeſuit, wie man der Nation einreden möchte; unwillig ſchäumt er in den Ketten, die auf ihm ſo ſchwer wie auf ſeinem Volke laſten. Die Pompadour fürchtet ihn! — Den einzigen Einfluß auf den König haben die Prinzeſſinnen, ſeine Töchter; im Hôtel Bourbon alſo laufen die Fäden des Ehrgeizes und der Hoffnung aller Parteien, die Schmerzen und Gefühle eines ganzen Volks zuſammen. Die Orleans ſind gelitten, weil ſie eben verwandt ſind, aber man weiß zu gut, wie verderblich gewiſſe Verwandte dem Hauſe Bourbon geworden. Auf der andern Seite ſtreben die Jeſuiten den Sturz aufzuhalten, welcher ihnen nach dem Attentat Damien's droht, und ſuchen eifrig ein Compromiß mit der Re-

gierung zu schließen. Abbé Terray, die Rohans, Aiquillow, die Ventadours und St. Albins stehen hier an der Spitze, und wollen in Graf la Blache den Prinzessinnen einen Mentor geben, wie Fronsac es von Seiten der Marquise ist, ohne daß die Prinzessinnen einen Grund haben, sich Dessen zu erwehren. Ueberlegen Sie das Alles wohl! Wenn Sie der Mann sind, den wir brauchen, so werden Sie mich verstehen, und keine Feindschaft, welcher Art auch, wird Ihnen etwas anhaben."

„Ehe man mit der Sprache herausgeht, will man mich ausprobiren. Ich begreife auch, daß ein unbeachteter, einzelnstehender Bürgerlicher zu gewissen Dingen geschickter ist, als ein Mann von Geburt und vornehmem Anhange, und —"

„Wir biegen in's Portal Bourbon ein, weitere Worte sind unnütz. Thun Sie arglos zu Jedermann, beobachten Sie alle Welt, und seien Sie zu Ihren Hoheiten offen!"

„Maske, Position!" raunte es in Caron's Seele. —

Der Wagen stand, der Schlag öffnete sich. Im Umsehen befand sich Caron in einem gewölbten Corridor und schritt hinter Piron die große Freitreppe hinauf zu den Antichambres der Prinzessinnen.

Zwei galonnirte Lakaien, in himmelblauem Sammet mit weißen Schnüren und Atlasschleifen an den Achseln, öffneten ein Zimmer, welches Beide durchschritten und ein Audienzgemach betraten, das in reichen Vergoldungen erglänzte, und dessen Fenster auf den Quai der Theatiner, die Seine mit dem Pont-royal und die jenseits liegende herrliche Façade der Louvregallerie blickten.

„Melden Sie mich und meinen Begleiter Ihren königlichen Hoheiten, lieber Lafleure," sagte Piron zu einem von Silber strotzenden Kammerdiener, der sogleich durch die rechts liegende Thür verschwand. — „Seien Sie nur ganz unbefangen, der Muth ist der Bräutigam des Glückes!" —

„Und diese Ehe bin ich sehr stark im Begriff, unter Ihrer Aegide zu schließen. Es gilt hier mehr für mich, als Sie ahnen, und wo Gewinn und Verlust so dicht bei einander liegen, ist der kühne Wurf immer des Augenblickes Meister!" Er dehnte seine elegante Gestalt, sein Gesicht nahm die Miene scharfer Entschlossenheit, dann gewinnender Feinheit an. Er warf einen flüchtigen Blick in die großen Krystallspiegel und war mit sich zufrieden.

Piron lächelte in sich hinein. — Einige Au-

genblicke vergingen. Die rechte Thür flog auf. Herzog von Fronſac trat gravitätiſch ein.

„Ihro Hoheiten, die königlichen Prinzeſſinnen!“ Er blieb an der Thür mit einer tiefen Verbeugung ſtehen, welche die beiden Anderen nachahmten.

Gewänder rauſchten! Eine hohe, zierliche Geſtalt, Prinzeſſin Adelaide, dreißig Jahre alt, etwas hager, brünett und blaß, trat ein. Sie war in violetten Moir gekleidet und hatte blaßrothe Roſen im gepuderten Haar, in der Rechten hielt ſie ein Buch in Maroquin. Ihr folgte die zweite Schweſter Sophie, gleichfalls brünett, etwa ſiebenundzwanzig Jahre und nur wenig kleiner, aber ſehr voll und von unendlicher Zartheit des Teints. Sie hatte vollendet ſchöne Schultern und Arme, durch eine ſilbergraue Brocatrobe noch gehoben, welche ein Muſter von kleinen Goldblümchen mit grünen Blättern trug, ihr Haar zierte ein kleines Diadem von weißen Federn und Perlenſchnüren. Die jüngſte Hoheit, Victorie, höchſtens zweiundzwanzig Sommer zählend, blond, roſig, ewig mit Fronſac in komiſchem Streite wegen der Etiquette, bedeutend kleiner und nicht ſo üppig gebaut wie ihre zweite Schweſter, hatte ein weißes Kleid von gerippter Seite gewählt, das ſie mit Vergißmeinnicht-Bouquets aufgenommen,

und so die untere kirschrothe Atlasrobe sehen ließ. Ein Vergißmeinnicht-Kranz saß schräg auf ihrem Köpfchen, das für den Ernst nimmer geschaffen zu sein schien. Kaum waren die Hoheiten erschienen, als Fronsac, und zwei Hofdamen, welche folgten, eilten, ihnen die Sessel zurecht zu schieben. Prinzeß Adelaide senkte zum Gruß das Haupt, und ließ sich langsam nieder, Sophie nahm rauschend neben ihr Platz, Beaumarchais mit durchdringenden Blicken messend, während Victorie, auf Adelaidens Sessellehne gestützt, dem Chevalier Piron zunickte.

„Dies ist also der Verfasser der Harfenschule, Herr Chevalier? Beaumarchais nennt er sich ja wohl?" eröffnete Prinzeß Adelaide die Unterhaltung.

„Zu Befehl, Königl. Hoheit, und ich hoffe, er wird die Empfehlung persönlich rechtfertigen, welche sein Werk ihm bei Höchst-Ihnen verschaffte!"

Adelaide winkte ein wenig lächelnd, der Chevalier trat zurück.

„In der That, Herr Beaumarchais," wandte sich die Hoheit zu diesem, „Ihr Buch hier hat sowohl mir, wie den Prinzessinnen Schwestern ausnehmend gefallen. Wer so elegant und fein

über ein bloßes Muſikinſtrument ſchreiben kann, muß nicht allein ein großer Meiſter deſſelben ſein, ſondern auch über andere, gewichtigere Dinge ſich gleich zierlich ausdrücken können."

„Königliche Hoheit, wenn ich gut über die Harfe geſchrieben, folgt denn daraus, daß ich gut auf ihr ſpiele? Muß man denn Alles können, worüber man urtheilt! Ach, gnädigſte Prinzeſſin, wenn Sie ſo ſtreng zu ſein geruhen, wer im weiten Frankreich wird beſtehen? — Unſre Prieſter ſprechen von Tugend, unſre Richter von Gerechtigkeit, unſre Miniſter von — Volksglück, unſre Dichter und Philoſophen von Freiheit, ich — von der Harfe! Wenn wir nun alleſammt ſelbſt Meiſter in Dem wären, worüber wir ſo bequem ſchreiben können, welche einzige Weltordnung wäre das?!" —

Ueberraſchung und Lächeln ſpiegelte ſich auf den Mienen der hohen Damen.

„Ah, mein Herr," ſagte Adelaide gewinnender als vorher, „Sie beweiſen uns allerdings, daß Sie der Verfaſſer dieſes Buches ſein müſſen. Das überraſcht mich nicht, aber überraſcht mich doch, denn es iſt noch viel anmuthiger, ſo etwas von Ihnen ſprechen zu hören, als es nur zu leſen! Das Eine iſt wie ein lebendes Bouquet,

das Andere wie ein nachgeahmtes, der Schimmer nicht allein, der Duft ſoll auch dabei ſein!"

„Zum Dufte bedarf eine arme Blüthe der Sonne. Nur weil mein Wort unter'm Einfluß Eurer Hoheit ſteht, glaub' ich, athmet es ſolches Leben! Wäre ich ein hoher Cavalier, ſo könnte das ſchmeichleriſch ſcheinen, aber wer es weiß, wie im Kummer ein ſeelenvoller Blick aus ſo hohen und reinen Augen das Herz erwärmen kann, fühlt ſehr gut, wie recht ich habe, und daß dies eben das ſeltſame Geheimniß aller Könige iſt, was ſie nur mitunter in allerhöchſter Zerſtreuung — vergeſſen!"

„Wahrhaftig, mein Herr," und Prinzeß Sophie brach hochathmend ihr Schweigen, „Sie reden die volle Wahrheit! Ich habe ſelten Gelegenheit gehabt, die Menſchen ſo aufrichtig zu ſehen, aber noch nie, daß ſie dabei auch galant ſein konnten! Ich glaube, unter Ihrer Leitung müßten wir Virtuoſinnen auf der Harfe werden!"

„Virtuoſinnen auf der Harfe? Eure Hoheit durch mich?" Beaumarchais ward blaß. —

„Ei gewiß, Herr Beaumarchais," verſetzte Madame Adelaide. „Sie wollen uns doch nicht aus falſcher Beſcheidenheit an Ihrer Meiſterſchaft zweifeln laſſen? Sie ſollen unſer Lehrer werden!

Wäre noch Zeit gewesen, ein Instrument zu besorgen, so hätten Sie uns auf der Stelle eine Probe Ihrer Kunst geben müssen! — Ich will wohl glauben, daß man geistvoll über Alles schreiben kann, wenn man Talent hat, daß man sogar das Schlechte mit eben so viel Kunst zu vertheidigen weiß, wie das Gute, aber nur wer wahrhaft gut ist, wird das Schöne und Wahre im Guten in voller Größe zu schildern wissen, und ich behaupte, Niemand kann zum Beispiel über den Charakter, ich möchte sagen, die Seele eines Instrumentes so eingehend sprechen, wie Sie in Ihrem Werke, wenn man es nicht auch meistern kann, ihm nicht allen Zauber selbst abgelauscht hat. Es ist also beschlossene Sache, Herr Herzog von Fronsac, daß dieser Herr Caron Beaumarchais als Lector und Musiklehrer der königlichen Prinzessinnen auf unbestimmte Zeit ernannt ist! Haben Sie die Güte, das Papier sofort ausfertigen und uns zur Unterschrift vorlegen zu wollen, da wir morgen die Lectionen zu beginnen wünschen. Nächstens werden wir die Bestätigung von Seiner Majestät aus Versailles mitbringen."

„Königliche Hoheiten!" und Fronsac verbeugte sich, „Höchst-Sie haben über uns Alle zu gebieten, und ich werde gewiß eilen, Dero Wunsch zu er-

füllen. Während deſſen möchte ich mir aber erlauben, noch einmal zu erinnern, daß Ihre Hoheiten erwägen wollen, was ich als Pflicht erachtete, vorhin noch einmal einzuwenden. Dieſer Schritt iſt ſo außergewöhnlicher Art, Mesdames, daß —"

„Was, mein Herr? Daß was? — Ich glaubte, eine einmalige Widerlegung Ihrer Bedenken unſererſeits ſei genug! Ich bitte —"

Beaumarchais war in dieſem Augenblick vorgetreten und hatte vor Prinzeſſin Adelaide das Knie gebeugt.

„Sie ſcheinen auch Einwand machen zu wollen?"

„Ich wende gegen eine Dame nie etwas ein, am wenigſten gegen ſo hohe und gütige Herrinnen, aber bitten möchte ich, daß es mir vergönnt ſei, zu hören, was der Herr Herzog dem Befehle Eurer Hoheit betreffs meiner Perſon entgegenzuſetzen hat. Es iſt für meine Stellung bei den erlauchten Prinzeſſinnen nicht nur von Wichtigkeit, zu wiſſen, welche Vorurtheile ich zu bekämpfen habe, ſondern auch, wie ich ſo tief im Intereſſe des Herrn Herzogs fallen konnte, nachdem er ſich ſo hoch bis zu mir verſtiegen, — nämlich vier entſetzliche Stockwerke im Pigeonnier, Rue Bertau 30, königliche Hoheiten!"

Die Prinzeſſinnen lächelten. „Nun, ſagen Sie Ihre Bedenken, Herzog, ein Cavalier iſt immer offen.“

„Obwohl ich nicht wüßte, weshalb ich mich dieſem Herrn — Beaumarchais gegenüber ausſprechen ſollte, ſo iſt Eurer Hoheit Wille mir Befehl, und ich wiederhole Höchſt-Ihnen, daß ich zu bedenken bitte, welch' großen Affront es geben muß, einen Bürgerlichen bei Hofe zu ſehen. Dies iſt nie erlebt worden und gegen die Regeln der Etiquette, in denen ein Talisman königlicher Rechte ruht! Dieſer Herr — Beaumarchais iſt überdem noch ein — Menſch, der in einem der verrufenſten Quartiere der Stadt, in einem Hauſe wohnt, das dem ſchlimmſten Pöbel von Paris zum Verkehr dient! Ob ein ſolcher Mann im Palais Bourbon als Lehrer Eurer Hoheiten fungiren kann, iſt eine höchſt bedenkliche Frage. Endlich iſt er ein Literat, von deſſen ſonſtigem Talent man nichts weiß, eine obſcure Figur ohne Renommée, während man doch Meiſter wie Rameau, Duni und Lulli zur Verfügung hat. Herr Beaumarchais mag allerliebſt ſchreiben und plaudern können, aber daß er nonchalante Grundſätze hat, wie ſie ein Diderot, Holbach, Marmontel, Rouſſeau und dergleichen Leute veröffentlichten, wird Höchſt-

Ihnen seine Conversation bereits bewiesen haben. Solche Leute sind höchst gefährlich, Hoheiten. Meine Pflicht war es allerdings, zu gehorchen und mit Hülfe des Chevalier Piron den Mann aufzusuchen, mich über ihn zu informiren und denselben Euren Hoheiten vorzustellen. Wollen Höchst-Sie ihn aber wirklich um Ihre erlauchten Personen dulden, ohne meine Bedenken zu genehmigen, so gestatten Sie gewiß, daß ich jede weitere Verantwortung ablehne und Seiner Majestät über den Vorfall persönlich berichten darf!"

„Sie sehen, wie aufrichtig der Herzog ist, Herr Beaumarchais!" sagte Prinzeß Sophie lächelnd.

„O mein Himmel!" rief die Jüngste, „wenn uns der theure Fronsac erst den Beweis der Etiquette von Allem, was seit Ludwig XIV. gewesen und nicht gewesen ist, eine Chronologie der Kratzfüße und eine Rangliste der Livréeröcke herbeibringt, dann müssen wir uns der großen Siegerin Langeweile unerbittlich gefangen geben!"

„Jedenfalls ist es in der Ordnung, daß, nachdem einmal das Wider offen ausgesprochen wurde, Herr Beaumarchais auch für sich sprechen darf. Was meinen Sie zu des Herzogs Argumenten?" und Adelaide blickte Caron unruhig an.

„Sie sind seiner hohen Seele ganz würdig! —

Was meine Bürgerlichkeit betrifft, so muß ich sie reumüthig zugestehen; dies Versehen liegt aber an meinen Eltern. Es ist jedoch ein Irrthum, zu sagen, vor mir sei kein Bürgerlicher bei Hofe erschienen! Ludwig XIV., der stolzeste Monarch, von welchem alle Formen der Höfe Europas ausgingen, saß mit — Molière, einem — Schauspieler, zu Tische, ohne um den Talisman seiner Königsrechte, um Madame Etiquette besorgt zu sein. Soll diese Etiquette indeß bestehen, so wäre vielleicht zu bedenken, daß es sehr viel unanständiger ist, von bürgerlichen Frauen königliche Höfe commandirt und durch adelige Herren das bürgerliche Leben verpestet zu sehen, als wenn Ihro Hoheiten das Talent, sobald Sie es brauchen, da eben hernehmen, wo dasselbe noch als eine Gabe des Himmels geehrt und ausgebildet wird! Die Rue Bertau, königliche Hoheiten, liegt in einem sehr elenden Viertel, und das Haus Pigeonnier wird nicht allein von Leuten bewohnt, die, gleich mir, arm sind und nimmer emporkommen, sondern — wie der edle Herzog Fronsac höchst treffend sagte, geht in diesem Hause der niedrigste Pöbel von Paris, die verworfenste Hefe des Volks aus und ein, und zwar — bei Demoiselle Raucourt, der bekannten Opernsoubrette. Ich werde

Euer Hoheiten nächſtens eine Liſte dieſes Pöbels zuſtellen! — Leider hat mich das Geſchick auch noch, um mir das Mißfallen des Herrn Herzogs zuzuziehen, zum Literaten gemacht! Aber ſollen die Schriftſteller, die Denker denn gefährlich und furchtbar ſein, weil ſie den Geiſt der Menſchheit zur Blüthe bringen? O mein gnädigſter Herr Herzog, nur kleine Geiſter — fürchten die Schriftſteller, Sie aber werden mir geſtatten zu glauben, daß das Wort Furcht einem — Fronſac unbekannt ſei!" Er verbeugte ſich vor dem Hofmann in komiſcher Grandezza bis zur Erde.

Der Herzog verfärbte ſich, ſtotterte und verließ den Audienzſaal auf einen Wink Adelaidens, welcher ihm weitere Beſchämung erſparte. Ein Blick derſelben auf Piron ließ auch dieſen zurück in's Antichambre treten.

Prinzeß Adelaide nahm gewinnend das Wort. — „Daß Sie ein außergewöhnliches Talent und zugleich ein Mann von Herz ſind, davon haben Sie uns nun Proben gegeben. Sind Sie auch ehrlich, auch treu? — Ich meine nicht jene gewöhnliche Ehre, die Jedermann für ſich beanſprucht, und jene Treue, die man nothdürftig wahrt, um den guten Ruf zu behalten. Ich meine die Ehre und die Treue, welche das eigene Daſein für das

Glück ſeines Gönners einſetzt! Sagen Sie, Herr Beaumarchais, ſind Sie ſolcher Tugend fähig?

„Wenn ich derſelben nicht fähig bin, Hoheit, ſo nützt es nichts, mich danach zu fragen, denn eine Lüge wäre hier zu verführeriſch! Für mich doppelt, denn hinter mir ſtarrt das Verderben, vor mir liegt Glück! Aber ſo geruhen Sie mich auch nicht zu fragen, ſondern Sie wollen wiſſen, ob dieſe Gelenkigkeit, mich zu vertheidigen, nicht aus ſittenloſen Urſachen entſpringt. Sie wollen einen Mann von Welt, aber keinen Machiavell um ſich haben! Falle denn auf eine Secunde die Maske! Blicken Sie raſch dahinter, Hoheiten, lächeln und vergeben Sie! — Ich habe Talent, ſagen Sie? Ach, wozu und wie viel ich Talent habe, wie kann ich das wiſſen, ich zähle erſt ſechsundzwanzig Jahre! Laſſen Sie mich ein Bild meines Lebens aufrollen, denn was man geweſen, iſt die beſte Garantie für das, was man ſein wird. Ich bin der einzige Sohn eines wohlhabenden Uhrmachers, ſein Laden exiſtirt noch heute in der Rue Dechargeur in St. Jaques de la Boucherie, und er ſelbſt auch; ich habe noch fünf Schweſtern. Mein Vater iſt ein kluger, doch ſehr ſtrenger Mann, und erzog mich eiſern zu ſeinem Gewerbe.

Ich wurde ein Künſtler in meinem Fache, dabei las ich viel, verſificirte, kurz, bildete mich, wie ein junger ehrgeiziger Mann aus dem Bürgerſtande eben kann. Muſik war eine Gabe, die mir wie das Wort vom Himmel ertheilt worden, ich brauchte nur zuzulangen. Ich machte eine neue Erfindung in meinem Beruf, das Syſtem der Hemmungen. Mein Vater wollte ein Patent darauf nehmen, aber ein College, gegen den ich zu offen war, ſtahl es mir und ſchmückte ſich damit. Das war die erſte Lehre, Hoheiten, welche ich von meinem guten Herzen empfing! — Ich werde Sie mit der Erzählung nicht ermüden, wie zornig hierüber mein Vater, wie nutzlos alles Proceſſiren geweſen. Papa war ſtets ein Mann, der mehr Verſtand als Gefühl hatte. Er zwang mich darauf, ein Mädchen zu heirathen, Demoiſelle Leonore Ségurier, die ein reſpectables Herkommen, viel Geld und — die Schwindſucht beſaß; ſie liebte mich eben ſo ſehr, wie ich ſie unausſtehlich fand. Ich mußte ſie heirathen, ohne Widerrede, als ob ich ein — Prinz geweſen wäre! Gott that mir indeß den Gefallen, und ſie ſtarb bald! Natürlich war es mit ihrem Vermögen nichts, da wir keine Familie hatten, und noch einmal wurde ich verurtheilt, eine Perſon meine Gattin nennen zu müſſen, die mir noch

widerwärtiger war, Leonorens Schweſter, Françoiſe. Mein Vater wollte durchaus die Ausſicht des Vermögens der Séguriers nicht aufgeben! — Kann man noch mehr Glück haben, auch dieſe ſtarb mir; mit dreiundzwanzig Jahren war ich glücklicher Wittwer zweier Frauen! Ich athmete auf! — Die Capitalien, welche an die Firma Beaumarchais fielen, ſöhnten meinen Vater aus. — Ich machte eines Tages indeß einen Spaziergang nach — nach einem lieblichen Landgut in der Umgebung von Paris. Mein Geſchick wollte es, daß ich dort ein reizendes, aber ſehr armes Mädchen erblickte, das nicht allein ſo unglücklich war, von ſeinen leichtfertigen Eltern ſchon ſeit der Geburt verlaſſen zu ſein, weil ihr Daſein denſelben Beſchämung bereitete, ſondern nachdem kaum, trotz harter Erziehung und Arbeit, ihre Reize erblühten, wurde das arme Kind auch noch von der Frivolität eines jungen Adeligen auf's Heftigſte bedrängt! Meine Liebe errettete Suſannen, und ich ſtellte ſie meinem Vater als Mädchen meiner Wahl vor. — Das Ende davon war, daß Papa uns Beiden für immer mit einem Fluche die Thür wies! Er beſaß zu viel patriarchaliſche Rigoroſität, um ein armes Mädchen, das illegitim war, in ſeiner Familie zu dulden! — Seitdem, es ſind

drei lange Jahre nun, lebten ich und Suſanna im Elende des Pigeonnier. Arbeitend, um auf jede Art vorwärts zu kommen, enterbt von meinem Vater und ohne Ausſicht, wovon wir den kommenden Tag leben ſollten, ja, ſeit Kurzem ſogar wieder von den elenden Verſuchungen deſſelben mächtigen Herrn verfolgt, der ſich dafür rächen zu müſſen meint, daß ein junges Mädchen mehr Scham und Ehre beſaß, als er! Plötzlich hebt die Hand des ewigen Gottes mich wunderbar faſt aus dem Staube und ich ſtehe — im Hôtel Bourbon vor Ihnen, Hoheiten! — Das iſt mein bisherig Leben! Es zu ertragen, gehört die tiefe Liebe, welche Suſanna und ich für einander empfinden! Ob ich nun ehrlich bin? Kann man denn der Welt vertrauen, vor ihr offen ſein, die uns bei ſo jungen Jahren bereits ſo ſchurkiſch bediente? Ich geſtehe offen, ich kann es nicht, ich nehme alſo eine Maske vor, um mein bischen Herz und Glück zu ſichern. Treu bin ich nur mir ſelbſt und der Neigung zu dem armen Weibe, das mir ſo viel Schmerzen eintrug. Ich könnte Ihnen wohl verſichern, daß meine glühende Dankbarkeit mich ja nothwendig an den erhabenen Dienſt Ihrer Perſonen feſſeln müſſe, könnte Ihnen die höchſten Eide für meine Treue, Redlichkeit und

Uneigennützigkeit geben! Aber ist das nicht etwas, das doch erst hinterher bewiesen werden muß? Ich wünsche nicht den Schimpf zu erleiden, Ihro Hoheiten über mich enttäuscht zu sehen. Die Menschen vertrauen uns ja viel mehr, wenn sie wissen, daß unser Nutzen an den ihren geknüpft ist, als wenn sie sich auf bloße Dankbarkeit verlassen sollen. Die Dankbarkeit macht so oft Heuchler! Ihro Hoheiten sollen mir also mißtrauen, wie Jedem gemißtraut werden muß, der in dieser schnöden Welt zum ersten Mal vor Sie tritt. Eine Bitte, eine heiße Bitte habe ich indeß," und er warf sich Adelaiden zu Füßen, ergriff mit der Linken die ihre, mit der andern Sophiens Hand, und preßte beide an die Lippen.

„Welche Bitte?" riefen die Schwestern eigenthümlich bewegt.

„Daß Ihro Hoheiten mich nie ungehört verurtheilen, ich das Recht haben soll, wie ein Mann Ihre Gunst auf der Stelle vertheidigen zu dürfen gegen alle Angriffe, welche ich als Bürgerlicher, als ein gewissen Leuten Gefährlicher, als armes Talent und Ihr schlagfertiger Diener bald zu erdulden haben werde!"

„Das, auf unser Wort, sollen Sie!" rief Adelaide.

„Niemand wird Sie aus unſerer Nähe treiben, als Sie ſelbſt, Herr Beaumarchais," ſagte Sophie bewegt.

„Und wer uns ſeine intereſſante Geſellſchaft rauben will, theure Schweſtern," lachte die kleine Victorie, „ſoll ſich bis auf's Aeußerſte gegen mich vertheidigen müſſen!"

„So habe ich nur noch zu fragen, Hoheiten," und Caron erhob ſich lächelnd, „ob der Beginn der Lectionen morgen wohl um die Zeit der Audienz ſtattfinden darf? Es iſt das von Wichtigkeit, da ich Ihro Hoheiten gerade einen eclatanten Beweis meiner guten Dienſte bei dieſer Gelegenheit geben möchte. Die erſte Lection wird doch ohnedies nur vorbereitend ſein."

„Bei der Audienz?" ſagte Adelaide, „das iſt etwas ungewöhnlich!" —

„Ich werde vielleicht nöthig ſein! Geſtatten mir Euer Hoheiten vorerſt zu ſchweigen. Es genügt, auf Uebel vorbereitet zu ſein, man ſoll ſie nicht unnöthig vorher beſchwören!"

„Ei, Herr Beaumarchais kann unbedenklich zugegen ſein," ſagte Sophie, „denn die Audienz iſt keine Cour. Es iſt auch gut, wenn er ſich den Leuten zeigt, damit man nicht ſein Engagement noch ſchiefer beurtheile, als zu erwarten ſteht."

„Und was iſt denn auch dabei, Theuerſte," ſagte eifrig Victorie, „wenn wir Lection nehmen, bis ſie von der Audienz unterbrochen wird, und dieſelbe dann fortzuſetzen? Iſt Fronſac denn Richter unſeres Willens?" —

„Sie haben Recht, meine Schweſter," entgegnete Adelaide. „Alſo Sie werden anweſend ſein. — Ah, der Herzog!" Sie ſchellte.

Lafleure ließ den Chevalier Piron wieder ein, als der Herzog gerade durch die andere Thür trat.

„Sie haben das Papier ausgefertigt?"

„Zu Befehl, Hoheit. Hier iſt die Feder!"

Ein Diener hielt das ſilberne Schreibzeug, ein anderer ſchob ein Tiſchchen vor die Prinzeß. Sie unterzeichnete, und reichte die Feder ihren Schweſtern, welche folgten.

„Die perſönliche Berichterſtattung bei Seiner Majeſtät iſt unnöthig, Herzog, da wir Höchſt-Ihm morgen nach Tiſch aufwarten werden. Sollten Sie es dennoch für dringend geboten erachten, mögen Sie uns nach Verſailles begleiten! Hier iſt Ihre Anſtellung, Herr Beaumarchais, Ihr Gehalt beträgt 4500 Livres, und da Sie unvorbereitet ſind, gebührend zu erſcheinen, 3000 Livres Garderobengelder. Der Herr Herzog wird Sie unſerem Intendanten vorſtellen und die Anweiſung geben.

Sie werden morgen Vormittag zehn Uhr zur Lection erſcheinen!" Die Prinzeſſinnen erhoben ſich.

„Chevalier de Piron!" — Der Cavalier trat zu Adelaiden.

„Ich bin mit dem Dienſt, welchen Sie uns erwieſen, zufrieden! Wir Alle werden darauf ſinnen, Ihnen dafür zu danken!" —

Sie überließ ihm lächelnd ihre Hand zum Kuß, und nachdem der Chevalier den beiden anderen Damen dieſelbe ſtumme Huldigung erwieſen, machten die Prinzeſſinnen eine grüßende Handbewegung und entfernten ſich, gefolgt von ihren Damen und Laſleure. —

„Ich werde Sie dem Intendanten vorſtellen, mein Herr!" ſagte Fronſac kurz.

„Sie erlauben, daß ich Herrn Beaumarchais begleite?" fragte Piron. „Ich muß ihn doch in's — Pigeonnier zurückbringen."

Fronſac hatte eine Impertinenz auf den Lippen, verſchluckte ſie aber und nickte kalt.

Sie begaben ſich nach dem Bureau des Intendanten der königlichen Prinzeſſinnen. Beaumarchais ward vorgeſtellt, er präſentirte ſeine Ernennung, erhielt 3375 Livres ausgezahlt, und ſeine Schätze wie das Patent einſteckend, machte

er Fronſac eine leichte Begrüßung, und verließ mit Piron das Hôtel Bourbon.

Als Beide wiederum im Wagen ſaßen, welcher heimwärts rollte, konnte der Cavalier ſein Entzücken nicht verbergen; er drückte Beaumarchais die Hände. „Bei Gott, mein Freund, denn Sie ſo zu nennen, müſſen Sie mir geſtatten, ich habe noch nie eine ſolche Fülle von Beredtſamkeit, Grazie und Geiſt geſehen! Ihnen kann es nicht fehlen; es wäre eine Ungerechtigkeit des Himmels, wenn dieſe Gaben in der Alltagsmiſère verkommen ſollten. Vor allen Dingen müſſen Sie nun aus dem elenden Pigeonnier ziehen und ſtandesmäßig wohnen! Ich mache Ihnen den Vorſchlag, die linke Etage meines Hauſes, Rue des Ormes, zu beziehen; Ihre Fenſter gehen auf den Garten! Das iſt ein Neſtchen, ſo recht gemacht für Poeſie und Liebe, wenn man von Hofintriguen übermüdet iſt. Wir können dann unſere freien Nachmittage und Abende im Grünen verplaudern und — nun, Sie ſchweigen? Was iſt Ihnen denn!?" —

„Chevalier, mir iſt ſo ſchlecht, wie Jemandem, der nach dem Rauſch ernüchtert worden! Der kühne Schritt iſt geſchehen, die Laſt auf mich geladen, ich muß vorwärts und tragen, was ich mir aufgebürdet. Laſſen wir dieſe Gedanken! —

Ihr Anerbieten aber ist höchst verlockend, und ich werde mir erlauben, Ihnen gewiß sehr bald dasselbe in Erinnerung zu bringen; vorerst ist das Pigeonnier indeß aus tausend Gründen für mich zu werthvoll, um es so hastig zu verlassen. Ich werde wenigstens mit dieser Stätte meiner Leiden in Verbindung bleiben, so lange ich lebe, nicht allein aus Dankbarkeit, sondern auch — Nützlichkeit, welche Sie gewiß einmal würdigen werden."

„Gut, gut, Vester, treffen Sie Ihre Einrichtungen ganz nach Bequemlichkeit! Für die ersten Tage hat das Pigeonnier wohl noch nichts zu sagen, aber Sie werden sich bald dort so beobachtet sehen, daß die Bequemlichkeit einer exclusiven Wohnung Ihnen bedeutend mehr Sicherheit gewähren dürfte!"

„Das ist wahr, Herr Chevalier!" sagte Beaumarchais, sich besinnend, hastig. „Lassen Sie doch die Gartenzimmer Ihres Hôtels sogleich in Stand setzen! — Die Rue Maubue wird sichtbar, ich gestatte nicht, daß Sie mich weiterbringen. Morgen nach der ersten Lection werde ich Ihnen, meine Frau am Arme, Aufwartung machen." —

„Auf Wiedersehen! Halten Sie sich nur morgen recht wacker, Sie haben dem Grafen la Blache, Ihrem Gegner, in's Antlitz zu sehen!

Ich bin entſetzlich neugierig, zu wiſſen, wie Sie mit ihm fertig werden. Alſo Vorſicht!"

„Ganz gewiß, Chevalier! Ich empfehle mich Ihrer ferneren Gunſt!" Er drückte Piron herzlich die Hand, zog die Schnur, und ſtieg aus, ſich noch einmal haſtig verneigend, indem er raſch ſeinen Weg antrat.

Piron's Wagen wendete, der Chevalier lehnte ſich lächelnd zurück in die Kiſſen. „Ein vortrefflicher Kopf, ein liebenswürdiger Geiſt, beim Himmel, man hätte ihn ſich gewiß nicht beſſer wünſchen können. Kämpfe, harte Affairen wird's koſten, aber er iſt der Mann dazu. Er will noch Alles erringen, ich nicht; er iſt jung, ich ſchon ein wenig bequem und für gewiſſe labyrinthiſche Wege nicht gemacht. Der Bürgerliche wird wohl Aufſehen erregen, aber weil er ohnmächtig ſcheint, wird man es für eine muſikaliſche Laune der Prinzeſſinnen halten, das Beſtreben junger Damen, ſich die Langeweile zu vertreiben. Halt, dort iſt Ponte de bois. Ich bin begierig, was Monſeigneur zu dem Bericht ſagen wird!" — Er ließ jenſeit der Brücke halten, und ſchritt den Quai Orleans hinab nach dem Hôtel St. Louis, dem Palaſt des Dauphins, in deſſen Seitenportal er verſchwand.

4.

Die lettre de cachet.

Verwunderung über Beaumarchais' plötzliche Berufung zu den Prinzeſſinnen und das Erſcheinen der beiden Höflinge im Pigeonnier war bei Denen ſehr erklärlich, welche in der Manſarde zurückgeblieben. Frau Suſannens Glückſeligkeit und neu beflügelte Hoffnung war zu groß, ihre Ueberzeugung von den außerordentlichen Fähigkeiten ihres Gatten zu feſt, als daß ſie ſich dem ſtummen Staunen über ihr plötzliches Glück hätte lange hingeben ſollen. Sie folgte dem vollen Eindruck jubelnder Freude, weil ihr Gram, ihre Angſt vorher ſo unausſprechlich geweſen. Mit der muntern Emſigkeit einer ächten Hausfrau, der Jocoſität und Anmuth eines unbefangenen Naturkindes, das, einer Blume gleich, nach dem Gewitter im

ersten Sonnenstrahl sich aufrichtet, alle Blättchen, Keime und Düfte entfaltet, war die kleine Frau geschäftig hin und her gerannt, hatte den Tisch gedeckt, Couverts gelegt, Gläser und Stühle gestellt, damit, wie sie drollig erklärte: „die verehrten Herren durch den Anblick des gedeckten Tisches zu erhöhtem Appetit gereizt würden und ihrer Kochkunst Ehre anthäten." — Dann nahm sie das Mäntelchen und eilte, die Ingredienzien zu dem so lange ersehnten Mahle in der nächsten Umgegend einzukaufen. —

Morelly, Turgot und Malesherbes — weil sie den Vorgang mit nüchternem Auge betrachteten, ihre Theilnahme nicht so persönlich war, sie also auch Caron's Sprung aus äußerster Noth und Gefahr zu muthmaßlicher Ehre und Stellung viel besser zu würdigen wußten, waren auch um so betroffener.

„Wahrhaftig," brach Turgot aus, „das ist außerordentlich! Es gleicht einem Wunder, und wäre Marmontel dabei gewesen, er hätte daraus ein neues Märchen gemacht!"

„Auf die Moral*) davon wäre ich aber wahrhaftig begierig!" entgegnete Malesherbes

*) Marmontel, Contes moreaux.

kopfſchüttelnd. „Gewiß giebt es unerklärliche Dinge in der Welt, und zu ihnen gehört die Laune des Glückes, welches ungerufen kommt und ungebeten geht, den Einen überſchüttet, den Andern vernachläſſigt, ſtets gerecht und ungerecht zugleich iſt, und im Grunde weder mit Moral noch Verſtand zu handeln ſcheint. Jeder von uns wird dem ſehr begabten Caron die Aenderung ſeiner Lebenslage von Herzen gönnen, falls ſie eben eintritt und Beſtand hat, aber die Audienz iſt ſo ohne jede äußerlich erſichtliche Urſache erfolgt, daß ſie mich mehr erſchreckt und befremdet, als erfreut. Was weiß die Welt von einem Beaumarchais? Wenn er Talent hat, kennt es Niemand als wir. Er beſitzt ganz reizende Fähigkeiten, aber ſolche, mit denen man nur in den ernſten Sphären des Lebens, des Staates nichts anzufangen verſteht. Sein erſter Eintritt in die Oeffentlichkeit iſt — eine Harfenſchule! — Geſetzt, ſie ſei gut, ich verſtehe von Muſik nichts, allerliebſt geſchrieben iſt ſie gewiß, aber iſt es denn begreiflich, daß ſie wichtig genug erſchien, den Verfaſſer an den Hof zu ziehen, den Hof Frankreichs, aus übermüthiger Frivolität und ſtolzer Grandezza zuſammengeſetzt, von Intrigue zerriſſen, durch Dünkel und Neid verpeſtet?! Ich müßte mich ſehr irren, oder dieſe Harfenſchule

iſt nur ein Vorwand, und der gute Caron zu irgend einer glänzenden Gefahr auserſehen.“

„Denſelben Gedanken hatte ich auch unwillkürlich,“ verſetzte Turgot, „und ein erſter Gedanke iſt meiſt richtig! Ich kenne Piron gut genug; er iſt ein Höfling, der ſich die Mühe gegeben hat, etwas zu lernen, und Geſchmack genug beſitzt, zierliche Verſe zu ſchreiben, welche ſeinen hohen Gönnerinnen gefallen. Er ehrt den Geiſt und die Schriftſteller, iſt ein klein wenig Philoſoph und ein durchaus edler Menſch, aber er iſt zu gemüthlich, zu jovial und allzu reich, um ſich ernſte, oder gar — intriguante Dinge aufbürden zu laſſen. Er ſchiebt gern Andere vor, wenn er handeln muß, und iſt ſtets ausgerüſtet mit klugen Reſervationen!“

„Daß er Caron gebraucht, und bei deſſen Audienz mehr Dinge im Spiel ſind, als die — Harfe und eine bloße Salonunterhaltung, will! ich ſchwören! Man muß Acht geben und Beaumarchais warnen!“ ſagte Malesherbes beſorgt.

„Wenn dazu noch Zeit iſt, meine Freunde!“ fiel Morelly ein. „Ich weiß wohl, daß Turgot, der Phyſiokrat von Quesney's Schule, über mich lächeln wird, aber ich glaube doch, daß weder Zufall, blinde Laune des Geſchicks, noch die bloße

mechaniſche Gewalt ſinnlicher Thatſachen die regierenden Mächte des menſchlichen Lebens ſind, ſondern der große Gott, welcher dieſe beſeelte Natur ſchuf, der in den Menſchen den freien Geiſt der Selbſtbeſtimmung, ſein eigenes Wohl und Wehe legte, und Jeden, er ringe noch ſo ſchwer und lange, das Glück erlangen läßt, Jedem diejenige Art des Unglücks zutheilt, welche am geeignetſten iſt, ihn zur Beſſerung ſeiner ſelbſt und ſeiner Zeit anzuregen. Mögen die Prinzeſſinnen wie Piron ihre geheime Abſicht haben, ich kenne meinen Beaumarchais, und weiß, er wird ſich in ſeiner Art ſchon aufſchwingen und nützlich ſein, wie Ihr in der Euren. Der Geiſt der Baſiliade hat auf ſeine wie Eure Stirnen das Zeichen des Königsmenſchenthums gedrückt, ob Turgot auch lächelt. Jeder von uns, wie ſehr er auch meine, ſich zu dienen und für ſich ſelbſt zu ſein, wird ſein unwandelbares Geſchick erfüllen, der Menſchheit zu dienen, und das Problem, welches das Chriſtenthum ſtellte, und mit dem das Mittelalter nicht fertig geworden, in helleren Zeiten für edlere Geiſter zu löſen!"

„Wohl ihm und uns Allen, mein trefflicher Diogen," antwortete Malesherbes milde, „wenn dem ſo iſt; ich möchte es freudig glauben! Ihr

habt gewiß ein so schönes Glück trotz Eurer stolzen, selbstgewählten Armuth, denn wer Euch naht, fühlt sich gleich der Pflanze erfrischt und aufgerichtet! —"

„So ist es ganz gewiß, Lamoignon!" lächelte Turgot. „Selbst wenn man diesem liebenswürdigen Greise nicht glaubt, ob unser kritisch zerlegender Geist seinen Träumen auch widerstreben muß, unser Herz wird stets wünschen, ihm glauben zu können."

„Euer Herz ist aber das B e s t e an Euch, wenn auch Turgot sagt, es sei nur das Pumpwerk, welches den Körper mit Lebenssaft versieht!"

„Haha, greiser Spötter!" lachte dieser, „ehe Sie sich freilich zu Quesney bekennen, ginge die Welt entzwei! Man muß auch nie erwarten, daß zwei Systempropheten gegen einander gerecht sind! Was den Lebenssaft nun anbetrifft, Malesherbes, so wäre es gut, wenn wir das große Festmahl der Mansarde mit etwas Confituren für Suschen erweitern würden, damit das besagte Pumpwerk mit allen seinen correspondirenden Mechanismen durch annehmlichen Lebensstoff in Action erhalten werde. Kommen Sie!"

„Wahrhaftig, unserer kleinen Freundin wird diese Zuthat zur Ueberraschung des Tages sehr

gefallen und ſie mit unſerer früheren Ablehnung verſöhnen. Sind wir auch nicht im Stande geweſen, ihre Lage wie gute Gottheiten glücklich zu verändern, ſo haben wir doch die Macht niederer, freundlicher Genien, welche das Leben erheiternd verſchönen, den vollen Becher der Wonne wenigſtens bekränzen. Raſch, ehe Madame uns in den Weg kommt!" Damit ſtülpte Malesherbes den Hut auf und zog Turgot mit ſich fort. —

Morelly blickte ihnen gedankenvoll nach. „In dieſer jungen Generation ſchlummert doch die große Frage der Weltbefreiung, ſo zerbrochen und verkommen, ſo aus allen Fugen auch die Ordnung der Dinge dieſes Landes ſei, ſo viel falſcher Propheten ihre einſeitigen Wahrheiten auch zu Markte bringen! Laßt ſie Alle nur machen! —" Er nickte, lächelte und ſchritt nach ſeinem Verſchlage, aus dem er mit Büchern und Schreibgeräth zurückkehrte. Wenige Augenblicke ſpäter war der glückliche alte Herr tief in ſeine träumeriſchen Studien verſenkt. — —

Es mußte auffallend erſcheinen, wie Männer von Turgot's und Lamoignon's Qualität, — obwohl ſie Caron, dem Wohnungsgenoſſen ihres Freundes Morelly, mancherlei Begabung einräumten, ihm wie Suſannen herzlich wohlwollten, Beider Lage

tief beklagt hatten und durchweg edle Naturen waren, — doch so wenig im Stande zu sein schienen, ihnen zu helfen, sie zu schützen, und vermöge ihres Einflusses wie ihres Beutels vor den schrecklichen Versuchungen zu bewahren, denen beide Eheleute eben erst wie durch ein Wunder und, noch schien es, für den Augenblick nur entronnen waren. Hatten sie doch Morelly ihre Hülfe oft genug angeboten. — Für noch seltsamer, ja fast verdächtig mußte es gelten, daß sie früher ein geselliges Mahl, besonders Turgot, vornehm abgelehnt, zu welchem sie sich nun ganz ungeladen einstellten, und nachdem sie Beaumarchais' Bedeutsamkeit vorher so gering angeschlagen, er jetzt in ihren Augen plötzlich gewachsen war. —

Vor Allem muß man die Vorurtheile der Zeit in Anschlag bringen, Vorurtheile, deren sich bei allen sonstigen freien Gaben diese beiden Männer doch nicht zu entschlagen vermochten, ja welchen selbst heute noch, im Zeitalter wesentlich freierer Anschauungen, ganz vorzügliche Männer allzu oft unterliegen. — Turgot wie Malesherbes stammten aus angesehenen, vielvermögenden Familien, welche der Beamtenwelt, der Aristokratie der hohen Magistratur angehörten, die, wie jene der

Parlamente, eine ſtreng geſonderte, vornehme Kaſte bildete, welche die Verwaltung und Rechtspflege als ihre unveräußerliche Domäne in Händen zu halten glaubte, Familien, bei denen deshalb die janſeniſtiſche Glaubenslehre von der Gnadenwahl und Prädeſtination ab ovo Lieblingsidee geworden, und durch ihre ganze Stellung thatſächlichen Ausdruck fand. Dazu gehörten Söhne wie Väter von Alters her der Gelehrtenwelt der Sorbonne und ihren ſtolzen Traditionen an. Daß ſolche Leute einen Beaumarchais, den Sohn eines Uhrmachers, welcher ſeinem Vater und gewerblichem Berufe davon gelaufen und allerlei ſchriftſtelleriſche Dinge trieb, die man mit dem allgemeinen Namen Schöngeiſterei bezeichnete, nicht ſonderlich beachten zu brauchen meinten, und Talente, die ſie nur berufsloſen vornehmen Leuten zugeſtanden, nicht beſonders hoch anſchlugen, alſo gar nicht daran dachten, ihn in Lebensſphären zu bringen, welche der ihrigen ähnlich war und ihm ſtillſchweigend jede Beamtung und öffentliche Stellung abſprachen, verſteht ſich hiernach von ſelbſt. Morelly war gewiß nicht weniger arm als Caron, aber Morelly war ein Gelehrter, der Schöpfer der Baſiliade, deſſen Geſchick eine Ungerechtigkeit an der Natur, an Bildung und Wiſſen

zu ſein ſchien, und dem ſich, wie den Herren Diderot, Grimm und anderen Philoſophen, die geiſtreichen Salons, die Mittel ſich zu placiren, ſelbſtverſtändlich hätten eröffnen müſſen, wenn der Alte dies nicht aus einem wunderlichen Hange abgelehnt hätte, weil er mit dem herrſchenden janſeniſtiſchen Geiſte, der Schule Quesney's, Locke's und den Encyklopädien in bedeutendem Widerſpruche ſtand, und gleich Rouſſeau in ſeiner Art ein ganz abſonderliches Individuum war. Caron andererſeits durch Empfehlungen, Geldmittel und derlei Hülfe zu unterſtützen, nahmen ſie zwiefach Anſtand. Caron war ſtolz, lag zu ſehr mit ihren Anſichten und ihrer gelehrten Excluſivität im Kriege, ärgerte ſie zu oft durch ſeine Sarkasmen, und hätte darum am wenigſten ein Almoſen von Leuten angenommen, denen, wie er ſehr genau fühlte, die Sphäre ſeines väterlichen Handwerks und ſeine bisher zielloſe Bahn als Vorwurf und unzerſtörbare Schranke galt. Endlich war die damalige väterliche Gewalt, die Ausſchließlichkeit und innere Abhängigkeit der Familien ſo überaus groß, daß Herr Secretair Turgot als gereifter Mann noch eben ſo ſehr unter bürgerlicher Autorität ſeines Vaters, des Präſidenten, wie der Präſident Malesherbes unter der ſeines Vaters,

des Herrn Kanzlers ſtand. Sie waren Beide betreffs ihrer Würde, ihres Umgangs, der Leute, welche ſie protegirten, unterſtützten, wie jener, welche ſie bekämpften, endlich betreffs ihrer Genüſſe wie Lebensformen von ihrer Familie höchſt abhängig. Mit gutem Rechte konnte Morelly ſie alſo mit ſeinem Umgange hänſeln, und Caron gehörte wahrlich in jeder Beziehung zu den Leuten, welche man nicht protegiren, mit denen man ſich höchſtens nur bloßſtellen konnte. Ein Sohn, der ſich gewaltſam der Autorität ſeines Vaters entzogen, wie Beaumarchais, war damals abnorm, und ein Mann, der es nur gethan, um ein Mädchen von außerehelicher Geburt, deren Eltern man nicht einmal kannte, zu heirathen, war in der honneten Geſellſchaft jener Tage ein Unding. Je lüderlicher gerade der Hof, je ſkandalöſer das Leben des Königs war, deſto mehr hielten die vornehmen Mittelſchichten, die Leute der Magiſtratur, des Parlaments, der Verwaltung auf äußerſte Strenge des Lebens, und dieſe vererbte ſich auf die Söhne, mochte auch ihr Geiſt noch ſo ſehr über engherzige Prüderien hinweg ſein. Die alte Gewalt der Formen machte ſie eben zu Sclaven.

Hiernach muß man das Staunen bemeſſen, was Turgot wie Lamoignon ergriff, Beaumarchais in

die Audienz der Prinzessinnen geführt zu sehen. — Hätte ihn irgend einer jener leichtfertigen Großen, selbst Choiseul der Kriegsminister, oder gar die Marquise de Pompadour empfangen, es hätte ihnen nicht die Hälfte bedeutet. Man wußte, daß diese Leute in ihrer Wahl nicht so peinlich waren, wenn sie dabei ihren Nutzen fanden, nicht peinlich sein durften, weil sie ihren Weg durch's Leben selbst in wenig sauberer Art gemacht hatten, aber — die Prinzessinnen! — Ludwig's XV. Töchter waren eine bedeutsame, rings gefürchtete, oder verehrte Macht. Ohne Scheu hatte der Monarch Maria Leszinska, seine Gemahlin, vernachlässigt, sie zur Einsamkeit und Einflußlosigkeit verdammt, ungescheut den ungehorsamen Sohn, den Dauphin und dessen Familie, gleichem Schicksale und der unerhörten Spionage seiner Maitresse unterworfen, weil derselbe, als er Madame de Pompadour bei der ersten und einzigen Hofcour umarmen mußte, sie durch eine Grimasse der Verachtung und dem Gelächter des Hofes preisgegeben, und mit Indignation auf sie herabsah. Aber der König war doch nicht so gar stumpf und in seinen Lüsten versunken, um sich vor seinen Töchtern nicht wenigstens seiner Aufführung zu schämen, der Pompadour, welcher er ja sonst Alles zuge-

ſtand, nicht Ehrfurcht und Abweſenheit anzubefehlen, ſobald die Prinzeſſinnen in Verſailles erſchienen. Er räumte ihnen heimlich großen Einfluß auf ſich ein, und war ſo wenigſtens bemüht, die Schande, welche er ſeiner Familie bereitete, bei ſeinen Töchtern ſo weit gut zu machen, als die Uebermacht der Marquiſe und ihrer Clique über ſeine Entſchlüſſe es irgend geſtatten mochte. So bewahrten, durch große Klugheit geleitet, die Prinzeſſinnen eine allgeehrte Stellung, eine vermittelnde Einwirkung auf die verſchiedenen, getrennten und verfeindeten Glieder der königlichen Familie. Auf ſie waren alle Blicke gerichtet, ihre Salons die geſuchteſten und der Sammelplatz aller Höflinge, welche von Verſailles nach Paris kamen. Dieſe Damen ließen einen — Beaumarchais rufen! — Daß dahinter etwas Gewichtigeres als eine — Harfenſchule ſtecken müſſe, ſich hier eine Kette eigenthümlicher, myſteriöſer Begebenheiten anknüpfte, war außer aller Frage. Wider Willen ward Caron für beide Männer bedeutſam. Sie fühlten, daß er gewiſſe Eigenſchaften haben müſſe, die ihnen noch fremd waren, und dies, verbunden mit der Freude, die beiden jungen Leute ihrem elenden Looſe entriſſen zu ſehen, ſo wie dem Eindrucke nachgebend, welchen jeder thatſächliche Er-

folg auch auf den Geiſtvollſten macht, wünſchten ſie an dem Feſtmahl der Manſarde Theil zu nehmen, und erwarteten mit Spannung den Ausfall einer Audienz, welche ſie für ſich ſelbſt als eine Gunſt des Schickſals erachtet hätten. — —

Morelly war noch nicht lange bei ſeinen Studien, als Batyl der Muſiker von ſeiner Lection höchſt aufgeräumt zurückkam. — „Nun, Herr Philoſoph, wieder bei Träumen, welche die Menſchen beglücken werden, ſobald man ſie erſt wahr zu machen beliebt? — Wird Ihre ideale Republik à la Rom und Athen bald gebacken ſein?“ —

„Gewiß, ſobald nur der letze Ehrloſe in Frankreich begraben iſt!“ —

„Hm, das mag alſo wohl noch recht lange dauern, ehe ſie erſcheint?“

„Bei Ihren Lebzeiten nicht mehr?“ —

Batyl ſtutzte. „So, ſo!“ dann wendete er ſich und legte den Hut hin. „Madame iſt nicht zu Haus?“ —

„Sie macht Einkäufe!“

„Einkäufe?“ — Der Muſiker warf einen Blick auf den gedeckten Tiſch, lächelte und trat in ſein Zimmer.

Bald darauf kam Frau Suschen zurück, am Arm einen ſchweren Korb, glühend, wie gebadet,

und lächelnd im Vorgefühle der Tafelfreuden. „Aber iſt mir heiß!“ — Sie warf das Mäntelchen ab. „In meinem ganzen Leben, Papa Morelly, habe ich noch nie ſo viel Eßwaaren getragen! O geſchwind, helfen Sie auspacken!“

Morelly war aufgeſtanden und trat, nach des Muſikers Thür deutend, zu ihr. „Batyl iſt zurück!“

„Zurück? Nun will er ſicher zu la Blache! Geſchwind, ſchreiben Sie eine Quittung über ſein Geld, ich habe gewechſelt!“

Während Morelly den gewünſchten Schein ſchrieb, packte Caron's Frau ihre verſchiedenen Einkäufe aus. „Hm, ein Tänzchen wird's wohl geben, doch mein Mann kann nicht ewig bleiben!“

„Ah, Frau Suſanne!“ ſchritt jetzt Batyl herein, „Vom Markt zurück? Ich will nun auch gleich — zu Ihm gehen!“ Er flüſterte ihr das Letztere zu. und öffnete den Kleiderſchrank bei der Thür.

„Sie brauchen ſich gar nicht zu übereilen, Herr Batyl!“

Der Muſiker trat verwundert zurück. „Mein Rock? Wo iſt denn mein Rock? — Drinnen iſt er nicht, und hier hängt er auch nicht?“ —

„Der Rock? — Welcher Rock denn?“ Su-

ſanne erhob ihr Geſicht und blickte ihn mit unendlich naiver Kenntnißloſigkeit an.

„Meinen Rock, ſag' ich!" rief Batyl heftig. „Meinen Staatsrock, meinen Rock für den Beſuch bei vornehmen Leuten! Ohne ihn kann ich nimmermehr gehen!"

„Ihr — ach, Ihr Staatskleid? — Ja, ich glaube, — es iſt weg!"

Morelly mußte ſein Lachen verbeißen.

„Weg!" ſchrie Batyl, und ſtand ſtarr.

„Ja, ich denke ſo! — Auf irgend einem Leibe, — wahrſcheinlich da zur Thür hinaus!"

Morelly erhob ſich mit dem Schein in der Hand.

Batyl geberdete ſich wie ein Raſender. „Sie, Sie wollen mich hindern, zu Fal — zu —! Mich hindern, wegzugehen? Aber ich will weg, ich muß weg, wo iſt mein Rock?" Er rannte ſuchend durch die ganze Manſarde, indeß Morelly in das herzliche Lachen einfiel, welches Suſanne aus voller Kehle anſtimmte.

Dieſes Gelächter verwandelte des Muſikers Zorn in tödtliche Angſt. Er kehrte zurück. „Ich — ich verlange den Brief, Etui und Geld wieder, was ich Ihnen vorhin gab!"

Suſanne ſchien über die Maßen verwundert.

„Etui? Brief? Geld? — Haben Sie denn geſehen, Morelly, daß ich Geld, und was Herr Batyl da ſagt, überhaupt habe, — es wohin legte? Oder daß mir Einer ſo etwas gab? — Mir ſcheint, Lieber, Sie ſind übergeſchnappt! Da wir indeß von Geld reden, hier ſind Ihre hundert geborgten Livres, unterſchreiben Sie in Morelly's Gegenwart dieſen Schein!"

Während dieſer kurzen Scene waren Turgot und Malesherbes, verſchiedene Päckchen und Düten in den Händen, eingetreten und blieben bei dieſem neuen Vorgange erwartungsvoll ſtehen.

„Hundert Livres zurück?!" Batyl faßte ſich wild an die Stirn.

„Nebſt Zinſen auf ſechs Monate!" ſagte trocken Morelly, und nahm Suſannen das dargereichte Geld ab. „Unterzeichnen Sie gefälligſt den Schein!" Damit begann er das Geld auf den Schreibtiſch zu zählen.

„O ich Narr," keuchte der Muſikant, „daß ich mich überliſten ließ von ihrer Katzentücke! Ich bin betrogen, beraubt, hintergangen!"

„Unterzeichnen Sie!" Morelly hielt ihm die Feder hin.

„Nun wenn er nicht unterſchreiben ſollte," fiel Turgot ſarkaſtiſch ein, „braucht man nur das

Geld für ihn beim Maire gegen Quittung zu deponiren und eidlich zu Protokoll zu geben, welche Gründe er hatte, es nicht anzunehmen. Das giebt dann einen Proceß wegen Rechtsverweigerung aus Schadenluſt, haha!"

„Und wir würden ihn aus reinem Vergnügen am Jus ſogleich anhängen!" lachte Malesherbes.

„Teufel, Teufel, Du biſt ein Weib! O, ſie haben ſich verſchworen, mich zu ruiniren!" —

„Ich habe noch nie gehört, daß Jemand ruinirt wurde, weil er ſein Geld nahm!" ſagte Suſanne.

„Da!" — Batyl ſchrieb ſeinen Namen zitternd unter den Zettel und ſteckte das Geld ein. Dann zog er Suſannen nach dem Vorhang und flüſterte bebend: „O, geben Sie mir wenigſtens Brief, Etui und Geld wieder, Suschen! Sie werden mich doch nicht in Fatalitäten bringen wollen!?"

„Sie haben Ihr Geld, auf etwas Anderes weiß ich mich nicht zu beſinnen. Ach, dort kommt mein Mann!" —

Batyl ſchrak zuſammen und blieb ohne ein Wort der Erwiederung ſtehen, denn eben war Beaumarchais eingetreten. — Sein Antlitz erglühte indeß nicht im Strahle des Glückes, es war vielmehr verſtört und bleich. —

„Er trägt meinen Rock, dacht' ich's doch!" knirſchte heimlich Batyl.

„Aber Caron? Mann? So kommſt Du vom Hofe?" Suſanne eilte erſchrocken zu ihm.

„Iſt denn die Audienz mißglückt?" rief Morelly.

„Der bei Hofe? — Audienz?!" — flüſterte Batyl.

„Mißglückt?" erwiederte Caron, „O, wäre ſie's doch, ich fühlte mich weniger elend! Daß ſie eben zu ſehr geglückt iſt, das ruinirt mich! Iſt's denn nicht eine ausgeſuchte Satyre des Geſchicks: in demſelben Momente, wo man die Staffel der Ehre erklimmen will, dem Fluche der Unfähigkeit zu erliegen? Wenn man künftig in Paris einen Maulhelden, einen Fanfaron wird bezeichnen wollen, kann man ſagen: Er iſt ein ächter Beaumarchais! — Fühlſt Du, Weib, was das heißt? Schlimmeres, als Elend und Hunger, es nennt ſich — öffentliche Verachtung, das Pariathum der Lächerlichkeit!" —

„Barmherziger Gott, Mann, wie ſo denn?!" —

„Wenn Ihre Audienz doch gut ausfiel?" lächelte Turgot etwas ironiſch.

„Ihre hohen Gönnerinnen haben Ihnen alſo Wohlwollen bezeigt?!" fiel Lamoignon ein.

„Gerade deshalb!" ſeufzte tief erröthend Ca-

ron. „Ich habe gefallen, wie ein Menſch nur gefallen kann! Die Prinzeſſinnen ſind Engel an Huld, ich erhalte ſofort eine Anſtellung, Piron iſt entzückt, Fronſac betäubt, ich habe das Glück zwiſchen den Fingern, und doch! — Ich ſoll ihnen ja Harfenſtunde geben! — Morelly, Suſanne, ich Harfenunterricht! Zum Satan, kann ich denn Harfe ſpielen?! Eben ſo gut befehle man mir, die chineſiſche Mauer mit den Zähnen einzureißen, oder auf dem Faden einer Spinne ein Pas espagnol zu tanzen! Du grundgütiger Gott, und morgen ſoll ich vor's Meſſer! Schon morgen iſt das duftige Reich des Glückes mit Schimpf und Schande beendet!!" —

Dieſes Bekenntniß Caron's, in äußerſter Betrübniß gemacht, von Suſanne mit bebender Beklommenheit vernommen, war doch ſo überaus komiſch, daß Turgot wie Lamoignon, ſelbſt Morelly lächeln mußte. Letzterer wollte gerade die Sache durch nähere Fragen aufklären, aber Batyl, der bisher mit Angſt und ohnmächtiger Wuth zugehört, nun aber mit einem Blicke die peinliche Lage Beaumarchais' ermaß, brach in hellen Jubel der Schadenfreude aus.

„Haha!" und er trat höhniſch vor ihn. „Alſo mit einem Satz wollten Sie aus der Manſarde an

den Hof ſpringen, berühmt werden, aber Sie hatten Nichts gelernt? Indeſſen es ſich Unſereins zur Ehre ſchätzen muß, von Lakaien in den Antichambres umhergeſtoßen zu werden? Oh ja, Ihr Literaten, was verſteht Ihr nicht Alles! Schreibt Harfenſchulen und könnt die Harfe nicht ſpielen, Ihr ſchreibt das Blaue vom Himmel 'runter! Ei, ſchreibt doch, ſchmiert? Aber etwas leiſten können, was gelernt haben, das iſt die Sache, haha! O, die königlichen Prinzeſſinnen, welche zu ſtolz ſind, ächten Künſtlern Eintritt zu gewähren, werden ſich morgen an Ihrer Lection unendlich erbauen!"

„Das werden auch die Prinzeſſinnen!" fiel Caron ſchallend ein, und ſein Geſicht erheiterte ſich. „Sie kommen gerade gelegen, Batyl, denn Sie ſind ja Harfenſpieler! Rettung, Suschen! Batyl iſt unſere Rettung! Ich nehme täglich bei ihm eine Harfenſtunde und bringe den Prinzeſſinnen am Morgen immer die Weisheit bei, die ich heute erſchnappte! Da ich die Guitarre gut handhabe, iſt das Andere keine Hexerei!"

Alle brachen in unwillkürliches Gelächter aus.

„Ich Ihnen Stunden geben, damit Sie mit dem, was mein iſt, brilliren können?!" ſchrie Batyl. „Das fällt mir nimmermehr ein!!"

Die Luſtigkeit war verſtummt, man erkannte Batyl's Abſicht.

„Alſo Sie wollen nicht?“ fragte Beaumarchais trocken.

„Nimmermehr! Ich werde das Vergnügen haben, zu ſehen, wie Sie ſich blamiren!“ —

„Hat er quittirt, Suſanne?“

„Hier iſt ſeine Quittung. In meiner Gegenwart!“ Morelly reichte ihm den Schein.

„Nun, Suschen, hole einſtweilen Batyl's Harfe aus ſeinem Zimmer. Während Du dann das Eſſen beſorgſt, kann ich mit ihm immer die Anfangsgründe verſuchen.“

„Herr, was erlauben Sie ſich?“ fuhr Batyl auf. —

Caron faßte den kleinen Muſiker an der Bruſt. „Nun, Erbärmlicher, ſage ich Dir, entweder Du giebſt mir gegen Bezahlung jeden Tag fortan eine Harfenſtunde, oder ich zeige Dich bei den Hoheiten als Sittenſchänder an, und Du wirſt von der Oper gejagt, zeige Dich mit Deinem ſaubern Grafen la Blache als Frauenverführer an, und Ihr ſteht vor ganz Paris am Pranger der Schande! Dafür“ — und er ſchüttelte ihn — „eben bin ich Literat!! — Nun iſt das Lachen an mir! Willſt Du?“

Batyl ſtand vernichtet. — Er ſah ſich ganz in

Beaumarchais' Händen, seine Angst machte ihn feige und kleinlaut. — „Ja, Caron, ich — ich will es thun, unter der Bedingung, daß Sie mir Geld, Etui und Brief wiedergeben!"

„Und dann hörst Du mit Deinen Lectionen auf? Dann läufst Du zu la Blache, giebst ihm Alles wieder, und die Schurkerei ist nicht geschehen! Nein, mein Hänschen! Die dreitausend Livres sollst Du gegen Quittung allerdings nachher zurückerhalten, und Deine Ehrlichkeit kann sie dem saubern Blache wieder zustellen, aber das Handbillet desselben ist ein zu kostbarer Schatz, an welchem Dein und sein Schicksal hängt! So wie Du eine Stunde versäumst, wie Er sich nur zu rühren wagt, mögt Ihr Beide Eure Haut bewahren! Das Etui, mein Engel, habe ich mit einem Liebesbriefe bereits an die Frau Gräfin geschickt, sie soll fast so hübsch sein, wie meine Frau! Wenn Du also in's Hôtel St. Albin gehst, wirst Du wohl wissen, welch schöner Willkommen Dich dort erwartet! Ich rathe Dir in Gegenwart dieser vortrefflichen Freunde, klug zu sein, den Grafen Falcoz seinem schlechten Gewissen und der Verachtung seiner Familie zu überlassen, dagegen zu thun, was ich verlange! Habe ich von Dir gelernt, was ich will, so sollst Du sehen, daß ich

nicht undankbar bin; Du sollst das Ziel Deiner Wünsche, eine Stelle an der Hofkapelle erlangen, und kannst meinetwegen überall ausposaunen, daß ich Dein Schüler bin! Ueberlege Dir die Sache!"

„Sie wollen mir nichts weiter wegen dieser verdammten Geschichte anhaben?"

„Nichts, auf mein Wort! Ich verspreche es Dir vor diesen Zeugen!"

Batyl athmete schwer auf. „Nun, in Gottes Namen, ich stehe Ihnen zu Diensten!" —

Die Uebrigen lächelten.

„Sieh', das ist hübsch von Dir, Batylchen! — Kommt, Freunde, laßt uns endlich essen, und dann geht's an die Lection! Was hast Du für uns, Schön-Suschen?"

„Es sind nur kalte Speisen, zum Kochen war's ja doch zu spät!" erwiederte sie, indem sie den Tisch mit Essen und Getränk versorgte.

„So geben Sie mir denn Ihren Arm, Frau Concertmeisterin Ihrer Hoheiten der königlichen Prinzessinnen! Nehmen Sie Platz, meine Freunde, und verzeihen Sie, daß ich Sie diesmal nicht standesmäßig bediene. Ich erbitte mir dafür die Ehre, Sie in meiner neuen Wohnung, die bereits gemiethet ist, nächstens zu empfangen, um die geringe Courtoisie von heute gut machen zu können.

Geſtatten Sie auch dem wackern Herrn Batyl, Theil zu nehmen, der Aerger hat ihm zweifelsohne Appetit gemacht, und mit dem Wein wird er die letzten Reſte von Schurkerei und Neid hinabſpülen! Ich bitte!" —

Die Geſellſchaft ſetzte ſich außerordentlich fröhlich zu Tiſche und langte zu. Auf Morelly's hellen Zügen ſpiegelte ſich die reine Luſt an dem Glücke Beaumarchais', ein Wiederſchein der hohen Wonne, welche auf den ſtrahlenden Stirnen beider Gatten lag. Turgot wie Malesherbes waren von ähnlichen humanen Gefühlen, beſonders der Letztere, beſeelt, aber ſie rangen ſichtlich mit dem Eindruck der Neugier wie ihrer wachſenden Bewunderung vor dem Verſtande, der Kühnheit und Gewandtheit eines jungen Mannes, den ſie ſich doch ſo wenig ebenbürtig fanden, und welchen ſie trotzdem als Liebling des launiſchen Glückes erkennen mußten. Batyl allein war zurückhaltend, kühl höflich, ſchweigſam. Er konnte ſich doch zu wenig verſtellen. Deſto mehr ſtrengte er ſein Gehör an, die unbegreiflichen Vorgänge genau zu ermitteln, welche Beaumarchais aus Armuth und Abhängigkeit zu ſolcher Höhe, zu ſeinem Sieger und Peiniger erhoben hatten. Er ging von der richtigen Erwägung aus, daß kein Gegner ſo ſei-

ner ſelbſt gewiß ſei, um ſich nie Blößen zu geben, und wenn der Muſiker auch vorausſehen mußte, daß er la Blache's Gnade verſcherzt, ſo kannte er den Grafen doch gut genug, um zu wiſſen, daß derſelbe ſpäter ihn dennoch zu ſeiner Rache nicht leicht entbehren könne.

„Nun ſagen Sie mir, lieber Beaumarchais," fragte Turgot im Laufe der Unterhaltung, „wie haben Sie es denn gemacht, den hohen Damen zu gefallen? Erzählen Sie uns doch die Audienz! Ich geſtehe zu, daß nicht allein meine Theilnahme für Sie, nicht nur erklärliche Neugier, ſondern auch die Beſorgniß mich zu der Frage beſtimmt, wie Sie in Zukunft mit den verſchiedenen Schwierigkeiten, dem Neide, den Kabalen fertig zu werden hoffen, die Ihrer doch jedenfalls in dieſer Stellung warten? Das Glück pflegt nicht ſelten die klügſten Menſchen zu blenden, zumal wenn ihre Veränderung vom Nichts zum Etwas ſo ſtark, ſo jäh und unvorbereitet geſchieht."

„Mein lieber Turgot," lächelte Caron und nippte vom Wein, „dieſe Frage ſchließt viele Dinge ein, die mich und Euch Alle angehen, und welche zu beantworten mir ſehr am Herzen liegen muß, aber noch unendlich mehr Dinge, die Euch nichts angehen, die ich entweder dem Einen oder An-

dern, oder Euch Allen für jetzt zu verſchweigen wünſche. Stets zu ſagen, was man weiß, iſt die Eigenſchaft der Thoren, aber nur zu ſagen, was man Andern ſchuldet, iſt der Weg, Niemanden zu betrüben. Was uns nun, die Freunde der Manſarde betrifft, ſo wiſſen Sie, Turgot, wie oft wir Gegner geweſen, wie Sie mir manchmal merken ließen, daß ich ein kenntnißloſes Individuum ſei, und ich lachte dafür Ihre ariſtokratiſche Gelahrtheit aus; wir liebten uns nicht gerade, ärgerten uns mitunter gegenſeitig, hatten aber dennoch an einander Gefallen, ich wenigſtens an Ihnen ſtets!"

„Aber ich ſehe nicht ein," meinte Lamoignon, „wie das zu Ihren Erlebniſſen im Hôtel Bourbon paßt?"

„Vortrefflich, Malesherbes! Auf dieſe Weiſe werde ich Euch in einer Manier antworten können, die Jeden befriedigen, über mich aufklären muß, und Andeutungen giebt, ohne mich zu verrathen. Lamoignon und ich ſtehen uns näher, weil er keiner der extremen Philoſophen iſt, die ich haſſe, und mehr Gemüth in die Behandlung aller Dinge bringt. Was meinen alten einzigen Morelly nun betrifft, ſo iſt er mir Freund, Bruder, Vater, er iſt ja die Sonne, welche mein Herz

in den Wettern der Trübsal erwärmte! Ich liebe Euch also alle Drei und werde Euch ewig lieben, ich habe unendlich viel von Euch gelernt und werde noch mehr von Euch lernen! Turgot heißt mein Verstand, Malesherbes heißt mein Herz und Morelly die göttliche Vernunft, diese höchste Potenz von Denken und Fühlen, Geben und Empfangen, welche mir Lebensführerin ist! Es ist daher begreiflich, daß Ihr Dreie mir nothwendig seid, sonst — falle ich; verstanden?

Turgot und Malesherbes sahen sich verwundert an.

„Ei, laßt ihn nur," lächelte Morelly, „er giebt uns deutliche Winke genug und wird Euch sicher nun sagen, wie sehr er auch uns nöthig ist."

Malesherbes stutzte, Turgot konnte sich einer mitleidigen Miene nicht erwehren.

„Das werde ich, und wenn ich Euch auch verächtlich lächeln mache, soll mich das nicht hindern! Ich bin Euch nöthig, so komisch Ihnen Beiden vorkommen mag, meine Herren, daß der ehemalige Uhrmacher, der unstudirte Schriftsteller, der vagabondirende Schöngeist behauptet, Euch Männern des Staatsdienstes nützen zu können, ein Bursche, der eine Harfenschule schreibt, ohne das Instrument zu spielen! Bis heute Mor-

gen war ich Euch auch allerdings sehr unnöthig, ein Gegenstand des bedauernden Achselzuckens, im besten Falle einer kühlen Theilnahme, die ganz froh gewesen, nicht in der Lage zu sein, helfen zu können, weil das Object so tief unter anständiger Hülfe stand!"

„Ihr werdet bitter, lieber Caron!" sagte Malesherbes verlegen und doch bewegt.

„Nein, bitter nicht, Freunde, bei Gott nicht! Aber mein Herz zittert bei dem Gedanken, daß Ihr mich doch so schlecht gekannt, da Ihr nicht einmal merktet, daß ich Talent und Herz genug hatte, trotz meiner schiefen Lebensbahn das Beste von Euch Allen in mich aufzunehmen, vor Allem die Einsicht Eurer Vortrefflichkeit, des Großen, was in Euch für unser Vaterland ruht! Und nun fühle ich auch, warum es der ewigen Weisheit gefallen, mich aus dem Nichts zu Etwas zu machen, warum gerade im Hôtel Bourbon mein Platz ist! — Bedarf es weiterer Expectorationen? — Meint Ihr, daß mein Weg nicht gut ist, — nicht glücklich sein muß?" —

Turgot und Malesherbes reichten ihm ernst, bewegt und betroffen die Hände, Morelly küßte ihn. „Das ist mein Caron ganz und gar!" rief er.

„Aber ſagen Sie nur Eines," begann Lamoignon raſch, „fragten Sie denn die Prinzeſſinnen nicht nach Ihrer Geburt, Ihrer Vergangenheit?" —

„Gewiß, und ich erzählte ihnen Alles! Nur den Namen eines gewiſſen Grafen," er warf Batyl einen ſpöttiſchen Blick zu, „und den Ort, wo ich Suſannen kennen lernte, verſchwieg ich!"

„Und die Prinzeſſinnen nahmen keinen Anſtand!" rief Turgot.

„Im Gegentheil, ſie fertigten meine Anſtellung aus!" —

„Wer war denn bei der Audienz noch zugegen?" fragte Malesherbes.

„Außer den drei Prinzeſſinnen, ein paar Hofdamen und zwei Lakaien, nur Piron und Fronſac."

„Sie ſprachen die Hoheiten nicht allein? Ging oder kam Niemand während der Audienz?" und Turgot ſah ihn ſeltſam lächelnd an.

„Ich geſtehe, mein Lieber, daß ich ſo in's Geſpräch mit Ihren Hoheiten gekommen war, daß ich darauf gar nicht achtete!" —

„Sie ſehen," lachte Morelly, „er ward in einem Vormittage aus einem Bettler ein Diplomat! O die reiche menſchliche Seele treibt in einer Minute

alle die Blüthen empor, deren Keime bisher, ihr selbst unsichtbar, im Innern ruhten!"

„Wie sich auch die Zukunft gestalte, ich hoffe Euch Allen bewiesen zu haben, daß wir einander nun erst recht nöthig haben, daß die Freundschaft der Mansarde noch inniger in den Salons werden muß, und kein Augenblick mich so mit Stolz und Glück betäuben kann, um — den Pigeonnier und den Sohn des Uhrmachers zu vergessen!"

„Der alten Freundschaft und dem Pigeonnier weihe ich dies Glas!" sagte gerührt Morelly.

Sie stießen an, sie drückten sich die Hände, und Suschen, von Caron umschlungen, vergoß Thränen der Freude.

Das Gespräch ward allgemeiner. Caron erzählte von seiner neuen Wohnung, Turgot und Lamoignon besprachen Persönlichkeiten des Hofes, gaben Beaumarchais über Diesen und Jenen Winke, beantworteten einzelne seiner Fragen, und die Unterhaltung nahm einen traulich leichten Gang, welcher das kleine Mahl zur Feier eines glücklichen Ereignisses erhob. Die Köpfe wurden heiß, die Herzen laut, — nur Batyl saß wie auf Kohlen und ärgerte sich, daß er so viel gehört und doch nichts erfahren hatte, Caron noch immer seinen Staatsrock trug und er demselben nicht entrin-

nen konnte. Wohin auch? Durfte er la Blache unter die Augen treten? —

Beaumarchais' Kühnheit schien sich aber an ihm selber rächen zu wollen und den bewegten Tag um noch ein Ereigniß drohend zu vermehren. In der höchsten Lustigkeit der kleinen Gesellschaft, und als Batyl sich eben lebhaft innerlich vorstellte, zu welchen verwünschten Familienscenen die Ankunft des Etuis bei Gräfin Falcoz Veranlassung gegeben haben müsse, wurde draußen auf der alten Treppe das Tönen rauher Stimmen und vieler Tritte vernehmbar, so daß die Gesellschaft stillschwieg und aufhorchte.

„Was ist das?!" sagte Turgot, „da sind Leute an der Thür!"

Dieselbe öffnete sich. Ein Commissär der Sicherheitswache trat herein, während seine Beamten Schwelle und Flur besetzten.

Die Fröhlichkeit verstummte, Schrecken verbreitete sich auf allen Gesichtern. Beaumarchais verfärbte sich.

„Wer, mein Herr, ermächtigt Sie, hier einzudringen?" und er setzte sein Glas nieder.

„Das wird Ihnen, Bester, meine Uniform und mein Amt sagen," erwiederte der Beamte, „welches im Pigeonnier nicht ganz unbekannt ist! Uebrigens

pflege ich nicht Fragen zu beantworten, ſondern zu ſtellen! Wer von der Geſellſchaft heißt Caron Beaumarchais?" —

„Das iſt dieſer hier!" Batyl ſprang auf und deutete mit triumphirendem Lächeln auf Caron. —

„Mein Mann? — O Gott, was wollen Sie denn mit meinem Manne?!" —

„Wenn Sie Beaumarchais ſind, Theuerſter, und der Lieutenant legte ſchwer ſeine Hand auf deſſen Schultern, „ſo verhafte ich Sie auf Befehl Sr. Majeſtät!" —

„Weshalb, mein Herr?" Turgot erhob ſich. —

„Solche Befehle pflegt man bei ſich zu führen und vorzuzeigen!" ſagte Lamoignon. „Ich habe die Ehre, ſelbſt königlicher Beamter zu ſein!" —

„Allerdings!" ſagte der Commiſſär mit ſtoiſcher Ruhe, und zog ein geſtempeltes Papier heraus. „Hier iſt der königliche Haftbrief auf Caron Beaumarchais, Rue Bertau 30 im Pigeonnier, 4. Stock, Manſarde, 2. Thür rechts, erlaſſen laut Klage Sr. Durchlaucht des Herzog von St. Albin wegen Ehrverletzung, Standesherniedrigung und ſchimpflicher Beleidigung ſeiner Tochter, Gräfin Roſa de la Blache, Gattin des Grafen Falcoz, durch beſagten Beaumarchais! Sie ſind dieſer Mann,

also vorwärts, mein Liebchen, wir spazieren in die Bastille!"

Ein Aufschrei des Entsetzens erfolgte rings, Bathyl lachte entzückt, Susanne klammerte sich schluchzend an den Gatten. —

„Mein Herr!" und der Bedrohte bewahrte eine eiserne Ruhe, obwohl er bleich wie die Wand geworden, „zweifelsohne werde ich mich einem Befehle Sr. Majestät nicht widersetzen und Sie können von meiner Folgsamkeit überzeugt sein, sobald es nur bewiesen wird, daß Sie in mir die rechte Person, welche der Haftbrief besagt, getroffen. Das bezweifle ich!"

„Zum Teufel," sagte der Commissär grob, „Sie sind doch dieser Caron Beaumarchais, und betroffen in seiner Wohnung!?" —

„Ich heiße allerdings Caron Beaumarchais, aber ich wohne nicht mehr im Pigeonnier, und bin Musikmeister Ihrer Hoheiten der königlichen Prinzessinnen! Ich bitte mir Ihren Namen aus!" —

„Und Sie meinen, Herr," rief der Beamte, „ich hätte Lust, mich narren zu lassen? de Sartines, Commissär von Seiner Majestät Polizei, weiß, wie weit er zu gehen hat, und daß man im Pigeonnier nicht Leute trifft, die in Ihrer Hoheiten Umgebung sind. Sie heißen, wie der Befehl besagt, und sind

angetroffen, wo man Sie ſuchte! Glauben Sie im Recht zu ſein, können Sie ja aus dem Käfig remonſtriren! Vorerſt kommen Sie mit, gutwillig, oder ich laſſe Sie wie ein Pack Leinwand ſchnüren und wegbringen!"

„Im Gegentheil, Monſieur de Sartines! Sie werden ſich lautlos und artig ſofort ohne mich hinwegbegeben, oder Sie ſind morgen infam caſſirt! Laut dieſer königlichen, eigenhändigen Ernennung durch Ihre Hoheiten bin ich Höchſtderen Lecteur und Concertmeiſter! Die hohen Damen möchten ſich wahrſcheinlich überaus wundern, wie ein de Sartines ihre Ordre ignorirte, um die alte Lettre de cachet eines Miniſters, datirt vom vorigen Jahr, zur Ausführung zu bringen, von denen der Herzog St. Albin wohl ein paar Dutzend Blanquets vorräthig haben mag. Glaubt der Herzog gegen einen königlichen Beamten klagen zu müſſen, ſo weiß er, an welches Forum er ſich zu wenden hat, ich unterliege nicht Ihrer Jurisdiction!!" Er reichte dem erſchrockenen Commiſſär ſpöttiſch ſein Patent hin. —

Der Beamte ſtarrte hinein. „Bei Gott, Lecteur Ihrer Hoheiten!!" —

„Sie begreifen, daß ich morgen bei der Audienz Veranlaſſung nehmen dürfte, mich über Ihre Rück-

ſichtsloſigkeit zu beklagen. Sie brauchen nur alſo zu dieſer Zeit im Palais Bourbon anzufragen, um ſich davon zu Ihrem eigenen Nachtheil zu überzeugen. Sollten Sie indeß wieder einmal einen Auftrag wie heute an mich haben, werden Sie mich viel ſchicklicher in meiner Wohnung, dem Hôtel des Chevalier de Piron, Secretärs Ihrer Hoheiten, Rue des Ormes, finden!"

„Herr Beaumarchais," und der Commiſſär gab das Patent kleinlaut mit einer Verbeugung zurück, „ich bitte um Entſchuldigung, Sie incommodirt zu haben. Allerdings hat der Herzog nun höheren Orts ſeine Klage anzubringen. Auf mich kann kein ernſthafter Vorwurf fallen, denn daß Sie die Perſon ſind, welche gemeint iſt, ſteht feſt, wenn Sie auch der Gewalt des Haftbriefes durch einen Glücksfall entrückt ſind, zu welchem ich Ihnen von Herzen gratulire. Ich glaube nicht, daß Sie unedel genug ſind, mich ein Verſehen, das der Herzog beging, bei Ihren Hoheiten entgelten zu laſſen! Ich habe die Ehre!" Er lüftete artig den Hut und entfernte ſich. Die Thür fiel in's Schloß. —

„Hahaha!" und Beaumarchais' herzliches Lachen unterbrach die ſchreckhafte Stille. „Jetzt, Suſanne, glaube ich, bei Gott, ſelbſt, daß ich ein großer Mann werde! An die Gläſer, Freunde, und dann

Lebewohl für heute, denn dieſe tückiſche Canaille Batyl ſoll mir nicht mit der Lection entſchlüpfen! Wein her, laßt uns der Göttin Verwegenheit eine Libation bringen! — Sei mir geſegnet, Larve, ſei mir geprieſen, herrliche Attitüde!" Er ſchloß jauchzend ſeine kleine, noch ganz erſchütterte Frau in die Arme. —

5.

Harfenlectionen.

Der ereignißreiche Tag, welcher aus einer Reihe ſehr entgegengeſetzter, aufregender und ſeltſamer Situationen beſtanden, hatte für Caron und Suſanne, obwohl ſpät, aber doch in glücklichſter Ruhe und jener dankesvollen Seligkeit beſchloſſen, mit welchen reine und urſprüngliche Gemüther ihr Glück zu begrüßen und deſſen zu genießen pflegen. Nachdem Beaumarchais die furchtbare lettre de cachet durch eine Geiſtesgegenwart abgewendet, welche faſt Frechheit zu nennen war, und ſeinen Freunden das bewundernde Bekenntniß entriß: „er ſei zum Diplomaten, zum Mann des öffentlichen Lebens geboren!“ war verabredet worden, daß Turgot, Malesherbes und Morelly am Abend des andern Tages das Ehe-

paar in ihrem neuen Asyl, dem Hôtel Piron besuchen sollten. Turgot, der in der Gegend des Arsenals noch Geschäfte hatte, übernahm es, ein Billet an den Chevalier abzugeben, in welchem der lettre de cachet erwähnt und die Bitte ausgesprochen wurde, die bewußten Zimmer, so gut es eben gehe, schon für morgen früh bereit zu halten. Darauf schieden beide Freunde, nicht ohne die seltsamsten Betrachtungen über des Geschickes Launen. Beaumarchais zahlte ferner an Batyl die dreitausend Livres des Grafen gegen Quittung zurück und hundertfünfzig Livres für den Staatsrock, denn „ein Kleid," sagte er, „in welchem ich vor den Hoheiten erschien, kann von Niemand sonst mehr getragen werden!" — Herr Batyl, nachdem auch seine voreilige Hoffnung, Caron in der Bastille zu sehen, verschwunden, er um so mehr in dessen Hand war, als er sich eine neue Blöße gegeben, konnte nichts Besseres thun, als durch Folgsamkeit fortan die Nachsicht Caron's zu erkaufen! Er gab ihm die erste Harfenstunde, und mit, selbst ihn überraschendem Erfolge. Beaumarchais war von Hause aus eine durchweg musikalische Natur, er sang nicht nur mit vielem Geschmack, sondern spielte auch die Mandoline vorzüglich. Aus diesem ursprünglich

muſikaliſchen Talent heraus und indem er das Harfenſpiel Batyl's lange mit großem Verſtändniß beobachtet, hatte er, vermöge jener Keckheit, welche die Noth ſtählt, die Harfenſchule geſchrieben, deren muſikaliſcher Werth vielleicht nicht hoch anzuſchlagen war, die er aber mit ſo viel liebenswürdigem Geſchmack, einer ſolchen Fülle äſthetiſcher und philoſophiſcher Gedanken, Einfälle, Wortſpiele und Vergleiche zu würzen verſtanden, daß das Buch der Prinzeſſinnen höchſtes Intereſſe erlangt hatte. Batyl wurde auf den Nachmittag des kommenden Tages in's Hôtel Piron beſtellt. — Noch einen Beſuch erhielt Beaumarchais, nämlich von Herrn Gauchat. Es iſt überflüſſig, Caron's vornehme Ruhe und ironiſche Kälte, das Heer von Entſchuldigungen und Freundſchaftsverſicherungen des Buchhändlers zu ſchildern. Gauchat wollte durchaus die „Eugenie" in Verlag nehmen, der Dichter aber verweigerte es, indem er ſagte: das Manuſcript ſei bereits in Ihrer Hoheiten Händen, alſo nicht mehr ſein Eigenthum. Gauchat drang in ihn, etwas Neues, Beliebiges für ſeinen Verlag zu ſchreiben, und bat ihn flehentlich, fünftauſend Livres Vorſchuß anzunehmen, damit er doch die Ehre habe, zu wiſſen, daß Herr Beaumarchais mit ihm in Geſchäftsverbindung

ſtehe. Lächelnd nahm dieſer die Summe und ſtellte ihm einen Revers aus, daß Alles, was er künftig bis zur Höhe beſagter Summe ſchreiben würde, Gauchat's Verlage angehören ſolle. Beaumarchais war umſichtig. Er begriff, daß einem Intriguanten bei Hofe ein Verleger wie Gauchat höchſt wichtig ſein müſſe. — Endlich waren die drei Glücklichen, welche in der Manſarde bisher wie Vater und Kinder gelebt, Morelly, Caron und Suſanne, allein. Eng zuſammengedrängt, lächelnd und flüſternd gaben ſie ſich ihrer vollen Glückſeligkeit hin, verabredeten Alles für die nächſte Zukunft, und warnten einander gegenſeitig vor kommenden Gefahren. Beaumarchais und Suſanne rangen dem Alten das Verſprechen ab, daß er wenigſtens in etwas an ihren Glücksgütern Antheil haben möge. „Wofür iſt denn Ihre Gütergemeinſchaft, Papa, wenn man ſie nicht einmal ein bißchen verſucht, ihren Traum nicht wahr macht?" lächelte Suſanne. Morelly mußte ſich darein finden, und nahm die Hülfe gerührt an, wie ſie der Vater vom Sohne annimmt. — Da er indeß den Pigeonnier nicht verlaſſen wollte, dieſer Ort nicht nur für alle Fälle eine Zuflucht, ſondern zur Beobachtung Batyl's, wie des Treibens von Demoiſelle Rau-

court und ihres Anhangs auch höchſt geeignet war, ſo wurde verabredet, zwiſchen dem Quai des Ormes und der Rue Bertau die lebhafteſte Circulation der Nachrichten aufrecht zu erhalten. Sehr ungleich anderen Glückskindern war es dem Ehepaare Bedürfniß, ja eine eigene Süßigkeit, ſich des Pigeonnier und der Zeit ihrer Armuth ſtets zu erinnern. Aus dieſer Treue und Beſcheidenheit ſollte ihnen auch die Schnellkraft der Muth und die Sicherheit erwachſen für ein Leben, das fortan glänzend zu ſein ſchien, aber ein ewiger Kampf wurde. —

Am andern Morgen ziemlich früh verließen Herr und Madame Beaumarchais die alte Manſarde mit herzlichem Lebewohl Morelly's und ihren Habſeligkeiten, welche nicht überflüſſig umfangreich waren, aber höchſt wohlgemuth und 9000 Francs, wie ihre Documente in der Taſche, die alte Mandoline mit dem blauſeidenen Bande und der verblichenen Roſe von Flor im Arm, und erſchienen im Hôtel Piron, von dem Chevalier wie der Gnädigen empfangen. —

Piron war ganz und gar der Charakter, wie Turgot und Malesherbes ihn geſchildert. Edel, zierlich, überaus human, aber eben ſo reich wie bequem, und eben ſo bequem wie behutſam. Dazu

hatte er eine viel zu ſchlichte und offene Seele, um zum Intriganten, zum geheimen Geſchäftsträger hoher Gebieterinnen zu taugen, er war nur ihr Unterhalter, ihr Umgang, der Führer ihrer officiellen Correſpondenzen. Bei all' ſeiner Offenheit war er aber doch ſchlau genug in ſeiner Art. Niemand kannte den Hof, ſeine Charaktere und ihre Einflüſſe beſſer als er, und wenn er ſich auch nicht ſelbſt in die Dinge miſchte, wußte er doch vortrefflich zu rathen, beſaß das Geſchick, für gewiſſe Zwecke die rechten Perſonen zu finden, ſie für ihre Aufgabe zu ſchulen, ſich aber dabei ſtets den Anſchein zu geben, daß er ganz unbetheiligt ſei. Niemand verſtand ſo gut als er Unwiſſenheit zu heucheln und erſtaunt zu ſcheinen. Seiner Spürkraft war es denn auch gelungen, in Beaumarchais eine Eroberung zu machen. Er hatte in der Harfenſchule weniger den Muſiker als den vorzüglichen Kopf, den geiſtreichen, ſchlagfertigen Literaten entdeckt, einen Bürgerlichen, einen Unbekannten, der dazu kein Philoſoph, alſo im Voraus nicht verdächtig, und keiner der beſtehenden Cliquen attachirt war. Die Audienz hatte ihn nicht allein belehrt, daß Caron's Acquiſition eine höchſt glückliche war, ſondern auch an der ganzen Art, wie die Prinzeſſinnen Caron anſtellten und entließen,

erkannte er, daß ſein Client alle Erwartungen der Damen übertroffen habe, und er nichts Beſſeres thun könne, als ihm den Sprung aus dem Pigeonnier an den Hof zu erleichtern, ihn durch jede Annehmlichkeit an ſich wie an den hohen Dienſt im Palais Bourbon zu feſſeln. Er hatte alſo gleich nach der Audienz, zumal nach Empfang von Caron's Billet, den linken Flügel ſeines Hôtels für denſelben eiligſt einrichten laſſen, und empfing nun beide Gatten mit Madame auf's Herzlichſte und führte ſie in ihre neuen Wohnräume.

Wer je die Wonne genoß, das Mädchen ſeiner Wahl in ſein kleines, erſtes Eheparadies zu führen, wem je vergönnt worden, den berauſchenden Wechſel aus Gram, Mangel, drückender Enge und Rohheit des plebejen Lebens zur Freude, behaglichem Genuſſe, zu geſelliger Feinheit und ehrenvoller Thätigkeit zu empfinden, der kann allein eine Vorſtellung von der ſtillen Seligkeit haben, die Caron empfand, von dem naiven Jubel, der Wonne, dem drolligen Verwundern, mit welchem Frau Suschen, die geſtern noch in Mäntelchen und Häubchen, den Korb am Arme, ausging, um Einkäufe zu beſorgen, jetzt dieſe hohen Zimmer, die lichten Wände, die venetianiſchen Spiegel, die ſchwellenden Divans, die geſchweiften

Meubles betrachtete, und jene koſtbaren, zierlichen Dinge betaſtete, die ſie einſt in Paſſy, im Landhauſe des Herrn Duverney, nur ſelten und in ſcheuer Entfernung beſtaunt hatte. Und dieſe Dinge ſollten ihr gehören, ſollte ſie benutzen dürfen! Aus der armen kleinen Frau Suschen im Pigeonnier, welche für die Duchapt Hauben machte, war eine Madame Beaumarchais, die Frau eines Lecteurs der königlichen Prinzeſſinnen, eine Dame geworden, die ſelbſt ſo ſchöne Hauben tragen durfte, wie ſie ſonſt für reiche Leute gemacht, — ſie war außer ſich, ganz aufgelöſt, ſie beging im Entzücken tauſend Thorheiten, die Thorheiten eines glücklichen Kindes! Natürlich wußte ſie dabei nicht, wie reizend ſie das kleidete, wie ſie in ihrer urſprünglichen Gemüthswahrheit und Schalkhaftigkeit das Herz des Chevalier Piron und deſſen Gemahlin ganz eroberte. — Sind vornehme Leute wirklich human, ſind ſie einmal über die engherzigen Vorurtheile ihres Standes hinweggekommen und zur Würdigung ihrer Nebenmenſchen gelangt, ſo ſind ſie auch, zufolge ihres geſelligen Schliffs, der Gewöhnung an größere individuelle Lebensfreiheit, alsdann von einer Liebenswürdigkeit und hohen Zartheit, der nichts in der Welt zu vergleichen iſt. So Frau

von Piron. Nachdem Suſanne ſich nur erſt ein wenig erholt hattte, und die Männer über verſchiedene nöthige Einrichtungen in ernſteres Geſpräch gekommen waren, gab die Gnädige Suschen einen Wink und zog ſie mit ſich fort in ihr Boudoir.

„Raſch, mein ſüßes Frauchen, ſo dürfen Sie nicht bleiben, Sie müſſen Herrn Caron mit einer beſſeren Toilette überraſchen. Entſchließen Sie ſich nur, eine Robe und Umhang von mir zu leihen. Sind unſere Gatten fort in die Audienz, dann fahren wir zum Modiſten und Seidenhändler, und kaufen für Sie ein!“

„Aber theure, beſte, gnädige Frau, wer — wer ſoll denn das Alles bezahlen?! — Wiſſen wir denn, ob wir es immer ſo gut haben werden? Der Hof ſoll doch ein recht böſes Ding ſein, und — und — und wie werde ich ſchlichte Perſon denn in den reichen Gewändern ausſehen? Gnädige Frau, wie eine Holzdocke vom Jahrmarkt, und die Leute werden lachen, wenn Suſanne gleich einem Kollerhahn mit geſpreiztem Schweif einherſchreitet!“

„Gott bewahre, was denken Sie denn, mein liebes Kind! Sie werden ſehr gut, ſehr vortheilhaft ausſehen! Ein paar Tage, und Sie ſind

dieſe glänzenden Dinge ganz gewöhnt. Glauben Sie nur, Beſte, viele von den Damen, welche ſo vornehm ausſehen, ſind von gemeiner Seele und durch ſehr gemeine Mittel emporgekommen; die vornehme Geſellſchaft lernt ſie aber doch ertragen. Wer ein reines Herz hat, kann Jedem ein helles Geſicht machen; ein lachendes Mündchen und blitzende Augen in einem Köpfchen, das auf ſo vollen weißen Schultern ſitzt, wie den Ihren, machen jede Tracht lieblich. Was die Koſten betrifft, ſo ſeien Sie ohne Sorge, wir wiſſen wohl, was wir zu thun haben, um den Wünſchen der Prinzeſſinnen zuvorzukommen. Geſchwind, kleiden Sie ſich nun aus, werfen Sie dies Negligé und den Pudermantel über, mein Mädchen ſoll Sie friſiren. Sind Sie entkleidet, ſo ziehen Sie an jener Glocke, ich will indeß ſehen, was meine Garderobe für Sie bietet, denn als Frau eines Herrn vom königlichen Hofſtaat müſſen Sie auf Anſtand halten! Kein Wort weiter, ich habe Sie lieb, und Sie müſſen mir dafür folgen!" — — —

Das Entzücken Suſannens und Caron's Freude über ihr neues Aſyl war, abgeſehen von allem Andern, kein Wunder, denn die Wohnung, welche ihnen der Chevalier eingeräumt, das ganze Haus ſammt Garten, war ein Schmuckkäſtchen des guten

Geſchmacks, und von einer Nobleſſe, die nicht prätentiös ſchien, weil ſie Bequemlichkeit mit Schönheit vereinte und jegliche Ueberladung vermied. Das Hôtel Piron beſtand nur aus dem Erdgeſchoß und der Beletage im zierlich leichten Styl beſter Renaiſſance. Seine Straßenfront blickte auf die Rue des Ormes, den Quai der Theatiner, die Rue St. Paul, und hatte das Hôtel Grammont zur Rechten, den Pont Marie und die Rue Fauconniers zur Linken. Aus den Vorderfenſtern blickte man über den nördlichen Arm der Seine nach der Inſel St. Louis mit dem ſtattlichen Quai Bourbon, Alençon und Anjou; in der Nähe befanden ſich die großen Hôtels der Aumont und Fourcy, die Ave-Maria-Kirche, das Kloſter der Theatiner und das Arſenal; es war eine ariſtokratiſche Gegend, wenn auch nur im Quartier St. Paul gelegen. Das Hôtel — faſt konnte man ſagen die Villa Piron, beſtand aus einem Haupt- und zwei Seitenflügeln. Der Mitteltract war etwas zurückgebaut, ſo daß die Seitenflügel um zwei Fenſter vorſprangen und dadurch einen kleinen heitern Vorgarten bildeten, der ſich nach der Straße durch ein hohes Eiſengitter abſchloß. Der rechte Seitenflügel lehnte ſich an die Einfahrt, welche auf Hof, Stallungen und Remiſen führte; dieſer Flügel

und die Hauptfront von ſieben Fenſtern in der Beletage wurde von dem Chevalier und ſeiner Gemahlin eingenommen; den ganzen linken Flügel, deſſen acht Seitenfenſter nach der Rue Fauconnier blickten, hatte Beaumarchais inne. Das Erdgeſchoß enthielt die Küchen, die Geſindeſtuben, die Wohnungen des Gärtners, Jägers und ſonſtige Dienſträume eines vornehmen Hauſes. Die Art, wie Piron nun die Zimmer gewählt und eingerichtet, verrieth nicht allein große Zartheit, ſondern auch Vorſicht, welche ihm rieth, ſeinen Gäſten eine unbemerkte, aber fortdauernde Aufmerkſamkeit, um nicht zu ſagen — Beobachtung, zu widmen. Caron's nunmehriger Aufenthalt konnte faſt eine Gartenwohnung genannt werden. Wenn man das Vorgärtchen paſſirte und ſich links nach dem vorſpringenden Theil wendete, gelangte man durch das Erdgeſchoß auf einen hellen Corridor, der rechts hinunter nach einem Treppenflur leitete, durch welchen man zur Beletage emporſtieg. Eine Thür geradezu führte in das geräumige Wohngemach, himmelblau mit weißem Stuck, deſſen drei Fenſter auf die Straße Fauconniers blickten. Wendete man ſich links, ſo trat man in das quadratiſche Eckzimmer, das dunkelgrüne Schlafgemach mit braunen Boiſerien und einem Doppelbett

unter schwerem grünen Baldachine. Es blickte mit zwei Fenstern nach besagter Seitenstraße, mit zwei anderen nach dem Flusse; daran, durch eine Tapetenthür erreichbar, stieß das Studirzimmer für Caron, braun mit Gold; ein Fenster ging auf die Seine, die beiden anderen auf den Vorgarten. An dasselbe stieß rückwärts noch ein Cabinet von einem Fenster, welches noch einen zweiten Eingang nach dem Wohnzimmer bot, eine Art Garderobe für Madame. Dies war für den Privatgebrauch. Kehrte man nun in das Wohngemach zurück und wendete sich alsbald rechts, so öffnete sich ein großer Salon, weiß mit Gold und einem hübschen Deckengemälde geschmückt, den Triumph der Pallas, welches rund um die Rosette lief, an welcher der Krystall-Kronleuchter hing. Links gingen drei Fenster nach der Seitenstraße, rechts sowohl, wie geradezu führten aber hohe Glasthüren auf die breite, von Orangerien besetzte Gartenterrasse. Dies Empfangzimmer, zugleich mit dem Treppenflur in Verbindung, hatte eine stumpfe Ecke, die sich zu einem ziemlich geräumigen Erkergemache ausdehnte und durch einen großen rothdamastenen Vorhang verschlossen war. Dies Zimmer war silbergrau mit rosa Plafond und Bordüren, die durch vergoldete Simse begrenzt wurden. Es

ward durch vier breite Fenſter hell erleuchtet, und wo hinaus man auch blickte, traf das Auge auf ſchwellendes Grün, und zwiſchen dem dichten Laube des traulichen Gartens gaukelten Schmetterlinge, ſangen Finken und Nachtigallen, und leiſe rauſchte der Springbrunnen dazwiſchen, in deſſen Tritonenſtrahl die Sonne mit tauſend Feuerfunken ſpielte. Die Thür geradezu nach dem Garten führte auf eine kleine Terraſſe, welche an das Erkerzimmer ſtieß. Hier unter dem Schatten einer überhangenden Ulme, welche bis in die Fenſter ragte, zwiſchen Epheu und Wein, war ein ſüßes Plätzchen traulicher Einſamkeit, von dem man den langen Weingang überſchaute, zu welchem eine Steintreppe hinabführte und der ſich erſt am Ende des weiten Gartens in einer Laubrotunde verlor. Die rechte Glasthür führte auf die große Terraſſe, welche von dem Erkerzimmer begann, um die innere Seite des ganzen Gebäudes lief, und durch eine Freitreppe in der Mitte mit dem Garten verbunden war. Dieſe Terraſſe diente auch zur Communication zwiſchen Beaumarchais und der Familie Piron.

Dieſes Elyſium wurde für Caron und Suſanne lange genug eine Stätte höchſter Freuden, ſeltenſten Glückes, aber auch tiefſter, wildeſter Schmer-

zen, Schmerzen, wie sie bei größestem Mangel und heftigsten Drangsalen dieselben im Pigeonnier doch nie gekannt. Hier, wie Beaumarchais später selbst gestand, hatte er das schönste Erdenloos genossen, und als es ihm geraubt ward, ließ er auf dieser Schwelle seine Jugend, und auch mit ihr — den Schmerz zurück! Es gab nachher nichts mehr, was ihn elend machen, noch weniger, was ihm hätte sein Paradies erneuern können.

Jetzt freuten Beaumarchais alle diese schönen Dinge eigentlich doch nur, weil sie Susannen so glücklich machten. Er sah seinen Zustand zu sehr mit dem Auge der Weltklugheit und des Argwohns an, betrachtete sich vorerst nur als Gast in diesen Räumen. Ihm war es klar, wie sehr er unter Pirons Aufsicht stand, die, mochte sie noch so liebenswürdig sein, ihm, dem Menschen der Energie und Selbstbestimmung, drückend genug werden mußte. Er faßte deshalb den eben so festen wie natürlichen Entschluß, die sicherste und günstigste Veranlassung zu benutzen, sich volle Unabhängigkeit zu sichern. Er wollte thätig sein, wollte dienen, aber nach seinem freien Entschlusse. So sind die Menschen, das Glück macht sie nur penibler! —

Als man im Salon gerade eine kleine Colla-

tion zum Frühstück auftrug, erschien Susanne an Frau von Piron's Hand, in einer Robe von goldbraunem Taffet mit weißen Spitzen garnirt; dazu trug sie ein Hütchen von schwarzem Sammet mit einer weißen Bandrosette, hatte ein Atlasmäntelchen über den behandschuhten Arm geworfen, und hielt einen Beutel, in welchem Taschentuch und Riechbüchse befindlich waren, à la Pompadour genannt, in der Hand. —

„Herr Beaumarchais, wie gefällt Ihnen Ihre Frau?" fragte die Gnädige lächelnd.

Caron faßte die halb verschämt, halb schalkhaft Erröthende bei der Hand und küßte sie. „Oh, meine Gnädige, ein guter Ehemann hat die Verpflichtung, seine Frau unter allen Umständen hübsch zu finden. Daß ich es gewiß von Herzen thue, weiß meine kleine Eheherrin allzu wohl! Nicht, Suschen? — Aber in Wahrheit würde ich sie in der zierlich leichten, simpeln und für mich doch so tief poetischen Tracht lieber sehen, in welcher sie mein Herz gewann!"

„Aber ich bitte Sie," sagte Piron mit jovialem Pathos, „dies ist ja eine Tracht à la duchesse Grammont, von der Schwester Choiseul's eingeführt, die neueste Mode unserer Damen?!"

„Sie können, Verehrter, als Glied des kö-

niglichen Hofstaates doch Ihre Frau nicht öffentlich in einem Habit erscheinen lassen, das, mag es von dem erlesensten Stoffe sein, nach dem eben abgelegten zu urtheilen, weder in Schnitt, noch Zusammenstellung sich ferner für sie mehr eignet!"

„Ich verkenne Ihre Absicht so wenig, gnädige Frau, wie den Werth des Lobes, das der Herr Chevalier dem Costüm à la Grammont ertheilt. Gewiß ist es nöthig, daß meine Frau eine Robe für die Straße und eine für den Salon habe, damit sie, wo es noth thut, erscheine, ohne sich lächerlich zu machen und die Achtung zu verletzen, welche ich meinen Herrinnen schuldig bin. Die Gelegenheit indeß, öffentlich zu glänzen, es sei denn, Susanne begleitete Sie, gnädige Frau, zu Einkäufen, oder daß es unumgänglich nöthig würde, sie vorzustellen, dürfte sich doch selten genug ereignen. Ich wünsche es auch nicht! Hier ist ihre Welt, und es ist eine schöne, liebe Welt, in der sie im Verein redlicher Freunde recht glücklich sein kann. Und hier, Gnädigste, gestatten Sie auch wohl, daß sie gehe, wie ich sie am liebsten sehe, à la Susanne, haha! Ich gebe Ihnen mein Wort, wenn sie sich so kleidet, sauber, naiv, poetisch, weil's natürlich ist, und anmuthig, weil es mit ihrer klei-

nen Perſon harmonirt, ſo wird es vielleicht noch geſchehen, daß die gnädige Frau ſelbſt einmal probirt, wie ihr eine Robe und Coiffüre à la Susanne ſteht! — Ich habe zu dieſem Wunſche noch einen Grund," und Caron wurde ernſter, „nennen Sie es Aberglaube oder Vorſicht, kurz — ich will mich meiner Vergangenheit ſtets erinnern, unter dieſem Luxus ſtets der Alte, ich ſelbſt, bleiben. Es iſt ein Mittel, das Glück zu beherrſchen und, kommt das Unglück — es zu ertragen! Nicht in meine hohen Gönnerinnen, noch in Ihre liebenswürdige Güte, ſondern in mich ſetze ich Mißtrauen."

„Das habe ich der gnädigen Frau ja gleich geſagt!" rief Suſanne faſt klagend. „Und wenn Sie mir geſtatten wollen, zu gehen, wie ich gewöhnt bin, höchſtens ein bißchen eleganter, ſo ſollen Sie ſehen, daß es viel weniger koſtet und ich Eurer Gnaden doch viel beſſer gefalle."

„Dieſe Anſchauungen, meine Freunde," erwiederte Piron, „machen Ihnen Beiden zu viel Ehre, als daß ich denſelben widerſprechen ſollte!"

„Ich müßte doch eigentlich ſchmollen, daß Sie Madame in meinen Kleidern nicht ſo ſchön finden, aber ich begreife Ihre Behutſamkeit. Danach werden wir alſo unſere Einkäufe einrichten,

meine Liebe, ich bin neugierig, welche Stoffe Sie zu dem Habit à la Susanne wählen werden."

„Die Stunde der Audienz rückt heran, die Herrschaften werden sich ein wenig vorbereiten wollen, in einer halben Stunde fährt der Wagen vor, und ich bitte, daß Sie mit uns in unserem Gesellschaftssaale zusammentreffen wollen." Piron reichte Caron die Hand. „Apropos, wo haben Sie denn die Harfe zur Lection?!"

„Die Harfe? — Ja, Chevalier, — mein altes Instrument kann ich nicht brauchen! Es muß reparirt werden, und für den Gebrauch der königlichen Damen wird erst ein neues, verbessertes zu kaufen sein. Das hat auch keine Gefahr, denn die ersten Uebungen werden — immer auf der Guitarre gemacht. Senden Sie mir doch, gnädige Frau, ein neues blaues Band für die Mandoline!"

„Mit Vergnügen! In einer halben Stunde, Frau Suschen!"

Piron und Gemahlin ließen beide Eheleute allein.

Susanne faßte Caron um den Hals und sah ihn dann tief und bänglich an. „Gefalle ich Dir so wirklich nicht, oder fürchtest Du wie ich, Alles sei nur ein leerer Traum?"

„Suschen, Du gefällst mir wirklich nicht so gut, als wie in der lieblichen Mädchentracht von Passy. Trage Dich immer so, wähle einen beſseren Stoff, feinere Spitzen, kurz — das kann ich Deinem Geſchmack wie Deiner meiſterhaften Nadel überlaſſen, aber ich fürchte allerdings auch noch für den Beſtand unſeres Glückes; nur Narren oder Verächter des Lebens fürchten nichts mehr. Welchen Gegner wir haben, weißt Du zu gut, ich ſoll heute mit ihm vor den Prinzeſſinnen zuſammentreffen. Empfindeſt Du, was das heißt? Entweder meinen oder ſeinen Ruin! Ich muß ihn werfen, und vor der Prinzeſſinnen Angeſicht! Wird ſein Haß ſich nicht dadurch noch vermehren? Unzweifelhaft! Deshalb muß der Schreck, welchen ich ihm bereite, noch größer als das Gefühl ſeiner Demüthigung ſein, man muß mich fürchten lernen, dann läßt man mich in Ruhe, und ein immerwährender Kampf iſt unſer Loos. Deshalb müſſen wir auch auf Alles gefaßt ſein, Alles anwenden um zu erſparen, zu beſitzen, denn in dieſer Zeit giebt es nur drei Dinge, die uns unabhängig machen, Geburt, Wiſſen, Reichthum. Und da wir das Eine nicht haben können, ſuchen wir das Andere.“

„Ach, meine Eltern! Wenn man doch einmal dahinter käme!"

„Sacre bleu! Du erinnerſt mich an meine Pflicht, den Ring anzulegen. Wie ich höre, wird Herr Duverney bei der Audienz ſein, ich will doch ſehen, ob er denſelben kennt!"

„Auch die Uhr vergiß nicht, ſie putzt ſo ſehr!

„Und das Billet doux des Grafen an Dich!" Er ſteckte Alles zu ſich. „Noch Eins, mein Schatz! Wir betraten das Haus mit neuntauſend Livres in der Taſche, das geheime Fach in dieſem Secretär birgt Alles, dabei auch mein Patent. Den Schlüſſel leg' ich in Deine Hand; brauche, was Du glaubſt für uns nöthig zu haben, doch erinnere Dich, daß für jede hundert Livres, die wir ausgeben, zweihundert einkommen müſſen, ſonſt ſind dieſe Räume und dieſe Robe allerdings nur ein Traum. Im Uebrigen habe Muth, frohe Laune und vergiß nicht, daß wir Abends unſere Freunde erwarten!" Er küßte ſie auf die Stirn, nahm den Hut, legte Degen und Handſchuhe an, welche ihm der Diener auf Piron's Befehl gebracht, und bald darauf rollten Beide mit dem Chevalier und der Gnädigen den Quai entlang, über den Grèveplatz und durch St. Germain l'Auxerrois über den Pontneuf zum ſüdlichen Seineufer nach dem

Hôtel Bourbon. Im Palais angekommen, ſtiegen Beaumarchais und Piron aus und empfahlen ſich den Damen, die über Pont royal in die nördliche Stadt zurückkehrten, ihre Einkäufe zu machen. —

Es giebt keinen Hof der Welt und hat noch keinen gegeben, ob klein oder groß, welcher ſich nicht von Klatſchgeſchichten ernährte, bei dem die größte Beſchäftigung nicht darin beſtände, zu erfahren, was Jeder treibt und zu welchem Zwecke, und das höchſte Vergnügen darein geſetzt wird, die Geheimniſſe, Blößen, Laſter, Dummheiten und Ränke des Andern gegen ihn zu gebrauchen, oder an ihnen Theil zu nehmen. So iſt denn die Umgebung eines Monarchen nur aus zweierlei Arten von Leuten zuſammengeſetzt, ſolchen, die man fürchten muß, und ſolchen, die man lächerlich finden kann. Gefürchtet — heißt mächtig ſein, lächerlich werden — unrettbar fallen, und nie ſtand dieſes hofmäßige Leben in höherer Blüthe, als unter den Bourbonen des vorigen Jahrhunderts.

Es hätte alſo wunderlich zugehen müſſen, wenn Beaumarchais' Anſtellung und was damit zuſammenhing, nicht ſchon in allen vornehmen Kreiſen bekannt geweſen wäre. Dafür hatten Fronſac, die Damen der Prinzeſſinnen und das wichtige Inſtitut der Hoflakaien bereits geſorgt.

Man wußte, daß Beaumarchais ein Bürgerlicher, eines Uhrmachers Sohn, ein armer Teufel sei, der im Pigeonnier wohnte, wußte, daß er so unglücklich gewesen, den Herzog St. Albin zu beleidigen, eben erst einem Haftbriefe entgangen und durch eine bloße Brochure in die Nähe der königlichen Damen gekommen sei. Unglaublich, unerhört, monströs! War das nicht genug, Alles in Bewegung zu bringen? War dies Sündenregister nicht von vornherein geeignet, alle Waffen auf das Haupt des unglücklichen Neulings zu richten?

Schon eine Stunde vor dem officiellen Empfange waren die Antichambres mit Leuten besetzt, die entweder im Auftrage Anderer oder aus eigener Neugier über das jüngste Hofphänomen Erkundigungen einzuziehen wünschten, oder denen Rang wie Pflicht gestattete, bei der Audienz selbst zu erscheinen. Da gab es denn ein Fragen, Wispern, Lächeln, Achselzucken ringsum, man lauschte auf Fronsac's sibylliniſche Andeutungen, und verschmähte nicht, Lafleure, den ersten Kammerdiener, bei Seite zu ziehen, denn Lafleure wußte natürlich Alles. Unter den Anwesenden befanden sich auch die drei Kammerherren der Prinzessinnen, die Chevaliers de Bouvé, Epernon und Les-

diguier, und die Herren von Aumont, Noailles und Comartin, die drei Lieutenants der Leibgarden Ihrer Hoheiten, der Mannſchaften, welche Corridore und Portale beſetzt hielten; es war doch natürlich, daß ſie bei Vorſtellung ihres Chefs anweſend ſein mußten. Herr von Aumont ſchien finſter und ſchweigſam, er war der älteſte Officier und nicht eben ſehr von der bevorſtehenden Ernennung des Grafen la Blache erbaut. Dieſe Gefühle ſchien Noailles zu theilen, aber ſein Temperament machte ſich in kleinen Sticheleien und ironiſchen Bemerkungen Luft, während Comartin durch ſorgloſes Geſchwätz viel mehr kecken Lebensgenuß als Ehrgeiz zeigte. Dieſe Gruppe von Herren handelte gerade die Tagesfrage lebhaft ab, als die Thür ſich öffnete und Piron nebſt Beaumarchais eintrat, Letzterer Notenheft und Mandoline im Arm.

„Das iſt er, Meſſieurs!“ und Fronſac warf ihnen einen Blick zu.

„Ein Skandal!“ rief Noailles halblaut. „Wie dieſer Bettler ſelbſtzufrieden ausſieht, als wäre Hôtel Bourbon ein Ort gleich jedem andern.“

„Man müßte ihn für den erſten Eintritt etwas aus der Façon bringen; er iſt nichts Beſſeres

als ein Stück Comödiant mit leidlichem Aussehen!"

„Ich rathe Ihnen, Sieurs," begann Aumont ruhiger, „diesen Mann in Frieden zu lassen. Sein Kopf verräth Intelligenz und er hat ein honettes Benehmen; alles Andere ist schwerlich unsere Sache. Ich habe überhaupt nie eine Revanche für eigene Erniedrigung darin finden können, Anderer Erhöhung zu bespotten. Der Herr ist eben ein Meister auf der Harfe, wir nicht!"

„Auf diese Art würde man sich eben jedes Subject gefallen lassen müssen, mein Kamerad," sagte Noailles spitz. Wenn jener Beaumarchais durchaus hieher gehören soll, muß er auch sehen, wie er bei uns durchkommt. Damit ihm das nicht zu leicht werde, will ich ihm ein wenig an den Puls fühlen."

Während dieses halblaut geflüsterten Gesprächs, das von verschiedenen der Herren mit Absicht deutlich genug für Piron und Beaumarchais geführt wurde, hatte der Chevalier an Fronsac die Frage gerichtet, ob die Hoheiten sich bereits vom Frühstück erhoben hätten.

„Es ist nicht meine Obliegenheit, dies zu wissen, Herr Chevalier. Der Oberkammerdiener

iſt dafür die Perſon. Lafleure, Herr von Piron wünſcht Sie!"

„Sie ſehen, das Wetter zieht ſich zuſammen, alſo Achtung! Es wird heißer zugehen als geſtern!" raunte Piron Beaumarchais zu.

„Das hör' ich aus dem Geſpräche der Leute hinter mir!"

Der Chevalier flüſterte dem Kammerdiener zu, daß er ihre Ankunft melden möchte. Während derſelbe zu antworten im Begriff war, trat Herr von Noailles raſch aus der Gruppe herzu und berührte Caron's Achſel.

Dieſer wendete ſich um: — „Sie befehlen?" —

„Sie heißen ja wohl Beaumarchais, mein Guter?"

„Ich habe das Vergnügen." —

Noailles zog ſeine koſtbare Uhr und reichte ſie ihm hin. „Dann ſehen Sie doch einmal nach, ſie geht nicht richtig. Woran mag das liegen? Sie müſſen ſich ja doch darauf verſtehen?"

Piron, Lafleur und alle Anweſenden waren lautlos ſtill.

„Darf ich bitten?" ſagte Caron artig. — In dem Augenblick, als Noailles ihm die Uhr gab, ließ Caron ſie auf den Boden fallen. Sie zerſplitterte. —

„Mein Herr!!“ rief Noailles erschrocken.

„Da sehen Sie, wie schlecht Sie sich adressirt haben. Mein Vater sagte immer, daß ich nicht für sein Handwerk tauge. Was mich nicht interessirt, habe ich immer das Unglück zu ruiniren!“

Ein Kichern auf Noailles' Kosten ward rings vernehmbar, und während er blutroth zurück zu seinen Genossen trat, eilte Lafleure nach dem Audienzzimmer.

„Es freut mich doch, meine Herren,“ sagte Aumont zu den Uebrigen ernst, „daß ein Bürgerlicher so viel Verstand und Herz besitzt, um seine Würde zu vertheidigen.“

Beaumarchais wendete sich um und verbeugte sich vor ihm tief. „Ich danke Ihnen im Namen aller Bürgerlichen, Herr Officier!“

Lafleure erschien und gab Piron wie Beaumarchais das Zeichen, einzutreten.

Das Audienzgemach war noch leer. „Ich ersuche Sie, Herr Chevalier,“ flüsterte Lafleure, „bei Ihren Hoheiten einzutreten, in den grünen Salon. Dieselben wünschen Ihnen Aufträge zu ertheilen, Marquise de Irmac wartet bereits.“

Piron verließ rasch den Saal, und Caron blieb bei Lafleure zurück. Letzterer, gravitätisch auf und ab schreitend, warf auf den Neuling hin und wieder

einen lächelnden Blick, der nicht ganz frei von überlegenem Dünkel war, so gutmüthig der alte Lakai sonst aussah.

„Sie haben da eine Guitarre, mein Herr," begann er nach einer Weile, „ich denke aber, Sie ertheilen Unterricht auf der Harfe?"

„Gewiß, Herr Haushofmeister, sobald erst ein passendes Instrument für Ihre Hoheiten gefunden ist!"

„Ich liebe sehr die Musik," sagte Lafleure höflicher, „und Sie sollen ein Meister in ihr sein. Meine Tochter spielt auch etwas die Guitarre und singt; schade nur, daß sie so wenig Anleitung hat."

„Herr Oberkämmerer, unzweifelhaft bedarf auch Ihr Fräulein Tochter derselben nicht mehr, einige Winke würden am Ende genügen, vielleicht fehlt es nur an passenden Piecen. Ich bin mit Vergnügen bereit, Ihnen hierin zu dienen. Falls Sie Ihr Amt nicht hindert, möchte ich mir die Ehre Ihres Besuches wie Ihres Fräulein Tochter morgen Abend ausbitten, wir wollen schon etwas für sie finden."

„Sie sind sehr artig, mein Herr; ein Mann von vortrefflichem Ton und energisch!" sagte Lafleure höchst geschmeichelt. „Ich will Ihre Güte

mit Vergnügen in Anſpruch nehmen, wenn Sie mir geſtatten wollen, Sie wiederum mit meinem Rathe zu unterſtützen.“

„Sie machen mich wirklich glücklich, Herr Oberkämmerer. Bereits haben Sie geſehen, wie ſcheel man einen armen Bürgerlichen hier anſieht; als ob die Herrſchaften ſich nicht weſentlich auf Leute ſtützen müßten, die wie wir Beide eben etwas gelernt haben.“

„Gewiß! Oh, und es iſt zum Lachen, wie ſehr ſie ſich auf uns ſtützen! Doch Geduld, ich werde Sie ſchon lehren mit dieſen Herrchen umzugehen! Haben mich Aerger genug gekoſtet, ehe ich mich einbiß. Aber nennen Sie mich nicht Oberkämmerer, ich — ich habe meine Bedeutung, das iſt richtig, aber man könnte mich ſonſt für eitel halten. Oberkammerdiener, wenn ich bitten darf! Von allen dieſen Dingen plaudern wir noch morgen Abend. Ich kann Ihnen einſtweilen nur ſagen, die Prinzeſſinnen ſind enchantirt und —“ Eine Glocke ertönte. „Auf Wiederſehen; die Oberhofmeiſterin ruft, die Hoheiten werden gleich eintreten!“

Beaumarchais grüßte den Hinwegeilenden verbindlich, dann, ſich allein ſehend, lachte er hell auf. „Haha, mein lieber Caron, willſt Du vor-

wärts kommen, ſo verdirb es mir um Gottes willen mit den Lakaien, Köchen und Stalljungen nicht, ſie ſind die chineſiſche Mauer um's himmliſche Reich!" — Er ſchritt auf und ab, ſtimmte lächelnd die Guitarre, prüfte ſie durch einige Griffe, und dann graziös mit den Fingern über die Saiten hüpfend, ſummte er leiſe das Lied „Schönſter Junker Hans von Lyra" vor ſich hin. — Ein Geräuſch ließ ihn verſtummen. Lafleure öffnete die rechte Thür. Die Prinzeſſinnen mit ihren Damen traten ein.

„Ich ſehe, Sie ſind bereit, Herr Beaumarchais," begann Adelaide freundlich. „Wie man mir ſagte, hat heute ſchon einer unſerer Cavaliere die Zartheit gehabt, Ihnen ſeine Uhr zur Reparatur anzubieten. Ich freue mich, daß Sie dies ſo perfect gethan haben!"

„Aber Sie haben da eine Guitarre in der Hand?" fragte Sophie.

„Gewiß, Hoheit. Die Harfe greift die Finger gewaltig an, denn ſie erfordert Kraft. Es iſt gerathener, die Anfangsgründe auf dieſem Inſtrument zu erlernen."

„Sie haben im Hôtel Piron bereits Wohnung genommen?" fragte Victorie ein wenig ſpöttiſch.

„Ja wohl, Hoheit, um so mehr, als es dem Herrn Herzog von St. Albin gefallen hat, mich, als ich gestern aus der Audienz zurückkehrte, mit einer lettre de cachet zu beehren, welcher ich nur dadurch entging, daß ich dem Commissär der Polizei das Ernennungspatent Ihrer Hoheiten zeigte."

„St. Albin?" rief Adelaide. „Wie kommt der Herzog dazu?!"

„Er hält seine Tochter, die Gräfin la Blache, durch mich beleidigt und wollte auf diese Art summarisch an mir Vergeltung üben. Ich sagte dem Beamten, er möge nur dem Herzoge bedeuten, seine Klage gegen mich bei Ihro Hoheiten anzubringen. Ob er bereits meine Erhebung wußte und dieselbe durch eine Infamie meiner Person entkräften wollte, weiß ich nicht, da ich aber einen solchen Angriff voraussah, bat ich eben gestern meine gnädigsten Gönnerinnen, bei der heutigen Audienz des Grafen Falcoz gegenwärtig sein zu dürfen.

Die Prinzessinnen sahen einander erstaunt an.

„Wie Herr Beaumarchais den Herzog so gereizt haben solle, ist mir unverständlich!" brach Victorie das Schweigen.

„Mir um so verständlicher," fiel Sophie ein.

„Ich fürchte, man iſt von Seiten gewiſſer Leute liſtiger, als wir ahnen.“

„Meinen Sie, Schweſter? Und ſo läge denn in dieſem Widerſtande Fronſac's, in der Präſentation la Blache's und der lettre de cachet ein tieferer Gedanke, der —“ Adelaide ſchwieg, auf ihre Hofdamen blickend, ſtill, ſie war ziemlich conſternirt.

„Ihre Hoheiten mögen geſtatten, daß ich Sie beruhigen darf,“ ſagte Beaumarchais lächelnd. „Daß Pläne vorhanden ſind, die baldigſt von gewiſſer Seite realiſirt ſein wollen — iſt wohl gewiß, aber es treffen bei derlei Gelegenheiten gar oft ſo kleine tückiſche Umſtände zuſammen, daß man leicht verführt wird, den Perſonen eine viel zu tiefe Abſicht zuzuſchreiben. Von derſelben ſpreche ich den Herrn Herzog ganz frei. Man glaubt vorerſt genug erreicht zu haben, wenn man den Grafen Falcoz an Ihre hohen Perſonen kettet. Seine Affaire mit mir iſt etwas für ſich, er fühlt ſich wirklich von mir ſchwer beleidigt. Freilich ahnt er nicht, daß er mit dieſer Anklage ſeiner Familie wie ſeiner Angelegenheit den allerſchlechteſten Dienſt thun dürfte.“

„Erläutern Sie uns doch das genauer!“ ſagte Sophie haſtig.

„Es würde zu sehr danach aussehen, königliche Hoheiten," und er ließ seinen Blick über die anwesenden Hofdamen gleiten, „als wollte ich Höchst Ihnen eine ungünstige Meinung von Personen beibringen, die gerade im Begriff stehen, Ihre Gnade zu empfangen. Ich liebe auch, die Leute selbst in ihr Netz gehen zu sehen, und möchte meinen hohen Gönnerinnen dies Schauspiel nicht rauben."

„Sie können, glaub' ich, sehr boshaft sein?!" fragte Adelaide gedankenvoll.

„Unendlich, und — zu meiner Schande sei gesagt, die Bosheit ist für mich eine wahrhaft diabolische Delicatesse, sobald ich sie auf Solche entladen kann, mit denen ich noch alte Rechnungen habe!"

Die Thür des Antichambre öffnete sich, Fronsac trat ein.

„Geruhen königliche Hoheiten die Audienz zu ertheilen? Es ist die gewöhnliche Zeit. Der Herr Herzog von St. Albin, Graf de la Blache, Herr Duverney wie die Cavaliere und Officiere vom Hofstaat sind zugegen, und Frau Marquise de Vendatour kann jede Minute aus Versailles erwartet werden."

Adelaide wendete sich zu Lafleure. „Bitten Sie

Chevalier Piron, das Patent zu bringen. Herr Beaumarchais mag den Unterricht nachher fortsetzen.“

Sie ließ ſich zwiſchen ihre Schweſtern auf einen Fauteuil nieder, befahl Beaumarchais, zu den Hofdamen hinter ihre Seſſeln zu treten, nahm Piron, der eben das Ernennungspatent des Grafen Blache einhändigte, die Schrift ab und flog ſie durch, als ein Geräuſch in den Antichambres entſtand, die Thür aufſprang und ein hoher, ſtattlicher Mann eintrat, vor dem die Prinzeſſinnen ſich erhoben und die Uebrigen eine tiefe Begrüßung machten. Er war dreiunddreißig Jahre vielleicht, von ſchönem, aber für ſein Alter ſehr ernſtem, ja melancholiſchem Angeſicht, welches die Hoheit ſeiner Erſcheinung noch vermehrte. Er trug ſich ganz in ſchwarzem Sammet, ohne jegliche Stickerei. Auf der linken Seite ſeines Rockes und des Mantels von gleichem Stoffe glänzte das achtſpitzige Linnenkreuz der Johanniter. Unter dem Kleide blickte ein Theil ſeiner Weſte von rothem Tuch mit goldener Bordure hervor, an welcher das Stahlgefäß ſeines Degens blitzte. In der Hand hielt er einen Hut, von welchem kurze Straußfedern wogten, und ſeinen Hals umfing eine dreifach goldene Kette von langen, ſpangenartigen

Gliedern, durch kurze Ringe verbunden, an der ein großes goldenes Kreuz hing. Es war Franz Louis von Bourbon, Prinz von Conti, Großprior der Ritter von Maltha.

Ohne weitere Ceremonien nahte er den Prinzessinnen und küßte ihnen die Hand.

„Sie verzeihen, theuerste Cousinen, daß ich so plötzlich die Gesellschaft um meine Person vergrößere. Da ich indeß hörte, daß Seine Majestät die Gnade gehabt, Ihren Hofstaat zu ergänzen, und bereits die Wahl getroffen sein soll, so hat mein herzliches Interesse mich hergeführt, einem Act beizuwohnen, der, scheint mir, für Sie höchst wichtig sein wird. Darf ich Sie um ein Wort vor der Verleihung bitten, theure Adelaide?"

Alle Uebrigen wichen auf diesen Wink zurück. — Er führte die Prinzessin nach dem Eckfenster. „Können Sie diesen la Blache nicht umgehen, beste Cousine? Ihre königliche Mutter sendet mich eigens hierher, Sie zu warnen. Es ist gewiß, daß Pompadour und die Minister mit dem Salon Terray und Vendatour eine Allianz geschlossen, deren Resultat diese Wahl ist, und Ihre Unabhängigkeit ganz und gar bedroht! Man brachte den König dazu, wie — man ihn eben zu Allem bringt!"

„Man hat uns in der Sache düpirt, lieber Conti! Nach langen vergeblichen Wünſchen, das Obercommando herzuſtellen, mit welchem wir Aumont zu beſchenken und in die Lücke Prinz La Tremouille einzuführen gedachten, den Sproſſen einer treuen Familie, hat Seine Majeſtät uns plötzlich neulich beim Beſuch unaufgefordert die Bitte gewährt, aber ſofort la Blache proponirt. Choiſeul ſtand dabei. — Wie man alſo der Sache entgehen ſoll, iſt ſchwer zu ſagen, und wir ſind im eigenen Plane gefangen. Ich habe indeß noch Hoffnung, daß ein günſtiger Zwiſchenfall eintreten könne. Herzog St. Albin hat gegen einen unſerer Diener, unſern neuen Harfenlehrer, eine Klage, und dieſer ſcheint ſeiner Rechtfertigung ſehr ſicher zu ſein. Vielleicht iſt hier ein Anhalt.“

„Ein unendlich ſchwacher! Ich habe von dieſem Beaumarchais geſtern ſchon gehört; er wird indeß bei allem Talent genug zu thun finden, um ſich hier zu halten, wenn er Ihnen — wirklich nutzen will. Piron hat dem Dauphin viel Gutes über ihn geſagt. Wie er indeß in dieſer Affaire?“ —

„Verzeihen Sie, ich will mir darüber mehr Gewißheit verſchaffen. — Chevalier Piron!“

Der Chevalier trat zu ihnen an's Fenſter.

„Fragen Sie doch Beaumarchais, ob er be-

ſtimmt die Ernennung des Grafen hindern kann, die Klage wegen Gräfin Falcoz zu entkräften vermag. Wenn ich an den Seſſel zurücktrete, genügt ein Nein oder Ja! Laſſen Sie Seine Hoheit bei mir Platz nehmen!"

Piron eilte zu Lafleure, der einen Seſſel für Monſeigneur ſtellte, dann ſprach er leiſe mit Beaumarchais. — Wie Adelaide und Conti Platz nahmen, richteten Beide auf Beaumarchais einen Blick.

„Ja wohl, Königliche Hoheit! Die Diſſonanz wird — aufgelöſt, immer Harmonie, nie wieder Diſſonanz!"

„Ich danke ſehr! Der Prinz wollte dieſen Satz in Ihrem Buche beſtreiten, mein Herr. Nun, Herzog, befehlen Sie, daß man öffne!" —

Die Flügelthüren des Saales rauſchten auf.

Der Herzog von St. Albin, ein alter, hagerer, aber zugleich ſtolz blickender Herr, trat ein, neben ihm ſein Schwiegerſohn, Graf Falcoz de la Blache, etwa achtundzwanzig Jahre, ſehr hübſch, doch bereits ſtark verlebt, farblos. Trotz der jetzt angenommenen Miene demüthiger Verehrung bemerkte man zu gut, wie viel Ueberwindung es ihn koſte, ſeine Nonchalance und ſeinen Leichtſinn zu verbergen. Er war einer von jenen

ſchönen Männern, die man dennoch unangenehm findet. — Ihnen folgte Paris Duverney, Falcoz' Onkel mütterlicher Seits, der reichſte Bürger von Paris und Hofbanquier. Er war mittelgroß, etwas zur Corpulenz geneigt, mit einem Kopf voll Intelligenz und Feinheit; ein Mann, der ſich ſehr genau zu würdigen wußte und ſelten in Geſchäften einen Fehlſchuß that. Die Kammerherren nahmen hierauf die linke, die Officiere die rechte Seite des Saales ein.

„Seine Majeſtät," begann Adelaide, „hat die Gnade gehabt, in die bisher unterbliebene Beſetzung des Commandos unſerer königlichen Hausgarden zu willigen, und geruht hierzu, Herr Herzog, Ihren Schwiegerſohn, den Grafen Falcoz de la Blache zu präſentiren. Der Wunſch Seiner Majeſtät iſt uns genügend, obwohl wir ein eben ſo lebhaftes Vergnügen empfinden, durch die Ernennung des Grafen Falcoz dem hohen Hauſe St. Albin, wie Herrn Duverney unſere Gunſt zu bezeigen. Wir ſtehen keinesfalls an, das Patent ſogleich zu vollziehen, doch zu unſerem lebhaften Bedauern hören wir, daß inzwiſchen ein unangenehmes Ereigniß eintrat, welches Inconvenienzen nach ſich ziehen muß, würde dasſelbe nicht vorher erledigt. Wir vernehmen, Herr

Herzog, daß eine Klage gegen einen unſerer Hausbeamten vorliegt, wegen Beleidigung eines Gliedes Ihrer edlen Familie. Haben Sie die Güte, Herr Herzog, dieſe Beſchwerde auszuſprechen." —

„Königliche Hoheiten," erwiederte St. Albin, „es iſt nicht möglich, im vollen Umfange die Gefühle des Dankes zu ſchildern, welche ich bei der Ehre empfinde, deren Höchſt-Sie meinen Schwiegerſohn würdigen. Noch glücklicher macht es mich, allergnädigſte Prinzeſſinnen, daß Sie ſelbſt die trübe Wolke zu verbannen wünſchen, welche ſich im letzten Augenblicke zwiſchen meinen Sohn und das hohe Glück Ihrer erlauchten Nähe lagerte. Was dieſe Klage anbetrifft, ſo werde ich mich gebührend bezähmen, über das Individuum, was ſie veranlaßt, irgend welche Meinung zu äußern. Daſſelbe hat einmal das ſtaunenswerthe Glück, in Eurer Hoheiten Dienſt zu ſtehen, und der ſchützte ihn gegen meine lettre de cachet und die Baſtille. Dieſer Haftbrief war gegen einen gewiſſen Caron Beaumarchais gerichtet, welcher wagte, geſtern in mein Haus dieſes Etui und dieſen Brief an Gräfin la Blache, meine Tochter, zu ſenden, und an der Ehre einer Dame von Rang eine Infamie zu begehen, welche vielleicht einzig daſteht in

den Annalen bürgerlicher Verbrechen! Ich habe nichts zu bitten, Hoheit, als — leſen Sie dies ſelbſt!" —

Unter lautloſer Stille überreichte St. Albin, nachdem er in ſtolzeſter Erbitterung geſprochen, Adelaiden Etui und Brief.

Aller Blicke wendeten ſich mechaniſch nach Caron, deſſen Fall beſiegelt ſchien. —

Adelaide nahm beklommen das Billet. Sie las es und wurde bleich. „Beaumarchais, treten Sie vor!"

Der Angeklagte gehorchte, indem er einen ſtarren Blick auf Falcoz warf.

„Iſt es möglich, iſt es denkbar, mein Herr, daß Sie dieſes Billet hier ſchreiben konnten?"

„Und warum nicht, königliche Hoheiten?" — Er zog das Billet la Blache's an Suſanne aus der Bruſt. „Nachdem der Herr Graf la Blache in dieſem Originale mir ein ſo vornehmes Beiſpiel gegeben, ſah ich weder ein Verbrechen noch eine Infamie dabei, und habe mich nur bemüht, in jener Copie ihn nachzuahmen! Konnte der Herr Graf ſich genug wegwerfen, zu meiner Frau herabzuſteigen, warum ich nicht zu der ſeinen hinauf? Oder glauben auch Sie, königliche Hoheiten, daß ein armes bürgerliches Weib von

dem geehrt werde, was eine Gräfin infam macht?! Ich beleidigte Gräfin Falcoz, die ich ſo wenig kannte als das Haus St. Albin, beleidigte eine Dame, die Macht, Reichthum, hundert Degen, eine lettre de cachet und die Baſtille zu ihrem Schutze hat! Dazu, meine Herrſchaften, gehört wenigſtens — Courage! Aber eine bürgerliche Frau beleidigen, weil ſie arm iſt, keinen Schutz, kein Recht findet, als den ohnmächtigen Grimm ihres Gatten, der nichts beſitzt, wenn die hohe Hand der Töchter des Königs nicht hilft, dazu, Herr Graf Falcoz de la Blache, gehört nur Feigheit und Sittenloſigkeit!! O Naivetät, und dieſer Mann wird Seiner Majeſtät zum Hüter ſeiner königlichen Kinder vorgeſchlagen!!" —

Solche Worte, ſolche Töne waren wohl bisher nie im Hôtel Bourbon gehört worden. Mit unwillkürlichem Aufſchrei des Entſetzens war Herzog St. Albin zurückgeprallt und ſtarrte ſeinen Schwiegerſohn an, der, erdfahl, ſich kaum aufrecht erhielt und ſeinen fürchterlichen Gegner anſah, als wollten ſeine Augen aus ihren Kreiſen ſpringen. Conti hatte ſich flammend erhoben und faßte haſtig an den Degen, die Gardeofficiere traten murrend näher und ſtießen die Pallaſche auf den Marmor-

boden. Duverney preßte zitternd ſeine Hand an's Hirn.

Madame Adelaide blieb ruhig. Nur die aufſchießende Röthe ihres Geſichts und Nackens zeigte ihre innere Bewegung. „Herzog St. Albin, Herr Duverney, treten Sie näher und ſehen Sie dies Papier an. — Auf Ehrenwort, wer hat es geſchrieben?!"

Wankend nahten Beide, Adelaide hielt ihnen die Schrift entgegen.

„Das, um Gottes willen," rief Duverney, „das ſchrieb Falcoz!"

„Es iſt ſeine Hand!" ſtöhnte der Herzog. Dann raffte ſich der alte Herr heftig zuſammen. „Ich nehme meine Klage zurück, Hoheiten! Der ganze Schimpf der Sache fällt auf den Ehrloſen, den ich leider — den Gatten meiner Tochter nennen muß!!"

„Nehmen Sie unſer lebhaftes Bedauern, Herzog, für dieſen Vorfall. Daß er Sr. Majeſtät Wunſch nun unmöglich macht, bedarf wohl keiner Erörterung. Mein lieber Lieutenant von Aumont, Wir verleihen Ihnen nunmehr dies Hauptmannspatent, die Herren von Noailles und Comartin werden aufrücken, und der junge Prinz la Tremouille die dritte Charge erhalten. Befehlen Sie

ihn morgen zur Audienz, Herr von Piron wird die Ausfertigungen machen. — Sie setzen die Harfenstunde fort, Herr Beaumarchais. Möge Jedermann wissen, daß Talent und Ehre im Palais Bourbon auch im bürgerlichen Kleide geachtet sind! Ihren Arm, Cousin!"

Adelaide schritt, von Conti geführt, kalt grüßend hinaus, die Prinzessinnen-Schwestern, Piron, die Hofdamen und Fronsac folgten.

In diesem Augenblick schien la Blache aus dem Zustande apathischen Schreckes und geistiger Lähmung zu erwachen. Derselbe ging in ein namenloses Gefühl der Wuth, des Hasses und der Rache über. „Oh entsetzlich, unerhört!" stöhnte er. „Ein Edelmann also beschimpft, vernichtet im Angesicht der Welt! Wenigstens sollst Du, tückische Canaille, Du Molch auf meinem Wege, auf dieser Stelle büßen für Alles"! — er riß den Degen aus der Scheide, um einen Stoß auf Beaumarchais zu thun.

Graf Aumont fiel ihm in die Klinge, die Officiere traten vor Caron. Herzog St. Albin packte den Unsinnigen bei der Brust und drängte ihn zurück. „Willst Du Dich ganz degradiren und noch vor's Parlament bringen? Uebt Nachsicht, meine Herren Officiere, daß dies in einem König-

lichen Hauſe geſchah! Laßt den Unglücklichen ſein Elend im Dunkel der Verbannung abbüßen!" —

„Wenn ich doch einmal vergeſſen könnte, daß meine Schweſter Deine Mutter war," rief der Hofbanquier klagend, „und Duverney Euch nur zum Geldgeben und Empfehlen gut geweſen! — Ich ſage mich los von Dir, ich will nichts wiſſen von einem Menſchen, der ſein Glück zu machen zu dumm, und ſeine Erbärmlichkeit zu verbergen zu unerzogen war!" —

„Oho!" lachte Falcoz Duverney höhniſch in's Geſicht, „er ſagt ſich los! Schön! — Ihren perſönlichen Verkehr mögen wir verſchmerzen, aber ich will doch ſehen, ob Sie uns auch vor dem Erbſchaftsgeſetz verläugnen können! Dich, Burſche," knirſchte er, „Dich haſſe ich mehr, als ich meine Maitreſſe liebe! Ich werde es Dir einſt beweiſen." Er wandte ſich.

„Ei," erwiederte Caron, „wie Sie Ihre Liebe bei Ihrer Maitreſſe, ſo ſollen Sie Ihren Haß bei mir auch immer theuer bezahlen!" —

Die Chevaliers und Officiere lachten hell auf. Der Herzog ergriff la Blache am Arm und verließ mit ihm das Hôtel, während der Hofbanquier, rathlos in ſeiner Verwirrung, Demüthigung und Angſt, auf und ab ſchritt, und nun erſt volle Zeit

gewann, über alle Folgen des Geschehenen nachzudenken.

Graf Aumont trat, als la Blache mit seinem tief erschütterten Schwiegervater den Saal verlassen, zu Caron und ergriff warm seine Hand. „Wenn ich Ihnen in unserem Namen danken würde, wäre das etwas zu selbstsüchtig, Herr Beaumarchais, aber wir möchten Ihnen die Bewunderung ausdrücken, welche Ihr außergewöhnlicher, Alles durchdringender Geist, der eiserne Muth Ihres Herzens und der Zauber in uns erregt, mit welchem Sie die höchsten Personen sich zu erobern wissen. Das Geschick hat Ihnen jenen höheren Adel verliehen, der wahrlich den Mangel des andern vergessen macht, und so lange die Aumonts, Noailles und Comartins leben, soll Ihnen ein la Blache nichts anhaben!"

„Schließen Sie auch uns mit ein," sagte der erste Kammerherr le Bouve, welcher mit seinen Genossen herantrat, „wir wissen vielleicht in noch vollerem Umfange den Schlag zu würdigen, welchen der Sieur Beaumarchais heut' geführt und die Hoheiten einer großen Last glücklich enthoben hat."

„Meine Herren," lächelte Caron, „nehmen Sie mich jetzt nur nicht auf einmal für mehr, als ich

bin. Nichts ſchadet uns ſo ungeheuer, als eine zu hohe Vorſtellung unſrer Gönner. Ich habe meine Gattenehre, mein ganzes Glück vertheidigt, dazu gehört ſehr wenig Muth, ich übte ja nur das Recht der Nothwehr. Wo man den Degen nicht brauchen kann, muß eben die Zunge auf die Menſur. Iſt den Hoheiten zugleich damit gedient, ſo vergeſſen Sie nicht, meine Herren, daß ich ja dazu hier bin, alle Diſſonanzen aus der Nähe Ihrer Hoheiten zu vertreiben und jene ſo oft erſehnten Harmonien zu gründen, ohne die man — bekanntlich nicht Harfe ſpielen kann. Sie werden mich glücklich machen, wenn Sie mir dabei Ihre Freundſchaft und Hülfe verſtatten, das iſt ein freies Geſchenk des Herzens, welches die höchſten Menſchen gerade am würdigſten üben können!“

Dies herzliche Geſpräch ward durch Fronſac's Eintritt unterbrochen, welcher die Kammerherren und Officiere zu den Hoheiten befahl.

Der verſtörte Duverney blieb bei Caron zurück. Letzterer nahm die Mandoline, ſetzte ſich, und blickte bald ironiſch auf den Banquier, bald aus dem Fenſter, während ſeine Finger in jocoſer Drollerie über die Saiten hüpften und ſein Rubinring im Sonnenſcheine funkelte.

„Ruinirt, entehrt vor den Hoheiten, die mir stets so gütig waren, denen ich so viel verdanke!" brollte Duverney halblaut. „Müssen sie nicht glauben, ich hänge mit dieser Pfaffencotterie zusammen, während ich nur dem Drängen der Verwandtschaft nachgab, diesem Erbärmlichen die Wege zu ebnen?! — Welche räthselhaften Zufälle ließen dies geschehen? Welcher Zusammenhang ist in diesen Begebenheiten, die doch so entgegengesetzt sind? Welcher Teufel hat Fäden entdeckt, die —? Dieser Dämon an List und Bosheit sind Sie, mein Herr!" rief er und schritt, aufgelöst und Thränen im Auge, zu Caron. „Dies Alles ist das Werk Ihrer Infernalität!!" —

„Sehr richtig, Verehrter!" und Beaumarchais spielte weiter, „ich zahle jede Malice doppelt zurück, und liebe Niemand mehr, als wer mich zum Hasse reizt, denn schon als Knabe habe ich einen unsterblichen Hang zum Ruiniren besessen! Da ich aber die Bosheit und List nie mit roher Leidenschaft, sondern mit sublimster Kunst betreibe, können Sie darauf schwören, daß ich den Onkel dem Neffen bald genug nachsenden werde. Urtheilen Sie selbst! — Madame de Pompadour will die königliche Familie vollends verwüsten, Choiseul, Maupeau, Terray hängen mit ihr wie den St.

Albins und Blaches zuſammen. Das große Werk zu vollenden, alliirt ſich die atheiſtiſche Maitreſſenwirthſchaft mit dem Jeſuitenthum, das ſind ja ſeit Alters verwandte Elemente. Da kommt aber ein Pfifficus, ein Bürgerlicher, ein armer Teufel zwar, genannt Beaumarchais, doch ein Teufel, der Feuer unter den etablirten Hexenkeſſel macht und die Geſchichte in die Luft ſprengt! — Ah, Sie erſtaunen, daß ich Ihnen das ſo ehrlich unter's Geſicht ſage? Nun, ich habe mitunter beſſere Anwandlungen. Ich ſehe, Sie ſind ein vortrefflicher alter Herr, ein Finanzier, dem die Marchandiſe Alles iſt, und welcher gemißbraucht wurde, weil er leider einmal eine Schweſter hatte, die auf den Stamm der la Blache gepfropft worden, um dem dürren Gewächs etwas Nahrung zu geben. Was ſagen Sie, wenn dieſer Beaumarchais nun an allen Orten mit dem Munde, der Feder, im heiligen Ernſte, im lachenden Witze ſagt: Herr Paris Duverney iſt ein Faiſeur der Jeſuiten geworden? Er hat einen frommen Spion ſeiner Verwandtſchaft bei Ihren Hoheiten eingeführt, der auch Hausfreund der Demoiſelle Reaucourt geweſen?" —

„Herr! — Herr Beaumarchais," rief Duverney, „ich — ich bitte Sie um Gottes willen, ſchonen Sie einen Unſchuldigen! — Sie ſind

ſtaunenswerth in die Dinge eingeweiht! Ich gebe Ihnen mein heiliges Wort, ich ſage mich von dieſen Albins und Blaches los!" Er faßte Caron's Hand. „Operiren Sie nicht gegen mich! Sie ſind arm, Vermögen giebt Unabhängigkeit! Laſſen Sie uns einen Vergleich ſchließen, ich bin reich —"

„Ich aber nicht Ihr Neffe, der auf Ihre Louisd'ors wartet!" —

„Aber ich kann Ihnen enorme Vortheile bieten, Sie —" er zog plötzlich Caron's Hand empor und betrachtete den Solitair. Duverney ward todtenbleich. — „Der Ring! — Gerechter Gott, woher haben Sie dieſen Ring?!"

„Ich ließ denſelben ſchon längſt in der Sonne blitzen, um Ihnen voll Barmherzigkeit den Ariadnefaden aus dem Labyrinth Ihrer Gedanken zu reichen. Den Ring? Das möchten Sie wiſſen? — Er iſt ein Vermächtniß!" —

„Von wem?" —

„Von meinen lieben Eltern!"

„Ihren Eltern?! Nimmermehr! Jenes Kind war ein Mädchen!!" —

„Sieh doch, ein Mädchen? Jenes Mädchen wohl, das wie eine Bauerndirne zu Paſſy bei Antoine Garnier, dem Verwalter des Herrn Du-

verney, erzogen wurde, und welches, kaum erblüht, der Neffe des Herrn Finanzier mit seinen Anträgen quälte, um wahrscheinlich als sein eventueller Erbe das jus primae noctis als Grundherr pränumerando auszuüben? Ihr Sündenregister, Theuerster, wächst bei den Hoheiten beträchtlich, wie Sie sehen, und da ich die Beweise dafür beibringen kann, — so bleibt Ihnen doch wohl nichts weiter übrig, als eine umfassende Beichte vor mir abzulegen!"

Der Hofbanquier war wörtlich in Todesangst, der kalte Schweiß des Entsetzens brach ihm aus, er hielt sich zitternd an dem gegenüberstehenden Sessel.

„Erbarmungsloser, Sie wissen nicht, was Sie fordern! Als Kaufpreis Ihrer Freundschaft, Ihres Schweigens verlangen Sie ein Geheimniß, dessen Entdeckung mich ruiniren muß! Welchen Vortheil haben Sie denn, es zu wissen? Kann Ihnen ein Nutzen aus dem Elende Anderer erwachsen?!"

„Vielleicht! Aber kurz gesagt, das arme, verstoßene Mädchen, das bis diesen Augenblick bedrängt wurde, ist meine Frau! Sie können sich denken, mit welchem Feuer ich entweder dieselbe rehabilitiren, oder den Millionär Duverney ruiniren werde!"

„Ihre Frau? — Die kleine Suſanne?!“ —

„Sehr wahr, ſo heißt ſie. Ich werde wohl ungefähr richtig ſchließen, wenn ich in Ihnen einen lieben Verwandten begrüße! Wie werden ſich die Hoheiten über dieſe neue hübſche Geſchichte freuen!“

„Nein, nein, auf mein Wort, Sie irren! Hätte ich je ein Kind, eine Tochter beſeſſen, zweifeln Sie nicht, meine Vaterliebe und die Hoffnung, nicht an den elenden Blache mein Geld zu vererben, hätten mir kein Mittel zu groß erſcheinen laſſen, ſie mit der beſten Erziehung auszuſtatten, mit gerechteſtem Stolze in die Welt zu führen! Suſanne iſt — anderer Leute — vornehmer Perſonen Kind, ein Kind der Sünde! Ich brachte es —, weil ich mußte, — aus dem Kloſter der Urſulinerinnen ſammt den Geburtspapieren nach Paſſy. Dies Kind, dieſe Papiere waren es, durch welche ich mein Glück machte, mir Abbé Terray geneigt wurde, ich eine Hand in die Finanzoperationen bekam, und es iſt billig, dies Suſannen zu vergelten!“

„Ei,“ lachte Caron, die Mandoline fortlegend, „das iſt eine ſehr feine Manier, auf Staatskoſten ein Millionär zu werden!“ Er ſtand auf und

ſah Duverney ſcharf und ſpöttiſch an. „Alſo der Herr Abbé Terray ſind der Va —"

„Um Gottes willen, das habe ich nicht geſagt! Wo habe ich das geſagt? Ich —"

„Das wollen wir ſehr bald ſehen? Ich werde ſorgen, daß Ihre Hoheiten morgen den Abbé ſelbſt danach fragen. Das giebt einen hübſchen Parlamentsproceß gegen ein eigenes Mitglied deſſelben, und außerdem eine Kirchenſtrafe, die ſo etwas wie lebenslängliche Pönitenz in St. Jf ausſieht. Ich verſtehe mich auf's Inquiriren und Attrapiren!"

„Teufel, wollen Sie mich ganz verderben?!" —

„Gott bewahre! Sobald ich die Geburtspapiere meiner Frau habe und ihre Mama kenne, ſind wir die beſten Freunde, und Sie ſollen weder von mir, noch dem Zorn anderer Leute etwas zu fürchten haben!"

Duverney wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn. — „Gut, noch heute ſollen Sie die Papiere haben. Aber nicht eher, als bis Sie einen Vertrag unterzeichnet, in welchem Sie, ſo lange es Ihnen belieben mag, als Compagnon an meinem Geſchäft theilnehmen und ſich verpflichten, ſo lange von dieſen Papieren keinerlei Gebrauch zu machen. Denn nur, daß man weiß, ich beſitze die Papiere

und das Geheimniß, ermöglicht meine geschäftlichen Operationen mit der Regierung, und sichert mich vor dem Hasse gewisser Leute!"

„Das läßt sich hören! Ich bin also der Compagnon eines Millionärs und erwarte heute nach Tisch Ihre Person, den Contract und die Papiere in meiner Wohnung, Rue des Ormes, Hôtel Piron. Nun aber die Mutter! Sie werden zugeben, daß die Mutter ein höchst pikanter Gegenstand ist!"

Die Antwort wurde durch ein lebhaftes Zwiegespräch im Antichambre unterbrochen, bei welchem sich die determinirte Stimme einer Frau bemerkbar machte.

„Bei Gott, die Marquise de Vendatour kommt von Versailles! O, jetzt nur, nach dem, was geschehen, darf ich ihr nicht begegnen, Sie kennen diese schlimme Frau nicht! Lassen Sie mich durch irgend eine Thür schlüpfen, halten Sie sie auf, zeigen Sie ihr den Ring, und erinnern Sie sie an — die Ursulinerinnen! Nachmittag den Contract!"

„Vortrefflich," lachte Caron. „Dort hinein. Trifft man Sie, so sagen Sie nur, ich habe es so gewünscht!" Er schob ihn durch die linke Thür,

und der Finanzmann befand sich unter den Kammermädchen der Prinzessinnen.

Die bergende Thür klappte zu, und Caron wendete sich eben um, als die Marquise aus dem Vorsaal hereinrauschte. — Es war eine hohe Dame, etwa Anfang der Vierzig. Die Aehnlichkeit mit Susannen war unverkennbar, nur daß ihr Haar, ihr blitzendes Auge von tiefstem Schwarz, ihr Teint von jenem gelblich-weißen Colorit war, wie bei den Italienerinnen. Arme, Nacken und Busen waren nicht nur voll, sondern die Dame hatte jenes starke Embonpoint, das bei vornehmen, dem Genuß ergebenen und herzlosen Weibern sich so gern einstellt, ein Symbol unendlicher Behaglichkeit der Materie. Sie trug eine lange Robe von schwarzem Atlas, bedeutend decolletirt und mit einem Heer schwarzer Spitzen garnirt. Ein goldenes Crucifix schwankte auf ihrer Brust an weißer Perlenschnur, sie trug einen Rosenkranz um die Hand gewickelt, und eine weite, mit Spitzen besetzte Mantille, deren Capuze ihr Haupt bedeckte, und auf der Stirn an die Schneppe des Sammetkäppchens durch eine Agraffe ächter Perlen befestigt worden. Dies war das Costüm einer Dame, die der Weltluft abgesagt und sich nur noch in frommen Gefühlen zu bewegen

chien. Unfehlbar war ihr Geſicht noch ſchön, obwohl zu fleiſchig, aber es erhielt durch Stolz und Anmaßung einen Zug ſtarrer Härte, wie durch das blitzende Auge unter ſtarken geſenkten Brauen ein höchſt abſtoßendes Gepräge.

Caron ward blutroth, ſein Herz zog ſich in heißer Bitterkeit zuſammen. Er erkannte ſofort, daß dieſe Frau ſeine nächſte und gefährlichſte Gegnerin ſei, aber augenblicklich war auch ſeine Entſchloſſenheit in vollſter Stärke erwacht. Er verbeugte ſich vor ihr.

„Ich ſage Ihnen aber, Lafleure," rief ſie heftig, zu dem ihr ängſtlich folgenden Kammerdiener gewendet, „die Hoheiten w e r d e n für mich zu ſprechen ſein, wenn auch die Audienz vorüber iſt! Man wird es in Verſailles unglaublich, unerhört finden, wie der Schwiegerſohn des Herzogs St. Albin, der Neffe Duverney's, ein la Blache, ein Mann vom älteſten Adel, der von den Miniſtern und Seiner Majeſtät ſelbſt für dieſe Stelle bezeichnet worden, nicht allein derſelben verluſtig ging, ſondern dazu noch Angeſichts Ihrer Hoheiten durch einen bürgerlichen Bettler inſultirt und beſchimpft wurde, einen Nichtswürdigen, der ſich Beaumarchais nennt!"

„Ganz recht, Frau Marquiſe," und Caron

trat auf sie zu, „Beaumarchais heißt er und steht vor Ihnen. Wenn Sie also die Nachricht dieses fürchterlichen Verbrechens so bald wie möglich in Versailles an die rechte Glocke zu hängen wünschen, brauchen Sie weder die Hoheiten, noch sich weiter zu bemühen, Sie können sich bei mir an bester Quelle informiren."

Die Marquise stand wie ein Marmorbild. Mit ihren großen auflodernden Augen voll Grimm betrachtete sie ihn, und ihre Mienen veränderten sich zum Ausdruck tiefen ironischen Verachtens. „Also man ist dieses Individuum selbst? Sieh' da! Und sage man doch, welcher außerordentlichen Art ist denn das Talent, welches einen Menschen, der gestern noch in der Mansarde schlief und hungerte, heute zum Vertrauten der Töchter des Königs machte, so daß es dessen erstes Geschäft sein darf, zwei edle Namen zu schänden und eine Eruption aller Hofkreise zu Wege zu bringen?"

„Ach, gnädige Frau," lächelte Caron achselzuckend, „ich habe so viele, so unaussprechliche Arten von Talenten, daß ich einer so hohen Dame gegenüber zu schüchtern bin, sie alle auszusprechen. Allerdings beruhen sie nicht in Ausübung der gottseligen Künste, welche man bei den Ursulinerinnen erwirbt, aber auf dem Gebrauch

dieſes Ringes und einiger anderer kleinen Scherze!"

Er hielt ihr den Solitair hin.

„Helf' mir Gott!" und der Fächer entfiel ihrer Hand. „Das iſt! — O Verdammniß! Meine Sinne! Mein Gott!" Die Marquiſe ward ohnmächtig, Beaumarchais fing ſie in ſeinen Armen auf.

Lafleure wollte nach Hülfe eilen.

„Nein, mein Theurer, laſſen Sie nur. Ich kenne dieſe Art Krankheit, man ſtirbt nicht davon. Schieben Sie uns nur gefälligſt einen Seſſel zu, denn es würde ſich nicht ſchicken, wenn man eine ſo übervolle Roſe an meinem Buſen fände! So!" er legte ſie in den Fauteuil, „Nun treten Sie ein wenig zurück, dann werden Sie ſehen, wie ſie ſich wunderbar erholt."

Lafleure biß ſich auf die Lippen und nahm ſeine Stelle an der Thür der königlichen Privatgemächer ein. — —

„Sie iſt wirklich ungeheuer ohnmächtig!" ſagte Caron ironiſch. „Das iſt kaum bei dieſer dauerhaften Seele zu glauben. Man muß ein Mittel anwenden!" — Er beugte ſich zu ihr nieder und flüſterte ihr in's Ohr: „Iſt Ihnen bald beſſer, Schwiegermama?" —

Die Tuba des jüngſten Gerichts kann un-

möglich ein ſichereres Erweckungsmittel ſein, als dieſe ſardoniſche Frage wurde. Diane de Vendatour ſchnellte empor. Ihr wirrer, angſtvoller Blick ſchweifte über Caron hin. „O mein Schöpfer, es — es iſt nur zu gewiß, er iſt ihr Mann!“ murmelte ſie.

„Natürlich,“ erwiederte Caron leiſe, „und Sie begreifen alſo die himmliſche Freude, endlich das theure Weſen, meine Schwiegermama —“

„Schweigen Sie, mein Herr, Sie ſind ein Nichtswürdiger!“

„Weil Ihrer Gottesfurcht meine Verwandtſchaft ungelegen kommt? Aber mich eben amüſirt das, ich bin Ihnen ſchon lange auf der Spur!“

„Mein Herr, Sie —! Unglücklicher, ich —! O Gott, hören Sie mich an! Es iſt Leuten Ihrer Art ja doch nur um Erwerb zu thun! — Ich ſetze Ihnen noch heute eine Million Livres aus, wenn Sie mit — mit ihr noch dieſe Nacht nach England reiſen und nicht wiederkommen!“

„Eine Million?!*) — Nicht übel!“ erwiederte er leiſe. „Das iſt viel, Schwiegerpapa, der Abbé Terray wird tief in den Schatz greifen müſſen. Aber, Mama, unſereins hat auch Fröm-

*) Etwa 240,000 Thaler Preußiſch.

migkeit, das arme Land bezahlt ja doch genug. Und dann, Mamachen, Paris, der Dienſt der Prinzeſſinnen, die Geſellſchaften, in denen man Anekdoten klatſcht, die Buchhändler, für die man Skandälchen ſchreiben kann, — es iſt doch zu ſchön hier! Sie bringen uns nicht weg! Und denken Sie doch, welcher Schmerz, eine ſo ſüße, lange vermißte, eine ſo — ſchöne Mutter zu meiden! Wir wollen wirklich hier bleiben, und lieber mit fünfhunderttauſend Livres zufrieden ſein!"

Lafleure, der die Flüſternden beobachtet, verſchwand in den inneren Gemächern.

„Er iſt ein Teufel; mein Untergang!" ächzte ſie.

„Gott bewahre, Mama. Wenn ich von Ihnen durch Herrn Paris Duverney bis heute Abend eine ſofort liquide Anweiſung für fünfhunderttauſend Livres auf den Schatz erhalte, Sie ſich um mich und meine Frau nie mehr bekümmern, die Familien Blache, wie St. Albin zur Ruhe verweiſen, und überall, wo Sie mich ſpüren, ja fein ſauber Ihre gnädigſten Finger aus den Affairen laſſen, dann will ich ſchweigen, will von gewiſſen Thatſachen und Papieren nie Gebrauch machen. Ueberſchreiten Sie dieſe Bedingungen aber nur um ein Haar, Madame, wagen Sie oder irgend Jemand Ihrer Cotterie gegen mich nur eine kleine Mine zu etabliren,

ſo reiße ich Ihnen vor aller Welt die wohlanſtändige Larve frommer Heuchelei herab, und ſtelle Sie ſo nackt und bloß und ſchandebedeckt vor Paris hin, wie Sie Ihr unglückliches Kind, das Kind Ihrer Sünde verließen!!" —

„Und ich ſoll Dich — nicht haſſen als das bösartigſte Gewürm auf meinem Wege?!" knirſchte ſie und erhob ſich leichenblaß. „Was kannſt Du ſchaden? Was verrathen? — Man weiß, in welch' ſicherer, abhängiger Hand die Papiere ſind, und daß Du nichts beſitzeſt, als leere Gerüchte, ärmlicher Lügner!!"

„Kann eine ſo kluge Dame wie Sie nur glauben, man werde Ihnen bei Ihrem Einfluß eine ſo ſtarke Doſis offeriren, wie ich gethan, wenn man nicht den Effect in der Taſche hat? Ich beſitze wirklich die Papiere; Paris Duverney iſt jetzt in meinen Händen, und ich werde Euch, wenn Ihr mich reizt, bis in die dunkelſten Winkel Frankreichs ausräuchern, und zwar zum Gaudium der Nation, und Madame de Pompadour wird Gott danken, wenn ſie Euch, ohne ſelber defect zu werden, der Vernichtung anheimgiebt. Ihr wiſſet ohnedies, wie Ihr ſeit Damiens ſteht! — Sie ſehen, welche gute Partie Ihre Tochter gemacht hat!" —

Die Marquiſe war vernichtet. Sie blickte troſtlos umher, ſie wankte nun wirklich. Sie mußte ſich auf den Gegner ſtützen, und ſenkte das bleiche Haupt. „Es iſt vergebens," flüſterte ſie, „dieſer Fluch hält mein Leben an allen Fäden! Sei barmherzig, Menſch, Du — Du haſt Suſannen arm genommen, Du mußt doch auch Gefühl haben! Tödte nicht die Mutter Deines Weibes! — Ich willige in Alles! — Werde reich, wie Du magſt! Werde mächtig, ſo weit Du kannſt, ich werde Euch meiden, Euer Weg ſoll glatt ſein! Nur — ſchweige um Deiner Todesſtunde willen und der Scham einer Frau! — Schweige für immer!!"

Ich werde für immer ſchweigen, wenn geſchieht, was ich verlange! Selbſt vor Suſannen will ich's, denn ich liebe ſie zu ſehr, um ihr eine — ſolche Mutter zu enthüllen!" —

Während dieſer letzten Worte hatte ſich die innere Thür der königlichen Gemächer leiſe geöffnet. Prinzeſſin Adelaide, ihre Schweſtern und Conti ſtanden in derſelben und betrachteten Beide.

Diane de Vendatour erhob das Haupt. Ihr Blick traf die Hoheiten. Sie ſchrie auf und taumelte. Aber mit übermenſchlicher Kraft ſich waffnend, ſchoß ſie einen wilden Blick des Haſſes auf Caron, preßte, einen Schwur murmelnd, das gol-

dene Crucifix an ihre Bruſt, und verbeugte ſich tief vor den Prinzeſſinnen.

„Vergebung, königliche Hoheiten, ein — Unwohlſein verbietet mir, Höchſt-Ihnen — mein Compliment zu machen!“ Sie verſchwand durch die Thür. —

Eine Pauſe des Staunens folgte. —

Adelaide an Conti's Hand, Sophie und Victorie traten ein.

„Das Gefolge bleibt zurück, wir wollen allein ſein!“ Lafleure ſchloß von Innen die Thür.

„Faſt ſind wir ſchon Ihrer Wunder gewöhnt, lieber Beaumarchais. Aber dieſe neue Scene iſt doch ſo ſeltſam, daß Sie uns wohl einen Aufſchluß ſchuldig ſind!!“

„Königliche Hoheiten, ich begreife das ſehr gut, aber in meinem Zuſammentreffen mit Marquiſe de Vendatour lag ſo viel tief Schmerzhaftes, mein eigen Leben Berührendes, ſo viel Schmach, daß ich bitte, es ſo lange auf meinem Herzen ruhen zu laſſen, bis die äußerſte Noth mich es zu nennen zwingt! Sie fragten geſtern, ob ich treu ſein könne? Ich ſchwieg. Eben bot mir Marquiſe Vendatour eine Million, wenn ich Frankreich verlaſſe! — Ich bleibe, und ſage Ihro Hoheiten: dieſe Frau mit ihrem Anhang wird nie wieder auf

dem Wege der Königstöchter zu finden sein, dafür habe ich ihr eine — Harfenlection, eine — Larvenlection gegeben!!—"

„Bei Gott," brach Conti aus, „wenn Sie das vermochten, sind Sie ein Juwel! Ich bitte Sie, mich morgen zu besuchen. Seine Hoheit der Dauphin und Ihre Majestät die Königin wollen auch — Harfenlection nehmen!"

Beaumarchais beugte sich tief, eine Thräne zu verbergen. Er küßte Adelaidens und Conti's Hand.

6.
Der Ersehnte.

Wo auf bloße Gunst und Ungunst hauptsächlich der Werth und das Schicksal der Personen gestellt ist, wie an den Höfen, wo zumal der Wechsel zwischen Fallen und Steigen, Bedeutungslosigkeit und Macht so unvorhergesehen und launisch erfolgte, wie in der vielverschlungenen Sphäre, die Ludwig XV. umgab, und welche stets auf neue Ueberraschungen durch die Kapricen der Dame Pompadour, oder auf geheime Schachzüge der Parteien vorbereitet sein mußte, da hatte eine Erscheinung, wie diejenige Beaumarchais', sein Glück, sein Talent etwas ganz Unbezwingliches. Nirgend mehr als hier wurde dem Erfolge nachgelaufen, mochte er selbst zehnmal glatter als jener Caron's sein. Steifste Standesformalität, ein fast spanischer

Ceremonienernſt, eine Sprache, die jeder Kraft und Würze entbehrte, jede ſchlichte Klarheit durch euphemiſtiſchen Redeſchwall zu erſticken ſuchte, verbunden mit ſchwülſtig-ätheriſcher Empfindelei, die wir noch heute Schäferton benennen, machten damals den Begriff des Anſtandes und der Sittlichkeit aus, was natürlich Niemanden hinderte, an Maitreſſen, Spiel und Orgien, Ehebruch und Intrigue aller Art Gefallen zu finden. Selbſt Marquiſe de Pompadour, die für ihren königlichen Geliebten doch den Hirſchgarten angelegt, ſah ſtreng auf den Firniß des Wohlanſtandes und der Etiquette, wußte ſelbſt die Orgie mit einer phantaſtiſch-theatraliſchen Götterglorie zu vergolden. So beißend, ſo voll Ironie, ſo ſcharf und wahr und doch dabei ſo graziös, ſo glatt und ſeiner Perſon ſicher wie Caron war Niemand. Weil man ſich nur in gewiſſen hergebrachten Formen bewegen konnte, ſo ſetzte Jedermann die Freiheit ſeiner Rede und Formen um ſo mehr in Erſtaunen, als er ſich nie Blößen gab, nie zwecklos verletzte und aus Unkenntniß das Schickliche verſäumte. Beaumarchais' Triumph zu beſiegeln, erſchien am Nachmittage des Audienztages Paris Duverney, überreichte ihm die bewußten Papiere, eine Anweiſung von Terray für 500,000 Livres auf den Schatz, ſo wie einen

Vertrag, welcher Caron zu seinem Compagnon machte. Zugleich erfuhr man, daß auf Befehl St. Albin's Graf la Blache, einen frommen Jesuitenpater an der Seite, in einem Reisewagen Paris für längere Zeit verlassen habe. Marquise de Vendatour erschien nur noch selten öffentlich in Versailles, und Terray wie Maupeau beeiferten sich bei jeder Gelegenheit, den Prinzessinnen ihre Ergebenheit zu bezeigen. Gewisse geheime Einwirkungen hörten seitdem ganz auf, und die erstaunten Höflinge, welche einsehen lernten, der bürgerliche Beaumarchais sei weder so leicht noch gefahrlos aus dem Sattel zu heben, erklärten ihn für eine Abnormität seiner Gattung, titulirten ihn Mrs. de Beaumarchais oder Caron de Beaumarchais, und bemühten sich, um jeden Preis heraldisch sein adeliges Geblüt aus dem Schutte des Mittelalters nachzuweisen, nur um dem Plebejerthume keinen so brillanten Repräsentanten zugestehen zu müssen. Daß nicht allein bei Piron, sondern seinen alten Freunden Turgot und Malesherbes Caron an Bedeutsamkeit gewann, sich dieselben ihm anschlossen, war eine eben so sichere Folge, wie daß Batyl, der die Gönnerschaft la Blache's verwirkt hatte, Caron's Mißtrauen durch Dienstwilligkeit verbannen mußte und demselben gewissen-

haft Unterricht ertheilte. Beaumarchais war ein so glückliches musikalisches Talent und von so regem Fleiße, daß er auf der Harfe bald eine für damalige Zeit seltene Meisterschaft erreichte und nun wirklich seinen hohen Schülerinnen auf diesem Instrumente Lection ertheilen konnte. Außerdem gab er sich mit eben so großem Eifer wie staunenswerthem Geschick den Finanzoperationen hin, in welchen er Duverney's gelehriger Schüler wurde. Caron war einer jener seltenen Menschen, denen Alles glückt, die im scharfen Erkennen der Zeit und Personen stets die rechte Gelegenheit zu ergreifen wissen und wie durch Vorahnung diejenigen Dinge meiden, welche gefahrdrohend werden wollen oder im Begriff stehen, ihren Nutzen zu verlieren. Er machte großartige Geldgeschäfte! Da natürlich Niemand außer den wenigen Betheiligten wußte, daß er durch eine anonyme Schwiegermutter bereits ein halber Millionär geworden, so erregten seine kühnen Operationen, die großen Summen, mit denen er umsprang, und das Glück, welches ihm förmlich geheime Goldminen zu eröffnen schien, das größte Staunen, breiteten sein Renommé aus, und erweckten ihm unter dem Adel und Beamtenthum wie den alten Geldmännern der Rue Quincampoix zahlreiche geheime Feinde. Er

war indeß der erklärte Liebling der Prinzeſſinnen, des Prinzen Conti, und man wußte, daß ihn ſowohl die Königin-Mutter wie der Dauphin empfing. — Paris Duverney war ein Mann von Ehre. Er hatte ſich ganz von ſeinen adeligen Verwandten losgelöſt, fühlte ſich wirklich auf's Herzlichſte zu Caron hingezogen, und widmete ſeine Mußeſtunden theils der Wohlthätigkeit und großen Bauten, theils den kleinen liebenswürdigen Cirkeln im linken Flügel des Hôtel Piron, wo Frau Suschen, wirklich à la Susanne gekleidet, ſchaltete und Aller Herzen gewann.

Das waren traute Stunden in jenen ſonnig hellen, funkelnden Räumen, auf den duftenden Terraſſen und unter den dunklen Nebengängen Caron's. Hier einten ſich Frohſinn und Zwangloſigkeit, Schlichtheit und der Luxus feiner Bildung, geiſtiger Austauſch und geſelliger Genuß, in welchem Piron und Gemahlin, Turgot, Duverney, Aumont und Morelly, Malesherbes und Marmontel ſich mit Caron und Suſannen, ja — auch dem alten Beaumarchais zuſammenfanden.

Das Herz des Sohnes, nachdem er ſich im Glücke wußte, hatte es nicht ertragen können, den Vater länger zu entbehren. Auch der alte, wunderlich ſchroffe, eigenſinnige Mann empfand den

Verluſt ſeines einzigen Sohnes tief; um ſo tiefer, als er hörte, was aus ihm geworden, welche Ehre derſelbe genoß. Er hatte allerdings noch fünf Töchter, von denen die älteſte, Florine, einen franzöſiſchen Kaufmann in Madrid, Gilbert, geheirathet und eine andere Schweſter, Marie, in ihr Haus genommen hatte; Beide waren in Spanien heimiſch worden, und kannten den Bruder kaum. Die drei anderen Schweſtern indeß liebten ihn unendlich, und je weniger der Alte Nachſicht und Verzeihung gegen den Sohn üben wollte, je einſamer die Mädchen ſich fühlten, deſto geſpannter wurde das Verhältniß zwiſchen Vater und Töchtern, und mancherlei harte Scenen verdüſterten des alten Uhrmachers Tage. Langſam, aber um ſo heftiger erwachte ſeine Sehnſucht, ſeine Reue, und machte ihn noch mürriſcher, noch wunderlicher. Er ſträubte ſich, dem eigenen Herzen das begangene Unrecht zu geſtehen, ſein Stolz, ſein Begriff von väterlicher Würde, und daß er ſeinem Kinde gegenüber nie irren könne, hielt ihn eigenſinnig ab, den erſten Schritt der Verſöhnung zu thun, um ſo mehr, als ſein „Herr Sohn bei Hofe viel zu glücklich und vornehm geworden, um ſeinen alten Vater noch zu brauchen.“ Was für Augen aber machten der griesgrämliche, bittere alte Herr, die

Schweſtern, als eines Tages eine Equipage vor dem Hauſe hielt, Caron, Suſannen am Arm, in den alten Laden trat, dem Vater die Hand küßte und ihn fragte, ob er denn noch böſe ſei? Wie bei allen einſeitigen, ſcheinbar ſchroffen und eigenwilligen Charakteren wirkte dieſe unvermuthete Gemüthserſchütterung ſo ungeheuer, daß der alte Mann wirklich ganz verwandelt, wie neugeboren wurde, ſich ſein ſo lange unterdrücktes Vatergefühl deſto gewaltſamer Bahn brach und das Bedürfniß nach der Liebe ſeines Sohnes fortan um ſo heftiger ſich geltend machte. Papa Beaumarchais ließ fortan keinen Abend vergehen, wo er nicht allein oder mit ſeinen Töchtern, Margot, Claire und Jeanne, ſeine Schritte zum Hôtel Piron lenkte, ſich im Glück Caron's zu ſonnen, die Geſpräche geiſtvoller Männer zu belauſchen, oder mit Suſannen zu tändeln, die er ganz beſonders in ſein Herz geſchloſſen zu haben ſchien. Ueberaus komiſch war, wie er ſeinen Eigenſinn, ſeine Würde und das vermeinte Gefühl ſeines väterlichen Rechts in dieſen ihm neuen Zuſtand hinüber zu retten und ſich ſelber zu belügen wußte. Er ſagte, ſo oft ſich nur Veranlaſſung bot: „Ja, ja, Kinder, Ihr habt mich nun immer Alle für ſo hart und einen rechten Barbaren

gehalten, aber wären Caron und Suſanne je ſo weit gekommen, hätte ich ſie, als ein kluger Vater, nicht durch die Schule der Noth geſchickt? Da lerntet Ihr Euch Beide lieben, arbeiten, da machtet Ihr erſt ganze Leute aus Euch! Ja, ja, ja," und er lachte überaus liſtig, „ich wußte wohl, was ich that, und daß Erfahrung allein den Menſchen erzieht!" — Mochte auch den Betheiligten dieſe Wahrheit wenig einleuchten, ſo ſtimmten ſie nebſt ihren Freunden doch jedesmal ſcherzend ein, und ließen dem Alten eine Illuſion, welche ſo ſehr zu ſeiner Selbſtachtung und Glückſeligkeit beitrug.

In der geheimen politiſchen Miſſion indeß, zu welcher die Prinzeſſinnen Caron verwendeten, war er am wenigſten glücklich. Einen Theil derſelben hatte er anfänglich wohl mit überraſchender Schnelligkeit gelöſt, denn er hatte die entſponnene Allianz der Jeſuiten mit dem regierenden Maitreſſenthum, das Beſtreben Beider, die Stellung und Macht der Prinzeſſinnen zu überwältigen, in die getrennte königliche Familie vollends Vernichtung zu tragen und die Schlappe des Attentats Damien's zu verlöſchen, vernichtet. Caron, der als Bürgerlicher, Harfenlector und Virtuoſe, zum Trotz der Verſailler Hofſpione bei der

Königin Mutter, dem Dauphin, bei Conti, den mächtigsten Leuten des Parlaments, den Familien Richelieu, Machault, Noailles und Luines aus und ein ging, wußte durch alle Mittel der Verständigung die verschiedenen Glieder der Königsfamilie enger als sonst aneinander zu schließen und eine politische Phalanx zu bilden, die sowohl gegen das Jesuitenthum als die Maitressenregierung gerichtet war. Hiermit schien aber seine Macht zu Ende, und jeder Schritt weiter, welchen die Prinzessinnen ihm zumutheten, und der schließlich auf den Fall der Pompadour hätte hinauslaufen müssen, brachte ihm nach und nach nur die Gewißheit bei, daß sich dadurch der allgemeine Zustand nur verschlimmern, man sich dabei völlig nutzlos opfern werde. Die Zeichen der neuen Zeit, welche, obwohl noch manierlich und leise, seit dem Jahre 40 an die Pforten des Staates klopften, mehrten sich, und die Hoffnung Beaumarchais', Morelly's und ihrer Freunde richteten sich auf viel weitere und größere Dinge, als sich möglicherweise durch eine bloße Cabinetsintrigue und einen Personenwechsel erreichen ließ.

Es war gegen Ende 1760, als Beaumarchais unwiderruflich zu diesem Resultat kam. Der lange und mühselige Versuch, Choiseul den Kriegsmi-

niſter von der königlichen Maitreſſe abzuziehen, war zu derſelben Zeit geſcheitert, und man mußte ſeine ganze Operationsweiſe ändern, wollte man ſich nicht überall Blößen geben. Die jüngeren Mitglieder der königlichen Familie wollten deswegen eine Zuſammenkunft halten, welche die größte Heimlichkeit bewahren ſollte. Alles wurde durch Piron und Beaumarchais auch ſo eingeleitet, daß man zu Verſailles keinerlei Verdacht gegen dieſen Familienrath ſchöpfen konnte. —

Der Herbſt färbte bereits das Laub der Reben roth, und verlieh den Wäldern, Wieſen und Büſchen jenes bunte, lachende Colorit, welches die Natur als letzte leuchtende Schminke vor dem Tode noch einmal anlegt. Chevalier Piron war mit den Prinzeſſinnen, welche nur zwei vertraute Kammerfrauen und Herr von Aumont begleiteten, von Verſailles, ihrem Sommeraufenthalte, nach St. Cyr gegangen, um dem Vorgeben nach dieſer berühmten Anſtalt einige Tage zu widmen. Beaumarchais, für dieſe Zeit vom officiellen Dienſte entbunden, ließ Suſanne unter der Obhut ſeiner Familie wie Frau von Piron zurück, und hatte Turgot, Malesherbes, ja ſogar Morelly zu einem Ausfluge nach St. Cloud, Vaucreſſon und Roquencourt beredet. Sie fuhren in einem Miethswagen

durch die Barrière Vaugirard ab. In St. Cloud, das den Orleans gehörte, verweilten sie nicht lange, Morelly zumal mochte die Schlösser und den geschnörkelten holländischen Baumwuchs nicht leiden, und drängte weiter nach der freien Natur, unter schlichte Menschen, in ländlichen Frieden; sie erreichten Roquencourt. Die große Nähe von Versailles, die Landstraße, welche hier, südlich von Marly, nach Maulle und weiter bis Evreux und Conches führte, raubten indeß dem Flecken sein stilles Behagen. Weil es noch zeitig genug war, machte Caron also den Vorschlag, doch ein wenig weiter bis Bailly zu gehen, von da die Straße zu verlassen und in Rennemoulin, einem einsamen Weiler am Abhang der Hügelkette von Marly, zu übernachten. Der Vorschlag fand Beifall, konnte man doch am nächsten Tage durch das schöne Thal über Versailles oder durch das anmuthige Arcis nach der Residenz zurück. Ziemlich ermüdet legte man sich in dem schlichten Wirthshaus zu Bett und nur Turgot verweilte noch ein Stündchen im Anblick des Sternenhimmels. Der Rechner, der Physiokrat wurde Poet vor dem großen, sternbeglänzten Blau.

Es ist bekannt, daß vielleicht keine zweite Hauptstadt so viel landschaftlichen Reiz in seiner

Umgebung beſitzt, wie Paris. Unzählige Parks, Luſtſchlöſſer, Höhen und Thäler mit hellen Waſſern umgeben es. Das beſagte Thal, das Thal von Arcis, iſt deshalb aber ſo ausgezeichnet an Schönheit, weil es ſo einſam liegt, ſich vor der zwingenden Cultur der Förſter und Gärtner, vor den Bauten der Großen und dem Geräuſche des öffentlichen Verkehrs bewahrt hat. Im Norden von den Höhen Marlys, im Oſten vor denen des Parks zu Verſailles, im Süden von den höheren Zügen der Arcisberge umgeben, öffnet es nach Weſten ſeine ſanfte Ebene. Ludwig XIV., ein Herrſcher von edlem Geſchmack, hatte mit richtiger Empfindung, nachdem zu Verſailles die Künſte le Notres und alle Wunder des Luxus wie der Architektur erſchöpft waren, am Ende ſeines königlichen Parkes, durch den eine breite, von hohen italieniſchen Pappeln beſchattete Straße lief, jenes Thal, wie ein Stück reiner, gottgeſchaffener Natur mit ſeinen Waldhöhen links und rechts, ſeinen Dörfchen, Aeckern und Wieſen übrig gelaſſen, es durch Gehege in ſeinen Kreis gezogen, und duldete daſelbſt nichts, was an verfeinerte Cultur erinnerte. Dieſe plötzliche Abwechſelung machte, wenn man von den Forſten Verſailles in die freie Landſchaft

trat, auf jedes Gemüth tiefen und freudigen Eindruck.

Noch viel lieblicher war die Aussicht, welche die vier Freunde am andern Morgen, als sie ihr Frühstück in der Laube des Wirthsgartens einnahmen, von der Höhe herab genossen. Rechts gen Westen dehnte sich die Ebene in die Ferne, wo sie im bläulichen Dunst der Morgennebel zerrann, aus denen glitzernd die Thürme und Mauern von Neauphle blickten. Rechts stieg mit undurchdringlichem Grün der Park von Versailles mit seinen Terrassen, Hügeln und den berüchtigten Villen des Hirschparkes herab, auf dessen Höhen fast ganz versteckt Schloß und Stadt im Schatten ruhten. In dem Thale, das zwischen Versailles und der östlichen Flanke der südlichen Berge lag, schimmerten im Wiesengrün und Sonnenstrahle das Kloster von St. Cyr, das nähere Arcis und Fontenay. Ein Bach, die Maulbre, eilte in fröhlichen Windungen sonnigfunkelnd mit grünen Borden von einem dieser Städtchen zum andern, schnitt die Versailler Pappelallee, welche sich östlich bis Villepneux streckte, und eilte gen Osten nach Neauphle. Gegenüber aber, die nordöstliche Kante der üppig bewaldeten Arcisberge und deren erste Hügel hinansteigend, lagerte ein

reizendes Dörfchen, aus dem Laube nur mit den Dächern lugend, mit ſeinem ſchlanken Kirchthum in der Mitte, deſſen tiefer, ſonorer Glockenton das helle ferne Stimmchen zu St. Cyr im Gegengruß der Frühmeſſe beantwortete. Hier endeten die Pappeln von Verſailles, eine andere kurze Allee aufnehmend, welche zu dieſem Dörfchen empor und nach einem, wenig hohen, aber langen, glänzenden Gebäude führte, das links und rechts Säulenhallen, gen Oſten noch verſchiedene, unregelmäßig angeſchloſſene Bauten zeigte, aber Alles höchſt undeutlich, weil die Wipfel der Ulmen, Cypreſſen, Akazien, vor Allem der dichten Kaſtanien einen ſchützenden Mantel ringsum zogen, durch deſſen wogende Falten der Blick nur hin und wieder ein hohes Fenſter oder eine Säule zu erhaſchen vermochte. Weiter, die Berglehne empor, den Spuren eines Weges folgend, ruhte in halber Höhe ein Gebäude auf einem Plateau, eine mauriſche Villa mit hoher Kuppel; auch der zierliche Minaret mit goldener Birnenſpitze fehlte nicht. Es blickte überaus anmuthig mit ſeinem reinen Weiß aus dunklem Bergesgrün. Dem höchſten Gipfel der Arciskette aber entragte in's Blau des Himmels endlich eine gothiſche Ruine. —

Lange ſaßen die Freunde in ſtummem Behagen,

in ſüßem Staunen über die Lieblichkeit der Natur, deren offene Gemüther ja nie müde werden.

„Wenn ich ein Eremit wäre," begann Morelly, „wenigſtens einer von Profeſſion, — hierher würde ich meine Hütte ſetzen, um in ſolchem Anblick lächelnd ſterben zu können!"

„Und warum nicht leben in ihm, glücklich leben im Frieden des Weiſen, und alt werden, frei unter freien Menſchen?" fragte Malesherbes.

„Unter freien Menſchen, das dürfte in unſrer Zeit ſchwer angehen!" meinte Turgot.

„Und mit dem Glück des Weiſen iſt es auch eine eigene Sache! — Weiſe ſein, heißt doch: einſehen, wie alles Irdiſche vergänglich iſt, die Menſchen doch nur durch Unglück klug werden, und daß der gottgegebene Gedanke des Augenblicks oft lange Jahrhunderte braucht, um in den Menſchen Früchte zu tragen! Kann ein Weiſer alſo hienieden glücklich ſein? Nimmer, er müßte denn kein Herz haben und über dem eigenen Genügen die ächzende Welt rings vergeſſen. — Dieſer Anblick hier iſt ſo ſchön! Drüben dies Völklein Häuſer, welches empor zur Höhe zieht, als ſtrebten ſie alle zu dem lichten Tempel droben, iſt das nicht ein Paradies, um drinnen im Kleinen wenigſtens alle Hoffnungen zu verwirklichen, welche

das Herz für das Glück unſres Geſchlechtes hegen mag!"

„Und wie anders iſt der leuchtende Eindruck dieſer Natur und die grelle Wirklichkeit des Lebens!" entgegnete faſt wehmüthig Malesherbes, „der Zuſtand der Menſchen, die ſich Kinder dieſes Bodens nennen! — Jene lieblichen Dörfer, Weiler und Flecken bergen Unwiſſenheit und Elend! Dieſe Fluren, welche von Wohlſtand ſtrotzen, auf denen noch einmal ſo viel Menſchen behäbig leben könnten, ſind ausgeſogen durch die Polypengier der Finanzpächter und die Gefräßigkeit wachſender Steuerdecrete, welche allen Fleiß und Frohſinn lähmen! Erſtickt unter'm Joche der Leibeigenſchaft ſind ſie, das ſie wenig höher ſtellt als ihr Vieh, und um ſo mehr entwürdigt, als ſie das Bewußtſein ihrer Schmach haben!" —

„Mit dieſem Bewußtſein ſie zu verſöhnen, durch Vertröſtungen auf den Himmel ihnen das Murren gegen ihre Erdenſclaverei abzugewöhnen, iſt dann das Geſchäft der Prieſter, die ſich Chriſti Diener nennen!" grollte finſter Morelly.

„Aber wenn einmal das Vertröſten, die Langmuth ein Ende hat?" rief Turgot beißend. „Wenn der maltraitirte Verſtand des Jahrhunderts zur Beſinnung kommt und ſein Recht beanſprucht?

Wenn dieſe Tagelöhner, Bettler und Leibeigenen ſich erinnern, daß dort links Verſailles, die Stätte aller ihrer Qual liegt, wo Buhlerinnen ihren Schweiß verpraſſen, droben in Marly die Großen das ſchutzloſe Wild hetzen und die Triften verwüſten? Daß da vor ihnen die Säulen eines Herrenſitzes glänzen, deſſen Gebieter über ihr Fleiſch und Blut Gewalt hat? Was wird das für ein Auferſtehungsmorgen werden?"

„Laßt uns daran nicht denken!" rief Beaumarchais, „Laßt uns nicht wünſchen, es zu erleben! Es iſt die Pflicht aller Denker, aller Vaterlandsfreunde, es zu verhindern! In der Zeit die Feſſeln zu löſen von Geiſtern und Leibern, daß ſie würdig nicht nur, ſondern auch geſchickt werden, die Freiheit zu ertragen, ohne ſie zu entweihen, der Gedanke iſt doch wohl ſchöner, Vater Morelly!"

„Wenn er nur eben ſo wahr wie ſchön wäre! Jenes Idyll dort drüben wäre ſo recht gemacht, an ſeinen Menſchen die Probe zu wagen! Ich möchte wiſſen, wem es gehört!" —

„Ich ſinne auch darüber nach!" ſagte Malesherbes. „Hier in der Nähe muß ſich jedenfalls Trianon, des Dauphins Luſtſitz, befinden. Ich

ſehe keinen andern Ort, deſſen Baulichkeit beſſer darauf deutete!"

„So iſt man nun!" lachte Turgot. „Wir ſind alle Pariſer Kinder und kennen die Gegend doch ſo ſchlecht! Die Verſailler Seite iſt nun auch gerade nicht die, deren genauere Kenntniß dem Patrioten Herzensſache ſein kann!"

„Um die Frage zu entſcheiden, zumal der Ort ſo nahe iſt," lächelte Caron, „laßt uns hinübergehen, dem Beſitzer unſern Beſuch abſtatten und ihn fragen, ob er bei ſeinen Leuten nicht Luſt hätte, mit einer klugen Erziehung zum Beſſeren die Probe zu machen!"

„Das hieße allerdings in naiver Weiſe eine Utopie in's Leben rufen!" lachte Morelly, „an Beherztheit würde es unſerem Caron nicht fehlen. Seht, er blickt ſo zuverſichtlich auf den Feldweg, welchen der Reiter eben emportrabt, als erwarte er gar eine Einladung!"

„Ich glaube eher, man würde uns mittels einiger Förſter und Doggen alle Reformen eintränken," erwiederte Turgot.

„Wenn dies Trianon iſt, wäre von dem Dauphin ſolche Behandlung kaum zu beſorgen," meinte Malesherbes, „denn er iſt ein humaner

Herr, aber uns achſelzuckend auslachen, wenigſtens nicht vorlaſſen, das würde er gewiß!"

„Wenn ich aber auf der Utopie beſtehe und Euch ſage, daß Ihr irrt? — Jenes Paradies Morelly's, Dorf und Schloß, iſt allerdings Trianon! Auf der Höhe der Kuppelpavillon liegt Klein-Trianon, und der Dauphin — erwartet uns!"

„Der Dauphin?!" fuhr Malesherbes empor.

„Erwartet uns?!" ſagte Morelly erröthend. —

„Beaumarchais, machen Sie keinen ſchlechten Scherz!" rief Turgot ärgerlich.

„Ich kann Euch nur ſagen," erwiederte dieſer, „daß der Dauphin Euch erwartet und mir befohlen hat, Euch nach Trianon, und zwar ohne alles Aufhebens, zu bringen. Das iſt der Anlaß unſerer ganzen Partie! Ihr werdet die Prinzeſſinnen und Piron auch finden, und ich glaube, jener Reiter iſt Herr von Aumont im Civil, der nach uns recognoscirt. Verſailles iſt nahe, alſo Vorſicht begreiflich!"

„Caron, ich bitte Sie!" ſagte Turgot, „wie kommt der Dauphin auf uns?"

„Ich — mein Gott, ich alter, ſchlichter Kerl, ich kann doch nicht ſein Begehr ſein?" Morelly ſtand erſchrocken.

„Lieben Freunde, Ihr erinnert Euch doch, daß ich damals beim fröhlichen Mahle, ehe ich vom Pigeonnier Abschied nahm, sagte, Ihr würdet auch mich nöthig haben? Ich bin kein Philosoph, kein Oekonomist, ich vermag nicht die großen Mittel zu brauchen, um den Staat zu heilen! Aber ich vermag den Aerzten, den Ehrenmännern, den wahrheitserfüllten Gemüthern die Thür zur höchsten Stelle zu erschließen? Ahnet Ihr es nun? Der Dauphin ist ein edler Mann, fromm, schlicht, von strenger Sitte und wohlwollendem Herzen, das weiß das Volk und nennt ihn den Ersehnten! Andere meinen, er sei ein Jesuit. — Aber daß er ein Genie ist, seine Seele heimlich glüht für eine erneute, bessere Wendung der Dinge, daß das Vorurtheil, seit dem Verbrechen des Pfaffenwerkzeugs Damien, keine Gewalt mehr über ihn hat, das wissen wir, Piron und wenige Gleichgesinnte. Für uns ist er der wahrhaft Ersehnte, dem ich hier auf Frankreichs grüner Au' nichts wünsche, als langes Leben!"

Die Freunde waren erstaunt, erschüttert.

„Und was weiß er von uns?" sagte Malesherbes.

„Ich habe ihm Eure Denkschriften und ein Exemplar der Basiliade gegeben, und er hat mir

darauf gesagt: „Wenn diese Männer so sind wie ihre Schriften, sorgen Sie, daß ich sie persönlich kennen lerne! — Doch wahrhaftig, da ist Aumont, ich habe mich nicht getäuscht! Gehen wir ihm entgegen!“ —

„Das hätte ich nie erwartet!“ rief Turgot ergriffen aus.

„Wunderbar wär's, wenn sich so plötzlich alle Gewitter am Himmel des Jahrhunderts im Sonnenschein verlören! Wie viel wäre Euch die Nation schuldig!“ Malesherbes ergriff Beaumarchais' Hand.

„Es ist mein Herzenssohn, an dem ich doch nie zu Schanden werde!“ flüsterte Morelly. „Nun denn, in Gottes Namen, lasset uns gehen. Wie uns der künftige Herrscher eben findet, so muß er uns nehmen!“ —

Sie schritten den Weg hinab, wo sie auf den fröhlichen Aumont trafen. Nach kurzem Begrüßen unterhielten sich Caron und derselbe leise einen Moment, dann sprengte der Hauptmann sofort zurück, während die Freunde im gemächlichen Schritt der Spaziergänger folgten.

„Unser Kutscher wird sich aber wundern,“ sagte Malesherbes, „wo wir geblieben sind.“

„Er hat Weisung von mir, uns zu erwarten.

Wir ſind Finanzdirectoren, welche die Gegend beſichtigen!"

„Sie haben große Vorſicht — ſelbſt uns gegenüber — beobachtet!" lächelte Turgot.

„Allerdings, und ſie thut Noth, denn wir werden es ſelbſt! Ich habe jetzt keinen Grund mehr zur Heimlichkeit, denn Ihr ermeßt nun die Wichtigkeit des Incognito! Es gelang den Prinzeſſinnen nur durch den Vorwand, St. Cyr zu beſuchen, nach Trianon zu entſchlüpfen. Ahnte man in Verſailles, ſie ſeien hier, Ihr ſolltet bald einen Troß bordirter und beſternter Spione auf unſerem Wege finden."

„Sehr glaublich!" entgegnete Malesherbes. „Alſo wird unſer Erſcheinen auch behutſam geſchehen müſſen."

„Wir vermeiden das Schloß ganz und gehen durch das Dörfchen bergan. An der hintern Parkſeite wird Piron uns erwarten und nach Klein-Trianon bringen, zu jenem — weißen Himmelstempel unſeres Diogen, zu dem die Landſchaft emporſtrebt. Dort finden wir die Herrſchaften!" —

Man beſchleunigte den Schritt, um über die Wieſen und zu den kühlen Ufern der Mauldre zu gelangen. Die Sonne brannte; Jeglicher war mit ſeinen eigenen ernſten Gedanken beſchäftigt

und ſchwieg. Als ſie die Brücke betraten, ſagte Caron: „Um unſer Erſcheinen argloſer zu machen, will ich mit Morelly voraufgehen, doch ſo, daß Ihr uns im Auge behaltet. Der Weg iſt überdem nicht zu fehlen!“ —

Die kleine Geſellſchaft ſchritt nach Caron's Anordnung weiter durch die hohen Pappeln empor, wo der Marmor des Schloſſes, die Säulenreihen der Colonnaden und droben hoch der Kiosk hernieder glänzte. Groß und feierlich war ihnen Allen zu Muthe, jene getragene Stimmung erhob ihre Seelen, welche ſtets die Vorläuferin gewaltiger, unauslöſchlicher Stunden zu ſein pflegt, Stunden, wie ſie ſelten, vielleicht nie wiederkehren, und in deren Erinnerung noch der Stolz, vielleicht auch die Wehmuth unſeres Alters ſchwelgt.

Trianon! Welch' ein traurig ſüßer Klang, welcher Mollaccord im Leben Frankreichs! Du warſt die Wiege der Hoffnungen eines ganzen Volkes, eines Jahrhunderts, einer neuen Epoche der Geſchichte und — ihr Grab! Trianons Name erinnert an ein großes Erblühen und Verwelken! —

Hoch auf den Arcisbergen, nur noch überragt von der gothiſchen Ruine, liegt Klein-Trianon, weithin die Landſchaft, Neauphle, Marly, Louvecienne, St. Cloud, und endlich rechts Verſailles

überſchauend. Hinter ihm in dämmernder Ferne liegt ein verworrener grauer Rieſenſchatten, Paris. Zu unſeren Füßen, von Terraſſe zu Terraſſe abſteigend, aber rauſcht der Park, breitet ſich das Dörfchen und das Schloß von Groß-Trianon aus, umkränzt von dem weiten Thal der blitzenden Mauldre. — Im Styl eines mauriſchen Tempels erbaut, iſt Klein-Trianon nichts als eine ſehr große Rotunde mit drei Eingängen. Der Kiosk links ſteht durch einen kurzen Gang mit ihr in Verbindung, und deſſen von vier Fenſtern erhelltes Erdgeſchoß bildet einen kleinen Salon, aus welchem eine Wendeltreppe auf die Kuppel des Thurmes zu maleriſchem Panorama führt. Die Rotunde ſelbſt enthält vier Zimmer, jedes mit einer andern Ausſicht; ſie öffnen ſich ſämmtlich nach Innen auf einen von Säulen umgebenen Hof, oder vielmehr ein Blumenhaus, deſſen üppige Flora durch eine weite, glasgedeckte Oeffnung der Kuppel Licht und Wärme empfängt. In der Mitte dieſes Blumentempels bieten Divans und Seſſel eine behagliche Ruhe in tiefſter Stille. —

In ihm befindet ſich eben eine Geſellſchaft hoher Perſonen im vertrauten Geſpräch. Es ſind die Prinzeſſinnen Adelaide, Sophie und Victorie, und die Dauphine Maria Joſepha, Tochter Fried-

drich Auguſt's III., Königs von Polen, eine volle, blonde und ſchöne Frau von etwa vierundzwanzig Jahren, blaſſem, weichem, zartgeadertem Teint und einer faſt leidenden Sanftmuth. Dies Weſen rührte nicht etwa davon her, daß ſie ſich unglücklich gefühlt hätte, denn ſie liebte ihren Gemahl unausſprechlich, ihre duldende Ruhe ſchien vielmehr Naturanlage und durch die Erziehung des Dresdener Hofes erzeugt zu ſein. Mit jungen Jahren hatte ſie dort ſchon die traurigen Folgen der Maitreſſenwirthſchaft ihres Großvaters, Auguſt's des Starken, erlebt, ihre Familie durch den öſterreichiſchen Erbfolgekrieg und die traurigen Händel mit Friedrich II. verwickelt und auf's Tiefſte gedemüthigt geſehen. Dieſelbe unglückliche Regierungskunſt, dieſelbe Sittenverwilderung, nur in noch grellerer, ſchamloſerer Weiſe, hatte ſie in Frankreich wieder empfangen. Sie hatte es ertragen lernen müſſen, wie man ihren Gemahl bei dem Könige wie dem Volke auf's Schmählichſte verleumdete, ſich zwiſchen Vater und Sohn eine immer tiefere Kluft dehnte, und ſo machte ſie ihr frommer, ächt deutſcher Sinn zur Dulderin, zu einer ſtillen, edeln Hausfrau, welche in ihrer eigenen Familie allein den ganzen Himmel findet, ſich vor jeder Berührung mit der rauhen Außenwelt

in nervöſer Gereiztheit zurückzieht. Ihre weiße Hand in der ſeinen, ſaß neben ihr ein hoher, edler Mann, etwa vier Jahre älter, eine ernſte und doch überaus gewinnende Erſcheinung. Er war majeſtätiſch und voll gebaut, ſein Blick feurig, ſeine Bewegung leicht und kraftvoll, aber ſeine fahle Haut, das tiefliegende Auge bezeichneten Symptome eines inneren Leidens, welches, allen Aerzten zum Trotz, unmerklich, aber ſtätig fortſchritt. Es war Monſeigneur der Dauphin, den das Volk als ſeinen „désir" liebte, an deſſen Thronesſtufen es flehend einſt alle ſeine Schmerzen tragen, unter deſſen Hand es geneſen wollte. Kein Höfling, kein läſtiger Lakai, kein Hofmarſchall mit ſeinem Ceremonienzwange war zugegen, nur ein neun- und ein fünfjähriger Knabe ſpielten träumeriſch bei den Blumen, Blätter und Knospen pflückend und zu einem kleinen Garten pflanzend, der ſchon unter ihren Händen welkte; des Dauphins älteſter Sohn, der Duc Bourbon, und ſein Bruder Berri, welcher als Ludwig XVI. nachmals die letzte Krone der Capetinger trug. —

„Alle Anzeichen, mein theurer Bruder," verfolgte Adelaide die eingeleitete Berathung, „ſprechen dafür, daß unſere Abſicht geſcheitert iſt. Unſere königliche Mutter hat nichts von Choiſeul

zu hoffen, so freundlich er sich scheinbar auch stellen mag; entweder ist es Hinterlist oder Verlegenheit, welche ihn die Entscheidung schlau verschieben läßt."

„Er wird sich," entgegnete der Dauphin, „so lange halten, selbst gegen den ernsten Widerstand der Marquise, als der deutsche Reichskrieg dauert. Erst wenn die Pompadour ihm die Früchte zu entwinden versucht, welche das unglückliche Bündniß zwischen Oesterreich und Frankreich seinem Ehrgeiz nothwendig tragen werden, ja vielleicht erst, wenn er seinem Falle bereits nahe ist, wird seine Annäherung an unsere königliche Mutter ernst gemeint werden. Einem Verleumder soll man nie trauen!"

„Und was kann ein discreditirter Minister uns gegen eine Frau nützen, die den König unbedingt regiert?" seufzte die Dauphine.

„Man sagt, Choiseul habe bei dem Parlament und der Nation gewonnen, seitdem er mit der Marquise in Zwiespalt ist!" fiel Sophie ein.

„Dieser sein Gewinn ist sehr nichtig," entgegnete Monseigneur, „sobald Friedrich II. noch einen so eclatanten Sieg über uns gewinnt! Ein Kriegsminister braucht stets Geld, und das ist dem Parlament ein Gräuel; überdem, wie aus Vetter Conti's Wahrnehmungen hervorgeht, ist es ein

ganz anderer Rückhalt, auf den ſich Choiſeul ſtützt, welcher ihm eine gewiſſe Popularität giebt und ihn gegen die Marquiſe im Sattel hält, nämlich die heimliche Unterſtützung unſeres alten Gegners, des Herrn Vetters von Orleans. Er hält die Pairi in der Hand, kokettirt mit den Dogmen der Philoſophen, mit dem kahlen Janſenismus, und wird eben ſo gut der Dame Pompadour oder den Klerikalen ſich ergeben, wenn es dem nagenden Ehrgeize ſeiner Familie nutzen kann."

„Und dies unſelige, feindliche Geſchlecht," rief die Dauphine, „iſt vom Geſchick an die Bourbonen zu ihrem Verderben gekettet, und unſere Kinder werden eben ſo mit ihrem giftigen Einfluſſe kämpfen müſſen, wie unſere Vorfahren es gethan!"

„Wenn unſere Kinder die Energie Ludwig's XIV. haben, und die Vernunft, gleich ihrem Vater die Zuckungen der Zeit vorherzuſehen, dann nicht!" erwiederte der Dauphin. „Wir müſſen indeß das Unheil dieſer Tage tragen, bis — der Lauf der Natur ihm ein Ende macht, ich ſehe es nur zu wohl ein. Heinrich aber und Ludwig dort, Xaver und Carl werden es beſſer haben, wenn Gott mir Kraft giebt, und er wird es! Jedes Ge-

ſchlecht iſt an ſeinem Falle Schuld, Leidenſchaft und Schwäche iſt ſein Feind. Vielleicht gab die Vorſehung uns gerade darum eine ſolche Zeit der Schmach und Trübſal, um dieſe ſchlimmſten Feinde aller Könige in uns auszutreiben!"

Er blickte mit tiefer Bewegung auf ſeine ſpielenden Knaben; alle Blicke folgten ihm. Es war die tiefe Bewegung eines Vaters, der nur für die Zukunft ſeiner Kinder lebt, einer Familie, die ihre Hoffnungen auf ein jüngeres Geſchlecht wirft, auf zwei Knaben, die dort noch in Blumenträumen lebten.

„Möge der Ewige es gnädig fügen! Was Eltern können, — wenn ſie lange genug leben, — das —" Die edle Frau ſah Monſeigneur voll Innigkeit an. Etwas wie ſtumme Seelenangſt lag in ihren Blicken.

Ein Geräuſch weckte die Geſellſchaft aus kurzem Sinnen. Graf Mouy öffnete die linke Seitenthür. Der Dauphin winkte ihm näher.

„Nun, lieber Graf?" —

„Beaumarchais iſt von Paris gekommen. Die drei bewußten Herren, welche Monſeigneur gewünſcht, ſind bei ihm."

„Jedes Aufſehen iſt doch vermieden?" —

„Gewiß, Monſeigneur, Caron hat ſeine Be-

gleiter nur zu einer Landpartie beredet. Erſt als ſie Rennemoulin zu Fuß verließen, entdeckte er ihnen Zweck und Ziel der Excurſion. Es müßte mit Zauberei zugehen, wenn man davon in Verſailles erführe!" —

„Es wird doch nothwendig werden, den Lector vorher allein zu ſprechen, mein Bruder!" flüſterte Adelaide.

„Rufen Sie Beaumarchais, Herr Graf, und laſſen Sie die Anderen inzwiſchen im Schweizerhäuschen eine Collation nehmen, der Morgen iſt heiß. Prandin mag ſie bedienen, er iſt zuverläſſig."

Mouy eilte hinaus, und Caron, der bereits im Vorſaal gewartet, erſchien.

„Nun mein Wackerer," lächelte der Dauphin, „Sie bringen uns zugleich ſchlechte Nachrichten und willkommenen Beſuch?" —

„Das Erſtere fürchte ich, das Andere aber zu hoffen würde mich glücklich machen, Monſeigneur. Genehmigen Sie zu hören, was ich ſagen möchte?"

„Nur ungeſchminkt, wie ich's an Ihnen liebe." —

„Choiſeul's Annäherung war eine bloße Finte, Monſeigneur, und Ihre Majeſtät die Königin-Mutter darf ſich keiner weitern Täuſchung hingeben. Hoheit Prinz Conti werden bereits auseinander

geſetzt haben, daß Orleans mit Choiſeul nun liirt iſt. Es iſt natürlich eine Verbindung zwiſchen zwei Leuten, bei welcher Einer den Andern zu betrügen hofft.“

„Sehr glaublich!“ ſpöttelte der Dauphin. „Aber wie ſo will Choiſeul den Orleans betrügen?“

„Ganz wie er es mit Ihrer Majeſtät der Königin im Sinne hat. Seine Abſicht iſt, Premier zu werden und Frankreich allein zu regieren. Selbſt wenn die Marquiſe ſtirbt oder fällt, wird er Mittel finden, ſich zu halten. Er hat — eine ſchöne Schweſter!“

Ein Ausruf der Indignation erfolgte. —

„Herzogin Beatrice de Grammont?“ fragte die Dauphine erſtaunt.

„Woher haben Sie das?“ —

„Die enge Beziehung der Pompadour mit Terray, Silhouet und Maupeau iſt den Hoheiten bekannt genug, auf Terray hat Paris Duverney, mein Compagnon, Einfluß, und da der Abbé die Finanzen dem Herrn von Silhouet gern ganz entwinden möchte, Maupeau ſelbſt auf die Premierſchaft geſpitzt iſt, ſo geriethen Alle nicht wenig in Entſetzen, als Choiſeul die Herzogin, ſeine Schweſter, eines Tages Seiner Majeſtät vorzuſtellen wußte. Die Grammont hatte einen ent-

ſchiedenen Triumph davon, und Pompadour wurde ſehr beſorgt um ihre Stellung. Dies war die erſte eigentliche Urſache ihres Zwieſpalts mit Choiſeul; ſie ſtets mit der Schweſter in Schrecken zu ſetzen iſt ſeine Waffe. Andererſeits wußte ſie ſich durch die bekannten Mittel wieder ihrer Macht feſt genug zu verſichern, und dies Spiel wird entweder mit dem Sturze des Einen von ihnen enden, zumal die Marquiſe leidend ſcheint, oder, wie ich lebhaft glaube, mit einer — Verſöhnung. Welche Ausſicht bleibt noch Ihrer Majeſtät?"

„Und es ſteht nicht einmal zu hoffen, daß der König dieſes Treibens endlich müde werde?" Der Dauphin erhob ſich bitter. „Sie ſind alſo der Anſicht, daß nur eine Buhlerin der andern folgen, nicht das nahende Alter und Ueberdruß den König heilen werde — —"?

„Sondern der Tod allein!" fiel Beaumarchais ein. „Es iſt ein ſtarker Ausſpruch, Monſeigneur, aber ich bin der Wahrheit deſſelben gewiß! Noch mehr, ich behaupte, daß die Pompadour, ob ſie auch den Fluch des Landes auf ſich geladen, noch nicht die Schlimmſte iſt, ihre Nachfolgerinnen ſie in Verwüſtung der Finanzen und Sitten vielleicht übertreffen dürften, ohne den unläugbaren Scharfblick und die Bildung der Marquiſe zu

haben. Das Laſter wird heftiger und roher mit den Jahren! Daß ich das ſagen muß, Monſeigneur, ſagen, was Sie längſt empfanden, iſt traurig, aber es muß endlich ausgeſprochen werden, damit die Situation klar werde. Auf dieſen Zuſtand ſteigender Verwüſtung ſpeculirt Orleans!"

„Woher ſchließen Sie dies aber?"

„Des Herzogs Maitreſſe iſt Demoiſelle Naucourt, die Sängerin, Naucourt's Mann oder — chevalier servant, wenn Hoheit wollen, iſt Debrelon, und den habe ich in der Taſche!"

„So ſprechen Sie vor uns die Möglichkeit jeglicher Aenderung der Dinge zum Beſſeren aus?" fragte Adelaide entflammt.

„Das nicht, Hoheit! Wer will das Walten des Geſchicks, wer alle Zwiſchenfälle berechnen? Es handelt ſich hier nur um das, was man allen vernünftigen Erfahrungen nach erwarten muß. Die erhabene Familie des Königs muß ſich ſchlechterdings gewöhnen, keinerlei Beſſerung, nur Schlimmeres zu erwarten, ſo lange der König — lebt. Alle Verſuche bei ihm werden ſich als Illuſionen erweiſen, denn der Feinde des Guten ſind zu viele, der König iſt aber ihr Haupt, wenn auch nur aus Schwäche!"

„Inzwiſchen ſchreitet die Zeit vorwärts, werden

die Stimmen der Unzufriedenen lauter, die allgemeine Lage der Welt wird ſchwieriger! Es iſt mehr als gewiß, daß Nordamerika ſich gegen das Mutterland empören will, und ſolche Beiſpiele ſtecken an! Ich dächte, des Zündſtoffs hätten wir genug, und auch der Leute, die ihn entzünden!"

„Das Alles iſt wahr, Monſeigneur, ja ich glaube ſogar, wir ſehen die großen kommenden Uebel, weil ſie noch entfernt ſind, deutlicher, als vielleicht eine jüngere Generation, die ihnen näher ſteht. Kurz vor dem Wetter iſt ja immer Windſtille!" —

„Was wollen Sie aber mit dem Allen ſagen, Beaumarchais? Auf was zielen Sie ab?"

„Auf das Einzige, was der Nation, was Euer Hoheit zu hoffen bleibt! Das iſt allein Ihr Regiment, das ſind Sie ſelbſt, Monſeigneur! Zwiefach der Erſehnte, ſind Sie der Vater, welcher das Volk wie ſeinen throngeborenen Sohn weiſer erziehen wird. Dann werden dieſe Wetter nichts gegen uns ausrichten und Orleans eben ſo machtlos ſein, als das Beiſpiel eines empörten Auslandes. Sie werden in erhabener Vorausſicht gerecht und billig die Güter humaner Bildung vorbereiten und gewähren, welche ſich andere Völker blutig erſtreiten, vielleicht rauben müſſen!"

Eine Pauſe erfolgte.

„Und da ſind Sie denn bei der — Baſiliade angelangt, mein Lieber, wie?"

„Ich bin bei ihr nicht angelangt, aber bei der Gewißheit, Monſeigneur, daß Sie der Geiſt Morelly's, Turgot's und Malesherbes' nur deshalb angenehm berührt, weil es Männer ſind, welche für die Zukunft aufbauen, nicht nur niederreißen."

„Sie haben Recht, ich danke Ihnen! Führen Sie die Herren in das blaue Zimmer."

Beaumarchais entfernte ſich. —

„Ihr ſeht, meine Lieben, wie richtig ich geurtheilt! Von unſrem Vater iſt nichts mehr zu hoffen. Schmach genug, daß ein Sohn Das ſagen, den Tod ſeines Erzeugers als die größte Wohlthat der Vorſehung erachten muß! Beweinenswerthe Mutter! Es iſt ein ſchwerer Schlag, — hoffentlich der letzte! — Muth, theuerſte Joſephe! Auf uns und unſre Kinder laß uns allen Glauben ſetzen, und auf jenen Vater droben, der — nie täuſcht!" Er preßte den kleinen Bourbon an's Herz, hob den jüngeren Berri empor und küßte ihn. „Für Euch, für Euch!" murmelte er. — Dann führte er beide Knaben zurück zu ihren Blumen. — „Sei denn die alte Welt abgeſchüttelt, ehe ihre Trümmer uns erdrücken! Ich will verſuchen, wie ſich's

mit der neuen Zeit leben läßt, die jene Männer uns aufbauen wollen!"

Er verließ die Rotunde. —

Inzwischen hatten Caron, Graf Mouy wie Aumont ihre Freunde, die Herren Malesherbes, Turgot und Morelly in das blaue Gemach geführt, und man harrte in nicht geringer Erregung einer Audienz, die eben so ungewöhnlich wie mit Gefahr verknüpft war. —

Die Thür des anstoßenden Studirzimmers öffnete sich, der Dauphin erschien, freundlich grüßend. — „Da diese erste Begegnung etwas ohne Façon sein muß, so wollen wir uns jeder Vorstellung entheben. Wenn ich nicht sehr irre, ist jener ehrwürdige geistliche Herr, der Vater der Basiliade, unser neuer Plato, der aber den Vorzug hat, seinen besten Staat auf das ursprüngliche, einfach hohe Christenthum zu bauen! Nicht wahr?"

„Ja, Monseigneur," antwortete der Alte, „ich habe die Basiliade und das Gesetzbuch geschrieben."

„Sie sind Abbé?" —

„Nein, Monseigneur. Zwar habe ich die Weihen, aber man hat mir kein anderes Amt als das des Schulmeisters von St. Lazare verstattet."

„Daran that man Unrecht. Ein Mann von

Ihren Gaben hätte für die Kanzel, die Akademie oder den Hörſaal der Sorbonne beſſer getaugt."

„Das, königliche Hoheit, glaube ich nicht. Mir iſt ſo viel geworden, als ich verdiene. — „Laſſet die Kinder zu mir kommen, denn ihrer iſt das Himmelreich!" Dies Himmelreich der Kinder habe ich, Monſeigneur!"

„Die Baſiliade mußte Ihnen doch aber in unſerer philoſophiſchen Zeit eine große Schaar mächtiger Verehrer und Gönner eintragen? Ich glaube indeß, während Sie darauf ſannen, wie die Menſchheit glücklich zu machen ſei, ſind Sie ſelbſt leer ausgegangen?" —

„O nein, Monſeigneur, das bin ich nicht! Andere in meiner Lage würden ſich allerdings arm nennen, denn ich beſitze nichts von dem, was man Bequemlichkeit und Luxus des Lebens nennt. Aber ich habe ein Kleid, das mich deckt, ob es auch nicht ſehr neu iſt, eine Wohnung, wiewohl etwas zu luftig; ich eſſe mich ſatt und Bücher wie Papier haben mir noch nie gefehlt. Hoheit fragen nach meinen Gönnern? Ich gab die Baſiliade wie das Geſetzbuch anonym heraus."

„Man kennt Sie gar nicht in Paris?! — Ihre Genoſſen, die Philoſophen, wiſſen nichts von Ihnen?" —

„Meine Bücher kennen ſie nun wohl," lächelte Morelly, „doch mich nicht. Das kommt, weil ich jene Kreiſe nicht kennen will! Was ſoll ich mit ihnen, Hoheit? Dieſe Leute ſagen alle, was nicht iſt, was fallen muß; ſie greifen nur an. Soll ich ihre Zahl vermehren? Um meines Vortheils willen? Die phyſiokratiſche Lehre iſt nicht die meine, und ſo wenig ich viele frappante Wahrheiten anfechten will, die der ſecirende Verſtand unſerer neueren Denker aufdeckte, ſo wenig bin ich geneigt, meine Träume, in denen ich glücklich bin und alt wurde, dicht vor der Grube aufzugeben."

„Sie halten ſich für einen Träumer?" ſagte der Dauphin ſcherzend. — „Wenigſtens iſt das Geſtändniß offen!"

„Gewiß, Monſeigneur. Ich hoffe recht ernſtlich, daß Sie mich für nichts Anderes nehmen. Kann man in unſerer Zeit ſo alt geworden ſein wie ich, ohne die Baſiliade für einen Traum zu halten?"

„Ich freue mich, daß Sie ſich ſelbſt ſo beurtheilen, es erleichtert unſere Verſtändigung um Vieles. Wenn dieſer Traum nun aber recht viele Irrthümer enthält?"

„So wird derſelbe nicht an ſich, nur meine

menſchlich ſchwachen Augen, Hoheit, werden daran ſchuld ſein. Ich muß wohl noch viel zu reich, noch viel zu befangen in Vorurtheilen, ein viel zu — alter Menſch der alten Zeit noch ſein, um einer ganz reinen Beſchauung zu genießen. Meine Irrthümer gebe ich Ihnen alle preis, — meine Träume nicht!"

„Ein wunderbarer Mann!" rief der Dauphin. „Aber wenn Sie ſchon wiſſen, die Baſiliade ſei ein phantaſtiſch Gedicht des Paradieſes auf Erden, und Sie dazu noch zugeben, daß es Irrthümer enthalten mag, woher kommt Ihnen denn der Muth, es mit faſt religiöſer Naivetät zu glauben? Wenn ich Sie nun frage, wie Sie in unſeren Tagen dieſen Traum wahr machen wollten?" —

„Ich würde antworten, Hoheit, daß ich das nicht kann. — Warum ich ihn glaube? Weil er erbaut iſt auf Chriſti Lehre, der einfachen Moral der Bruderliebe und Gleichheit, auf dem Bewußtſein der freien Gottesabſtammung, um welche Jeſus für uns ſtarb. Ich glaube, daß am Ende aller Tage die gereinigte, fortentwickelte Menſchheit dieſen Traum wahr machen wird, ohne in ſeine Irrthümer zu fallen, die ja doch nur die meinen ſind. Die Baſiliade iſt alſo nur das Endziel unſeres Geſchlechts, von deſſen einfachem

Wege das chaotiſche Mittelalter abgewichen. — Ach, eine tiefe Sehnſucht geht durch unſer heutiges Geſchlecht, auf jene alten, verlorenen Bahnen zurückzukehren! Aus dieſer Sehnſucht ſind auch alle jene ſcharfen, kühnen, oft bitteren Gedanken unſerer Philoſophen entſtanden, darum ſoll man ſie nicht haſſen. Aus ihr entſtand auch mein Gedicht, aber aus ihr kann auch das Ungethüm aller bildungsloſen Leidenſchaften entſpringen, das Verderben ringsum bringt. Wenn ſich ein hoher Herrſchergeiſt, ein großes, freies Herz fände, das die Welt — nicht jenem Traumbilde nach, — aber doch in dieſe langverſchüttete Bahn leiſe zurückführte, unmerklich die Feſſeln löſte, und ſchmerzlos Frankreich über den großen, düſtern Wendepunkt des Jahrhunderts trüge, welchem wir uns nahe fühlen?! Ich ſtehe vor — Ihnen, Monſeigneur, ſoll ich Ihnen noch ſagen, wer Der iſt, der es vermag?!"

Der Dauphin legte ſeine Hand auf die Schulter des Greiſes. „Ich möchte es wohl, Morelly. Aber Sie dürfen ſchrankenlos denken, der Dauphin, — ſelbſt wenn er König wäre, kann nur in den engen Schranken des Möglichen handeln. Was iſt das Mögliche?" —

„Danach dürfen Sie, Hoheit, mich eigentlich

nie fragen; mein ganzer Werth beruht eben auf der Unendlichkeit meines Gebildes. Die Freunde Turgot und Malesherbes werden Ihnen dies Wie viel beſſer ſagen. Eins aber iſt doch auch mir möglich. — Als wir den Weg hierher ſchritten, das lachende Trianon, eine kleine Welt, ein Eden für ſich, mit trunkenen Augen ſahen, wie es ſich emporſtreckt bis zu dieſer Stelle, fiel mir die Baſiliade lebhaft ein. Die Welt kann man nicht beglücken, eine Nation ſchwer, ein Dorf — viel leichter!"

„An Trianon, meinen Sie, wäre die Probe zu machen!" — Der Dauphin verſank in Nachdenken. Dann zuckte er auf. „Wir ſehen uns heute nicht zum letzten Male, Morelly! — Nun, nach der Phantaſie, das Reale!" Er ſchritt zu Turgot und Malesherbes. „Ich kenne Ihre Denkſchriften, meine Herren. Sie gefallen mir überaus; ich erlaube Ihnen, Sie mir zu widmen, wenn Sie ſie drucken laſſen. Was haben Sie aber vorzuſchlagen, womit man beginnen kann und muß. Unumwunden!"

„Daß die ungleiche Steuerlaſt aufhöre," begann Turgot, „und das Inſtitut der Finanzpächter! Daß man den Druck der Hörigkeit und feudalen Uebermacht erſt lindere, dann abſchaffe, dem

Volke durch erhöhte Induſtrie und Bodencultur Arbeit biete, dieſe Quelle des Wohlſtandes und der Zufriedenheit! Die Menſchen werden ſchlecht und niedrig aus Unthätigkeit, noch mehr aus Egoismus. Richtet man ihn jedoch auf den edelſten Ehrgeiz, den der Bildung und des freieren Lebensgenuſſes, dann, Monſeigneur, wird man das Uebel bei der Wurzel ausrotten. Wo Colbert aufhörte, müſſen wir wieder anfangen!"

„Dieſe Bildung aber zu ermöglichen," ſetzte Malesherbes fort, „muß die Cenſur fallen, Hoheit! Man verhindert mit ihr kein Uebel, denn die entſittlichendſte Lectüre gerade ſchleicht ſich doch anonym ein, dagegen unterdrückt man das ſolide Gute. Selbſt wo Irrthümer ſich zeigen, widerlegen ſie ſich durch dieſelbe Freiheit, der ſie entſprungen, und für den öffentlichen Frevler ſei öffentliches Gericht. Schule und Seelſorge werde ernſtes Augenmerk des Staates, und die Sinecuren hoher Pfründen müſſen zu Gunſten des niedern Klerus fallen. Die Generalſtände, Hoheit, Frankreichs alte Inſtitution, wecke man wieder auf, um an der Neugeburt der Nation theilzunehmen und des Landes Wünſche zu hören. Den Adel ſuche man durch Ehrenſtellen, das Bürgerthum durch Belohnungen und Vortheile für das allge-

meine Wohlergehen, für Handel, Induſtrie und Ackerbau zu gewinnen. Glauben Sie nur, Monſeigneur, ein friſcher Herzſchlag wird dann das Vaterland durchſtrömen, und mit der Excluſivität werden alle die Unwetter ſchwinden, welche ſich ſeit der Maintenon in Frankreich himmelhoch aufgethürmt!"

„Sie meinen als redliche Männer, daß dies ausführbar ſei?"

„Unter Ihrer feſten Regierung, — ja, Monſeigneur!" rief Malesherbes.

„Meine Herren, ſeien Sie überzeugt, wenn ich — je König werde," und des Prinzen Auge glühte, ſeine Geſtalt erbebte, „dann ſoll dies Alles geſchehen! — Gebe Gott, daß es nicht zu ſpät ſei!"

„Zum Guten, Hoheit, iſt's nie zu ſpät!" rief Turgot begeiſtert.

„Das ſei unſer Troſt, Meſſieurs! Ich wünſche, daß Sie für dieſe unſere Zukunft inzwiſchen Ihre Erfahrungen ſammeln, Ihre Vorbereitungen treffen. Ich werde Ihnen Gelegenheit geben, größere Einſicht in die Mißbräuche zu erhalten und Gleichgeſinnte zu erwerben. Das Volk nennt mich ſeinen Erſehnten. Mein Herz blutet, daß ich ſo heißen muß, aber Gott ſei mein Zeuge, daß ich dies arme, blutende Volk nicht zum Lügner an

mir machen will! Ich nehme noch nicht Abſchied von Ihnen!" Er grüßte ſehr bewegt und verließ das Gemach, Graf Mouy folgte ihm.

Morelly, Turgot und Malesherbes drückten einander glühend und entzückt die Hände.

„Nun," lächelte Beaumarchais, „der Manſarde des Pigeonnier, glaub' ich, brauchen wir uns nicht mehr zu ſchämen!"

„Wo wir's je gethan, Caron, ſo iſt es wahrlich Zeit, das herzlich zu bereuen!"

„Den Tag, da dieſer Prinz den Thron beſteigt, wird die Menſchheit ewig feiern!" flüſterte glückſelig Lamoignon. —

Aumont trat zu ihnen ein. Er hatte Befehl, ihnen Trianon zu zeigen und für ihre Unterhaltung wie Bequemlichkeit zu ſorgen. Gegen Abend vor dem Aufbruch wollte ſie der Dauphin ſeiner Familie vorſtellen. — — —

Die Sonne ſenkte ſich weſtlich zur Thalebene. Der Tag war faſt verrauſcht, einem Feenmährchen vergleichbar, deſſen wunderbares Ende man pochenden Herzens erwartet. Die Freunde hatten unter Aumont's Führung die Gärten und Forſten, das Dörfchen und die Berge durchſtreift. Ueberall fanden ſie die Spuren ſinnigen Geſchmacks, humanen Strebens und eines feinen Gefühls des Dauphins

für Schönheit. Nur das Schloß Groß-Trianon vermieden ſie, den neugierigen Blicken des Hofſtaats zu entgehen, welcher, wenn auch nur in ſeinen unerläßlichen Gliedern, dem Dauphin hierher gefolgt war; eine Wache, die ſtets einen doppelten Zweck hatte. Man lenkte von der entzückenden Bergruine endlich den Weg abwärts nach Klein-Trianon und ſeinem duftenden Garten, wo zwiſchen Roſenbüſchen weiße Lilien blühten, rechts unter hohen Rüſtern und Eichen ſich eine Schweizerhütte verſteckte, links aber, von einem Kranze Ulmen und Kaſtanien umgeben, eine Grotte lag, in welcher, von ſteinernen Waſſergöttern behütet, ein Quell ſprudelte, in eine Muſchel fiel und dann im Gefels verſchwand. Hier, zu leichtem, ländlichen Male vereint, befanden ſich die Familienglieder des Thronfolgers und ſeine Schweſtern, nur von Piron, Mouy, Aumont und Saubret, dem alten Leibförſter, umgeben.

Als Caron nebſt Begleitern ſichtbar wurde, kam ihnen der Dauphin langſam entgegen.

„Nun, wie haben Sie ſich gefallen, meine Herren? Der Graf hat Ihnen doch volle Höflichkeit erwieſen?“

„Gewiß, Monſeigneur,“ nahm Lamoignon de Malesherbes das Wort, „wir haben dieſen Tag

in einem immerwährenden Wechſel holder Freuden verlebt!"

„Ich muß dann mich nur beklagen, daß ich dieſelben nicht theilen konnte. Aber die Umſtände machen Vorſicht nöthig, und ich hatte indeß Muße, unſer Morgengeſpräch zu überdenken. Iſt Ihnen nicht etwas die Illuſion des Edens, das Ihnen von den Höhen Marlys ſo freundlich entgegenlachte, bei näherer Beſichtigung geſchwunden, Père Morelly? Irgend einer unſrer neueren Weiſen, Voltaire glaub' ich, hat für ganz gewiß geſagt, der Himmel ſähe allein in der Entfernung verlockend ſchön aus, wäre man erſt einmal drinnen, ſo würde man finden, er ſei ein ungeheueres Nichts, und die Entfernung mache ſeinen ganzen Reiz aus!"

„Das iſt gewiß recht ſkeptiſch und ſenſualiſtiſch," erwiederte der Alte, „aber ich werde dieſe Behauptung dem weiſen Arouet erſt glauben, wenn er geſtorben ſein wird und mir vom Jenſeits die Beſtätigung derſelben ſchickt. Ich habe nie etwas dagegen, wenn man mir ſagt: dies iſt nichts, wenn man mir nur auch klar macht, was dann iſt. In den meiſten Fällen findet ſich, daß der Philoſoph Beides nicht weiß, und die Religion mich noch am ſicherſten befriedigt. Men-

ſchen ſind Bürger dieſer Erde; ſo lange ſie ſind, werden ſie ſelbſt mit den höchſten Gaben doch Alles nur durch irdiſche Organe betrachten müſſen. — Das iſt ſo, als wollte ein Landbewohner ein Seeſchiff oder ein Handwerker ein Kunſtwerk betrachten. Nur in unſerer begrenzten Welt ſollten wir uns poſitive Urtheile anmaßen, aber nie unſere bloßen Inſtincte für ſolche ausgeben; bietet die Erde doch noch genug Denkenswerthes, das zu erforſchen iſt. Was dies Eden nun betrifft, ſo finde ich es noch viel ſchöner, da ich in ihm bin. Sie haben uns das Scheiden recht ſchwer gemacht, Monſeigneur!"

„Aber für vollendet werden Sie es, der Baſiliade nach, nicht halten!"

„Auch der Himmel kann nur — beſſer, nie ganz vollendet ſein! Vollendet allein iſt Gott! Seine Schöpfung, auch wo ſie ihm am nächſten kommt, wird doch nur durch ein unendliches Entwickeln zu ihm hin beſtehen!"

„Wie Trianon zur Baſiliade?"

„Das wäre ein gar zu kühner Gedanke, Hoheit, der weder mir, noch dem Gedichte zukäme!" —

„Nun treten Sie näher, meine Herren. Ich will Sie meiner Familie vorſtellen." Der Dau-

phin führte ſie vor die Grotte zu den Damen. „Hier Madame Joſephe, meine Frau Dauphine, da meine liebenswürdigen Schweſtern, die Hoheiten Adelaide, Sophie und Victorie! — Ich bringe Ihnen, meine Theuern, einen Dichter und Philoſophen zugleich, Père Morelly, der Ihnen abſtreiten wird, daß ein Mann wie er arm ſein kann. Hier iſt der Secretär der Handelskammer, Turgot, und Lamoignon de Malesherbes, der Präſident der Steuerkammer. Kommt einmal her, Bourbon und Berri!"

Die kleinen Prinzen eilten herbei und ergriffen des Dauphins Hand. — „Das ſind meine Hoffnungen, Ihr Herren, ſie und Frankreich der Zweck, um den ich bin! Blickt dieſe Männer an, Kinder, hört Ihr, ſie ſind Eures Vaters Freunde! Merket ihre Namen! Dieſer heißt Turgot!"

„Turgot," ſagte der junge Bourbon lebhaft.

„Malesherbes und Morelly!"

„Malesherbes und Morelly!" rief Bourbon. „O, ich behalte alle Die im Herzen, welche Sie lieben, mein Vater!"

„Vergiß auch Du, Berry, dieſe Namen nie, Ihr werdet ſie nöthig haben, wenn ich — nicht mehr bin!" —

Er küßte ſeine Söhne bewegt. Bourbon, ein

lebhafter Knabe von frühreifem Geiſte, trat zu den Dreien und reichte ihnen die Hand. „Ich behalte Ihre Namen gewiß, und wenn ich groß bin, werde ich Sie immer fragen, wie ich am beſten Das mache, was ich will!“

Der kleine Berri dagegen blickte die fremden Männer ſchüchtern träumeriſch an, dann ging er zu ſeiner Mutter. — „Turgot, Malesherbes, Morelly! Weiß ich's nun?“ — Er barg verlegen den Kopf an ihrer Bruſt.

Unendlich groß war dieſer kurze Augenblick. Thränen ſtiegen den Anweſenden in's Auge, wunderſame Thränen, und die Ulmen rauſchten im Abendwinde. —

„Nehmen Sie mit uns,“ ſagte Monſeigneur, „ein platoniſches Mahl ein. Eine glückliche Gelegenheit überhebt uns heute der Etiquette.“

„Dann geſtatten Sie wohl, Père Morelly,“ ſagte die Dauphine, „daß ich Sie an meine Seite rufe. Unſere königlichen Schweſtern werden die Herren von Malesherbes und Turgot neben ſich ſehen; ich bitte!“ —

Die Geſellſchaft ging zu Tiſche. Während die Dauphine den Dichter der Baſiliade in ein Geſpräch über die Art und Weiſe verwickelte, wie er etwa glaube, die Bewohner Trianons in den

möglichſten Zuſtand menſchlicher Glückſeligkeit zu bringen, die Prinzeſſinnen hingegen ſich von Turgot und Malesherbes ein Bild der Finanzlage und Production des Landes entwerfen ließen, hörte der Dauphin abwechſelnd dem Einen und Anderen zu, ſtreute Bemerkungen oder Fragen ein, und ſo bildete ſich über die höchſten Intereſſen des Lebens eine allgemeine, höchſt eifrige Unterhaltung.

„Aber unſere Privilegirten, unſere großen Barone und Biſchöfe, meine Herren," lachte der Dauphin, „was werden die zu dem Paradies in Trianon und der Gefährdung ihrer Intereſſen ſagen?"

„Zweifelsohne werden ſie ſich ſtemmen!" erwiederte Turgot, „aber das Beiſpiel eines Königs, die Erweckung eines edlen Ehrgeizes, der Vortheil induſtrieller Unternehmungen, der Ehrgeiz, welcher durch den Wetteifer entfacht wird, thun viel. Manche Privilegien kann man ganz ablöſen, viele, wie die gewiſſer reicher Klöſter, dadurch unſchädlich machen, indem man denſelben anſehnlich erhöhte Pflichten des Unterrichts, der Krankenpflege, Wohlthätigkeit und wiſſenſchaftlicher Forſchung auferlegt."

„Und dann, Sire," rief Malesherbes, „die

jauchzende Stimme der Nation, die heißen Segnungen von Millionen! Werden dieſe nicht die Mehrzahl aller Excluſiven fortreißen, den Egoismus aus ſeiner feindlichen Bahn drängen, daß er fortan im allgemeinen Heile ſein beſonderes deſto ſicherer begründe? Wer, Monſeigneur, wird den Fluch lange ertragen können, unter freien Menſchen der einzig Tyranniſche, unter einer vorwärtsſtrebenden Nation der allein an morſchen Ruinen Hängende zu ſein? Daß eben von oben und von den beſten Köpfen des Volks, den Gebildeten, die freiere Entwickelung ausgeht, macht ſie zu einer friedlichen, bewußten, weniger leidenſchaftlichen. Geſetzt, es litten Einige, ja ſelbſt Viele, wird das ein Vergleich ſein mit der Summe Derer, die jetzt leiden? Iſt es möglich, politiſch Frankreich je wieder zu erheben, wenn ſeine Geſellſchaft, ſein bürgerliches Leben nicht reorganiſirt wird?!"

„Mag Trianon, mag Ihr reformatoriſcher Wille immerhin anfänglich Kopfſchütteln erregen, Monſeigneur," fügte Morelly hinzu, „aber das Schwierigſte wird vollendet ſein, ohne daß man es merkt. Dies ſüße Fleckchen Erde hier werde zum Exempel! Der Dauphin von Frankreich iſt Trianons Herr und Patron, der Zuſtand der

Leibeigenſchaft gerade iſt der, in welchem noch die Leute zu gemeinſamer Arbeit nach ihren Kräften und zu gemeinſamem Genuß nach ihren Bedürfniſſen erzogen werden können. Iſt ſpäter erſt der Sonderbeſitz, die Gier, reicher zu ſein als der Andere, der Stolz, den eine ſelbſtiſche Unabhängigkeit ſo leicht erweckt, unter ihnen Sitte geworden, kurz, wird dieſes Geſchlecht fünfzig Jahre älter ſein und gewaltſam ſeine Ketten geſprengt haben, dann, Hoheit, iſt der Traum der Baſiliade ein Nichts! Andere Jahrhunderte müſſen ihn erwecken, neue Leiden die Menſchen zu der Erfahrung bringen, daß die Gegenſeitigkeit allein den Eudämonismus, den Glückſeligkeitstrieb, welchen Natur wie Religion in uns legte, befriedigt!"

„Ich fühle, wie ſehr Sie recht haben!" rief der Dauphin warm. „Gelänge dieſe herrlichſte aller Aufgaben, welche je einem Herrſcher zu Theil ward, ſo würden ich und meine Söhne die glücklichſten Könige dieſer Erde ſein! Herr Turgot, Herr von Malesherbes, ich habe Ihnen Beiden dieſe zwei Schreiben für Seine Hoheit den Prinzen Conti, Mitglied der Pairskammer, zu übergeben. Er iſt mein vertrauter Freund, ſtellen Sie ſich ihm vor, und Sie werden in Folge deſſen bald in eine erhöhte amtliche Thätigkeit kommen;

vergeſſen Sie nie dieſen Tag! Ich werde Sie ſchon zu ſehen wiſſen."

„Und verſäumen Sie nicht, das Hôtel Bourbon zu beſuchen!" und Adelaide neigte ſich zu ihnen.

„Unſer liebes Trianon darf aber dabei nicht vergeſſen werden," ſagte die Dauphine mit bewegtem Lächeln. „Père Morelly, Monſeigneur ernennt ſie zum Pfarrer des Kirchſpiels Trianon an Stelle des verſtorbenen. Es iſt, glaub' ich, der rechte Platz, von welchem aus Ihr Herz am ſicherſten zum Herzen Derer reden kann, die Sie erziehen wollen. Ich will mit meinen Kindern recht oft in Ihrer Predigt ſein!"

„Oh Gott, mein ſtiller Wunſch, mein Paradies!!" und der Alte drückte ſeine bebenden Lippen auf die Hand der hohen Frau. —

Ein Accord zog weich hin durch die Abendkühle. Beaumarchais hatte die Harfe aus der Grotte unter eine Ulme getragen und flüſterte in den Saiten. Der Dauphin winkte ihm zu. Da ſang er das „profonde amour", das Lied, was er unlängſt für die Dauphine gedichtet.

„Im Herzen ruhen ſtumm und ſtill
Allmächtig große Triebe.
Wer ſie in ſich erwecken will,
Braucht nichts, als — tiefſte Liebe!

Sie iſt der hohe Gottesgeiſt,
Der uns in's Herz geſchrieben,
Was Alles ringsum Leben heißt,
Es iſt ein tiefſtes — Lieben.

O weißes, holdes Lilienbild,
Der Opfer-Liebe Zeichen
Auf meines Vaterlandes Schild,
Sollſt nur im Tod mir weichen!

In Deinem weißen Gotteskleid
Magſt ringsum Du erblühen,
Als ſiegreich duftig Diadem
Des Fürſten Stirn umziehen.

Die Liebe iſt ein Königsrecht!
Die Lilie auf den Fahnen,
Soll einſt ein beſſeres Geſchlecht
Den Weg zum Heil ſich bahnen!

Im Herzen ruhen ſtumm und ſtill
Allmächtig große Triebe,
Wer ſie in ſich erwecken will,
Braucht nichts als — tiefſte Liebe!" — —

Profonde amour! — Die Emigranten haben's ſpäter am Rhein geſungen als eine Art Anti-Marſellaiſe. —

Noch klangen die Töne in den zitternden Herzen nach; die Prinzeſſinnen erhoben ſich leiſe, nahmen von Monſeigneur und der Dauphine Abſchied, und mit ſtummem Gruße verſchwanden ſie, von Piron und Aumont begleitet, im Gebüſch. Sie

kehrten nach St. Cyr zurück, wo eben die Abendglocken erklangen.

„Leben Sie wohl, meine Herren, laſſen Sie das Wiederſehen eben ſo glücklich ſein! Père Morelly, ich hoffe Sie nächſten Sonntag in meiner Kirche zu hören, Beaumarchais wird Ihnen das Weitere mittheilen. Leben Sie wohl!" — Er reichte Allen herzlich die Hand. Dann bot er der Dauphine den Arm, welche ſich lächelnd verneigte. Graf Mouy führte Bourbon, der Leibförſter hob den kleinen müden Berri auf ſeinen Arm, — die vier Freunde waren allein.

Wie Schlafwandelnde ſchritten ſie durch's Dorf den Berg hinab in's ſtille Thal, hinüber zu den Höhen von Marly. — Der Mondſchein glänzte. — Sie waren unbeſchreiblich glücklich, ihre Seelen waren erfüllt von dem — „Erſehnten!" —.

Ende des erſten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Im Verlage von Hermann Coſtenoble in Jena und Leipzig erſchienen ferner folgende neue Werke:

Mühlbach, Louiſe, Der große Kurfürſt und ſeine Zeit. (Erſte Abtheilung: Der junge Kurfürſt.) Hiſtoriſcher Roman. 3 Bde. 8. broch. 5 Thlr.

Erneſti, Luiſe, Die Ariſtokratin und der Fabrikant. Ein Roman. 4 Bde. 8. broch. 4½ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Die beiden Sträflinge. Auſtraliſcher Roman. Zweite, durchgeſehene Auflage. **Wohlfeile Volksausgabe.** 8. 3 Bde. broch. circa 2½ Thlr.

Sckell, Karl Auguſt Chriſtian, Großherzoglicher Hofgärtner zu Dornburg. Göthe in Dornburg. Geſehenes, Gehörtes und Erlebtes. 8. broch. 6 Ngr.

Diezmann, Auguſt, Leichtes Blut. Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Bibra, Ernſt Freiherr von, Reiſeſkizzen und Novellen. 4 Bde. 8. broch. circa 4½ Thlr.

Bibra, Ernſt Freiherr von, Hoffnungen in Peru. Roman. 3 Bde. 8. broch. circa 3¾ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Im Busch. Auſtraliſche Erzählung. **Wohlfeile Volksausgabe.** Claſſikerformat. 3 Bde. broch. 1 Thlr. 12 Sgr.

Möllhauſen, Balduin, Das Mormonenmädchen. Erzählung aus den Zeiten des Kriegszuges der Vereinigten Staaten gegen die „Heiligen der letzten Tage" in den Jahren 1857 bis 1858. **Wohlfeile Volksausgabe.** Claſſikerformat. 6 Bde. broch. 2½ Thlr.

Beaumarchais.

Zweiter Band.

Beaumarchais.

Hiſtoriſcher Roman

von

A. E. Brachvogel.

„Ma vie est un combat.“
Caron de Beaumarchais.

Zweiter Band.

Jena und Leipzig,
Hermann Coſtenoble.
1865.

i.

L 43 1

Inhaltsverzeichniss.

		Seite
1.	Marquise de Pompadour	7
2.	Coralie Raucourt	55
3.	Im Sonnentempel	74
4.	„Nur keine Odeurs!"	108
5.	Das Lebewohl von Trianon	149
6.	Im Lager zu Compiègne	180
7.	Die Gegenwart ist Alles	212
8.	Der Leudemain der Prinzessin von Lamballe	244

1.

Marquise de Pompadour.

Die wohlthätigen Wirkungen jenes zauberischen Tages, wo ein wahrhaft erleuchteter Thronerbe den Patrioten, den stillen, noch wenig beachteten Baumeistern einer besseren Zeit, die Hand zu einem ewigen Bündniß reichte, zeigten sich bald. Morelly schied zum Staunen seiner Oberen aus der Schule der St. Lazaristen und der alten Mansarde im Pigeonnier, die jetzt nur noch von Batyl bewohnt ward, der, entweder aus Geiz oder anderen Gründen, sich nicht zu verbessern wünschte, obwohl ihm Beaumarchais, treu seinem Worte, eine Stelle bei der Hofcapelle verschafft hatte. Sei es nun, daß Morelly Caron's Ansichten von dem Wankelmuthe irdischen Glückes theilte, oder war's wunderliche Anhänglichkeit, der alte Herr

behielt, nach Uebereinkunft mit dem Portier des Taubenſchlages, trotz ſeines Glückes ſeine alte Wohnung bei, „um doch in Paris, wie alle vornehmen Leute, ein Abſteigequartier zu haben!“ meinte er ſcherzhaft. Trianon wurde fortan aber das eigentliche Paradies des ſchlichten Mannes, in dem er ſich heimiſch fühlte. Seine milde Johannesnatur, das praktiſche Ziel: durch Lehre und Rath zunächſt die irdiſche Glückſeligkeit ſeiner Gemeinde zu erſtreben, machten ihn ſo recht zum Prieſter armer Leute. Kein Wunder, daß er bald die Liebe und Hingebung ganz Trianons genoß. Kein Sonntag verging im Sommer, wo nicht die fromme Dauphine mit ihren älteſten Knaben Bourbon und Berri, ſo wie einigen ihrer vertrauten Damen, nicht ſelten mit Monſeigneur ſelbſt, ſeine Predigten beſuchte; es verfloß keine Woche, wo der Dauphin nicht Morelly eine Audienz in Klein-Trianon ertheilte, oder auch ſelbſt bei ihm vorſprach. Die Saat des Predigers, Dichters und Philoſophen gedieh wunderſam! Indem er die erſte Gemeinde Chriſti ſtets der ſeinigen zum Muſter hinſtellte, weckte er durch die ſchöne Flamme der Religion den Sinn freier Menſchenwürde und Gegenſeitigkeit, das Gemeindegefühl, und da Grund und Boden dem Dauphin ge-

hörte, welcher Morelly's Pläne genehmigte, die Leute, im Zustande ihrer alten Hörigkeit, von freiem Besitz und der Selbstsucht modernen Erwerbes noch nichts wußten, wurde es vergleichsweise sehr leicht, eine gleiche Zutheilung der Arbeit und einen gemeinsamen Lebensgenuß zu erreichen, der dieselbe Wirkung wie jene ideale Gütergemeinschaft hervorbrachte, welche Morelly's Basiliade mit Plato's Republik gemein hatte. Monseigneur und Madame staunten selbst über das Resultat, über das Wachsthum, die emsige Betriebsamkeit, den vermehrten Reichthum des Dörfchens, über das Aufblühen seiner Schule, die verschiedenen Handwerke, welche dort gediehen. Es war jene glückliche Zeit, wo Heinrich von Bourbon, des Dauphins ältester Sohn, im Umgange mit Morelly, den er unendlich liebte, seine glänzenden Seelenkräfte entfaltete, wo Ludwig de Berri, sein zweiter Bruder, ein stilles, sinniges und gelehriges Kind, den Grund zu seiner Liebe für Gewerbthätigkeit, Mechanik und die bürgerlichen Künste des Friedens legte.

Turgot und Malesherbes traten inzwischen durch Monseigneurs Empfehlungen dem Prinzen von Conti nahe, der, seinem geheimen Gegner Orleans zum Widerpart, die Pairskammer und einen

wichtigen Theil des Parlaments beherrschte. Malesherbes wurde zum Parlamentsrath und Anwalt der Pairskammer ernannt, und Turgot ein Jahr später zum Intendanten von Limoges, eine Stellung, in welcher es seinem wunderbaren Genie gelang, der ärmsten Provinz Frankreichs zu gleichmäßiger Besteuerung, vorzüglichen Verkehrsstraßen, lebhafter Production und einer ungeahnten Blüthe zu verhelfen. Er ward der Abgott der Limoger, und erregte gerechtes Aufsehen unter den Oekonomisten wie in der Beamtenwelt, indeß Malesherbes im Parlament Genossen für die freien Ideen warb und eine Steuer- und Finanzreform vorbereitete. Die Familie des Dauphins, seine königliche Mutter und Schwestern wurden in dieser Zeit aufblühender neuer Hoffnungen durch die Geburt der Prinzeß Elisabeth, des letzten Kindes von Monseigneur, erfreut. Eine neue Generation mit besseren Gefühlen schien aus dem wankenden Alten zu erblühen, und das Haus Bourbon sich kräftig zu regeneriren. — Doch wie kurz und nutzlos war diese Hoffnung! Des Dauphins ältester Sohn, der Duc de Bourbon, Morelly's geliebter Schüler, dessen Anlagen und Gemüth zum Herrlichsten berechtigten, starb an einer Kinderkrankheit plötzlich binnen drei Tagen! —

„In diesem kraftvollen, geistesschönen Knaben," rief der Dauphin in heftigem Schmerz seinen Umgebungen zu, „haben wir den Nacheiferer eines Heinrich IV. verloren! Unsere Erwartungen müssen sich auf Berri einschränken, ein gutes Kind, das aber bestimmt ist, ein einsamer Träumer zu sein! Wer ist wohl ärmer, ich oder Frankreich?!" — —

Seit 1740 hatte der öffentliche Geist wahrhaft Riesenschritte gemacht. Der unterdrückte Jansenismus im Streit der Parlamente mit dem Klerus und Jesuitenthum namentlich seit dem Attentat Damien's entfacht, und das unzweideutige Wanken dieses Ordens ward von der Sympathie der Bevölkerung begrüßt, und die Encyklopädie, die philosophisch zersetzende Doctrin hatte in der Nation bereits so tiefe Wurzel geschlagen, daß Palissot's Lustspiel „die Philosophen," in welchem besonders Diderot, d'Alembert und Helvetius der Lächerlichkeit preisgegeben wurden, einen wahren Sturm von Verachtung hervorrief. Auf der einen Seite erhob sich ein letzter Ringkampf zwischen Jansenisten und Loyoliten, Parlament und Klerus, auf der andern regte sich langsam das erwachende Volk, unruhig, gereizt, alles Neue mit tausend Fasern erfassend. In Trianon war tiefe

Stille, unſichtbare Emſigkeit, die Zukunft vorzubereiten, zu Verſailles aber hauſte die alte liederliche Wirthſchaft, die Sucht, durch Verſchwendung, Sinnentaumel und Intrigue ſich auf der Höhe zu erhalten, um in eben derſelben Art fortzuleben. Auch die Wellen des bewegten Auslandes ſchlugen weit über den Bord des ſchwanken Staats. Trotz der Allianz Frankreichs und Oeſtreichs blieb Friedrich II. Sieger, und in Amerika ſchwoll hoch und höher der Unwillen über Englands Druck und die ſchmachvolle Herrſchaft Georg's III., der ein Sclave ſeiner Mutter, welche wiederum die Buhlerin des elenden Lord Bute war. Die Völker begannen ſich allgemach mit dem erwachenden Bewußtſein des Jahrhunderts zu erfüllen. —

Das Verhältniß zwiſchen Beaumarchais und Paris Duverney, obwohl von Seiten des Letzteren unter Furcht und Zwang begonnen, war bald ein ſehr herzliches, inniges geworden, es erwuchs zu einer Vertraulichkeit, wie ſie nicht ſchöner zwiſchen Vater und Sohn ſtattfinden konnte. Hierzu trug die ganz eigenthümliche Stellung Duverney's, wie ſein Charakter bei. — Wer kennt nicht die fünf berühmten Brüder Paris, die reichſten Finanziers der verklungenen alten Zeit, die

Günſtlinge der Marquiſe St. Prie, und des ehemaligen Miniſters Herzog von Bourbon unter der Regentſchaft? Sie hatten ſich durch den Sturz des John Law des Landes Dank, aber durch ihre gefährlichen Palliative, den Staatsbankerott zu vertuſchen und der St. Prie Hülfsmittel zur Verſchwendung zu ſchaffen, leider alsdann ſeinen Fluch verdient. Unter dieſen Brüdern, um deren Gunſt die ganze Pairie buhlte, war Paris, du Vernay zubenannt, der jüngſte. Er hatte Herz und Gewiſſen, und war noch jung genug in die Geſchäfte gekommen, um von der Niedertracht der höheren Finanz-Taſchenſpielerei nicht mehr angeſteckt zu werden. In dieſer Zeit ihres Glanzes hatte die Familie Paris denn auch das Glück, nobilitirt zu werden und ihre einzige Schweſter an den verarmten Repräſentanten des alten Hauſes La Blache zu verheirathen, was ihnen natürlich ſehr viel Geld koſtete. Mit dem Falle Bourbons und der St. Prie, mit der Allmacht Fleury's wurden auch die Paris geſtürzt; ein Glück, daß ſie ein ſo gewaltiges Vermögen hatten. Aber ſie ertrugen ihren Fall nicht. Mehrere ſtarben, die zwei älteſten Brüder wurden von dem Cardinal verbannt, die Familie zerriß, und nur Duverney ließ man in Frieden, weil er noch politiſch unbe-

deutend war. Die theilweiſe Beerbung ſeiner Brüder machte ihn noch reicher, das Beiſpiel ihres Falles aber behutſam. Er hatte wohl Ehrgeiz, aber nicht den, gleich ihnen Finanzdirector und Günſtling einer Maitreſſe zu werden. Die Regierung brauchte indeß Geld, das Börſenſpiel war ſeit Law einmal ein Modeartikel und Vergnügen der Großen geworden; Duverney konnte ſie nicht, ſie ihn noch weniger entbehren. Daher kam ſeine Allianz mit Maupeau und Abbé Terray, dem Haupte der Sorbonne und des klerikalen Theils des Parlaments, Rath im Finanzdepartement und bereits Miniſterial-Commis Fleury's. Durch ſeine Schweſter wurde Paris mit den La Blaches, durch deren Sohn Falcoz, ſeinen Neffen, ſpäter mit den St. Albins und dem Hauſe Vendatour verwandt, das als Haupt der Moliniſtiſchen Adelspartei galt, die mit den Brüdern zu St. Nicole, Sulpice und den mächtigen Urſulinerinnen ganz intim ſtand. Die alte Marquiſe de Vendatour war unter der Regentſchaft erſte Erzieherin Ludwig's XV. geweſen, und hatte als Fleury's ergebene Freundin anfänglich auch auf den Dauphin und die königlichen Töchter Einfluß gewonnen. Dieſe bedeutende Macht war ſie bemüht geweſen auf ihre Schwiegertochter Diane, beſonders als dieſelbe

Wittwe geworden und noch sehr jung, schön und intriguant war, zu vererben. Madame de Pompadour, die aber bereits den König gefesselt, duldete keinerlei weibliche Concurrenz neben sich, und die Vendatours verloren bei Hofe jeglichen Einfluß, zumal der Dauphin sie seit 1758 geradezu haßte. Die alte Marquise starb vor Aerger, sagte man; Diane, von den Jesuiten gehalten, liirte sich mit Maupeau, namentlich Terray, und das Resultat letzterer Verbindung war —, daß Duverney eines Tages die kleine Susanne, wenig Wochen alt, von den Ursulinerinnen nach Passy brachte, und diese ganze Colterie fortan in der Tasche hatte. Bei dem Allen war Duverney ein guter Mensch, wohl schlau und sehr auf seinen Vortheil, aber durchaus redlich, gefällig, jeder Niedertracht fremd, und klug genug, sich vom Parteistreit fern zu halten. Durch kinderlose Ehe und den Verlust seiner Gattin hatte sein Gemüth eine schmerzliche Weichheit angenommen. Die St. Albin und La Blache hatten seine Frau stets schlecht behandelt, ihn seinen Pöbeladel fühlen lassen; die Jesuitenschliche waren ihm zuwider, und er lebte darum mit seinen Verwandten auf gespanntem, äußerlich kühl-freundlichem Fuße, ein Verhältniß, das eben nicht sehr durch das Bewußt-

ſein verbeſſert wurde, in Falcoz, dem lüderlichen Neffen, ſeinen künftigen Erben zu ſehen. Da derſelbe indeß einmal zu ſolchem Glück beſtimmt war, unterließ Paris nicht, ſich für ihn des Familienglanzes wegen zu verwenden, ſo weit ſeine Macht reichte. Er that es aber mit dem Widerwillen eines Menſchen, der den Zwang verwünſcht, welcher ihn zu Gefälligkeiten verdammt. Die Affaire Beaumarchais' vor den Prinzeſſinnen, die Entdeckung Suſanne's und ihrer Herkunft machte einen Riß, einen Wendepunkt in ſeinem Leben. Er ſchüttelte das Joch ſeiner Verwandtſchaft ganz ab und ſegnete ſogar Caron, daß er ihm ſeine Freiheit wiedergegeben. Beaumarchais' Talent, Edelmuth, wunderbares Glück und Suſanne's Liebenswürdigkeit, wie das Gefühl, er ſei, wenn auch zufällig, Mitwiſſer und Hehler des Unglücks ihrer Geburt, ſchloſſen ihn in väterlichem Wohlwollen an Beide. Die freiere Geiſtesrichtung ihrer Freunde behagten ihm, und der Ehrgeiz, den Prinzeſſinnen, dem Dauphin und Prinz Conti zu gefallen, ſich bei ihnen durch Beaumarchais in ein günſtiges Licht zu ſetzen, ließ ihn fortan unabänderlich zu einer Partei halten, die der ſeiner Verwandtſchaft entgegen war. Er huldigte jetzt der aufſteigenden, der

helleren Sonne. — Drei Jahre waren bereits beiden Männern in wachsendem Wohlwollen und einer vom Glücke überaus begünstigten Geschäftsgenossenschaft verflogen, Beaumarchais war ihm zu vielfachem Dank verpflichtet worden und suchte denselben dadurch abzutragen, daß er Duverney das erhöhtere Vertrauen der Prinzessinnen, die Gunst des Dauphins verschaffte. Er that noch mehr. Duverney, allein stehend, keinen Salon haltend und Niemandem Rechenschaft schuldig, hatte sich, um einem edeln, ehrgeizigen Vergnügen zu fröhnen und Popularität zu erringen, auch wohl von dem ökonomisch-reformatorischen Geiste seiner jetzigen Umgebung erfaßt, an verschiedenen Wohlthätigkeitsanstalten von Paris, bei den neuen Boulevardbauten betheiligt, und die Errichtung der Militärschule auf dem Marsfelde war ein Werk seines Beutels und seiner Einsicht. Einen solchen Patriotismus zu ehren, erschien dem Dauphin, Conti und dessen Freunde, dem Marschall von Richelieu, welcher zum Chef des künftigen Instituts ernannt worden, ganz angemessen. Sie hatten aber auf den indolenten König keinen Einfluß, nicht einmal Richelieu, dessen Jugendfreund, welcher zu Versailles nicht mehr willkommen war, seit seine Freundin, die Herzogin von Chateau-

roux, der bürgerlichen Madame d'Etioles hatte weichen müſſen. Beaumarchais bewog indeß einige Tage vor der feierlichen Uebergabe des Gebäudes die Prinzeſſinnen, ſelbſt in Verſailles Schritte beim Könige zu thun und ihn zu vermögen, das Inſtitut zu beſichtigen und Duverney dabei öffentlich zu danken. Der König gab eine verlegene, unbeſtimmte Antwort, und als ſie ernſter in ihn drangen, erſuchte er ſie, ein wenig zu verziehen, da er Maupeau befragen wolle. Er zog ſich eine Viertelſtunde in ſein Cabinet zurück und gab ihnen dann ſeine Zuſage. „Eine Gunſt erfordert indeß die andere," ſetzte er lächelnd hinzu. „Ich höre, daß Sie da ſeit längerer Zeit einen Harfenvirtuoſen um ſich haben, deſſen Gaben ſehr gerühmt werden, er iſt ja wohl Compagnon des Herrn Paris?"

„Gewiß, Majeſtät, es iſt Herr Beaumarchais, Höchſt-Sie haben ſeine Anſtellung genehmigt."

„Nun gut, man will ihn zu Verſailles ſpielen hören, ſchicken Sie ihn doch gleich nach der Uebergabe her; man iſt neugierig auf ihn!" —

„Zu Befehl!" ſtotterte Adelaide, und die Prinzeſſinnen entfernten ſich ſehr betroffen. —

Augenſcheinlich hatte der König nicht Maupeau oder ſonſt einen Staatsmann, wohl aber die Pom-

padour um Rath gefragt. Die Marquise, welche gegen Duverney eingenommen war, gab nur unter der Bedingung nach, Beaumarchais zu sehen. Diese Zumuthung erschien den Prinzessinnen und ihrer Partei natürlich sehr bedenklich. So sehr Caron ihr Vertrauen genoß, fürchteten sie doch, daß ihn im feindlichen Lager seine Gewandtheit, zum Verderben ihrer Plane, verlassen könne. Der Sache war indeß nicht auszuweichen, und Caron gab ihnen die beruhigendsten Versicherungen. Man machte sich das Versprechen, gegen alle Uebrigen zu schweigen, bis die Excursion nach Versailles erfolgt sei und man wisse, was die Marquise mit Caron wolle; mithin erfuhr Duverney auch nichts. —

Der Tag der Eröffnung der Militärschule war gekommen. Richelieu, Duverney, die Prinzessinnen, der Dauphin und Gemahlin, die Minister, Choiseul ungewöhnlich heiter voran, erwarteten nebst den Generalen und Beamten den König. Seine Majestät, von einem Dutzend Höflingen umgeben, erschien, grüßte den Dauphin obenhin, die Uebrigen freundlicher, und reichte seinen Töchtern die Hand. Die Einweihungsceremonie erfolgte, Richelieu stellte Herrn Duverney vor, und Seine Majestät, welche sehr liebenswürdig sein konnte, wenn er

wollte, lobte ihn laut in schmeichelhaftester Weise. Er ließ sich von ihm überall umherführen und unterhielt sich mit ihm höchst verbindlich. Ehe er, nach Beendigung der Feier, das Institut aber verließ, sagte er laut zu dem Banquier: „Ich habe noch vergessen, Sie zu ersuchen, Ihren Compagnon, Herrn Beaumarchais, an Unsern Befehl zu erinnern. Er wird heute in Versailles erwartet!" Darauf verließ er grüßend die Versammlung.

Die Unbetheiligten staunten über diese neue Auszeichnung Caron's und hielten ihn für ein Glückskind; in einer Stunde wußte man es in sämmtlichen Hôtels zu Paris. Die Betheiligten hingegen, der Dauphin und Conti, erschraken, und die Prinzessinnen sahen an der absichtlichen Ostentation dieses wiederholten Willens des Königs, daß man ernste Absichten auf Caron habe. Zugleich ging in dem glänzenden Kreise die Nachricht flüsternd um, die Marquise habe sich mit Choiseul ganz versöhnt und er sei endlich zum Premier designirt. Alles war bestürzt! Duverney eilte, nicht minder erstaunt jetzt als vorher beglückt, in's Hôtel Piron, um seinen Freund zu sprechen.

„Sie sollen nach Versailles zu der Pompadour! Der König erinnerte mich vor allen Leuten an den Ihnen ertheilten Befehl! Was um Himmels

willen hat man mit ihnen vor? Ihre Gönner ſind höchſt bekümmert!" — —

„Sie ſehen, ich bin bereits in Gala, die Harfe iſt ſchon im Wagen, und in zwei Minuten werde ich auf dem Wege ſein. Monſeigneur, Prinz Conti und die Prinzeſſinnen können ganz ohne Sorge ſein, meine Ehre und mein Charakter bürgen für mich! — Was kann man wollen? Mich aushorchen zu laſſen, bin ich zu klug, mich gewinnen zu laſſen, zu unabhängig und liebe zu ſehr meine Freunde. Eine andere Gefahr fürchte ich nicht!" —

„Aber Sie wiſſen nicht, Unglücksmann, daß Choiſeul mit der Marquiſe ſich verſöhnt hat, in dieſem Augenblick bereits Premier iſt, derſelbe Choiſeul, bei dem Sie alle Mienen für die Königin-Mutter vergebens ſpringen ließen!"

„Das iſt ſchlimm, ſehr ſchlimm, aber — ich werde mich herauswickeln. Zum Beſinnen iſt keine Zeit. Haben Sie mir noch mehr Hiobsposten zu melden, ſo fahren Sie mit, wir berathſchlagen im Wagen!"

„Gewiß, denn wie immer ſammeln ſich alle Unwetter auf einen Haufen!"

„Dann werde ich Sie als Blitzableiter bei Terray gebrauchen, alſo begleiten Sie mich. Nach

der Audienz diniren wir zuſammen. Ich will nur Suſannen Lebewohl ſagen!"

Caron eilte zu ſeiner Frau, und bald darauf, die Harfe vor ſich, Duverney zur Seite, rollte er zum Thor hinaus nach Verſailles.

„Alſo was weiter, Papa Paris?" —

„Sie wiſſen doch, daß Choiſeul ſich mit Orleans liirt hat, eine ſichere Partei in der Pairskammer zu gewinnen, die Partei, welcher Conti entgegen iſt. Orleans wird alſo bei der Marquiſe Eingang gewinnen und ſie wird ſeine Ränke acceptiren. Iſt dieſe Allianz nicht ſchon für Ihre Freunde fürchterlich genug, ſo wird ſie noch durch andere Leute verſtärkt werden."

„Durch wen denn?

„Ihre alten Feinde, meine theuern Verwandten, regen ſich wieder! Diane de Vendatour iſt Orleans eng befreundet, die Sulpizianer und Jeſuiten faſſen Muth. Falcoz iſt zurück und mit St. Albin, ſeinem Schwiegervater, wie ſeiner Frau verſöhnt; Herzog von Penthièvre, des Königs Jugendfreund, hat ſich gleichfalls Orleans genähert, und man ſpricht, es ſei eine künftige Heirath zwiſchen Demoiſelle Adelaide de Penthièvre und Chartres, Orleans' Sohn, projectirt! Heißt das nicht ſich vortrefflich zur Schlacht formiren?" —

„Wenn Alles ſo käme, wäre es ſchlimm genug. Orleans' Schliche kenne ich aber genau und werde ein Loch in dieſe Phalanx rennen. Laſſen Sie mich nur erſt ein wenig überlegen!"

Er verſank in ernſtes Sinnen, indeß die Equipage auf der Chauſſee dahinrollte und der königliche Luſtſitz näher rückte.

„Dieſer Orleans iſt der Mittelpunkt von Allem, und er wird von Allem den Nutzen haben, wenn man ihm nicht in die Flanken fällt!!" —

„Wohl möglich! Wie will man das aber? Er hat immer den Vortheil der größten Gewiſſenloſigkeit! — Ein Wagen iſt hinter uns, Caron! Mit langem Geſpann, ich hör's am Getrappel!" — Er ſah durch die Gardine des Fonds. „Es iſt Orleans ſelbſt!"

„Teufel! — Laſſen wir ihn vorfahren und ziehen Sie die Vorhänge zu!" —

Kaum war dies geſchehen, als eine Staatscarroſſe mit ſechs Apfelſchimmeln vorbeibrauſte. Auf dem Schlage glänzte das Wappen mit dem ſchrägen Balken.

„Ich bin auf das Aeußerſte beängſtigt, Caron, lieber hätte ich auf alle Anerkennung des Königs verzichtet, als —"

„Es iſt nicht zu ändern, Freund. — Eins

können Sie indeß thun. Eilen Sie sogleich zu Terray und sagen Sie ihm: Jemand wünsche, daß der Herzog von Orleans nicht zum zweiten Male Zutritt in Versailles erhalte und gewisse alte Uebereinkommen ganz genau befolgt würden, sonst — Publication einer gewissen Geschichte von den Ursulinerinnen. Das sind Sie den Prinzessinnen und dem Dauphin schuldig!" —

„Gut, gut, wo treffen wir zusammen?"

„Im rothen Roß, bei Madame Paulmier, mit der Seine Majestät vor Zeiten die bekannte Affaire hatte; sie führt einen guten Tisch, sagt man. — Da sind wir! Adieu, Papa!" —

„Leben Sie wohl, Caron, ich habe nie mehr für Ihr Glück gebetet, als heute!"

„Erst zu Terray, Bester, dann beten Sie weiter; der liebe Gott läuft uns nicht fort!" — Er sprang aus dem Wagen, nahm die Harfe und schritt in's Portal. —

In dem hintern Theile des Schlosses von Versailles, jener runden Mittelfront, Oeil-de-boeuf genannt, welche die Perspective des Palastes von Versailles abschließt und dessen Rückseite in den königlichen Lustpark hineinragt, lagen, nach letzterem hinausgehend, die Zimmer der Allgebieterin, der Marquise de Pompadour. Sie hielt

den König, den Hof, das Reich in ſclaviſchen Banden, und was weder die Mailly, noch Chateauroux, Damen vom höchſten Adel, je erlangt, hatte dieſe Frau von bürgerlicher Herkunft durchgeſetzt, nämlich eine Servilität, eine Etiquette von Jedermann, ſelbſt den höchſten Perſonen, wie ſie ſtrenger ſogar eine Maintenon nicht geübt, die doch Ludwig XIV. angetraut geweſen. Die Marquiſe hatte eine Schaar von Damen, Höflingen, Lakaien, Schweizern und Garden um ſich, welche von den geheimen Entrées bis in die Vorhöfe reichten, und ihr eine Unnahbarkeit verliehen, wie ſie kaum eine regierende Königin kannte. Nur den Herzögen und Prinzen war es geſtattet, über die große Freitreppe in die chambre royale, das königliche Audienzgemach, einzutreten, an welches die Salons der Favoritin ſtießen. Bloße Edelleute, und was nur zur Beamtung gehörte, mußten ſich bequemen, mit den Entrées ordinaires durch die Seitenflügel vorlieb zu nehmen. Bürgerliche wurden heimlich durch zahlreiche Gänge und Wendeltreppen, als ſchäme man ſich ihrer, eingeführt und achtlos in ein Nebencabinet poſtirt, bis ſie die Schelle der Dame, gleich wie ihre Bedienten, herbeirief. Als Caron beim dienſthabenden Officier ſich meldete, geſchah es ihm eben ſo.

Die Harfe ward von einem Lakaien vorauf getragen, und bald befand er ſich in einem kleinen Gemach der Hinterfront, das an das Toilettenzimmer der Marquiſe ſtieß und durch die doppelten dichten Sammetportièren der Thür von ihm getrennt wurde. Das Toilettenzimmer der Marquiſe, links an ihr großes, feenhaft-luxuriöſes Schlafgemach ſtoßend, in dem ſie außer dem Könige nur ihre Vertrauten, mitunter auch, wenn ſie leutſelig war, die Miniſter empfing, war nach der inneren Front zu vom Audienzgemach begrenzt, an welches die Zimmer des Königs ſtießen, welche die vordere Seite einnahmen. In dieſem Boudoir, dem Schauplatz aller Privataudienzen, befand ſich, von vier Fenſtern erleuchtet, die große, ſilberne, mit koſtbaren Spitzen verhangene Toilette. In einem Erkerfenſter ſtand der Marquiſe Schreibbureau, in jeder Zimmerecke war ein breiter venetianiſcher Spiegel angebracht, der bis zur Erde reichte, und verſchiedene Tiſchchen mit Büchern, Bildern und elegantem Allerlei ſtanden umher, um nach Bedürfniß bald da, bald dorthin gerollt zu werden. Kein Tabouret, kein Seſſel befand ſich im Gemach, außer dem Fauteuil der Marquiſe von demſelben himmelblauen Damaſt mit goldenen Lilien, welcher die Wände ſchmückte, die

außerdem mit Bordüren, Feſtons und Draperien von ächten weißen Spitzen decorirt waren. Man ſollte ſich vor dieſer Dame nicht ſetzen. Süße, betäubende Odeurs durchdufteten den Raum, und aus einem bronzenen Becken des Kamins ſtieg der Dampf von Weihrauch, Ambra und narkotiſchen Eſſenzen auf. —

Marquiſe de Pompadour, bereits Anfang der Vierziger, ſaß oder lag vielmehr in dieſem Seſſel, blickte träumeriſch in den Spiegel, beobachtete, wie Frau von Hauſſet, die Kammerfrau, ihre Coiffure von rothen Roſen beendete, und ſtrich, mit der Marquiſe de Hautecour und Chevalière de Vilaille einzelne Worte wechſelnd, glättend über ihre weiße Brocatrobe hin, oder ordnete nachläſſig ihre Spitzen. Sie war zur Sultanin geboren. Es hat wohl nicht leicht ein ſchöneres, verführeriſcheres Weib gegeben, als ſie. In ihrem reichen blonden Haar, das ſie mit Goldſtaub puderte, glich ſie einer Venus, bei der man nur bedauerte, daß „ſie zu ſehr bekleidet ſei," wie ein Höfling einmal ſagte. Allerdings alterte ſie jetzt. Die Friſche ihrer Haut war hin, die Röthe ihrer Wangen wurde künſtlich erſetzt, die Schläfe waren blau geädert, etwas Hektiſches lag in ihren Zügen, und ſie litt oft an Beklemmungen; deutliche Anzeichen

einer Krankheit, die sie sich selbst am eifrigsten zu verheimlichen strebte. Aber ihr Arm, ihr Hals und Nacken, ihr Busen, nach der Sitte der Zeit sehr entblößt, waren noch voll und schön, und Toilettenkünste verheimlichten alle die Mängel, welche Alter und Metier hervorgebracht. Sie blendete wenigstens, und was ihr an Jugendreiz abging, suchte sie an Energie und pikantem Geiste zu ersetzen.

„Sie meinen also, Hautecour, daß Choiseul nur deshalb auf eine Audienz Prinz Orleans' gedrungen, weil er in der Pairskammer an ihm eine Stütze zu finden, und in der Jesuitenfrage durchzudringen glaubt?" —

„Gewiß, Gnädigste, und zugleich Gelegenheit gegeben ist, das unruhigste und dem Throne nächste Haus zu abhängiger Unterwürfigkeit zu bringen, besonders aber die königliche Partei gegen den ruhelosen Dauphin zu stärken!"

„Mir gefällt indeß die Sache schlecht genug. Der König hat einen stillschweigenden, aber natürlichen Widerwillen gegen alle Orleans. Dies Geschlecht ist von einem königlichen Reichthum, seine Annäherung kann also nur auf andere ehrgeizige Pläne abzielen. Ich werde höflich sein, mich aber zu nichts verstehen."

„Man ſagt, Gnädigſte," warf Frau von Vilaille ein, „der Herzog ſei zwar von ſehr zweideutigen Geſinnungen, aber durch ſeine tollen Leidenſchaften, durch Liebe, Spiel und Modeſucht zu ernſtlichen Intriguen ganz unfähig. Sein Sohn Chartres ſoll viel mehr Verſtand beſitzen."

„Chartres? Pah, ein Bube von fünfzehn Jahren! Der alte Orleans hatte doch Intriguengeiſt genug, es mit der Oppoſition des Parlaments gegen uns zu halten, er hat mich doch überall bisher vermieden, ſei es Prinzenſtolz oder Koketterie mit dem Pöbel. In ſeinem Benehmen liegt Plan!"

„Das Planmäßige des Planloſen vielleicht!" lächelte d'Hautecour. „Er meidet den Dauphin, die Königin eben ſo, und iſt im Parlament Gegner Conti's. Sein Ehrgeiz beſteht im bloßen Aufſehnerregen!"

„Das ſcheint um ſo verdächtiger. Er will vielleicht eine beſondere Partei, eine Coalition, etabliren, und ſpeculirt auf die Zukunft," — ſie ſeufzte, „wie andere Leute auch! Es handelt ſich nur darum, wer ſchließlich klüger iſt, Choiſeul oder er!"

„Ich denke, der Miniſter!"

„Recht gut, liebe Vilaille, aber Gott behüte,

daß Herr Choiſeul auch wieder gar zu klug iſt! Das beſte Mittel wäre, einen durch den andern zu zähmen!"

Ein leiſes Klopfen machte ſich bemerkbar.

„Wenn es Chevalier Salvandy iſt, laſſen Sie ihn eintreten!"

Hautecour öffnete die Thür des Audienzſaals, der Kammerherr der Marquiſe trat ein.

„Der Herr Herzog von Orleans und Prinz Chartres, Hoheiten!" —

„Er hat ſeinen Sohn mitgebracht! — Entweder iſt das ſehr klug oder überaus dumm! Iſt Beaumarchais von Paris gekommen?"

„Noch nicht. Es iſt noch nicht ganz die Zeit!"

„Für einen Bürgerlichen immer! Sorgen Sie, daß ihm Niemand begegnet! Durch die Hintertreppe, ſagen Sie das Binet doch noch einmal, und laſſen Sie den Herzog allein vor. Sie können indeß Allerlei mit dem kleinen Chartres ſchwatzen, d'Atreuilles mag Ihnen helfen; es iſt immer gut, durch die Söhne die Väter kennen zu lernen!" — Sie lachte kurz auf und wollte die Hand zum Winke erheben.

„Einen Moment!" flüſterte Vilaille, „befehlen Euer Gnaden, daß wir bleiben oder gehen ſollen?"

„Ihr werdet bleiben. Poſtirt Euch ſo, daß

Ihr Orleans beobachten könnt, ohne ihn anzuſehen. Laſſen Sie Seine Hoheit ein, Chevalier!"

Die Damen hatten kaum ihre Plätze unweit der Wandſpiegel eingenommen, als die Thür aufrauſchte und der Herzog von Orleans eintrat. Seine Garderobe ſtrahlte in übertriebenſtem Luxus, und obwohl er kaum vierzig Jahre alt war, ſchönen Bau und leichte Tournure, ja ſogar ein gut gebildetes Geſicht hatte, ſo war ſeine Phyſiognomie doch halb die eines Hinterliſtigen, halb die eines vornehmen Wüſtlings, und wurde deſto widerwärtiger, je mehr er ſich den Anſchein der Liebenswürdigkeit zu geben ſuchte.

„Da haben Sie mich denn, meine Göttin!" und er küßte der Marquiſe die Hand. „Ich eile, Ihnen endlich die volle Huldigung zu widmen, zu welcher Sie mich ſtillſchweigend ſchon immer gezwungen haben!"

„Sehr ſchön geſprochen, Hoheit, aber dergleichen hat man ſo oft gehört, daß ein ſo geiſtreicher Prinz eigentlich doch eine neue Nuance wählen müßte, um mich zu beſtechen. Ich bewundere nur, daß Sie Ihre Huldigungen ſo ſpät anbringen, daß ſie veraltet ſind. Ohne Phraſe, warum nicht *eher*, wenn Sie kommen wollten, und — warum *jetzt*, wenn Sie vorher Gründe hatten, ſich abſicht-

lich in weiteſter Diſtanz zu halten? Ich liebe zu wiſſen, wie ich mit meinen Leuten ſtehe!"

Der Herzog lächelte, blickte im Zimmer umher und ſah ſich durch die Spiegel beobachtet. „Sie belieben ſo präciſe zu fragen, gnädige Frau, daß ich nur dann aufrichtig antworten kann, wenn Sie mir ein tête-à-tête gewähren!"

„Das iſt ſchwerlich ein genügender Grund, Hoheit. Die Damen Hautecour und Vilaille ſind meine Vertrauten, die Ihren Argwohn am wenigſten verdienen, auch kann dieſe Unterredung ſchwerlich einen gar ſo geheimen Charakter haben, daß man ſie als Conſpiration nehmen könnte, denn eine — politiſche Berathung iſt ſie doch wohl nicht."

„Wie Sie befehlen, ſchöne Frau! — Die Stellung des Hauſes Orleans iſt unabhängig, und da es dem Könige ſo nahe ſteht, aber doch von jeher ſehr ungerecht eines Ehrgeizes beſchuldigt worden, der bisher durch nichts bewieſen ward —"

„Ei, ei, Hoheit, ſoll ich Ihnen etwa eine Liſte der Intriguen vorlegen, die ſeit Gaſton, Ihrem Ahnherrn, gegen die Bourbonen Sitte geweſen?"

„Nun, wenn man Jeden für ſeine Ahnherren verantwortlich machen wollte, würde Niemand weder Fiſch noch Fleiſch ſein!"*)

*) Ni de poisson ni de viande!

„Sehr witzig, Prinz, aber wenn man nicht wie Sie hohe Vorfahren hat, die unter die reinen Vierfüßler gehören, ſondern nur geringes Fiſchgeſchlecht iſt, ſo iſt man auch für ſich allein verantwortlich. Ihre Stellung im Parlament war Seiner Majeſtät nie freundlich!"

„Und Seine Majeſtät war es auch meinem Hauſe nie. Ausgeſchloſſen von irgend welcher Bedeutung, mußte ich ſie in mir ſelbſt und meiner Stellung als erſter Pair finden!"

„Die Ihnen Conti, Aiguillon und Richelieu oft ſauer genug gemacht haben! Nun, ich rechte mit Ihnen nicht, noch bin ich empfindlich. Ich freue mich vielmehr, Sie zu ſehen und von Herrn von Choiſeul die Verſicherung erhalten zu haben, daß Sie ſich mit Ihrem Einfluß der königlichen Regierung anzuſchließen wünſchen. Da man Ihre große Begabung in Behandlung der Geſchäfte zu würdigen weiß, ſo wird dem König Ihr heutiger Schritt ſicher nur eine angenehme Ueberraſchung ſein."

„Es kommt indeß darauf an, Madame," lächelte er, „daß man ſich entſchließt, der Volksſtimme, welche ſeit dem Attentat Damien's ſo laut geworden, und dem Parlament einmal energiſch entgegen zu kommen!" —

„Dem Volke kommt man niemals entgegen!"

„Ah, Madame, das hindert doch nicht, daß man freiwillig einen Schritt thun kann, auf dem man mit der Nation zusammentrifft, den armen Leuten müßten Sie schon in der Etiquette etwas nachsehen!"

„Und dieser Schritt ist?" —

„Die Jesuiten fortzujagen!"

„Ah, das ist deutlich!" —

„Damit hätte der schlimmste Streit zwischen Parlament und Klerus ein Ende und —"

„Die Philosophie käme obenauf?"

„Ihr diesen Wahn zu benehmen, schlage ich vor, dieses Buch hier zu verdammen. Es ist von Rousseau, „Emil" heißt es. So eben kam es aus dem Druck und — sagt geradezu eine Revolution voraus!" —

„Die Revolution?!" — Sie ergriff das Buch heftig. „Ich werde es lesen und an Maupeau, den Parlamentspräsidenten, schicken! Der Schlag gegen die Jesuiten wird indeß auch den Dauphin treffen, sagt man. Er ist ein sehr — frommer Prinz, so eine Art stiller Mineur, und seit dem Attentat ist seine Haltung recht unklar!"

„Das ist sie, und verwickelter vielleicht, als man denkt. Eins nur ist gewiß, er haßt Ihre

Politik und Sie ſelbſt, wie Choiſeul und meine Wenigkeit, weil ich die Kirche nicht liebe. Auch treibt er allerlei Dinge, die weder mit den Jeſuiten, noch unſerer Politik übereinſtimmen.“

„Wie ſo?“ —

„Er hat oft den Locke unter'm Kopfkiſſen!“

„Den Locke?! — Sie wiſſen ſehr genau in ſeinem Schlafzimmer Beſcheid, Seigneur? Sollte er ſeit dem Jahre 57 einen Sprung zu den Philoſophen gemacht haben?“ —

„Zu den eigentlichen Philoſophen, Leuten wie Raynal, Holbach, Diderot, nicht! Aber es ſollen mitunter wunderliche Dinge in Trianon vorgehen. Jedenfalls iſt für die alte Ordnung Alles von ihm zu befürchten. Er iſt ſtill, ernſt, heuchelt patriarchaliſche Bürgertugend, und weiß beſtimmt, was er will!“ —

„Und Sie glauben,“ ſagte die Marquiſe erregt, „das entdecken zu können? Orleans, Sie wüßten längſt mehr als jeder Andere, und kämen jetzt erſt“ — ſie bedeckte ihr Geſicht mit der Hand, ein unerklärliches Angſtgefühl packte ſie.

„Theuerſte Frau, Sie ſind unwohl! Geſtatten Sie!“ Er zog ein Flacon und präſentirte es ihr geöffnet. —

Sie fuhr auf — ſah das Fläſchchen und

dann ihn an. — „Ich danke, Hoheit, ich habe meine eigene Essenz! Fremde — Parfüms schaden zu leicht! Epinay, geben Sie mir doch das Riechsalz!"

Während die Marquise es von ihrer Dame nahm, blickte sie Orleans unverwandt an. Er ward blaß —

„Ich wußte nicht," sagte er unsicher, „daß Ihre Nerven so empfindlich sind. Da der Anfall jedoch vorüber scheint, so erlauben Sie mir, auch Ihren Geist zu beruhigen, und Sie zu versichern, daß wir im rechten Augenblick schon mit allen Gegnern fertig werden. Ich hoffe, Sie halten sich fortan von meinem besten Willen überzeugt! — Ich bin der ergebenste Diener Seiner Majestät!" Er küßte ihre Hand.

„Ich danke Ihnen, Hoheit. Ich werde kein Wort dieser Unterredung vergessen und Alles erwägen!"

„So gestatten Sie noch, Ihnen meinen Sohn Chartres vorzustellen? Ein tolles Kind zwar, aber unbefangen wie die Natur selbst. Er wird ein guter Unterthan werden, sobald erst die Narrheit der Jugend gewichen ist!" —

„Mit großem Vergnügen! Bitten Sie Monsieur Chartres herein, liebe Vilaille!"

Die Dame ſchritt hinaus und kehrte ſogleich, die Thür öffnend, zurück.

Auf der Schwelle erſchien ein Knabe in roſa Atlas gekleidet, etwa fünfzehn Jahre, Orleans' Ebenbild. Sein Geſicht war ungleich ſchöner, aber blaß und ſeine dunklen Augen glühten.

„Mein Sohn, Frau Marquiſe!"

Die Pompadour wendete ſich lächelnd zu ihm.

Kaum hatte ſie indeß der junge Menſch erblickt, als er ſich entzückt zu ihren Füßen warf und ihre Hände mit Küſſen bedeckte. „Ach, wie ſchön, wie engelſchön ſie iſt, Papa! — Sie haben recht, es iſt eine gefährliche Frau für junge Herzen!" —

„Ei, mein Bürſchchen, Sie ſprechen ſchon ſehr galant für ihr Alter!" lachte die Marquiſe.

„Kann ich dafür, gnädige Frau, daß ich in Ihrem Anblick fühle, wie ich ein Mann werde?! Oh, mein Gott!"

„Unſinniger, was wagſt Du!" und Orleans riß ihn empor. „Du ſtehſt vor der größten Frau Frankreichs!! Verzeihen Sie nur dem Unnützen, Gnädigſte!" bat Orleans.

„In der That," lächelte die Marquiſe halb erſchrocken, „der arme Knabe muß mehr unter Frauen, damit er etwas Manier lernt. Bringen

Sie ihn nur wieder mit, er muß ſich ja wohl erſt an mich gewöhnen. Adieu, lieber Herzog!"

Orleans küßte ihr lächelnd die Hand, Chartres verbeugte ſich tief. Als Beide jedoch nach der Thür ſchritten, bemerkte die Marquiſe durch den Eckſpiegel, wie der Vater den Sohn ſtarr anſah, dieſer ihm aber ein Geſicht wie im Ekel ſchnitt und die Zunge bläkte. —

„Einen Augenblick noch, Herzog!" Sie ſtand auf und wendete ſich.

„Prinz Chartres, ich möchte Ihnen noch etwas ſagen!" —

Chartres eilte ſtrahlend zu ihr zurück.

„Das iſt für Deine Lüge!" Sie gab ihm eine Ohrfeige. „Du wirſt der größte Schuft Deines Hauſes werden, und das will viel ſagen! Wir ſind mit einander fertig, Herr Orleans! So lange ich lebe, ſieht Sie Verſailles nicht wieder, ich bin etwas zu alt zum Comödienſpiel!!" —

„Ich will mich danach richten, Madame!!" — Orleans faßte ſeines beſtürzten Sohnes Arm und führte ihn hinaus. —

Als er mit ihm im Wagen ſaß, zog er haſtig die Vorhänge zu, dann gab er ſeinem hoffnungsvollen Sohne eine Ohrfeige auf die andere Backe.

„Dieſe beiden Ausrufungszeichen in Deinem

Geſicht, Freund, mögen Dir ſagen, daß Du Deinen Vater compromittirt und Deine Carrière ruinirt haſt! Vorläufig, Herr Sohn, werd' ich Dich von Saint Sulpice unter die Aufſicht der Marquiſe de Vendatour bringen, die Dich Routine und Kälte lehren ſoll. Ich habe die Macht, Dich zum Bettler zu machen, Burſche, Dich auf ewig einzuſperren, ja, ich werde — noch mehr thun, wenn Dir nicht endlich der tolle Kopf kühl wird!" —

„Sie wollen mich wohl auch an dem Fläſchchen riechen laſſen, daß —"

„Schweig, Elender, — ſie roch nicht daran!"

„Nun begreife ich erſt beide Ohrfeigen!"

„Hoffentlich auch die Lehre, daß es das Dümmſte von der Welt iſt, ſeinen Triumph zu zeigen! Wenn Du nicht einmal genug Selbſtſucht haſt, um vorſichtig zu ſein, ſo wirſt Du auch nie des Glanzes würdig werden, für den ich Dich erzogen, dann aber bedarf ich keines Sohnes!"

„O gewiß, ich war ein entſetzlicher Dummkopf! Aber der Ekel vor ihrer bunten Haut kam über mich, ich mußte ihm Luft machen!"

„Du mußt vor nichts Ekel empfinden, Narr, was Dir nützen kann! Sei im Vergnügen dafür wähleriſch. Ich werde Dir nächſtens ein paar Quartiere im Temple zeigen, damit Du Dich

an Alles gewöhnſt! Ohne ſtarke Nerven wirſt Du einſt untergehen, wenn die tolle Zeit einmal erſt unter den Bourbonen aufräumt!" — —

Während dieſer ſeltſamen Straflection, die ein prince du sang ſeinem einzigen Sohn ertheilte, ging die Marquiſe höchſt erregt und unter ſehr verſchiedenen Gefühlen im Zimmer auf und ab. Halb war ſie alterirt und erzürnt, daß ſie ſo getäuſcht und beleidigt worden, halb befriedigt von der ungeheuern Blöße, die der Sohn dem Vater gegeben. Dieſe Frau empfand nun eine Art Grauen, eine ſchmerzhaft peinliche Empfindung, welche ihr ſonſt fremd zu ſein pflegte. Sie blickte ihre noch ganz beſtürzten Damen hin und wieder an, aber fragte ſie nicht. Bald lachte ſie bitter auf, bald murmelte ſie zwiſchen den gepreßten Lippen Verwünſchungen oder Beſorgniſſe. Ihr Zuſtand hatte etwas beängſtigend Krankhaftes, war der Ausdruck eines geiſtigen Leidens, das ſie nervös aufreizte und ſchüttelte.

Plötzlich ſtand ſie ſtill, — ein Geräuſch im Nebenzimmer hatte ſie erſchreckt. Sie ſtarrte vor ſich hin. Dann zuckte ſie auf. „Man rufe den Binet!!" —

Während d'Hautecour hinauseilte, den königlichen Kämmerling zu rufen, ward das Antlitz der

Marquiſe finſter, unheilvoll; es nahm den Ausdruck äußerſter Entſchloſſenheit ein.

Binet, ein alter Vertrauter der Liebesaffairen des Königs und leiblicher Vetter der Marquiſe, erſchien gebückt vor ihr, von Hautecour begleitet.

„Beaumarchais iſt wohl dort drinnen?“ flüſterte ſie, nach der Portière deutend.

„Gewiß, Madame. Sie haben es ausdrücklich ſo beſtimmt.“

„Wann kam er, und wie lange befindet er ſich da?“

Binet zog die Uhr. — „Er folgte den Herzögen faſt auf dem Fuße, alſo ſeit einer halben Stunde. Ich glaubte, die Frau Marquiſe wollten Monſeigneur Orleans im Schlafcabinet empfangen, da er zur königlichen Verwandtſchaft gehört?“

„Sie haben ſich wieder einmal geirrt, mein Freund, und ich hatte über dieſen — Orleans den Lecteur der Prinzeſſinnen vergeſſen. Das iſt ein Unglückstag! — Geben Sie dem Gardecapitän Ordre, vier Mann bereit zu halten, um dieſen Beaumarchais nach der Baſtille zu bringen; ich werde den Arreſt ausſtellen. Doch laſſen Sie den Capitän nicht eher eintreten, als auf ſpecielle Ordre; — es iſt möglich, die Sache wäre nicht

ſo ſchlimm; man muß Aufſehen vermeiden. Der König iſt auf der Jagd?" —

„Er ſetzte ſich gleich nach der Rückkehr von Paris zu Pferde, und wird in Choiſy ſpeiſen."

„So inſtruiren Sie den Capitän." —

Mit demſelben gleichgültigen Ernſt, wie er gekommen, verbeugte ſich Binet und ging. Er hatte eines jener leeren Geſichter, hinter denen ſich alle Gedanken räthſelhaft verbergen.

„Treten Sie in mein Schlafcabinet, meine Damen. Mit dieſem Manne muß ich allein ſein. Ich werde die Glocke ziehen, wenn ich Sie brauche." —

Die Marquiſe war allein. — Sie ſetzte ſich in den Fauteuil vor ihren Spiegel, nahm eine maleriſche Stellung ein und gab mit der Glocke ein Zeichen.

Die Portière theilte ſich, Beaumarchais ſtand vor ihr. —

„Die Zeit iſt Ihnen wohl ein wenig lang geworden, mein Herr?"

„O nein, Frau Marquiſe. Einem aufmerkſamen Beobachter wird in dieſer Welt die Zeit nie lang!"

„Sie ſind mir ſeit lange im Gedächtniß, und es amüſirt mich, Sie mir nun gegenüber zu haben."

„Kaum kann ich glauben, daß Sie mich eitel machen wollen, denn das müßte ich werden, mag der Sinn Ihrer Worte für mich nun verbindlich oder drohend sein.“

„Sie wissen die Leute recht genau zu verstehen, Herr Beaumarchais. Mitunter sollen Sie sich aber doch in Ihren Berechnungen irren, so sehr man auch Ihr Glück im Finanzspiel rühmen mag.“

„Berechnungen, Frau Marquise? Zugegeben, daß mir viel Glück und ein wenig Kopf zu Vermögen verhalfen, aber was sonst ein Musikant zu berechnen hätte, außer richtigem Tact zu rechter Zeit, verstehe ich wirklich nicht. Sie haben mein Harfenspiel zu hören gewünscht, gestatten Sie —?“

„So entgehen Sie mir nicht, mein Herr! Sie gehören zu den Leuten, die in verblümten Redewindungen ihre Stärke suchen. Diese Plänkelei liebe ich nicht und sage Ihnen trocken heraus: Sie sind ein Emporkömmling und ein Intrigant dazu! Wie finden Sie das?“

Caron lächelte mit großer Seelenruhe. „Ah, Madame, ein Emporkömmling bin ich gewiß, in unserer Zeit ist ja das keine Schande mehr! Intrigant? — Mein Gott, um sich zu halten, wehrt

man ſich gegen ſeine Feinde und dient ſeinen Freunden!"

„Ha, Er weiß malitiös zu ſein und über Alles fortzuſchlüpfen! Aber wenn ich Ihnen ſage, liebſter Harfenlecteur, daß Sie früher Anſtrengungen machten, Choiſeul für das Intereſſe der Königin und des Dauphins durch gewiſſe verſteckte Mittel zu gewinnen, und gegen mich zu cabaliſiren, wie werden Sie das entſchuldigen?"

„Madame, Sie geruhen überraſchend offen mit mir zu reden, anſtatt einfach einen Mann zu vernichten, gegen den Sie ſolche Beweiſe haben. Das iſt doch ſehr auffällig!"

„Ich habe Luſt zu fragen, aber nicht zu antworten!"

„Das heißt, Sie geſtehen, daß Sie verlegen ſind?" —

„Impertinent!!"

„Ganz ungeheuer verlegen, und ich will Ihnen ſagen, warum. Choiſeul hat Ihnen von einer großen Intrigue Beaumarchais' geredet, um Sie den Werth ſeiner Freundſchaft recht empfinden zu laſſen, darin aber heuchelt er bedeutend. Sie würden mich beſtimmt vernichten, Madame, wenn Sie unläugbare Beweiſe hätten, und man den

Diener der Prinzeſſinnen ſo ohne Umſtände in die Baſtille ſetzen könnte."

„Mir ſcheint," und die Pompadour war höchſt erregt, „daß Sie die Unverſchämtheit als eine beſondere Tugend cultivirt haben! Da Sie indeß den Premierminiſter einen Heuchler vor mir nannten und nicht zu widerlegen vermögen, daß Sie gegen mich conſpirirt haben, begreifen Sie wohl, daß die Marquiſe de Pompadour mit aller Seelenruhe einen Haftbrief gegen Sie zeichnen kann, nicht wahr?" Sie erhob ſich vornehm, ſchritt zu ihrem Bureau, zog das Blanquet einer lettre de cachet heraus und ergriff die Feder.

„O, bemühen Sie ſich nicht, Madame! Ich werde meinen Haftbrief ſelbſt ſchreiben, haben Sie nur die Güte ihn zu dictiren!" Er trat herzu und wollte ihr galant die Feder abnehmen.

„Mein Herr!" rief ſie ſtarr, „Ihre Frechheit überſteigt die Grenzen alles Erdenklichen!!" —

„Gar nicht, Frau Marquiſe. Ich bin ein Emporkömmling, und ſolche ſind immer unerſättlich. Bisher war ich nur glücklich, Sie ſind ja aber eben im Begriff, mich zu einer Berühmtheit erſten Ranges zu machen!"

„Ich, mein Herr? — Sie ſind ein Narr!"

„Glauben Sie denn aber nicht, daß die Ba-

ſtille mich zu einem großen Mann, zu einem Märtyrer macht? Voltaire und Diderot waren nichts, bis ſie geſeſſen hatten, und das iſt mit ein paar Jährchen doch nicht zu theuer bezahlt?"

„Man könnte das auf — Lebenszeit ausdehnen!"

„Auf Ihre Lebenszeit! Einverſtanden, denn was nachher kommt, weiß man doch nicht, hohe Frau?!"

„So ſagen Sie, Beaumarchais, daß ich nicht mehr lange zu leben hätte?!" rief ſie außer ſich.

„Wenn ich ſitze, gewiß nicht!"

„Menſch!" murmelte ſie ſchreckensbleich, „entweder biſt Du ein Dämon, oder der größte Charlatan der Erde!"

„Gott bewahre, Frau Marquiſe. — Sehen Sie, ich geſtehe aufrichtig, daß ich ein großer Thor geweſen, mich einmal gegen Sie brauchen zu laſſen. Nie wäre es geſchehen, hätte ich Herrn Choiſeul und Sie recht genau gekannt. Ich pflege zwar nie offen zu ſein, am wenigſten wo ich Gefahr ſehe, aber, Madame, ich will's, ausnahmsweiſe, wenn Sie einen Vergleich wünſchen?"

„Und ſeine Bedingung?"

„Ich rede Ihnen gegenüber aufrichtig. Was ich verſchweigen muß, will ich Ihnen redlich als

Geheimniß bezeichnen, das zu entweihen nur Ruchloſigkeit vermag, dafür verlange ich nur, daß keine Macht der Erde mich in die Baſtille bringen ſoll, ſo lange Sie leben, denn ich habe, ehrlich geſagt, keinen rechten Appetit auf Ruhm und Unſterblichkeit!"

Sie warf die Feder hin. „Wenn das nicht das Sonderbarſte iſt, was mir begegnet, ſo habe ich nichts erlebt! Gut denn, mein Wort! So lange ich athme, ſoll Niemand Sie beläſtigen. Was wiſſen Sie von meinem Tode?"

„Nehmen Sie ſich doch künftig vor gewiſſen — Flacons und allen Odeurs in Acht!" —

„Sie ſind doch ein Mann von Ehre, Beaumarchais!" flüſterte ſie bleich und faßte bewegt ſeine Hand. — „Sie — Sie haben es auch bemerkt?" —

„Und die Fratze des Sohnes! — Schweigen Sie, wie der Tod, Madame, verbieten Sie Ihren Freundinnen ja, davon zu ſprechen, und laſſen Sie alle Gerüche von ſich verbannen!"

„Ich werde es! Aber erklären Sie mir Ihr Benehmen! Sie ſind Diener der Partei, die mich haßt, und Sie warnen mich. Sie verleumden Choiſeul, der mein Freund iſt, nachdem Sie ihn fruchtlos für die Königin gewinnen wollten. Be-

weiſen Sie mir, wie man das kann, und — doch ehrlich ſein!"

„Ich war arm, Marquiſe, und von Schurken bedrängt, als die Prinzeſſinnen ſich meiner annahmen. Würden Sie weniger dankbar geweſen ſein und für Ihre Retterinnen nichts gewagt haben?" —

„Zugeſtanden!" —

„Ich haßte Sie, wie man Den haſſen muß, über den alle unſere Freunde klagen; iſt das ſchurkiſch?"

„Nein, aber Sie haßten, was Sie nicht kannten, und unternahmen etwas, was Sie nicht verſtanden!"

„Ich war eben ein Neuling!" —

„Und die Jeſuiten hatten Sie noch nicht genug geſchult!"

„Die Jeſuiten mich? Haha, ich bin bisher weder bei den Prinzeſſinnen noch dem Dauphin einem von ihnen begegnet, und ich habe ein Mittel, ſie mir excellent vom Leibe zu halten, das iſt jedoch mein Geheimniß!"

„Aber ich bitte Sie? Die Umgebung des Dauphins, die Leute von St. Sulpice, die Moliniſten!"

„Das hat Ihnen und dem König natürlich Choiſeul auch vorgeredet. Halten Sie Ihren

Gegner immerhin für was Sie wollen, nur halten Sie den Dauphin, die Prinzeſſinnen und die Königin nie für ehrlos. Sie könnten ſich verrechnen?"

„Aber ſie ſind bigott, es iſt bekannt genug, welche Leute —"

„Einſt dort ein und aus gingen; einſt! Man gab den Dauphin der alten Vendatour und den Jeſuiten zur Erziehung, ſeine tiefe Frömmigkeit ließ ihn nicht ahnen, mit welchen Leuten er zu thun hatte. Das Attentat Damien's, der ſchimpfliche Mißbrauch ſeines hohen Namens hat ihn ſeit dem Jahre 57 aufgeklärt. Fromm iſt er, aber kein Jeſuit; im Gegentheil ſogar, -- doch, das iſt des Dauphins Geheimniß."

„Und ſo iſt der Prinz etwas ganz Anderes, als ich geahnt? Er und ſeine Leute würden den Fall der Jeſuiten nichts entgegen ſetzen?"

„Schwerlich!"

„Und was erwartet man von ihm nach des Königs Tode?"

„Das — werde ich Ihnen nicht ſagen. Aber dies kann Ihnen doch viel gleichgültiger ſein als die Frage, was — Sie von ihm dann zu erwarten haben!"

„O, die tiefſte Erniedrigung, die bitterſte Beſchimpfung, welche der Sieger ſeinem Opfer nur auferlegen kann!" —

„Madame, das bezweifle ich sehr bestimmt. Er wird in Ihnen, ich gebe mein Seelenheil darum, die Gefährtin seines Vaters schonen, an der er wenigstens dessen Asche hochachtet. Der Dauphin, Marquise, hat Gemüth und hält auf die Dehors!"—

„Das — das wüßten Sie ganz gewiß, Beaumarchais?!"

„Man könnte es Ihnen sogar — schriftlich verschaffen!"

„Sie? — Mein Gott! — Wenn Sie wahr reden, wie wird mein Herz Sie segnen! Ich — ich bin nicht ganz so schlimm, als mich die Leute machen!" Thränen strömten aus ihren Augen. Plötzlich sah sie Caron aber starr an. „Der Dauphin ist indeß leidend. Er hat öfters, so sagt man, Anwandlungen wie ich, wenn — wenn er eher stürbe?"

„Dann, Madame, würde ich mich für immer im Privatleben begraben!" Er senkte ernst das Haupt. — „Doch nein, nein! Es giebt auch eine Manie, zu schwarz zu sehen. Sie könnten viel dazu beitragen, sich, ihn, uns Alle zu erhalten. Trauen Sie nur Choiseul nicht, sag' ich Ihnen; vor Orleans brauche ich Sie nicht mehr zu warnen."

„Choiseul — und wieder Choiseul! Reden Sie deutlich!"

„Nun, er ist ein Schurke, obwohl er nur der Strohmann Orleans' ist. Er hat die Premierschaft nun erreicht, hör' ich, durch Sie erreicht. Jetzt wird er sich zum Alleinherrscher machen."

„Beaumarchais, Sie lügen! An des Königs Seite steh' ich!"

„Und wenn Sie — todt sind, Choiseul's Schwester, Madame de Grammont. Nehmen Sie sich nur vor den — Flacons in Acht!" —

„Unseliger, Sie lassen mich in ein fürchterliches Gewebe blicken. Und was ist zu thun?!"

„Ich werde es Ihnen sagen," flüsterte er, „wenn ich mit dem Dauphin gesprochen habe. Wenden Sie Ihre Zeit ja an, den König mit ihm zu versöhnen, halten Sie Terray und Maupeau im Auge, denn sie sind mit der Vendatour und den Jesuiten, wie mit Orleans in Verbindung. Lassen Sie Choiseul dem König nie allein Vortrag halten. Bei dem Allen ist ja nur eine Frage: Bourbon oder Orleans! Es könnte ein Tag kommen, wo er Ihnen die — Ohrfeige bezahlte!"

„Sie werden von der Scene schweigen?"

„So lange Sie mich nicht in die Noth versetzen, es sagen zu müssen, um dem Schlimmsten vorzubeugen!"

„So werden wir fortan Freunde sein?" —

„Das iſt nun wieder unſer Geheimniß! Ich rathe Ihnen, überall zu ſagen, ich ſei ein höchſt boshafter und unausſtehlicher Menſch!"

„Ich wollte Sie aber dem König zum Adel vorſchlagen, wegen des — Flacons!"

„Pah, das iſt eine Narrheit!" —

„Nein, es muß geſchehen, damit ſie ungehindert Entrée haben. Man muß für Sie eine Würde ausſuchen, die Sie berechtigt, mich, ſo oft es nöthig iſt, zu ſehen!"

„So machen Sie, was Sie wollen, Frau Marquiſe. Sagen Sie nur, Sie könnten mir allein nur mit dieſer Würde und fortgeſetzter Freundlichkeit die Nichtveröffentlichung eines entſetzlichen Pamphlets gegen Sie und Choiſeul abkaufen, denn Sie werden wohl glauben, daß für mich nichts leichter wäre, als eins zu ſchreiben und in London drucken zu laſſen."

„Dieſer Gedanke iſt vortrefflich! — Sie jagen den Leuten wohl gern Angſt ein?"

„Es iſt ja das ſicherſte Mittel, emporzukommen! Sind Sie noch für mein Concert geſtimmt?"

„Heute nicht! Ihr Spiel würde mich traurig machen. Ich bin oft — ſehr traurig!"

„Ich glaube Ihnen, verehrte Frau! Vielleicht

macht Ihnen das Bewußtſein, einmal etwas — Gutes zu wollen, Freude!"

„Ich will es verſuchen, aber — ich glaube nicht an das Gute! — Genug!" Sie reichte ihm die Hand und erhob ſich. „Alſo nächſtens!" — Sie ſchellte dreimal. Der Gardecapitän der Schweizer trat ein und ließ die Thür offen.

„Marquis, begleiten Sie den Chevalier Caron de Beaumarchais bis zum großen Portal und laſſen Sie ſalutiren! Er iſt ſeiner Verdienſte wegen zum Oberjägermeiſter von Varenne du Louvre an Stelle des verſtorbenen Herrn von Cabran ernannt!"

Der Officier griff militäriſch an den Hut, die Lakaien ſtürzten vorauf und öffneten dem Lecteur den Schlag. Als ſeine Equipage durch den Schloßhof fuhr, ſalutirten die Schweizer. —

„Was haben Sie mit dieſer Frau erlebt?!" rief Duverney, als er in's rothe Roß kam.

„Sehr viel. Laſſen Sie mich lieber ſchweigen, es iſt beſſer. Aber was ſagen Sie, Papa, ich bin nun von Adel, kann mich Chevalier und Oberjägermeiſter von Varennes tituliren!?"

„Was Teufel! Sind Sie toll?" —

„Gott bewahre, Schatz. Damit hat ſie mir ja

ein Pamphlet abgekauft, das ich gegen ſie und den neuen Premier in London drucken laſſen wollte. Mit der Peitſche in der Hand redet man immer am beſten zu dieſen Leuten!!“

2.

Coralie Raucourt.

Den ersten Stock des Pigeonnier nach der Rue Bertau hatte, wie erwähnt, die allbewunderte Soubrette der königlichen Oper inne, und zwar zum geheimen Aerger, Neid und Skandal sämmtlichen Gevögels, das diesen weiten Schlag bewohnte. Sie war die Aristokratin, der Papagei unter ihm, welcher stets in Gefahr stand, gleich einem fremden Eindringlinge unter Sperlingen, gerupft zu werden. — Demoiselle Raucourt war vordem nichts Besseres gewesen, als ein Pariser Straßenmädchen, ein weiblicher Gamin voll ausgelassener Frechheit, die außer ihren Lumpen nichts hatte als ein hübsches blühendes Gesicht, frische, halb entwickelte Reize und eine silberhelle, biegsame Stimme, mit der sie die schrillen Fisteltöne ihrer

bettelnden, klimpernden Mutter in den Straßen der Residenz accompagnirte. Zeitig genug über ihre verschiedenen Anlagen belehrt, mit den Lastern bereits bekannt, welche Elend und Vagabondenthum in einer großen Stadt erzeugen, wäre wahrscheinlich nichts aus ihr geworden, als höchstens eine Choristin für die hochtrabenden Opern des berühmten Rameau, welche, wie die „Fêtes de Ramire," „Hippolyte," „Princesse de Navarre" und „Temple de la Gloire," viel Paukenschall, Chöre und Aufzüge, also eines starken Personals bedurften. Sie setzte ihre Bänkelsängerei indeß ziemlich unbeachtet fort, und empfing die Huldigungen eines Commis, der sich sterblich in sie verliebte und sicher geheirathet haben würde, wenn er nur Vermögen gehabt hätte. Um diese Zeit wurde der altfranzösischen Tirademusik, der pathetischen Ton-Pompa, dem Generalbaß und Allem, was bisher als classisch gegolten, durch die italienische Buffonis das Lebenslicht vermöge jener komischen Opern ausgeblasen, die, eine Uebertragung der italienischen Maskenspiele des Gerardi in's Musikalische, den rohen Naturlaut gegen Coloratur und Cadenz, eine tolle Ironie und Lustigkeit gegen die lederne Breite Rameau'scher Recitative siegreich in die Schranken führten. Paris

ward elektrisirt! Da die Pompadour nun den Rameau, die Königin aber die Buffonis protegirte, ward fast eine politische Frage daraus; das Publikum nahm für den Geschmack der Königin Partei und die Italiener siegten. Dieser Enthusiasmus dauerte etwa von 1753 bis 56. Die Italiener zogen endlich ab, so sehr auch ihr Spiel und ihre Musik gefallen hatten, denn nachdem der Mode-Enthusiasmus verraucht war, entdeckte man, daß ihr Dialog nicht zu verstehen sei. —

Demoiselle Raucourt's Geliebter konnte freilich seiner Trauten keine glänzende Zukunft bieten, aber er verdiente doch genug, sie unterstützen und etliche Male zu den vielgenannten Buffonis führen zu können. — Welch ein Wunder! Die Kleine konnte nicht allein die hauptsächlichsten Arien nach dem ersten Anhören auswendig, sondern wußte auch die Italianos mit ihren Lazzis höchst drollig zu copiren. Fortan sang sie sämmtliche beliebte Stücke derselben vor dem Straßenpöbel und machte ihre Mätzchen dazu. Das zog! Mutter Raucourt und Tochter machten viel bessere Geschäfte, und als sie eines Tages unter den Fenstern des jungen Musikers Duni sangen, ließ er das Mädchen heraufkommen, schloß mit ihr sofort ein Abkommen, und sie trat darauf in Rousseau's „devin de

village," dann in Paesiello's Operetten im Palais royal auf. In Duni's berühmtem „Milchmädchen" aber, das er eigens für sie schrieb, errang sie für sich wie ihn einen rasenden Triumph. Sie wußte die unverschämte Keckheit der modernen Rigolboche mit wunderbar gedankenloser Kindernaivetät zu verbinden, ihre jetzt erblühenden Reize mit fast spanischem Feuer zu zeigen, und dann erschreckt, wie eine attrapirte Taube, abzufliegen — kurz, sie war ein Teufelsweib mit einer Sirenenstimme, deren geringe Schule sie durch Drolerieen verdeckte, welche ihr nachzumachen eben so geschmacklos wie vergeblich gewesen wäre. In der Scene des Milchmädchens, während sie Wasser aus dem Straßenbrunnen in den Zuber pumpt und das Knarren des Schwengels in tausend Variationen modulirt, um die Liebeswerbung eines alten Abbés zu persifliren, dröhnte das Haus vor Jauchzen, sie wurde das enfant cheri von aller Welt. — Sie verlor im Glück indeß ihre fünf Sinne nicht, denn sie wußte genau, was sie wollte. Obwohl sie Debrelon, ihren getreuen Commis, nicht heirathete, nahm sie ihn doch für immer zu sich, nachdem er sich wie ein vernünftiger Mensch darein gefunden, in ihr eine gefällige Freundin hoher Herren zu respectiren. Sie hätte, ihren Colleginnen ähnlich, im

beſten Quartier von Paris leben und ein großes Haus machen können; ſie verſchmähte es aus guten Gründen. Mit dem ausgeſuchteſten Raffinement, der Grazie und Tücke einer Phryne ausgeſtattet, war ſie nicht nur die gefährlichſte Bekanntſchaft, welche jemals ein Mann in ſorgloſer Leidenſchaft machen konnte, ſie wußte ſich auch mit ſeltener Geſchicklichkeit in den Beſitz von Geheimniſſen zu bringen, welche ihre Opfer in Abhängigkeit zu ihr brachten und ſie in die tiefſten Intriguen einweihte. Dieſer ihrer eigenthümlichen Beziehungen wegen und um unbeobachtet und nicht genirt zu leben, hatte ſie das ſchmutzige Templeviertel und das weitläufige Pigeonnier zum Sitz gewählt, wo ja der Ausgänge ſo viele und der fabelhaften Individuen noch mehr waren. Oft ganze Nächte hindurch ſtrahlten ihre Hinterfenſter vom Kerzenſchein. Muſik und Tanz, Orgie und Lied, Wein und Liebe, köſtliche Gerichte und derbe Zötchen hielten da ihren ſtehenden Carneval, an welchem Theil nehmen zu dürfen das Entzücken des lüderlichen Hofadels und der vornehmen Söhne reicher Leute wurde. Solch ein Leben erweckte natürlich die Neugier und den Neid des umwohnenden Proletariats, und trieb daſſelbe zu allerhand Nachforſchungen, die oft Reſultate hatten,

welche Demoiselle Coralien unangenehm zu werden drohten. Coralie war indeß wohlthätig, verschwenderisch sogar. Sie ließ die Leute, welche ihr gefährlich werden konnten, für sich und ihre Gönner arbeiten, oder machte bösen Zungen kleine Geschenke, natürlich mit der Bedingung, zu schweigen und gewisse Dinge nicht zu sehen, kurz, die Soubrette hatte sich durch Strafe und Belohnung zum Gouverneur des Pigeonnier emporgeschwungen, zumal der Wirth des Hauses, um sich nicht den Haß der männlichen Aristokratie auf den Hals zu hetzen, ihr die weitesten Privilegien eingeräumt hatte. —

Das war die Dame, um deretwillen Anfangs des Jahres 1763 ein Mann um die Mittagsstunde einen Miethwagen in der Straße St. Martin verließ, sich dicht in den Mantel hüllend, das Gäßchen Clairvaux hinabeilte und im westlichen Thor des Pigeonnier verschwand. Er schritt nicht nach der Haupttreppe des ersten Stockes, sondern quer durch den Hof nach dem Winkel zu der Hintertreppe, welche bis zu der früheren Mansarde Beaumarchais' und Morelly's führte. Dicht vermumt, klopfte er an der Hinterthür von der Sängerin Wohnung, und ward durch einen hübschen Mann von etwa dreißig Jahren, und sehr zier-

lich gekleidet, eingelaſſen, welcher ſich, ſobald ſein Gaſt den Mantel vom Geſicht zog, tief und ſtumm verbeugte.

„Iſt die Kleine zu Haus?“ fragte der Beſucher kurz, indem er ſich in einen Seſſel des zierlichen kleinen Zimmers warf.

„Sie iſt zu Hauſe, Eure —.“ Der Gefragte hätte unfehlbar in tiefer Devotion den Titel genannt, hätte ſich die Hand des Andern nicht drohend erhoben.

„Ich habe Ihnen ein für alle Mal geſagt, Debrelon, daß ich mir jede Titulatur verbitte; im Pigeonnier heiße ich einfach — Monſieur Cloud; das klingt ſehr unſchuldig und koſtet Ihrem ſchwachen Kopf keine Anſtrengung. Ich erwarte, daß man dieſem Befehle pünktlich nachkommt!“ — Wenn Coralie zu Hauſe iſt, was thut ſie denn? Hat ſie — Beſuch, oder übt ſie eine Partie ein?“

„Sie iſt zu Hauſe und allein, Monſieur Cloud. Ich will ſie benachrichtigen.“

„Raſch, ich habe wenig Zeit!“

Debrelon verbeugte ſich ſtumm und verſchwand hinter einer Tapetenthür, die ſich geräuſchlos ſchloß.

Der Herr, welcher ſich „Cloud“ genannt wiſſen wollte und, ein Bein über das andere geſchlagen, in tiefes Sinnen verſenkt ſchien, war mittelgroß

und kraftvoll gebaut. Er trug ein bürgerliches Kleid von grobem grauen Tuche, seine Wäsche war hingegen fein und blendend weiß. Eine wohlgepuderte Beutelperrücke von Flachs bedeckte sein Haupt, und ein Stock vollendete seinen altväterisch derben Anstrich. Die große Nonchalance, ja Verächtlichkeit, mit der er sich benahm, ein Etwas in seinem Antlitz, das, ehrfurchtgebietend, Jedem wie eine bekannte Aehnlichkeit vorkam, zugleich aber der Ausdruck kalter, herzloser Berechnung in demselben, und das feurige kleine Auge, welches bei heftiger Erregung sich erweiterte und wie der Blick eines Raubthieres loderte, machten seine Erscheinung räthselhaft und zugleich furchteinflößend. —

Er war eben in die Notizen seines Taschenbuches vertieft, als Debrelon eintrat und höflichst anzeigte: „daß Demoiselle Coralie Sieur Cloud zu empfangen wünsche."

Ohne ein Wort zu sagen, stand derselbe auf, machte Debrelon eine Geberde, zurückzubleiben, trat durch eine Tapetenthür in das anstoßende üppige Schlafgemach mit dem Himmelbett von gelber Seide, und von dort in einen kleinen Salon, wo unter Noten, Rollen und Garderobenstücken Demoiselle Raucourt im petit négligé vor

dem Cembal saß, auf welchem sie eben gespielt hatte.

„Ah," rief sie lachend und sprang auf, „ich bin entzückt, den Monsieur Cloud wieder zu empfangen. Ich dachte immer, St. Cloud sei ein Heiliger gewesen, und wenn er ihr Vorfahr zu sein so glücklich ist, muß die Heiligkeit in ihrer Familie sehr nachgelassen haben, weil Sie am hellen Tage das Pigeonnier aufzusuchen belieben! Ich gäbe alle Seelenmessen für mich darum, könnte ich Herrn St. Cloud in dieser Form zu Versailles, im Luxembourg oder Palais Royal unter den Prinzen, Herzögen und Grafen erscheinen sehen!" —

„Recht gut, Coralie, aber Sieur Cloud ist ein Mann, den Sie doch wohl in dieser Form respectiren werden. Lassen Sie die Faxen, ich bin nicht aufgelegt, und wünsche über Geschäfte zu sprechen. Wann war la Blache das letzte Mal bei Ihnen?" —

„Gestern zu Tische."

„Am Abend nicht?" —

„Er vermeidet, seitdem er aus der Verbannung von seiner Familie zurückgerufen worden, unsere kleinen, lustigen Cirkel. Es geschieht wegen seiner argwöhnischen Frau und des strengen Schwiegervaters."

„Sie ließen ſich hinter's Licht führen, denn Sie glaubten das!"

„Lala, glauben? — Warum nicht? — Er beſchenkt mich jedes Mal und kommt darum nicht weniger. Verliere ich denn dabei? Wenn das Mißtrauen wenigſtens 'was einbrächte?"

„Ihr blindes Vertrauen kann Sie aber meine Gunſt koſten, Närrin, wenn Sie nicht beſſer aufpaſſen!"

„Ich bitte Sie, weshalb?!" —

„Das ſollen Sie alsdann erfahren. Alſo zu Mittag war er hier. Was that er?"

„Eine ſeltſame Neugier, St. Cloudchen, wiſſen zu wollen, was ein Liebhaber bei ſeiner Schönen macht."

„Von Euren Albernheiten rede ich nicht, ſie ſind ſeit Adam verbraucht. Ich will hören, ob er Ihnen Mittheilungen machte, oder irgend etwas that, was ſonſt erwähnenswerth iſt. Ich weiß zu ſehr, Coralie, daß der Vortheil Ihr Gott iſt, alſo ſeien Sie ernſt und aufrichtig. Ich könnte leicht Mittel finden, Ihnen ewige Reue zu bereiten, könnten Sie etwa kindiſcherweiſe glauben, daß einige gräfliche Schäferſtunden Ihnen meine Protection entbehrlich machen!" —

Die kleine Soubrette, welche bisher gedanken-

los gelacht und vor dem Spiegel muthwillige Minauderien getrieben, ward roth vor Aerger. Dann schritt sie zum Divan und ließ sich nieder.

„Monseigneur Cloud, ich gehorche. Also Blache, um die Wahrheit zu sagen, hat noch andern Grund, nicht mehr seine Abende im Pigeonnier zuzubringen. Er hat sich unlängst dem Minister Choiseul attachirt und mit der Herzogin von Grammont, seiner Schwester, eine Liebschaft etablirt. Ich hatte wirklich Mühe, es durch Aufgebot aller kleinen Teufeleien aus ihm herauszubringen!"

„Aha, sehen Sie, das ist doch etwas! Graf Falcoz will durchaus bei Hofe reussiren und muß deshalb die schlechte Gesellschaft aufgeben. — Choiseul ist nun Premier, die Pompadour wird nicht allein täglich älter, sondern auch kränklicher. Sie wird — sterben, sage ich Ihnen, bald sterben, und — Herzogin von Grammont ihren Platz einnehmen. Herr Graf la Blache meint also durch ihre Gunst in des Königs nächste Umgebung zu kommen, und fragt alsdann den Henker nach Ihnen. Seine ganze Cotterie, die St. Albins, Vendatours, Maupeau wie Terray sind im Begriff, ihre Freunde, die Jesuiten, zu verlassen, um ganz zur Fahne Choiseul's zu schwören!" —

„Aber was ſoll Ihnen denn das helfen, Monſieur?“ —

„Mir? — Sie fragen auch gar zu treuherzig! — Ich will die Drähte dieſer Marionetten Frankreichs in den Händen halten, um ſie auf meine Weiſe tanzen zu laſſen. Das iſt doch nicht ſchwer zu begreifen?“

„O, heiliger Cloud, das glaube ich! Aber Sie ſind ja Herrn Choiſeul's Freund und müßten durch ihn einen viel näheren Weg finden, als vermöge Ihrer ergebenen Dienerin!“

„Mir behagt indeß gerade dieſer Umweg beſſer, und Ihnen trägt er tauſend Livres ein! Iſt das Grund genug?“ —

„Für meine Selbſtſucht überflüſſig, aber für meinen Mutterwitz nicht ganz. Ich bezweifle, daß Sie dieſen Umweg und dieſe Koſten aus bloßer Laune wählen würden, wäre die bewußte Audienz bei Madame de Pompadour geglückt! — Ach die böſe Ohrfeige; ſie trägt Coralie Raucourt tauſend Livres ein!“ —

Herr Cloud fuhr heftig empor, ſeine Geſichtsfarbe veränderte ſich. Er blickte die Sprecherin ſcharf und lange an. — „Ich glaube nicht,“ begann er trocken, „daß Sie den Sinn deſſen, was Sie ſprechen, ganz würdigen können, aber verteu-

felt klug ſind Sie doch! Sagen Sie, meine Liebe, wie kommen Sie denn überhaupt zu dieſer Ohrfeigengeſchichte?" —

„Mein Gott," lachte ſie, „Graf Falcoz hat ſie ſelbſt erzählt; auch ein paar alte Freunde meiner Abendſtunden, Chevalier d'Atreuilles und Capitän de Troquade ſprachen davon. Dieſe Ohrfeige warf einen guten Bekannten, der eben daran war, eine niedliche Mine anzulegen, für immer aus Verſailles; auch Choiſeul's Freundſchaft für ihn wurde höchſt lau. Darum iſt Coralie Raucourt die Perſon, alle zerriſſenen Fäden neu anzuſpinnen, eine Arbeit, welche gewiß mehr als tauſend Livres werth iſt!"

„Ach, Sie wollen den Preis mit dem Werth des Geſchäfts für mich abwägen? — Geſetzt, Sie rechneten richtig, würde Das vielleicht genügen, Ihren Eifer zu beflügeln?" — Er legte zwei Tauſend-Livres-Noten und ein Brillantbracelet auf den Tiſch. „Im andern Falle," ſetzte er finſter hinzu, „würde ich Sie ruiniren, auf jede Art, öffentlich wie geheim, mein Schäfchen! Was halten Sie davon?" —

„Ich erwarte Ihre Befehle, die ich befolgen werde!"

„Alſo werden Sie alle Liſt anwenden, la

Blache zu bewegen, daß er Ihnen die Liebesbriefe zeigt, welche er von der Grammont empfängt. Er empfängt solche, ich weiß es! Sie werden Mittel finden, ihm dieselben für mich abzuschwatzen!"

„Und dafür wird er mich, wenn er sich compromittirt fürchtet, verlassen! Monseigneur, es ist keine Kleinigkeit, einen Liebhaber zu verlieren, der einst den Hofbanquier Duverney beerben wird. Er hat mir ein Landgut mit einer Villa versprochen, und zwar schriftlich!"

„Dies Unglück zu verhindern, mein Engel, überlasse ich Ihrer Geschicklichkeit. Ich glaube nicht, daß er Sie verläßt, er ist ja naiv genug, Sie zu lieben! Man kann ihm indeß auch eine gute Nachahmung der Originale zurückgeben. Diese, sobald er stürmisch seine Briefe fordert, zeigen Sie ihm, und werfen sie allenfalls in eifersüchtiger Aufwallung in die Flammen Ihres Kamins!"

„Ein recht hübscher Theaterstreich! — Wenn Sie nun die Originale haben, welchen Gebrauch werden Sie davon machen; ich muß doch wissen, welche Folgen ich zu gewärtigen habe?"

„Ich werde mit diesen Briefen die Herzogin Grammont, die la Blaches und Vendatours zu meinem unbedingten Dienste zwingen. Die guten Leute meinen, auch Choiseul könne einmal fallen,

und dann würden sie dem König Alles sein. Man muß ihr Schicksal in der Hand behalten. — Erinnern Sie sich bei Allem nur an Eins! Ich war's, der Ihnen Ruf und Glanz verschaffte, der Sie einst fürstlich für Ihre Treue belohnen wird, und dem es sehr wenig Mühe kostet, Sie, wenn es nöthig scheint, zur alten Dunkelheit zu verdammen! — Hat denn la Blache noch mehr solcher feinen Stückchen im Kopfe? Hat er Spione, Zuträger? Wahrscheinlich doch; denn ein von Weib und Schwiegervater beobachteter Mensch, wie er, ist auf Agenten angewiesen!"

„Das ist nicht der Rede werth! Da wohnt im vierten Stock ein Musikant, Batyl heißt er, ein geschickter Mensch, der mir öfters die Rollen studirt; außerdem ist er ein Schuft. Mit ihm stand Blache sonst ziemlich vertraut und brauchte ihn zu geheimen Affairen, denen ich bisher wenig Interesse schenkte. Eine Zeit lang war er heftig auf denselben erzürnt, weil er ihm die Veranlassung zuschrieb, daß sein alter Feind Beaumarchais ihn vor den Prinzessinnen und seiner Verwandtschaft schimpflich aus dem Sattel warf. Gestern hingegen hat er den Musiker hier wieder aufgesucht und lange heimlich mit ihm gesprochen."

„Sie irren sehr, Coralie, solche Dinge für

unbedeutend zu halten, selbst wenn sie auch nur Liebschaften beträfen. Beobachten Sie La Blache ganz scharf, er hat große Wichtigkeit für mich. Wir müssen Mittel haben, ihn zu fördern oder ihn unschädlich zu machen, je nachdem. Bestechen Sie Batyl, machen Sie ihm Versprechungen; es ist unerläßlich, Alles zu wissen, was in Choiseul's Nähe, im Hôtel Saint Albin und Vendatour vorgeht, dafür habe ich Sie im Pigeonnier soulagirt. Apropos, hat Batyl im vierten Stock die Pièce allein? Mit wem steht das Subject in Verbindung?"

„Sie wissen, wie schwer im Pigeonnier die Leute sich controliren lassen. Es giebt Passanten, die nur eine Woche, nur ein paar Nächte einschlüpfen, und dann irgendwo ein Ende nehmen. So ein Winkel ist die Mansarde dort oben. Eine Seite hat Duchapt, die Modistin, inne, bei der ich arbeiten lasse, sie ist zuverlässig; die andere Wohnung Batyl. Früher hauste Beaumarchais auch dort, mit dessen allerliebster Frau la Blache die bekannte Geschichte hatte. Den dritten Partner dieser Höhle machte damals ein alter Schulmeister von St. Lazare, Morelly, halb Bettler, halb philosophischer Träumer, der ein phantastisches Gedicht, die Basiliade, geschrieben hat. Ein

Mädchen von der Duchapt erzählte davon und brachte es mir; nie habe ich confuſeres Zeug geleſen."

„Die Baſiliade? — Coralie, ihr Verfaſſer wohnt hier?!" — Cloud ſchritt in höchſter Aufregung auf und ab.

„Nun, was iſt's denn? Haha, Sie machen ja eine Miene, als hätte ich die Entdeckung Voltaire's oder Marmontel's gemacht."

„Allerdings haben Sie eine Entdeckung gemacht, welche die Herren Voltaire und Marmontel überleben dürfte! Dieſer vierte Stock, dieſe Manſarde iſt ja unbezahlbar! — Sie werden die Duchapt, Batyl und den Debrelon inſtruiren! Wo hat dieſer Morelly ein Ende genommen?"

„Ich weiß es nicht. Er hat plötzlich ſein Amt und ſeine Manſarde verlaſſen. Hin und wieder, ſagt Batyl, kehrt er zurück, um daſelbſt eine Nacht zuzubringen. Es ſcheint, er hat auswärts eine Pfründe."

„Batyl und Debrelon werden ihm, ſo wie er wiederkommt, nachgehen und ermitteln, wo und wie er lebt. Ich habe Urſache, dieſen Mann nicht aus den Augen zu verlieren. Ich kann mich auf Sie verlaſſen, Coralie?"

„Das können Sie, Monſeigneur," ſagte die Soubrette ſehr ernſt. „So feſt wie auf ſich ſelbſt."

„Dann werden Sie Ihr Glück verewigen! Adieu! Ich werde Ihnen einen ſichern Mann ſenden, und dieſem können Sie Ihre Notizen an mich in wohlverſchloſſenen Couverts mitgeben."

„Zu Befehl!" — Sie reichten einander die Hand, der Beſuch der Dame ſchritt hinaus, hüllte ſich in den Mantel, wobei Debrelon ihm ſtumm behülflich war, und verließ den Pigeonnier nunmehr durch die Straße Bertau.

Kaum waren ſeine Schritte verhallt, als Debrelon die Thür feſt verſchloß und zu Coralie eilte.

„Was hat er gewollt? Er ſchien neue Teufeleien im Sinn zu haben."

„Das hat er, Schatz! Du und Batyl ſollt Morelly, wenn er wieder in den Pigeonnier kommt, genau beobachten, beſonders wohin er geht. Wegen der Liebſchaft des La Blache mit der Grammont hat er mich auch inſtruirt. Frage nicht weiter, heute Abend erfährſt Du Alles, Falcoz muß jeden Augenblick kommen. Monſieur St. Cloud ſpielt zwei Spiele und trägt zwei Geſichter; in beiden Fällen iſt der Profit unſer, darum muß man den Monſeigneur feſthalten. Da,"

und ſie ſchob ihm die beiden Tauſend-Livres-Noten und das Armband zu, „er bezahlt doch noch am beſten! Ach, ich werde ja nicht ewig hübſch ſein und nicht immer ſingen! Haben wir unſer Landgut und unſere Rente, dann ſoll der Teufel die Wahl haben, ob er die Orleans oder Bourbonen holen will.“

„Auch ſoll es uns nicht geniren, holte er alle Beide, hahaha!“ lachte Debrelon. „Wir ſind doch noch die einzigen Leute, glaub' ich, welche Hirn haben. Sollteſt Du alſo einmal finden, daß ich noch ein kleines Privatgeſchäft neben Deiner Engroshandlung in politiſcher Spionage halte, ſo bedenke, daß ich Herrn St. Cloud mit ſeinem doppelten Geſicht nachahme. Es giebt ſeit Noah nur ein Ding in der Welt, was Alles in Allem iſt, — Geld! Forſche nicht nach, wodurch ich das meine verdiene!“

„Ah, mit dem merkwürdig dummen Geſicht wohl, daß Du vor unſeren Kunden als Firma trägſt?“

Beide lachten ungeheuer. — Es folgte eine ſympathiſche Stunde ſchöner Verſtändigung.

3.
Im Sonnentempel.

Bereits Fenelon that um die Zeit des spanischen Erbfolgekrieges über Frankreichs Lage den ernsten Ausspruch: „Wir leben nur durch ein Wunder fort; es ist eine abhängige Maschine, die allein aus Gewohnheit noch fortgeht und bei dem ersten Anstoße zerbrechen muß. Ich fürchte, unser größtes Uebel besteht darin, daß Niemand unserem Staate auf den Grund sieht, ja man ist entschlossen, es nicht thun zu wollen, man schließt geflissentlich die Augen!“ — — Diese bittere Wahrheit hatte nicht allein in dem Zöglinge des unsterblichen Dichters des Telemach, dem während der Regentschaft verstorbenen Duc de Bourgogne, sondern auch im Gemüthe seines Enkels des Dauphins, Ludwig's XV. Sohn, Wurzel geschlagen, war trotz jesuitischer Erziehung und der Einflüsse

der alten Vendatour mit ihm groß gewachsen. Seitdem ihn das Attentat Damien's veranlaßt, sich energisch von allen Loyola-Künsten zu befreien, hatte sich dieselbe immer lebendiger im Bewußtsein dieses ernsten, stillen, streng denkenden und bürgerlich lebenden Prinzen befestigt, der sich von jener Zeit an in einer Weise für den Thron vorbereitete, wie selten bei den Erben einer Krone zu geschehen pflegt. Doch nicht er allein, auch andere hohe Personen, die ersten Leiter des Staates selbst hatten eine unheimliche und dunkle Vorempfindung, daß es auf die Dauer nicht mehr gehe, daß der „Anstoß" früher oder später kommen müsse, welcher diese „Maschine" zerbreche.

Noch litt das Volk mit gewohnheitsmäßiger Stumpfheit, es begnügte sich vorerst, den Geist der neuen Philosophie einzuathmen und an ihm wie den jansenistischen Ideen langsam zu der starren, rücksichtslosen Selbstsucht zu erwachen, welche ihm dann die Brandfackel in die Hand preßte, die den Tempel des Vaterlandes verwüsten sollte. Inzwischen rächte es sich aber an der bestehenden Ordnung und den verhaßten Personen durch Bonmots, namentlich durch satyrische Couplets, welche Minister Maurepas zuerst als poli-

tiſches Agitationsmittel benutzt hatte. Maurepas, ein Menſch ohne Grundſätze, ohne Ziel, ohne jeden ſtaatsmänniſchen Blick, war aber ein witziger, gewandter Höfling aus der Schule des intriganten Cardinal Fleury, des Erziehers Ludwig's XV., der demſelben ſchon im Knabenalter den Grundſatz eingeprägt: „Menſchenliebe, Offenheit und Güte ſind keineswegs ſchätzbare Eigenſchaften eines Monarchen!“ Maurepas wußte, daß die öffentliche Meinung eine Macht, und die franzöſiſche Nation zufrieden ſei, ſobald ſie ſingen und lachen könne, er gab alſo alle Die, welche ſeine Gegner waren, und mithin manchen redlichen Mann, dem öffentlichen Gelächter durch Gaſſenhauer Preis, welche er verfaßte und die Damen der Halle ſingen ließ.

Die Damen der Halle, jener großen Schragen, Gewölbe und Boutiquen, welche zwiſchen den Straßen Tournellerie, Chauſſetrerie, Lingerie und dem Maiſon Pillory mitten in der Altſtadt, gleichweit von Tuilerien und Stadthaus, lagen, die Fiſchweiber, die Gemüſehändlerinnen, die Hökerinnen jeder Art bildeten ſeit Alters eine Corporation mit gewiſſen Vorrechten, ſelbſt dem, durch eine Deputation den Herrſcher zu beglückwünſchen, oder ihm ihr Beileid auszudrücken. Sie waren prätentiös,

oft sehr wohlhabend, dabei aber eben so grob, roh und von einer gleich bestialischen Zungenfertigkeit, wie ihre Genossinnen in anderen Residenzen; das bürgerlich gewordene Bauernthum steckte in ihnen. Diese Damen, von welchen jede als ein wandelndes Archiv alter Volkslieder und Equivoquen gelten konnte, hatte Herr Maurepas durch den Gassenhauer zu einem politischen Institut erhoben, zum öffentlichen Richter vermöge des gemeinen Spottes, und Fleury hatte ihn selbst einst dazu aufgemuntert. Nicht allein das alte „Quand Biron voulut danser" und „Marlborough s'en va-t-en guerre," sondern auch das schmutzige „Rendez-vous, pucelles, au quai," das „Barbari, mon ami" — „A l'allure, mon cousin" — „La turlurette," und endlich, als Madame de Pompadour gegen Maurepas aufgebracht wurde und sein Sturz bevorstand, gab er ihnen noch das Lied zu singen:

„Les grands seigneurs s'avilissent,
Les financiers s'enrichissent,
Les Poissons s'agrandissent,
C'est le règne des vaurients!"*)

*) „Die großen Herren entwürdigen sich,
Die Finanziers bereichern sich,
Die Fische (poissons) sehr vergrößern sich,
Das ist das Reich der Taugenichts!" —

Maurepas fiel und ward verbannt, aber Abbé Bernis, nachher Choiseul setzten dies Geschäft fort, und der Halle fehlte es nie an frischen Couplets, dem Volke an neuem Gelächter. Nicht dem sogenannten Pöbel oder den verrufenen Jacobinern, vor allen Dingen ist dem verpesteten Adel jener Epoche *selbst* das Blut anzurechnen, was später über Frankreich kam. Der hirnlose Maurepas hatte wenig Ahnung davon daß er durch seine frivolen Lieder, in denen Königthum wie Aristokratie, und was nur Stoff zur Equivoque gab, durch die Zähne gezogen ward, systematisch die Hallenweiber zu jenen Megären von Versailles, zu den entsetzlichen Strickerinnen erzog, welche sich um das Fallbeil sammelten, um die Geschlechter gleichgültig enden zu sehen, deren Namen man sie bereits sechzig Jahre vorher mit allem Fleiße besudeln lehrte. Die Geschichte ist das Weltgericht! Wir schaudern in sittlichem Schmerz vor ihren Folgen, aber vergessen in unserem verwundeten Gefühl, wie entsetzlich natürlich sie immer gewesen, wie geflissentlich sie hervorgerufen worden. —

Die Behörden, die Intendanten und Magistrate waren, während man die Autorität mit Lachen und Singen in den Gemüthern abtödtete,

ſervil und hündiſch genug, im Jahre 63 den Agitationen Choiſeul's und Maupeau's nachzugeben, und erſt in den Provinzen, dann in Paris auf dem Place Louis die Statue Ludwig's XV. zu errichten. Die Ironie voll zu machen, zeigte ſich da der König zu Pferde auf einem Sockel, deſſen Ecken die vier Regententugenden, Gerechtigkeit, Kraft, Weisheit und Milde, bildeten. Bei der Einweihung mußten, wie zu allen Feſten, die Damen der Halle vertreten ſein.

Als die ſchützende Hülle fiel, rief Eine von ihnen laut genug: „Seht, wie ſchön der König ſeine vier Maitreſſen unter ſich hat ſetzen laſſen! Er hat ſie doch immer bei ſich! — Das da iſt die Mailly, hier die Vintimille, dort hinten die Chateauroux und neben ſich die Pompadour!“ Brüllendes Gelächter folgte dieſer Explication von allen Seiten.

So weihte das Volk das Ehrendenkmal ſeines Monarchen ein! —

Während zu derſelben Zeit die Parlamente gegen den hohen Klerus und gegen den Zwanzigſten, gegen die willkürliche Gewalt der königlichen Haftbriefe, alſo für Freiheit der Perſon und das Recht des natürlichen Richters, einen langen ermüdenden Kampf fruchtlos fortſetzten, war die

Encyklopädie nach Erſcheinen des ſiebenten Bandes verboten worden. Die Philoſophen, welche ſich zu ihr vereint und miteinander im Laufe der Zeit in vielfache Uneinigkeit gekommen waren, gingen auseinander, jeglicher ſeine beſondere ſtarre Bahn. — Andererſeits war das Schickſal der Jeſuiten bereits beſiegelt. So ſehr von jeglicher Seite Alles angewendet worden, den Proceß Damien's in unerklärlichem Dunkel zu halten, den Mörder ſelbſt am Geſtändniß ſeiner Mitſchuldigen zu hindern und das Werkzeug mit deſto empörender Barbarei zu ſtrafen, um die verborgenen Urheber zu ſchonen, ſo hatten die erſten erſchrockenen Auslaſſungen Damien's, die Infamie, mit dem gewiſſe dunkle Gewalten ſich beſtrebten, den geheiligten Namen des Thronerben compromittirend in die Sache zu verflechten und ihn zum ſchützenden Schilde für ſich zu gebrauchen, doch Jeglichem die Ueberzeugung klar gemacht, daß das Attentat von den Jeſuiten und ihren ariſtokratiſchen Helfershelfern ausgegangen. Eine Menge Schändlichkeiten des Ordens waren an den Tag gekommen. Die niedere Geiſtlichkeit, die Pfarrer und Weltprieſter, welche, dem Volke zunächſt, ihm auch die Liebſten waren, traten gegen ihn auf; der Dauphin, in

tiefſter Empörung, entließ ſofort die Jeſuiten aus ſeiner Umgebung, und die Pompadour wie Choiſeul ſahen in ihrer Vernichtung das einzige Mittel, die Gemüther zu beruhigen, den hohen Klerus einzuſchüchtern und die Parlamente wenigſtens in einer Sache zufrieden zu ſtellen. Man hatte 61 bereits damit begonnen, den großartigen und gefährlichen Handel dieſes Ordens in Indien zu vernichten, indem man ſämmtliche Jeſuitenhäuſer Frankreichs für alle ihre äußeren Verbindungen und Schulden rechtsverbindlich erklärte, ihre Operationen unter Staatscontrole ſtellte, und ihre Schriften wie ihre Conſtitution vom Parlament unterſucht wurden, das, der königlichen Declaration entgegen, die Jeſuiten durch Appellation im Jahre 62 als gemeingefährlich verurtheilte. In Folge deſſen ward ihnen nach kurzem, heftigem Kampfe verboten, öffentlichen Unterricht zu halten, Novizen aufzunehmen, Congregationen zu halten, ihrem General Folge zu leiſten, in Gemeinſchaft zu leben und das Ordenskleid zu tragen. Man ſchloß ihre Ordenshäuſer und Kirchen, aber noch that man bisher ihnen ſelbſt nichts. Jetzt erſt rüſtete man ſich von allen Seiten zum letzten Vernichtungsſchlage gegen ſie, nämlich ihren Beſitz zu Gunſten des Staates einzuziehen, den Or-

den für ewig aufgehoben zu erklären, und seine Glieder aus Frankreich zu verjagen. Im Sturz der Jesuiten waren Alle einig. —

„Nur keine Odeurs!" —

Es giebt Augenblicke, wo man in etwas scheinbar Geringem ganz wider seinen Willen und ohne jeglichen Vorherbedacht etwas Ungeheures erblickt, dabei von einem entsetzlichen Gedanken, einer Ahnung erschüttert wird, die zu schlimm ist, sie zu denken, geschweige sie auszusprechen! Einem Gedanken, der nichtsdestoweniger sympathisch von allen Anwesenden getheilt wird. — „Nur keine Odeurs!" hatte Beaumarchais zu der Marquise de Pompadour gesagt, und sie hatte dies eben so verstanden als den Ausweg, welchen er ihr bot, den letzten. Diese Frau war durch die verwerflichsten Mittel über Ludwig XV. zu einer Macht gekommen, wie sie seither von keiner Maitresse, selbst der Maintenon nicht, erhört war. Sie stand auf der Zinne ihrer erträumten Gewalt, aber sie stand allein, und fühlte in Caron's Gegenwart mit fürchterlicher Wahrheit, wie allein sie stand. Längst wußte sie, daß sie des Königs eigentliche Liebe nie besessen, falls er je fähig war, dieses Gefühl zu hegen; sie hatte ihn durch Ausbeutung seiner wüsten Leidenschaften, den raffinirtesten

Wechsel seiner sinnlichen Vergnügungen zum Sclaven gemacht, ihn durch ihren scharfen, beweglichen Geist in Ketten geschlagen, ihm listig das Regiment des Landes abgenommen, eine Last, die ihm immer unangenehm war, und in welche er sich nie finden konnte. Es war die Abhängigkeit der Schwäche, in welcher sie ihn erhielt. Ludwig XV. liebte sie nicht, aber er hätte gewiß eher seine ganze Familie und alle Minister in die Bastille geschickt, ehe er ihr ein Recht über sich zu entziehen wagte. — Das wußte sie! Wußte, wie er sie nie von sich entfernen werde, und daß sie nicht zu stürzen sei, aber wohl — zu tödten! Sie hatte Alles zu Creaturen gemacht, also Niemand, auf den sie sich wahrhaft stützen konnte, und je mehr sie alterte, desto mehr ward sie vor einem gewaltsamen Umsturz der Dinge besorgt. Mit dem Instinct der Gefahr, der raschen Entschlossenheit eines energischen Charakters hatte sie also Beaumarchais' Hand ergriffen und sich an die Möglichkeit des Wohlwollens des Dauphins geklammert. Die Frau, welche sich in ihrer Blüthenzeit durch Selbstentehrung zur Herrscherin gemacht, wollte sich dem Besseren zuwenden, ihre Sünden gut zu machen suchen, um ihr Alter hinüber zu retten in eine neue Epoche, unter eine

andere Sonne. Kühn im Verbrechen, konnte ihr denn nun die Kühnheit der Tugend gelingen? — Der Wunsch ihrer Annäherung zum Dauphin gelang. Beaumarchais brachte ihr die geheime schriftliche Versicherung, daß sie nach dem Ableben des Monarchen nicht besorgt zu sein brauche, man alles Schlimme hiermit vergesse und ihr die Achtung und die Gnade erzeigen werde, welche eine Frau, die so lange das Vertrauen des königlichen Vaters genossen, verdiene! —

Dieses unschätzbare Document preßte die Marquise weinend an ihre Lippen. Eine Erschütterung, eine Reaction ihrer tiefinnersten, lange erstickten Natur erfolgte, und sie legte in einem Schreiben voll aufrichtigster Reue dem Dauphin ihre ganze Seele zu Füßen, und gab Beaumarchais alle Mittel an, die Gegenpartei aus dem Felde zu schlagen, wie den König mit seiner Familie zu versöhnen. Sie hatte sogleich Caron's Rath befolgt und alle Odeurs von sich verbannt, ließ fortan kein tête-à-tête mit dem Könige verstreichen, ohne durch Aufgebot aller Schlauheit die Versöhnung desselben mit dem Dauphin vorzubereiten, Ludwig XV. gegen Choiseul lau zu machen, vor den Ränken desselben zu warnen, und seinen

Widerwillen gegen Orleans zu bestärken. Sie stritt ja für die eigene Sicherheit. —

Kabale und Spionage waren damals an der Tagesordnung. Vom König bis zum untersten Polizeiagenten, zu den Schankwirthen und Lustdirnen wurden diese beiden Dinge mit mehr oder weniger Heimlichkeit betrieben. Zu den Leuten letzterer Art, und zwar zu den abgefeimtesten, gehörte Demoiselle Naucourt und ihr Busenfreund und Privat-Liebhaber Debrelon. Sie liebten sich gegenseitig, der polisson die gourgandine, welche durch einander emporgekommen, — für ihre Zukunft gemeinsam arbeiteten. An den übrigen Menschen waren ihnen nur deren Taschen interessant, sobald etwas darinnen war. In der Art, wie sie dies unternahmen, befolgten sie einen wunderbaren Geschäftsusus. — Erschienen Cavaliere, Anbeter, oder gar ihr Hauptgönner, der Herzog von Orleans, so war Debrelon der devoteste, unbedeutendste Mensch von der Welt, der Thürsteher und Lakai Coralie's, aber hatte Augen und Ohren von unendlicher Schärfe, und dabei zugleich eine Dummheit in den Mienen, eine Unbeholfenheit, die mitunter förmlich rührend war. Was zwischen diesen hohen Herren und Cavalieren im tête-à-tête an wichtigen Dingen verhandelt wurde, theilte ihm

die Soubrette immer redlich mit, ſobald ſie allein waren. Debrelon hatte hingegen ſein Geſchäft für ſich. Er war Spion Beaumarchais', der ihn und was im Pigeonnier vorging, heimlich durch die Portiers und verſchiedene untergeordnete Genien controlirte. Jeder, Coralie wie Debrelon, hatte alſo eine entgegengeſetzte Partei, der er diente, aber ſie tauſchten ihre Geheimniſſe mitunter aus, wenn ſie gewiß waren, dieſelben bezahlt zu ſehen, ohne ſich bloszuſtellen. Das Geld, was ſie verdienten, floß in die gemeinſchaftliche Kaſſe, welche ihren unabhängigen Reichthum begründen ſollte. Natürlich ereignete es ſich ſehr oft, daß ſie mit ihrem gegenſeitigen Geſchäftsbetriebe carambolirten, daß dem Einen nämlich von der einen Partei Entdeckungen bezahlt wurden, die der andere Theil nicht herzugeben willens war. In ſolchen Fällen wurde Batyl als Strohmann und Mittelsperſon gebraucht. Ihm wurden die nöthigen Winke gegeben und Dinge überlaſſen, welche ſie ſelbſt nicht anfaſſen wollten. Da der Muſikant nun ein ganz reſpectabler Spitzbube war, paßte er hierzu vortrefflich; weil ſie ihn hingegen an Schlauheit und Berechnung weit überſahen, die Oberleitung der Affairen nicht aus den Händen gaben, wurde er aber von ihnen abhängig, und vermochte ihre Ab-

ſichten nie ganz zu durchdringen. Oft täuſchten ſie ſich gegenſeitig ſelbſt durch falſche Nachrichten, und brachen dann in jubelndes Lachen aus. — Während Batyl den Auftrag erhielt, Morelly's Verbleiben und ſonſtiges Leben zu ermitteln, erſtattete Debrelon Beaumarchais umſtändlichen Bericht, von dem, was zwiſchen Orleans und Coralie vorgegangen, daß man Morelly's Aufenthalt wiſſen wolle, und wie Orleans ſich der ſchriftlichen Beweiſe der Liebſchaft des Grafen la Blache mit der Herzogin von Grammont zu verſichern wünſche. Sofort erſah Caron die ganze Tragweite von Orleans' Plan. Erſt ſollte die Marquiſe, dann Choiſeul und endlich ſeine Schweſter fallen; Maupeau und Terray waren durch die Vendatour von Orleans abhängig. Der ſchwache König, alt und verlebt, ſtand allein, er mußte endlich in des Erzfeindes Hände fallen. Konnte das geſchehen, ſo lange der Dauphin exiſtirte? —

„Nur keine Odeurs!" — Das Flacon kam Caron immer wieder in den Sinn. — Er befahl Debrelon, für fünftauſend Livres ihm die Briefe der Herzogin von Grammont auf einen Tag zu überlaſſen. — Er war gegen den Herzog ſehr im Vortheil, denn erſtens erfuhr Debrelon von ihm nichts, dieſer fürchtete Orleans auch nicht, ſondern liebte nur

deſſen Beutel, aber wußte, daß hinter Beaumarchais die Partei des Thronfolgers ſtand, der als König ja alle Spione hängen laſſen konnte. Orleans hatte nur Geld zu bieten, Beaumarchais Geld und Sicherheit, ja Gunſt. Da er ſogar Debrelon's erſparte Capitalien umſetzte, bekam er das Geſchick des Spions und der Soubrette ganz in die Hände. — Kaum hatte Caron nun die neuen Eröffnungen erhalten, als er zum Dauphin eilte und ihm unter vier Augen die Scene Orleans' vor der Marquiſe und die weittragenden Berechnungen des alten Feindes der Bourbonen mittheilte. Der Dauphin war höchſt beunruhigt, aber ſein reines Gemüth konnte nicht an ſo ſchimpfliche Pläne, ſo verbrecheriſche Vorſätze eines Mannes glauben, der, wenn er ihm auch mißtraute, doch der erſte Prinz von Geblüt und ſein Vetter blieb. Er beſtritt alle Gründe Beaumarchais', in ſeiner Seele fand ja ſo ungeheures Laſter nicht Raum, aber er beſchloß, durch einen energiſchen Schritt das Geſpinnſt ſeiner Gegner zu zerreißen. Er ſchickte ſofort den Chevalier Machault nach Trianon zu Morelly und ließ ihm ſagen: „er dürfe unter keiner Bedingung nach Paris gehen und das Pigeonnier beſuchen, ehe ihm durch Monſeigneur nicht ſelbſt Aufklärung geworden." Dann entſchloß

er ſich, die Marquiſe de Pompadour ſelbſt zu ſehen und mit ihr eine vollſtändige Einigung mit dem König zu verabreden. — Die Thränen traten ihm bei dieſem Entſchluß in's Auge. Er legte die Hand auf ſein Herz und blickte empor: „Ich thue es ja für Frankreich und meine Kinder!" —

Ludwig XV. war gewiß der elendeſte Monarch der Erde. War er aber von Natur böſe? Hatte er die Tyrannenſeele eines Nero, Caligula und Tiber, Narr und Beſtie zugleich? Nein! Sein Vater, der Duc de Bourgogne und Ludwig's XIV. Enkel, war ein edler Mann geweſen, Ludwig hatte in ſeiner Geſtalt, ſeinem Weſen etwas von der Majeſtät und Grazie, ſelbſt der vornehmen Bonhomie Ludwig's des Großen, aber Fleury, erſt ſein Lehrer, dann allmächtiger Miniſter, hatte in ihm, ein zweiter Richelieu, alles Beſſere, jedes Gefühl der Selbſtſtändigkeit, des Vertrauens auf ſich erſtickt. Choiſeul ſelbſt ſagte nachmals von ihm: „er hatte nur Muth, wenn er wild wurde, erſt im Zorn fühlte er, daß er eine Seele habe!" — Maria Leszinska war ſchön geweſen, liebevoll, anmuthig, als er ſie heirathete, aber kaum erhielt ſie ernſthaften Einfluß, als Fleury, beſorgt um ſeine Allmacht, denſelben zu brechen begann, und Ludwig den Verführungen zur Untreue

aussetzte. Vielleicht wäre dies nie in der maßlosen Art späterer Jahre geschehen, hätte Maria Leszinska nicht selbst Schuld gehabt. Sie war so frömmlerisch erzogen, daß sie sich's fast zur Sünde rechnete, dem Lande einen Dauphin und mehrere Prinzessinnen gegeben zu haben! Ein Fürst, dessen Jugend geknechtet, dessen Wille so eingeengt worden, und der eine so ausgesprochene Sinnlichkeit hatte, bedurfte vor Allem einer lebensfrohen Gemahlin, die ihn zu fesseln verstand. Aber der trübe Geist des entthronten Polenkönigs lag auf ihr, sie war so streng wie spröde, und in Choisy winkten die schäumenden Freuden des Lebens, die Mailly, die Chateauroux, und — Ludwig wurde ein Lüstling. Seine Familie war ihm Nebensache, er hatte für seinen ernsten Sohn kein Herz; allenfalls die Prinzessinnen, seine Töchter, konnte er leiden. In Regierungsgeschäften war er so unerfahren, daß er bei Fleury's Tode in die kläglichste Hülflosigkeit versetzt worden wäre, hätte er nicht bereits ein Weib an seiner Seite gehabt, das ihn und den Staat zu dominiren verstand, die Marquise de Pompadour. Choiseul, vorher Gesandter am Wiener Hofe, war nach Bernis und Maurepas zum Minister berufen worden, sie mit seinem intriganten Geiste zu unterstützen, und er

hatte die ſogenannte öſterreichiſche Politik, die Solidarität zwiſchen Habsburg und Bourbon mitgebracht, welche ſeit Richelieu, Mazarin und Fleury ganz unpopulär war, und die Marquiſe acceptirte ſie als das große Mittel, ſich durch Maria Thereſia zu erhalten. Choiſeul ſtrebte jedoch nach größerer Herrſchaft, der Premierſchaft, und unter ſtillem, bitterem und fruchtloſem Kampfe ſah die Pompadour ſich genöthigt, ihm dieſen Platz neben ſich einzuräumen. Jetzt ward er ihr täglich gefährlicher durch die Macht, welche er an ſich riß, die Parlamentspartei, welche er durch Terray, Maupeau und Orleans um ſich ſammelte, indem er in der Jeſuitenfrage nachgab. Der König, zufrieden, wenn nur Alles glatt ſchien, ſeine Familie ihn nicht genirte und er in ſeinen Vergnügungen ungeſtört blieb, hatte nichtsdeſtoweniger das wachſende Uebergewicht ſeines Premiers mit Argwohn bemerkt. Die Marquiſe ließ ſich angelegen ſein, denſelben zu verſtärken und eine Politik verdächtig zu machen, welche ſie erſt beförderte, die ſich aber im Kriege gegen Preußen ſo unglücklich erwieſen hatte. Ludwig XV. wendete ſeitdem ſeine geheime Schatulle an, das längſt unterhaltene Spioniersyſtem erheblich zu erweitern, welches er in Paris, den Provinzen, an allen

Höfen (z. B in Rußland und dann England durch den berüchtigten Chevalier d'Eon) unterhielt, um seine eigenen Gesandten zu belauschen, seinen eigenen Ministern entgegenzuarbeiten, und deren Absichten wie Verbindungen zu ermitteln. Die bisherige Spannung zwischen ihm und dem Dauphin hätte es aber selbst der Marquise unmöglich gemacht, den König zu einer Versöhnung zu bewegen und seiner Familie wieder zu nähern, welche ihm stets ein beschämender Richter gewesen, wäre nicht zur rechten Zeit ein geheimer Verbündeter erstanden, der in der sonderbarsten Art von der Welt über den Monarchen entschied; in ihm Saiten anschlug, die bisher nimmer geklungen.

Bei dem Hofstaat des Herzogs von Orleans hatte der Chevalier de Bouilli die Pagen-Hofmeisterstelle inne. Er besaß eine Tochter von blendender Schönheit, ungewöhnlichem Geist und einem Gemüth, das alle jene Frauentugenden schmückte, die bei vornehmen Damen damaliger Zeit sehr selten waren. Sie lebte in sich selbst zurückgezogen, wie eine unerschlossene Blume. Ihre Eltern, blinde Anhänger der ränkevollen Orleans, liebten sie nicht und behandelten sie mit äußerster Strenge, denn sie war eine stille, aber innige Freundin der

Dauphine, wie der Prinzeſſinnen, mit welchen ſie ungeachtet alles elterlichen Zornes in Verbindung blieb. Um die Inconvenienzen und Gefahren des Umgangs derſelben zu vernichten, eine ungeliebte Tochter los zu werden, wurde ſie an den Herrn von Seran verheirathet, der ſchief und ſehr häßlich war. Seran, ein durchaus edler Mann, welcher ihren Widerwillen ſah, beſchloß voll Schmerz und Edelſinn, von einer Verbindung zurückzutreten, die ſein ganzes Glück war, doch Adelaide de Bouilli, hierdurch gerührt, überwandt ſich und gab ihm ihre Hand. Die anfängliche Hochachtung, Freundſchaft und geiſtige Harmonie dieſer beiden, körperlich ſo unpaſſenden Gatten verwandelte ſich ſehr bald in eine gegenſeitige, tiefe, ſchwärmeriſche Liebe, welche ihre Ehe zu einem ſeltenen Beiſpiel von Glückſeligkeit machte. Chevalier Bouilli, ſich auf ſein Gut zurückziehend, überließ darauf ſeinem Schwiegerſohn Seran die Pagen-Hofmeiſterſtelle. Da dieſelbe nun eine königliche Hofcharge war, konnte ſie auch nur vom Monarchen verliehen werden, nachdem eine officielle Vorſtellung erfolgt war.

Für Ludwig XV., da er in allem Genuſſe im Uebermaße geſchwelgt hatte, die Pompadour ſichtlich abblühte und kränklich wurde, war nunmehr eine Pauſe der Ueberſättigung, der Me-

lancholie eingetreten, welche durch Argwohn und das Gefühl des Alters vermehrt wurde. In dieſer Zeit ſah er zufällig die ſchöne Frau von Seran, und — verliebte ſich ſterblich in ſie. Unendliche Ironie des Geſchicks! Der königliche Lüſtling war verdammt, alle ächten Liebesſchmerzen eines ſchwärmeriſchen Jünglings im entwürdigten Alter zu empfinden! — Er machte Seran's Anſtellung von der geheimen Clauſel abhängig, daß ihm die Dame nach der Audienz ein tête-à-tête bewillige, und Frau von Seran — bewilligte es. Der König, bei jeder neuen Bekanntſchaft ſchüchtern, nur von laſterhaften Frauen bisher umgeben, welche ſeine natürliche Feigheit zu überwinden wußten, war um ſo zaghafter vor ihr, je mehr ſein Herz für dieſe Frau empfand. Die Dame von Servan hielt ihn mit dem Ernſte ihrer Tugend, dem rührenden Reiz einer feinſinnigen Frau in ehrfurchtsvollſter Ferne. Sie ſagte ihm frei, ſie könne ihn nicht lieben, denn ihr Mann ſei ihr Glück, und entehren werde ſie ſich nie. Wenn er aber eine wahre, uneigennützige, für ſein Wohl zärtlich beſorgte Freundin haben wolle, dieſe ſchöne Pflicht werde ſie gern erfüllen. — Dieſe ſeltſame Gewalt reiner Weiblichkeit über ſeine verwüſtete Seele, eine unbewußte Sehnſucht nach Erlöſung

aus dem Schlamme ſeines Lebens ließen den König mit Frau von Seran ein Verhältniß anſpinnen, das von ihrer Seite achtungsvollſte Freundſchaft, von der ſeinen eine platoniſche Zärtlichkeit ward, welche ſich nie mehr Freiheit zu erlauben wagte, als jede Frau von Ehre annehmen kann. Kein Poſttag verging, ohne daß ihr der König ſchrieb und ſie ihm antworten mußte. In den Zuſammenkünften, die ſie ihm bewilligte, erlangte ſie durch die Art, wie ſie ſeinen Geiſt, ſein Gemüth zu bezaubern wußte, unglaublichen Einfluß auf ihn, und benutzte denſelben, um eine Verſöhnung der königlichen Familie zu bewirken, die ihr ſchon lange am Herzen lag. Die Marquiſe de Pompadour wußte darum und hatte Verſtand genug, eine Nebenbuhlerſchaft zu dulden, die ſie nicht entwaffnen konnte, und welche ihren jetzigen Abſichten überdem vorzüglich diente. So ward denn zwiſchen dem König, Frau von Seran, dem Dauphin und der Frau von Pompadour eine Zuſammenkunft in aller Stille verabredet, nachdem die Marquiſe heimlich vorher in Beaumarchais' Wagen einen Beſuch zu Trianon abgeſtattet, von deſſen Verlauf Monſeigneur, als er die Begrüßung überwunden, ſehr befriedigt war.

Dieſe erſte Annäherung Ludwig's XV. und des Dauphins wurde in das tiefſte Geheimniß gehüllt. Der König ſchützte ein leichtes Unwohlſein vor, um von den Miniſtern und Höflingen unbeläſtigt zu bleiben, und begab ſich mit der Marquiſe an einem Novembernachmittage nach dem ſogenannten Sonnentempel, einer Villa, die jenſeit des Hirſchparks, am Rande der Gärten von Verſailles lag und eine wundervolle Ausſicht nach dem Thal von Arcis, Trianon und Marly bot. Doctor Quesney, der Leibarzt, folgte pro forma in einer zweiten Hofequipage, und nur Binet, der erſte Kammerdiener, war noch dabei. Um dieſelbe Zeit erſchien von Trianon aus, wohin er früh Morgens aus dem Hôtel St. Louis aufgebrochen, der Dauphin, nur von den Chevaliers Machault und Beaumarchais begleitet. Vor dem Gehege des Parks ſtieg Monſeigneur mit Caron aus, während Machault zurückblieb, und begab ſich nach dem Sonnentempel, in welchem ihn Frau von Seran an der Seite ihres Gemahls erwartete.

Der Dauphin war außerordentlich bewegt. Er ergriff ihre Hand, preßte ſie an die Lippen und ſagte: „Sie ſind nicht nur meine und des Königs wahre Freundin, ſondern auch der gute Genius Frankreichs. Gott lohne Ihnen den Opfer-

muth, welchen die Welt zu würdigen nicht Schätze genug hat!"

„Monseigneur, nicht ich, Sie sollen der Genius Frankreichs sein! Ich bin schon beglückt genug, zu dieser gesegneten Stunde beigetragen zu haben. Gestatten Sie, daß Herr von Beaumarchais und mein Gemahl die Ankunft Seiner Majestät erwarten, damit wir nicht unvorbereitet sind?"

„Ich bitte Sie darum, Chevaliers!" — Beide entfernten sich nach der vorderen Antichambre.

„Monseigneur, lassen Sie mich die wenigen Augenblicke benutzen, Sie zu bitten, allen Zwang, alle peinliche Zurückhaltung gegen den König abzulegen. Das erste Wort entscheidet oft Alles! Thun Sie, als bemerkten Sie nicht, wie schwer Seiner Majestät dieser Gang wird. Lassen Sie nie das Gefühl der Scham des Vaters vor dem Sohne in ihm aufkommen, werfen Sie das Vergangene hinter sich, und denken Sie allein an Ihre Kinder, an Frankreich. Ich glaube seinen Wagen zu hören!"

„Sie sollen mit mir zufrieden sein, gnädige Frau!"

Der Chevalier Seran trat durch das vordere Entrée: — „Seine Majestät kommt in Begleitung

der Marquiſe. Beaumarchais empfängt ihn. Sein Arzt und Binet ſind die Begleiter."

„Laſſen Sie uns in das hintere Cabinet treten, ich werde Sie einführen, Monſeigneur!" flüſterte die Dame. — Man verließ den Mittelſalon.

Inzwiſchen hatte Caron an der Thür des Sonnentempels den Herrſcher empfangen und war ihm durch die Marquiſe vorgeſtellt worden. Ludwig XV. warf einen langen Seitenblick auf ihn, nickte und ſchritt vorauf, die Marquiſe hinter ſich, während Binet die Thüre öffnete.

Als der König mit der Marquiſe im Pavillon erſchien, trat Frau von Seran lächelnd ein, den Dauphin an der Hand: — „Majeſtät, als Ihre Freundin führe ich Ihnen jetzt Ihren beſten Freund zu!"

„Mein königlicher Vater," ſagte der Dauphin bewegt, „mein erſtes Gefühl kann in dieſem Augenblicke nur das des Dankes gegen dieſe beiden uneigennützigen Frauen ſein, welche mir die Gunſt erwarben, Sie ſehen zu dürfen. Geſtatten Sie mir," und er ergriff die Hand der Pompadour, „der Frau Marquiſe vor Ihnen zu ſagen, daß ſie in dieſer Stunde mein Herz entwaffnete, und daß die Frau von Seran ſchon lange meine un-

begrenzte Verehrung beſitzt. Möge kommen, was Gott ſchickt, Majeſtät, dieſe beiden Frauen, jede in ihrer Art, haben Anſpruch auf meine vollſte Erkenntlichkeit, die ich ſtets bereit ſein werde in Erinnerung dieſer Stunde abzutragen!"

Der König hatte beim erſten Anblick des Sohnes ſein haſtig erröthendes Geſicht geſenkt und den Blick während der Rede deſſelben langſam und ungewiß erhoben. Etwas wie Bewegung zitterte in ſeinem Auge, aber er traute ſich ſelbſt nicht.

„Sehr gut, Monſeigneur," erwiederte er kopfnickend. „Sie werden nur Gerechtigkeit geübt haben. — Was wünſchen Sie mir alſo zu ſagen?"

„Majeſtät," und engelgleich trat Frau von Seran zwiſchen Beide, „geſtatten Sie mir und der Frau Marquiſe, daß wir den König und den Dauphin *mit uns* nehmen, und nur den *Sohn* bei dem *Vater* zurücklaſſen! Erlauben Sie das?" — Sie reichte Ludwig XV. die Hand und heftete feſt ihren großen, ſonnigen Blick auf ihn.

„Gewiß, meine liebe Seran!" lächelte der König verlegen, und ſtreckte dem Dauphin zögernd die Linke entgegen.

Der Dauphin küßte ſie: „Mein lieber Vater!" —

Frau von Seran bot der Marquiſe den Arm

und beide Damen verſchwanden. — Ludwig und der Dauphin waren allein. —

„Dein lieber Vater, Louis? — Der Name iſt mir neu! Bin ich das immer geweſen, wie?“ —

„Sagen Sie mir nur gleich offen, Sire, Alles, was Sie mir vorzuwerfen haben! Ich bin ſtark genug, es zu hören und mit aller Aufrichtigkeit zu beantworten!“ —

„Man hat mir ſtets geſagt, Du ſeiſt mein Gegner! — Ich erinnere Dich an den unerhörten Schimpf, den Frau von Pompadour damals bei der großen Cour von Dir erlitt, und in welch' unheilvolle Verbindung man Deinen Namen mit jenem finſtern Ereigniß des Jahres 57 brachte. Ich glaube es ja nicht, Louis, aber wer läßt mich annehmen, daß Du Dich ſonſt geändert, in Deiner Bruſt nicht gegen Deinen Vater Verach—“ Er ſprach das Wort nicht aus. Blutroth wendete er ſich um, ſchritt zum Fenſter und trommelte ungeſtüm an den Scheiben.

„Mein Vater, es iſt leider nicht genug, daß wir wie gewöhnliche Bürger an Familienweh, falſchen Freunden und tückiſchen Feinden kranken, die Könige und Prinzen haben auch noch das Unglück, ſyſtematiſch durch Diejenigen betrogen zu werden, die unſer Vertrauen nur erſchleichen, um

uns viel mehr zu beherrſchen, als der Geringſte im Lande es iſt. Die Erziehung, welche ich genoß, war eine frömmleriſche, geknechtete, geleitet von einer Vendatour, deren Haus ſich jetzt mit Orleans und Choiſeul verſtändigte, um ſich aus dem Sturze des Jeſuitenthums zu retten. Mir gingen an dem Tage die Augen auf, da das Ungeheuerſte geſchah, was Menſchen in Frankreich erſinnen konnten, jenem Tage, wo ich den Vater, und Frankreich ſeinen König zu verlieren im Begriff ſtand. Ich rufe den erzürnten Gott und die entweihte Natur zum Zeugen, ob es einen Sohn geben kann, der ſelbſt Vater iſt, mein König, einen Vater, der ſeine Kinder bis zum Tode liebt, und Gedanken hegen kann, wie meine Feinde gegen mich ausgeſtreut, um uns von einander zu reißen und das Zerwürfniß der Familie zu einer ewigen Kluft zu erweitern. Frau von Pompadour, Sire, kann Ihnen ſelber geſtehen, wie ſehr ſie ſich irrte und ſchadete, als ſie ſich überreden ließ, an etwas zu glauben, deſſen nur — ein Choiſeul oder Orleans fähig iſt."

„Aber Du kritiſirteſt beißend meine Art zu leben! Du beurtheilſt mein Verhältniß zu der Königin wie ein Menſch, der nicht verſteht, — was er ſagt, nicht weiß, wie ſie gerade — —

Ja, ich ſage Dir, Louis, Du redeſt wie Einer, der nicht fühlt, daß er ſelber — nicht in Liebe empfangen und geboren wurde, und —!!"

„Ich urtheilte nur wie ein Sohn, der ſeine Mutter liebt, Sire. Ich weiß jetzt auch, daß ich Ihnen Unrecht that, denn wäre Fleury nie geweſen —"

„Sieh', das iſt ein vernünftig Wort! Fleury war der Fluch meines Lebens. Ich — ich ſage Dir, — es iſt nicht ſo, wie es ſollte, — ich — ich fühle das; die Seran —"

„Mein theurer Vater, laſſen Sie uns in einer Umarmung Alles ausgleichen!"

Vater und Sohn preßten einander ſtumm an's Herz.

„Ich habe weder das Recht noch den Willen, anzuhören, mein Vater, was mir nur beſtätigen kann, daß der Könige Unglück aus der brutalen Eigenſucht ihrer Diener entſpringt. Ich bitte nur um Ihr Vertrauen, um das, was ja Ihr eigenes Glück erhöhen, Ihr Leben verlängern, die Uebel der Zeit mildern kann. Ich fürchte, daß mir keine allzu lange Lebensdauer beſtimmt iſt, daß in mir ſeit dem Jahre 60 ein wachſender, untilgbarer Todeskeim ruht. Angeſichts dieſer Ueberzeugung wäre der Ehrgeiz nach der Krone eine ſehr vor-

eilige Verirrung! — Denken Sie ſich aber, Sire, Sie ſtänden einſt als Greis neben einem Enkel allein! Müßten einem Kinde dies Land, — wie es jetzt iſt, überlaſſen! Soll ich, der Vater, für ſeinen armen Knaben nicht wenigſtens zittern, der vielleicht einem zweiten — Fleury in die Hände fällt?!" — —

„Du haſt Recht, ſehr Recht! O, es iſt eine elende Wirthſchaft! Ich komme ſchon noch ſo durch — aber mein Enkel! Doch Du wirſt nicht vor mir ſterben, Louis, das Geſchick kann die Bourbons ſo nicht heimſuchen! Die Abgeſchloſſenheit hat Dich nur grillenfängeriſch gemacht! — — Biſt Du denn mit der Aufhebung dieſer Jeſuiten einverſtanden?!" —

„Unbedingt, Sire!" —

„Du hältſt Choiſeul für einen Intriganten?"

„Gewiß, und dazu für einen Thoren, der willenlos den Orleans dient!"

„Ich werde das unterſuchen. Vor dem Jeſuitenedict kann man indeß nichts thun. Aber ich will den Choiſeul los werden; dieſes Oeſterreich hat uns ohnehin nur Elend und Schulden gebracht. Wen ſchlägſt Du mir für ihn vor?"

„Auf dieſe Frage bin ich nicht vorbereitet, Majeſtät. Die Frau Marquiſe iſt indeß mit uns

einverſtanden, und Frau von Seran hat klaren Blick. Zwar ſie iſt Partei," lächelte der Prinz, „ſie iſt eben eine Freundin der Dauphine!"

„Das freut mich ſehr, Sohn, daß Joſephe ſie liebt!" erwiederte der König. Wir können das noch zu Trianon und im Oeil-de-Boeuf zur Zeit abmachen. Ich werde ſorgen, daß die Marquiſe Dir täglich alle Papiere zur Begutachtung ſchickt. — Wirſt Du vielleicht nach Fontainebleau zu mir kommen, Louis?" —

„Zuverſichtlich! Wann befehlen Sie es?"

„Nein, nein, ohne Befehl! Mit der Dauphine und den Kindern! Es wäre mir gleichfalls angenehm, Frau von Seran bei Euch zu ſehen, — den Chevalier auch natürlich; ich mag keine Mißdeutungen!"

„Ich werde ſie ſogleich dazu einladen, Sire."

„Das iſt liebenswürdig, mein Sohn. — Hör', frage Deine Mutter, die Königin, ob Sie Unſeren Abſchiedsbeſuch erwarten will."

„Mein Vater!!" — Der Dauphin küßte ihn.

„Gut, gut, ich will jede Convenienz bewahren, Freund, aber — was Eheleute einmal ſich zugefügt, — es iſt nicht zu vergeſſen! Sei ja zufrieden, daß Joſephe Dir ſo Alles zu ſein weiß, und küſſe meine Enkel!" Er drückte ihm die

Hand und öffnete das Entrée, die Harrenden lächelnd hereinwinkend.

„Wir werden das Rendezvous endigen müſſen, meine Herrſchaften. Um Ihre Unterhaltung indeß noch zu genießen, zumal das Wetter gut iſt, bitte ich Sie, uns eine Strecke zu begleiten."

„Mit großer Freude, Majeſtät!" ſagte der Dauphin. „Wollen Sie mir Ihren Arm erlauben, Frau Marquiſe?"

„Ich habe nimmer geahnt," erwiederte die Pompadour erröthend und bewegt, „daß ich dieſe Gunſt jemals verdienen werde."

„Damit Ihnen dieſelbe nicht ſo ungewöhnlich vorkommt, bitte ich um den erſten Tanz zu Fontainebleau!"

Der König lächelte zufrieden, bot Frau von Seran ſeinen Arm und ſchritt dem Dauphin voraus. Chevalier Seran, Quesney nebſt Beaumarchais und Binet folgten. — Am erſten Baſſin trennte ſich die Geſellſchaft. Der König und die Marquiſe ſtiegen nebſt Quesney und Binet in die Equipage, die Uebrigen gingen langſam zurück.

„Meine Freunde," ſagte der Dauphin, „das iſt der glücklichſte Tag meines Lebens, er wird ſeine Früchte tragen. Jeder von Euch Treuen, der ihn hervorgerufen, hat heilige Anſprüche an

mein dankbar Herz, die er immer geltend machen darf! Chevalier Seran, ich lade Sie mit Gemahlin als meine Gäste nach Fontainebleau; Herr von Beaumarchais, sagen Sie meinen königlichen Schwestern, das Rendezvous habe mich ganz befriedigt!" — — —

Auf Ludwig's XV. Wort war gewöhnlich gar nichts zu geben. Er bereute bitterlich des Morgens, was er gleichwohl am Abend wieder that, und versprach oft, was er nie zu halten willens war. Diesmal aber hatten zwei Frauen sich vereinigt, ihn in guten Entschließungen zu bestärken; Furcht und Argwohn kamen hinzu, ihn gegen Choiseul einzunehmen, und der Fall desselben schien sich vorzubereiten. Der Dauphin erhielt durch die Couriere der Marquise fortan alle Schriften, und fügte in einem Billet seine Meinung bei; der Premierminister fühlte nicht allein seinen Ehrgeiz gehemmt, nicht nur durch die zunehmende Kälte der Marquise und des Königs sich erschreckt, sondern Letzterer ertheilte ihm auch keine Audienz mehr ohne die Pompadour, verwarf oft die Ansichten des Ministers und durchkreuzte sie durch plötzliche Befehle, welche sich weder im Hirn des Souverains erzeugt, noch mit der früheren Politik der Marquise Uebereinstimmung hatten. Dies war um so

auffälliger, als kaum ein Jahr vorher der Abschluß des bourboniſchen Familientractats die bisherige Politik des Miniſters für alle Zukunft ſanctionirt hatte. Die unglücklich ausgefallene Audienz Orleans' zog Choiſeul von der Marquiſe und dem König ſehr bittere Worte zu, ſetzte ihn dem Verdachte einer geheimen Allianz aus, welchen er ſelbſt dadurch nicht loszuwerden ſchien, daß er ſich von dem Herzog zurückzog.

Zu dieſer Veränderung fand der beſtürzte Miniſter erſt den Schlüſſel, als er dem König nach Fontainebleau folgte. Nach ſeiner Rückkehr ſendete er augenblicklich ein vertrauliches Billet an den Herzog von Orleans, in welchem er dringend um eine geheime Unterredung erſuchte. Orleans, von Choiſeul's mißlicher Lage durch Demoiſelle Naucourt, wie Maupeau und Terray ziemlich unterrichtet, lachte hell auf und bot ihm ein Souper en deux zu St. Cloud an. Nun hatte er ſeinen Mann, wie er ihn wollte, durch die Noth zum Sclaven! „Er will ſich durchaus halten, und hält ſich darum an mir;" ſagte der Prinz höhniſch. „nun, er ſoll finden, daß er mich nicht mehr los wird!!" —

4.

„Nur keine Odeurs!“

Die Bäume wurden kahl, es gab Froſt und kurze Tage. Der Wind fuhr rauſchend durch den dürren Park, und Orleans' Jagdſchloß, St. Cloud, lag öde, als ſei es unbewohnt. Nur leichte Rauchwolken aus einem ſeiner unförmlichen Schornſteine deuteten auf Leben, zwei hellerleuchtete Fenſter der Beletage aber auf vornehmen Beſuch. — Als ein ächtes Jagdſchloß damaliger Zeit, ward es von dem Beſitzer und ſeinen Gäſten nur tage-, höchſtens wochenweiſe beſucht. Heute hatte ſich nun Monſeigneur durch ſeinen Haushofmeiſter, der gleich den Mundkoch mitbrachte, ganz allein ankündigen laſſen, und zwar mit dem Befehl, von ſeiner Anweſenheit nicht zu ſprechen. Ehe die Dunkelheit anbrach, war er ſelbſt erſchienen,

allein und zu Pferde. Als er dem Verwalter den Zügel zuwarf, ſagte er, daß noch ein Herr, wahrſcheinlich zu Wagen, anlangen werde, man möge alſo für Kutſcher und Diener Sorge tragen, ſie bis zur Abfahrt jedoch nicht aus den Augen laſſen. Darauf eilte er hinauf in den Salon, wo er nachdenklich auf und ab ſchritt, während ſein Haushofmeiſter in Perſon ſervirte. Plötzlich blieb Orleans vor demſelben ſtehen und lächelte.

„Sie haben heute ungewöhnlichen Dienſt, lieber Sillery; er paßt wenig zu Ihrem Range. Aber vergeſſen Sie nicht, Freund, daß ſich Ihre heutige Demüthigung vortrefflich an mir belohnt, und ich Ihnen zum Ludwigskreuz verhelfe. Still! — Sie wiſſen viel, aber Alles dürfen Sie noch nicht erfahren. — Ich werde mit einem Herrn zu Nacht ſpeiſen, der Ihnen bekannt — vorkommen wird. Iſt er da, müſſen Sie ſich diesmal die Mühe nehmen, ſelbſt aufzutragen; dann laſſen Sie uns allein. Wenn ich die Glocke ziehe, fährt der Wagen des Fremden vor, iſt er weg, beſteige ich mein Pferd. Es iſt ein ſehr wichtiger Dienſt, den ich von Ihrer Ergebenheit erwarte!“

„Gnädigſter Herr, Sie haben ganz über mich zu gebieten. Aber wenn ich auch die Perſon,

der Sie ein geheimes Souper widmen, nicht kennen will, wollen Sie mir nicht erlauben, über das zu reden, was ich kenne?"

„Immerhin!" —

„Hoheit, es betrifft Ihren Sohn, und die Art seiner Erziehung. — Was ist's, daß Sie nach dem Vorfall in Versailles den Prinzen Chartres erst einige Monate zu Madame Diane de Vendatour und unter jesuitische Herrschaft thaten, dann wieder in's Palais royal nahmen und in schimmernden Kreisen leben ließen, ihn zugleich aber nächtlich in gewisse Auberges führen und jene Studien, die er bei den Patres begonnen, im Pigeonnier bei der Raucourt sehr sonderbar beendigen lassen? — Dies sind doch keine Vorbereitungen, die ihn zu — einem Throne befähigen!"

„Ich könnte darauf mit der Frage antworten, Freund, ob es ein Vorstudium Ihres Sohnes, als künftigen Vertrauten des meinen, sein soll, die Philosophen bewundern zu lassen?" —

„O doch, doch, Hoheit! Sind wir von der Haltlosigkeit dieser Zustände überzeugt, und daß eine politische Umwälzung unausbleiblich ist, so wird es sehr nöthig, zu wissen, wo hinaus denn

die Zukunft will, welche man zu beherrſchen hofft!"

„Richtig, und darum iſt auch meine Erziehungsart die beſte. Laſſen Sie Ihren Sohn die Doctrinen und Schlagwörter, den meinen das Leben kennen lernen. Chartres hat Geiſt, Talent, doch er kann ſich noch nicht beherrſchen. Die Beweiſe hätten wir. — Er ſoll von den Jeſuiten und Dianen den Schein bewahren, bei den galanten Weibern den Sinnengenuß verachten, die Leidenſchaften und Tollheiten des Pöbels kennen lernen, um zu herrſchen! Vier Dinge muß er üben: Liſt, Verſtellung, Geiſtesgegenwart und Gewalt; das Andere iſt Narrheit für einen König!"

„Zugegeben, Monſeigneur, aber dieſe Eigenſchaften ſind nichts ohne — eiſernen Muth! Dieſe Art der Erziehung erſchlafft!"

„Keine Sorge! Das Blut Heinrich's IV. fließt in ihm! Seine Energie hat zwar noch etwas von der Natur der wilden Katze, aber iſt der Löwe nicht auch eine? Unſer Beſuch fährt vor!" —

Herr von Sillery verbeugte ſich und eilte hinaus. Der Herzog ſetzte ſeine Zimmerpromenade fort. —

Die Thür ſprang auf, Choiſeul im Pelzmantel

erſchien und begrüßte ihn, indem er ſeine Hülle über einen Seſſel am Kamin warf.

„Sie verzeihen, Monſeigneur, daß ich mich ohne Umſchweife anmeldete, aber Nothwendigkeit und die Kürze der Zeit laſſen mir keine Wahl. Der König kann jeden Tag nach Verſailles zurückkehren!“

„Alsdann würde Sie der Verkehr mit mir aber compromittiren, haha!“

„Hoheit, Sie ſind über eine Vorſicht verletzt, die uns doch allein rettet, und da ſchon eine bekannte Unvorſichtigkeit uns geſchadet hat —“

„Verletzt? — Gott bewahre, Herr Premier! An meiner eigenen Vorſicht werden Sie bemerken, daß ich die Ihrige billige. Iſt Ihnen gefällig, ſo laſſe ich auftragen.“

Er ſchellte. Sillery brachte die Speiſen in Perſon und entfernte ſich. —

„Ihr Haushofmeiſter, Hoheit?“

„Herr von Sillery, ja wohl. Außer ihm iſt Niemand in unſerer Nähe. Langen Sie zu. — Sie kommen eben von Fontainebleau.

„Und habe ſehr Sonderbares geſehen. — Der Dauphin tanzte heute mit Madame de Pompadour die Menuet!“ —

Orleans ſetzte ſein Glas nieder und ſtarrte den Miniſter an. „Sie ſcherzen!?“ —

„Wollte Gott, ich könnt's!“

„Der Dauphin — mit dem König verſöhnt?“

„Seit einem Monat; es iſt das geheime Werk der Frau von Pompadour! Dafür hatte auch der Dauphin die Gefälligkeit, dem Papa Frau von Seran mitzubringen!“

„Deshalb nahm Chevalier Seran von mir Urlaub? — Ich muß ihn fortjagen!“

„Damit er Geheimſecretär des Königs oder noch Schlimmeres wird?“

„Wahrhaftig! — Aber wie erklären Sie dieſe unerhörte Veränderung des Vaters und Sohnes?“

„Sie wäre nicht gekommen, hätte Prinz Chartres nicht das ominöſe Geſicht geſchnitten! Weiß Gott, welchen Verdacht die Marquiſe geſchöpft, nachdem wir einig genug waren! Kurz, Binet hat vor einem Monat bereits den König und die Marquiſe zum Sonnentempel begleitet, und daſelbſt erfolgte zwiſchen ihm und dem Dauphin eine völlige Verſöhnung auf — meine Koſten!“

„Und weil Sie Ihren Sturz augenſcheinlich ſehen und keine Reſſourcen mehr haben, halten Sie für nöthig, mich um Hülfe anzurufen!!“

Choiſeul's Geſicht ward finſter. „Es käme mei-

nerſeits vielleicht nur auf eine energiſche Schwenkung an —"

„Nach der Seite des Dauphins? A la bonheur, was thut man nicht, um ſich zu halten! Aber wer wird Ihnen denn das glauben? Eben ſo gut brauchte ich ja auch nur dem Thronfolger meine unbegrenzte Liebe zu Füßen zu legen!"

„Das Mißtrauen der Bourbonen zu den Orleans iſt hiſtoriſch! Rechnen Sie die bewußte verunglückte Audienz hinzu, ſo — —"

„Da Sie doch immer auf dieſelbe zurückkommen, wiſſen Sie denn, was in der Audienz geſchah?" —

„Genug, um die Marquiſe zu beleidigen!"

„Alſo die Unart eines halb erwachſenen Burſchen wäre ein genügendes Anzeichen der tief durchdachten Intrigue des Vaters? — Gehen Sie doch! Zumal wenn der Vater ein Prinz von Geblüt iſt! Die Marquiſe hätte ganz ſicher dieſe Kinderei mit dem gebührenden Spotte behandelt. Aber Anderes erfolgte zwiſchen uns, was ſie beſtimmte, die Gelegenheit eifrigſt zu ergreifen, um meinen Sohn zu ſchlagen und mich tödtlich zu kränken. Sie werden ihr doch zutrauen, daß ſie nur um etwas Erhebliches in's feindliche Lager lief?"

„Ich verſtehe Sie nicht, Hoheit! Was fiel zwiſchen Ihnen und der Marquiſe noch vor, um —"

„Es giebt im Leben unſagbare Vorfälle, die gemeiniglich die folgenreichſten ſind. Stumme Pantomimen, an denen Einer den Andern erkennt, erſchrickt, und — man iſt eben für ewig auseinander! — Können Sie ſich das denken?" —

„Sie geben mir da ſehr eigenthümliche Gedanken zu errathen. So etwas iſt auch zwiſchen mir und der Marquiſe den Tag nach Ihrem mißglückten Beſuch vorgegangen. Ein Moment, in dem ſie erſchrak, ſich veränderte — und ich verſtand ſie nicht mehr. Dieſer Augenblick machte ſie zu meiner Gegnerin!"

„Ich will Ihr Gedächtniß ſchärfen. — Nach meinem Rencontre meldete Ihnen ein Billet, daß mich die Marquiſe ſehr ungnädig entlaſſen habe und ich Sie ſprechen müſſe. Sie antworteten nicht, ſondern fanden für gut, Orleans, der in Verſailles mißglückte, zu vermeiden. Wie erfuhren Sie denn nun das?" —

„Ich geſtehe offen, daß Ihr Billet mich erſchreckte. Ich machte der Marquiſe den nächſten Tag einen Beſuch, nachdem der König mir bereits in der Nachmittagsaudienz einige bittere Worte über Sie geſagt." —

„Sie wurden eiſig empfangen!“

„Mehr als das, Hoheit! Das Weſen der Dame hatte etwas ängſtlich Lauerndes! Sie erzählte mir den Vorfall mit Ihrem Sohne, aber in jener abgebrochenen Langſamkeit, die zu gut verräth, daß ſie bei jeder Sylbe den Eindruck auf meine Mienen beobachten wolle. Dabei ſchien ſie mehr als ſonſt körperlich zu leiden und es gewaltſam zu verbergen! Ich ſuchte mit allen Mitteln der Redekünſte die Sache zu entſchuldigen!“

„Dadurch wurden ſie ihr verdächtig, haha! Was bloße Ahnung geweſen, wurde Ihr halbe Gewißheit!“

„Hoheit!“ und Choiſeul ſah den Prinzen ſtarr an, „was ward zur Gewißheit??“

„Nun, daß Sie — mein intimer Genoſſe in allen guten Dingen ſind! — Bemerkten Sie denn Nichts an der Dame, oder vielmehr — die Abweſenheit einer früheren Gewohnheit?“ —

„Wie ſo?“ —

„Nun — ich meine — bemerkten Sie keine Parfüms?“

Das Geſicht Choiſeul's nahm den Ausdruck ſchreckhaften Staunens an. „Monſeigneur, ich weiß nicht, was ich Ihnen antworten ſoll!!“

„Mein Gott, haben Sie denn dergleichen ſonſt

nicht an ihr bemerkt oder vermißt?" — Damit zog Orleans ein längliches Etui aus der Taſche, öffnete es, nahm ein Flacon von mattem blauen Glaſe heraus, und präſentirte es. —

„Welcher Gedanke!! Sie hatte an jenem Tage keines ihrer nervenreizenden Odeurs um ſich! Die Marquiſe nannte Sie einen niedrigen Intriganten, den Teufel Frankreichs und dergleichen!! — Ein fieberiſcher, hektiſcher Anfall begleitete dabei ihre Worte. Während ihr die Vilaille Waſſer holte, präſentirte ich ihr mein Riechfläſchchen. Ein jäher Schreck bemächtigte ſich ihrer, eine Starrheit! Ihr Auge durchbohrte mich! — Dann wendete ſie unendlich bitter das Geſicht ab und ſagte mir rauh, ich möge gehen, ich ſehe ja, ſie ſei leidend! — Seitdem war ſie umgewandelt; ſelbſt im Conſeil des Königs vermied ſie mit mir zu reden." —

„So ging es mir am Tage vorher mit dieſem Flacon!"

„Aber das iſt doch wahrhaftig albern genug!" Er nahm das Fläſchchen aus Orleans' Händen.

„Sind Sie toll? Oeffnen Sie nicht! — Für Geſunde iſt die Eſſenz zu ſtark!" Er nahm es ihm wieder aus der Hand. — —

Choiſeul ſtand todtenbleich auf. — „Mon-

ſeigneur, geſtatten Sie, daß ich mich nach Paris zurückbegebe!" —

„Wie Sie wollen, Herr Premier!" lächelte der Prinz leiſe, indem er das Fläſchchen langſam in ſein Behältniß legte und in die Taſche ſchob. „Sie könnten daraus, um ſich zu retten, vielleicht einen Parlamentsproceß gegen das Haus Orleans ſchmieden! Haha! Wir präſentirten ja Beide ein Odeur, unterliegen Beide demſelben Verdacht! — Was wollen Sie? Sie ſind ruinirt! Indeß triumphiren Die, gegen welche Sie bisher agirten. Wozu ſuchten Sie mich auf? Ich präſentire Ihnen ein Elixir in dieſem Flacon und — Sie laufen weg!" —

„Prinz, Prinz!! So iſt denn das Grauenvolle wahr, was man von der Familie Orleans immer fabelte! So wäre denn all' Ihr Sinnen darauf gerichtet — Barmherziger Schöpfer!!"

„Worauf? — Beſter Herzog, entweder iſt Ihr moraliſches Entſetzen Comödienſpiel oder ſo horrible Feigheit, daß Sie nicht verdienen, Frankreichs Miniſter zu ſein! — Die Marquiſe iſt tödtlich krank — unheilbar! Sie hat bereits ihr Theil! Aber Zeit genug wird ſie finden, Choiſeul zu ſtürzen und die Herzogin von Grammont zeitlebens in's Kloſter zu ſperren. Wie können

Sie Ihrem Ruin zuvorkommen? — Wenn Sie einer Feindin den Hintritt — erleichtern, der ihr ja ohnedies gewiß iſt!!" —

„Sie hat bereits ihr Theil, ſagten Sie, Hoheit!" verſetzte Choiſeul, das Haupt auf die Hand geſtützt, vor ſich hinbrütend. —

„Seit man die Conſtitution der Jeſuiten verurtheilte. Ihre überreizten Nerven ſogen allen Krankheitsſtoff doppelt gierig ein."

„Die Jeſuiten?!" —

„Es iſt nämlich ſehr populär und leicht, ſie jetzt aller Dinge zu bezüchtigen!"

„Wenn ſie ſtirbt, wird aber Frau von Seran und der Dauphin den König beherrſchen!"

„Der Dauphin iſt kränklich. Er hat auch zur Auszehrung Anlage und —"

„Monſeigneur," ſchrie Choiſeul entſetzt, „ich glaube, es iſt der Satan, welcher Orleans' Hülle annahm!"

„Damit würden Sie nur beweiſen, daß man im Herzen ein Atheiſt und doch abergläubiſch wie ein Neger ſein kann! Pah, dieſe Krankheit hat noch kein Arzt geheilt, und kein Anatom ihre Urſachen entdeckt. Beläſtigen Sie doch Ihre Gedanken damit nicht. Iſt Frau von Pampadour todt, wird der König von der platoniſchen Lange-

weile der Madame Seran ſehr bald zu ihrer ſchönen Schweſter eilen. Der Kunſt dieſer Dame ſei es überlaſſen, den Dauphin und ſeinen Anhang zu neutraliſiren. Glückt es nicht, ſo halten wir wieder ein Souper wie heute!" —

„Hoheit, welche Früchte ſoll Ihnen das bringen?"

„Meine Früchte? Was kümmert Sie, was ich will! Meinen Sie, Sie ſeien mein Vertrauter? Entweder Sie retten ſich, oder Sie gehen von hier und verſuchen ohne mich Ihr Heil. Ich überlaſſe Sie ganz der Einbildung, daß Alles ein Mährchen war, oder auch dem unangenehmen Gedanken, bei jeder Minute Ihres Lebens etwas riechen, ſchmecken, fühlen zu müſſen, das Auszehrung erzeugen könnte! Ein nichtsnutziger, alles Leben vergiftender Gedanke! Als ob nicht Alles Gift würde, je nachdem man es anwendet?" —

„Wenn ich Ihnen nun erkläre, Monſeigneur, daß ich Ihnen meine Hülfe zu Gebot ſtelle, was erwiedern ſie?" —

„Daß der König und Sie als Premier ſo lange leben und herrſchen ſollen, als irgend in meiner Gewalt liegt. Ich will mich lediglich darauf beſchränken, Ihnen privatim meine Wünſche

zugehen zu laſſen, und werde Sie im Parlament und ſelbſt im Pöbel unterſtützen!"

Choiſeul ſeufzte tief. — „Gut denn, Monſeigneur, ich bin einverſtanden!" — Er reichte Orleans die Hand.

„Sie handeln ſehr weiſe. — Da Binet, der dankbare Vetter der Marquiſe, Ihnen nun die neue Allianz derſelben entdeckte, fürchtet er vermuthlich für ſein rentables Metier!"

„Im höchſten Grade!"

„Dies treue Herz wird alſo gern bereit ſein, die Couſine Poiſſon bald loszuwerden?"

„Man muß ihm das vorſtellen!"

„Es iſt keine Zeit zu verlieren. Die Gute muß ſich mit dem Sterben beeilen, ſonſt verliert Binet jede Bedeutung. Hier iſt, wohl verſchloſſen, dieſes Elixir. Ein Tropfen auf ein Stück Zucker in eine Taſſe Kaffee, alle drei Tage, und uns iſt in einigen Wochen auf die unſchuldigſte Weiſe geholfen. Geniren Sie ſich nur nicht, nehmen Sie. Man wird von ihm ein ſo ſchöner natürlicher Todter, wie durch jede gewöhnliche Krankheit."

Er reichte ihm das Etui lächelnd über den Tiſch hin. Choiſeul erhob zögernd, unentſchloſſen die Hand, dann griff er haſtig danach, verbarg

es in ſeiner Bruſttaſche, und ſagte finſter: „Es iſt das Einzige und Sicherſte!“ —

„Hat Binet Ihnen denn geſagt, wer etwa noch bei jenem geheimen Verſöhnungsacte zugegen war?“

„Der König mit der Marquiſe, und Quesney, der Leibarzt. Bei dem Dauphin waren beide Serans und der Emporkömmling Beaumarchais, Lecteur der Prinzeſſinnen. Ich erinnere mich, daß Binet ſagte, er ſei mit Ihnen, Hoheit, damals zu gleicher Zeit im Oeil-de-boeuf geweſen, und habe gleich hinter Ihnen Audienz bei der Marquiſe gehabt. Was in derſelben verhandelt wurde, weiß man nicht. Merkwürdig nur iſt die Thatſache, daß er das Schloß mit einem Adelsbrief verließ und bald darauf die bewußte Verſöhnung erfolgte.“

Orleans ſtand erbleichend auf. „Und das ſagen Sie mir, als wenn es ein Kinderſpiel wäre?!!“

„Ei, daß er Agent der Gegenpartei iſt, wird Ihnen doch nicht entgangen ſein?“

„Aber ich habe ihn viel — viel niedriger angeſchlagen, als er verdient!! Er hat gleich hinter mir die Marquiſe geſprochen und allein! Dieſe Verſöhnung dazu?! Wiſſen Sie auch, daß er diverſe Leute unter uns in der Taſche hat? Daß ich

jetzt eine Reihe Urſachen und Wirkungen verbinden lerne, die mir bisher ſehr unverſtändlich geweſen? Wenn unſer Flacon nicht bald wirkt, der Dauphin nicht ſo oder ſo ganz ohnmächtig wird, man dieſen Beaumarchais nicht in irgend einer Art beſeitigt, dürfte dieſer Sohn eines Pariſer Uhrmachers uns ſo auf die Fährte kommen, daß uns nichts bleibt, als ein Piſtol, um uns über dieſe ſchlechte Welt hinwegzuſetzen! O, fragen Sie nicht! Wohin ich ſehe, hat er ſein Netz geſpannt! Er hat die Erfindung gemacht, wie man durch Rückſichtsloſigkeit furchtbar wird!" —

„Sie ſetzen mich in das äußerſte Erſtaunen! Nun, Sie werden am beſten wiſſen, wie Sie den Mann beſeitigen, ich habe an meiner Aufgabe genug!"

„Setzen Sie ja Ihre Spione, ich werde die meinen in Bewegung ſetzen! — Auf das Wohl Ihrer ſchönen Schweſter!" Sie erhoben zweideutig lächelnd ihre Gläſer. Choiſeul hüllte ſich darauf in ſeinen Pelz, und Orleans zog die Glocke.

Wenige Augenblicke ſpäter verließ der Miniſter, bald darauf auch Monſeigneur das Jagdſchloß.

— — — — — — — — — — —

Der Hof war längſt wieder in Verſailles, Weihnachten vorüber, man befand ſich bereits im

Anfange des Februar 1764, ohne daß ſich in der Stellung der Parteien etwas verändert hätte. Das Vertrauen des Königs zu ſeinem Sohne, der Einfluß der Seran war hingegen gewachſen, aber auch das Leiden der Marquiſe de Pompadour. Ihr Herzſchlagen, ihre nervöſe Exaltation und ſchreckhafte Magerkeit ſpottete aller Bemühungen Quesney's. Das Flacon kam Beaumarchais nicht aus dem Gedächtniß, und wenn auch die Marquiſe alle „Odeurs" vermied, ſchien ihm doch mehr als gewiß, daß ſicherere Wege gefunden worden waren, ſich ihrer langſam zu entledigen. Doch wie und durch wen? — So viel ergaben ſeine Nachforſchungen, daß ſich Orleans von allen Kreiſen des Hofes und der Ariſtokratie fern hielt und häufig auf ſeinen Gütern in der Dauphine und Bretagne weilte. Auch die Clique Vendatour und Blache ſchien alle Verbindungen abgebrochen zu haben, ſich deſto mehr aber dafür dem ehrwürdigen, allgemein geachteten Hauſe Penthièvre anzuſchließen! Andererſeits kam Caron dahinter, daß er von ſeinen Gegnern genau beobachtet wurde. Debrelon ſelbſt warnte ihn und erzählte, Orleans habe bereits großes Mißtrauen gegen Coralie und ihn gezeigt. Beaumarchais hielt, trotz ſeiner ausgebreiteten Verbindungen, doch das abgeſchloſ-

ſene häusliche Leben früherer Zeiten aufrecht. Er dinirte nie auswärts und war daheim nur für ſeine Freunde zugänglich. Der trauliche Kreis derſelben war leider ſeit anderthalb Jahren durch den Tod des Chevalier Piron verengt worden, des Mannes, an den vor Allen Dankbarkeit die Gatten band, welcher ſie ja aus dem Dunkel des Pigeonnier gezogen. „Verlaſſen Sie meine Frau nicht," hatte er im Scheiden geſagt, „und nehmen Sie einen Rath an. Es liegt in Ihrer Natur, den Gegner mit der Blitzesſchnelle Ihres Geiſtes zu vernichten, ihn öffentlich mit Brillance abzuthun und ihn dann zu ignoriren. Seien Sie mäßig im Gebrauch dieſer Waffe, denn was ſich zu oft wiederholt, verliert an Furchtbarkeit. Vergeſſen Sie aber auch Ihre Gegner nie!" — Frau von Piron fühlte jetzt nur allein noch Troſt im Umgange mit Suſannen. Sie begleitete beide Gatten, nachdem der König die Prinzeſſinnen-Töchter ganz in Verſailles einquartiert, dorthin in ihre Dienſtwohnung, und nur vorübergehend wurden dieſe Drei in Paris geſehen. Einen Verdächtigen konnte Beaumarchais aber, trotz aller Zurückhaltung, nicht loswerden, Herrn Vatyl, der ihn unter den verſchiedenſten Vorwänden aufſuchte, und deſſen devote Ergebenheit keine

Grenzen zu kennen ſchien, obwohl Caron ſehr gut wußte, daß er wieder im Solde La Blache's und ſeiner Gegner ſtand. Ihn ganz von ſich weiſen, ſchien auffällig, und Beaumarchais wollte lieber ſeinen Aufpaſſer kennen, als ſich von geheimen und gefährlicheren Geſtalten umſchlichen zu ſehen. Auf Batyl's Zutritt bei Caron rechneten nun ſeine Feinde. Derſelbe ſollte ſich alles Deſſen, was der Lector trieb, vergewiſſern, man wollte ſich ſeiner endlich bedienen, um Caron für immer in dem Augenblicke ſtumm zu machen, wo er etwa die Beweiſe gegen die Partei Choiſeul-Orleans anwenden wolle, in deren Beſitz man ihn fürchtete. Dadurch wurden ja Frau von Vendatour und Terray zugleich einer alten Furcht ledig und la Blache's Rache befriedigt. Hätte Caron den vollen Umfang verwerflicher Mittel, den unverwüſtlichen Haß ſeiner Gegner ganz zu würdigen gewußt, er hätte vor dem Augenblicke erbeben müſſen, wo die Marquiſe die Augen ſchloß.

Ein unvorhergeſehenes Ereigniß aber ſollte ihn plötzlich weit ab von ſeiner bisherigen Sphäre in eine ganz fremde Welt führen. —

Anfangs Februar, etwa zwei Monate nach dem Souper intime zu St. Cloud, kam Beaumarchais der Vater mit den Schweſtern, Thränen in den

Augen und auf's Schmerzlichſte bewegt, zu ſeinem Sohn nach Verſailles.

„Aber mein einziger Vater, was haben Sie denn?" rief ihm Suſanne entgegen. „Sieh' nur, ſie ſind Alle ja ganz außer ſich!"

Caron führte den alten Herrn in einen Fauteuil. „Hat man Ihnen große Verluſte bereitet, oder iſt Ihre Ehre gefährdet?"

„Ja," rief der Alte heftig. „Meine Ehre, mein guter Ruf, unſer redlicher Name von einem heilloſen Schurken!"

„Wer in Paris beſaß die Feigheit, den Haß am Vater auszulaſſen, wo er dem Sohne galt?"

„Wollte doch Gott, es wäre hier geſchehen!" ſeufzte er. „Wir ſind Männer und wiſſen uns zu helfen, aber gegen eine Büberei, die an ſchutzloſen Weibern verübt ward —"!

„In der Ferne? An Weibern?" rief Caron. „Es betrifft meine Schweſtern in Madrid! Um Gottes willen, was hat ſich mit ihnen ereignet?"

„Du weißt, Sohn, wie ſie ſeit meines Schwiegerſohnes Gilbert Hintritt in glücklicher Zurückgezogenheit lebten, geachtet von ganz Madrid; weißt, wie der Archivar des Königs, Don Joſé de Clavijo,*) vor Jahren zu ihnen in's Haus ge-

*) Clavijo heißt der Name, ähnlich wie Montijo, nicht wie ihn Goethe nennt: Clavigo.

kommen und mit Marien ein Verhältniß anknüpfte! Wie oft haben wir ſeine feurigen Briefe geleſen und —"

„Und der Schurke ward an Marien treulos! —"

„Treulos und Verleumder zugleich! Nachdem er die Arme lange Jahre getäuſcht, giebt er ſie, während der Vorbereitungen zur Heirath, der Verachtung des Publikums preis! Da er keinen Grund ſeines Zurücktretens anzugeben vermag, ſucht er ſie öffentlich zu verleumden! Schmerz und Scham warfen Marie auf's Krankenlager! Lies dieſe Briefe! Wir ſitzen hier und können ihnen nicht helfen!"

Caron nahm die Schreiben an ſich. „Lieber Vater, beruhigen Sie ſich. Iſt Clavijo ein Nichtswürdiger, ſo wird Marien ihr Recht werden, und Sie ſollen mich nicht einen Augenblick müßig ſehen, ihr jede Hülfe zu leiſten, die in menſchlicher Macht ſteht. Sie iſt meine Schweſter wie die übrigen. Clavijo's Stellung in Spanien iſt aber zu gewichtig, um ohne genaue Unterſuchung etwas gegen ihn zu wagen. Mit Gewalt, Drohung und offener Gegnerſchaft iſt in der Sphäre des Herzens nichts zu machen, und könnte man die Sache in einer für beide Theile ehrenvollen

Art beilegen, ſo wäre uns Allen gewiß gedient!"

„Lieber Caron," rief Suſanne bewegt, „wende ja alle Deine Einflüſſe für dieſe betrogenen Frauen an, reiſe und errette ſie von der Qual der Verleumdung und dem Schimpfe, von einem Wortbrüchigen verlaſſen zu ſein, ohne ihre verbrieften Rechte geltend machen zu dürfen! In Deiner Abweſenheit wird mich der Gedanke tröſten, daß Du unſere Lieben vor Verzweiflung bewahrſt! Sage augenblicklich in der Audienz den Prinzeſſinnen Dein Vorhaben!"

„Ich danke Dir, Herzenstochter!" und der Vater ſchloß ſie gerührt in ſeine Arme. „Wir und alle Freunde wollen indeß über Dir wachen, und Gott wird Caron Glück verleihen auf ſeinem Wege!" —

„Erwarten Sie mich aus der Audienz, Vater, denn kein Tag iſt zu verſäumen!" —

Caron eilte zu den Prinzeſſinnen, erzählte ihnen die Angelegenheit Mariens und las ihnen den Brief der Madame Gilbert, ſeiner älteſten Schweſter, vor. „Ich habe Angeſichts dieſer Umſtände, Hoheiten, nur die unterthänige Bitte auszuſprechen, Sie möchten mir ſogleich einen Urlaub zu bewilligen geruhen. Meine Anweſenheit iſt

zu entbehren, da ja die Vereinigung von Seiner Majestät Familie, das treue Zusammenstehen aller Vaterlandsfreunde gesichert ist. Die Zeit der Heimlichkeiten geht zu Ende und Beaumarchais wird bald ohnehin in der glücklichen Lage sein, allein seine Pflicht in der Unterhaltung Ihrer Hoheiten zu sehen." —

„Sofort ist Ihnen Urlaub zugestanden!" erwiederte Adelaide, „Nicht einen Augenblick, lieber Beaumarchais, soll Ihre Schwester schutzlos sein. Wir werden bei Seiner Majestät die sichersten Empfehlungen für Sie an unseren Gesandten in Madrid, den Herzog d'Osun, auswirken, um Ihre Unternehmungen wirksamer zu machen und Ihnen überall Gewicht zu verschaffen. Dies ist nur ein Theil der Erkenntlichkeit, die Ihnen die königliche Familie schuldet! — Was uns jedoch besorgt macht, ist die Krankheit der Marquise und die beängstigenden Gedanken, welche sich nothwendig an ihr Ableben knüpfen müssen. Es ist ein seltsames Spiel der Gerechtigkeit, daß diese Frau gerade in dem Augenblicke an's Ziel ihres Lebens zu gelangen scheint, wo sie sich bemüht, die schlimmen Folgen desselben auszulöschen. Halten Sie die Herzogin von Grammont denn nicht mehr gefährlich?"

„Hoheit, ſicher wäre ſie's, wenn meine Beobachtungen weniger ſcharf wären. Sollte die Marquiſe wirklich ſterben, ſo übergeben Sie nur Seiner Majeſtät die Briefſchaften, welche ich Ihnen bei der Abſchiedsaudienz einhändigen werde. Dann iſt Ducheſſe Grammont ganz ungefährlich!"

„Was enthalten dieſe Briefſchaften?"

„Eine Originalcorreſpondenz der Herzogin mit Graf Falcoz de la Blache, aus welcher die ehrgeizigen Abſichten der Dame, wie ihr intimes Liebesverhältniß mit dem Grafen in naiver Offenherzigkeit hervorgeht!"

„Die Grammont mit la Blache?" rief Victorie.

„Das ruinirt allerdings ihre Ausſichten!" —

Die Erkundigungen, welche Beaumarchais wegen ſeiner Schweſter und Clavijo's einzog, namentlich die genaue Auskunft, welche ihm zwei ſpaniſche Kaufleute von Duverney's Bekanntſchaft zu geben wußten, die eben von Madrid gekommen waren und zu Madame Gilbert in Beziehung ſtanden, beſtimmten Caron, ſogleich abzureiſen. Duverney verſah ihn mit Creditbriefen, und der König, durch die Prinzeſſinnen, den Dauphin und die Marquiſe beſtimmt, ließ ihm durch die Miniſter die weitreichendſten Empfehlungen zufertigen. Natürlich erhielt Choiſeul davon Kunde und ging mit ſich

zu Rathe, was mit dem Lecteur zu thun ſei. Es war ihm im höchſten Grade peinlich, in Orleans ſeinen geheimen Tyrannen zu ſehen, der ihn zum Verbrechen zwang, um ihn zu lenken. War Beaumarchais aus Gründen, welche Orleans vor Choiſeul geheim zu halten ſchien, wirklich demſelben gefährlich, dann konnte er ihm ja auch gegen Monſeigneur nützlich werden, wenn Choiſeul es mit dieſem gewandten Manne nicht ganz verdarb. War Beaumarchais überdem während der ganzen Zeit abweſend, wo man gegen die Marquiſe, den Einfluß des Dauphins und der Seran einen Schlag führen wollte, ſo konnte er auch nicht intriguiren. Choiſeul beſchloß alſo, ihm nicht nur alle Mittel, um in Madrid zu reuſſiren, an die Hand zu geben, ſondern ihn auch durch diplomatiſche Aufträge, welche er dem König plauſibel zu machen wußte, in Spanien zurückzuhalten. Beaumarchais erhielt Aufträge, die zu ehrenvoll und wichtig ſchienen, um ſie abzulehnen und welche ihn zugleich in ſeinem Hauptzweck fördern konnten. — Mochte er nun doch eine Ahnung von Choiſeul's Abſicht haben, oder war es vielmehr Beſorgniß vor den Ereigniſſen, die ſich während ſeiner Abweſenheit ereignen konnten, kurz, er theilte dem Dauphin die Quellen mit, durch welche ihm von der Gegenpartei Nachrichten

zuflossen. Debrelon ward angewiesen, seine Nachrichten an den Chevalier Lavarde gelangen zu lassen, der ein Attaché des Prinzen Conti war. Letzterer sollte dem Dauphin alsdann Bericht erstatten. Eben so ward Duverney mit seinen Quellen an denselben gewiesen, während Turgot und Malesherbes durch Morelly mit Monseigneur in Verbindung blieben; es war fast so gut, als wäre Caron selbst gegenwärtig gewesen. Für die Zeit seiner Abwesenheit hatte der Dauphin Susannen und die Chevaliere eingeladen, bei Morelly Quartier zu nehmen, dort waren sie also unbeachtet und sicher unter den Augen des Thronfolgers, Conti's und Richelieu's. —

Wie die Naturen doch so verschieden sind! — Frau von Pompadour entließ Caron lächelnd mit den Worten: „Sie werden nicht so rasch Zeit finden, Chevalier, zurückzukehren, als ich, gesund zu werden! Dieser Sommer wird mich ganz von meinem Uebel befreien, fragen Sie nur Quesney!" Dabei lag ihr der Tod auf dem Gesichte. Der Dauphin indeß, welcher sich jetzt gesunder fühlte als sonst, reichte ihm ernst die Hand und sagte: „Gott gebe Ihrem Geschäfte guten und schnellen Ausgang. Wenn Sie wiederkommen, werden Sie Manches verändert finden. Ob zum Besseren? — Nun, denken

Sie nicht an uns, ſondern nur an ſich. Möge die Befriedigung Sie begleiten, daß ich Ihre Treue, ſo lange ich lebe, zu würdigen weiß!" —

Beaumarchais preßte die bewegte Suſanne und alle Lieben noch einmal an's Herz, beſuchte zu Trianon Morelly, um noch eine Stunde an ſeiner Seite von dem Paradieſe des freien Menſchenkönigthums der Erde zu träumen — dann eilte er hinweg nach Marſeille, wo er das Schiff beſtieg.

Bald darauf, den 22. Februar, — ein für Frankreich ſowohl wie ganz Europa wichtiges Ereigniß, wurden die Jeſuiten vertrieben. Dieſelbe Acht, zu welcher ſie ſo oft den römiſchen Stuhl gegen die Janſeniſten vermocht hatten, ward über ſie verhängt und als erſter und fürchterlichſter Schlag jubelnd aufgenommen, welcher der herrſchſüchtigen Kirche, dem hohen Klerus, der Gewalt des Beichtſtuhls verſetzt wurde. Der Janſenismus rächte ſich am Molinismus, das Volk an den ſchwarzen Kutten, und „er iſt ein Jeſuit," war genügend, jeden Prieſter der gierigen Gewalt der Behörden zu übergeben, die um ſo populärer zu ſein glaubten, je mehr Reſultate ihre Bemühungen hatten. Des Ordens Wahlſpruch: Vestra fides nostra victoria est,*) den Voltaire

*) „Eure Treue iſt unſer Sieg!" —

mit der Interpretation: Votre bêtise est notre force,*) gegeißelt, ward ihm mit allen Bêtiſen, die nur die Rache eingeben kann, heimgezahlt. Viele ganz unſchuldige Prieſter jagte man aus Amt und Brod in Elend und Schande. Greiſe, die ihr Leben dem ſchlichten Berufe der Religion geopfert, wurden im Kerker den peinlichſten Verhören unterworfen, weil ſie aus irgend welcher Urſache den Groll eines Beamten auf ſich geladen, und man bediente ſich eben ſo gemeiner Mittel, den Orden auszurotten, als derſelbe angewendet hatte, ſeine Macht zu erringen.

Der Dauphin, welcher gewiß am meiſten Urſache hatte, über eine Gemeinſchaft zu klagen, die ſeinen Namen bei einem bübiſchen Verbrechen ſo ruchlos gemißbraucht, war empört über die ausſchweifende Art, mit der man jede Billigkeit gegen ſie unter die Füße trat und dem Privathaß das Mittel gab, Schuldloſe mit dem Scheine des Rechts zu vernichten. Die dringenden Vorſtellungen, welche er dieſerhalb an den König und die Marquiſe richtete, und Frau von Seran aufmunterte, *den Herrſcher milder zu ſtimmen, discreditirten ihn* von Neuem bei dem Volke, das einmal ſeine

*) Eure Verthierung (Dummheit) iſt unſere Stärke."

Freude an der Hetze der Schwarzröcke fand. Wie närriſch! Die eigentlichen Jeſuiten traf man nicht. Die liſtigſten hatten ſchon vor dem Unwetter Unterſchlupf gefunden, und ſtolzirten lachend, ſelbſt auf die Loyoliten ſchimpfend und den Atheismus predigend, umher, ließen die Tonſur wachſen und hüllten ſich in die elegante Welttracht irgend eines Seigneurs oder Marquis, um in einer andern Provinz die ſchlimmſten Gewitterſchauer abzuwarten. —

Frankreich erlebte noch einen andern Triumph. — Marquiſe de Pompadour lag in den letzten Zügen! Man fabelte zwar, daß in den letzten Tagen etwas Räthſelhaftes in ihren Zimmern vorgegangen ſei, die beiden Damen der Marquiſe verſicherten indeß, nur Binet ſei um ſie geweſen, und da man ihren Tod erwartete, fand man Alles natürlich.

Die Prinzeſſinnen, der Dauphin, die Königin ſelbſt hatten ſie am vorletzte Tage incognito beſucht; Seine Majeſtät aber zeigte eine ſonderbare Gefaßtheit, eine Frau zu verlieren, welche ihn und Frankreich noch mit zitternden Händen gängelte.

Am 15. April lag die Unglückliche, welche ſo lange des Landes Fluch geweſen, in ihrem him-

melblauen Seſſel und athmete ſchwer; doch ſie lächelte, als habe ſie ſich vorgenommen, mit einem luſtigen Bonmot von der Welt zu ſcheiden. Der König hatte ſie des Morgens noch einmal beſucht und gefragt, wie es ihr gehe?

„O, ganz gut, Majeſtät! Es iſt die Frühjahrsluft, die mir ſo zuſetzt.“

„Das glaube ich ſelbſt, meine Liebe. Adieu!“ —

Er reichte ihr nicht einmal die Hand mehr, er grüßte nur und ging. Hinter ſich ſchloß er ſein Privatcabinet nebenan ab. Dies Knacken des Schloſſes in ſo tiefer Stille hatte etwas Erbarmungsloſes! — Die Damen Vilaille und Hautecour ſaßen ſtill mit Quesney am Fenſter.

Die Marquiſe ſtarrte dem König nach. Ein bitterer, unnennbarer Schmerzenszug umſpielte ihr Geſicht, dann faltete ſie die Hände auf ihrer zitternden Bruſt, und ſchlug die Augen nieder. Dieſe Frau betete. — Ihr ganzes Leben, ihr Ende zog an ihr vorüber. Qual und Freude, Wolken und Sonnenſchein glitten mit den Erinnerungen über ihre Mienen; tiefe, finſtere Zerknirſchung, ätzender Spott — zuletzt verſchwamm ihr Blick in entſagungsvoller Wehmuth.

„Liebe Hautecour!“ —

„Frau Marquiſe!“

„Nehmen Sie mir doch den Schlüſſel — meines Secretärs aus der Taſche und — öffnen Sie ihn. Sie werden — drei eingeſiegelte Schriften — gleich vorn in ihm finden. Bringen Sie ſie her und legen Sie ſie — auf das Tiſchchen! Vergeſſen Sie nicht abzuſchließen!“ —

Frau von Hautecour vollzog pünktlichſt dieſe Befehle.

„Nun rufen Sie den Salvandy — und entfernen Sie ſich Alle, auch der Doctor, — ich werde Sie durch die Glocke rufen!“ — Die Damen und Quesney gingen, der Kammerherr trat ein. Sie winkte ihn zu ſich.

„Beugen Sie ſich dicht zu mir, daß Sie mich verſtehen, ich habe — Ihnen ſo Manches zu ſagen. — Chevalier Salvandy, — Sie waren arm und verachtet, — als ich Sie in Dienſt nahm, Ihnen eine Stellung, Einkünfte — und das Ludwigskreuz verſchaffte. Iſt das wahr, Salvandy?“ —

„So wahr, wie mein Herz Ihnen ſtets dankbar iſt!“

„Ich war aber eine harte — Gebieterin! Ich habe Sie viel mit Launen gequält, und es machte mir — oft Vergnügen, Sie gegen den glatten, gewandten d'Atreuilles zurückzuſetzen, — zu ſchelten und Sie zu kränken. Iſt das auch wahr?“

„Frau Marquiſe, Sie waren oft — recht — gereizt, es hat mir manchen Schmerz gemacht. Ich habe jedoch Alles vergeſſen. Sie brachten ja meine alte Mutter in das Ordenshaus von St. Quentin!"

„Er hat Alles vergeſſen!" ſagte ſie ſinnend. — „Wenn die Uebrigen doch auch ſo ſagen könnten! — Salvandy, ich habe erfahren, — daß Sie das Fräulein von Nouverais ſeit lange lieben. — Wie ſteht es damit?" —

„Frau Marquiſe, wohl recht traurig. Wir lieben uns noch, aber — mein Gehalt? — Ich hatte einmal um Erhöhung gebeten in der Hoffnung —"

„Und ich ſchlug es Ihnen ab, ha!" —

„Aber Sie waren doch ſo gütig gegen meine Mutter und —"

„Still, Freund, ich that — was ich konnte. Sie wiſſen, daß — der König Sie nie leiden mochte, — er war einmal nahe daran, Sie wegzuſchicken. Es ging eben nicht! — In kleinen Dingen mußte ich ihm immer — den Willen laſſen, — das nennt er ſparen! — Hören Sie jetzt, Salvandy! — — Ich werde ſterben, — heute noch! — Ruhig, ſeien Sie kein Narr! Wollen Sie etwa an meiner Stelle Todesfurcht ha-

ben? Ich muß es ja doch allein abmachen! Also — wenn ich todt bin, wird man Sie fortjagen. — Sie haben mir gedient! — Dies Document mit Ihrem Namen überschrieben, — stecken Sie zu sich, — es enthält den Besitztitel eines Gutes von zehntausend Livres Renten. Verlassen Sie Versailles, — sehen Sie sich nicht mehr nach diesem Sodom um, und — beten Sie an Ihrem Hochzeitstage mit Ihrer Frau — für meine Seele! Nein, nein, — keinen Dank, ich befehle Ihnen, — mir nicht zu danken! Sie sollen mir ja dieses Geschenk bezahlen — durch einen letzten Dienst! Kommen Sie mit dem Ohr ganz dicht vor meinen Mund. Kein Anderer soll es wissen! — Erschrecken Sie — etwa nicht, — schreien Sie nicht auf, sondern — bleiben Sie fühllos. Wenn Sie über mich weinen, dann bricht mir ganz das Herz! — Ich sterbe ja leichter, — weil ich Alles — so lustig sehe! Also, wenn ich todt bin und begraben, so gehen Sie sofort, ohne Jemand zu sprechen, zum Herzog von Richelieu. Sagen Sie ihm: ich lasse ihn grüßen und ihm sagen, wie es mir leid gethan, ihn gekränkt, von allem Einfluß verdrängt zu haben. — Sagen Sie ihm, daß ich bei der Gerechtigkeit, vor der ich bald stehen werde, Ihnen versichert habe, — daß ich vergiftet, langsam, all-

mälig vergiftet worden bin! Er ſolle ja den Dauphin vor Orleans und Choiſeul warnen! — Ich bitte Sie um Gottes willen, ſtill! — Nehmen Sie Ihr Erbtheil und verrichten Sie meinen — Willen, damit Sie — leichter ſterben, als — die arme Jeannette Poiſſon!"

Sie reichte ihm ihre Hand, Salvandy bedeckte ſie ſchluchzend mit ſeinen Küſſen. Sie wendete ihr Haupt ab, um ſeine Thränen nicht zu ſehen, ihre Bruſt arbeitete heftig. —

„Fort, Menſch, wenn ich Dir nicht fluchen ſoll! — Du machſt mir Qual! — Den Doctor, die Damen!!" —

Salvandy ſtürzte ſtumm hinaus. Die Anderen kehrten haſtig zurück, ſie meinten, es ſei etwas vorgefallen. — Die Marquiſe lachte hell auf. —

„Ah, Ihr meint, die Geſchichte geht ſo ſchnell? Ich habe noch manchen Herzſchlag zu thun, ehe ich drüben ankomme!" —

„Aber woher nehmen Sie an, gnädige Frau, daß Ihnen ſo Schlimmes bevorſteht?" ſagte Quesney gepreßt.

„Doctor, Sie werden mich doch für kein Kind halten? Sie ſind ein großer Arzt und ein Staatsökonom dazu, aber — glauben Sie mir, bei mir haben Sie ſich ſehr in der Diagnoſe verrechnet!

Machen Sie sich darüber kein Gewissen! — Dies Document nehmen Sie für die Freundschaft, die Sie mir immer bewahrt, es stellt Ihre Zukunft sicher. Bei der Staatsökonomie haben Sie ja von jeher Ihre eigene vergessen. — Das andere ist für Frau von Hautecour. Die Uebrigen sind elendes Volk, laßt sie sich an den König halten. Ich befehle Euch endlich, meinen — Leichnam nicht zu öffnen. Ich will nicht, daß man in meinen Gliedern wühle. — Im Uebrigen — erwarte ich das Ende!" —

Zwei Stunden saß sie lautlos, finster, in Betrachtungen versunken. Dann wurde ihr Athem beklommen, ihre Brust, ihr Hals, ihre Arme und Hände schwollen plötzlich auf. Man meldete es dem König. — In wenigen Augenblicken war das ganze Oeil-de-boeuf von Höflingen und Leuten aller Art überschwemmt. Die Minister langten an. Der König trat in den Audienzsaal, und man öffnete die Zimmer der Sterbenden. Niemand ging zu ihr als der Beichtvater, den man geholt.

Wie die Leidende ihn sah, winkte sie verächtlich. „Was wollen Sie mir vergeben," stieß sie höhnisch heraus, „ich habe Ihnen ja nichts gethan? Rufen Sie irgend wen, den ich ruinirte, —

rufen Sie ganz Frankreich, daß es mir das Viaticum gebe, pah!!" —

Der Prieſter wendete ſich zur Thür.

„Einen Augenblick! Warten Sie! Wir gehen ſogleich — zuſammen!" — —

Es ward Alles ſtill. —

Quesnay erſchien bleich im Empfangsſaale.

„Majeſtät, die Frau Marquiſe de Pompadour!" —

„Iſt ſie todt?! — Es iſt gut, Doctor!" Der Monarch grüßte kalt und ſchritt die Freitreppe hinab. Er fuhr — nach Choiſy zur Jagd. —

Die Miniſter verbargen ihre Freude über des Königs rohe Kälte und den Tod ihrer Tyrannin.

Doctor Quesney, Salvandy und Madame du Hauſſet, der Todten Kammerfrau, blieben allein bei ihr. — Sie wurde ſtill begraben. In Verſailles aber und Paris war großes Jauchzen. Die Haſſenswerthe war todt, welche in übermüthiger Stunde Eins gewünſcht: „Nach mir die Sündfluth!" Der Volkswitz übte ſofort Rache an ihrem Andenken in dem Epitaph:

„Ci git, qui fut quinze ans pucelle,
Vingt ans catin, puis huit ans maquerelle!" —

Ein witziger Kopf des Hofes ſagte doppelſin-

nig genug: „Sie ist am Uebermaß von Lilien-saft gestorben!“ —

Die Nation in ihrer spöttischen Freude bedachte nicht, was ihr folgen sollte. „Sie ist noch nicht die Schlimmste,“ hatte Beaumarchais ausgesprochen, und das Volk sollte diese Worte später mit vollster Ueberzeugung wiederholen. —

An demselben Tage, wo die Pompadour gestorben, der König auf die Jagd gegangen war, und man mit Spannung wartete, nach welcher Seite die Majestät sich etwa wende, hatten Choiseul, die Herzogin von Grammont, Orleans, Maupeau und Terray mit Dianen im Hôtel de Vendatour im Quartier Luxemburg eine Berathung. Daß Ludwig XV. sofort nach Choisy gegangen war, vor einer Woche nicht zurückkehren wollte, auch nur von seinem nächsten Jagdgefolge begleitet wurde, bewies, wie sehr er schwanke, nach einem Entschlusse ringe. Es erschien als ein schwacher Versuch zu königlicher Unabhängigkeit. — Dem mußte begegnet, das Hazard seiner Laune corrigirt werden! Ein kühner Schritt ward beschlossen. Die schöne Schwester des Ministers, welche schon einmal, wenn auch nur momentan, einen Sieg über den König errungen, sollte ihn

heimlich in Choiſy überraſchen. Der Monarch liebte die naiven coups d'amour. Man wollte die Stelle der Pompadour bereits beſetzen, noch ehe dieſelbe der Erde übergeben worden. — Ein Courier ward alſo an Binet, den Oberkammerdiener, geſendet, und die Herzogin folgte Nachmittags in ihrem Wagen allein und mit der ſüßen Zuverſicht, von Choiſy aus triumphirend ihre Herrſchaft den Freunden in Paris melden zu können. —

Die Forſten von Choiſy hallten vom Hörnerklang und Rüdenklaffen wieder. Der König war ſchweigſam und jagte den ganzen Tag, er wollte augenſcheinlich ſeine rathloſen Empfindungen unter der Aufregung der Wildhetze erſticken. Es dunkelte bereits, als das Hallali erklang und er zum Souper in das kleine reizende Schloß mit ſeinen Communs, Villen und zerſtreuten Tempeln zurückkehrte, wo er einſt die Mailly, die Chateauroux zuerſt geſehen, wo er — zuerſt geſündigt hatte. Als er in die Antichambres trat, ſeine Jagdbegleitung entließ, Peitſche, Hut und Hirſchfänger an Binet gab, flüſterte ihm dieſer zu: „Eine Neuigkeit, Majeſtät!“ —

„Was haſt Du?“ —

„Die Herzogin von Grammont iſt eben angelangt, und allein!“ —

„Die Grammont?! — Wo iſt ſie?“

„Dort!“ Binet deutete nach dem Cabinet des Königs. —

Ludwig's XV. Geſicht bedeckte tiefe Röthe. Er athmete auf, ſchritt raſch nach ſeinem Zimmer und ließ die Thür offen.

Als er eintrat, fand er die Herzogin in ſehr verführeriſcher Toilette und überaus ſchmachtender Attitüde. Sie ſchrak auf und trat verwirrt ein paar Schritte auf ihn zu.

„Sie, Herzogin? — Was wollen Sie? — Wahrſcheinlich galt dem Grafen Falcoz de la Blache Ihr Beſuch, und Ihr Kutſcher hat ſich im Wege geirrt!“

„Majeſtät! — Sie verkennen mich!“ —

„Ihre Correſpondenz mit dem Amoroſo iſt in meinen Händen, Binet ſoll ſie Ihnen bringen, damit Sie ſehen, wie genau ich unterrichtet bin. Ihr Ehrgeiz iſt mir zu grob, und wenn ich auch nicht längſt in der Lage wäre, gegen Sie Widerwillen zu empfinden, würde ich es jetzt!!“ Er ſchellte, Binet kam.

„Bringe die Dame zum Wagen, daß ſie ſicher nach Paris kommt. Ich wünſche ſie nicht mehr

zu ſehen! — Schreibzeug, Papier, und laß auftragen!"

Des Königs Stimme war hart, beißend. Er machte eine heftige Bewegung, und ehe die Herzogin vor Entſetzen ſich zu faſſen vermochte, befand ſie ſich bereits an Binet's Hand im erſten Entrée, wo ihr die Cavaliere ironiſch ein Compliment machten.

Als das Schreibgeräth kam, ſetzte ſich Ludwig und ſchrieb — an Frau von Seran. — —

Die Herzogin von Grammont kam aufgelöſt, in Wuth und Thränen gegen Morgen zu Choiſeul zurück und trat vor ſein Bett.

„Träume ich? Du hier? — Um Gottes willen was —"

„Er hat mich wie eine Dienſtmagd fortgeſchickt! Im Vorzimmer lachten ſeine Leute bei meiner Schande! Zu derſelben Stunde ging ein Courier mit einem Billet doux an die Seran!"

„Seran? Der Dauphin?! Unmöglich! — Weshalb aber —"

„Schweig, der König kennt meine Correſpondenz mit Blache!"

Der Miniſter ſank todtenbleich auf ſein Kiſſen. „Das iſt ein Streich Beaumarchais', würd' ich ſagen, wenn er nicht vierhundert Stunden ent-

fernt wäre. Ein Streich des Dauphins iſt es gewiß! — So muß man einen Schritt weiter gehen und —!! Leg' Dich nieder! Ich ſage Dir, wir werden nicht fallen!!" —

5.

Das Lebewohl von Trianon.

Die Familie des Dauphins war nach Trianon übergeſiedelt, den herrlichen Frühling zu genießen, und die Prinzeſſinnen Schweſtern erſchienen zum Beſuch, denn der Maibaum ſollte aufgerichtet werden, ein Feſt, das in den letzten Jahren die ganze Umgegend herbeilockte. Der ſogenannte große Empfang hörte gemeiniglich mit dem Erſcheinen des Erbprinzen in Trianon auf; er ertheilte dort nur ſehr ſelten Audienzen. Selbſt der König ehrte dieſe Sitte und kam höchſtens mit drei oder vier Cavalieren, wenn er den Sohn mit einem Beſuch überraſchte. Bei dieſem Feſte, welches die Sommerſaiſon begann, war es ſtehender Brauch, Niemand aufzufordern, aber Jeden zu empfangen und ländlich zu bewirthen. Unter

der freiwilligen Verſammlung ſeiner Anhänger wählte der Dauphin dann Diejenigen, mit denen er die Freuden des Landlebens zu theilen wünſchte, und das Wort: „Man ſieht Sie ja wohl nun zu Trianon?“ war Einladung ein- für allemal. Wer an dieſem Tage des Maifeſtes nicht erſchien, hatte ſich ſelbſt ausgeſchloſſen. —

Das Wetter war köſtlich, Wald und Wieſen ſtanden im erſten Grün, die Sonne glühte am blauen Himmel, die Glocke der Dorfkirche ſandte ihren feierlichen Ruf in's Thal, und von der oberen Schloßterraſſe bliesen die Trompeter des Leibregiments Dauphin ein Morgenſtändchen; ſie waren für dieſen Tag in Schäfertracht gehüllt. Auf dem Kirchplatze verſammelten ſich indeß die Leute von Trianon. Die Frauen erſchienen weiß, trugen rothe Bänder an Achſeln und Mieder, und grüne Kränze in den Flechten. Von Arcis, St. Cyr, Marly, Fontenay, Villepneux ſtrömten geputzte Gäſte. Im Park, auf den Terraſſen, in Arkaden des Schloſſes hatten ſich die Cavaliere und Damen verſammelt, welche Aufwartung machen wollten, letztere ebenfalls ganz weiß, mit grünen Kränzen.

Schlag elf Uhr trat der Dauphin, die Dauphine am Arm und ſeinen älteſten Knaben, den

Duc de Berri an der Hand, heraus und begrüßte fröhlich die Verſammlung. Seine Schweſtern Adelaide, Sophie und Victorie, die Erzieherin der Kinder von Frankreich, Madame de St. Marſan, folgten mit dem zehnjährigen Provence und dem neunjährigen Artois, eine Bonne trug die vierjährige Prinzeß Eliſabeth. Im Gefolge der Herrſchaften befanden ſich außer ein paar Dienern nur Capitän Aumont, de Mouy, Sieur de Romanet der Secretär, und ſein Adjutant Herzog von Vaugyon. Das Muſikcorps verließ ſogleich das Plateau und eilte nach dem Kirchplatz, indeß Monſeigneur nebſt Familie den Kreis der Anweſenden grüßend und plaudernd umſchritt. Für Jeden hatten Monſeigneur oder Madame ein freundlich Wort, für Viele eine warme Aufforderung, wieder zu kommen. So leutſelig er auch war, ſchweifte doch ſein Auge unruhig umher, als ſuche er Jemand, und wie er die Tour beendet hatte und durch eine Handbewegung die Anweſenden aufforderte, zu folgen, ſtanden Wolken auf ſeiner Stirn. Während die Gäſte ſich ihrem Range gemäß für den Feſtzug nach der Kirche, welchen Cardinal Luynes führen ſollte, ordneten, flüſterte der Prinz der Dauphine und ſeinen Schweſtern

voll Unmuth zu: „Ich ſehe Richelieu und Conti nicht hier! Was ſoll das bedeuten?“

„Sie waren noch geſtern auf Beſuch in Verſailles und verſprachen zu erſcheinen!“ verſicherte Adelaide.

„So können ſie nur durch ein wichtiges Hinderniß zu Paris zurückgehalten worden ſein,“ verſetzte die Dauphine, „vermuthlich kommen ſie um Mittag.“

„Da ich Vernachläſſigung von ihnen eben nicht gewöhnt bin, macht mich der Gedanke eines ſolchen Hinderniſſes beſorgt. Doch gehen wir, der Cardinal wartet.“

Er gab Luines das Zeichen zum Vortritt, und der Zug bewegte ſich durch die linke Arkade und das Parkthor über die Dorfſtraße, wo die Bauern ſchon erwartungsvoll ſich drängten, nach dem Kirchplatz. Hier, an der Spitze der feſtlich geſchmückten Gemeinde, wartete Père Morelly, der Pfarrer. Tauſend Jubelſtimmen empfingen den Dauphin, deſſen Miene wieder heiterer wurde, als er Malesherbes ohnweit Morelly ſah. Er grüßte rechts und links, und die Dauphine nahm einen Myrtenkranz von der Tochter des Maire an. Es war Sitte, daß der Pfarrer Monſeigneur und Madame das Brevier reichte, indem er vorher

die Meßgebete bezeichnet hatte. Als Morelly dem Dauphin das Buch gab, ſagte er halblaut: „Das erſte Gebet iſt wichtig, Monſeigneur!“ Dann verbeugte er ſich und ſchritt vorauf in's Kirchenportal; der verwunderte Thronerbe nebſt Cortége und Gemeinde folgten. Während die Orgel tönte und das Hochamt begann, nahm der Dauphin gedankenvoll neben Madame in der Chorloge Platz und öffnete ſein Buch. Wie erſtaunte er, als er zwiſchen den Seiten des erſten Gebets ein Billet fand. Er ſtieß die Dauphine leiſe an, öffnete daſſelbe unbemerkt und las:

„Monſeigneur! Wir ſind in's Geheim angelangt, und bei Père Morelly abgeſtiegen. Chevalier Salvandy iſt bei uns, der einen Auftrag der todten Marquiſe an Sie hat — ſehr dringend und ſehr ernſt! Conti. Richelieu.“ —

„Wechſeln wir die Bücher, liebe Joſephe.“ — Er reichte ihr im Brevier das Billet hin. —

Die Prinzeſſin durchflog das Schreiben und war eben ſo betroffen. Sie neigte ſich langſam zu ihm. „Wann und — wo?“ —

„Während des Feuerwerks bei Morelly.“ —

Die Dauphine ſtach mit einer Nadel dieſe zwei Worte in die Buchſeite. Dann barg ſie das Billet raſch in ihrem Buſen. — Nach dem Hochamt hielt

Morelly die Maipredigt. Manche Leute vom Hofe fanden ſie zu philoſophiſch, Andere zu ökonomiſtiſch, aber ſeine Gemeinde verſtand ihn ganz gut.

„Das Grün iſt die Farbe der Hoffnung, der Lebensluſt und freier Entfaltung, in welche die Natur ſich kleidet. Als unſere Voreltern das Jägerleben aufgaben und zum Pfluge griffen, errichteten ſie, wenn der Frühling kam, den Maienbaum als ein Panier bürgerlichen Gemeinſinns, als ein Zeichen, daß ſie Alle im Pflanzen des väterlichen Bodens die Quelle ihres freien, ſelbſtgeſchaffenen Glücks anſehen wollten. Deshalb wird dies nationale Feſt, dieſes jährlich wiederholte Bündniß aller Gemeindeglieder, mit Recht kirchlich begangen, weil es Gott wohlgefällig iſt, das unter dem blauen Himmel alle Hände die Saat ſäen, für deren Frucht wir im Herbſt dem Geber von Sonnenſchein und Regen, dem Vater von Licht und Liebe Dank ſagen! Nur der Einzelne, der Einſame nährt ſich von Mord und Raub, die Gemeinde, der geordnete Staat, gedeiht durch gemeinſames Säen und Pflanzen. Darum iſt der Maienbaum, die Pappel*), das Sinnbild des im Glücke ſich mehrenden Volkes! Von Frauen wird

*) Le peuplier, Bevölkerer.

er gepflanzt, denn die Frau iſt Gebärerin der Menſchheit, und nur unter reinen Händen kann der Baum der Nation gedeihen durch den Strahl des Himmels!" — Dies ſchöne Bild des ewig ſich verjüngenden Baumes der Nation wendete Morelly auf die Gemeinde Trianons, auf ihr Gedeihen in Liebe und Gegenſeitigkeit unter dem Dauphin an, und ſchloß mit dem Gebet, „daß einſt ganz Frankreich mit ſolchem Dank und ſolcher Hoffnung den Maienbaum des Volksglückes unter'm Schutze Deſſen pflanzen möge, der das kleine Trianon zu einem Paradies gemacht!" — Lag es in der Stimmung der beiden hohen Gatten, oder drang das begeiſterte Bild von Frankreichs einſtigem Erblühen deſto tiefer in ihre Herzen, je ſchlichter es ausgeſprochen ward, der Dauphin und die Dauphine wurden außerordentlich bewegt. — Nach dem Schlußliede erhob ſich Alles, das Volksfeſt begann. —

Den Maire und Pfarrer zur Seite ſchritt das kronprinzliche Paar mit den Kindern und Prinzeſſinnen an der Spitze der Bauersleute hinaus, unter welche herkömmlicher Weiſe die adeligen Gäſte ſich miſchen mußten. Auf dem Platze vor der Kirche verſammelte man ſich um die Grube, welche den Baum aufnehmen ſollte, indeß die jungen Mädchen, die Muſici vorauf, die ſchwanke

Pappel (den Maien), welche dem Schloßpark entnommen worden, mit Jauchzen, Hallo und Frühlingsliedern heranbrachten.

Der Dauphin trat an die Grube. Morelly ſprach über ſie den Segen und beſprengte Pflanzſtätte wie Baum mit Weihwaſſer. Dann ſchmückten ihn die Dauphine, die Prinzeſſinnen, die Damen des Hofes, die Bäuerinnen und Mädchen mit allen Bändern, die ſie an ſich trugen. Unter brauſendem Choral erfaßte der Dauphin den Stamm, und von den Frauen der Gemeinde unterſtützt, ſenkte er ſeine Wurzeln in's Erdreich. Langſam erhob ſich die grüne leuchtende Krone, von tauſend bunten Bändern umrauſcht, in die Lüfte. —

„Ich, Ludwig, Dauphin von Frankreich, Herr von Trianon," tönte ſeine Stimme tief und erregt, „ſenke dieſen Maien, den Pappelbaum, im Namen Gottes in den geweihten Boden meines Landes zum Zeichen der Freiheit, der Ordnung, des Glückes und Gedeihens für ganz Trianon und Alles, was in ihm wächſt und athmet! Mögen unter ſeinen Zweigen Glück und Tugend wohnen! Möge ganz Frankreich unter den Maien einſt glücklich ſein! Lange lebe der König!"

„Es lebe der Dauphin und ſein Haus!" ant-

wortete jubelnd beim Schmettern der Trompeten die Menge. — Die jungen Prinzen und Prinzessinnen warfen die erste Erde auf die Wurzeln. Der Maire, der Pfarrer, die Mädchen füllten endlich die Grube, und unter fröhlichen Melodien und Gesängen ward Maikönig und Maikönigin aus der Zahl der Bursche und Mädchen erwählt. Der Dauphin tanzte mit der Maikönigin, die Dauphine mit dem Maikönig einmal um den Pappelbaum; das Mädchen erhielt eine goldene Halskette mit einem Kreuz, der Bursche einen Ring, dann begaben sich die Herrschaften in das Schloß zurück, von Pfarrer, Maire und Maikönigspaar bis an den Eingang des Parkes begleitet.

Als der Prinz an Morelly unterwegs das Brevier zurückgab, sagte er: „Das erste Gebet scheint sehr wichtig, ich habe es deshalb bezeichnet. Grüßen Sie Ihre Gäste!" —

Der Tag rann unter Freuden dahin. Die Aristokratie feierte das Fest im Schloßparke, die Gemeinde auf dem Kirchplatz. Als die Dämmerung nahte, das Sternenheer am dunkeln Abendhimmel glühte und das letzte Roth hinter den fernen Thürmen von Nauphle verflog, — ward den Leuten von Trianon gestattet, in den Park einzutreten, um das Feuerwerk zu sehen, welches auf

der mittelſten Terraſſe abgebrannt werden ſollte. Nachdem der Dauphin das Zeichen gegeben und die erſte Raquete ſtieg, drückte er der Dauphine die Hand und ſtahl ſich hinweg. Auf ſeinem Zimmer fand er Chevalier Mouy und eilte auf Seitenwegen mit ihm zum Pfarrhauſe.

In dem hinteren, nach dem Gärtchen gelegenen Zimmer deſſelben traf er Conti und Richelieu.

„Was haben Sie mir denn zu ſagen, meine Freunde?“ rief er unruhig. „Faſt verderben Sie mir den ſchönen Tag! Als ich den Maienbaum in die Erde ſenkte, war mir, als ſenkte ich mein Herz dazu! Sie glauben nicht, wie traurig ich in dieſem Augenblick der allgemeinen Wonne geweſen! — Was iſt das für ein Auftrag der verſtorbenen Marquiſe? Wo haben Sie Salvandy?“ —

„Nebenan, theuerſter Herr,“ erwiederte Conti ernſt. „Père Morelly, Malesherbes und Mouy ſind bei demſelben. — Ehe wir Ihnen den Chevalier vorſtellen, wünſchen wir Sie auf eine ſchreckliche Nachricht vorzubereiten, die energiſche Maßregeln fordert!“

„Wegen der Marquiſe? — Marſchall, verbergen Sie mir nicht länger, was es iſt!“

„Gnädiger Herr, die Marquiſe ſtarb — an Gift!“

„Womit wollen Sie dieſe furchtbare Beſchuldigung beweiſen!“ rief der Dauphin entſetzt.

„Wenig Stunden vor ihrem Ende nahm ſie Salvandy feierlichſt das Verſprechen ab, nach ihrem Tode — ſobald es ſich thun laſſe, zu mir — ihrem alten Gegner, zu eilen und mir zu eröffnen, daß ſie an langſamem Gift geſtorben ſei; ich ſolle den Dauphin vor Orleans und Choiſeul warnen!“

„Keine Odeurs! Nur keine Odeurs! — So hatte doch Beaumarchais mit ſeinen Andeutungen recht? So war jene Scene zu Verſailles zwiſchen Orleans und der Todten keine Täuſchung ſeiner Sinne, und es gäbe nur die eine — alte Löſung: Bourbon oder Orleans!?“ — Er ſchritt außer ſich auf und ab, die tiefſte Empörung, die quälendſte Angſt um ſein Haus ergriff ihn.

„Nur dieſe Eine, mein königlicher Vetter!“ ſagte Conti ſchwermüthig. „Die Nachrichten, welche mir in letzter Zeit durch den Mann der Reaucourt zugegangen, beweiſen, daß Orleans' Pläne Ihnen feindlich ſind, daß Choiſeul ſein Automat iſt, und ſie Binet, des Königs Kammerdiener, ganz in der Gewalt haben. Die Liebescorreſpondenz der Grammont mit la Blache, an Beaumarchais verrathen, vernichtete die Hoffnung dieſer Menſchen.“

„Binet, der wahrscheinlich als Werkzeug beim Tode seiner Verwandten gedient," ergänzte Richelieu, „sucht eifrig Gelegenheit, den König durch eine neue Liebschaft von der Seran und Eurer Hoheit abzuziehen!"

„Dies ganze Treiben muß mit einem Schlage beendet werden, mein Prinz!" rief Conti. „Jetzt oder nie ist der einzig günstige Augenblick! Nicht immer wird der König sich durch den Umgang der Dame Seran befriedigt fühlen; unfähig, selbst des Reiches Zügel zu erfassen, werden Sie oder Choiseul ihn leiten. Werfen Sie jedes Bedenken, jegliche Rücksicht von sich, jeder Tag bringt das Land seinem Verfall näher!" —

„O, übergenug der Gründe! Man soll nicht sagen können, daß ich lässig war, wo die Gefahr in ihrer nackten Gräßlichkeit sich nahte! Ich werde Choiseul's und aller Minister Entlassung, wie Orleans' Verbannung fordern!"

„Und Reichsstände, Hoheit!" rief Conti. „Ohne Hülfe der Nation kommen wir nicht mehr aus dem öffentlichen Elend!"

„Dasselbe versichert mich Malesherbes fortwährend, und mit guten Gründen! — Laßt Salvandy eintreten."

Conti und Richelieu traten in's Nebenzimmer

und ſchickten Salvandy. Der Dauphin ließ ſich umſtändlichen Bericht über den Tod der Marquiſe abſtatten. Dann nahm er Salvandy das Ehrenwort ab, zu ſchweigen, entließ ihn, und der Prinz wie der Marſchall traten wieder ein.

Er war bleich und finſter. „Meine Freunde, ich werde morgen mit Ihnen zum König gehen. Entweder ſind dann Choiſeul und Orleans ein Nichts, oder — ich habe den letzten Maienbaum gepflanzt!“

Er ſchritt vor ihnen her hinaus, drückte im Nebenzimmer Morelly und Malesherbes die Hand und ſagte: „Machen wir uns auf eine ſeltſame Veränderung der Dinge gefaßt. Dieſer Tag iſt ſehr wichtig in meinem Leben!“ —

Er erſchien mit ſeinen beiden Vertrauten auf dem Schloſſe, als gerade die letzten Feuergarben ſtiegen und die Namen Ludwig und Joſepha in glühendem Transparente ſtrahlten. Nicht war er mehr der verſchloſſene, bedeutungsloſe Prinz von ehemals, welcher ſeine Träume und Entſchlüſſe ſtumm im Herzen barg, ſondern der würdige Erbe der Krone, der königliche Herr, auf deſſen Stirn ſchon der Abglanz des Diadems glühte, dem er entgegen ging. Was er an jenem Tage ſagte, blieb unvergeßlich in allen Seelen zurück, und

Jeglicher begriff, daß in den nächsten Stunden die Entscheidung liege. — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Andern Tages war man zu Versailles in größter Spannung. Der König hatte die Conseilsitzung absagen lassen, da er Monseigneur in außerordentlicher Audienz empfange. Schon waren seltsame Aeußerungen über das gestrige Maifest gefallen, Choiseul hatte sich höchst sorgenvoll in sein Hôtel zurückbegeben und schickte, nach einer Besprechung mit Maupeau und Terray, einen warnenden Boten an Orleans. —

Der Dauphin erschien in Begleitung Conti's Richelieu's und des Cardinal Luines im Oeil-de-boeuf und betrat gleich darauf allein das königliche Gemach.

Etwas Scheues, Gedrücktes, Unbestimmtes lag in dem Empfange des Monarchen, eine Zachheit, die sich vor dem freien Auftreten des Dauphin nur vermehrte.

„Nach Deinem Billet, Louis, das mir Mouy selbst einhändigen mußte, scheint Dich höchst Wichtiges, die Staatsgeschäfte betreffend, herzuführen. Da Du Conti, Richelieu und den Cardinal auch mitgebracht, machst Du Dich wohl auf ganz Außer-

ordentliches gefaßt; dieſe Herren ſind ja Deine Vertrauten."

„Gewiß, mein königlicher Vater! Mein Erſcheinen betrifft nicht nur den Staat, ſondern das Wohlergehen des königlichen Hauſes ſelbſt, das auf's Gefährlichſte bedroht iſt, und ich wünſche, daß dieſe Stunde endlich unſer Glück oder Verderben entſcheide!"

„Sehr viel geſagt, Louis! Wer wagt, auf unſer Verderben zu ſinnen?"

„Majeſtät, erinnern Sie ſich unſerer Zuſammenkunft im Sonnentempel? Das Glück dieſes Tages verdanke ich den Damen von Seran und Pompadour. Die Unterredung war eine vertraute und wurde — doch verrathen!"

„Von wem?" —

„Von Binet!" —

„Das — das glaub' ich nicht!" fuhr der König heftig auf. „Binet iſt mein vertrauter und treuer Diener, er hat mich nie getäuſcht!"

„Nichtsdeſtoweniger begann Choiſeul von dem Tage an, wo Sie ſich für mich intereſſirten, die Pompadour zu haſſen."

„Das iſt auch ohne Binet möglich! Da er Dich in Fontainebleau mit der Marquiſe tanzen

ſah, mußte er errathen, daß zwiſchen uns eine Einigung erfolgt ſei."

„Dieſe Annahme will ich nicht beſtreiten, Majeſtät, aber was ſagen Sie, daß Choiſeul, als er von Fontainebleau zurückkam, mit Orleans zu St. Cloud ſofort eine geheime Zuſammenkunft hatte?"

„Woher weißt Du das!"

„Von meinen Agenten, Majeſtät; Sie verlaſſen ſich ja auch auf dergleichen Leute! Da die meinen aber den jungen Chartres bei einer Orgie in einem gewiſſen Hauſe davon ſchwatzen hörten, iſt das ein poſitives Zeugniß! — Im Sonnentempel ſprachen Sie ſich ſelbſt gegen Choiſeul aus, gaben mir Ihr Wort, ihn ſo bald als thunlich zu entlaſſen. Wenn ich Sie nun bei allen Heiligen verſichere, daß derſelbe auf's Engſte mit Orleans verbündet iſt, Diane de Vendatour, deſſen Freundin, den Finanzminiſter und Kanzler beeinflußt, ſo müſſen Sie doch geſtehen, Majeſtät, daß Leute entlaſſen werden müſſen, die mit dem falſchen Haupte einer dem Throne ſo nahen Familie heimlich conſpiriren, zumal deſſen Intereſſe allein auf dem Unglück der Bourbonen beruht. Wenn ich Ihnen nun eröffne, daß Madame de Pompadour nicht an der Auszehrung, ſondern an ſchleichen-

dem Gifte ſtarb, daß ſie zwei Stunden vor ihrem Ende dieſes Geſtändniß dem Salvandy abgelegt und ihm befahl, es Richelieu zu hinterbringen, der mich vor Orleans und Choiſeul warnen ſolle, ich Ihnen verſichere, daß bereits Beaumarchais mich ſchon lange vor Orleans' Gift gewarnt; wenn es endlich feſtſteht, daß außer ihren beiden Damen und den Cavalieren nur Quesney und Binet um ſie waren, Binet, der jetzt Choiſeul's Freundſchaft genießt, ſo habe ich Ihnen nur noch vorzuſchlagen, Orleans auf immer zu verbannen, Chartres tonſuriren zu laſſen, ſtatt die projectirte Heirath mit Demoiſelle Penthièvre zu bewilligen, Choiſeul und die Miniſter zu entfernen, und Binet ſofort feſtnehmen und verhören zu laſſen!"

„Welche Beweiſe, Menſch," rief der König, „haſt Du denn für ſo ungeheuerliche Beſchuldigungen?!"

„Mein Ehrenwort, die Ausſagen Beaumarchais' und ſeines Agenten, die eidlichen Verſicherungen Conti's, Richelieu's und Salvandy's!" — Er riß die Thür des Audienzzimmers auf. „Kommen Sie, meine Herren, ſagen Sie der Majeſtät, was Sie wiſſen, denn der Dauphin findet keinen Glauben!" — —

Ehe der König noch eine ängſtliche, abweiſende

Bewegung machen konnte, traten des Prinzen Begleiter ein. Er gab ihnen indeß kein Zeichen zum Sprechen, sondern ging unruhig, gereizt und argwöhnisch umher. —

„Du willst mir eine Scene machen, Louis, mich mit Gewalt zu einem äußersten Schritte zwingen, und ich hasse die Gewalt! — Die Marquise ist todt! Ihres Geistes beraubt, willst Du mir Männer verhaßt machen, die ehrgeizig und ränkevoll sein mögen, aber in den Geschäften erfahren sind! Wem soll ich, zur Hölle! d e n n trauen? Die Schufte haben wenigstens immer Verstand! Ich kann in der Politik mit der Tugend nicht fertig werden?! Choiseul hat den bourbonischen Tractat entworfen, ein Beweis, daß er unser Haus liebt. An seine Allianz mit Orleans glaube ich nicht! — Wen willst Du denn an die Stelle setzen, wer soll sich in die Finanzverwirrung finden, Heer und Flotte ergänzen, die ruhelosen Parlamente zügeln? Wer?" —

„Wenn Sie den festen Willen haben, Sire, das öffentliche Unheil zu beenden, werden sich die Leute finden. Machen Sie Marschall Richelieu zum Kriegsminister, Conti zum Premier, geben Sie an Cardinal Luines den Cultus, Präsident Malesherbes sei Finanzier, und rufen Sie die

Generalſtände zuſammen! Das fordere ich im Namen von Frankreichs herabgewürdigter Ehre, im Namen meiner Kinder, im Namen Gottes, der Ihnen alle Schuld kommenden Jammers anrechnen wird!!"

„Generalſtände?!!" Ludwig XV. packte wüthend den Arm ſeines Sohnes. „Meinen leiblichen Bruder würde ich vernichten, wenn er dies Wort zum zweiten Mal ausſpräche!! Generalſtände bedeutet die Republik, Generalſtände heißt Abdankung!!" —

„Die Generalſtände, Sire, ſind eine alte Inſtitution Frankreichs, mit der Heinrich IV. und Sully ſehr gut zu regieren wußten!!" — — —

„Oh, ich durchſchaue Dich wohl, Louis! Du willſt mir das Scepter aus der Hand winden, Richelieu, Luynes und Conti würden Deine, nicht meine Miniſter ſein, vielleicht müßte ich noch froh ſein, von Dir eine Apanage zu erbetteln! Um Dein vorzeitiges Throngelüſt zu befriedigen, willſt Du mich mit Gefahren, Gift, Tod und dergleichen Narrenspoſſen ſchrecken? Lüge! Deine Favoriten ſtellſt Du als Zeugen, welche durch Choiſeul's Fall Nutzen haben?! Wenn ich für mein Leben je beſorgt zu ſein Urſach' hatte, iſt es viel eher von Seite Deſſen, der ſeine Krönung nicht erwar-

ten kann!!" Er ſtieß den Dauphin heftig vor die Bruſt.

„Um Gottes willen, Majeſtät, was thun Sie?!" rief Conti und trat zwiſchen Beide.

„Sie werden," rief der Marſchall voll ſtolzen Unwillens, „Ihren Sohn und ſich ſelbſt nicht noch mehr inſultiren, Sire!! Führen Sie den Dauphin fort, Prinz Conti, ehe das Aeußerſte geſchieht!"

„Nicht doch," ſagte der Kronprinz leichenblaß, „das Aeußerſte iſt geſchehen! Sie haben, Sire, das Todesurtheil Ihres Sohnes ausgeſprochen! Die Gefahr, welche Sie allerdings nicht zu fürchten brauchen, weil Sie Choiſeul's Sclave ſein werden, wie Sie eben auch Sclave Fleury's und der Pompadour geweſen, dieſe Gefahr wird auf mich fallen! Wenn ich einſt todt bin, denken Sie dieſer Stunde, und daß Sie in ihr meinen Feinden das Zeichen zum Morde gegeben, die Bourbonen aus Feigheit und Schwäche vernichten ließen!! Ich beweine nichts als das Schickſal meiner Kinder!!"

Er warf einen unendlich bittern Blick auf den König und entfernte ſich. Conti und Richelieu eilten ihm nach. —

„Nun iſt's entſchieden!" ſagte er dumpf, als

er mit ihnen nach Trianon zurückfuhr. „Ich habe Euch Beide um nichts zu bitten, als nie dieſes Auftritts zu erwähnen!“ —

Der Dauphin ſchloß ſeit dieſem Tage vollſtändig mit ſich ab. Für ſeine Kränklichkeit hatte er früher keinen Grund finden können, obwohl er ahnte, ſie werde ihn vorzeitig in's Grab bringen. Seit er Salvandy geſprochen, fühlte er, daß er ein Opfer ſeiner Feinde werden müſſe. Er verbarg vor ſeiner Umgebung, was er geiſtig und körperlich litt. Seine Ideen und Grundſätze über Tugend, Sitte, Religion, Regierungskunſt, und was für Frankreich zu thun ſei, faßte er in Memoiren für ſeinen Sohn Berri, bezeichnete die Namen Derer, welche er ihm als Männer ſeines Vertrauens empfahl, und übergab die Schriftſtücke verſiegelt an Herzog von Vaugyon, ſeinen Adjutanten, mit dem Befehl, ſeinem älteſten Sohne dieſelben zuzuſtellen, wann er reif genug ſein werde, ſich mit der Regierungskunſt zu beſchäftigen. Zu Verſailles erſchien er nicht wieder, und lebte wie ein Privatmann, nur der Erziehung ſeiner Kinder, dem Umgange ſeiner Mutter, ſeiner Frau, ſeiner Schweſtern und Freunde, wie der Pflege Trianons. Das neue Zerwürfniß zwiſchen dem Könige und ihm war zu offenbar,

um Choiseul nicht zu ermuthigen, sich des Zügels der Herrschaft ganz zu bemächtigen. So stumpf Ludwig XV. aber auch war, so sehr ihn das Ansinnen, Ministerium und Politik zu ändern, besonders die Berufung der Generalstände in Harnisch gebracht, gestattete ihm seine Unentschlossenheit und Furcht doch nicht, sich Choiseul wieder ganz in die Arme zu werfen. — Ein Vorfall besonders jagte dem Premier und Orleans Furcht ein.

Der König, als er einmal mit Choiseul speiste, fragte den aufwartenden Binet: „Höre, Schlingel, man sagt allgemein, Madame de Pompadour sei an Gift gestorben, das müßtest Du doch wissen!"

Diese Frage kam so aus heiterem Himmel, daß Binet entsetzt die Schüssel fallen ließ und an allen Gliedern zitterte. —

„Du wirst in Deinem Dienste ungeschickt, also packe Dich! Ich werde Dir eine Pension aussetzen, aber sehen will ich Dich nicht mehr!!"

Der König stand auf, warf dem erschrockenen Choiseul einen finstern Blick zu, und ließ ihn allein das Mahl beendigen. —

Dies bestimmte den Minister und Orleans, ihre Taktik zu ändern. Der König war gewarnt, das Geheimniß verrathen worden, man mußte nun bei allen Gelegenheiten dem Dauphin artig

begegnen, ja ihn beim Könige zu erheben ſuchen, aber auch um ſo ſchleuniger ihn vernichten, denn nun wurde er in der That furchtbar.— Der Monarch, noch unter dem Einfluſſe von Frau von Seran ſtehend, vielleicht durch Vinet's verdächtigen Schrecken ſtutzig gemacht und nun auch von Choiſeul bearbeitet, vergaß allmälig ſeinen Groll und neigte ſich wieder dem Dauphin zu, ohne auf deſſen Forderungen zurückzukommen. Dieſer bewahrte eine ernſt reſervirte Haltung. Als Choiſeul gewahrte, daß der König ſeine Beſtrebungen, dem Thronfolger zu gefallen, gut aufnahm, that er ihm den Vorſchlag, den Dauphin zum Chef der Armee zu ernennen, und ihm öffentlich ein Relief zu geben, indem er ihn ein Luſtlager beziehen laſſe. Der Prinz fühlte anfänglich wenig Neigung, eine Gunſt anzunehmen, die ihm Choiſeul erwirkt hatte; das Commando ausſchlagen hieß aber den König beleidigen, und die Partei des Dauphins drang ernſtlich darauf, daß er die Gelegenheit ergreife, wenigſtens in einem Zweige des Staates ſichere Macht zu gewinnen. Er nahm die Ernennung unter der Bedingung an, daß ihm Richelieu und Conti beigegeben würden, er nicht dem Kriegsminiſter, ſondern dem Könige allein verantwortlich ſei. So kühn die Forderung war, ſorgte

doch Choiſeul, daß ſie bewilligt wurde. Abermals ward eine Verſöhnung zwiſchen dem Herrſcher und ſeinem Erben zu Stande gebracht, ohne daß ſich Letzterer derſelben freute oder ſein Mißtrauen verlor.

Im Juli bezogen die Truppen das Lager zu Compiègne, nur die Schweizer, die Garde-Chevauxlegers und die Pariſer Beſatzung waren ausgenommen. Choiſeul hatte nichts verſäumt, die ſogenannte Ausſöhnung recht hervorſtechend, die dem Dauphin verliehene Ehre und ſein Verdienſt darum auffallend zu machen. Die hohen Officiere ſollten ihren Chef von Verſailles abholen und mit der Dauphine wie den Prinzen ſein ganzer Hofſtaat ihn begleiten. —

Es war der letzte Tag zu Trianon, welchen man in traulicher Stille verlebte, denn bis Ende des Herbſtes ſollten die Revues und Manöver dauern; hierauf mußte man der Aufforderung des Königs nach Fontainebleau folgen, welches dann für den Winter mit dem Hôtel St. Louis vertauſcht ward. Noch einmal verſammelte der Dauphin den kleinen Kreis ſeiner Freunde um ſich, die Genoſſen ſeiner Pläne und Ideen. Selbſt Turgot war auf ſeinen Wunſch aus Limoges gekommen. — Wie an jenem erſten Tage ſaßen ſie

unter den Ulmen vor der Grotte, beſuchten jede alte liebe Stelle, genoſſen noch einmal des Glückes ungebundener Freundſchaft und herzlichen Austauſches.

Der Dauphin war mager geworden, er ſcherzte aber die ſteigende Beſorgniß der Dauphine hinweg, indem er ſagte, das Lager von Compiègne werde das Gute haben, ſeinen zu weichlichen Körper abzuhärten. Die ſtarke Bewegung zu Pferde müſſe ihm nur wohlthätig ſein. Es lag faſt eine wehmüthige Ironie in dem, wie er es ſagte, eine eigene nachdenkliche Stimmung bemächtigte ſich der ganzen Geſellſchaft, und die Geſpräche wurden unwillkürlich ernſt. Nach dem Diner begann der Dauphin: „Es kann lange dauern, ehe ich die Herren Morelly, Turgot und Malesherbes wiederſehe, während meine anderen Lieben um mich bleiben; ich bitte dieſe Drei alſo, mit mir noch einen Gang auf die Höhe zu thun. Wir wollen uns noch einmal jenen Empfindungen überlaſſen, die uns ſonſt ſo beglückt haben. Wir werden uns Ihnen nicht lange entziehen, theuerſte Dauphine!“ Er lächelte.

Die Aufgeforderten erhoben ſich und verließen mit dem Prinzen den Salon, langſam den ge-

wundenen Weg emporwallend, der ſie zur Spitze des Berges nach der Ruine führte.

„Dieſer Weg aufwärts, meine Freunde, gleicht meinem Ringen! Wenn ich je zu der Höhe gelange, werde ich nur die Ruine eines Heiligthums vor mir ſehen, deſſen Verfall ich nicht mehr aufzuhalten vermag. Sie ſind beneidenswerther als ich, meine Herren! In freier Thätigkeit konnten Sie ſich frühzeitig dem Wohl Ihrer Mitmenſchen widmen, unbehindert, unbeneidet und geſtützt von dem gleichen Streben redlicher Genoſſen. Ein Thronerbe iſt ſelbſt als Mann ein beobachtetes, unmündiges Kind, und um ſo ſchwerer wird der Druck ſeiner Krone, als ihn derſelbe eines Tages ganz unvorbereitet, faſt wie ein Unglück trifft, er plötzlich regieren lernen ſoll, wo er verloren iſt, wenn er nicht ſchon darin Meiſter iſt!“

„Kein Wunder,“ verſetzte Malesherbes, „daß es alſo viele ſchlechte Könige giebt, wo ſollen ſie es denn herhaben? Aber die guten und großen Monarchen ſind doch nicht gar ſo ſelten, und ſie machen die Ungeſchicklichkeit von zehn ihrer Vorgänger gut. Woher haben dieſe denn die Regententugend, welche Anderen abgeht? Sie erſtand ihnen aus der Trübſal ihrer gedrückten Jugend, aus eigenem Lebensſchmerze ſproßte der

fruchtreiche Baum ihrer lichten Gaben, der die Völker segensreich beschirmte! Sind nicht Heinrich IV., Friedrich II. glänzende Beispiele? Und dieser Lebensschmerz, mein Prinz, der Ihnen ja so überreich geworden, wird Sie auch zu einem großen und guten König machen!"

„Vielleicht, Lamoignon, wenn — ich ihn erst überstehe! Nicht Jeder hat die stählerne Natur, alle diese Bitterkeiten bis an's Ende zu tragen!"

„Sollten Sie nicht darin Freude und Beruhigung finden, Hoheit," fiel Turgot ein, „daß Ihre ernste Tugend die Liebe des gequälten Volks hat, welches in Ihnen den letzten Trost und seine Hoffnung sieht? — Ich will nicht das hohe Glück Ihres Familienlebens erwähnen, denn tausend vortreffliche Väter besitzen ein gleiches, aber Ihr besonderes ist es doch, zu wissen, daß jeder edle Same, den Sie in's Herz Ihrer Söhne legen, einem ganzen Volke zu Gute kommt; daß Ihr Beispiel und Ihre Gunst Ihre Anhänger ermuthigt, den Pfad des Besseren mit Glück zu wandeln! Jene Ruine mag morsch und hallos sein, aber birgt sie nicht viel Tausend Steine, aus denen Sie einst ein neues, besseres Heiligthum errichten werden?"

„Und jetzt blicken Sie hinab," setzte Morelly

ſanft hinzu, „auf das ſüße Trianon, wie es im Gottesfrieden zu Ihren Füßen ruht! Frohſinn und Glück wohnt in den Hütten, die einſt Schmutz und Elend geſehen, und der Maienbaum mit ſeiner rauſchenden Krone erhebt ſich aus einem Eden, das Sie geſchaffen, aus dieſem Stück — Baſiliade, das Sie aus dem Traume in's dürre Leben gezaubert! Iſt das nicht ſchön?!"

„Ja, es iſt ſchön, Morelly, und doch nur ein Traum, wie all' mein Wünſchen, all' mein Hoffen! Das ganze Leben iſt ſelbſt einer, und wir erwachen erſt — bei Gott! Fragt nicht weiter! Vielleicht ſind meine Ahnungen thöricht und ich will Niemand mit ihnen betrüben. Ich habe mich aber von Jugend auf gewöhnt, mein Leben als kurz und nichtig anzuſehen, mit dem Tode mich zu befreunden, und ich möchte mit Ihnen von ihm reden, ohne Sie glauben zu machen, daß ich mich demſelben gerade ſo nahe fühle. Ich ſetze indeß den Fall, ich ſtürbe noch als Dauphin! Ueber dieſes Ereigniß möchte ich Ihnen meinen unabänderlichen Willen mittheilen! — Dieſe Ruine, ein Bild meines — Frankreichs, ſteht vor uns, der ewige Himmel, die ſchrankenloſe Ewigkeit in ihren Sphärenbahnen, der unbekannte Sitz des Unbekannten, Unnennbaren breitet ſich über uns,

die Welt ſtumm horchend liegt zu unſern Füßen; — reicht mir die Hände als Männer von reinem Gewiſſen, als Freunde Deſſen, der Euch im Leben wie im Tode geliebt!!"

Er ſtreckte ihnen mit faſt überirdiſcher Wehmuth die Rechte hin, in ſeinen Augen glänzte es wie Thränen. —

„Verlaßt meine Kinder nur mit Eurem Leben! Selbſt wenn ſie — unvernünftig ſein ſollten, laßt nie von ihnen!! — Ich habe ein Memoire für meinen Sohn Berri hinterlaſſen, Vaugyon verwahrt das Original, die Dauphine findet eine Abſchrift. Es iſt auch Eurer darin gedacht, und was Ihr mir werth geweſen. Ihr ſollt ſeine Stütze ſein, Turgot und Malesherbes, Morelly aber wird meinem Trianon verbleiben. Soll es ſo geſchehen?"

„So ſoll es geſchehen!" erwiederten alle Drei erſchüttert.

„Ich habe Sie nur noch zu erſuchen, von dieſem Geſpräch, ſo lange ich lebe, zu ſchweigen. — Zwei gute Menſchen, die ich heute gern geſehen hätte, fehlen in unſerem Kreiſe. Piron iſt todt, und Beaumarchais im Auslande. Wenn Caron zurückkommt, theilen Sie ihm doch auch meinen Willen mit, nehmen Sie ihm an meiner Stelle das Verſprechen ab, falls ich — verhindert wäre! Er iſt

gewandt und voll Ehre. Kann er auch ſchwerlich in der großen Politik mitreden, wird er die Meinen doch ſtets vor ihren Gegnern warnen. Wäre ich König, ich würde ihn — zum Polizeilieutenant von Paris machen." Er lächelte leicht. — Dann machte er eine haſtige Handbewegung, daß ſeine Begleiter zurückbleiben ſollten, eilte an einen Felsvorſprung, und blickte lange mit verſchlungenen Händen hinab. „O mein Trianon, lebe wohl!" Und er ſtreckte wie im Schmerz ſeine Hände aus. Jetzt wendete er ſich kurz um, kam mit geröthetem Antlitz wieder zu ihnen —: „Laſſen Sie uns ein Ende machen, kommen Sie! — Die Leute von Trianon, Morelly, möchte ich alle noch ſehen, ehe ich reiſe."

„Morgen bei der Abfahrt, Hoheit?"

„Bei der Abfahrt!" —

Sie gingen ſtill, Jeder mit ſeinen Gedanken, hinab nach Klein-Trianon. Erſt kurz vor ihrer Ankunft ergriff der Prinz das Wort wieder lebendig, und ließ ſich über den Stand der Dinge in Limoges und die Arbeiten der Steuerkammer Bericht erſtatten. —

Am andern Tage, als der lange Reiſezug vor dem Portale hielt, ſammelten ſich die Dörfler im Schloßhofe. Der Prinz und die Prinzeſſinnen

kannten jeden Einzelnen und ſeine Verhältniſſe, hatten für Jeglichen ein theilnehmend Wort oder eine Frage. Ein Schluchzen ertönte rings, eine unbegreifliche Trauer erfaßte die Leute. —

„Wir kommen ja aber wieder, Kinder! Ich werde Euch auch durch Euren Herrn Pfarrer ſagen laſſen, wie es uns geht!“ Er führte haſtig die Dauphine zum Wagen, ſie ſtiegen ein. „Lebt wohl, lebt tauſendmal wohl!“ flüſterte er halblaut. — Seine Equipage rollte dahin, Madame St. Marſan mit den Kindern, die Damen und Cavaliere folgten.

Lange noch ſtarrten die Bauern von Trianon, Morelly, Turgot und Malesherbes den Scheidenden nach. — — —

6.

Im Lager zu Compiègne.

Der Dauphin trat das erste Mal, obschon er bereits sechsunddreißig Jahre zählte, aus fast bürgerlicher Zurückgezogenheit, dem Dunkel, in welchem königliche Eifersucht und Regierungspolitik absichtlich ihn gehalten, in staatliche Function, er ward Führer des Heeres. — Das war ein großes Ereigniß, von den Parisern mit Freuden begrüßt, der Armee mit Spannung erwartet. Wer bei diesem Ereigniß Gelegenheit nehmen wollte, sich dem Dauphin zu präsentiren, eilte voraus nach Compiègne oder in's Oeil-de-boeuf. Nachdem ihm der König, von den Ministern umgeben, in großer Audienz das Commando feierlich übertragen, den Generälen vorgestellt und ihn nebst Familie verabschiedet hatte, verließ der Dauphin in

großer militärischer Begleitung nebst der Dauphine Versailles zu Pferde, um sich über Paris, St. Denis und Senlis nach dem Lager zu begeben.

Obwohl die Abschiedsaudienz die einzige officielle Feierlichkeit war, und Choiseul absichtlich vermied, dem Prinzen dabei weitere Ovationen zu bereiten, so gestaltete sich sein Zug durch Paris doch zu einem freiwilligen und rauschenden Triumph des Volkes. Der Haß und Unwille gegen den König und seine Rathgeber sprach sich zum ersten Male hier klar im Enthusiasmus der Menge für seinen Nachfolger aus. — Die Stimmung der Pariser spiegelte sich vornehmlich in jenen Körperschaften ab, die das traurige Loos hatten, mit der Regierung fortwährend im Kampfe zu liegen, und sich nun rasch und heimlich entschlossen, durch Deputationen eine Demonstration zu bewirken. Es war das Parlament, das Chatelet mit der Advocatur, die Steuerkammer und die Stadtgemeinde. Alles hatte sich so schnell und unvermuthet arrangirt, daß die Minister erst Nachricht erhielten, als der Thronfolger Versailles bereits verlassen, denn gewiß hätte man sonst Alles verhindert. An der Spitze berittener Commissäre und Maréchaussées erschien der Lieutenant der Pariser Polizei, Herr von Sartines, welcher, vom Zulauf

des Volkes, von der Bewegung der Gemüther beunruhigt, dem Prinzen bis Vaugirard entgegengeeilt war.

„Was wollen Sie denn, mein Herr, mit Ihren vielen Sicherheitswachen?" redete dieſer Sartines an.

„Monſeigneur, das Gedränge der Pariſer an den Barrièren und in den Straßen iſt ungeheuer. Verſchiedene Corporationen wollen Sie anreden, und die größten Unordnungen —"

„Herr von Sartines, ich befehle Ihnen, ſogleich zurückzureiten und Ihre Leute höchſtens an die Straßenecken zu poſtiren, daß keine Unglücksfälle zu beklagen ſind. Wenn man mich anredet, werde ich antworten; im Uebrigen fürchte ich die Pariſer nicht, und mein Anblick wird Niemand zu Unordnungen verleiten! Es ſchickt ſich überdem nicht, daß der franzöſiſche Soldat von Polizei bewacht ſei; ich komme nur als Soldat!" — Sartines mußte mißmuthig abziehen. An ſeiner Stelle eröffnete das Trompetercorps des Garderegiments „Dauphin" den Zug. Ihm folgte der Thronfolger mit Madame zu Roß, begleitet von Richelieu, Conti, Mouy, Vaugyon und einer glänzenden Suite von Generälen. Dann erſchienen im Reiſewagen die Frau von Saint Marſan mit den

Prinzen Berri, Provence, Artois und der Prinzeß Eliſabeth, die Hofdamen der Dauphine, der Leibarzt Doctor Bouillac und die Reiſeequipagen, zuletzt die Regimenter der nächſten Umgegend mit ihren Muſikbanden. An der Barrière Vaugirard empfingen Maire und Aelteſten der Gemeinde den Thronfolger unter einer zahlloſen jubelnden Menge, welche kurz vorher den abgewieſenen Sartines ausgepfiffen hatte, denn die Worte des Prinzen waren durch geſchäftige Zungen bereits vorausgeeilt.

„Geſtatten Sie, Monſeigneur," begann der Maire, „daß Paris ſeinen geliebten Dauphin ſehen, ihm Glück und frohe Rückkehr wünſchen darf. — Der Maire und die Gemeinde wünſchen den ſeltenen Augenblick wahrzunehmen, Höchſtihnen freiwillig aus Herzensgrunde die Verſicherung der Hoffnung, Liebe und Ehrfurcht der Hauptſtadt ausſprechen zu dürfen!"

„Ich danke Ihnen und den braven Einwohnern von Paris, meinen Freunden, unter denen ich mich mit meiner Familie ſtets ſo wohl gefühlt habe. Ihre Liebe werde ich mit voller Gegenliebe, Ihre Ehrfurcht mit der Hochachtung und dem herzlichen Wohlwollen erwiedern, die man der Hauptſtadt ſeines Vaterlandes ſtets ſchuldig iſt! Ihre

Hoffnung, die vielleicht größer iſt als meine Kraft, will ich, ſo weit ich vermag, zu rechtfertigen ſuchen, und verlange nur dafür — Vertrauen! Das Vertrauen des Volks iſt der Seſſel der Könige! Laſſen Sie den Armen von Paris auf meine Schatulle einen Lire pro Kopf auszahlen, und machen Sie mir das Vergnügen, mich bis an die Barrière St. Denis zu begleiten; der Maire allein ſoll in Paris des Dauphins Schutz ſein! Sorgen Sie nur, daß Niemand Schaden leide!"

Ein donnerndes Hoch, ein Freudenrauſch, eine Eruption der gepreßten Gemüther erfolgte, wie noch nie! Der Zug wälzte ſich brauſend in die Stadt. Nicht die leiſeſte Unordnung fiel vor. — Als man den Pont-neuf überſchritt und an der Statue Heinrich's IV. vorbeikam, hielt der Dauphin, zog ehrfurchtsvoll den Hut vor derſelben und ſagte: „Meine Herren, das war ein großer Monarch! Gott verleihe uns, daß wir auf ſeinen Wegen gehen! Vetter Conti, zeigen Sie doch meinen Söhnen das Antlitz dieſes Gewaltigen, der ſeinem Lande nur einen Schmerz bereitete, — als er ſtarb!" —

In demſelben Augenblick trat die Deputation des Parlaments, des Chatelet's und der Steuerkammer aus dem Bogen des alten Juſtizpalaſtes.

Der Prinz bedeckte ſich. Die drei Präſidenten redeten ihn freimüthig an und verſicherten, daß der pflichtmäßige Widerſtand des Parlaments nur die Liebe und Sorge für das Königshaus und die Wohlfahrt des Landes zum Grunde habe, dem Dauphin aber die beſten Wünſche überall hin folgten. —

„Es iſt mir eine Freude, das zu hören!“ entgegnete der Dauphin. „Die Gerechtigkeit braucht keines Bettes,*) denn ſie ſoll immer wachen! — Sie ſind ſeit Alters Rathgeber und Rather der Krone, und der offene, redliche Widerſpruch aus treuem Sinne iſt Ihr Attribut, das ich ehre. Gehören Sie aber auch nie einer andern Partei an, als der, welcher ich diene, ſie nennt ſich — Vaterland! Ihnen Allen, zumal der Steuerkammer, wünſche ich, daß ſie mehr Freude haben möge in ihrer Pflicht und dahin ſtrebe, daß ſie immer weniger zu thun bekomme!“ Er reichte den drei Präſidenten die Hand.

In der Straße St. Denis, beim Place Innocence, überſtieg das Volksgewühl faſt allen Glauben, denn dort waren die Damen der Halle poſtirt. Die älteſte dieſer Zunft, feiſt, rund, dickwangig,

*) Lit de justice, die Kiſſenſitzungen der Könige.

mit weißem Haar unter der großen Flatterhaube, trat zu dem Prinzen, griff mit der Linken in die Zügel seines Rosses, reichte ihm derb die Rechte, und schüttelte seine Hand.

„Monseigneur, lieber Herr Dauphin! die Hallenweiber wünschen Ihnen und uns Parisern nur, daß Sie uns hübsch gesund werden sollen, und so alt, daß meine Urenkeltochter erst so weiß wie ich werden muß, bis den Dauphin der liebe Gott abholt! Weiter brauchen wir nichts!"

„Das, liebe Madame, ist ein sehr schöner, tiefer und frommer Wunsch!" und der Dauphin ward ergriffen. „Er rührt mich vor allen anderen. — Geben Sie auch der Dauphine Ihre treue Hand und lassen Sie sich von Herzog Richelieu meine Kinder zeigen. Ich bin gewiß, daß Sie in Euch eben so Treue, bürgerlichen Fleiß und die alte Pariser Aufrichtigkeit lieben werden, wie ich! Leben Sie wohl, meine Damen, grüßen Sie mir alle Frauen und Mütter!" —

„Es lebe der Dauphin und seine Frau!"

„Es leben des Dauphins Kinder!" riefen viel Hundert schrille Stimmen, und das übrige Volk fiel brausend ein. — So verließ der Prinz Paris durch's Thor von St. Denis. Er sollte diesen Weg noch einmal gehen, nur stiller! — —

„Ich fürchte die Pariſer nicht!" — „Das Vertrauen des Volkes iſt der Seſſel der Könige!" — „Des Dauphins Schutz ſoll allein in Paris der Maire ſein!" — „Die Gerechtigkeit braucht keines Bettes, ſie ſoll immer wachen!" — Und die Scenen vor Heinrich's IV. Statue hallten in ganz Paris, in Frankreich wieder, ſie erſchreckten den König und die Miniſter zu Verſailles. Sie eilten vor dem Thronerben her zu den Truppen nach Compiègne. — Als er, daſelbſt angekommen, die erſte Beſichtigung abhielt, ſchritt er, die Dauphine am Arm, die Fronten entlang, hielt vor jedem Regiment und ſagte: „Soldaten, hier ſtell' ich Euch meine Frau vor!" — Er entwickelte nicht nur kriegeriſche Einſichten bei großer Beſcheidenheit, auch ſeine Intimität zu Richelieu, dem Abgott der Truppen, dem Sieger von Mahon, wie zu dem edlen Conti erwarben ihm die Herzen der Officiere. Sein ſchlichtes Benehmen und daß er mit Jedem, der ihn anredete, ſprach, faſt täglich die Bivouaks beſuchte und ſich um die Verpflegung ſelbſt bekümmerte, machten ihn zum Idol der Gemeinen. —

Die unverhohlene Volksgunſt des Dauphins machte Choiſeul viel Sorge. Er hatte von dem eingezogenen Prinzen nicht erwartet, daß er ſo reuſſiren werde. In allen ſeinen Aeußerungen,

ſo ehrfurchtsvoll dabei die Perſon des Königs behandelt wurde, lag doch eine ſcharfe Kritik der Landeslage. Ein ſolcher Prinz mußte als Chef der Armee bei ſeiner Rückkehr eine drohende Stellung gewinnen, und wie weit ſeine Entſchloſſenheit gehe, wer wußte das? Derlei beängſtigende Gedanken wußte Choiſeul dem Könige beizubringen, und er erhielt Befehl, ihm zu folgen. — Prinz Orleans war mit Chartres ſchon vorher nach Compiègne abgegangen, um ſich dem Dauphin an der Spitze ſeines Regiments, wie üblich, vorzuſtellen. Derſelbe behandelte ihn jedoch mit höchſter Kälte und ließ ihm keinerlei Einladung zugehen. Auch auf das Regiment deſſelben erſtreckte ſich ſeine Lauheit. Er vermied abſichtlich, ſich um dieſe Truppe zu bekümmern, ſelbſt augenſcheinliche Fehler ihres Exercitiums überſah er, um jeder Erörterung enthoben zu ſein. — Vielleicht war das unklug, aber die perſönlichen Gefühle des hohen Herrn ſiegten hier über ſeine ſonſtige Billigkeit. Wo nun Alles, was er that, bemerkt wurde, man ihn zu bewundern ſo leicht geneigt war, mußte ſein Verhalten gegen Orleans höchſt auffällig ſein. Da überdies gleich in den erſten Wochen Choiſeul erſchien, der noch das Departement des Krieges

hatte, und von dem Prinzen gleichfalls mit vornehmer Strenge empfangen wurde, so wurde dies ein Signal für alle Officiere, sich von Orleans wie dem Minister zurückzuziehen, und die gemeinen Soldaten machten es mit ihren Kameraden vom Regiment Orleans eben so. Dasselbe ward nach und nach mürrisch, die Officiere desselben blickten scheel auf ihren Chef, und man wärmte alte Anekdoten auf vom Hasse der Häuser Orleans und Bourbon. —

Eines Nachmittags speiste der Minister bei Orleans allein.

„Er arbeitet uns mit Gewalt selbst in die Hände! Glauben Sie mir, er ist viel zu ungeschickt, Frankreich zu regieren, denn er kann seine Gefühle und Absichten nicht verbergen. Nach der Behandlung, die mir geworden, halte ich mich für berechtigt, Compiègne ohne Abschied zu verlassen und dem König das Commando meines Regiments zurückzugeben. Ich überlasse Ihnen, dem Dauphin das anzuzeigen, und ob Sie nicht gleichfalls vorziehen wollen, abzureisen."

„Ich kann Sie so wenig tadeln, wie den Wunsch unterdrücken, Ihnen zu folgen. Aber ich habe ausdrücklich Befehl, den Dauphin bei seinem ersten,

ſehr bezeichnenden Debut zu beobachten. Er zwingt uns allerdings, ein Ende zu machen, aber wie wollen Sie das!" —

„Dafür habe ich einen alten, ſehr erfahrenen Burſchen, der vor keiner Gefahr zurückbebt, einen jener tollen Taugenichtſe, die den kurzen Tod durch den Strick mit wildem, genußreichem Leben für ganz gut bezahlt halten. Schon einmal hat er eine Rolle geſpielt, und wird auch zum andern Mal ſeine Sache machen. Würde ich Ihnen ſeinen Namen nennen, Sie dürften erſtaunen."

„Monſeigneur, wenn Sie Ihrer Sache ſicher ſind, werde ich Ihnen eine Woche ſpäter folgen. Dann dürfte es jedoch gerathener ſein, wenn Sie nicht an den König, ſondern den Dauphin als Oberbefehlshaber, der unabhängig von mir iſt, Ihren Abſchied richten, und das Regiment Ihrem Stellvertreter übergeben. Dies leiht Ihnen zugleich einen Anſtrich von Loyalität und verkannter Ehre."

„Nun wohl, obgleich es mir Ueberwindung koſten wird, dem Gegner dieſen Vorrang zuzugeſtehen. — Mögen Sie denn nun auch meinen Agenten wiſſen. — Er heißt Belot!" —

„Belot?! — Der Unterofficier der Prevo-

talwache, deſſen verdächtige Beziehung zu Damiens —?!"

„Still, nennen Sie den Namen nicht mehr! Combiniren Sie, was Sie wollen! Er heißt jetzt Trubaine, iſt mir von Sillery empfohlen, ſeine Papiere ſind in Ordnung, und ich habe ihn ſeit einigen Tagen in mein Regiment eingeſtellt. Ehe die Kriſis ausbricht, wird er in Calais auf dem Schiffe ſein." — — —

Am andern Morgen beim Appell übergab Oberſt Brian de Sully, Commandeur ad latus des Regiments Orleans, an den Dauphin ein verſiegeltes Schreiben mit dem Rapport, daß Monſeigneur der Herzog in der Nacht Compiègne verlaſſen und ihm dieſen Brief zur Beförderung durch Herrn von Sillery übermittelt habe.

Der Dauphin erbrach das Schreiben und durchflog es. „Der Herzog von Orleans hat ſeinen Abſchied und ſein Regiment in meine Hand gegeben! — Ich höre, Herr Miniſter, daß Sie geſtern bei dem Herzog dinirten; wußten Sie davon?" —

„Monſeigneur hat mir allerdings die Gründe ſeines Abſchieds angegeben, und da ich weder die Pflicht noch das Recht habe, Ihnen Vorſtellungen zu machen, konnte ich nichts weiter thun, als ihn

wenigſtens bewegen, an Höchſt-Sie, nicht Seine Majeſtät direct, den Abſchied zu ſenden." —

„Sehr verbunden. In dieſem Falle bliebe ſich das gleich. Dieſe Proforma-Commandeure, welche das Soldatenhandwerk etwa wie die Jagd behandeln, können dem Heere nichts nutzen und werden nie meine Achtung haben, auch wenn ſie Prinzen ſind, eben ſo geht es mir mit Kriegsminiſtern, die kein Pulver riechen. Den Abſchied des Herzogs hat Seine Majeſtät zu bewilligen und Prinz Orleans denſelben bei ihm zu rechtfertigen. — Oberſt von Sully, ich ertheile Ihnen das Regiment, es ſoll künftig „Sully" heißen, ein Name, der unſterblich geworden im Dienſte der Bourbonen, und dem ſeine Enkel ſtets Ehre machten. Ich ernenne Sie zum General! Mein Sohn, der Herzog von Berri, ſoll ſpäter in dies Regiment eintreten."

„So möchte ich in Betracht Eurer königlichen Hoheit entſchiedenſter Meinungsäußerung bitten, mir zu geſtatten, daß ich nach Verſailles zurückkehre und Seiner Majeſtät Bericht erſtatte!" erwiederte Choiſeul bitter.

„Dagegen habe ich nichts. Reiſen Sie, wann Sie wollen; adieu!" —

Choiſeul entfernte ſich wüthend, und die ge-

ſunkene Ehre des Regiments Orleans, nun „Sully", war glänzend wieder aufgerichtet. —

Räthſelhaftere Erſcheinungen giebt es nicht in der Natur, als die der menſchlichen Seele. Iſt es nicht ſeltſam, daß manche Charaktere gerade in demſelben Augenblicke am reichſten, vielfarbigſten ſtrahlen, alle Functionen im geſteigerten Maße üben, wo der Tod ſie fortmäht und ſie hinweghuſchen von der Erde, auf der ſie den tiefen Eindruck ihres hohen Weſens in voller Blüthe zurücklaſſen? Das ſind die zu früh Scheidenden! — Zu ihnen gehörte der Dauphin. Sein ganzes Leben, ſeit er Trianon verlaſſen, hatte erhöhteren Schwung genommen. Seine Thätigkeit, ſeine Lernbegierde, ſeine Bemühungen, abzuhelfen, zu ordnen und Jeglichem gerecht zu ſein, war eine außerordentliche. Er ſchonte weder ſeinen Körper, noch erließ er ſich irgend eine Strapaze. Eine von Anfang an geübte Lieblingsgewohnheit war es, ſelbſt bei ſchlechtem Wetter Abends allein die Runde zu machen, die Poſten zu revidiren, die Lagerfeuer zu beſuchen und mit den Soldaten zu plaudern, und nie iſt vielleicht ein franzöſiſcher Prinz ſo allgemein geliebt, ſo vergöttert worden.

Am Abend deſſelben Tages, wo der Dauphin Orleans' Abſchied empfangen, er Choiſeul mit ſo

offener Verachtung verabſchiedet hatte, warf er den Feldmantel um und ſchickte ſich an, ſeinen gewöhnlichen Spaziergang zu unternehmen.

„Gehen Sie heute nicht, theurer Louis, es iſt feucht und kälter als ſonſt!“ bat die Dauphine.

„Hindern Sie mich doch nicht, beſte Joſephe; Sie wiſſen ja, daß ich es thue, um unſrem Hauſe Herzen wiederzugewinnen, die man durch ſyſtematiſchen Leichtſinn verlor. Ich bin ſo offen bereits zu Werke gegangen, daß ich nichts verſäumen darf, meine Stellung ſo entſcheidend zu machen, daß, wenn ich zurückkehre, Choiſeul und die alte Politik fallen muß, will der König die Kriſis des Staates nicht beſchleunigen. Ich will energiſch die Hand an Beſſerung der Mißbräuche legen, ehe die Nation ſich ſelbſt ein — vielleicht gewaltſames Recht verſchafft, das Elend die Leute meuteriſch macht. Ich thue es ja für die Ruhe unſerer Kinder, ſüße Frau! — Heute beſonders habe ich nöthig, meine Inſpection zu thun, denn ich wünſche ein Unrecht vollſtändig gut zu machen, das ich begehen mußte, um mich dieſes Orleans zu entledigen.“

„Sie wollen ſein Regiment beſuchen, das Sie an Sully gegeben haben? — Dieſer Vorgang macht

mich recht beſorgt. Orleans wird, mit Choiſeul vereint, alle Mittel gegen Sie aufbieten!"

„Betrüben Sie ſich nicht, beſte Frau, man wird ihnen begegnen. An ernſten Widerſtand haben Sie ſich ja ſchon gewöhnen müſſen, und das Gute koſtet immer Kampf. Ich weiß, daß die Mannſchaften des Regiments ſich unglücklich fühlen über meine Kälte, und es iſt nöthig, die Gnade, welche ich ihnen heute erwies, durch einen Beſuch zu vollenden. Sully wird morgen bei uns diniren und ſoll Berri der Truppe vorſtellen; die Leute erwarten alſo meinen Beſuch. Ich genüge nur meinem eigenen Herzen, wenn ich ihre Erwartungen nicht täuſche. In zwei Stunden bin ich zurück." Er küßte ſie.

„Wollen Sie nicht Conti oder Richelieu erſuchen, Sie zu begleiten? Nehmen Sie wenigſtens den Arzt mit!"

„Sie ſind heute ausnahmsweiſe ängſtlich, theure Joſephe. Wenn es indeß ſein muß, ſo mag mich Bouillac und mein Stallmeiſter begleiten." —

Der Dauphin verließ mit Beiden das Städtchen. —

Es war feucht und rauh. Gewitter hatten die brennende Hitze vorhergehender Tage abgekühlt. Indeß war die Luft geſund. — Das Uebungs-

lager erſtreckte ſich rechts von Compiègne den Fluß entlang. Eine ſtarke Viertelmeile nordöſtlich, wo die Aisne mit der Oiſe zuſammenſtößt, hatte man in dem Winkel des Zuſammenfluſſes eine fünfeckige Schanze errichtet, welche, außer der nöthigen Artillerie, das Regiment Orleans beſetzt hielt und dieſer Tage im Manöver vertheidigen ſollte. Laute Fröhlichkeit herrſchte hier. Obriſt, jetzt General Sully hatte nach der Parole dem Regiment des Prinzen neue Gnade eröffnet, Officiere anderer Truppentheile fanden ſich glückwünſchend ein, und man erwartete mit Sicherheit den Dauphin. Unter den Zelten ward gekocht und wacker in rothem Landwein gezecht, während Sully ſeine Officiere bewirthete.

Vor einem der vielen Zelte, dem der dritten Compagnie, ging es beſonders munter zu. Unterofficier Trubaine, erſt unlängſt einrangirt und die Taſchen voll Geld, ließ d'rauf gehen, was wollte; die Compagnie befand ſich bereits in einer Stimmung, welche über die gewöhnliche Heiterkeit ging. Nur Bedoyer, der zweite Sergeant, und noch zwei Mann hielten ſich abſeits in nüchterner Stimmung, hatten ihren Wein für ſich und auch ihre eigenen Gedanken.

„Ich mag ſinnen wie ich will," ſagte Bedoyer,

„ich krieg's nicht aus dem Hirn, daß ich diesen Kerl schon gesehen habe!"

„Als Soldat!" —

„Ganz gewiß, Landry! Ich wette meinen Kopf, er stand mit mir in der Prevotalwache zu Paris!"

„Nein, Sergeant, Ihr irrt Euch bestimmt," fiel ein anderer ein. „So gut ich mich während der drei Jahre, die ich in ihr diente, Eurer und jedes Namens erinnerte, ein Trubaine war nicht d'runter. Aber mir ist schon ein anderer Gedanke gekommen!"

„Wie so, Favras? Vielleicht hilft er uns d'rauf?"

„Erinnert Ihr Euch nicht eines Kerls von derselben Figur und ähnlicher Manier, welcher in Paris um's Jahr 58 sein tolles Wesen trieb? später desertirte er." —

„Belot! Zum Teufel, ja!" fuhr der Sergeant auf. „Er war in die Geschichte des Damien verwickelt! Ein Schurke und wüster Geselle!"

„Hört, Sergeant!" und Landry stand auf. „Wenn Ihr wollt, gehe ich hin und frag' ihn. Wenn er erschrickt, so ist die Geschichte richtig!"

„Wir kommen mit!" sagten die Uebrigen. —

Sie wollten eben an den Besagten herantreten, als der Ruf erscholl: „der Dauphin!“ —

Prinz Louis, Leibarzt und Stallmeister hinter sich, war eben erschienen. Die Soldaten sprangen auf und begrüßten ihn mit einem Hurrah. Sully eilte mit seinen Officieren aus dem Zelte.

Unter den bunten Gruppen ragte der breitschultrige, frech blickende Trubaine hervor, welcher eben eine neue Flasche entkorkte und seinen Krug gefüllt hatte. Rings ward es still. —

„Soldaten!“ begann der Prinz. „Ihr habt einen Chef verloren, unter dem es Euch nicht gelang, meine Zufriedenheit zu erwerben. Ich habe Euch nun den Namen Sully beigelegt, um anzudeuten, daß ich weder Euern trefflichen Obristen, noch Euch, sondern der früheren Oberleitung Alles zurechne. Da in das Regiment Sully einst mein Sohn, der Herzog von Berri, eintreten soll, so wird es sich diese Ehre gewiß durch Disciplin und Haltung zu verdienen wissen. Ich werde Euch den Herzog morgen bei der Parade vorstellen. General von Sully, Sie werden nebst Ihrem Stabe morgen mein Gast sein. Gebt mir ein Glas, ich will auf das Wohl des Regiments trinken!“ — Hundert Krüge waren von allen Seiten bereit.

„Nehmen Sie meinen Krug, Monseigneur!“ und Trubaine trat martialisch dicht an ihn heran. „Aus ihm hat noch Keiner getrunken, und soll Keiner mehr trinken. Er wird der Krug des Dauphin heißen. Seine Hoheit der Herzog von Berry soll einst auch aus ihm trinken, und so wird er ein heiliges Kleinod des Regiments sein!“

Der Dauphin betrachtete den resoluten Sprecher von oben bis unten. Dann lächelte er. „Gut, mein Freund, das ist ein ganz vortrefflicher Gedanke. Aber trinke mir im Namen des Regiments zu!“

„Lange lebe der Dauphin und sein hohes Haus, darauf trinke ich für das Regiment Orleans!“ Trubaine that einen kurzen Zug und überreichte den Krug.

„Es lebe der Dauphin!“ riefen jubelnd die Soldaten.

„Sully wolltest Du sagen, mein Lieber! Ich trinke auf das Wohl des Regiments „Sully,“ auf seinen Ruhm, seine Disciplin in der Schlacht wie im Frieden, und daß es den Lilien ewig treu sei! Das Regiment Sully lebe hoch!“ —

Der Dauphin leerte die Kanne bis zum Grunde und übergab sie dem General. „Lassen Sie einen

ſilbernen Beſchlag darauf machen, und das Datum dieſes Tages eingraben. — Guten Abend, Kinder, ſeid morgen bei der Parade friſch!"

Er grüßte wohlwollend mit der Hand, und die Officiere geleiteten ihn bis an den Ausgang der Schanze, indeß die Gemeinen im Vivat ausbrachen. Noch lange tönte das „Hoch dem Dauphin!" durch die ſtille Nacht. —

Als der Prinz durch die Felder zurückging, ward ihm plötzlich unheimlich zu Muthe. Er ſchüttelte ſich, Froſt lief über ihn hin, ſeine Zähne klirrten.

„Hoheit, Sie ſind unwohl!" rief Doctor Bouillac, trat haſtig zu ihm und ergriff ſeine Hand. Der Puls geht im wilden Fieber, mein Gott!"

„Still, Doctor, es iſt nichts. Machen Sie mir Niemand ängſtlich! Führen Sie mich, daß wir bald nach Hauſe kommen. Die Nachtluft iſt ſehr ſcharf." — Sie ſchritten haſtig weiter, der Prinz erhielt ſich kaum auf den Füßen. „Ich habe mich eben ſtark erkältet, Doctor, ſonſt bedeutet es nichts." — Er hatte eine ſehr ſchlechte Nacht; die Dauphine ließ erſchreckt Conti und Richelieu rufen. —

Am andern Morgen ging es wohl beſſer, aber Parade und Diner mußten abgeſagt werden. Ge-

neral Sully war dies in gewiſſer Art angenehm, denn er hatte etwas recht Unangenehmes zu melden. Sergeant Trubaine war in vergangener Nacht deſertirt — und ſpurlos verſchwunden. — Im Laufe der nächſten Woche linderte ſich wohl des Dauphin's Zuſtand, dafür trat aber große Schwäche und beſchleunigte Abmagerung ein. — Er war nun genau von ſeinem Tode und deſſen Urſache überzeugt, doch nie entfuhr ihm eine Klage, und er ſuchte alle Befürchtungen ſeiner Familie wie Freunde zu zerſtreuen. — Im September, als das Uebel bereits als unheilbar erachtet werden mußte, er ſich ſelten, und dann nur im Wagen den Truppen zeigen konnte, berief ihn der König nach Fontainebleau unter die Leitung der eigenen Aerzte. Wer vermag die Trauer der Soldaten, die Beſtürzung und dunklen Gerüchte zu beſchreiben, welche im Volke umliefen! Der König, in den letzten Monaten ohnedies lau geworden, und jetzt mehr von Furcht als Liebe für ſeinen Sohn erfüllt, war finſter, aber gefaßt. Die Dauphine, welche den Gedanken, ihren Gatten, den Vater ihrer Kinder zu verlieren, gar nicht zu hegen vermochte, glaubte immer an Geneſung; Richelieu und Conti allein hatten die ſchreckliche Gewißheit des nahenden Unglücks. — — —

Trianons Fluren hüllen ſich in's Herbſtkleid. Die goldene Frucht der Ceres liegt in hohe Garbenhügel geſpeichert, der Wind fegt über die Stoppeln, der Wald wogt in gelben, rothen und grünen Farben durch einander, tauſend Lichter ſpielen unruhig auf den Wegen, wie in den flimmernden Waſſern, und Wolkenmaſſen fliehen über den tiefblauen Himmel, wechſelnde Schatten über Berg und Triften breitend, die geſpenſtiſch kommen und gehen. Alles iſt ein endloſes Spiel von Farbe und Bewegung. Die Natur hat ihr ſtillſeliges Behagen im Grün, ihr duftendes Erblühen verloren. Auch im Dörfchen Trianon iſt vielgeſchäftiges Treiben, denn die Ernte ſpannt alle Kräfte an.. Da ächzen die hochbeladenen Wagen, die Peitſchen knallen, Senſen blinken im Sonnenſcheine, das Vieh hält Nachleſe auf den gemähten Feldern, und ſelbſt die häuslichen Tauben ſchweifen weit umher in lichten Schaaren. In dieſer allgemeinen Unruhe und Emſigkeit ſteht öde und allein des Dauphins Schloß mit ſeinen Colonnaden, geſpenſtiſch weiß und traurig; kaum daß ein Gärtner ſchläfrig über die Terraſſen ſchleicht, um ein paar herabgeſunkene Rebenſtöcke aufzubinden. Klein-Trianon droben mit ſeinem Kiosk ſieht gar wie ein halbverdeckter Leichenſtein zwiſchen dem

gefärbten Laube herab, und vor der Kirche, mitten unter dem Kranze hoher dichter Bäume, ſteht der Maien, blätterlos, verdorrt, und ſeine ausgeblichenen, zerfetzten Bänder raſcheln ſchaurig im Spiel der Lüfte. In der Pfarrei iſt's ſtill und doch nicht friedlich, denn die Herzen ſind ſchwer bewegt, wenn auch die Menſchen im gezwungenen Gleichmaße täglicher Beſchäftigung verharren. Père Morelly ſitzt im Studirzimmer und ſchreibt an ſeiner Erntepredigt. Ach, ſo ſchwer iſt ihm noch keine geworden! Er ſoll danken und preiſen für die Früchte und den Segen ringsum, und ſein Herz iſt voll Gram, ſein Sinnen weilt weit — weit wo anders, bei dem leidenden Thronerben, der erblaſſenden Hoffnung ſeines Lebens. Im Wohnzimmer daneben, am Fenſter, das auf den Obſtgarten blickt, ſind Frau Suſanne und Chevalière de Piron an einer Damaſtſtickerei beſchäftigt, und am Ofen beim Rocken hockt die alte Pfarrwirthin, eine Matrone mit weißem, zitterndem Haupt ſie dient bereits dem dritten Pfarrverweſer. Mit dem Schnurren des Rades eint ſich melancholiſchleiſe ihr ſummender Geſang:

„Da Bertram tanzen wollte,
Hat Bertram keine Braut!“ —

Die beiden Damen flüſtern zuſammen: wie

Caron noch immer nicht komme und doch ſeit März unterwegs ſei, daß ſich ſo Alles im Leben ändere, Hoffnung und Glück. — Die Lerche drüben im Buſch ſingt leiſe dazwiſchen und die Fröſche im Weiher drunten wollen es ihr gleich thun. —

Von Nauphle indeß brauſt's und keucht's herauf. Ein Reiſewagen, von Vieren gezogen, biegt hinter Villepreux bei der Brücke in die Pappelallee, und wenig Minuten ſpäter iſt er im Dorfe und hält vor dem Pfarrhauſe.

Suſanne fliegt an's Fenſter des Vorzimmers. „Caron! Mein Caron iſt's, Gott ſei gelobt!" und jubelnd eilt ſie hinaus. Frau von Piron und der Pfarrer folgen haſtig.

Der blaſſe, hagere Mann, an deſſen Bruſt Suſanne ruht und welcher ſie mit Küſſen bedeckt, iſt Beaumarchais, der Heißerſehnte!

„Wo biſt Du ſo lange geblieben? Woher biſt Du ſo bleich?" flüſterte ſie.

„Du wollteſt ja ſchon vor vier Monaten kommen, Freund?" ſagte Morelly halb vorwurfsvoll und ergriff ſeine Hand.

„Seht mich an, dann werdet Ihr es wiſſen," erwiederte Caron. „Ich war krank, und eigentlich bin ich es noch immer. Wäre bei längerem Ver-

weilen aber auch meine Sicherheit nicht auf's Spiel gesetzt worden, die Sehnsucht nach der Heimath hätte mich getödtet oder hierher fliegen lassen!"

„Während der vier Monate, wo wir keine Nachricht von Dir hatten, warst Du also krank, Du Böser? Ich sollte nicht zu Dir reisen und Dich pflegen?!" —

„Nachdem Du alle Geschäfte, wie Du gewünscht, beendet, war Deine Sicherheit bedroht?" fiel hastig Morelly ein.

„Allerdings!" — Damit betrat Caron, Susannen am Arme, die Wohnstube und nahm unter seinen Lieben Platz. „Unsere Gegner, namentlich Choiseul, hatten in Spanien ihre Agenten auf mich gehetzt. Von Anfang an erkannte ich es an den Schwierigkeiten, die sich trotz der besten Empfehlungen meinen Geschäften entgegensetzten. Dem ungeachtet war bis März Alles glücklich erledigt, denn ich nenne es Glück, daß Marie nie die Gattin eines Clavijo geworden. Ihre Ehre ist vor aller Welt hergestellt, ihre Gesundheit neu befestigt, der Schändliche vom Könige seines Amtes entsetzt, und meine diplomatischen Geschäfte waren beendet, so daß ich Madrid am 16. März verlassen konnte. Meine Reise nach Valencia war indeß

eine Kette von Unglücksfällen, Verzögerungen und Scherereien, denen die deutliche Absicht zu Grunde lag, mich zurückzuhalten. Ich erhielt sichere Anzeichen, daß in Marseille Befehl ertheilt war, mich dort unter irgend einem Vorwande in Haft zu nehmen!"

„Sehr erklärlich warum!" fuhr Morelly auf.

„Nach dem Tode der Marquise, der unglücklichen Zusammenkunft zwischen dem König und seinem Sohne, welchen Ihr mir meldetet, fürchtete man meine Anwesenheit. In Valencia, von Spionen umgeben, auf Alles gefaßt, schrieb ich an Duverney's Geschäftsfreund, den Maire und Rheder Bardoulin nach Marseille und stellte ihm meine Lage vor. Ein kleiner Schoner holte mich in der Nacht ab und brachte mich nach Frankreich. Die Seereise, die Aufregung, die Sehnsucht und Angst, verbunden mit den Nachwirkungen der überstandenen Kämpfe, warfen mich auf's Krankenlager. Ein Vierteljahr brachte ich in Bardoulin's Hause zu, Zeit genug, um meine Gegner wieder auf meine Spur zu leiten. Bald hatten sie mich auch, und daß ich vor Euch stehe, verdanke ich nur einem falschen Paß meines Freundes. Erst in Paris, unter den Augen meiner Gönner werde ich sicher sein!"

„Oder wenn das Ungeheure geſchehen iſt!“ ſagte Morelly; denn mit ihm biſt auch Du ungefährlich!“ —

„Welches Ungeheure?!“ —

„Caron,“ ſagte Suſanne trübe, „ganz Paris flüſtert davon. Der Dauphin wird ſterben!!“

„Der Dauphin?! — Sterben?!“ — Beaumarchais rang außer ſich die Hände.

„Es iſt nur zu gewiß, Prinz Conti hat es geſagt. Im Lager von Compiègne iſt etwas vorgefallen —!“

„Das heißt, dort gaben die Schurken ihm den Reſt?! Hahaha, ſo hat denn Alles nichts genutzt, Hoffnung und Arbeit vieler Jahre war umſonſt! Vergeblich das gefahrvolle Spiel, durch kluge Gegenminen das ſcheußliche Gewebe hölliſcher Hinterliſt zu zerreißen? — Morelly, wir ſind zu Ende! Laß uns alle Hoffnungen der Zukunft von hinnen werfen, ihr Tritt wird ehern genug ſein. Sie wird kommen, finſter und ungebeten! Narren waren wir, Alter, als wir dem lügneriſchen, nebelhaften Einſt unſer Herzblut zu Füßen legten, unſer Denken und Empfinden an die tolle Fantasmagorie, „Frankreichs Wiedergeburt“ genannt, wegwarfen. Das Einſt iſt nichts, nur du allein, Gegenwart, die ich erfaſſe und an

mich preſſe, du biſt Alles!!" Er drückte wehmüthig bittern Schmerzes ſeine Suſanne an's Herz. „O laßt ſie uns ja recht feſthalten, uns die Arche bei Zeiten beſteigen und nimmer zurückſchauen. Ich werde fortan nur mir ſelber leben, und an nichts mehr glauben, als an Eure Liebe und das eigene Herz! Vorwärts, mein Lieb, kommen Sie, Frau Chevalière, in unſer liebes Aſyl nach Paris. Morelly wird bald genug folgen müſſen, wir wollen ihm alſo ein Stübchen bereit halten!" —

Der Dauphin litt geiſtig und phyſiſch ungeheuer, aber ertrug ſeinen Zuſtand mit einem Ernſt, einer Größe und Frömmigkeit, die allgemeine Bewunderung fand. Nachdem er tugendhaft gelebt und Alles gethan, um ſeine Liebe zum Volke zu bethätigen, ſtarb er mit der Ueberzeugung eines Gerechten als Opfer der Niedertracht.

Am 20. December Mittags beſuchte der König ſeinen Sohn zum letzten Male. Er verließ ihn bleich und bewegt, befahl den Beichtiger zu holen, und daß man Alles ſogleich zur Abreiſe bereit halten ſollte. Was er mit dem Dauphin allein geſprochen, iſt nie bekannt geworden. — Als der Beichtvater gegen Abend erſchien, wurde die Dauphine erſt ganz von ihrem nahenden Unglück überzeugt. Sie warf ſich mit grenzenloſem Jam-

mer über den Gemahl und bedeckte den Sterbenden mit glühenden Küſſen.

„Sei getroſt, Joſephine. — Wenn ich freie Wahl zwiſchen Leben und Tod hätte, ich gäbe tauſend Leben für die Sehnſucht, Gott zu ſchauen! Einſt wirſt Du mit mir vereint ſein. Erziehe unſere Kinder für Frankreich, das ich ſo ſehr geliebt. Gott aber wird die Guten einſt belohnen und die Schlechten ereilen! Lebe wohl!“

Sie wollte ihm antworten, aber ſie brach zuſammen. Man brachte ſie fort. —

Nach einer Stunde war der Dauphin todt! —

Als der Beichtvater zu dem König, der düſter in ſeinem Cabinet brütete, eintrat, ihm das Verſcheiden ſeines Sohnes zu melden, fuhr der entartete Greis empor, wühlte in ſeinen grauen Haaren, und befahl zitternd, den Herzog von Berri zu bringen. Als er ihm zugeführt wurde, brach er verzweifelt in die Worte aus: „Oh mein Sohn, mein armer Sohn, Du haſt es damals vorhergeſagt! Unſeliges Land, Deine Hoffnung iſt nur noch ein Greis und ein Kind von elf Jahren!“ —

Er küßte den Knaben wehmüthig und führte ihn zur Dauphine. — „Meldet den König und den Dauphin!“ rief er dem Kammerherrn im Vorzimmer zu.

Joſepha erhob ſich todtenbleich, als Beide eintraten.

„Meine Tochter, unſer heiliger Held, unſer Märtyrer iſt nicht mehr. Ich bringe Ihnen den Dauphin. — Nichts ſoll uns und Ihre Kinder, ſo lange eins noch athmet, trennen! Ich werde ſelber fortan über Eurem Wohle wachen, denn es iſt das Geringſte, was ich dem Todten ſchulde!“

Joſepha warf ſich ihm ſchluchzend zu Füßen: „So genehmigen Sie, daß mir die Erziehung meiner Kinder nicht entriſſen werde, ich habe ja keine andere Beſtimmung mehr in der Welt!“

„Ihr Wille iſt mir heilig! Faſſen Sie ſich, Aermſte, um den Trümmern unſerer Hoffnung nach St. Denis zu folgen, und fortan im Oeil-de-beouf Wohnung zu nehmen.“ — —

Nach St. Denis! — Nicht zum Triumph des Volksjubels — zur Gruft unter allgemeinem Jammer begleitete ſie den Gatten. — Lähmendes Entſetzen breitete ſich über das Land. „Unſer Elend iſt beſiegelt!“ riefen alle Patrioten. —

„Connu par ses vertus, plusque par ses travaux,
Il sçut penser en sage, et mourut en héros“ —

ſo ſchrieb man auf ſeinen Sarkophag, und ein Gedicht, „der Tod des Britannicus,“ wurde zu Hunderttauſenden verkauft. — — —

Turgot, Malesherbes und Beaumarchais waren nach Trianon geeilt, Morelly die trübe Kunde zu überbringen. Sie fanden bereits einen Commiſſär des Miniſter Choiſeul bei ihm, der Trianon, als der Krone verfallen, in Beſitz nahm und den Greis, weil er „verdächtig wäre, Jeſuit zu ſein," ſeines Amtes entſetzte. — Morelly ein Jeſuit! —

„Sprecht kein Wort," rief thränenlos der Alte. „Der Dauphin iſt todt, der große Traum der Baſiliade iſt ausgeträumt! Laßt mich im Pigeonnier wieder aufwachen!" —

Stumm und bleich ſtanden die herbeigeeilten Dörfler, als ihr Vater und Freund, ihr Lehrer und Herzenströſter dahinfuhr. Ein dumpfes Murren erhob ſich gegen den Commiſſär. —

Da trat die greiſe Pfarrwirthin, das Beil in der Hand, finſter unter ſie: „Kommt mit!" — Man folgte ihr zu dem Maien. — Mit ſcharfem Hieb ſchlug ſie den dürren Baum um.

„Da liege, Frankreich! Streut Salz auf die Stelle!!" —

7.

Die Gegenwart iſt Alles.

Der Tod des Dauphin war das ſchwerſte nationale Unglück, was Frankreich vor der Revolution treffen konnte. Von da ab ging's reißenden Laufes abwärts. Nicht Feigheit, noch engherzige Selbſtſucht war's ſomit, wenn Beaumarchais ausgerufen: „Nur die Gegenwart iſt Alles!" Es war das Motto, welches nach und nach das ganze Land, das Jahrhundert, endlich die Revolution ſelbſt adoptirte; man durchlebte von jetzt ab das Heute mit allen Kräften, weil man von dem Morgen nichts mehr erwartete. — Der König, in der Reue und Bangigkeit ſeiner Seele, hatte die trauernde Joſephine mit Berri, dem nunmehrigen Thronfolger, Provence, Artois und Prinzeß Eliſabeth in Verſailles aufgenommen, ihnen

dicht bei ſeinen Zimmern im Oeil-de-boeuf nebſt ihrem geſchmolzenen Hofſtaat Wohnungen eingeräumt. Dort lebte die Wittwe gemeinſam mit den Prinzeſſinnen Schwägerinnen, welche mit ihrem Bruder alle ihre Munterkeit verloren hatten. Die Angſt des Königs für das Wohlergehen der Dauphine, und die Erhaltung ſeines Hauſes ging ſo weit, daß er aus den Zimmern derſelben ſogar eine Nachtglocke in ſein Schlafgemach führen, ſeine Enkel und Schwiegertochter mit peinlichſter Sorgfalt bewachen ließ und ſich mit der Königin verſöhnte. Er glich einem feigen Büßenden, der ſich einbildet, durch haſtige Frömmigkeit und ein Uebermaß gewaltſamer Pflichterfüllung die Folgen eines ſchimpflichen Lebens zu vernichten, welche er bereits im vollſten Maße empfand. Dagegen zur Entlaſſung Choiſeul's, zu der Verbannung Orleans' und zur Aenderung der ganzen Regierungsmaxime entſchloß er ſich nicht. Nur mit Schuften, nicht mit der Tugend wußte er auszukommen. Er bildete ſich ein, daß Hand an die Verbeſſerungen zu legen ſo viel heiße, als die Revolution zeitigen. Unter dieſen Umſtänden gelang es Beaumarchais nicht Zutritt bei der Dauphine zu erlangen, kaum daß er die Prinzeſſinnen, ſeine Gönnerinnen, noch einmal ſprechen konnte. Er zuckte

die Achseln, als er mit Richelieu aus dem Schlosse trat. „Das ist nur eine neue Art, Leute mit Vorsorglichkeit aus der Welt zu schaffen!"

„Wie meinen Sie das? Sie wollen doch nicht sagen, daß selbst unter des Königs Augen —!"

„Oh, mein Herr Herzog, ich meine nichts mehr! Wenn es so fortgeht, werde ich selbst nicht einmal mehr denken. Aber leben will ich, leben! Man lernt das in dieser Zeit recht schätzen!" —

Beaumarchais sagte dem Hofe, dem Parquet, der Intrigue Lebewohl; er nahm seine Larve ab, und ihm wurde wieder wohl. Turgot hatte sich in seine Provinz Limoges, seine kleine reformirte Welt, vergraben, Malesherbes schloß sich, kommende Stürme voraussehend, eng an die parlamentarischen Kreise, und sein einziger Umgang blieb Morelly, bei dem er bisweilen noch mit Beaumarchais zusammentraf. Morelly's Herz hingegen hatte einen unheilbaren Schlag empfangen. In Trianon ließ er das schönste Stück, die Blüthe seines Strebens hinter sich; unaussprechliche Wehmuth und Resignation erfüllten sein Gemüth und machten ihn unfähig, wie Caron im Genusse noch glücklich zu sein. Das Leben hatte

ſeinen Inhalt für ihn verloren. Er vergrub ſich, einſam brütend, wiederum in die alte Manſarde des Pigeonnier, ein mürriſcher Genoſſe Batyl's, und beſuchte das Hôtel Piron wenig. So war der alte Kreis um Beaumarchais gelichtet, nur der alte Duverney und Beaumarchais' Verwandte bildeten ſeinen häuslichen Umgang. Dieſe Zurückgezogenheit hatte für Caron aber entſchiedenen Nutzen, er kam ſeinen Gegnern aus dem Geſicht. Während ſeiner Abweſenheit, als die Krankheit des Thronfolgers verderblich wurde, hatte Debrelon, überzeugt, nun ſei Beaumarchais' ganzer Einfluß zu Ende, von Duverney die Rückzahlung ſeiner Capitalien verlangt, und gab keine Nachrichten mehr; er fürchtete wohl noch Caron, hoffte aber nichts mehr von ihm. Batyl allein war der Alte, freundlich, verſchmitzt, lauernd, aber er drängte ſich nicht mehr wie früher an den Lector. Beaumarchais erſchien ſeinen Gegnern jetzt wirklich ungefährlich. Die Häuſer der Großen ſchloſſen ſich vor ihm, er war ein — homme passé, bei dem man förmlich Mühe hatte ſich zu erinnern, daß er jemals geweſen. Das war ſein Schutz, ſeine Freude. Caron's elaſtiſches Naturell geſtattete ihm, ſich bis auf die größte Winzigkeit einzuſchränken, barg er doch tauſend Hülfsmittel in

ſeinem Hirn, mit einem Sprunge wieder an die Oberfläche zu kommen. Das wollte er indeß gar nicht mehr. Sein ungeheurer Reichthum geſtattete ihm und Suſannen alle Lebensgenüſſe, und lachend wendete er Denen den Rücken, welche, vorher beglückt in ſeinem Umgange, jetzt über ihn hinwegſahen. Ein Edelmann allein bewahrte ihm dauernd in alter Weiſe ſeine Zuneigung, der Prinz von Conti. Andere Kreiſe waren es nun, die Beaumarchais aufſuchte, das Theater, die Oper. Ein Lebemann und Schöngeiſt geworden, ſah er le Cain, die ſchöne Arnould, die Directoren der menus plaisirs du Roi, die Clairon und Quinault, Granval, Brizard, Preville, Molé, Mauvel und die reizende Dumenil bei ſich. Sein poetiſches Talent, unter dem Hazard der Politik eingeſchlafen, erwachte wieder, er dichtete und componirte Lieder, gab ſeinen Freunden Harfenconcerte, und das längſt vergeſſene Manuſcript der „Eugenie", einſt Piron geſchenkt, ward geleſen; man wollte es auf die Bühne bringen. Caron ſchien jetzt ein ganz Anderer, und nie kam etwas über ſeine Lippen, das an die frühere Zeit erinnerte. Er arbeitete die Eugenie um, machte ſie gewichtiger, gedankenvoller. Diderot und d'Alembert, mit welchen er ſich befreundet hatte, lobten es,

und Gauchat ließ es drucken. So verfloß das Jahr 66. —

Neue Kämpfe bewegten indeß das öffentliche Leben. — Die Dauphine, geistig wie leiblich leidend, von Schwermuth beherrscht, suchte in der Erziehung ihrer Kinder den einzigen Trost. Frau von St. Marsan hatte man entlassen, der Herzog von Vaugyon ward Gouverneur der königlichen Kinder, und mit größter Genauigkeit, ja Uebertreibung, wurde der Erziehungsplan derselben befolgt. So erhielt der Duc de Berri, nunmehriger Thronfolger, eine sehr ernste, bürgerlich schlichte Ausbildung, wogegen man Artois und Provence mehr Freiheit gestattete. Der Zwang, das fast klösterliche Leben, von einer trübseligen Mutter, alternden Tanten, die fromm geworden, und einem höfisch pedantischen Mentor umgeben, mit einer übergroßen Aengstlichkeit behütet, gaben den drei Söhnen des Verstorbenen eine sehr unglückliche Gemüthsrichtung, die Letzteren gewiß am wenigsten zugesagt hätte. Berri, der Aelteste, nachmals Ludwig XVI., ein gutes, aber schwerfällig denkendes, zaches Kind, wurde, statt zu persönlicher Freiheit, geistiger wie körperlicher Kraft zu erblühen, vorzeitig ernst, scheu, ängstlich, mißtrauisch auf sich selbst. Man hatte ihm früh die

Schlechtigkeit der Menschen, seines Vaters traurigen Tod und daß Choiseul an demselben Schuld habe, eingeprägt. Dadurch schüchterte man ihn ganz ein. Er glich mehr einer beseelten Pflanze, die nicht zu erblühen wagt, weil sie rings Dornen um sich fühlt. Provence war finster, hinterhaltig, versteckt. Er befolgte die Maxime, sich so lange nach der Decke zu strecken, bis Alter und Gelegenheit ihn unabhängig stelle. Er war ein besserer Kopf als Berri, hatte aber ein rauheres Herz und wußte nichts von der natürlichen Humanität, die man an seinem Vater gepriesen, und welche sein Bruder Berri geerbt hatte. Der dritte, Artois, war heißblütig, leicht erregbar, begehrlich, er glich Ludwig XV., seinem Großvater. Sein Sinn stand auf Genuß, sein Ehrgeiz auf Glanz und Intrigue, er gewöhnte sich zeitig an Verstellung, und der Zwang bildete nur seine Leidenschaften um so mehr aus. Das enge Zusammenleben mit dem alten Könige wiederum, die Furcht vor Choiseul, den derselbe doch nicht entbehren zu können meinte, machte, daß die Dauphine mit Hülfe der Seran und ihrer Schwägerinnen bedeutenden Einfluß gewann, im Sinne ihres verstorbenen Gemahls in das Staatsleben einzugreifen versuchte, und mit jedem Tage Choi-

ſeul und ſeinem Anhange gefährlicher zu werden begann.

Das Verhältniß der Regierung und Parlamente, — mochten Choiſeul, Maupeau und Terray noch ſo ſehr ihre Getreuen aufbieten, war inzwiſchen ein ewiger Kampf. Nach dem Sturz der Jeſuiten erſtarkt, griff man unter Malesherbes die Beſteuerung, den willkürlichen Zwanzigſten, die Silberſteuer, welche noch forterhoben wurde, die Unſitte der lettres de cachet immer wieder an, und das Parlament der Bretagne empörte ſich gegen den Satrapendruck ſeines Militärgouverneurs, Herzogs von Aiguillon. Als die Remonſtranzen der Provinz nichts halfen, machte ihm das Parlament der Bretagne den Proceß, das von Paris trat demſelben bei, und lichterloh ſchlug die Flamme des allgemeinen Unwillens. Choiſeul hätte dem Könige dieſen drohenden Sturm erſparen können, wenn er Aiguillon entließ, aber er wünſchte ſeinen Herrn in Furcht, Skandal und Unruhe zu erhalten, um ihn zu lenken, und den beiden Parlamenten ward im lit de justice vom 3. März 66 vom zornigen König zugedonnert: „Ich habe meine Krone von Niemand bekommen, als von Gott! Wer will an ſie taſten?“

Als Beaumarchais dies hörte, ſagte er: „Nun

dann iſt bewieſen, daß Gott auch mitunter Dummheiten macht!" —

Trotzdem blieb Aiguillon verſchont. Das Parlament von Rennes löſte ſich auf, der Hof ließ den Räthen den Proceß machen und verwies die Sachen an das Pariſer Forum. Das Parlament der Reſidenz war ſchon im Begriff, Aiguillon das Todesurtheil zu ſprechen, als der König den Proceß niederſchlug. Endlich ward der Herzog 1768 doch aus der Bretagne abberufen. Seit jener Zeit haßte dieſe Provinz den Monarchen, und die Parlamente des Landes hatten eine Coalition des Widerſtandes geſchloſſen. Inmitten dieſes Streits regten zwei neue Ereigniſſe das Publikum auf.

Die Dauphine Joſepha ſtarb am 13. März 67 an den Folgen einer Taſſe Chocolade, die ſie am 1. Februar getrunken! Die Gefürchtete war fort, ihre Kinder ſchickte man unter Vaugyon's Leitung nach Marly, die Prinzeſſinnen Töchter ſiedelten in's alte Hôtel Bourbon über, Beatrice von Grammont, Choiſeul's dauerhafte Schweſter, ward dem König wiederum offerirt, und man hoffte die Seran mit leichter Manier zu entfernen. An dieſem Tage ging Conti offen zur Parlamentsoppoſition über, alle Anhänger des Dau-

phin eilten auf ihre Güter, es war ja nichts mehr zu retten, zumal um die nämliche Zeit die Königin Mutter ähnliche Krankheitssymptome zeigte.

Ein anderer Handel, nicht weniger schimpflich und noch von der Jesuitenepoche herrührend, erlebte jetzt sein blutiges Ende. Der indische Handel der Patres hatte in jenen Colonien eine Corruption und Verwilderung ohne gleichen erzeugt, die Pest der ränkevollen Ordensregierung sich in alle Zweige der Verwaltung übertragen. Dem zu steuern, ihrer Despotie daselbst ein Ende zu machen, hatte man einen Soldaten, einen Mann von Eisen, im Jahre 60 hingesendet, den Grafen Lally Tolendal. Er mochte kein Herz, keine Subtilität mitgebracht haben, aber Redlichkeit gewiß. Seine Gerechtigkeit wurde Uebergriff, sein gerader, unbeugsamer Sinn Grausamkeit. Er führte die ersten Schläge gegen den Orden, nur daß sie das Land mittrafen, und der Orden rächte sich trotz seines Falles durch die schlimmsten Anklagen. Leider redeten die Thatsachen laut genug gegen Lally. Der General ward zurückgerufen und ihm auf Grund mancher begründeter und eines Heeres falscher Beschuldigungen der Proceß gemacht. Seit dem Jahre 63 saß Tolendal schon in der Bastille, ohne daß seine Sache vor dem Parlamente ent-

ſchieden wurde. Anwalt der Krone war aber jetzt derſelbe Pasquier, welcher im Proceß Damiens ein ſo großes Talent der Verdunkelung und Rechtsverdrehung bewieſen. Die Pompadour hatte den General retten wollen, viele der jüngeren Räthe ſuchten ſein Geſchick zu mildern, aber Choiſeul, doppelzüngig wie immer, wollte dem Klerus eine Beute hinwerfen, dem Pöbel mit der Execution eines Grafen imponiren. Tolendal ward zum Schwert verurtheilt und die Hinrichtung am 9. Mai 67, bald nach dem Tode der Dauphine, auf dem Grèveplatz vollſtreckt. „Alle Welt," ſchrieb Voltaire, „war befugt, Hand an Tolendal zu legen, außer dem Henker!" Es hieß dem Adel ſelbſt in's Geſicht ſchlagen, wenn Lally blutete, wo Damiens geendet, wenn der Pöbel einen Mann auf der Kuhhaut zum Tode ſchleifen ſah, deſſen Bruſt das Ludwigskreuz geſchmückt hatte, welchem nicht eine Untreue, Bereicherung oder Schurkerei, ſondern allein die Härte des rohen Soldaten und blutiger Prieſterhaß vorgeworfen werden konnte. Er war Verbrecher vor der Humanität, doch vor dieſem Forum — hätten König und Miniſter viel ſchimpflicher beſtanden.

Der Andrang zu dieſem ſcheußlichen Schauſpiel war ungeheuer und, ſonderbar, nur von den

vornehmſten Perſonen und dem gemeinſten Auswurf des Quartier St. Martin, Temple und Antoine. Der Mittelſtand hielt ſich zurück, denn er bedauerte den Grafen. — Neben dem unglücklichen Greiſe, der dieſen Ausgang nimmer erwartet und ſtolze Weltverachtung bis zum letzten Athemzuge bewahrte, ſchritt, ihn umſchlungen haltend, ſein bleicher, fünfzehnjähriger Sohn. Ein Gemurmel des Unwillens, ein verhaltenes Schluchzen ging durch die Reihen um einen armen Jüngling, welchem man mit einem Schwertſchlage Vater und Exiſtenz, Ehre und Zukunft mordete. Die Gräfin, ſeine Mutter, war während des Proceſſes am Wahnſinn geſtorben.

„Theophile," ſagte der Vater gepreßt, doch ſcharf, „Du erhältſt jetzt den letzten Befehl von mir, fortan wird Niemand mehr Dir gebieten! Ich will, daß Du nicht weinſt! Spare dies Todtenopfer für den Tag, wo Du unſere entweihte Ehre retten, mein Blut rächen kannſt. Gott möge ſich Deiner erbarmen!" — Er küßte ihn heftig, dann trat er zum Block. Ein ſtummer, langer Augenblick, ein Schlag erfolgte, ein Seufzer rings. Aber durch dieſes Stöhnen der Menge drang gellend und herzzerreißend des Sohnes Aufſchrei, der ohnmäch-

tig an den Stufen des Schaffots niederfiel, von welchem das Lebensblut des Vaters rollte.

Zwei Männer, einander völlig fremd, ein Greis in dürftigem Gewande und ein blasser junger Mann von vierundzwanzig Jahren mit dem Kopf eines Denkers, befanden sich eben neben einander, als der Delinquent nach dem Grèveplatz vorüberzog. Beide sahen den Sohn des Generals, Beide folgten stumm einem Triebe des Gemüths, und hörten den Schrei des Armen.

„Nimmt Keiner sich des armen Knaben an?" schallte des Jüngern grollende Stimme.

„Platz, laßt mich durch, laßt mich zu ihm!" rief der Alte, drang durch die wogende Menge, welche ihm willig auswich, und schloß den blassen Knaben in seine Arme, der zu neuem, furchtbarem Bewußtsein erwachte.

„Weine nicht, junger Mann, Du sollst Dich nicht ganz verlassen und verachtet fühlen! Ich, im Namen der geschändeten Menschheit! Ich will Dein Vater sein!"

„An mir finde einen Bruder, Lally!" sagte der Andere glühend. „Weicht von ihm, Leute, laßt ein beraubtes Kind seinen Schmerz in Einsamkeit bergen, bis der Tag der Vergeltung kommt!"

„Der Tag der Vergeltung?" rief Lally. „Für

ihn will ich leben, in ſeinem Blute die Ehre meines armen Namens rein waſchen. Ich gehe mit Euch! — Wohin?" —

„Wo Du ſicher biſt! Faſſe meinen Arm und komm, ehe die Polizeiwache Deine Drohungen hört! Ich führe Dich in's Pigeonnier!"

„Und ich werde Euch begleiten," ſagte der Andere, „gälte es auch nichts, als dem Lande ein Herz zu erretten, das, wie ich, die Tyrannen haßt!"

Sie nahmen den Jüngling in die Mitte und verließen den Platz. Die Leute ſtarrten ihnen voll Theilnahme nach, die Polizei ließ ſie ungehindert gehen; drei Repräſentanten einer bewegten Zukunft, Morelly, Condorcet und Tolendal der Sohn. Auf dem Grèveplatz hatten ſie ſich gefunden! — Am Abend deſſelben Tages kam Morelly zu Beaumarchais.

„Caron, ich habe Dich nie um etwas gebeten, Du mußteſt mich bisher immer zwingen, Geld von Dir anzunehmen. Diesmal fordere ich's im Namen der Menſchenliebe! Ich habe einen Pflegeſohn angenommen, es iſt der junge Tolendal!"

„Sie haben monatlich über zweihundert Franken für ihn zu gebieten, mein theurer Freund. Iſt es genug?!"

„Mehr als genug für uns Beide!"

„So bitte ich Sie, es ſogleich zu nehmen, aber unter der Bedingung, nie wieder zu erwähnen, daß Sie mit mir ein wenig Gütergemeinſchaft treiben!"

Von nun an bildete ſich bei Morelly eine ſtille, düſtere Trias. Die Manſarde im Pigeonnier wurde der Schlupfwinkel jener erbitterten Gemüther, welche den Kern „der Volksfreunde" bildeten, die nur noch im Fall der Monarchie, der Republik ihr Heil ſahen, ſtille, vorſichtige Minirer, welche mit Bedacht die Lunte legten, das alte Frankreich der Bourbonen in die Luft zu ſprengen. Mitunter kam Beaumarchais zu ihnen, aber ſie verachteten ihn heimlich als Schöngeiſt, als ehemaligen Intriganten und Höfling, und Morelly durfte nicht wagen zu verrathen, daß er ihr Wohlthäter ſei. Der alte Herr ward von den jungen Geiſtern fortgeriſſen, kopfſchüttelnd, widerwillig; aber — welche Freude hatte er noch, als die brauſende Jugend, die ſich vermaß, ſeine Träume auf den Trümmern der alten Welt zu errichten? —

Beaumarchais kümmerte ſich nicht darum, er hatte Politik und öffentlichen Kämpfen entſagt; „das Heute iſt Alles," was ſollten ihm die Träumer? Er genoß mit ſeiner Suſanne das Leben und

ſtudirte den Schauſpielern ſeine Eugenie ein, denn die Erlaubniß der Aufführung war gegeben. Zwar fragte die Polizei bei Maupeau und Choiſeul vorher an, da man wußte, daß dieſe ihm feindlich geſinnt ſeien, aber Choiſeul meinte: „Wenn Herr Beaumarchais nichts thut, als Stücke ſchreibt, ſo laßt ihn ruhig gewähren. Der Mann iſt nur ehrgeizig, das machte ihn unſchädlich!“ —

„Eugenie“ gefiel ungeheuer, und zwar aus zweierlei Urſachen. Man war der Dramen des alternden Voltaire müde, der Tiraden gegen die Unduldſamkeit, die Prieſter. Man hatte die Philoſophie der Encyklopädiſten nachgerade ſo verdaut, daß man ſie ſich im Theater nicht wieder ſerviren laſſen wollte. Ein Stück, was Leidenſchaften ſchilderte, war mehr nach dem Goût der Menge, und ein gefallenes Mädchen vom Theater herab zu rechtfertigen, zu erheben, die unveränderlichen Rechte des Weibes an den Mann zu beweiſen, war einem Publikum wirklich neu, das ſo viel gefallene Mädchen und vernachläſſigte Weiber hatte. Am andern Tage war Beaumarchais der Abgott der Pariſer. —

Choiſeul's Ziel, die Alleinherrſchaft, war erreicht. Auch die Königin erlag im Sommer 1768 ihren Leiden. Die Thränen heftiger, aufrichtiger

Reue, welche der König an ihrem Sarge weinte, waren auch seine letzten. Stumpf seinem Volke, seiner Familie gegenüber, zeigte die platonische Empfindelei für Frau Seran während der letzten vier Jahre kein festes Bestreben nach Tugend, sondern nur die lamentable Schwäche eines übersättigten Alters. Die Schönen des Hirschparks wie die Seran wurden ihm gleich langweilig, und Choiseul, da letztere Dame mit dem Untergange der Familie des Dauphins den Impuls ihres Verkehrs mit Ludwig verloren, kam ihrem Wunsche entgegen; als Ehrendame in den neubegründeten Hofstaat der Prinzeß Adelaide de Penthièvre einzutreten, deren Vermählung mit Monsieur Chartres, Orleans' Sohn, bevorstand. — Choiseul isolirte den König, und alle Wünsche des Premiers waren erreicht, da die Majestät genehmigte, sich von der Grammont amüsiren zu lassen. Sie wie ihr Bruder hüteten jetzt den Monarchen mit eifersüchtigem Argwohn. Nichts durfte nahen, was ihn von ihren Personen abziehen konnte; wohin er ging, folgte ihm eines der Geschwister, und bald wurden sie dem Hofe wie der Dienerschaft gleich sehr durch Stolz und Strenge verhaßt. Ihr Hochmuth glaubte sich nun Alles erlauben zu dürfen, zumal ihnen Orleans nicht mehr schaden konnte, ohne sich selbst

zu gefährden, zumal Graf Falcoz de la Blache, treulos und inconsequent in allen Lagen, sclavisch zu ihnen hielt und der Herzogin zum Spion bei der eigenen Familie und den Orleans diente. — — —

„Nichts ist süßer als Unabhängigkeit, als das ruhige Behagen im Lebensgenuß, verbunden mit dem Reiz des Künstlerruhms!" sagte eines Tages Beaumarchais, wie er allein mit Susannen durch die dunklen Gänge seines Gartens schritt und ihre kleine weiche Hand an seine Lippen preßte. „Diese Welt ist so schön und hold, nur die Menschen machen sie oft so häßlich!"

„Und das sagst Du mir fröhlich in's Gesicht und küssest meine Hand dazu? Ei, ei, Caron, das ist eben so unvernünftig wie ungalant! So wäre also die Welt ohne Menschen am schönsten? Ich habe geglaubt, ohne mich wäre sie Dir nichts!"

„Wenn Du es so nimmst, mein Herz, bin ich aus dem Felde geschlagen. Ohne Dich wäre die Welt mir ihres Rosenschimmers entkleidet, ohne Dich würde ich Alles, was mich beglückt, nicht verlangt haben. Die Menschen eben machen die Welt gut und schlecht, denn sie sind ihr Inhalt. Aber da es mehr schlimme als edle Naturen giebt, werden die Besseren nur im engsten Kreise, fern von dem Klatsch und Zank der Anderen, glücklich

leben können. Das Gefühl dieſes Glückes wollte ich eben ausſprechen. Wenn wir dort draußen erſt die Erfahrung gemacht haben, wie die Guten ſo oft elend ſind, untergehen, und die Tücke triumphirt, ſollte man da nicht ein Klausnerleben vorziehen?"

„Zumal wenn man eine Klausnerin hat wie Du, und eine Menge Freunde, die unſere Siedelei aufſuchen? O, wir ſind gewiß ſehr glücklich, ſo fern von der Aufregung und Intrigue zu ſein und nichts mehr fürchten zu müſſen, aber — verzeih' mir, Eins fehlt uns doch!" Sie war ernſter geworden.

Beaumarchais ſah ſie groß an. „Und was, mein Kind! was kannſt Du noch wollen, als ſo wie jetzt immer mit mir durch ein Leben zu gehen, was an geiſtigen und leiblichen Freuden unerſchöpflich iſt?!" —

„Suſanne ſchüttelte leiſe das Haupt. „So ſeid Ihr Männer! Ihr denkt an das Heute und vergeßt, wie der Morgen Alles verändern kann!"

„Eben weil ich es nicht vergeſſe, mein Schatz, weil ich den Wechſel der Dinge kenne, halte ich eben das Heute feſt und wünſche nur, es wäre von Dauer! Du haſt indeß noch einen Nebengedanken. Du meinſt, daß unſer augenblickliches Glück Dich

doch auch nicht ganz in allen Seelentiefen befriedige. Was fehlt Dir?"

„Wenn Du mir nicht böse wirſt! — Ich habe ſchon oft darüber nachgedacht, als Du ſo lange in Spanien warſt, zumal jetzt, wo mit den Sorgen die Aufregungen ſchwinden und das Gemüth ſich allen ſanften Empfindungen frei überlaſſen darf. Ach, da werden ſehnſüchtige Geiſter in uns wach, von denen wir früher nichts wußten!"

„Laß doch Deine ſehnſüchtigen Geiſter einmal erſcheinen, daß ich ihnen auch in's Geſicht blicke."

„Lache mich aber nicht aus, es würde mich ſchmerzen. — Dreizehn Jahre ſind wir eins und" — Suſanne erröthete tief und eine Thräne feuchtete ihre Wange — „Gott hat uns Kinder verſagt! — Es war gewiß ein Glück für uns die erſten drei Jahre, wo wir ſelbſt nicht wußten, wie wir leben ſollten. Aber nun! — Das Glück gab uns Alles, aber es einem Weſen unſeres Blutes vererben zu können, die ſchönſte Anwendung des Glückes, kennen wir nicht. So lange man jung iſt, mag man dies Bedürfniß leichter entbehren, man hat ja noch ſo viel Leben und Hoffnung vor ſich, aber wenn wir erſt alt geworden ſein werden, der Kreis der Freunde ſich lichtet, man weder genießen noch ſtreben kann, iſt es dann nicht recht

traurig, einsam sterben zu müssen, ohne daß ein fröhlich erblühendes Geschlecht uns weinend die Augen schließt? — Es — es ist, glaub' ich, wie ein Fluch, daß wir keine Kinder haben sollen, daß ich, die nie gekannt, wie Mutterliebe thut, auch nie Kindesliebe empfinden darf!"

„Gerechter Gott, ist das Dein Ernst? Kannst Du Dich mit so thörichten Scrupeln plagen? Es würde gewiß das höchste Maß meiner Wonne sein, ein Kind zu besitzen, aber wenn das Geschick uns diese eine Gunst versagte, willst Du es für so ungerecht halten, daß es Dich für die Ungerechtigkeit Deiner Eltern durch Entziehung der Mutterfreuden bestrafen will? Ich erkenne meine vernünftige Susanne kaum wieder und fürchte, den Scrupel hat Dir ein Priester eingegeben! Wie?" —

„O nein, nein," sagte sie beklommen. „So ist es gewiß nicht, ich bin ganz allein darauf gekommen!"

„Und seit wann grübelst und forschest Du denn Deinem Ursprunge nach, der Dir keine Freude machen, nur Deine Ruhe, Dein selbstgeschaffenes Glück vernichten dürfte? Ich bitte Dich, laß Dich warnen! Die Entdeckung des Geheimnisses könnte uns Gefahren bereiten, die Du nicht einmal zu denken vermagst und —"

„Du kennſt meine Eltern! — Du verbirgſt ſeit Jahren, ich weiß wohl, etwas vor mir. Beobtungen, die ich an Duverney gemacht, haben mich überzeugt, daß er mich ſelbſt nach Paſſy brachte, daß er Mitſchuldiger meiner Erzeuger und —"

„Und ſo vergifteſt Du Dein Leben, mein einziges Lieb', was ſonſt nur reine Freude wäre? Dies, ſieh', iſt's, was ich ſtets fürchtete, wovor ich mich immer geſcheut. An dem Tage, wo Du Alles wiſſen wirſt, ſind wir vielleicht Beide elend! Ich nahm Dich, ohne zu fragen, woher Du ſtammſt; ſeit wann fragt Liebe danach, ächte Liebe? Und nun hätten wir alles Glück nur deswegen errungen, damit Du an einem Weh krankeſt, das Du nicht verſchuldet haſt? Höre mich, beſte Frau, höre Deinen einzigen Freund, Dein Theuerſtes im Leben, den Gatten. Sei mit den Vernunftgründen zufrieden, die ich Dir zu bieten vermag, forſche nicht weiter, und vergiß — was ſelbſt ein Gott nicht zu ändern vermag! Ich kenne Deinen Urſprung, ich habe alle Papiere —"

„Und wer — wer iſt's!" rief Suſanne heftig ſchluchzend in fieberiſcher Sehnſucht.

„Ich werde es Dir nicht ſagen, Frau!" rief er finſter. „Nie, denn ich liebe Dich zu ſehr! Dein Urſprung iſt ein ſolcher, daß er niemals an-

erkannt werden kann! Er iſt nicht nur eine ſträfliche Verirrung der Sinne, ſondern ein entehrendes Verbrechen, deſſen Enthüllung Dir das Herz brechen, uns in's Verderben ſtürzen muß! Deine Eltern ſind Leute, die Dir es nie verzeihen, es vielleicht — rächen würden, daß Du je gewagt, ſie zu kennen! Frage nicht, ſinne nicht! In nichts hab' ich Dir im Leben widerſtanden, als hierin, und auf meinem Sterbebette würde ich mich verklagen, wenn ich Dir Dinge enthüllte, die Gott nur ſchauen und ſtrafen ſoll!"

„Wohl glaube ich das und habe es ſelbſt ſtets gefühlt! Er ſtraft meine ehrloſe Geburt an mir durch ein kinderloſes Alter; wie meine Wiege einſam, ſo wird mein Grab unbeweint ſtehen!" —

„Bei Gott, Suſanne," rief der Gatte grollend, „ich glaube bald ſelbſt, daß ich ein Narr geweſen, wenn ich die Gegenwart für Alles nahm, der Zukunft und der Hoffnung um den fröhlichen Genuß der Gegenwart entſagte, denn Du gießeſt Qual in den reinen Becher unſerer Freude! Welche Unvernunft, ſich über etwas zu grämen, von dem Du nicht weißt, ob ſein Beſitz Dir nicht viel herberen Schmerz brächte! Tauſende ſtehen verwaiſt und haben ihre Eltern nie gekannt, Tauſende ſind Kinder der Liebe und wiſſen durch Ehre und

Tugend den Makel ihrer Geburt zu verlöſchen, ohne je das Glück zu erlangen, das uns erblühte! Die Zeit, beſte Frau, iſt bitter ernſt. Blut, Gewalt, Niedertracht, Verderbniß und Ungerechtigkeit bringt jeder neue Tag, die Beſſeren fallen und die Gemeinheit triumphirt! Jeder Menſch von Herz und Hirn ſieht eine fürchterliche Epoche der Vergeltung über das Land kommen. Wer ſoll da wünſchen, daß er ein Kind habe, welches das erleben muß? Wer kann ſo ſelbſtſüchtig ſein, es den wilden Gefahren auszuſetzen, die über dieſe Generation einſt kommen müſſen, wie das Wetter nach langer Schwüle folgt? Es könnte ein Tag erſcheinen, Suſanne, wo Du vielleicht die Stunde beweinſt, in der Du ein thöricht erſehntes Kind geboren, denn nicht das iſt immer unſer Beſtes, was wir wünſchen. Laß uns, ich bitte Dich, zufrieden ſein, dem räthſelvollen Wenn und Aber nicht nachſinnen, das gut iſt, weil es ſo iſt. Wir haben genug, um mit unſeren Freunden zu leben, ſind geliebt genug, daß es uns nie an ſolchen fehle, und verſagt der Himmel uns, was er Tauſenden oft zur Strafe ſchenkt — nun, ſo laß uns als fröhliche alte Leute ſterben! Wir haben ja wohl noch manches Jahr bis zur erſten Runzel, und bis dahin kann ſich wohl auch — Manches

ereignen!" Er ſchlang lachend, glühend ſeinen Arm um ſie und verſchloß ihren Mund mit Küſſen.

„Mein Herz iſt ſehr thöricht, Caron, aber ſei nicht unwillig, daß es ſo iſt. Ich will mich auch gewöhnen — vernünftig, wie Du ſagſt, darüber zu denken!"

Beaumarchais hätte noch gern ſeine eindringlichen Ermahnungen fortgeſetzt, aber er bemerkte ſeinen Kammerdiener Gomez, den er aus Spanien mitgebracht, die Terraſſe herab ihm entgegeneilen.

„Prinz Conti königliche Hoheit, mein Senor!"

Zugleich erſchien der Prinz im Hintergrunde des Laubenganges. „Gut, gut, bitt' ihn her!" — Als Gomez zurückeilte, flüſterte Caron: „Ich bitte Dich, Suschen, ſei Deiner Bewegung Herr! Ich wünſchte nicht erſt Dich entſchuldigen zu müſſen. Wir lebten ſchon zu lange in glücklichem Frieden, ſcheint es, da Du ſo emſig ſinnſt, Dir künſtlichen Schmerz zu bereiten; hoffentlich deutet Conti's Anweſenheit nicht auf neue Unruhe."

Suſanne fand weder Zeit zu antworten, noch die Wirkung des Geſprächs auf ihre Perſon ganz zu verwiſchen, denn der Prinz ſtand bereits vor ihnen und reichte Caron gütig die Hand. „Da man Sie im Hôtel Conti gar nicht mehr

ſieht, muß man wohl zu Ihnen kommen, lieber Beaumarchais."

„Sie beſchämen mich auf's Höchſte, mein Prinz, denn noch bin ich in Ihrer Schuld für die hohe Gunſt und den Beifall, welchen Sie meiner „Eugenie" ſchenkten. Gewiß hätte ich Ihnen aufgewartet, wenn ich nicht befürchtet hätte, da nur trübe Erinnerungen aufzuwecken, wo ich auf die Hoffnung, nützen zu können, verzichten muß."

„Sie haben recht, und ich beneide Sie, daß Sie ſich aus dieſem troſtloſen Gewirr zurückziehen durften, um nur zu lieben und zu dichten." Er ergriff Suſannens Hand und küßte dieſelbe. „Wie glücklich ſind Sie Beide! Und doch, Ihre Züge ſind bewegt, Madame! Ich will nicht hoffen, daß der Schmerz auch in dies Elyſium —" er ließ die Hand der Erbleichenden los.

„Geſtatten Sie, mein gnädiger Prinz, daß — daß ich mich zurückziehen darf!" Suſanne verbeugte ſich und verſchwand, ihre Thränen mühſam zurückpreſſend, in einem Seitengange.

„Mein Gott, Caron, was hat ſie denn? Ich bin zu unglücklicher Stunde gekommen und unterbrach vielleicht —"

„Ein ſo edler Mann wie Sie, Prinz, kann nie zur unglücklichen Zeit in mein Haus kommen,

und da Sie es doch bemerkten, ſehe ich nicht ein, weshalb ich Ihnen eine Aufklärung vorenthalten ſoll, wie der Gönner ſie von ſeinem Schützlinge erwarten darf. Kann ohnehin doch eine Zeit kommen, wo Ihre hohe Hülfe, Ihre — Achtung wenigſtens mein einziger Troſt ſein dürfte!"

„Auch Sie bewegt, Freund? Der leichtlebige, unerſchütterliche Beaumarchais? — Nun, ſo weit ich es wiſſen kann, ſprechen Sie ſich aus, es iſt ja nicht das erſte Geheimniß, was wir mit einander theilen."

„Und ſicher, was Sie betrifft, nicht das wichtigſte. Da es aber mein einziges und höchſtes iſt, ſo darf ich Ihnen ſeine Bedeutung für mich nicht erſt verſichern. Einſt vielleicht wird auch die letzte Nothwendigkeit, zu ſchweigen, verſchwinnen. — Erinnern Sie ſich wohl noch unſerer erſten Bekanntſchaft bei den Prinzeſſinnen Hoheiten, meines Auftrittes mit la Blache und des Augenblicks, da Marquiſe de Vendatour ſo ſeltſam ſich zurückzog?!" —

„In der That. Sie blieben uns damals die Erklärung ſchuldig, und ich erinnere mich, Sie dabei eben ſo bewegt geſehen zu haben!"

„Weil ich eine fürchterliche, ſchmerzvolle Entdeckung gemacht, von dieſem Augenblicke Gewalt

über gewiſſe Leute erhielt, die — die ich ruiniren kann, die aber auch mich in dem Theuerſten vernichten können, was ich mein nenne!"

„Ihre Gattin weiß darum und ängſtigt ſich?!"

„Sie weiß es eben nicht, ſoll es nie wiſſen, — und — gerade der einzige, der thörichte Kummer dieſer kleinen Frau iſt, daß ſie nicht weiß, was zu wiſſen ihr Elend wäre!"

Conti ſah Beaumarchais ſcharf an. Sein Antlitz erhielt das Gepräge des äußerſten Erſtaunens. Dann legte er ſeine Hand auf Beaumarchais' Schulter. — „Entweder ſind Sie mir ganz unverſtändlich, oder ich verſtehe Sie gar zu gut. Bei Ihrer Anſtellung hatten gewiſſe Neider ausgeſprengt, Ihre Gattin ſei — illegitim! — Jetzt erſt empfinde ich lebhaft, was mir ſonſt nur obenhin auffiel. Frau Suſanne ſieht der Marquiſe de Vendatour ſehr ähnlich!!"

„O mein Schöpfer!" — Kraftlos ſanken Caron die Hände nieder, ſein bleiches Geſicht wendete ſich ab.

„Ich verſtehe Sie! — Uebrig genug iſt's, um mir zu erklären, wie Ihnen gelang, unſere Gegner in einem gewiſſen Schach zu halten. Dies Geheimniß iſt ſo gefährlich, daß es für Ihre Frau verderblich werden kann. Deshalb war es

ſehr weiſe, ſich zurückzuziehen; ich kann Ihr Benehmen nur billigen. Sie werden das äußerſte Mittel allein für den äußerſten Fall anwenden, und mir iſt lieb, genug davon zu ahnen, um Ihnen alsdann beiſtehen zu können. Allerdings weiß ich nun nicht, ob Ihnen der Wunſch beſonders willkommen ſein wird, welcher mich herführt."

„Hoheit, Sie finden mich zu Allem bereit, was mit der Kabale nichts zu thun hat. Sie haben mich nicht ſäumig geſehen, als unſere Hoffnungen noch dem Dauphin galten, jetzt hieße es, ſich für ein — Nichts ruiniren!"

„Sehr wahr! Ich komme auch nicht zu dem politiſchen Agenten des Hauſes Bourbon, er iſt mit der einzigen Stütze deſſelben geſtorben, ſondern zu dem Poeten Beaumarchais! Ich will nämlich verſuchen, es Ihnen nachzuthun, und mich im Genuſſe den Verluſt zu vergeſſen zwingen!"

„Der Poet ſteht Ihnen ganz zu Dienſt, Monſeigneur! Doch was iſt es!"

„Vielleicht haben Sie gehört, Caron, daß der Großadmiral von Frankreich, Herzog von Penthièvre, ſeinen einzigen Sohn, den Prinzen von Lamballe, an die ſchöne Prinzeſſin von Savoyen-Carignan, die Tochter meiner Schweſter, verheirathen wird?"

„Es iſt ſeit länger davon die Rede, Hoheit. Auf dieſe Weiſe würde aber das Haus Conti mit Orleans direct verwandt werden, denn ich höre, Demoiſelle Adelaide de Penthièvre wird Prinz Chartres heirathen?“

„Leider, und das verbittert mir ſehr die Freude, das Kind meiner verſtorbenen Schweſter für immer in meiner Nähe zu haben. Es iſt aber nicht das erſte Mal, daß die Contis und Orleans ſich verbanden, meine geſchiedene Frau war auch eine Diane von Orleans. Sie ſehen, welche Früchte das getragen. — Lamballe iſt indeß ein liebenswürdiger, edelherziger Charakter, meine Nichte ſchön und vortrefflichen Geiſtes. Mein Wunſch iſt nun, daß am Lendemain ein allegoriſches Feſtſpiel ſtattfinde, vielleicht mit Muſik, und Sie aus Freundſchaft für mich es dichten mögen. Schlagen Sie mir's ab?“ —

„Mein Prinz, wie können Sie glauben, ich ſchlüge Ihnen etwas ab, das mir nicht nur Ehre, ſondern Ihnen Vergnügen macht. Aber Beſorgniß, — ja Bangigkeit beſchleicht mich! Ich muß mit Orleans und Chartres zuſammentreffen, vielleicht gar mit den Vendatours und Blaches. Ich wünſche dieſe Leute zu vermeiden, wie ſie mich meiden.“

„Würden Sie, mein Lieber, für sich *selbst* der gewandten Klugheit nicht fähig sein, welche Sie im Dienste des Dauphins so vortrefflich übten? Thun Sie doch gar nicht, als ob Sie die Leute kennen! Ich glaube nicht, daß es in diesem Falle Herrn Orleans selbst angelegen sein kann, daß durch ihn die Gastfreundschaft des Hôtels Penthièvre verletzt wird. Wenn der Herzog von Penthièvre den Chevalier Beaumarchais, Conti's Freund, officiell einladet, will ich sehen, wer Sie mit gehässigen Augen ansieht!"

„Ich bin mit jedem Einwande zu Ende!"

„Also werde ich Sie morgen dem Großadmiral vorstellen, und Sie können die Festräume sehen. Darf ich auf Sie rechnen?" —

„Gewiß, Hoheit!"

„Sie wissen, Caron, daß Sie *einen* Freund immer behalten werden, mich! Also es gilt dem Lendemain meiner Nichte! Wählen Sie mir ja die schönsten Verse?" —

Beaumarchais begleitete den Prinzen bis an's Portal. Dann schritt er düster sinnend zurück. —

„O Fatum, Fatum, Du bist doch keine leere Fiction! — Dem Gewühle der Intriguen entriß ich mich, sinke der Poesie an's Herz, um Ruhe zu finden, und die Poesie führt mich wieder in

den Strudel zurück! — Werde ich ihm noch einmal glücklich entwiſchen?! Es iſt da ein dämoniſcher Schatten in meiner Seele, der nicht weichen will! Ein nebelhaft Geſpenſt, das mich drohend immer umtanzt und — gut denn! Man muß den Geſpenſtern auf den Leib rücken, es iſt die einzige Manier, ſie loszuwerden!“ —

8.

Der Lendemain der Prinzessin von Lamballe.

Auf der Straße St. Honoré, vor Zeiten der Stolz der Pariser, zwischen dem Ludwigsplatze und Kloster der Filles de la Conception, lag vordem das alte Luxemburg. Wiewohl es bedeutend kleiner war, als das Petit-Luxembourg oder Maison Orleans im Quartier St. Germain jenseit der Seine, nannte man es doch Grand-Luxembourg, bezeichnender aber zur Zeit Hôtel Penthièvre. Hier war der Centralsitz der französischen Marine, die Großadmiralität. Von hier aus gingen die Befehle an alle Häfen, die Flotten und Colonien. Das Hauptgebäude nach der Straßenfront, aus den Zeiten Franz I. datirend, hatte neun Fenster zwischen breiten, dicken Pfeilern und war einstöckig. Sein hohes, schweres, stumpfwinkeliges

Dach erhöhte noch den ernſten, compacten Eindruck des Gebäudes. Hoch am Simſe über der vorgebauten Einfahrt, die links und rechts durch thurmartige Vorſprünge flankirt wurde, zwiſchen denen die vergoldete Brüſtung des Balcons hervorſah, glänzte über zwei gekreuzten goldenen Ankern das Wappen der königlichen Bourbonen und des verwandten Hauſes Penthièvre. In Art florentiniſcher Bauten zeigte das Erdgeſchoß den nackten verwitterten Werkſtein, aus welchem das Gebäude errichtet worden, und kleine, ziemlich hoch angebrachte ſtark vergitterte Fenſter, welche vielleicht vordem zur Vertheidigung dienen mochten, jetzt indeß den Canzeleien und Dienſtwohnungen des Herzogs angehörten. Auf dieſem Geſchoß erhoben ſich zwiſchen Säulen die ſtattlichen Wohn- und Repräſentationsräume. Rechtwinkelig, die ganze Tiefe des Grundſtückes entlang dehnte ſich ein Flügel, welcher den Hof umſchloß, nach der Gartenfront Zimmer zu des Herzogs Gebrauch, nach dem Hofe und dem Place Louis hin aber Bureaux höherer Marinebeamten und Wohnungen der Umgebungen des Großadmirals enthielten. Rechts an die Straßenfront des Hôtels ſtreckte ſich bis zum vorerwähnten Nonnenkloſter eine Mauer mit überſtehendem eiſernen Dächelchen. Auf demſel-

ben, zwiſchen bronzenen Stangen, zog ſich ein vergoldetes Netzwerk als eine Art Geländer hin, von Epheu und wildem Wein durchflochten, über welches grün und dunkel in ewigem Schweigen Akazien, Ahorn- und Kaſtanienbäume mit ihren hohen träumeriſchen Häuptern in's Gewühl der Straße ſchauten. Nicht dieſe ruhige, ernſte, faſt drohende Majeſtät war's, was den Pariſern allein imponirte und das Hôtel Penthièvre ſo intereſſant machte, ſondern der japaniſche Pavillon, welcher am Ende des Gartens, da, wo ſeine Mauer an den Garten des Nonnenkloſters ſtieß, ſich mit ſeinem luſtig bunten Holzbau, zackigen blaugrünen Doppeldach erhob, an welchem zahlloſe vergoldete, beim leiſeſten Lufthauch klingende Glöckchen hingen. Das glänzend lackirte, buntgefärbte Holz, von dem man es erbaut, die grinſenden Götterfratzen und fabelhaften Thierleiber, mit welchen man es geſchmückt hatte, und der nicht weniger ſeltſam fremdländiſche Inhalt des Pavillons, den man erblickte, ſobald die bunten Glasfenſter geöffnet waren, gaben von jeher der Phantaſie der ſinnlich leicht erregten Bevölkerung die ausgedehnteſte Nahrung, und obwohl dies Wunder ſchon ein paar Generationen ſtand, ſeine grellen Far-

ben und Bilder matter geworden, gab es doch keinen ächten Pariſer, der nicht dem neugierigen Fremden den Pavillon Penthièvre mit eben ſo gerechtem Stolze wie das Louvre oder Notre-Dame gezeigt hätte. Es war wirklich ein ſeltener Schatz, den der Pavillon enthielt, nämlich in ſeinen beiden Etagen eine zwar bunte, ungeordnete, aber erleſene Sammlung aller der fremdländiſchen Seltenheiten, die kühne Seefahrer dem Herzoge während ſeiner langen Amtsführung als Zeichen der Ehrfurcht mitgebracht. Der ſeltſamen, geheimnißvollen Anekdoten, welche das Hôtel bergen ſollte, und zu denen ſowohl der Ort wie die Wunderlichkeit des ernſten Herzogs, der es oft liebte, den Braminen oder Mandarinen zu ſpielen, die unſchuldige Veranlaſſung gegeben hatte, gab es unzählige. Er ſelbſt kümmerte ſich in Wahrheit außer ſeiner Amtsſphäre und der höchſt ſtrengen ariſtokratiſchen Erziehung ſeiner beiden Kinder um nichts, als ſeinen Schatz im Pavillon, er war ſein Glück. Er liebte es, hier ſeinen träumeriſchen Studien obzuliegen, mit den Händen auf dem Rücken, die gemauerte, auf dicht berankten Bogen ruhende, angrenzende Terraſſe des Abends auf und ab zu wandeln, oder dort gravitätiſch ſeinen Thee ein-

zunehmen und ſich von den Leuten begaffen zu laſſen. Bei ſchlechtem Wetter hingegen beſuchte er durch die Colonnade, welche dieſe Terraſſe zugleich bildete, ſein orientaliſches Eden. Mit dem japaniſchen Häuschen in gleicher Linie, die Perſpective des Gartens abſchließend, welche die hohen Bäume und die verſchnittenen Taxushecken begrenzten, befand ſich ein anderer großer maſſiver Pavillon, deſſen Hinterwand einen Halbkreis bildete und deſſen flaches Kupferdach vorn auf zwei ſtarken, ſteinernen Säulen ruhte. Dieſer tempelartige Bau ſchien wie für ein Theater geſchaffen, ſobald der Raum zwiſchen den Säulen durch einen Vorhang geſchloſſen wurde; hier ſollte auch derjenige Theil der Feſtlichkeit begangen werden, zu welchem Conti Beaumarchais' Hülfe in Anſpruch nahm. — Letzterer wurde, wie verabredet, dem Herzog von Penthièvre vorgeſtellt, und war ſo glücklich, dem alten Herrn nicht allein als Bewunderer ſeiner Raritäten zu gefallen, ſondern ihn auch durch die Idee in Entzücken zu verſetzen, den vorzüglichſten Theil derſelben bei der Feſtvorſtellung den Augen ſeiner vornehmen Gäſte zu entſchleiern. Conti bemerkte mit Vergnügen, daß Penthièvre den gewandten Beaumarchais bald als die unentbehrlichſte Perſon bei der Vermäh-

lungsfeier anſah. Alles ward auf's Heimlichſte betrieben, um zu überraſchen, und der Herzog bot verſchwenderiſch die Hand, Außerordentliches an Pracht und Geſchmack zu leiſten. — Von den drei Feſttagen der Vermählung ward am erſten das Brautpaar dem Könige zu Verſailles vorgeſtellt und in ſeiner Gegenwart der Ehepact geſchloſſen; es war ein Hoffeſt im ſtrengſten Sinne. Am andern Tage fand die Vermählung in der Schloßkirche zu Verſailles, dann Präſentationscour vor den Neuvermählten in den Prachtgemächern des Penthièvre ſtatt. Das Lendemain endlich war ein Familienfeſt, zu welchem beſondere Einladungen ergingen. Das glückliche Ohngefähr ſchien den Glanz deſſelben noch zu erhöhen. Admiral Bougainville nämlich, der erſte Franzoſe, welcher die Welt umſegelt, war von ſeiner faſt dreijährigen glänzenden Expedition zurückgekehrt. In ſeiner Begleitung befand ſich der ritterlichſte Soldat ſeiner Zeit, den die Armee anbetete, Fürſt Otto von Naſſau-Siegen, der ſein Geſchick auf die Spitze ſeines Degens geſetzt, und der Chevalier d'Oraiſon, ein kecker Jäger und Pilot, welcher ſich in der Wildniß und auf den Wellen allein wohlbefand. Sie eilten, ſich dem Herzog, dem Könige wie Choiſeul vorzuſtellen, und ſelbſtver-

ſtändlich wurden ſie von dem entzückten Groß-admiral zur Vermählung ſeines Sohnes eingeladen.

Der Trauungsact und das Feſtmahl bei dem Monarchen waren vorüber, die Verwandtſchaft des jungen Paares begab ſich in glänzenden Carroſſen nach Paris zurück, und die Vorzimmer des Hôtel Penthièvre füllten ſich mit Notabilitäten, welche dem Prinzenpaare ihre Huldigungen zu bringen wünſchten. — Beaumarchais, mit den letzten Vorbereitungen ſeines Gartenfeſtes beſchäftigt, hatte den Prinzen von Lamballe kaum flüchtig, die Prinzeſſin noch gar nicht erblickt. Noch einmal alle ſeine Bühnen überſchauend, verließ er den künſtlichen Verſchlag, welcher den hinteren Theil des Gartens den Blicken Neugieriger verbarg, und ſchritt auf einem dunkeln Seitenpfade langſam nach dem Hôtel, um von der Galerie des großen Saales der Cour beizuwohnen, vor Allem die Braut zu ſehen, der ſeine Dichtung galt. Er ſann eben nach, wie er ſein Benehmen, falls er ſeinen Feinden begegne, einzurichten habe, als er die Stimmen zweier Männer vernahm, welche den Gang herauſkamen. Da der Garten für heute Jedem, Penthièvre und Caron ausgenommen, geſchloſſen war, ſo mußte ihn die Anweſenheit der-

ſelben befremden. Er trat in's Dickicht, um die langſam Vorbeiſchreitenden zu betrachten.

„Ich wünſchte," ſagte der Eine heftig, „der Sahib von Madras hätte mir wirklich das Hirn geſpalten und ein Leben geendet, das ſeines Lichtes, ſeiner Wonne, der letzten thörichten Hoffnung beraubt iſt! Ich habe mich entſchieden, ich trete nicht wieder in die Armee zurück! Da ich nicht ſein darf, wozu die Geburt mich machte, will ich bleiben, was ich bin, ein Abenteurer!"

„Sie ſind alſo ernſtlich in die ſchöne Lamballe verliebt, armer Fürſt, und müſſen nun in die Heimath zu der albernen Stunde kommen, wo die Dame Ihres Herzens an ein prinzliches Milchgeſicht verheirathet wird, das den Admiralsrock trägt, ohne je Salzwaſſer gerochen zu haben! Und man ladet Sie noch förmlich ein, Ihr Elend zu ſehen? Das iſt diaboliſch von der Dame!"

„Ich erſuche Sie, d'Oraiſon, die Prinzeſſin nicht zu beſchuldigen. Sie weiß ſo wenig, daß ſie von mir geliebt wird, wie ſie nicht weiß, welche arme Blume eben ihr Fuß zertritt. Als wir im Frühjahr 66, wie Sie wiſſen, in Marſeille unſere Ausrüſtung abwarten mußten und ich nebſt Bougainville vom Herzog von Savoyen, ihrem Vater, acht Tage nach Chambery geladen wurden, ſprach

ich sie oft und lange genug, um sie für's ganze Leben zu lieben!"

„Ich erinnere mich, wie Bougainville erzählte, daß die Dame Ihren Schicksalen sehr viel Theilnahme erwies. Fast hätte ich schwören mögen, es sei dabei etwas Liebe!"

„Liebe?! Chevalier, dann hätte sie nicht den Lamballe genommen!"

„Eine Prinzessin!! — Hatte je eine Prinzessin nach dem Herzen zu wählen? Sie wird gewählt! Man steckt sie in's Kloster, oder in den Brautschleier, sie ist ein überflüssiges Möbel oder eine Waare, je nachdem sie eben diplomatischen Cours hat. Erst wenn diese armen Personen das Glück haben, Wittwen zu werden, sind sie leidlich unabhängig. Prinzeß Lamballe könnte Sie also eben so gut lieben, wie —"

„Wollen Sie mein Herz verführen, d'Oraison? Mich mit Nichtigkeiten belügen, um mein Geschick erträglich zu machen? Zum Glück fällt mir tagtäglich ein, daß ich ein Fürst ohne Land, ein glänzender Bettler bin, den die Juden mit Wechseln so gierig verfolgen, wie seine Bewunderer! Fort von hier ist die Losung, dahin, wo ich das Letzte, Dümmste zu verlieren habe, was ich kenne, das Leben!!"

„Beim Wischnu, ich bin dabei! Lassen Sie uns auf der Windrose würfeln, um zu wissen, wohin! Zu der neuen Fahrt gehört aber Geld, was wir Beide nicht haben. Die königlichen Kassen sind leer, und statt unsere Auslagen zu vergüten, wird man uns mit Artigkeiten abfüttern."

„Wenn ich eben um Sold dienen muß, werde ich fremde Dienste nehmen, in Rußland oder Spanien, nicht hier, wo ich ihr im Obristenrock unter den Augen bleibe, ein Gegenstand des Mitleids!" —

„So bleibt mir nichts übrig, als mit gutem Humor in die Arme der runden, nackten Königswittwe Wavrateva zurückzukehren!" lachte d'Oraison.

„Um König von Otahaiti zu werden? König Oraison der Erste! Macht mich dann nur zu Eurem ersten Fächerträger, Sire, haha!" — — Caron, im Gebüsch nebenher schleichend, hatte, beschützt durch das Abenddunkel, Alles gehört. Ein seltsames Interesse für den Fürsten, dessen Edelsinn, dessen ritterliche Thaten er so oft preisen gehört, ergriff ihn. Sich selbst nicht Rechenschaft von seinem Entschlusse gebend, blos durch die Lage eines Souverains ergriffen, welche der seinen vor Zeiten im Pigeonnier ziemlich ähnlich

war, trat er Beiden plötzlich aus dem Seitengange in den Weg.

Das Gespräch der Seefahrer brach sofort ab. —

„Wer ist hier?" rief Siegen und legte die Hand an den Degen.

„Ich glaube, der Schlingel lauert unserm Gespräch auf?" und Oraison faßte Caron bei der Brust.

„Pfui, Majestät von Otahaiti, wie können Sie sich so wegwerfen!" erwiederte Beaumarchais. „Helden fechten nicht zu Zweien gegen Einen!"

„Sie haben das vertraute Gespräch von Cavalieren wie ein Bube belauscht," sagte Siegen heftig, „sich in Besitz von Geheimnissen gesetzt, die für ein fremdes Ohr nie bestimmt waren! Sie sollen von hier nicht lebendig gehen dürfen, um meine Ehre zu mißbrauchen!" —

„Wer sagt Ihnen, mein Fürst, daß ich nothwendig ein Spion sein muß? — Wenn ich nun ein Freund wäre, und Ihnen lieber zu nützen, statt zu schaden wünschte?"

„Ich kenne alle meine Freunde, mein Herr! Keiner wäre fähig, sich unaufgefordert in mein Vertrauen zu drängen!"

„Und ich, Hoheit, pflege nicht Jedem mein Wohlwollen aufzudringen. Da heute indeß nur

mir bekannte Perſonen befugt ſind, dieſen Garten zu betreten, war es natürlich, daß mich die Anweſenheit Fremder beunruhigte. Nicht aus Furcht, ſondern aus Achtung vor dem erlauchten Helden Naſſau-Siegen, aus Verehrung vor einer Dame, deren Onkel mein Gönner iſt, werde ich ſchweigen. Wollen Sie indeß die Gnade haben, mit mir einen Gang durch den Garten zu machen, ſo werden Sie ſich überzeugen, daß ich Ihnen, in welcher Art es ſei, nützlich werden kann und dazu freiwillig bereit bin!"

„Das iſt in der That auffällig!" ſagte Siegen erſtaunt. „So bliebe mir keine Wahl, als Ihnen die Unterredung zuzugeſtehen!"

„Ich werde das nicht dulden," fiel d'Draiſon heftig ein, „wenn ich nicht weiß, wer er iſt!"

„Ich heiße Beaumarchais. Zur Sicherheit Seiner Hoheit können wir in dieſem Gange auf und nieder gehen, ſo daß der Chevalier uns beobachten kann, ohne uns zu hören; der Mond ſcheint hell genug!"

„Sind Sie närriſch, d'Draiſon? Es iſt Beaumarchais, der Schriftſteller und Muſiker, der Finanzmann und Politiker, deſſen Einfluß vor unſerer Abreiſe alle Cirkel erfüllte, deſſen Glück alle Dümmlige erbittert hatte. Kommen Sie,

mein Herr, vielleicht kann ich Ihnen ablernen, wie man die Ungunſt des Geſchickes überwindet!"

D'Draiſon brummte einen Seemannsfluch, blieb aber zurück, als die Anderen ſich in der Tiefe des Gartens verloren.

„Was haben Sie mir zu ſagen?" begann Siegen nach einer Weile.

„Für's Erſte geſtehe ich Ihnen, daß ich Ihr ganzes Geſpräch mit dem Chevalier wörtlich anhörte. Ich würde dieſe Indiscretion nicht begangen haben, wäre mein warmer Wunſch, Ihnen zu dienen, nicht Schuld daran. Wer wie ich einſt empfand, welch nagendes Gefühl es iſt, trotz allen Talents den Sorgen und der Erniedrigung ausgeſetzt zu ſein, den muß das Schickſal eines Mannes betrüben, welcher hochgeboren wie Sie, voll edlen Sinnes und vorzüglicher Gaben, verdammt iſt, als Abenteurer zu leben, indeß Schufte und Narren Reiche regieren! Ich wünſchte längſt das Schickſal durch ein angemeſſenes Opfer zu verſöhnen, und offerire mich Ihnen als Banquier von viermalhunderttauſend Livres. Kein Geſchenk iſt's, denn Sie werden mich bezahlen, mein Fürſt, ſobald Sie können. Und Sie werden es einſt

gewiß können, weil Frankreich Ihres Herzens und Armes noch benöthigt ſein wird! —

„Herr Beaumarchais, das reden Sie nicht aus ſich! Sie ſind beauftragt, mir dies Anerbieten zu machen, das —"

„Halt! Sie irren ſehr, wenn Sie glauben, daß ich als Agent der Frau Prinzeſſin von Lamballe zu Ihnen ſpreche. Ich darf dieſe Illuſion nicht dulden, um der Ehre der Prinzeſſin, um Conti's willen, dem ich höchſten Dank ſchulde. Ich habe die hohe Frau noch nicht geſehen, denn erſt vorgeſtern langte ſie an, und wenn ich Ihnen meine Schatulle anbiete, iſt damit keine andere Bedingung verkauft, als daß Sie Ihr Glück gründen, hier, oder wo es Ihnen gut ſcheint. Wollen Sie lieber jedem Andern, eher Wucherern verpflichtet ſein, oder gar einen ſchmutzigen Gedanken bei der Dame Ihrer Neigung annehmen?"

„Nein, beim Himmel, das nicht!" rief Siegen. „Haha, borgt nicht die Blume ihr Licht von der Sonne, iſt nicht die weite Natur ein ungeheures Leihhaus? Warum ſoll Siegen, der Glücksritter, nicht von ſeinem bürgerlichen Collegen Beaumarchais leihen? Verzeihen Sie nur einem Unglücklichen, der in ſeiner Bitterkeit

glaubte, die Prinzessin Savoyen-Carignan aus bourbonischem Blute habe sich so erniedrigt, ihn durch eine Geldsumme für den Verlust abfinden zu wollen, den heute sein Herz erlitt!"

„Fürst, Fürst! manch' wackerer Mann ward durch verderblichen Wahn und thörichte Liebe vernichtet! Ich beschwöre Sie, sich klar zu werden über Ihre Gefühle! — Glauben Sie denn, daß die Prinzessin überhaupt weiß, sie sei von Ihnen geliebt?"

„Ich weiß es nicht, Caron!" —

„Glauben Sie sich wieder geliebt?"

„Ich bezweifle es!" —

„Wünschen Sie es denn zu wissen, Hoheit?" —

„Soll man nicht stets die Wahrheit wünschen, wenn an ihr das Herz genesen kann?"

„Würde denn Ihre fürstliche Seele ruhiger sein, wenn sie die Ueberzeugung gewännen, nicht geliebt zu werden, aber die Ruhe der angebeteten Frau fruchtlos gestört zu haben? Oder würde Sie's mehr trösten, sich von einer Dame heimlich geliebt zu sehen, die, ohne sich zu entwürdigen, Ihnen nicht zugehören darf?"

„Sie zerreißen mein Herz! Nie will ich das, keins von Beiden! — Ich will nichts wissen! —

Dreißigtauſend Livres werden genügen, mir fortzuhelfen. Ich reiſe, ohne die Prinzeſſin, ohne Frankreich wiederzuſehen, und der Kriegsgott mag entſcheiden, ob ich — als Ihr Schuldner ſterben ſoll!" —

„Mein Fürſt, der Volksmund nennt Sie den letzten Ritter, den Bayard dieſer Zeit; man hat nicht gelogen. Soll dieſe Zeit denn ihres letzten Helden entbehren? Will er ſich in Wildniſſen durch ferne Kämpfe für ein gleichgültig Recht hinopfern, wo er dem ſchönen Frankreich ſeinen Retterarm leihen, wo unter den Augen ſeiner Dame ihn ſeine ſtille Liebe zu unſterblichen Thaten begeiſtern kann?!"

„Ich verſtehe Sie nicht, Herr Beaumarchais. Frankreich erretten, unſterbliche Thaten verrichten? Hier? Hahaha, in dem Staate, der ſo reich an Maitreſſen, wie arm an Ruhm iſt, deſſen allgemeines Elend —"

„Ihn wahrſcheinlich einer Umwälzung zutreibt, ja! Und Sie könnten die Frau Ihrer Liebe dieſem Strudel ſorglos entgegeneilen, im allgemeinen Schlamm verſinken ſehen, ohne Ihr Schwert in die Wage des Geſchicks zu werfen, und wie Perſeus Andromeden vom Fels zu erlöſen?!" —

Fürſt Naſſau-Siegen fiel Beaumarchais jubelnd

um den Hals. „Fordern Sie Alles von mir! In solchem Streite fallen zu können, den letzten Blick zu ihr gewendet, ist mehr werth, als ein Leben im Purpur! Was soll geschehen, welche Opfer fordern Sie von meinem Muthe?"

„Daß Sie ruhig der Prinzessin begegnen, ohne sich zu verrathen, und dann Paris für einige Zeit verlassen, um den Versuchungen Ihres Herzens zu entfliehen. Ich werde Ihre finanziellen Verhältnisse inzwischen ordnen. Richten Sie sich so ein, daß meine Briefe Sie stets erreichen können. Jeder Tag gebiert hier Neues; was heute war, kann in Monden verändert sein, als wäre es nie gewesen, und ob Fortuna ihr Füllhorn wendet, oder Nemesis in die Tuba stößt, Nassau-Siegen soll auf der Wahlstatt sein!!"

„Das schwört Ihnen ein Mann, der auch im Bettlerkittel fürstliche Gefühle hegt, schwört es Ihnen bei der keuschen Liebe zu ihr, die ihm entrissen ward, ehe er ihr sagen konnte, wie heiß er sie liebe!!" —

Sie schritten zu Draison zurück. Fürst Nassau winkte dem Chevalier, und sie gingen dem Hôtel zu, dessen Fenster im Kerzenschein erglühten.

„Ich erbitte mir morgen früh Ihren Besuch, Hoheit," sagte Beaumarchais, „Rue des Ormes,

im Hôtel Piron. Hier müſſen wir uns trennen.“ Beaumarchais verbeugte ſich und ſie ſchieden. —

Der Feſtſaal prangte in vollem Schmucke ariſtokratiſcher Würde. Auf den Gallerien befanden ſich Marine- und Miniſterialbeamte mit ihren Frauen, Perſonen von Rang und Auszeichnung, welche gleichwohl dem Hauſe Penthièvre nicht nahe genug ſtanden, um die Ehre der officiellen Präſentation zu beanſpruchen. Dieſelbe war bereits im vollen Gange. Das mittelſte Balconfenſter hatte man durch eine weite rothe Draperie, einen ſchweren Brocatteppich, verhangen, auf welchem das königliche Lilienwappen, darunter das der Häuſer Penthièvre und Savoyen-Carignan gewirkt war. Er war links und rechts mit blühenden Gewächſen, Armaturſtücken, Flaggen und Symbolen der Schifffahrt umgeben, vor ihm auf einer rothen Eſtrade von zwei Stufen befanden ſich zwei Seſſel für die Neuvermählten, welche die Huldigung der Ariſtokratie entgegennahmen. An der Seite der Braut ſtanden die Prinzen Conti, die Herzöge Noailles, Luines, Broglie, der alte Richelieu und die königlichen Prinzeſſinnen Töchter; es waren die verſprengten Reſte der Partei des verſtorbenen Dauphin, welche ſich durch den Zwang der Etiquette hier zuſammenfanden. An des Prinzen

Lamballe Seite ſtanden ſein Vater, Großadmiral Penthièvre, ſeine Schweſter Adelaide, Herzog von Orleans und Prinz Chartres, Herzog St. Albin und das Ehepaar la Blache, Marquiſe de Vendatour endlich mit ihrem Schwager, dem Herzoge. Den Hintergrund bildeten Damen und Cavaliere. Die Vorzuſtellenden traten durch das Hauptentrée, umſchritten im Zuge die linke Seite des Saales, und gingen nach der Begrüßung die rechte Seite hinab, um ſich dort in bunte Gruppen aufzulöſen.

Wenn ſchon für alle Anweſenden die junge Braut, welche man von einem kleinen, friedlichen Hofe in dieſe glänzende, kabalenreiche Welt verſetzt, Gegenſtand verſchiedenſter Beobachtungen und Folgerungen wurde, wie viel mehr mußten nicht Beaumarchais' Blicke an ihr hängen, der ſie nicht allein mehr als Object ſeiner Dichtung, als Conti's Nichte, ſondern nun als die heimlich und ſchwärmeriſch geliebte Dame eines unglücklichen Fürſten anſah, in dem die Armee ein Ideal kriegeriſcher Romantik verehrte. Wunderſam war ſein Gemüth geſtimmt, daß Zufall oder höhere Fügung ihn in dem Augenblicke dem Fürſten helfend zugeführt, wo er damit zugleich dem Hauſe Conti und Penthièvre einen wichtigen Dienſt lei-

ſten, die Prinzeſſin wie Siegen vielleicht vor einer Verirrung behüten konnte, welche ſchwere und unberechenbare Folgen nach ſich ziehen mußte. Bei dem Flüſtern ringsum konnte Caron ſelbſtverſtändlich aus der Entfernung nichts von den Begrüßungen vernehmen, welche das junge Paar wie ihre Umgebung mit den Ankommenden wechſelte. Alles glich einer großen theatraliſchen Pantomime, die an ihm vorüberglitt. Um ſo mehr ſtrengte er ſich an, aus Bewegungen, Mienen und gegenſeitigem Verhalten der Betreffenden ſeine Schlüſſe zu ziehen.

Ein Mädchen von achtzehn Jahren, in der vollen Lieblichkeit ihres Brautſtandes, iſt ſtets für Jung und Alt ein Ziel der Bewunderung wie des Verlangens, aber die Schönheit der Prinzeſſin Louiſe von Savoyen-Carignan, nunmehr Herzogin von Lamballe, war ſo ſeltener, Alles überſtrahlender Art, daß ſich in ihr jene makelloſe Vollkommenheit des Weibes zu offenbaren ſchien, welche wir in den plaſtiſchen Göttergeſtalten der Alten verehren. Nicht der blonde, üppig weiche, roſig angehauchte Reiz der Venus, welcher alle Sinne zum Genießen ſtachelt, war ihr Theil, ſondern das eben ſo vollendete wie ſtrenge Ebenmaß, der Marmornacken und Arm, das lieblich ernſte Haupt

einer jugendlichen Minerva. Ihr großer, seelenvoller Blick, die langen dunklen Wimpern unter stolzen hochgeschwungenen Brauen, die Ringellocken des üppig vollen Haares, dessen dunkler Glanz nur wenig durch den Silberpuder verlor, die Sanftheit und doch charaktervolle Reinheit ihres griechischen Profils erhoben ihre Lieblichkeit zur Anmuth, die sinnliche Schönheit zur idealen Hoheit. In ihrem himmelblauen Kleide von Sammetbrocat, durch Demanttropfen und Perlen umschimmert, glich sie einer Königin, die unbewußt mit dem Adel ihres Wesens alle Herzen überwindet. Dabei gehörte sie nicht zu den kalten, schroffen Schönheiten, denn man wußte nicht, ob man ihr ernstes, gedankenvolles Sinnen, oder ihr zauberisches Lächeln mehr lieben sollte. Außer diesem Allen erhielt ihr Antlitz aber noch einen, sich selbst in Heiterkeit gleich bleibenden, unvergeßlichen Ausdruck, den man nicht stilles Wehe oder Entsagung, noch weniger finster nennen konnte, welcher ihr aber etwas wehmuthvoll Beschauliches aufdrückte. Wußte man auch nicht, worin dieser ganz eigenthümliche Zug lag, er war dennoch so rührend und ehrfurchterweckend zugleich, daß es Beaumarchais schien, als müsse er für sie gegen eine unsichtbare Gefahr kämpfen,

die ſie vorempfand. Er begriff, daß ein Naſſau-Siegen ſie wohl lieben müſſe. — Bald hörte ſie freundlich auf einige Bemerkungen ihres Oheims Conti oder ihres Schwiegervaters Penthièvre, bald ſchien ſie in ruhigem Wohlwollen mit ihrem Gemahl Worte zu wechſeln, oder erwiederte mit vornehmem Anſtande die Begrüßungen der Herantretenden, welche ihr Schwiegervater vorſtellte. Mitunter lächelte ſie über einen leichten Scherz ihrer Schwägerin Adelaide.

Orleans, verſchloſſenen Stolzes, muſterte lauernden Blickes Jedermann, ſchien alle Worte und Geberden zu ſtudiren, während ſein Sohn Chartres, bei welchem die Erziehung, der man ihn ſeit der Audienz bei der Marquiſe unterzogen, wunderbar angeſchlagen zu haben ſchien, mit der leichten Glätte eines galanten Roués ihm Sarkasmen zuflüſterte, Schmeicheleien an ſeine künftige Braut Adelaide de Penthièvre ſandte, oder dem jungen Ehemann, ſeinem zukünftigen Schwager, mit einem heißen Seitenblick auf Prinzeſſin Lamballe, ein Bonmot in's Ohr flüſterte. Manchmal wendete ſich Orleans zu Marquiſe de Vendatour, die, feierlich wie immer, die ganze Ceremonie als eine unumgängliche Arbeit abthat. Die unbedeutendſte Erſcheinung war wohl der Bräutigam, Prinz Lam-

balle ſelbſt. Er war hübſch, aber ein Weichling, ſein Geſicht zeigte viel Güte, aber auch Schwäche, er ſchien eben geboren, bevormundet zu werden. Das Beſte an ihm ſchien die ſchüchterne Verehrung, welche er ſeiner jungen Gemahlin bewies.

Beaumarchais, ſo ſeine alten Gegner und dies holde, reine Weib unter ihnen erblickend, auf Siegen's Präſentation und ihr Benehmen dabei gleich begierig, befand ſich in der äußerſten Spannung. Noch war der Fürſt nicht im Saale zu erblicken, noch hatte der Schweizer mit dem Stabe an der Thür ſeinen Namen nicht genannt. Weit über die Brüſtung gelehnt, das Lorgnon am Auge, muſterte Caron unruhig die Anweſenden. —

Während ſo der Empfang ſeinen pomphaften Reigen zog, näherte ſich Marquiſe de Vendatour Orleans.

„Es iſt Jemand hier, mein Herzog, deſſen Bekanntſchaft Ihnen intereſſant ſein wird!"

„Mir, Marquiſe? Das muß ein Gegner ſein!"

„Wer iſt's denn? In welcher Richtung?" fiel Chartres ein, der das Geſpräch vernommen.

„Es iſt Beaumarchais! Graf Blache machte mich aufmerkſam. Der Herr auf der Gallerie rechts in violetter Moire, er ſieht eben durch ein goldenes Glas. Ich glaube, ſeit der Audienz im Oeil-

de-boeuf und dem Verſöhnungsact im Sonnentempel muß er dem Hauſe Orleans im Gedächtniß ſein!"

„Und Sie, heilige Diane," ſagte Chartres ſpöttiſch, „ſcheinen bei ſeinem Anblick trotz aller Tournüre in Wallung zu gerathen; iſt er Ihnen auch unvergeßlich?" —

„So lange ich nicht gerächt bin, gewiß!" —

„Ah, wegen des la Blache ja wohl?"

„Wegen einer weit älteren Geſchichte. — Graf Falcoz iſt Manns genug, allein ſeine Affairen auszumachen, wenn es Zeit iſt; auch ich werde an jenen Mann kommen!"

„Das iſt hübſch!" lachte Chartres. „Ich hoffe, Caron ſoll ſich mit gewohnter Schlauheit wehren und Ihnen jeden Stoß aufrichtig zurückgeben!"

„Die Wunde, welche ich ihm bereite, Prinz, wird tödtlicher ſein Leben treffen, als der Tod!" —

„So tiefe Urſachen hat Ihr Haß?" erwiederte Orleans. „Nun, Diane, Sie werden dieſem Manne nichts thun; Blache wird nicht wagen, den Finger zu rühren, bis ich meine Erlaubniß gegeben habe!"

„Monſeigneur, was heißt das!" —

„Es iſt mein völliger Ernſt. Ich habe gewiß Urſache, dieſen Mann zu ruiniren, und wenn er

ein bloßer, gewiſſenloſer Spitzbube wäre, wie — mancherlei Bekannte von mir, würde ich Ihnen denſelben überlaſſen. Aber er iſt zu ſeinem Glücke einer der eminenteſten, witzigſten, ſcharfſinnigſten Köpfe, das macht ihn intereſſant. Solche Leute ſind brauchbar zu meinen Abſichten; alſo noch einmal, Niemand ſoll an ihn, ehe ich das Signal gebe!"

Die Marquiſe warf einen langen, finſtern Blick auf Orleans. Dann lächelte ſie ironiſch. „Monſeigneur, meine Rache läßt ihre Opfer leben, und macht ſie nur elend!"

„Dann haben Sie ſehr recht, Marquiſe," fiel Chartres ein, „dieſelbe ſchlimmer als den Tod zu nennen, es iſt — Jeſuitenrache!"

Die Marquiſe zuckte auf.

„Und ich würde ſie an Ihnen vergelten, Vendatour, mitleidslos," und Orleans richtete ſeinen kalten, ſtechenden Blick auf ſie, „ſobald Sie meinen Befehl übertreten. Sie thun es nur auf Ihre Gefahr!" —

„Sie müſſen ganz beſondere Abſichten haben, Hoheit!"

„Gewiß, Marquiſe, und erinnern Sie ſich, daß das Haus Vendatour abhängig von mir iſt!"

„Recht, Papa," und Chartres kicherte höhniſch.

„Täglich lerne ich Sie mehr bewundern. Wozu haben wir denn Freunde, als um ſie, gleich dem klugen Jäger, ſo lange an der Koppel zu halten, bis unſer Wild geſtellt iſt!“ —

Orleans lächelte; die Marquiſe trat heftig, mit kurzer Verbeugung zurück.

Eine lebhafte Bewegung gab ſich indeß unter dem glänzenden Kreiſe kund. Der Schweizer hatte den Admiral von Bougainville, Fürſt Otto von Naſſau-Siegen, und Chevalier Oraiſon gemeldet.

Die Bezeichneten traten unter allgemeiner Aufmerkſamkeit ein. Neben dem hagern, wettergebräunten Helden, der im vollen Admiralsſchmucke glänzte, ſchritt in reckenhafter Jugendfülle der vierundzwanzigjährige Naſſau in der Uniform eines franzöſiſchen Capitäns zur See, ihm folgte der „tolle“ Oraiſon, wie man ihn nannte, kurz, gedrungen, ſchwankenden Ganges, und ſein Coſtüm, obwohl glänzend, zeigte den launenhaften Geſchmack eines phantaſtiſchen Glücksjägers. Beſonders machte ein koſtbarer perſiſcher Shawl Aufſehen, den er als Degengehänge trug. Das meiſte Erſtaunen erregte aber ein juwelenbedeckter indiſcher Handſchar (ein Sichelſchwert) und ein koſtbar mit Smaragden geziertes Körbchen von Golddraht, welches indiſche Parfüms, Shawls und

Koſtbarkeiten enthielt und auf einem Kiſſen durch den Malaien des Admirals getragen wurde.

Penthièvre wendete ſich lebhaft zu Lamballe: „Mein Sohn, meine theure Tochter, ich ſtelle Ihnen unſeren erſten Seehelden, den Admiral von Bougainville, ſeine kühnen Begleiter, Fürſt-Durchlaucht von Naſſau-Siegen und den furchtloſen Ritter von Draiſon vor, die geſtern von ihrem Zuge um die Erde zurückkehrten.

Prinz Lamballe verneigte ſich. Ein leichtes, erſchrecktes Ach entfloh den Lippen der Prinzeſſin. Im erſten Moment der Verwirrung vergaß ſie den üblichen Gruß.

„Geſtatten Sie, Herr Großadmiral," nahm Bougainville das Wort, „daß ich bei unſerer Rückkunft den glücklichen Anlaß der Vermählung Ihres Herrn Sohnes ergreife, Ihnen und dem hohen Paare Glück zu wünſchen. Ich nehme mir als Seemann die vielleicht unceremoniöſe Freiheit, Ihnen, mein Prinz, und Ihnen, Frau Prinzeſſin, ein paar Trophäen anzubieten, welche Ihnen ſowohl ein Sinnbild franzöſiſchen Waffenruhms, wie eine Erinnerung Ihrer beglückten Verbindung ſein mögen. Dieſes Schwert ward dem Sahib Canſa Rakſchaſa von Madras abgenommen, weil er nach Beweiſen der Freundſchaft uns tückiſch

überfiel. Als wir in Madras darauf Repreſſalien übten, wurde dies Körbchen und ſein Inhalt von Apſaraſa, der Wittwe des Sahib, zum Zeichen der Unterwerfung angeboten. Möge es fortan auf Ihrem Schmucktiſch, Prinzeſſin, einen edleren Platz finden!"

„Ich danke Ihnen herzlich, Herr Admiral," ſagte Prinz Lamballe. „Dies Geſchenk ſoll für mich ein Sporn ſein, Ihres Beiſpiels würdig zu werden, wenn ich auch nie hoffen kann, Ihren Ruhm zu erreichen! Nennen Sie mir den Namen des Tapfern, welcher dem Sahib dieſe Waffe entriß und ſeine Wittwe ſo demüthigte!"

„Er ſteht vor Ihnen!" und Bougainville deutete auf den Fürſten Naſſau. „Er rettete zugleich mein Leben, indem er den Canſa niederhieb, indeß Chevalier Draiſon den Succurs heranführte."

„O, mein Admiral," fiel Naſſau warm ein, „nicht der Einzelne von uns, der franzöſiſche Muth hat es gethan! Unſere tapferen Leute waren in jener Stunde ein Herz, ein Arm, ein Wille! Ich wünſchte wohl, Frau Prinzeſſin, dieſem Körbchen ein Beuteſtück beifügen zu dürfen, auf deſſen Erwerbung ich allein Anſpruch machen könnte, um wenigſtens den tiefen Gefühlen Ausdruck zu leihen, mit denen ich Sie in Frankreich begrüße! Viel-

leicht gestatten Sie mir auf meiner nächsten Aventure daran denken zu dürfen."

„Mein Fürst," und die Stimme der Prinzessin bebte leise, „Frankreich hat der Helden nicht gar so viele, als daß sie ihr Blut in der Ferne einer Trophäe wegen vergießen sollten!"

„Mein einziges Glück ist Ruhelosigkeit und Gefahr, hohe Frau! Worin sollte ich es sonst finden?"

Die Prinzessin schwieg betreten. —

„Wollen Sie den Dienst Frankreichs und die Flotte denn verlassen, Hoheit," sagte Penthièvre rasch, „da Sie schon von neuen Abenteuern sprechen?"

„Zuversichtlich, Herr Herzog! Morgen soll mein Abschied an den Herrn Minister gehen. Aber seien Sie überzeugt, wenn es in Frankreich ernste Thaten zu verrichten giebt, werde ich hier sein!"

„Sie werden uns doch morgen noch die Ehre Ihrer Anwesenheit schenken, mein Fürst?" fragte Conti warm.

„Einem Conti kann man nichts abschlagen!"

„Ei," warf Chartres ein, „gestern wurde uns auch von einem interessanten Verhältniß erzählt, in welchem Sie zu der Königin von Otahaiti

ſtehen. Vielleicht iſt es alſo ein ſehr natürlicher Zug der Galanterie, welcher Sie wieder zu ihr zurückführt!"

Ein ſpöttiſches Lächeln ſtand auf allen Geſichtern, Prinzeſſin von Lamballe erröthete tief. —

„Wenn das ein gnädiger Scherz ſein ſoll, mein Prinz, ſo fragen Sie ſich doch, mit wem Sie ſcherzen! Der Canſa, den ich ſchlug, war etwas mehr Mann, als im Palais-royal für gewöhnlich anzutreffen iſt! Soll es aber die Wiederholung einer gewiſſen pikanten Anekdote ſein, ſo wird Ihnen Herr Admiral von Bougainville ſagen können, wie wenig ſie mit meiner Perſon zuſammenhängt. Ich verlaſſe den Dienſt, weil ich eben nicht hier bleiben will, und Ihre Wißbegier iſt wohl befriedigt, wenn ich verſichere, ich gehe nach Afrika!"

„Nach Afrika?" rief Penthièvre. —

„Auf die Tigerjagd, Herr Großadmiral! Wenn Sie mir nämlich geſtatten wollen, Ihrer Frau Schwiegertochter eine Decke für das Boudoir zu holen. Sollten wir ein paar Straußen begegnen, lieber Oraiſon, ſo wollen wir dem Herrn Prinzen von Chartres ein paar Federn für ſeine Maskenbälle ausrupfen!" Er verbeugte ſich, trat zurück,

und mischte sich bald darauf unter die Gesellschaft.

Kaum war diese ungewöhnliche Scene vorüber und die allgemeine Aufmerksamkeit wiederum zersplittert, als Orleans seinen Sohn, der nach der Prinzessin Lamballe blickte, leise anstieß.

„Papa?" —

„Hast Du bemerkt?" — flüsterte der Alte.

„Wie die Prinzeß bei der Begrüßung des Fürsten außer Fassung kam?" erwiederte leise der Sohn.

„Und darauf will er gleich wieder fort, ihr eine Decke aus Afrika zu holen!"

„Es ist unendlich pikant! Von Siegen ist man zwar derlei Narrheiten gewöhnt, aber sie ward sehr bleich, wurde bei meiner Anekdote roth, und an ihrer Brillantagraffe bemerkte ich, wie sie am ganzen Körper zitterte. Es wird für den lieben Lamballe eine recht anständig trockene Ehe abgeben, wenig beunruhigt von schlaflosen Nächten!"

„Desto besser für uns. Wenn hinter dem Erröthen dieser schönen Savoyerin etwas mehr steckt, dann sind wir Siegen zu großem Dank verpflichtet, und Du kannst schon seine Sottise in

den Kauf nehmen, haha! — Vergiß nicht, was wir wegen Lamballe verabredet."

„Ich werde ihn für die Kälte seiner Gemahlin durch Coralie entschädigen."

„Wie steht es mit dem neuen Fischzug, den Leblanc mit Binet's Hülfe unternahm? Hat man den kleinen Engel des du Barry gefunden?" —

„Zuversichtlich! Die Raucourt wird nichts sparen, es zu Stande zu bringen, aber ich werde erst morgen Nachmittag bestimmt durch Debrelon Genaueres erfahren." —

„Gut, nimm Dich indeß vor la Blache in Acht, auch muß man der dicken Diane betreffs Beaumarchais' auf die Finger sehen. Apropos, wenn Du den älteren Sillery habhaft wirst, ich will ihn sprechen. Sicher weiß er, was Beaumarchais hier thut, jedenfalls soll mir die Gelegenheit nicht entschlüpfen, den Hamen nach ihm auszuwerfen!"

Chartres nickte und verlor sich unter dem Gefolge. Bald nachher erschien Herr von Sillery, flüsterte längere Zeit mit Orleans, und hielt sich für den Rest des Abends hinter ihm. —

Ob Caron auch kein Wort von dem verstand, was zwischen den verschiedenen hohen Personen und ihren Umgebungen vorging, war er doch be-

kannt genug mit höfiſchem Gebahren, um zu fühlen, daß er ſowohl für Blache und die Vendatour, als für beide Orleans ein Gegenſtand eifriger Beachtung und Unterhaltung ſei. Er bemerkte, wie Monſieur ihn endlich einem hagern Cavalier bezeichnete. Eben ſo wenig war ihm das Benehmen der Prinzeſſin und Siegen's entgangen, wie die Schärfe, mit welcher Chartres die Prinzeſſin im Auge behielt. Er ſah ſich, diesmal abſichtslos genug, mitten im Geſpinnſt neuer Intriguen, und unbeſtimmte Beſorgniſſe wurden in ihm wach, welche zu äußerſter Vorſicht riethen. Als er im Treppenflur von Gomez den Mantel empfing, kam derſelbe Cavalier Orleans' raſch die Freitreppe herab. Er ſuchte augenſcheinlich eine Unterredung mit ihm. Haſtig wendete ſich Caron und ſchritt durch's Portal auf die Straße, Gomez hinter ſich.

„Wo iſt mein Wagen?"

„Er war noch vor einer Stunde hier, nun ſcheint es, haben ihn die Galawagen verdrängt!"

„So gehen wir zu Fuß!"

Ohne ſich aufzuhalten, ſchritten Herr und Diener die Honoré hinauf. Haſtige Tritte ſchallten hinter ihnen. Caron ſchob den Mantel nach der linken Seite, den rechten Arm frei zu halten,

legte die Linke an's Degengefäß, und wendete sich um. „Es ist nur Einer," murmelte er und ging langsam weiter. Als er zum Ludwigsplatze kam, rief Der, welcher ihm so eifrig folgte, seinen Namen.

Beaumarchais blieb stehen. „Ich finde es seltsam, mein Herr, daß Sie gerade die Straße wählen, mich mit Ihrer Unterhaltung zu beehren!"

„Ich bitte um Entschuldigung. Da ich weiß, daß Sie morgen Nachmittag und Abend nicht in Ihrer Wohnung zu treffen sind, mein Geschäft aber dringend ist, muß ich diesen Weg wählen, um zu erfahren, ob ich Ihnen morgen vor Tische meine Aufwartung machen kann?"

„Sie improvisiren also ein Rendezvous, um ein Rendezvous zu verabreden, dessen Zweck wahrscheinlich wieder ein Rendezvous ist?" —

„Nicht übel. So könnte es kommen!" —

„Und da ich Sie als einen Cavalier aus Monseigneur Orleans' Hofstaat kenne, werden Sie mir auch zutrauen, daß ich weiß, was dieses dreifache Rendezvous ungefähr auf sich hat. Erstlich bin ich morgen überhaupt nicht zu sprechen, auch habe ich mich ganz in's Privatleben zurückgezogen. Wundert Sie mein Erscheinen im Hôtel

Penthièvre, so wird morgen Abend dies Räthsel auf sehr unschuldige Art gelöst werden. Ich habe ein Festspiel zum Lendemain geschrieben, das ist Alles. Im Uebrigen wünsche ich, daß man sich meiner Person wegen so wenig beunruhigt, wie ich Andere beunruhige. Guten Abend, mein Herr!"

„Sie scheinen Furcht vor Monseigneur zu haben!" erwiederte der Andere spöttisch.

„Furcht hat der Gewissenlose und Ohnmächtige. Ich bin keiner von Beiden. Ich liebe Monseigneur nicht und bin mit den höfischen Erfahrungen, welche ich sammelte, genügend befriedigt, um auf fernere zu verzichten!"

„Da Sie Gewissenlosigkeit und Ohnmacht nicht kennen, werden Sie auch wohl Muth genug haben, dies Alles Monseigneur selbst zu sagen und morgen während des Festes hierzu eine halbe Stunde Zeit finden. Mein Auftrag ist erledigt. Wollen Sie dem Herzog ausweichen, so werden Sie das ganz allein auf Ihre Gefahr thun, und dabei nur eine Furcht bewiesen haben, die Sie viel *sicherer* in die Schlinge treibt, welche Sie sich bemühen zu umgehen. Der Herzog wird Sie schlimmsten Falls öffentlich mit einer Einladung beschämen, und dann werden Sie ihm *nicht* ausweichen dürfen!"

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr! Ich

fürchte Monseigneur nicht, und habe gegen meine Feinde die nöthigen Waffen. Will der Herzog aber durchaus ein Gespräch, so mag er mich morgen nach der Festvorstellung, ehe der Maskenball beginnt, in dem Bosquet rechts vom Gartentheater bei der Laube finden, die Larve wird die Unterredung begünstigen. Sein ist die Schuld, wenn sie ihn nicht befriedigt! Ich werde den gelben Talar eines Persers und einen grünen Drachen auf der Brust als Abzeichen tragen!" —

„Gut, Chevalier. Beim Palais-royal finden Sie Ihre Equipage. Verzeihen Sie, daß ich genöthigt war, Ihnen bis hieher einen Spaziergang zuzumuthen!"

Der Fremde verbeugte sich und ging. —

Gedankenvoll stieg Caron in den Wagen, welchen man wirklich an den bezeichneten Punkt geschickt hatte. Er verwünschte die Gefälligkeit, mit der er Conti's Bitte nachgekommen war, sich in Kreise zurückversetzt hatte, welche zu fliehen ihm die Klugheit so sehr gebot. Andererseits weilte sein Interesse bei Louisen von Savoyen, auf deren Antlitz er namenlosen Reiz, aber keine Spur von Glück gelesen, bei dem eben so glänzenden wie armen Nassau, für welchen sie, so schien's, Sympathie empfand, endlich bei jenen neuen Verwickelungen,

in welche ihn Orleans wahrſcheinlich ziehen wollte. Da er ihm ſchlechterdings nicht ausweichen konnte, beſchloß er, ihm keck in's Auge zu ſehen. Um ſich aber ganz der Situation zu bemächtigen, von den neuen geheimnißvollen Fäden der Intrigue zu unterrichten, die etwa im Werke waren, beſchloß er, ſeine Bekanntſchaft mit den Localitäten und den Vortheil der leichten Metamorphoſe, ſo wie die Entſchloſſenheit Siegen's und Oraiſon's zu benutzen.

Den andern Tag erſchien Fürſt Naſſau im Hôtel Piron.

„Mein Fürſt," ſagte Caron, „die Anweiſungen auf meinen Compagnon Duverney liegen für Sie bereit; ich glaube, die geſtrige Vorſtellung bei der Prinzeſſin wird unſere Verabredung nicht wankend gemacht haben?"

„Wahrhaftig, nein! Zartheit und Ehre gebieten mir, ihren Anblick zu meiden. Ich muß wieder in die Welt, in andere Luft, zu anderen Himmelsſtrichen. Ich gehe nach Afrika, denn ich habe ihr eine Tigerdecke verſprochen!"

„Fürſt, Sie ſcherzen! Wenn Sie im Ernſte ein ſo wagehalſiges Beginnen beabſichtigten, müßte ich mir ſchmerzliche Gewiſſensſkrupel machen, Ihr Vorhaben zu unterſtützen! Ich beabſichtigte Ihr

Glück, und Sie ſtürzen ſich in eine Gefahr, deren glücklicher Ausgang ein Wunder wäre!"

„Wenn Sie Ihr Verſprechen zurücknehmen, Beaumarchais, werden Sie allerdings das Abenteuer unmöglich machen, mich zwar vor der Alternative, unter Beſtienklauen zu enden, behütet, aber meine Ehre zum Tode verwundet, vor dem Hofe, der Dame meiner Liebe, mich zum erbärmlichen Prahler gemacht haben!! Ich weiß bei aller Tollkühnheit wohl, daß mein Leben mehr werth iſt, als es auf eine ſolche Art einzuſetzen, aber Herr Chartres war's, der mich vor der Prinzeſſin ſo zu ſtacheln wußte, daß ich öffentlich das Verſprechen that. Uebrigens wird Oraiſon mit von der Partie ſein!"

„Prinz Chartres? — Ich bitte, daß Sie mir ja nichts verhehlen. Alles, was die Orleans, Vater und Sohn, angeht, hat ſicher keine gute Beziehung zur Prinzeſſin!"

„Als ich vor ihr ſtand, Bougainville bei ſeinen Geſchenken meiner Waffenthat zu Madras erwähnte und ich, auf Ihre Zuſage geſtützt, äußerte, daß ich Frankreich wieder verlaſſen würde, wagte Chartres eine lächerliche Anekdote, die Oraiſon angeht, laut zu erwähnen und behauptete, daß ich wahrſcheinlich in die Arme der Königin

von Otahaiti zurückkehren wolle. Das heftige Erröthen der Herzogin ſagte mir, was ſie bei dieſer Infamie empfand, — und ich antwortete mit dem jähen Entſchluß zur Tigerjagd!"

„Daran erkenne ich, wie genau das Benehmen der Prinzeſſin gegen Sie beobachtet wurde, und daß man die Dame zu compromittiren, Sie lächerlich zu machen wünſchte. Sie müſſen leider Ihr Wort einlöſen. — Vielleicht iſt Ihr gutes Geſchick freundlicher gegen Sie, als dieſe gewiſſenloſen Seelen. Ihre militäriſche Jugend, Ihr ritterlicher Thatendrang hat Sie vor der ſittlichen Peſt bewahrt, welche die Lebensluft dieſer Leute iſt, und in der die edle Lamballe untergehen wird, wenn nicht ein treues Herz ſie bewacht. Es giebt hier Wildniſſe zu durchdringen und Beſtien zu bekämpfen, Fürſt, gegen welche die indiſchen Tſchungeln und ihre Schrecken Spielereien ſind! Wenn Sie wiſſen wollen, in welchem Labyrinth der Schimpflichkeit Sie Die zurücklaſſen, welche Sie anbeten, will ich Ihnen heut' bei dem Feſte einige jener Beſtien zeigen! Es wird Sie lehren, vorſichtig bei allem Muth zu ſein und ihn für Die aufzuſparen, welcher Sie ein Anrecht auf Ihr Herz eingeräumt haben!"

„Bei der Hölle, mein Freund, das will ich! Sagen Sie nur, wie's anzufangen iſt!“

„In welcher Maske werden Sie erſcheinen?“

„Im Kleide eines Templers, ſchwarz und roth!“

„Vortrefflich. Da man anfänglich ohne Maske erſcheint, wird Sie Jeder kennen. Das erſte Rendezvous der Geſellſchaft iſt bei der Fontaine. Machen Sie ſich dort recht bemerkbar. Wie die Dunkelheit eintritt, eilen Sie unbemerkt nach dem Hintergrunde zum Gebüſch, das links zwiſchen dem japaniſchen Häuschen und dem Theater liegt. Rufen Sie meinen Diener Gomez beim Namen, er wird Sie zu mir führen. Wohlverſtanden, Sie kennen mich vor den Leuten nicht, und merken ſich die Masken der Anderen recht genau. Chevalier Oraiſon aber halte ſich an den alten Orleans, er beſchleiche ihn, wie der Indianer ſein Wild. Wenn die Vorſtellung vorbei iſt, mag er uns im Mittelgange vor dem Bühnenraum erwarten. Mit den erlebten Erfahrungen bereichert, reiſen Sie dann, Ihr Herz, Ihre Klugheit wird Ihnen ſagen, weshalb Sie ſich zu ſchonen haben!“ —

Mit der Einhändigung des Geldes und den Creditbriefen, der Notirung von des Fürſten

Gläubigern und den Verabredungen wegen der Reiſe endete das Geſpräch, und Caron ſtellte den Fürſten Suſannen vor, welche vorbereitet war.

„Gnädige Frau,“ ſagte der galante Fürſt, „das Geſchick hat mich Ihrem trefflichen Manne zugeführt und mich ihm für's Leben verpflichtet. Es wäre ſeltſam, wenn Jemand, der wie ich von der Wiege an die Beute des Mißgeſchicks und Zufalls geweſen, von Wiedervergeltung reden wollte; es giebt ſo Vieles im Leben, was man gar nicht vergelten kann. Aber nehmen Sie die Verſicherung, liebenswürdige Frau, daß es keine Lage des Glückes oder Unglückes giebt, wo Sie nicht auf mich zählen können, ſo weit Kraft und Macht mir ausreicht!“ —

„Ich danke Ihnen recht innig, Durchlaucht,“ erwiederte Suſanne. „Ich werde mich dieſer Zuſage gewiß erinnern. Seit mein Mann wieder in jene vornehme Welt hat zurückkehren müſſen, der wir ſchon glücklich entſchlüpft ſchienen, habe ich immer das Gefühl eines großen Unglückes. Geſtatten Sie, daß ich mir für dieſen Fall die Hülfe eines Cavaliers aufbehalte, der als Muſter ritterlicher Ehre gilt. Eine Bitte habe ich nur noch, — nennen Sie mich nicht Gnädige! Ich bin nicht gnädig, ſondern — wie die Leute ſagen

würden, von — niederer Herkunft, die Frau eines Mannes, der ſich mit Kopf und Herz emporrang, ohne zu vergeſſen, wie arm und verachtet er einſt war. Nennen Sie mich — Suschen, oder Frau Suschen. Es iſt nämlich ein Ehrentitel, den mir alle Freunde meines Mannes geben!"

„Gewiß, mein — liebes Frau Suschen," und Naſſau preßte lächelnd ihre Hand, „das will ich, und wenn Frau Suſanne mich an meine adelige Pflicht erinnert, werde ich ſo ſtolz darüber ſein, als wenn eine Königin mich unter ihre Fahnen riefe! Dieſe liebenswürdige Einfachheit erhebt Sie nur noch viel mehr in meinem Herzen. Ich beneide Caron. Was das Leben ihm auch anhabe, er braucht nur Sie, um über allen Wankelmuth Fortuna's zu lachen."

„Und was Deine Ahnungen betrifft, mein liebes Kind," verſetzte Caron, „ſo wird nur das Unglück, was wir ſelbſt uns bereiten, ein wahrhaftes Unglück ſein!" — — —

Das Feſt des Lendemain hatte im Hôtel Penthièvre begonnen; ein Auguſtabend von wunderbarer Schönheit breitete ſich über den dunkeln, ſchattenreichen Garten. Auf der Straße Honoré wogte die neugierige Menge, den Maskenpomp der Nobleſſe zu bewundern, welche in langer Wagen-

reihe durch die hohe Einfahrt zog. Der Platz um die Fontaine füllte ſich mit Coſtümen, die Alles, was Phantaſie und Glanz genannt werden konnte, in ſich zu vereinen ſchienen. Prinz Conti, Penthièvre und Orleans allein waren im Salonkleide und trugen die Larve am Arm. Während Penthièvre die Honneurs machte, hatten Conti und Orleans auf Seſſeln neben den Neuvermählten Platz genommen, welche das Gewand eines arkadiſchen Schäferpaars trugen. Hinter dem Seſſel der Prinzeſſin ſtand Gräfin Gorzka, eine blonde, reizende, ſiebenzehnjährige Polin, am Hofe des todten Königs Ladislaus Leszinsky erzogen und zum Ehrenfräulein der Prinzeſſin beſtimmt; ſie erſchien als Türkin. Adelaide de Penthièvre glänzte als Flora, Chartres als Neger, Frau von Seran, Adelaidens Ehrendame, als Fiſcherin, la Blache ſtolzirte im Gewande eines Seegotts, ſeine Gemahlin Roſa, St. Albin's Tochter, war Luna, Diane de Vendatour die Fürſtin der Nacht. Dagegen hatte Bougainville einen Chineſen, Oraiſon nur einen rothen Domino gewählt, und das Heer der übrigen Adeligen beiderlei Geſchlechts wetteiferte an barocken Ideen und bunten Farbencombinationen. Dazu das duftige Grün, die Blumenfülle, die Menge ſchöner Frauen, das Lachen

und Flüſtern ringsum, — nichts verrieth, daß man hier die grauſame Opferung einer jungen ſchönen Frau feiere. Die Etiquette der vorhergehenden Tage war heute verbannt und machte der Ungezwungenheit eines Familienfeſtes Platz, man war unter ſich. Allerdings erſtreckte ſich dies Unterſich auf einen Kreis von faſt dreihundert Perſonen des höchſten Adels. — Naſſau-Siegen erſchien mit Oraiſon in des Admirals Begleitung. Außer der Begrüßung vermied er, der Prinzeſſin zu nahen, und plauderte mit Orleans, Conti oder Prinz Lamballe, welche ſich lebhaft nach ſeinen Kreuz- und Querzügen erkundigten. Man nahm den Thee, Confect und Wein, und als es dunkelte, rings um den Platz der Fontaine wie den großen Hauptgang entlang und magiſch im Gebüſche bunte Ballons, Windlichter und farbige Lampen entglommen, löſte ſich die Geſellſchaft in eine Menge kleiner Gruppen auf, welche ſich im Garten verſtreuten. Dieſen Moment benutzte Naſſau, Caron aufzuſuchen. Ehe er indeß das Bosquet erreichte, wurde er von einer verlarvten Türkin angehalten.

„Herr Ritter, gönnen Sie mir nur für wenige Secunden Ihr Ohr.“

„Gewiß, reizende Odalie! Aber iſt's nicht hal-

der Verrath der Religion, wenn eine Mahomedanerin mit einem Templer redet?"

„Die Noth muß es entſchuldigen. Ich habe Sie dringend zu bitten, Durchlaucht, nicht die tolle Reiſe nach dem Orient zu unternehmen. Sie werden Ihre Freunde in die heftigſte Beſorgniß ſtürzen und viele Herzen mit Ihrem Geſchicke quälen. Bleiben Sie in Frankreich! Einem Manne Ihres Ruhms bietet das Vaterland genug Thätigkeit, ſetzen Sie Ihr theures Leben doch nicht aus!" — Sie hatte bänglich ſeine Hand erfaßt.

„Ich habe bisher noch nie empfunden, ſchöne Dame, daß ich in Frankreich ſo viel Herzen beſäße. Iſt dem ſo, dann wäre mein neuer Streifzug ja ſicher ganz geeignet, mir von ihrem Daſein Gewißheit zu verſchaffen. Sind Sie ein ſolches Herz, oder ſprechen Sie im Namen einer Dame, in deren unmittelbarer Nähe Ihr Platz zu ſein pflegt?"

„Ich — ich bin nicht berechtigt — Ihnen darauf zu antworten."

„So verzeihen Sie, wenn ich dieſe allgemein freundliche Beſorgniß eben ſo allgemein erwiedere. Ich habe mein Wort zu dieſer Affaire gegeben, und zwar vor einem Prinzen, der mich verleum-

dete. Giebt es denn ein Herz, das für mich zittert, wirklich die ſchmerzlichen Gefühle meines Innern theilt?! Sagen Sie mir nur dies Eine!"

„Ein ſolch' ſchmerzlich bewegtes Herz giebt es gewiß, Durchlaucht! — Ein Herz, das bei Ihrem Tode brechen wird!"

„So wird dieſe ſelige Ueberzeugung der Talisman ſein, welcher mich glücklich zurückführt! Leben Sie wohl, tröſten Sie — dieſes ſchöne, edle Herz, das gleich mir leidet, — einſt will ich vor ihm niederſinken und es fragen, ob ich zu kühn gehofft!!" Damit verſchwand er unter den Bäumen. —

Als Gräfin Gorzka zu dem Cirkel zurückgekehrt war, welcher noch plaudernd Prinzeſſin von Lamballe umgab, ſonderten ſich langſam zwei Herren, als geſchähe es aus zufälliger Laune, von dieſer Gruppe ab und ſchlichen links durch die Querallee nach der finſtern Colonnade, die unter der Terraſſe hinlief. —

„Nun, theurer Schwager, wie biſt Du mit Deiner ſchönen Frau zufrieden?"

„Schweige mir von dem Kapitel!" —

„Pah, willſt Du den Verſchämten ſpielen? Wenn man einen Tag verheirathet war, kann man das doch wiſſen!? Das Uebrige iſt nur eine Wieder-

holung, welche mit dem Reiz der Neuheit auch ſein Intereſſe verliert. Sie iſt übrigens ſehr ſchön und —"

„Laß mich mit Deinen Betrachtungen und Sticheleien zufrieden! Ich bedaure meine Schweſter, daß Sie Dein Weib werden muß, wie ich meine Frau bedauere, daß ſie an mich gerieth! Ja, ſie iſt engelſchön, iſt von einer Reinheit und Tugend, vor der ich erbebe! Glücklich könnte ich in ihrem Beſitze ſein, wenn Dein elendes Beiſpiel mich nicht ſtumpf für Frauenhoheit, welk und überreizt für Familienglück gemacht hätte!"

„Hahaha! Du willſt ſagen, daß Du bei ihr nicht reüſſirt haſt, weil es ihr gefällt, vor Dir die ſtolze Sprödigkeit einer Diana zu heucheln! Iſt dem ſo?"

„Schlimm genug, wenn Dein Spionirtalent es erräth, ich habe nicht Luſt, Dich mit dem offenen Eingeſtändniß zu beluſtigen. Ich habe Dich ſeit geſtern als meinen Verführer haſſen gelernt, und Louiſe kann mich nicht mehr verabſcheuen, als ich es ſelbſt thue!!"

„Als Deine Schöne den Fuß in Deines Vaters Haus ſetzte, biſt Du völlig ein Narr geworden! Iſt das der Dank für meine Jugendfreundſchaft? — Wer errettete Dich aus der Langeweile,

der knickerigen Strenge väterlicher Erziehung? Wer gab Deiner geknechteten Seele in luſtigen Nächten die Selbſtſtändigkeit zurück, welcher die Dreſſur des Tages die Flügel gebunden? — Tugend, Familienleben. — Bei Gott, ich höre wohl einen pariſer Krämer davon erbaulich reden, nicht aber den Prinzen Lamballe! Daß Du Dich in Deine Frau verliebteſt, iſt natürlich; daß ſie die Prüde ſpielt, nichts als Koketterie. Zeige ihr den Mann von Welt! Mache ſie eiferſüchtig! — Bringe Deine Nächte im Pigeonnier zu, wo Du ſie ſo oft ſchon zugebracht, und ſie wird ſicher dem Treuloſen gewähren, was ſie dem Schäfer verweigerte!"

„Glaubſt Du das gewiß, Philipp?"

„Wie, daß ich eben ſo handeln und damit Adelaiden raſend verliebt in mich machen werde, indeß ſie jetzt noch die kühl Freundliche iſt. Willſt Du die Probe? — Man erwartet mich im Pigeonnier! Begleite mich, amüſire Dich wie immer, und wenn Louiſe morgen verweint ausſieht, ſo erklärſt Du ihr mit aller Ruhe, daß ſie daran ſelbſt Schuld ſei!"

„Zur Raucourt geh' ich *nie* wieder, ich habe mir ſelbſt das Wort gegeben!"

„Dieſe Schwachheit überſteigt aber jeden Begriff!

Man ſieht, Du kannſt Deinen pedantiſch frömmleriſchen Zuchtmeiſter nicht vergeſſen. Iſt der Salon der Raucourt nicht das ſtandesmäßigſte Vergnügen der Ariſtokratie des Hofes? — Uebrigens wirſt Du ſogar heute meinen Vater dort in einem excluſiven Cirkel treffen, der Dich erwartet. Wird man mir glauben, wenn ich ſage: Lamballe kann nicht kommen, weil er melancholiſch über die Sprödigkeit ſeiner Frau iſt? Denke Dir das Gelächter! Morgen wirſt Du der größte Fadin in ganz Paris ſein!"

„Dein Vater im Pigeonnier?!" —

Du ſtaunſt, weil Dir das neu iſt? — Nun, Papa hat mich ja ſelbſt mit der Raucourt bekannt gemacht; er iſt ein Freigeiſt, ein Philoſoph, wie alle guten Köpfe! Deine Unſchuld begreift allerdings nicht, daß das Pigeonnier außer einem Vergnügungsort auch die Brutſtätte aller großen und kleinen Geheimniſſe iſt. Man will heute die neue Circe beſichtigen, welche bei dem König die Grammont und Choiſeul aus dem Sattel heben wird! Du kannſt alſo des dreifachen Vergnügens genießen, Deine Frau zu zähmen, Dir die Grillen zu vertreiben und in den Beſitz einer politiſchen Intrigue zu kommen, welche Dich an unſerem Einfluſſe betheiligt. Zuletzt muß doch

Alles kommen, wie Papa und ich wollen, und wenn der Wind Orleans' Segel ſchwellt, wird auch Lamballe flott werden! Du begleiteſt mich alſo, nachdem der Ball begonnen hat?"

„Meiner Treu, ich glaube, ich muß wohl!" ſagte der Andere mit verlegenem, matten Klang der Stimme. Darauf traten Beide heraus in's Mondlicht, ſahen ſich vorſichtig um, trennten ſich, und Jeder ſuchte die Geſellſchaft.

Lautloſes Schweigen herrſchte unter den finſteren Bogen der Colonnade. — Dann folgte ein Geräuſch, ein Athmen und Kniſtern. Zwei Schatten huſchten aus der Colonnade und verſchwanden im Hintergrunde des Gartens, — Fürſt-Naſſau-Siegen und Beaumarchais.

„Wiſſen Sie nun, wozu Sie ſich aufbehalten müſſen?" flüſterte der Letztere. „Haben Sie nun eine Vorſtellung von der entſetzlichen Umgebung dieſer armen Frau, die dem patriarchaliſchen Frieden Chamberys entriſſen ward, um in die Arme—"

„Sprechen Sie das Widerliche nicht aus! Ich habe einen Blick in das Ding gethan, was ſich Frankreichs Hofadel nennt, der mich ſchaudern macht! Ich will leben, um die Theure zu retten, — wenigſtens zu rächen! Was ſoll zunächſt geſchehen?"

„Wir werden auch dem Pigeonnier einen Beſuch machen. Vorher hab' ich noch ein Rencontre mit Orleans, und Sie ſollen dabei ſein!"

„Mit dem alten Orleans, Ihrem Gegner?"

„Ich bin gezwungen. Sie ſollen urtheilen, ob ich mit ihm fertig werde!" — —

„Eine Stunde ſpäter riefen die Klänge des Orcheſters die glänzende Verſammlung zum Feſtſpiel. Die leicht verhüllende Barrière, welche den hinteren Theil des Gartens ſperrte, war jetzt verſchwunden und die große Rotunde mit ihren rothen Vorhängen, von Lampen und Girandolen erhellt, ſtrahlte ihnen entgegen. Man nahm auf den Seſſeln Platz, und die Vorſtellung begann.—

„Das Mährchen von Savoyen" nannte ſich das dramatiſche Feſtgedicht Beaumarchais', ein kleines Idyll, welches darſtellte, wie der Seekönig vergebens in allen Zonen nach dem höchſten Schatz des Lebens geſucht, welchen Feenmund ihm prophezeite, und unter dem Schutze der zauberiſchen Lilien endlich in Savoyen nach langer Kriegsfahrt die Holde findet, die er mit der bräutlichen Myrte ſchmückt. Es war ein duftig ſchmeichleriſcher Gruß an die Prinzeſſin und das Glück der Neuvermählten, der mit folgenden Worten ſchloß,

welche die ſchöne Dumenil als entzauberte Prinzeſſin ſprach:

„O ſtolzes Frankreich, Dir weih' ich fortan mein Leben,
Dem Helden, der mich durch die Lilien bezwang!
Ich folge ihm, er ſoll ein ſüß'res Glück mir geben,
Als einſt im Vaterhaus mein junges Herz durchdrang!
Aus ſanftem Kindestraum zum lieblichen Erwachen
Der Braut ward ich geführt! O wacher Hoffnungstraum,
O Liebe, zieh' mit mir auf duft'gem Roſennachen
Durch Sturm und Sonnenſchein! Am fernen Küſtenſaum
Erglühen ſchon im Grün die ſtillen Wonnematten,
Wo Glück und Frieden ſich mit Roſ' und Myrte gatten!" —

Die Herzogin von Lamballe ſchlug bewegt und bleicher werdend die Augen nieder. Ihr Gatte biß ſich finſter und verlegen auf die Lippen, Orleans und Chartres wechſelten ein ironiſches Lächeln. Kaum ein Dutzend der Anweſenden glaubte ernſthaft an das Glück der Neuvermählten. —

Die junge Herzogin, nachdem der Vorhang unter reichen Beifallszeichen gefallen, nahm den Arm ihres Gemahls und wendete ſich zu Conti:

„Darf ich wohl fragen, wer dieſe gut gemeinten Wünſche in die kleine Poeſie zuſammenfaßte?"

„Es iſt Caron de Beaumarchais, dem unſer Haus in mehr als einer Beziehung verpflichtet iſt!"

„Lebt er nicht mehr bei Hofe?"

„Seit dem Tode des Dauphins nicht mehr! Er iſt indeß ausnahmsweiſe heute unſer Gaſt.“

„Es würde mir Freude machen, theurer Oheim, ihm perſönlich danken zu dürfen!“

„Ich werde nicht verfehlen, ihn Dir vorzuſtellen, beſte Louiſe!“ —.—

Die Geſellſchaft, die Masken anlegend, begab ſich jetzt über die Terraſſe, welche nun vollſtändig erleuchtet worden, in's Hôtel zum Ballſaal. —

Die Letzten waren Orleans und Chartres. —

„Haſt Du ihn geſprochen?“ —

„Unter der Colonnade. Es iſt ganz ſo, wie wir vermuthet.“

„So iſt auch ihr Verhältniß mit Naſſau-Siegen gewiß. Ich bin ſehr zufrieden, daß Du ihn zu der Tigeraffaire verleitet. Hoffentlich erweiſt uns eine dieſer Katzen die Gefälligkeit, ihn zu diniren. — Kommt der arme Ehemann?“

„Ja, denn ich habe ihm eingeredet, das ſei ein Mittel, Louiſen raſend eiferſüchtig zu machen!“

„Endlich haſt Du doch meine Erziehung begriffen. Es gilt jetzt, Lamballe nicht zur Beſinnung kommen zu laſſen und den Eheconflict zu vervollſtändigen.“

„Das Pigeonnier wird ſeine Schuldigkeit thun. Iſt er erſt im Rauſch der Orgie, ſo kenne ich ihn.

Er mordet ſich wie ein Unſinniger durch den Genuß."

„Geh' indeß zu Adelaiden, bis es Zeit iſt; ich habe noch Geſchäfte!" —

Chartres eilte der Geſellſchaft nach, und Orleans ſchritt langſam im einſamen Garten den rechten Seitengang hinab zum Bosquet.

In demſelben verborgen befand ſich Beaumarchais, in gelbe orientaliſche Gewänder gehüllt, auf der Bruſt den grünen Drachen und die Larve vor dem Geſicht. Naſſau-Siegen und Gomez waren bei ihm. —

„Draiſon hat den alten Orleans für den Abend doch beſtimmt auf's Korn genommen?"

„Der Chevalier verſteht ſich auf das Beſchleichen."

„Ich höre Tritte. Da iſt er. Ich werde dicht vor dem Gebüſch ſtehen bleiben, daß Sie in den Schatten hinter mich treten und Alles hören können!" — —

Als Orleans dem bezeichneten Punkte nahte, ſah er die gelbe Geſtalt des Perſers vor dem Gebüſch, der Mond beſchien hell ſein Gewand auf dem finſtern Laube.

„Sohn des grünen Drachen, weshalb ſo einſam?"

„Ich warte auf eine bewußte Perſon!“

„Die Dir geſtern ein Rendezvous anbieten ließ?“ —

„Beim Ludwigsplatze, als ich meinen Wagen nicht fand!“

„So befänden wir uns endlich einander gegenüber.“

„Ohne meinen Wunſch!“

„Das glaub' ich. Aber Du haſt Dich gar zu oft unnütz gemacht, und ich möchte Dich fragen, aus welchem Grunde. Biſt Du wirklich ſo pfiffig, wie man Dich rühmt, wirſt Du auch wohl wiſſen, wie wenig Dir Deine Operationen genützt haben, daß die andere Partei ſogar jetzt in der glücklichen Situation iſt, Dich zu ruiniren, wenn Du nicht einen gewandten Sprung in ihr Lager vorziehſt.“

„Das Letztere bezweifle ich. Mit der Furcht werden Sie herzlich wenig bei mir ausrichten. Meine Operationen ſchlugen fehl, weil ich nicht wie andere Leute das — Flacon zu handhaben verſtand!“

„Ah, Du willſt andeuten, wie gefährlich Du mir ſein könnteſt, und willſt damit den Werth Deiner Freundſchaft in die Höhe treiben. Könnteſt

Du ernſtlich von gewiſſen Dingen Gebrauch machen, ſo würdeſt Du davon nicht reden!"

„Wenn ich von dem Gebrauch derſelben rede, habe ich noch nicht die Gebrauchsanweiſung verrathen."

„Pah, ich weiß, Beſter, was Du ungefähr wiſſen kannſt, und vor einem Parlamentsproceß braucht man ſich im Palais-royal nicht zu fürchten."

„Bleiben Sie immer bei dieſer ſtillen Beruhigung. Hätten Sie indeß nicht Reſpect vor dem, was ich weiß, Sie würden ſich gewiß nicht der Abendluft meiner Perſon wegen ausſetzen. Wie fern ich allen Dingen jetzt ſtehe, wiſſen Sie, und daß ich keinen Grund mehr habe, Sie zu compromittiren, wenn Sie mich nicht dazu zwingen. Was wollen Sie?"

„Deinen vortrefflichen Kopf für mich acquiriren, oder Dich im Weigerungsfalle verderben!"

„Verderben? Womit? — Das Flacon verlohnte doch wohl nicht, wenn ich nichts weiß. Und weiß ich etwas, ſo könnte mein Tod doch nur das Signal geben, das Geheimniß gedruckt unter die Leute zu bringen."

„Dein Geheimniß! — Laß uns einmal darüber klar werden! Du kannſt mich nicht beſchuldigen,

denn was Du bei der Pompadour geſehen, iſt kein Beweis. Auf wen fällt Alles zurück? Auf Choiſeul! Choiſeul hat Binet das Flacon gegeben, Choiſeul war zu Compiègne zuletzt um den Dauphin. Die Dauphine ſtarb unter des Königs Augen, und wenn dort eine äußere Urſache vorliegt, verliert ſie ſich wiederum nur — im Hôtel Choiſeul. Was hätten Deine Drohungen beſten Falls zur Folge, als daß Choiſeul fiele, ohne daß mich der leiſeſte Verdacht träfe. Verdacht! Haha, wer iſt denn heutzutage unverdächtig? Laß Dir nun aufrichtig ſagen, daß wir, was Herrn Choiſeul's Fall anbetrifft, ganz eines Sinnes ſind. Ich will mich Deiner eben zu ſeinem Sturz bedienen! Du biſt ſo gut Egoiſt wie ich, und da Reichthum Dich nicht lockt, nenne mir einen Rang, der Deinen Ehrgeiz befriedigt."

„Zu welchem Sie mich wohl erheben dürften, wenn Sie — König würden? — Nun, dieſen Zeitpunkt würde ich eben benutzen, Sie zu ruiniren! Choiſeul iſt gewiß ein Elender, aber er iſt mir denn doch noch lieber als Sie und Ihr tückiſches Geſchlecht! Wenn Ihre entartete Seele nichts kennt, als den eigenen Nutzen auf dem Grabe aller Edlen zu erbauen, ſo ſage ich Ihnen, Sie werden ſo wenig wie Ihr Sohn jemals König ſein!" —

Orleans ſtutzte und murmelte eine Verwünſchung zwiſchen den Zähnen. — „Ha, Du beſtehſt alſo auf der Rolle des Tugendhaften? Du erklärſt mir den Krieg? Nun, ſo ſage ich Dir, Du ſollſt mir und meinem Sohne doch nicht entgehen! Wir werden Dich zwar nicht tödten, denn Du biſt ein gar zu brauchbares Ding, aber dahin bringen, daß Du uns blind und willig dienen mußt, ohne es zu wollen, und haſt Du uns gedient, werden wir Dich wie einen Bedienten fortjagen!!!“

„Ich danke Ihnen, Monſeigneur, für dieſe Aufrichtigkeit, ich will mich beeifern, ſie zu erwiedern. Ich weiß, daß Sie mit meinen Feinden in Verbindung ſtehen, ſie gegen mich hetzen können. Sie werden mir auch zweifelsohne viel Schmerz und trübe Tage machen, aber Sie haben keinen Begriff davon, wie ein reines Gewiſſen den Menſchen aufrecht hält. Hoffentlich werden Sie's beſſer faſſen, wenn ich behaupte, daß, um eine Dynaſtie über den Haufen zu werfen und ſeine eigene zu erheben, dazu doch ein Aufſtand gehört, wie?“

„Nun weiter!“ —

„Daß man zu ihm das Volk braucht, die Nation, nicht wahr?“

„Immerhin!“ —

„Es giebt aber kein Beiſpiel in der ganzen Geſchichte, daß eine Nation einen Gebrandmarkten zum Herrſcher wählte! Ich, Monſeigneur, werde Ihr ganzes Treiben in Schrift und Rede ſchildern; was ich ſage, wird alle Welt in Flammen ſetzen, und wenn Sie auch dann kein Parlament verdammt, das Ding, öffentliche Verachtung genannt, wird das Geſpenſt ſein, was Sie und Ihr Haus von den Stufen des Thrones ſchleudern ſoll, daß Ihr Hirn an ihnen hängen bleibt!! So ſtehen wir Beide! Die Maske iſt gefallen, gehe Jeder ſeinen Weg.“ —

Orleans ſtand unbeweglich. Er fuhr ſich mit der Hand über die Stirn. — „Chevalier, ich habe mich getäuſcht. Ich geſtehe, ich — ich werde mit Ihnen nicht fertig. — Laſſen Sie uns Frieden machen.“ —

„Ich danke für die Ehre. Ich verlange nichts. Gehen Sie Ihre Bahn und vergeſſen Sie, daß ein Beaumarchais lebte. Ich werde Sie nicht hindern, kann den kommenden Geſchicken des Landes nicht vorgreifen; meine Hoffnungen gingen mit dem Dauphin zur Ruh'. Aber achten Sie dies Gefühl, Herr Herzog, um Ihrer Familie willen! Sollten Sie je Ihre ſchmutzige Hand nach dem Diadem Deſſen ſtrecken, den ich als Ihr

Opfer anſehe, ſo — ah, ſo ſollen Sie weiter von mir hören!"

„Wir wollen gegenſeitig übereinkommen, uns nicht zu behelligen."

„Ich komme mit Ihnen in nichts überein! Ich werde leben, ruhig, wie ich immer gelebt, und abwarten, was Sie thun. Bemühen Sie ſich nicht weiter."

„Gut, gut, Herr! Sie glauben ſich jetzt im Vortheil und ſind verdammt gewandt dazu! Ich hoffe, wir ſehen uns wieder!"

„Ich nicht; fürchten werde ich es noch weniger."

Langſam, in ſich verſunken, ging Orleans hinweg. Als er in den Tanzſaal trat, war er ſehr blaß. —

Von einer andern Seite verließen zwei Männer in gewöhnlicher Kleidung das Bosquet und den leeren Bühnenraum, ſtumm, ſchweigſam; Beaumarchais und Naſſau-Siegen. Im Mittelgange aus dem Laubdunkel trat ihnen ein Dritter entgegen, Draiſon.

„Haben Sie Ihre Schußwaffen, Chevalier?" fragte Naſſau kurz.

„Gewiß!" —

„Alſo zum Pigeonnier, und zwar über die

Terraſſe, flüſterte Caron, „ich habe Schnüre vom Theater mitgebracht.“ —

Sie erſtiegen leiſe die Terraſſe, gingen nach dem Pavillon, befeſtigten dort die Stricke an die Baluſtrade, und, nachdem ſie ſich überzeugt, daß die Straße Honoré daſelbſt ſtill ſei, die Kutſcher friedlich auf den Böcken ihrer Carroſſen ſchliefen, glitten ſie einer nach dem andern katzenähnlich hinab und eilten zu Beaumarchais' Wagen, an deſſen Schlage bereits Gomez wartete.

„Straße St. Martin bei der Clairveaux!“ Sie ſtiegen ein. —

„Gerechter Gott,“ murmelte Fürſt Naſſau dumpf, „was habe ich hören müſſen!“

„Ein Stück aus meinem Höflingsleben!“ —

Ende des zweiten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

37.12

Beaumarchais.

Dritter Band.

Ex Libris

Beaumarchais.

Historischer Roman

von

A. E. Brachvogel.

„Ma vie est un combat.“
Caron de Beaumarchais.

Dritter Band.

Jena und Leipzig,
Hermann Costenoble.
1865.

BIBL. UNIV.
GENEN.
— c —

Inhaltsverzeichniss.

		Seite
1.	Das Reich der Engel	7
2.	Aus der Wüste	33
3.	Jus primae noctis	84
4.	Figaro	119
5.	Mein Page	166
6.	Um fünfzehn Louisdor	194
7.	Ist das noch Frankreich?	225

1.

Das Reich der Engel.

Beaumarchais' Wagen rollte ſchnellſten Laufes durch die öden Straßen. Er hörte mit dem Fürſten den Bericht an, welchen Oraiſon über das Geſpräch Orleans' mit ſeinem Sohne gab, das er belauſcht hatte. Dann ſchwiegen ſie; die kommende Gefahr beſchäftigte Jeglichen mit ſich. Als der Wagen in die Straße Tournellerie einbog und das Hallenviertel durchſchnitt, fuhr Caron empor.

„Welche Schußwaffen führen wir?"

„Ich habe meine Taſchenpiſtolen mitgebracht,' ſagte Oraiſon, „ſie ſind in dieſer ſchlechten Welt immer meine Begleiter!"

„Sind ſie geladen?"

„Mit ſo gutem Blei, als jemals die Rippen eines Gegners zerfetzte.“

„Erlauben Sie mir das eine und dem Fürſten das andere! Gomez hat ſein Couteau, und Sie bedienen ſich Ihres Degens. Die Leute, mit denen wir in Berührung kommen werden, kennen Sie nicht, mein Fürſt. Sie werden alſo heute den Officier der königlichen Sicherheitswache von Verſailles repräſentiren, von Choiſeul beauftragt, die Sängerin Raucourt und Debrelon, ihren Zuhalter, zu arretiren, falls ſie ſich weigern, auf das einzugehen, wozu ich geheimen Auftrag habe. Wie wir eintreten und ich den Mann anrede, umgeben wir ihn. Gomez iſt bereits unterrichtet, und der Chevalier wird Ihnen als Sergeant dienen. Nur im ſchlimmſten Falle machen wir von den Waffen Gebrauch.“ Die Anderen ſtimmten bei, und lautlos legte man den übrigen Weg zurück. Am Seehof hielt der Wagen. Sie ſtiegen aus, ſchritten zum Gäßchen Clairveaux, und gelangten im Schatten der hohen Giebelhäuſer an die hintere Front des Pigeonnier. Caron gab mit dem Thürklopfer ein beſonderes Zeichen. Das Geſicht des Pförtners erſchien am Guckfenſter.

„Ich bin es, mein Alter, Euer Miethsmann

und Gönner," flüſterte Caron. „Es giebt hundert Livres zu verdienen!"

„Gott, hätt' ich Sie kaum wiedererkannt, beſter Herr von Beaumarchais. Gleich, gleich!"

Der Balken ward fortgezogen, und Caron trat mit ſeinen Begleitern ein.

„Iſt's oben bei der Raucourt ſchon luſtig?"

„Noch nicht, es müßten denn Welche durch den Nebenhof gekommen ſein. Aber was wollen Sie denn mit Dreien? Sie pflegten ſonſt Ihre Perſon oben nicht blicken zu laſſen, und ſeit er zum Schuft an Ihnen wurde, dacht' ich —"

„Wir haben nicht Zeit zu plaudern. Hier ſind hundert Livres. Ich handle im Auftrage des Herrn Miniſters von Choiſeul, müßt Ihr wiſſen; dieſe Herren ſind von der Sicherheitswache zu Verſailles und beſtimmt, dem Debrelou auf die Finger zu ſehen. Ihr hört nichts, wißt von nichts, und laßt Euer Thor ein wenig offen. Iſt Alles noch ruhig?"

„Ja wohl, lieber Herr. Viel wird heute nicht werden, denn wir ſollen, will die Raucourt, alle anderen Beſuche abweiſen, die nicht das Loſungswort haben."

„Und wie heißt es denn, mein Alter?"

„Iſt der Engel ſchon da? — Darauf allein

ſollen wir einlaſſen. Hihi, Sie ſcheinen wieder eine kleine Extraſpitzbüberei vorzuhaben!"

„Deswegen eben, ſind wir hier."

„Soll ich leuchten?" —

„Nein!"

„Die Unterhaltung brach ab. Caron faßte Siegen's Hand, alle Vier ſchlichen langſam durch den Hausflur und traten in den Hof. Die Zimmer Coralie's waren erleuchtet, aber die Geſellſchaft ſchien nicht vollzählig zu ſein, denn es war ziemlich ſtill. Sie umgingen von links den Hof, um nicht ihre Geſtalten im Mondlicht zu zeigen. Dann erſtiegen ſie die Hintertreppe, welche Caron ſonſt ſo oft zu ſeiner Manſardeerklommen hatte, und befanden ſich auf dem Flur des erſten Stockes. Caron ließ ſeine Gefährten dicht hinter ſich treten, ſchlich zur Entréethür der Sängerin, horchte, und klopfte leiſe an.

„Wer iſt da?" erklang halblaut Debrelon's Stimme.

„Iſt der Engel ſchon da?" —

Debrelon öffnete. — Sofort packte ihn Beaumarchais, hielt ihm das Piſtol vor's Geſicht und flüſterte: „Schweig', oder ich ſchieße! Keinen Athemzug!"

Der Fürſt, Draiſon und Gomez waren gefolgt.

Oraiſon blieb an der Thür, Gomez trat nach der Ecke des Zimmers zwiſchen die beiden inneren Thüren und zog ſein Couteau. Debrelon war ſprachlos und zitterte heftig. „Was — was wollen Sie?“ lispelte er tonlos.

„Dich beſuchen, mein Sohn! Nach des Dauphins Tode glaubteſt Du, ich könne Dir nichts mehr anhaben, und verkaufteſt Dich dem Orleans ganz. Damit Du aber ſiehſt, daß ich Dir doch noch an den Hals kann, ſo paſſ' auf, was der Capitän der Sicherheitswache von Seiner Majeſtät Reſidenz Verſailles Dir zu ſagen hat. Eröffnen Sie ihm ſein Schickſal, mein Herr.“

„Debrelon, wenn Du einen Laut thuſt, oder den geringſten Ungehorſam zeigſt, ſticht man Dich wie einen Eber ab. Ich bin mit meinen Leuten beauftragt, Dich nebſt der Naucourt feſtzunehmen und zeitlebens in Eiſen nach Loches zu bringen. Willſt Du dieſem Vergnügen entgehen, ſo befolge pünktlich, was Herr von Beaumarchais verlangt.“

„Mein Gott,“ murmelte der Elende, „es iſt verrathen!“

„Natürlich, mein Schatz! Du haſt durch Deine Treuloſigkeit nur den Nachtheil, daß ich Dir nichts mehr zu verdienen gebe und den Miniſter auf den Hals hetze. Du warſt ein großer Narr.“

„Verflucht, das war ich! Ich will Alles thun, Herr!

„Sei alſo ſo gütig und führe uns in Dein Myſterium, von wo man, wie Du mir ſelbſt oft erzähltest, das Treiben Deiner Sippſchaft gut überſehen kann. Wir werden dort ſo lange bleiben, bis wir wiſſen, was Herr Binet, Orleans, Chartres, Lamballe, Leblanc und andere edle Seelen hier zu thun haben. Wage nicht, irgend Jemand zu warnen, Du würdeſt nur an nutzloſem Blutvergießen ſchuld ſein und mit dem Grèveplatz Bekanntſchaft machen."

„Mach' Deine Sache gut. Orleans mit ſeinen Begleitern wird bald hier ſein!" —

Er ließ Debrelon los, welcher, noch den Schrecken in allen Gliedern, das Licht nahm, leiſe nach der geheimen Tapetenthür in der Ecke ſchritt und ſie mittelſt der verborgenen Feder öffnete. Sie traten in ein kleines Cabinet. Seine Wände ſchienen ſehr dünn, denn man hörte männliche und weibliche Stimmen laut ſprechen. Beaumarchais nahm Debrelon das Licht ab, drohte ihm ſehr bezeichnend mit dem Piſtol, und gab Gomez einen Wink. Der Diener blieb an der Thür als Wache zurück. Stumm ging Debrelon hinaus. — Als ſie allein waren, deutete Caron auf zwei Schie-

ber in den Winkelflächen der einen Wand und löſchte das Licht. Das Zimmer ward finſter, nur ein matter Strahl des Entrées fiel durch den Spalt der Tapetenthür, in welchen Gomez ſein breites Meſſer geſteckt hatte, das Zuſchnappen zu verhindern. Geräuſchlos zogen ſie die Schieber auf, und die Lauſchenden blickten in zwei verſchiedene Zimmer, von denen jedes ſeine beſondere Geſellſchaft hatte.

Das Zimmer, welches Beaumarchais überſah, war dunkelgrün und luxuriös möblirt. Auf dem Tiſche ſtanden Weingläſer, Flaſchen und ein Schreibzeug, vor dem ein hagerer, kleiner, luchsäugiger Mann ſaß, der nachläſſig mit ſeiner Feder ſpielte. Er war übertrieben ſtutzerhaft gekleidet, ſeine Finger ſtarrten von Ringen. Ihm gegenüber ſaßen, — Caron erkannte Beide ſogleich, Binet, der entlaſſene Kammerdiener des Königs, und Leblanc, ſein Freund und College, welcher nun ſeine Stelle hatte. Eben erſchien Debrelon und ſetzte ſich zu ihnen, haſtig ein paar Gläſer Wein hinunterſtürzend. Er warf verſtohlen einen Blick nach dem Schieber, und wendete raſch ſein Geſicht ab.

„Wie geſagt, Leblanc, die Kleine wird ihm gefallen. Das iſt eine ganz andere Race Frauenzimmer, als er je hatte; ſie würde Gott ſelber

närriſch machen und einen Eisbären in Hitze bringen!“

„Ich werde doch nicht unbeſehen auf einen Contract eingehen?“

„Und ich werde ſie nicht zeigen, Liebſter, wenn Sie nicht erſt mit meinen Bedingungen einverſtanden ſind. Meinen Sie, mir liege daran, wer ſie hat, wenn er mich gut bezahlt? Es giebt Leute in Paris, die mehr Geld haben, als jetzt im Beutel des älteſten Sohns der chriſtlichen Kirche zu finden iſt!“

„Zum Beiſpiel der Herzog von Orleans!“ lachte Binet. „Ich möchte ihm oder Chartres unſern Engel nicht zeigen, er wäre ſchnell genug weg! Ich erwähnte gegen Monſeigneur unſeres köſtlichen Schatzes, und als alter Freund des Pigeonniers wird er kommen, ihn in Augenſchein zu nehmen. Alſo ſpute Dich, Freund, mit Deinem Angebot, ehe der Graf ungeduldig wird!“

„Orleans?“ ſagte Leblanc erſtaunt und ängſtlich. „Er weiß um mein Hierſein?! — Du haſt mich abſichtlich in dieſe Verlegenheit gebracht, alter Schurke, damit mir keine Wahl bleibe und ich tanzen muß, wie Ihr pfeift!“ —

„Du biſt ein Narr, Leblanc. Was willſt Du denn? Dem König eine feine Maitreſſe ver-

ſchaffen und die Grammont mit ihrem Bruder zum Teufel ſchicken! Willſt Du etwa lieber ſelbſt ſpringen, wenn man hinter Deine Schliche kommt? Die Kleine wird gegen Dich dankbar ſein, und Du kannſt Dir Dein Douceur ausbedingen. Wem ſonſt noch damit gedient wird, kann Dir doch ganz gleich ſein! Willſt Du Politik treiben, alter Knabe, oder lieber für ſchlimme Tage Dein Geld in's Trockne bringen? Es kann Dir nur gedient ſein, wenn Monſeigneur Orleans, Chartres, Aiguillon und die Miniſter dem hübſchen Kinde mit ihrem Einfluß emporhelfen. Ich dächte, ſeit vier Jahren hätteſt Du wenig Vergnügen und Verdienſt gehabt!" —

„Es iſt am Ende gleich, wenn die Kleine dem Alten gefällt. Schreiben Sie das Ding auf, damit man es dem Könige vorlegen kann!" —

Der kleine Hagere, welcher verächtlich lächelnd dem Geſpräch zugehört, tauchte die Feder ein.

„So werde ich, Graf Robert du Barry, die achtzehnjährige Manon Vaubernier, auch Demoiſelle l'Ange genannt, dem Herrn Leblanc überbringen und abtreten, um ſie dem Könige vorzuſtellen. Gefällt ſie nicht, ſo erhalte ich dreißigtauſend Livres als Geſchenk für den Dienſt, gefällt ſie aber, eine jährliche Leibrente von hundert-

tauſend Livres auf Lebenszeit, und Herr Binet eine ſolche von hundertfünfzigtauſend Livres für die Commiſſion, und —"

„Graf," rief Leblanc. „Ihre Forderung iſt eine Narrheit! Wenn die Agenten ſchon ſo viel verlangen, was ſoll für die Kleine, was für mich übrig bleiben!"

„Das wird der Kleinen Sache ſelbſt ſein, lieber Freund;" ſagte du Barry trocken. „Debrelon, meinen Wagen!"

„Biſt Du toll, Leblanc? Willſt Du alle Ausſichten verlieren? Ich kenne den Alten beſſer! Du wirſt ſtaunen, wie ſich dieſe Königsmumie verjüngen wird, wenn ihr von der kleinen Hexe eingeheizt wird!"

„Gut, ſo will ich den Sprung thun!" —

Du Barry's Feder flog haſtig über das Papier.

„Was verlangt die Perſon nun ſelbſt?" unterbrach Leblanc den Schreibenden.

„Das geht Sie nichts an, Beſter," lächelte du Barry. „Sie wird es mit ihrem hohen Liebhaber ausmachen."

„Ihr macht mich, bei Gott, wüthend neugierig. Ich dachte, bei allen Frauenzimmern käm's doch nur immer auf Eins heraus!"

„Ihre Schönen von Verſailles waren eben

nur von alltäglicher Qualität, ohne Dreſſur! — Meine Herren, unterzeichnen Sie!"

Debrelon war in's Vorzimmer gegangen. Während du Barry ein Lied ſummte, laſen Binet und Leblanc den Contract. Dann ſchrieb der Oberkammerdiener ſeinen Namen unter das Papier, und Binet folgte. Es war ein peinlich ſeltſamer Augenblick, als Frankreichs neues Geſchick durch den ſchnarrenden Federzug eines Lakaien entſchieden ward! Während der Graf unterzeichnete, flog die Thür auf, Orleans, Chartres und Prinz Lamballe traten ein. —

„Iſt man mir ſchon zuvorgekommen?" rief Monſeigneur.

„So eben, Hoheit!" ſagte Binet devot.

„Teufel auch! Ich ſagte Ihnen doch, Sie ſollten auch mein Gebot abwarten?"

„Ich mußte der Majeſtät den Vorrang laſſen!" erwiederte du Barry, ſich verbeugend.

„Aber doch erſt von morgen an gerechnet?" —

Du Barry machte eine ſtumme Geberde, Chartres lachte auf.

„So werde ich auftragen laſſen," ſagte Debrelon. — — —

Während Caron dieſe Scene beobachtete, trug ſich im andern, jenſeits liegenden Zimmer vor

Naſſau-Siegen noch Pikanteres zu. Dies Boudoir hatte Tapeten von roſa Seide; gleiche Vorhänge ſchloſſen die Fenſter und dienten zu Portièren. Der Raum war viereckig und klein, enthielt einen reich geſchnitzten Schenktiſch an der Seite und eine große runde Tafel, an der etwa fünfzehn bis zwanzig Perſonen Platz hatten. Dieſelbe war ſo niedrig, daß man nicht begriff, wie Jemand an ihr eſſen könne, ohne zu kauern. Da ſie mit einem ſchweren rothſeidenen Teppich bedeckt war, hätte man ſie für eine runde Eſtrade halten können, wäre ſie nicht rings mit ſilbernen Schüſſeln, Flaſchen und Gläſern beſetzt geweſen. Vor jedem Teller ſtand eine Vaſe mit duftendem Bouquet, ſo daß die Blumen einen förmlichen Kranz in Mitte der Tafel bildeten. Den Boden hingegen deckte ein Teppich von hellgrüner Farbe mit kleinen, dunkleren Blattmuſtern, und war ſo weich und elaſtiſch, daß er unter dem Tritt der Anweſenden wie ein Divan nachgab. Statt der Seſſel lagen ſchwellende Polſter ringsum, ſo daß man gleich den Orientalen oder Römern um das Mahl herum liegen mußte. Zahlreiche Wachskerzen auf Kryſtallarmen ſtrahlten von den Wänden in zauberiſchem Lichte, und da der Plaſond aus Spiegelgläſern beſtand, hatte die luculliſche Geſellſchaft

das beſondere Vergnügen, ſich mit allen Details abzuſpiegeln. In dieſem Gemach, dem Fenſter gegenüber, befanden ſich zwei Damen, neben einander auf die Kiſſen geſtreckt, mit einander tändelnd und in lebhafter Unterhaltung. Die eine, Coralie Raucourt, die Sängerin, trug ein penſé Kleid von Seidenmoire, darüber eine Robe von dünner Silbergaze, und ihr gepudertes Haar ſchmückte ein Kranz von Immergrün. Nacken, Bruſt und Arme waren übertrieben entblößt, mit Schmuck überladen, und was ihren Wangen an Röthe, ihrem Teint an Glanz abzugehen ſchien, hatte ſie mit Schminke zu erſetzen gewußt, und durch Schönpfläſterchen ihr Colorit gehoben. Der ſinnliche Eindruck, welchen die Dame mit dieſer Toilette etwa erzielen wollte, wurde indeß vollſtändig von ihrer Nachbarin verdunkelt. Dieſe, eine Perſon von achtzehn Jahren, ohne Schminke, Puder und Geſchmeide, verließ ſich rein auf das, was ihr Mutter Natur in ganz beſonderer Verſchwendung verliehen. Sie erſchien nämlich in einem ſolchen Minimum von Toilette, daß ſie der meerentſtiegenen Aphrodite ſehr nahe kam, und ihr allein an den Achſeln durch Atlasſchleifen befeſtigtes, in Form einer griechiſchen Tunica geſchnittenes weites Gewand von roſa Flor ſchien

das Auge eher aufzufordern, Alles zu ſehen, was zu verbergen ſonſt Sache jeder anſtändigen Frau iſt. Ihr dunkelbraunes Haar, von einem Kranze von Lilien und Nymphäen durchrankt, fiel in ganzer Länge auf den vollen Nacken, Buſen und Arme nieder, und das naiv kecke Geſichtchen mit den tollen Augen, dem bald gekniffenen, bald aufgeſtülpten Lippenpaar dazu, hätte jedem Maler das Urtheil abgenöthigt, daß er hier eine makelloſe Schönheit vor ſich ſähe. Das war Demoiſelle l'Ange oder Manon Vaubernier, die Frankreich als — Gräfin du Barry bald beglücken ſollte.

„Haſt Du mich ganz verſtanden, allerliebſte Hexe?" ſetzte Coralie die Unterredung fort. „Ein König iſt ein Mann wie jeder andere, und Ludwig der Narren größter. Je toller Du biſt, je mehr Du Deinen gewöhnlichen Ton anſtimmſt, deſto ſicherer machſt Du ihn zum Sclaven. Reize ihn durch tauſend Neckereien, bringe ihn in Verlegenheit, in Wuth, in Angſt, mache ihn über Alles lachen und ſtachele ihn zu ewiger Unruhe, das iſt der Weg, Dich unumſchränkt zu befeſtigen; deſto elender, leerer, langweiliger wird er ſich befinden, ſo wie Du nicht da biſt." —

„O gute Cora, ich habe Dich verſtanden wie der Hund den Pfiff, ich habe die rechte Witte-

rung! Du ſagſt alſo, Orleans wie ſein Sohn, Maupeau und Terray ſind mir gewiß!“

„Ich hab' es aus Chartres' eigenem Munde, und man wird es Dir heute ſelbſt ſagen. Ob die Prinzen auch thun, als wären ſie mit Dir unzufrieden, kehre Dich an nichts, ſondern ſei gewiß, heimlich arbeiten die Orleans mit allen Kräften an Deiner Erhebung! Man darf ja nicht ſehen, daß Alles vorbereitet war. Biſt Du erſt warm in Verſailles, dann wird man Dir ſchon ſagen, wie Du die Choiſeuls vollends vernichten ſollſt; Herzog Aiguillon und die Miniſter werden ſich ganz offen für Dich erklären. Deine Freundin Coralie wirſt Du aber dann vergeſſen, kleines Ungeheuer, unter dem ſteifen Volk vornehm werden, und ich bin's doch, die Dich in ihr Haus aufnahm, mit Binet zuſammenbrachte, Dir den Weg zu grenzenloſem Glück eröffnete!“

„Du mißtrauiſches Thier Du, das glaubſt Du und machſt ein Geſicht wie ein trauriges Kalb! Nein, liebe Puppe, wir bleiben die intimſten Freunde! Mindeſtens zweimal die Woche muß ich Dich haben. Denkſt Du, daß ich ohne Abwechſelung den Alten vom Ochſenauge*) ertragen kann?

*) Oeil-de-boeuf, des Königs Gemächer in Verſailles.

Teufel auch! Du ſollſt mit mir ja neue Kniffe verabreden, Schnurren erſinnen, mir den Klatſch von Paris wiedererzählen, den ich ihm vorplappere, und ich lade Dich zu unſeren kleinen Cirkeln! Kurz, Vergnügen, Vergnügen, grenzenloſe Tollheit ſoll mich umtreiben, und gelingt mir's wirklich, ſo mache ich Dich reich, Cora, und ſollte ich den Abbé Terray mit dem Staatsſchatz ſo umſtürzen, daß ihm der letzte Sous aus den Hoſen fällt!"

„Mein Balg, mein Engel!" Die Raucourt fiel ihr um den Hals und überhäufte ſie mit ſtürmiſchen Liebkoſungen, welche durch Debrelon's Eintritt unterbrochen wurden.

„Laßt die Narrheit, Mädchen! Manon, zieh' Dich zurück, die Prinzen ſind da, und du Barry mit Leblanc auf's Reine gekommen. Er läßt Dir ſagen, mein Engel, Du möchteſt Dich ja vor der — Reitpeitſche in Acht nehmen, wenn nicht Alles nach Wunſch geht?"

„Nun, nun, ſchmollte Manon. Er möge ſich ſelbſt in Acht nehmen, daß ich die Peitſche nicht umdrehe!" — Sie verſchwand.

„Haſt Du ihr eingeſchärft, daß ſie uns nicht vergißt," raunte er Coralien zu. —

„Gewiß, und Alles, was Orleans befahl. Laß

die Sache vor ſich gehen!" Debrelon wendete ſich, warf einen Blick nach dem Verſteck des Fürſten, und öffnete die Thür. Orleans, Chartres, Lamballe, Graf du Barry, Leblanc und Binet betraten das Gemach. Der Herzog bewillkommte die Raucourt mit einem Scherz, indeß drei junge Mädchen die Speiſen auftrugen, und die Herren warfen ſich nonchalant auf die Kiſſen. An dieſem Orte der Gleichheit nahm der Kammerdiener neben dem Herzog, der Zuführer und Spion neben Prinzen von Geblüte Platz. Zugleich traten aus der gegenüberliegenden Thür ſechs geputzte Damen, über deren geſellſchaftliche Sphäre gar kein Zweifel obwalten konnte, wurden durch einen Wink der Herren engagirt, und ſo in bunter Reihe, witzelnd und lachend, begann die Geſellſchaft ihr Souper.

„Ich erblicke jedoch nicht die Königin unſeres Feſtes, welche zu ſehen wir herkommen?" ſagte Chartres. „Will man ſie zum Schlußeffect aufſparen?"

„Das nicht," lachte du Barry, „aber wenn Sie mit Recht ſagen, der Engel ſei Königin dieſes menu plaisir, ſo wiſſen Sie wohl auch, daß Königinnen — ſich erwarten laſſen."

„In dieſem Falle," ſagte Leblanc, „wünſche ich keine Verzögerung, denn ich muß dieſe Nacht noch

zum Bericht zurück. Ich will nicht hoffen, Graf, daß Sie erſt unſer Urtheil durch die Brille des Champagners beſtimmen wollen?"

„Nein," rief der ältere Orleans, wir laſſen uns nicht täuſchen, ich rühre das Glas vorher nicht an!"

„Man hat Täuſchung nicht nothwendig, Monſeigneur!" Damit erhob ſich du Barry, und trat zur gegenüberliegenden Portière. „Wir warten auf Sie, Manon!"

Zwei roſige Hände drückten die Vorhänge zur Seite und Demoiſelle l'Ange ſtand lachend vor den Anweſenden, welche überraſcht aufſprangen. Ehe dieſelben aber ein Zeichen des Erſtaunens geben konnten, eilte ein kleiner zwölfjähriger Mohr in rothem Habit, der einen zierlichen Korb voll duftenden Blumen auf dem Kopfe trug, hinter der Dame hervor und hockte ſich mit gekreuzten Beinen in die Kiſſen. — Die Schöne ſendete einen triumphirenden Blick ringsum und warf ſich in des Negers Schooß, der die ganze Fülle von Blumen aus ſeinem Korbe über ſie hinſchüttete. Lächelnd gab ſie dem Schwarzen dafür einen Kuß, und ſchlürfte dann ein Glas Champagner. —

„Bei Allem, was ich Tolles geſehen," brach Orleans aus. „Ihr Schatz iſt gefunden, Leblanc!"

„Wahrhaftig!“ rief funkelnden Blickes der alte Kammerdiener. „Ich gehe nicht ohne sie zum Oeil-de-boeuf zurück! Choiseul ist hin!“

„Meinen Sie?“ lächelnd erhob sich Manon und ruhte mit unnachahmlichem Reiz zwischen den Blumen.

„Ja, mein Engel,“ rief Chartres, „sein Reich ist zu Ende!“

„Und das Reich der Engel beginnt!“ jauchzte sie. „Vergnügen ist die Krone, Verführung das Scepter, die Narrheit Minister, Unersättlichkeit erhebt die Steuern, und zügellose Liebeswonne regiert!!“

„Das Reich der Engel!“ und Orleans erhob lachend das Glas. — Was nun folgte, war — Orgie! — —

Fürst Siegen, Caron und seine Begleiter ersparten sich diesen Theil der Beobachtung. Bittern Gemüths und voll Ekel schlüpften sie leise aus dem dunklen Raume durch das Entrée hinab, fort, und zur Straße Clairvaux in ihren Wagen. — Sie hatten den Anfang des Reichs der Engel gesehen! — —

Dies Reich ließ nicht lange auf sich warten. Demoiselle l'Ange entsprach ihrer Aufgabe in so staunenswerther Weise, daß nach einer Woche

Beatrice de Grammont bereits aus dem Oeil-de-boeuf entfernt war. Seine Majeſtät hatte eine neue Maitreſſe! — Choiſeul, dem der Schlag ganz unerwartet gekommen, opferte raſch die Schweſter, um ſich zu halten. Manon wurde ſogleich du Barry's Bruder angetraut, der mit einer hohen Rente für immer aus Paris verſchwand, und Ludwig XV. ſchenkte ihr einen Brillantſchmuck für vierhunderttauſend Livres. Bald ward die Herkunft dieſer neuen Meſſaline bekannt, denn Choiſeul unterließ nichts, was ſie in den Augen aller Leute herabſetzen konnte. Die zügelloſe Frechheit in Ton und Manier, mit welcher ſie die Höflinge wie den Monarchen regalirte, war ſo völlig unerhört, daß der Adel nicht wußte, ob er ſich über die neue Gräfin entſetzen oder ſie belachen ſollte. Die Prinzen von Geblüt, die Prinzeſſinnen mieden den Hof, Choiſeul ſuchte ſich dem ohnehin ſeit Aiguillon's Affaire tief erregten Parlamente zu nähern, und ein Kampf ſchien unausbleiblich, bei dem das ganze Land betheiligt war. Der neuen Maitreſſe indeß ſtanden Gewalten zur Seite, die zu dem Aeußerſten entſchloſſen ſchienen. Aiguillon, der von dem Parlamente Alles zu fürchten hatte, war der Erſte, welcher ihr öffentlich zu Füßen ſank. Kanzler Maupeau, der über Choi-

ſeul hinweg die Premierſchaft erringen wollte, erklärte ſich für ihren Vetter, und Terray, der jetzt Finanzen und Cultus in ſich zu vereinen wünſchte, ſetzte alle Daumſchrauben an die erſchöpften Arterien des Landes, um ſich der Gräfin als Geldquelle nöthig zu machen. „Ich nehme Alles, wo ich's finde!" ſagte er. „Das nennt man ſtehlen," erwiederte ihm ein Finanzintendant. „Gut, ſo ſtehlen wir!" — Als Cardinal von Noailles ſich für immer verabſchiedete, ſprach der König halblachend, halb bedauernd: „Aber was wollen Sie denn? Ihr Weggehen iſt ſehr unpatriotiſch! Soll mir die Gräfin mißfallen, weil ſie die einzige Perſon iſt, bei der ich mein Alter vergeſſe?"

„Man ſieht wohl, Majeſtät, daß Sie noch nie in einem Frauenhauſe waren." Damit ging er.

Als der König es Manon erzählte, ſagte ſie: „Dieſer alte Eſel, wie kann er nur ſo ſeine Vergnügungsorte verrathen!" Der König fand den Witz reizend. — —

Wenige Tage nach dem Lendemain, das ſo bezeichnend im — Pigeonnier geendet, reiſten Naſſau und Oraiſon nach Afrika. Es bedurfte keiner weiteren Verſtändigung mehr zwiſchen Caron und dem Fürſten. Man hatte Lamballe ſich

wie ein Thier erniedrigen, das neue Unglück, ſchwerer als alle anderen, über das Land kommen ſehen und fühlte, daß keine menſchliche Gewalt die Folgen verhindern könne. — Prinz Conti, welcher Beaumarchais am Feſtabend nirgend mehr gefunden hatte, ſchrieb am andern Tage an ihn, machte ihm Vorwürfe, daß er ſich wohlverdientem Danke entzogen, und bat, ihn nach dem Hôtel Penthièvre zu begleiten. Beaumarchais ging zwar zu ſeinem alten Gönner, aber nur, um dem Prinzen ſein Herz über Das auszuſchütten, was er im Pigeonnier geſehen hatte. Die Anweſenheit Siegen's verſchwieg er. — Unter ſolchen Umſtänden hatte der gramvoll bewegte Prinz wenig Sinn, Caron ſeiner Nichte vorzuſtellen. Das Geheimniß des engſten Familienkreiſes bedeckte die Schande des jungen Ehepaars, das zertretene Glück, die abgetödtete Hoffnung einer jungen Frau, die dem Jugendparadies nur entrückt worden, um in den Sümpfen der Pariſer Sittenloſigkeit einen Gatten zu finden. Ihr reiner, hoher Sinn, ihre keuſche Würde verſchmähte es, demſelben Vorwürfe zu machen oder ſich bei ihrem Schwiegervater Penthièvre, welcher ſie anbetete, zu beklagen. Von Anfang an hatte ſie ſich bei dieſer Ehe als ein Opfer des Familienintereſſes angeſehen, und da

ſie nun in dem Gemahl einen ſeeliſch wie körperlich ruinirten Schwächling erblickte, zog ihr wundes Gemüth ſich ſtolz in ſich ſelbſt zurück. Lamballe, nicht ſchlecht und frech genug, ein Leben zu geſtehen, das er ſchon nicht mehr aufzugeben vermochte, ſah, daß er, ſtatt die Herzogin eiferſüchtig zu machen, nur äußerſte Kälte und Verachtung erfuhr. Aus Furcht vor ſeinem ſtrengen Vater wagte er nicht, gegen Louiſens Benehmen Einwendungen zu machen, und nach fruchtloſen Bemühungen, ein Intereſſe zu erregen, das er nie beſeſſen, ſtürzte ſich Lamballe, den raffinirten Verführungskünſten Chartres' verfallen, rückhaltlos in die ſchmutzigſten Vergnügungen, welche ihn von den Orleans völlig abhängig werden ließen und ſeine Geſundheit vollends zerrütteten. Adelaide de Penthièvre reichte Anfang 69 dem Prinzen Chartres ihre Hand, und der König machte die Seran zu ihrer Ehrendame. Es war die einzige Frau, die unter ihm durch ſtrenge Tugend Glück machte. — Choiſeul ergriff indeß die äußerſten Mittel des Widerſtandes. Die ſogenannte öſterreichiſche Politik, durch den bourboniſchen Familientractat verewigt, hatte ſchon unter der Pompadour zu geheimen Negociationen mit Wien geführt, welche dahin abzielten, den jungen Herzog von

Berri mit der zweiten Tochter Maria Thereſia's, Maria Antoinetten, zu vermählen. Die Ratification war durch des todten Dauphins Haß gegen eine ſolche Verbindung und den Widerſtand der Dauphine noch unterblieben, nichts deſto weniger aber Abbé Vermont nach Schönbrunn geſendet worden, die künftige Dauphine in — königlichen Tugenden zu unterrichten. Nach dem Ableben des kronprinzlichen Ehepaares beeilte man ſich, die Verträge durch den Geſandten, Abbé Prinzen Rohan abzuſchließen, und Choiſeul hoffte durch ſchleunige Vermählung Beider das öſterreichiſche Element wieder empor zu bringen. Noch mehr, er unternahm, die du Barry mit einem Schlage zu beſiegen, indem er Antoinettens ältere Schweſter, Erzherzogin Eliſabeth, dem König als zweite Gemahlin vorſchlug. Seine Gegner, Orleans zumal, erhielten jedoch vor der Zeit von dem Projecte Wind.

„Ei, mein Süßer," ſagte einmal Gräfin du Barry in Gegenwart Aiguillon's, Maupeau's und Terray's zum Könige, „man ſagt, der läppiſche Choiſeul wolle Ihnen die Erzherzogin Eliſabeth aufladen! Was? Schämen Sie ſich nicht? Ich dächte, an einer dicken habsburgiſchen Unterlippe hätten wir genug. Wenn Sie zwiſchen zwei ſolchen

Erzherzoginnen gehen, wird man vor lauter Mundwerk den König nicht mehr ſehen!“

Ludwig XV. ſchwieg verlegen, die Uebrigen brachen in entzücktes Lachen aus. Am nächſten Tage ſtand das Bonmot im Mercur-français, Paris ſchwatzte es nach, und Choiſeul's Project war zerronnen! Er dankte Gott, daß wenigſtens des Dauphins Verbindung und die Gunſt der künftigen Königin ihm geſichert ſchien. —

Debrelon's Angſt, daß Choiſeul's Polizei ihn in Händen habe, er nur noch von der Gnade Caron's exiſtire, war ſo groß, daß er in der erſten Zeit nicht wagte, ſich zu regen, ja nicht einmal Coralien die vermeinte Gefahr mittheilte. Als aber Manon Vaubernier, der Engel, Glück machte, die Grammont von Verſailles entfernt worden, ohne daß er behelligt wurde, entdeckte er ſich Coralie und dieſe theilte beiden Orleans den Ueberfall Beaumarchais' mit. Die Prinzen waren im höchſten Grade erbittert über die Kühnheit ihres Gegners! Eine Anfrage bei Maupeau genügte, zu erfahren, daß Choiſeul keinerlei polizeiliche Maßregeln gegen Debrelon in Vollzug geſetzt hatte, ihm überhaupt Alles plötzlich gekommen ſei.

Orleans fuhr ſofort in's Hôtel Vendatour.

„Marquiſe,“ rief er Dianen entgegen, „ich

gestatte Ihnen fortan Jegliches gegen diesen nichtswürdigen Beaumarchais, was nur Ihr Haß ersinnen mag!! Nehmen Sie ihm Alles, bis auf das Leben!" —

„Bis auf's Leben, Monseigneur! — Sie dürften ihm doch ohne mich nie etwas anhaben!"

2.

Aus der Wüſte.

Mehr als ein dreiviertel Jahr war ſeit der Hochzeit im Penthièvre verſtrichen, Winter und Frühling längſt vorbei, der Sommer grünte im vollſten Schmucke, der Garten lag wieder im träumeriſchen Halbdunkel ſüß duftend, und die Akazienkronen, die dunklen Wipfel der Kaſtanien rauſchten und flüſterten im Zephyrwinde. Der alte Großadmiral hatte unlängſt mit ſeinem Stabe eine Inſpectionsreiſe nach den nördlichen und weſtlichen Häfen angetreten; man flüſterte nämlich von einer Expedition gegen die Engländer, deren übermüthige Seemacht die Erſchlaffung Frankreichs benutzt und ihm in Weſt- und Oſtindien eine Reihe vorzüglicher Colonien entriſſen hatte. Auf des Herzogs Befehl hatte ihn ſein Sohn Lamballe begleitet,

den die tollen Vergnügungen des Winters gänzlich ſiech gemacht, ohne daß der argloſe Vater ſeine ſchimpfliche Aufführung oder das laue Verhältniß zwiſchen demſelben und Louiſen bemerkt hätte. Er hatte für ariſtokratiſchen Anſtand genommen, was tödtliche Kälte war. Penthièvre hoffte des Sohnes Geſundheit durch dieſe Excurſion zu kräftigen, ihn bei der Flotte als ſeinen künftigen Nachfolger vorzuſtellen und das unerläßliche Dienſtjahr zur See antreten zu laſſen. Als Prinz Lamballe von ſeiner Gemahlin Abſchied genommen, hatte er in einem Augenblicke des Alleinſeins ihr bewegt zugeflüſtert: „Louiſe, entweder komme ich Ihrer würdiger wieder, oder nie!“ Sie hatte ſich kalt vor ihm verbeugt, ohne ein Wort zu erwiedern. — Nun war ſie allein Herrin des weiten Hôtels, konnte wenigſtens den Zwang abwerfen, ſich ihrer Einſamkeit, ihren Träumen und dem Umgange ihrer Freundin und Ehrendame, Gräfin Charlotte von Gorzka, überlaſſen, deren munterer, glühender Sinn und gefühlvolle Theilnahme ihre Zurückgezogenheit erträglich machte. Oft auch war ihr Oheim Conti bei ihr, und ihr krankes Gemüth ſuchte ſich dann an den würdevollen Gefühlen dieſes ernſten Mannes zu ſtärken, dem weder die Enttäuſchungen des Lebens, noch perſönliches Un-

glück ſeine Liebenswürdigkeit geraubt. Ihr Schwiegervater Penthièvre war in ſeiner ceremoniöſen Zärtlichkeit oft pedantiſch, in ſeiner Sucht nach fremdländiſchen Raritäten mitunter nahezu närriſch, aber indem ſie auf Beides freundlich einging, ſeinen Erörterungen der Entdeckungen, fremder Völker und Sitten ein williges Ohr lieh, faßte ſie nach und nach für Geographie, Nautik, Alterthumskunde und Reiſewerke eine ganz ungeahnte Vorliebe. Er hatte ihr denn auch bei der Abreiſe den japaniſchen Pavillon und ſeine Geheimniſſe anvertraut; dort weilte ſie oft, und belehrte ſich, indem ſie ſich unterhielt. Die actenmäßigen Berichte, Tagebücher und Schiffsjournale Bougainville's, alle Begebenheiten ſeiner Weltfahrt, die geſchilderten Thaten Siegen's und Draiſon's machten ihr unausſprechliches Vergnügen, und ſie verfolgte mit unbezwinglicher Theilnahme die überſtandenen Gefahren eines Mannes, der ſich, um einer Galanterie zu genügen, neuen Gefahren ausſetzte. In dieſem Geſchäft war Gorzka ihre emſigſte Genoſſin. Feurig, phantaſtiſch, deutete der Gräfin leichte Einbildungskraft jedes ſeiner Abenteuer aus, und ein verwandtes Intereſſe verſchmolz zwei Frauenſeelen, welche ſich ſonſt in tauſend Dingen unterſchieden.

Heute hatte Prinz Conti beide Damen in große Aufregung verſetzt. Er hatte nämlich ſeiner Nichte einen Brief Siegen's an Penthièvre übergeben, welcher durch Beaumarchais eben angelangt war, einen Bericht „aus der Wüſte," — in welchem der Fürſt ſeine bisherigen Fata meldete, und wie er den Tiger glücklich erlegt habe. Die Empfindungen beider Frauen, vor dem Prinzen in möglichſte Schranken gehalten, wallten ungewöhnlich auf, nachdem er ſie verlaſſen hatte.

„Schnell, theure Gorzka," und Louiſens Herz ſchlug heftig, „laſſen Sie uns nach unſerem lieben japaniſchen Häuschen gehen, dort haben wir Alles um uns, was die Einbildungskraft beflügeln, das Verſtändniß des Berichts erleichtern kann!"

„Ja, ja!" jauchzte Gorzka. „Ach, noch nie habe ich bei Anweſenheit der Hoheit empfunden, daß es recht ſchön wäre, wenn ſie nur erſt fort ſei!"

Damit eilte die Gräfin, den Schlüſſel in der Hand, glühend und in ſonderbarer Exaltation voraus.

Prinzeß Lamballe blickte ihr fragend nach. Ein ſeltſamer Gedanke ging ihr durch den Sinn. Dann lächelte ſie über ſich ſelbſt und folgte, den Brief in der Hand, über die Terraſſe.

Gorzka hatte bereits den Pavillon betreten,

die Seſſel geſtellt, den Globus gedreht und die vorhandenen Karten von Afrika nebſt ein paar Kupferwerken über Algier, Tunis, Egypten und die öſtliche Sahara ausgebreitet.

„Wahrhaftig," lächelte Louiſe, „die ſehnſüchtigen Gattinnen, Schweſtern und Bräute unſerer Vorfahren, welche nach Paläſtina zogen, das Kreuz auf der Bruſt, können gar nicht eifriger geweſen ſein, die Gefahren ihrer Helden im Geiſte durchzuleben, wie wir." Damit ließ ſie ſich vor den Karten nieder.

„Aber bei allen Thaten jener Ritter, Hoheit, war keine," ſagte Gorzka funkelnden Blicks, „wie dieſe! Sie zogen für das Kreuz aus und litten um daſſelbe. Ihre Gelübde treu ihrer Dame erfüllen, war das höchſte Maß ihres Ruhms. Gab es aber je ein Beiſpiel in der Geſchichte, daß ein tapferer Edelmann, ein geborener Fürſt nach Afrika gegangen wäre, um aus reiner Galanterie eine Tigerdecke für eine Dame zu holen, die er an ihrem Hochzeitstage zum zweiten Male ſah, und an welche ihn nichts bindet als die Verehrung der Frauentugend? Wenn Held Naſſau für eine Dame, die ihm ganz fern ſteht, ſo Ungeheures thut; welches Wunder wird er für Diejenige verrichten, welche er liebt, die ihn zu heißer, anbe-

tungsvoller Gegenliebe begeiſtert, in deren Arm er ruhen kann von ſeinen Thaten, und die ihm Lorbeer und Myrte zugleich um den Scheitel flicht?!" —

Lamballe, welche erſtaunt der ſchönen Polin zugehört, ward bläſſer. Etwas wie Ironie zuckte um ihren Mund. „Ei, ei, Sie werden ja im Gedanken an den Fürſten ganz überirdiſch, liebe Gorzka? Ihr Enthuſiasmus macht Sie parteiiſch. Eben daß unſere Vorfahren für das Kreuz in den Orient zogen, ein innerer, heiligender Zweck, ein glühender Gedanke ſie in Tod und Gefahr trieb, machte ſie zu unſterblichen Helden. Wenn die Geſchichte des Ritterthums keinen ſo tolltühnen Fall aufzuweiſen hat, ſo fanden unſere Vorfahren muthmaßlich eben Beſſeres, Edleres zu thun, als Decken für ihre Damen aus dem Orient zu holen. Ich — ich würde —, ja Gorzka, unverzeihlich würde ich Naſſau's Unternehmen nennen, hätte Prinz Chartres ihn nicht boshaft gereizt und in einem Augenblicke zu compromittiren geſucht, wo der Fürſt im Bewußtſein ſeiner ritterlichen Thaten zurückkehrte und den Ruhm franzöſiſcher Waffen in ſich vereinte!"

„Und das können Sie, Hoheit, um deretwillen er auszog? Sie könnten es unverzeihlich finden,

und der edle Mann hätte nutzlos sein theures, einziges Leben —"

„Ereifern Sie sich nur nicht, liebe Freundin!" fiel Lamballe sanft lächelnd ein. „Dieser Brief sagt uns ja, daß des Fürsten Zweck erreicht, die Heldenthat bestanden und die Decke erlangt ist. Bis zu diesem Augenblick mußte ich mir Vorwürfe machen, Ursache solchen Wagnisses zu sein, unwillkürlich mußte meine Sorge, mein Interesse, mein religiöses Gefühl, ja — selbst eine gewisse weibliche Eitelkeit mich in äußerster Spannung und Angst um einen Mann erhalten, der sonst — der, der ja übrigens gar kein Anrecht an meine Person hat, als das, wie es sich — ja wie sich's jeder Muth und jegliches Unglück erwerben mag! Dem Himmel sei Dank, mit der Furcht weicht die Spannung, und — also das tiefere ekstatische Gefühl, und ich sehe nur noch die — die wirklich tollkühne Unvernunft der Sache, Gorzka, welche weder mein Verstand noch meine Moral billigen kann." —

„O ja, Hoheit!" rief die sprühende Gräfin außer sich und bitter, „Ihre stolze und kältere Natur begreift nicht die Verzweiflung des armen Fürsten, welche ihn ruhelos zu Gefahr und Wagniß führt, weil der Sturm ihn betäubt, weil die

Wüſte ihn vergeſſen läßt, daß ſein Leben ſelbſt wüſt an Freuden, ſein Herz öde iſt an Glück, an Frauenliebe, an allem Süßen, was dem Manne Ruhe, Kraft, Seligkeit und Genügen giebt! Sie vergeſſen, daß Frankreich ihm ein falſches, undankbares Vaterland geweſen, kein Liebesblick hier ihn grüßt, kein gleichgeſtimmt Gemüth ſeine große Seele verſteht, daß er vergebens ſchmerzvoll ſeine Arme nach einem Herzen breitet, an dem er für ewig ruhen und beglückt ſein kann, und welches ihn um höherer Ideen willen kämpfen läßt, als ein — Thierfell, das für Ihren Fuß ſo gleichgültig iſt, wie eine Lyoner Sammetdecke!" — Die kleine reizende Polin ſtand, ihrer Sinne nicht mehr mächtig, vom Seſſel auf und wendete ihr überſtrömendes Geſicht ab.

„Wenn mein Gemüth ſeine große Seele, wie Sie ſagen, nicht verſteht," erwiederte Lamballe mit zitternder Stimme, aber erzwungenem Lächeln, „ſo kommt es wohl, weil ich eine — verheirathete Frau bin!!"

„Gewiß, Prinzeſſin, und was für eine! Eine Frau mit gebrochenem Herzen!" —

„Gorzka!!" ſchrie Lamballe auf und erhob ſich mit fürchterlichem Schmerze. „O Charlotte, das hatte ich von Ihrer Liebe nie erwartet! — Sie

haben Recht! Eine ſo unglückliche Frau wie ich hat die Befugniß verloren, über Männerwerth zu urtheilen! Haben Sie die Güte, den Pavillon zu ſchließen, wenn — wenn Ihre Studien beendet ſind!" — Sie wollte ſich entfernen.

„Prinzeſſin, theuerſte Hoheit, verzeihen Sie Ihrer unſinnigen, nichtsnutzigen Gorzka, die eher ihr Blut verſpritzen, als Sie beleidigen, ihr armes Herz kränken möchte!" Sie fiel Louiſen ſchluchzend um den Hals, das Haupt an ihre Schulter preſſend und ſie mit Thränen bedeckend. „Können Sie glauben, daß es boshafte Abſicht ſei, Ihr Gemüth gerade an der ſchmerzhafteſten Stelle zu verwunden? Nur eine Minute des Wahnſinns hat mich getrieben, das heilige Band des Vertrauens und der Freundſchaft anzutaſten, über meinen wilden, ſehnſuchtsvoll ſelbſtſüchtigen Gefühlen Ihren heiligen Gram, die Engelstugend zu vergeſſen, mit der Sie eine Bürde tragen, die mein heftiger Charakter abgeſchüttelt hätte, oder der ich erlegen wäre! Sie ſind ſo edel, ſo gut! In Ihnen iſt nicht Raum für Haß und Unverſöhnlichkeit! Wenn Sie mich nicht elend machen, ganz niederdrücken wollen, verzeihen Sie den einfältigen Ausbruch eines albernen Mädchens, das

ja Niemand leitet, Niemand ſo liebt wie Sie. O, verzeihen Sie mir!!" —

Mit der Prinzeſſin war während dieſer reuevollen Bitten eine große Veränderung vorgegangen. Ihr heftiger Schmerz war finſtere Trauer, dieſe zu ſtiller Entſagung, jener rührenden Hoheit geworden, welche vom Letzten, was ſie leiſe hoffend in ſich hegte, Abſchied nimmt, über die eigenen Gefühle heldenhaft ſich erhebt, um an Schmerz und Hoffnung Anderer theilzunehmen; des eigenen Selbſts ſich zu entäußern, um nur anderen Herzen nachzuempfinden. Sie preßte Gorzka an ihre Bruſt und küßte ſie auf die Stirn.

„Beruhigen Sie ſich, meine liebe Charlotte, und glauben Sie, daß ich Sie deshalb nicht weniger liebe. Was wäre denn die Freundſchaft, wenn ſie beim erſten Schmerz verginge, der uns unüberlegt bereitet wird? Sie handelten thöricht, zu verwunden, wo Sie's am wenigſten gewollt, ich noch thörichter, zu vergeſſen, daß ein anderer, heftigerer Geiſt der Leidenſchaft in Ihnen willenlos wach wurde, als er meine Freundin ſonſt regiert. Ach, daß man einander verzeihen kann, ſelbſt die trübſten Minuten nicht ein Verhältniß erſchüttern, das uns ſo viel ſinnig ſchöne Stunden bereitet, iſt ja das hohe Vorrecht der Liebe!

Trocknen Sie die Thränen, närriſches Mädchen! Werden Sie vernünftig, lächeln Sie wieder! Beichten Sie lieber, was es geweſen, das dieſes kleine, wunderliche Herz meiner Gorzka ſo überwallen ließ?!"

Sie ſuchte die Gräfin ſanft von ſich wegzudrängen, um ihr liebevoll in's Antlitz zu blicken. Aber Charlotte ließ ſie nicht los, nur heftiger preßte ſie ihr blondes Haupt an die Schulter der Herzogin und verbarg ihr Geſicht an der Freundin Bruſt. Lamballe ſah, wie bei ihren Bitten um Aufklärung ſich Hals und Nacken Charlottens mit glühendem Purpur färbte und tiefe Scham wie ein leichter Schauer ihren Körper durchzitterte.

Eine Weile hielt die Prinzeſſin ſie ſtill umſchlungen, ein Todesſchmerz durchzuckte Lamballe's Herz, dann küßte ſie die Polin noch einmal.

„Beſte Charlotte, haben Sie doch Vertrauen! — Sie lieben Naſſau-Siegen!!"

Die Gräfin erhob langſam das Haupt. Ihr blaues Auge blickte Lamballe feſt und innig an. —

„Ja, ich liebe ihn, edle, reine Frau!! Ich liebe ihn über alles Leben, über Gott und meine Seligkeit!!"

Die Prinzeſſin wendete das Antlitz ab, die

Farbe wich faſt ganz aus ihm. Sie führte Gorzka ſanft zum Seſſel, ſetzte ſich ihr gegenüber und faßte ihre Hände.

„Armes Kind, und das haben Sie mir ſo lange verſchwiegen?! — Laſſen Sie uns wie Schweſtern reden, die kein verborgenes Fältchen ihres Herzens mehr haben. Es gehört mehr Ueberwindung dazu, Ihnen, dem ſchuldloſen Mädchen, ein Elend zu vertrauen, wie ich — die Frau, es trage, als Glück und Hoffnung mitzutheilen, die das Herz wunderbar erfüllen, die Seele erneuen und ihr Engelsflügel geben. — Sie lieben den Fürſten! Lieben Sie ihn auch voll Hoffnung? — Haben Sie Zeichen ſeiner Gegenliebe, die Ihnen die frohe Gewißheit geben, daß Ihr Gefühl kein tückiſcher Traum ſei, von dem Sie — zu ewigem Leide erwachen? — Ich möchte Sie glücklich ſehen, Ihnen ein Elyſium erbauen helfen, deſſen Schönheit ich um ſo mehr begreife, je weiter ich von ſeinem Genuſſe fern bin. Ach, Liebe ohne Beſitz iſt eine Blume ohne Duft! — Hoffen Sie den Mann Ihrer Sehnſucht zu beſitzen? — Sprachen Sie ihn? Wo, und welche Gewißheit erlangten Sie?!“ —

„Ach, Frau Prinzeſſin, warum muß ein Edelmuth, eine Seelengröße wie die Ihre beſtimmt

ſein zu leiden, beſtimmt, daß ſogar unverſtändige Weſen, wie ich, Ihnen wehe thun?!" —

„Sprechen wir doch jetzt nicht von mir! Lieh Gott mir wahrhaft die Fähigkeit, ſo überreich zu dulden, dann hat er mich zum Dulden auch beſtimmt, und ich erfülle nur die Pflicht, welche er mir auferlegte. Er wird mich nicht mehr leiden laſſen, traute Gorzka, als ich kann. Eins aber iſt immer ſüß, die Freundin beglückt zu ſehen, die Gerechtigkeit des Schickſals wenigſtens an einer geliebten Perſon erfüllt zu wiſſen. Vielleicht, Gorzka, ward mir Liebe nur verſagt, um mich für die Wonnen der Freundſchaft recht empfänglich zu machen! Alſo, Kind, bergen Sie Ihr Geheimniß in meine treue Bruſt!" —

„Wie ich den Fürſten bei Ihrer Vermählung das erſte Mal zur Cour vor Ihnen erſcheinen ſah, den Helden der Infamie des Prinzen Chartres mit dem Beſchluß der Tigerjagd antworten hörte, fühlte ich mit unwiderſtehlicher Gewalt, daß ich ihn liebe, durch die Schrecken der Wildniß, durch Wellen und Sturm ihm folgen müſſe für's ganze Leben! Es war, als habe ich vordem im Traume gelegen, und ſein Blick, ſeiner Stimme Klang habe mich zum Daſein erweckt! Welche Angſt ich ausſtand, da er ſich in ein ſolches Wagniß

reißen ließ, kann ich Ihnen nicht beſchreiben! Ich ſchlief die ganze folgende Nacht nicht, und brannte vor Ungeduld, am Lendemain die Gelegenheit zu erſpähen, ihn von ſeinem Vorhaben abzumahnen. Wie glücklich war ich, daß Sie ſelbſt dieſe Beſorgniß um ihn theilten und mir auftrugen, ihm abzurathen. Ich fand ihn dort vor jenem Bosquet, deſſen rothe Blüthen Sie jetzt ſehen können; wir waren allein, es dunkelte bereits. — Was ich ihm ſagte, weiß ich kaum mehr, nur daß ich meine Thränen mit Gewalt zurückpreſſen mußte. Ich verſicherte, daß ſeine Freunde untröſtlich über ſeine Reiſe ſein würden und —"

„Sie haben ihm meinen Namen doch nicht genannt?!" fuhr Lamballe empor.

„O, meine Neigung war viel zu ſelbſtſüchtig dazu! Eine Dame, ſagte ich, ſei's, die ihn flehentlich bitte, ein Herz, das über ſeinen Tod brechen werde! O, hätten Sie ſeine Ueberraſchung ſehen können, als er ausrief: „Ein ſolch ſchmerzlich bewegtes Herz giebt es wirklich?!" Wie rührend ſchilderte er mir, daß er ungeliebt die Welt durchziehe, wie ernſt lehnte er es ab, die gefahrvolle That zu unterlaſſen, welche er öffentlich übernommen. Er preßte meine Hand für-

miſch an ſein Herz und ſchwor, daß der Gedanke: es gäbe ein Herz, das für ihn bange, ſein Talisman in Gefahr ſein werde; ich ſolle dies Herz, das mit ihm leide, recht tröſten, er wolle einſt vor ihm hinſinken, um es zu fragen, ob er in dieſer Minute zu kühn gehofft!" —

„So ſagte er wirklich?! Täuſchen Sie ſich nicht über die Worte?!"

„Auf jedes derſelben will ich ſterben! Wie in Fels gemeißelt, ſteht jegliche Silbe in meiner Bruſt, die ſeinen bebenden Lippen entſank! Hätten Sie die Gluth, dieſes Weh und dieſe Seligkeit zugleich geſehen, mit der er ſich von mir losriß, Sie würden gewiß glauben, daß er mich liebe! Wem ſollte er ſein Herz ſonſt ſchenken?" —

„Ja, ſagte Louiſe de Lamballe ſcharf und kurz, „er liebt Sie! Ich wüßte Niemand, dem dies Benehmen gelten könnte, als Ihnen!" Sie griff nach dem Briefe des Fürſten, ihre Stimme ward weicher, unſicherer. „Und wenn ich dieſe Zeilen, nach dem, was Sie mir eröffnet, überleſe, bin ich von ſeinen Gefühlen für Sie überzeugt!"

„Nicht wahr?" jauchzte Gorzka hell auf. „Das iſt doch unzweifelhaft auf mich bezogen! Ach und die Wonne, ihn mir erhalten, ſeine tollkühne Aufgabe gelöſt zu wiſſen, hat mich ſo kopfverwirrt,

ſo außer mich gemacht, daß ich die liebſte, edelſte Freundin kränkte!“ —

„Ei nicht doch, erinnern wir uns nicht mehr an dieſe trübe Minute. Laſſen Sie uns die bezügliche Stelle wiederholen. — „Und ſo wäre ich denn, Herr Großadmiral, aus der Wüſte zurück. Umgeben von einem Haufen brauner Beduinen in weißen Burnous, die Lanze auf edlem Roſſe ſchwingend, ritt ich in Cairo ein, die todte Beſtie vor mir auf dem Sattelbogen, umſtaunt von der vielfarbigen Menge und durch den Aga mit Ehrfurcht begrüßt. Meine Aufgabe und meine Ehre iſt ſomit gelöſt! Aus der Wüſte gekommen, ſitze ich hier, ſtarre von meinem Dache nieder in den Nil, über die Palmenkronen nach dem Delta, dem Norden, der Heimath zu, höre im Geiſte zwei ſchöne Lippen angſt- und liebevoll mich mahnen, wähne ein Herz bange um mich ſchlagen, meine Nächte führen im fieberiſchen Traume mich zurück, und — ich habe mir Ausdauer angelobt, Geduld, mein Herzog! Ich will warten! Aber ſo nicht! Die Sybaritenruhe ekelt mich an. Mein arabiſch Roß wiehert im Hofe, meine Freunde vom Stamme Beni Haſſan brechen auf, ich kann nicht! Aus der Wüſte — in die Wüſte! Ich ziehe wieder mit, und laſſe Oraiſon bei dem Soldan, der ihn zum Mamur

der Provinz Fayum machen will. Hinaus! — Möge denn dies ruheloſe Leben austaumeln, bis jener ſchöne Mund, der mir den Scheidegruß ſandte, mich zurückruft oder —, in der Wüſte giebt's auch Gräber! Der Samum weht dort manch gigantiſch castrum doloris zuſammen!" — „Er meinte Sie, ſonſt Niemand," ſetzte Louiſe nach einer Pauſe ernſt hinzu. — „Bitte, liebe Charlotte, holen Sie mir doch mein Riechſalz vom Fenſtertiſche des Wohnzimmers, ich fühle mich ein wenig angegriffen. — Sagen Sie dem Kammerdiener noch, er möchte den Thee in meinem Schlafzimmer ſerviren. Man kann Karten und Bücher dorthin bringen, ich werde wohl heute zeitiger zu Bett gehen!"

Sie ſind entſetzlich bleich, Hoheit! — Mein Himmel, Sie verheimlichen mir, daß Sie ernſtlich unwohl ſind!" —

„Nein, nein, nur matt! Ich hatte mich vorhin etwas zu ſehr erregt. Es iſt eine Thorheit, weiter nichts!" —

„Ich werde Sie heut' gewiß nicht allein ſchlafen laſſen, ich —"

„Wie Sie wollen, wir werden dann von Ihrem Glücke plaudern. Nur das Riechſalz, bitte ich Sie!" —

Gorzka eilte hinaus, über die Terraſſe nach dem bezeichneten Zimmer.

Louiſe de Lamballe preßte ihre Stirn heftig in die Hände und ſeufzte ſchwer. „Er liebt ſie, es iſt nur zu gewiß! Oh, nicht Dir, Naſſau-Siegen, ziemt dieſer Wahlſpruch, nur mir, mir allein! — Aus der Wüſte in die Wüſte! — So biſt Du denn ganz gebrochen, mein Herz, die letzte, ſchwanke Hoffnung iſt entflohen! — Und wer gab Dir denn ein Recht auf ſie? Etwa ſein lohender Blick, ſein bebender Mund, als er zu Chambery Dich grüßte. Darfſt Du, eine verheirathete Frau, ohne Entehrung, ohne Gewiſſensſkrupel an ihn denken? Leiht Dir die niedrige Geſinnung des Gatten ein Recht, Dich der Pflichten enthoben zu fühlen, die Du vor Gott gelobt, zu denen Du verbunden biſt? Welche Fantaſie verleitete denn die Fürſtentochter aus dem Blute der Bourbonen, an die Hingebung eines Mannes zu glauben, deſſen Gefühle ruhelos ſind, wie die Welle, die ihn trägt, wie der Wüſtenſand, der unter ſeinen Füßen fortgleitet! — Oh, ſchäme Dich, Louiſe von Savoyen, daß Du den Herrlichen, den einzigen Mann in Frankreich vor Dir ſelbſt erniedrigſt, um ihn nur der Freundin nicht beneiden zu müſſen! Dies erſte unedle, verwerfliche Gefühl in Dir, dem ſelbſt Unglück und Schmach

keine Rechtfertigung leiht, bedarf einer Sühne, und beim ewigen Gott, ich will ſie geben, Ihm und Ihr!! — O, Luſt!?" —

Sie riß das Fenſter des Pavillons auf. Todtenbleich, gleich einem Weſen aus der andern Welt ſtand ſie da, und ſann und ſtarrte hinab in die Straße Honoré, auf der ſich neugierige Gruppen ſammelten. —

Ein Gamin ſagte laut: „Das iſt ein Götzenbild von den Wilden. Es iſt von Wachs!"

„Nein," ſagte eine arme Frau, die ein Kind trug, „es iſt wie ein Engel auf einem Grabe."

Das Blut ſtrömte ihr wieder zum Herzen, ihre Stirn erglühte, ihre Pulſe ſprangen. Sie griff in ihre Börſe und warf ein Goldſtück hinab. Als es die Bettlerin mit freudigem Staunen aufhob und emporſah, lächelte die Prinzeſſin mit wehmuthsvoller Lieblichkeit.

„O Gott," rief das Weib. „Wenn es ein Engel iſt, ſo iſt es ein verklärter!!"

Leiſe ſchloß ſie das Fenſter. — Gorzka ſtand hinter ihr. —

„Charlotte," und Louiſe ergriff mit fürſtlicher Hoheit ihre Hand. „Ich ſchwöre Ihnen bei dem allwaltenden Gott, ich werde Ihnen Myrtenkranz und Schleier ſelbſt in die Locken flechten!"

„Und was ſoll ich Ihnen je dafür erweiſen, daß Sie im Unglück mein Glück erſtrebten?!“ —

„Flechte mir einſt die — Todtenkrone, Mädchen!“ — Sie verließ den Pavillon. — —

Caron war in ſein Privatleben zurückgekehrt, er wußte genug von dem, was dem Lande bevorſtand, um kein Gelüſt zu weiteren Forſchungen zu verſpüren. Das Glück, welches er mit der Eugenie auf dem Theater gemacht, der Reiz eines Ruhms, den er ſich allein verdankte, das Drängen ſeiner künſtleriſchen Freunde endlich ließ ihn ſeine Muße zu einem neuen Drama: „Die beiden Freunde, oder die Negocianten“ benutzen. Die Zerrüttung der Finanzen, des öffentlichen Credits, die Brutalität der Steuern wie das gewiſſenloſe Spiel mit eingebildeten Werthpapieren und all' das geſellſchaftliche Elend, was es zur Folge hatte, ſchien ihm ein würdiger Vorwurf der Schilderung. Die ganze damalige kleine und große Literatur kam auf die Beine, die Finanzwelt, die das Glück eines geadelten Roturiers eben ſo beneidete, wie jene zahlreiche herabgekommene Klaſſe des kleinen Adels, der ſeine Armuth umſonſt durch erborgten Glanz verdeckte. Les deux amis fielen durch, total durch, denn man wollte auf der Bühne nicht den Verfall des eigenen Vermögens ſehen, man fand

ſich beleidigt, daß der Dichter den Leuten ſo in die Beutel guckte und die elende Maſchinerie ihrer ſtillen Manipulationen aufdeckte. —

Mit Paris Duverney, ſeinem Compagnon, war indeß langſam eine Veränderung vorgegangen, die Caron nöthigte, mit ſeinem langjährigen Freunde ſich geſchäftlich auseinander zu ſetzen. Paris wurde alt, ſchwerfällig, kränklich. Fromme Einflüſſe ſchienen ſich auch geltend zu machen. Die Gräfin Roſe de la Blache, Herzog St. Albin's Tochter, kam öfter in ſein Haus, und es erfolgte eine Ausſöhnung mit dem Neffen. Mein Gott, wer will denn unverſöhnt ſterben, wenn ihm ſo viel Liebe und Reue entgegengetragen wird?! Seine Seele kam nach und nach in einen Zuſtand, wo ihm alles erlittene Unrecht als verjährt erſchien.

Beaumarchais ſah, wo dies Alles hinaus wollte. Vom freundſchaftlichen Verkehr auf den des bloßen Geſchäfts zurückgekommen, nahm er um ſo bereitwilliger Paris' Wunſch an, auch dieſe Verbindung zu löſen, als er nicht wünſchte, mit Graf Falcoz in Erbſchaftscolliſionen zu kommen. Am erſten April ſchloſſen ſie demnach ihre gegenſeitige Berechnung ab, die damit endete, daß Caron noch fünfzehntauſend Livres von Duverney zu er-

halten hatte. Es war keine große Summe, aber da zur Zeit der alte Herr ziemlichen Verluſt gehabt hätte, wenn er ſeine Werthpapiere in baares Geld umſetzte, ſo ſtellte er Beaumarchais einen notariellen Schuldſchein aus. Gern hätte er die Papiere über Suſannen zurückempfangen, aber Caron, ohnehin mißtrauiſch, ſagte: „Es thut mir leid, mein Freund, es Ihnen abſchlagen zu müſſen. Dieſe Papiere nützen nur mir, ſie gehören meiner Frau.“

„Sie wurden aber mit fünfhunderttauſend Livres abgefunden, mein Herr!“

„Abgefunden! Ein vortrefflicher Ausdruck in Ihrem Munde! Mein Charakter, ſollte ich meinen, bürgt Ihnen eben ſo ſehr für mein Schweigen, als die Liebe zu meiner Frau, welche ihr gewiß eine ſo ſchmerzliche Entdeckung erſparen wird. Ich kenne die Leute, denen der Beſitz der Documente allein erwünſcht iſt, genügend, um ihnen dieſe Waffen durch Sie nicht zu überliefern!“

„O, ich ſehe, daß Sie das Gefühl adeliger Familienehre nicht zu würdigen wiſſen! Gut, nach meinem Tode geſchehe, was da wolle!“

„Einſt dachten Sie über — dieſe Familienehre anders. Ich werde Sie deshalb nicht tadeln,

aber auch nicht ſo unklug ſein, die Schwäche Ihres Herzens mit dieſen Schriften in Verſuchung zu führen. Sagen Sie gewiſſen Leuten nur, daß es allein ihre Schuld ſein wird, wenn ich von dieſen Documenten Gebrauch mache!" —

Es war das letzte Geſpräch, was Beide führten. — Der Stille und Abgeſchloſſenheit Caron's ſehr entgegen ging das öffentliche Leben ſeinen toſenden Gang. Keine der Forderungen des Parlaments war erledigt, Aiguillon ſtolzirte in des Königs Nähe, und der „Engel" beherrſchte den Ludwig unumſchränkt. Die ſkandalöſen Scenen, welche im Oeil-de-boeuf und in dem verbeſſerten Hirſchpark vorfielen, die „Orgies changeants" die ſchamloſen Scherze der du Barry überſtiegen das Kühnſte, was eine verworfene Fantaſie jemals erſann. Maupeau und Terray, zwei Männer, die an Tücke, Heuchelei, Niedertracht und brutaler Gewaltſamkeit Alles überboten, vereinten ſich mit ihr, Ludwig XV. durch aufreibenden Genuß oder Erregung von Furcht zum vollſtändigen Sclaven zu machen. Wenn man den Parlamenten auch nie nachgegeben, ſo hatte man früher doch wenigſtens in alter ſalopper Weiſe fortregiert, den Druck durch Angewohnheit zu legaliſiren gewußt, doch von dem Augenblick, wo Choiſeul's Macht ge-

brochen ward, Maupeau und Terray mit der du Barry nach Alleinherrſchaft ſtrebten, zeigte ſich die wahre Phyſiognomie des Reichs „der Engel", wie man dieſe Regierung nannte. Die Anwendung der lettres de cachet nahm überhand, man ſperrte in die Baſtille, was ihr irgend ein gefährlich Antlitz zeigte, die Art, wie Terray die Staatskaſſe füllte, glich einem immerwährenden Raubzuge, und Aiguillon ſprach Frankreichs Gerechtigkeit ſchneidend Hohn, indem er zum Orgiengenoſſen eines Monarchen erhoben ward, welcher wie Tiberius auf Capri lebte. — Ein letzter Schlag auf die Parlamente mußte erfolgen. Madame du Barry hatte ein Gemälde in ihr Zimmer gebracht, die Enthauptung Carl's I. Mit ihm drohte ſie dem Könige, Stuart's Beiſpiel ſtellte ſie ihm mit allen ſcheußlichen Details als ſein Loos vor, falls er nicht jede patriotiſche Regung im Keim erſticke, und hinter dem Rücken Choiſeul's ward beſchloſſen, die Parlamente und den öffentlichen Gerichtsſtand zu verändern. In dem lit de justice vom 27. Juni wurde der Anfang gemacht, indem ſämmtlichen Parlamenten befohlen wurde: „ſich nicht mehr als ſolidariſch verbundene, untheilbare Corporation zu betrachten, ſondern geſondert zu bleiben, ihre Verrichtungen nicht ein-

zuſtellen und keine Regiſtrirung königlicher Declarationen zu verweigern.“ Es war der Befehl, ſich zu entehren. Da brach der Sturm los. — Von Conti, und Malesherbes einerſeits, andererſeits von Choiſeul's Anhängern geführt, proteſtirte das Parlament, das Châtelet verweigerte die Criminalgerichtsbarkeit, weil das Parlament als Appellhof nicht mehr Caſſation übte, und in der Bretagne wie dem Limouſin gab es Scenen der Empörung. —

Vier Monate, nachdem Caron von ihm geſchieden, am 20. Juli, ſtarb Paris Duverney. Beaumarchais wurde von ſeinem Hintritt ſehr unangenehm überraſcht, da er in die Nothwendigkeit kam, ſein Geld von la Blache einzutreiben. Weil er nicht wünſchte, unnobel zu erſcheinen, wartete er geduldig mit ſeiner Forderung, ob ſich der Graf von ſelbſt wohl ſeiner Pflicht erinnern werde. Plötzlich überraſchte ihn folgendes Billet:

„Herrn Caron Beaumarchais zeigt Unterzeichneter unter Aſſiſtenz ſeines Advocaten hierdurch an, daß aus den Büchern ſeines verſtorbenen Oheims, des Herrn Paris Duverney hervorgeht, daß dieſer laut Abrechnung vom 1. April dieſes Jahres von Ihnen noch hundertfünfzigtauſend Livres zu erhalten hat. Als legaler Erbe des Verſtorbenen fordert Unterzeichneter Sie auf, be-

ſagte Summe an ſeinen unterfertigten Notar (Rue des Hirondelles 13) bis 1. October zu zahlen, andern Falles die gerichtliche Entſcheidung zu gewärtigen.

Graf Falcoz de la Blache,
Dormain, Advocat im Departement der Seine."

Beaumarchais rieb ſich die Stirn, während Suſanne das Billet las. „Was," brach er aus, „anſtatt ich fünfzehntauſend Livres erhalten ſoll, muthet man mir zu, hundertfünfzigtauſend Livres zu zahlen? Will das Gräflein den Tanz doch wagen, und ein ſo elendes Mittel dabei anwenden? Gerichtliche Entſcheidung gewärtigen? Nun, ich gewärtige! — Den Gerichtshof Frankreichs will ich ſehen, der die Handſchrift des Todten mißachtet!" —

„Er will Dich in Proceſſe verwickeln, weil er Dir ſonſt nicht beikommen kann. Da er mit Maupeau und Terray gut ſteht, die keine Scham haben, ſo wird es la Blache leicht genug werden, den Proceß zu gewinnen!"

„Mag Alles zutreffen, mein Kind, aber daß ich vor franzöſiſchen Richtern dieſen Proceß verlieren könne, iſt unmöglich!"

„O, laß es nicht erſt darauf ankommen. Der Macht gegenüber iſt das Recht noch immer beug-

ſam geweſen. Wir ſind reich genug, ſelbſt den Verluſt von hundertfünfzigtauſend Livres zu ertragen.“

„Und ich ſoll ſie zahlen? Wider beſſeres Wiſſen? An einen Feind, dem weniger mit dem Gelde, als meiner Demüthigung gedient iſt? Wagt man ſo unverhohlen frech zu ſagen, ich ſei Schuldner ſtatt Gläubiger, ſo kann man mir durch neue Behauptungen auch neue Schulden aufbürden, und meine Furcht würde meinen Feind nur beſtärken. Ich werde dieſem Herrn Grafen nicht ein Haar nachgeben, und wagt er nach zwölf Jahren ſich noch an mich, ſo werde ich ihn eben ſo ſchlimm heimſchicken, wie damals!“

„Du vergißt nur, daß Du damals mächtig geweſen, jetzt aber nicht mehr am Hofe lebſt.“

„Ich bedarf offener Betrügerei gegenüber der Protection nicht!“

„Wo alle Welt ungerecht bedient wird, willſt Du auf Dein Recht pochen?“ —

„Wenigſtens will ich erſt verurtheilt ſein, ehe ich zahle! Das Châtelet kann ſich nicht dem Fluche eines ungerechten Richterſpruches ausſetzen, und treibt Herr Falcoz mich zu weit, ſo werde ich Minen gegen ihn in Bewegung ſetzen, deren Ex-

plosion ihn um den letzten Rest seines Verstandes bringen soll!"

„Ach, bester Caron, wenn wir lieber unbekannt, unbeneidet geblieben wären, mit unserer Familie und Freunden in Frieden unser Brot genössen, wir wären glücklicher! Schon hat sich Alles um uns verändert. Die Hofleute meiden Dich, mit der Literatur hast Du auch Mißgeschick, nun will man uns an's Vermögen. Laß uns erst Unglück haben, so wirst Du sehen, wie Deine hohen und niederen Neider sich wie Raben auf uns werfen werden!"

„Das, Herzensfrau, laß uns ruhig abwarten! Wir haben ein Gewissen, das vor Gott und Welt bestehen kann, und ein Vermögen, das, Dank dem Himmel, nicht so leicht zu ruiniren ist!"

„Dies Vermögen hast Du aber durch Duverney gewonnen, das wird la Blache so gut wissen, wie wir. Er wird Mittel finden, es uns nach und nach zu entreißen, bis —"

„Wir in's Pigeonnier zu Morelly zurückkehren?" lachte Caron.

„Spotte nur; heutzutage ist Alles möglich."

„Dieser Kleinmuth übersteigt alle Grenzen! Wo hast Du denn Deine Munterkeit, Deine Energie, mit welcher Du das Elend unserer ersten Jahre duldetest? Läßt sich das Glück so schwer

ertragen? — Um Dich ein- für allemal zu beruhigen, unſer Vermögen ward nicht durch meinen Umgang mit Duverney errungen; ich brachte ihm fünfhunderttauſend Livres zu, und wir haben mit gleichen Mitteln gleichen Gewinn durch gemeinſame Arbeit erzielt!"

„Fünfhunderttauſend Livres brachteſt Du ihm zu? Aber woher hatteſt Du dieſe denn?" — —

„Von Deinen Eltern!" ſagte er heftig. „Und nun genug damit!" —

„Meinen Eltern?! Ich lebe unwiſſend über Alles, was mich betrifft, neben Dir hin, und — und Du liebſt mich?"

„Eben weil ich Dich liebe, traute Frau! Sinne doch dieſen alten Dingen nicht nach! Sind denn Die ſo vieler Grübeleien werth, welche Alles thun, Dich zu verläugnen? — Wenn ich damals, als ich an den Hof kam, nun durch den Ring Deine Eltern entdeckte, ſie mir mit dem Gelde das Verſprechen abgekauft hätten, ewig vor Dir zu ſchweigen?"

„Das könnten Eltern thun?!" —

„Das thaten ſie, und ich nahm Geld, weil es noch das Einzige war, was ſie Dir ſtatt Liebe zu bieten hatten, ſie damit wenigſtens einen Theil ihrer Pflicht abtrugen und Deine Zukunft ſicher

ſtellten! Gehe noch einen Schritt weiter in Deinen Forſchungen, und Du wirſt das Unglück über uns beſchworen haben. Jetzt um ſo ſicherer, je günſtiger die Zeit für Willkür und Gewaltthat iſt! Frage mich nicht mehr! Das Leben machte aus uns, was wir ſind, wir können nichts dafür. Unſer Herz, unſere Ehre, die Unerſchrockenheit im Leben aber haben wir uns erobert, ſie ſind unſer eigen, daran und an unſerer Liebe laß uns genügen!" — Er zog ſie zitternd auf ſeinen Schooß und erſtickte ihre Seufzer mit Küſſen. Eine Thräne glänzte in ſeinem Auge, eine bange, ungewohnte Thräne! — —

Im Hôtel Penthièvre war es jetzt ängſtlich ſtill; noch ſtiller und beklommener als vor zwei Monaten, wo die Prinzeſſin, Siegen's Brief in der Hand, ausgerufen: „Aus der Wüſte — in die Wüſte!" — Der alte Großadmiral war wieder zurück, aber das chineſiſche Häuschen ſtand öde, Niemand beſuchte es. Vor dem Hôtel in der Rue Honoré lag Stroh, um das Raſſeln der Räder zu dämpfen. — Am Bette ſeines hagern, ſiechen Sohnes, dem der Tod auf dem Antlitz lag, ſtumme Verzweiflung aus den Augen fieberiſch lohte, ſaß Penthièvre, ſchüttelte rathlos ſein weißes Haupt und fuhr, wie wenn ihm alle Gedanken

vergingen, mit der Hand über die Stirn, während die Prinzeſſin niedergeſchlagenen Blickes zu Häupten des Kranken ſaß und ihm ihre Hände überließ, die er in den ſeinen krampfhaft verſchlungen hielt und oft mit Küſſen bedeckte. Der Arzt hatte bereits Louiſen wie dem Vater die tödtliche Natur des nervöſen Fiebers, die unwiderſtehliche Auflöſung dieſes jungen Körpers angekündigt, aber auf flehendliche Bitten des Leidenden die Urſache derſelben verſchwiegen. Der alte vorurtheilsvolle Herr, welcher bei ſeinem Sohne am wenigſten die Laſter vermuthet hätte, deren Folgen er erlag, war leicht zu betrügen; die Gattin nicht. Nach der erſten Entdeckung ſeiner Laſter ſchon hatte ſie die Schnelligkeit ſeines Verfalls, die Wirkung, welche jede verpraßte Nacht auf ihn machte, beobachtet. Mit neunzehn Jahren ſah ſie ſich Wittwe werden, ohne daß ſie je das Würdegefühl der Frau beſeſſen. — Das Picken der Pendule, die auf dem Nachttiſch ſtand, war der einzige Laut im Gemach. —

„Laſſen Sie, mein theurer Vater, den Prieſter holen," ſagte der Kranke matt, „und vergönnen Sie mir, eine halbe Stunde mit der Herzogin allein zu ſein, ehe ich Sie um Ihren Segen

bitte. Ich möchte mich aussprechen mit der Frau, welche ich so jung noch zurücklassen muß!"

„Ihr größtes Elend, mein armes Kind, ist, daß sie in Dir einen edlen Gatten verliert! Ich kann sie nicht mehr lieben, als ich schon thue, aber wenn Dich Gott genommen, wird sie mein einzig Glück, ihre Zukunft meine letzte Sorge sein!"

Der Herzog erhob sich, küßte seines Sohnes Stirn, und schritt wankend hinaus. —

Ein Augenblick peinlichen Schweigens entstand. Die Herzogin hielt ihren Blick gesenkt. Der Unselige starrte sein junges, schönes Weib mit heißen Schmerzensblicken an.

„Frau Herzogin," begann er, „wenn ich Ihnen von meiner tiefen Reue, meiner heißen Liebe jetzt noch sprechen wollte, würden Sie mit dem vollen Rechte gegründeter Verachtung vielleicht sagen, es sei nur gemeine Todesfurcht oder schmähliche Lüge, der mein verwerfliches Leben zu deutlich entspreche. Ich habe nicht das Recht, Sie um Verzeihung zu bitten, wo der Tod jede Besserung verhindert; Frevel, wie ich sie an der Würde der Ehe begangen, verzeiht keine Frau. Aber ist Der nicht wenigstens des Mitleids werth, der so jung aus eigener Schuld

ſterben, dem ſchönſten Looſe entſagen muß, das er erſt würdigen lernte, als er ſelbſt entwürdigt war?" —

„Herr Herzog," ſagte ſie, „ich bemitleide Sie aufrichtig, ich glaube an Ihre Reue, und wenn ich die Verſicherungen Ihrer Liebe auch ablehne, wünſchte ich doch Ihrem Tode mehr Achtung zollen zu können, als Sie im Leben für mich übrig hatten. Ich möchte Ihr Herz nicht mit Vorwürfen belaſten, über die Gott zu entſcheiden im Begriff iſt, Ihre Qual nicht erhöhen, indem ich Ihnen Eröffnungen geſtatte, die Ihr Leben noch mehr vor mir erniedrigen; Sie ſind mir ein Leidender, dem ich aus allen meinen Kräften Linderung geben, mein Gemahl, dem ich bis an's Ende die treue Pflichterfüllung bewahren will, welche ich ihm angelobte."

„Sie haben das redlich gethan, Louiſe! Mich, den Verworfenen, haben Sie gepflegt wie eine Wärterin, haben als ſchützender Engel in der Nacht mein Schmerzenslager behütet, und ich — ich —"!! er preßte ſchluchzend ſeine Hände vor's Geſicht.

„Ich bitte Sie, mein Gemahl, geben Sie ſich keiner nutzloſen Verzweiflung hin!" —

Lamballe erhob ſich mit fürchterlicher Anſtren-

gung. Der Schmerz trieb ihm alles Blut nach dem Geſicht, er faßte heftiger als vorhin ihre Hände. — „Louiſe, ob auch der Prieſter mir das Oel reicht, Gott wird mich nimmer begnaden, wenn Du mich nicht hören, mir nicht verzeihen, im Tode wenigſtens meiner Liebe, meiner Reue, wenn Du den Worten des Sterbenden nicht trauen willſt! Oh, halte mich nur dieſe kurze Spanne Zeit in Deinen Armen, daß ich glaube, ein Strahl himmliſcher Liebe wohne Dir im Herzen für den Gefallenen!“

Die Prinzeſſin überfuhr ein leiſer Schauer. — Blaſſer als vorher kniete ſie an ſeinem Bette nieder, legte ihren Arm ſtützend um ſeine Schulter und ſein Haupt an ihre ängſtlich ſchlagende Bruſt. „Dieſer Strahl himmliſcher Liebe lebt für Sie! Ich vertraue den Gefühlen, die Sie bewegen, wie ich dem Himmel traue, in den Sie eingehen werden. Glauben Sie, Ihre Worte werden in mir ſo bewahrt ſein, wie je Gattentreue ein Vermächtniß bewahrte.“

„Ja, mein Vermächtniß, Louiſe!! Ich habe mich nicht mit mir, ſondern mit Dir zu beſchäftigen. Mein Wunſch kann nur ſein, daß die Deductionen der Philoſophen, welche zu glauben ich mich gewöhnt, Wahrheit hätten, daß es keinen

Gott, kein Jenſeits, keine Vergeltung gäbe, ſondern der Tod ein ewiges Vergeſſen, ein Nichts ſei, — wie mein Leben! — Louiſe, magſt Du jeden Hauch meiner Lippen für Betrug hinnehmen, glaube wenigſtens an eine Warnung meiner ſterbenden Lippe. Hüte Dich vor den Orleans!! Es giebt unter dem Himmel keine größeren Verderber der Leiber und Seelen, keine ſchlimmeren Feinde des Vaterlandes, der königlichen Familie und unſeres Hauſes, als der tückiſche Chartres und ſein unheimlicher Vater!! O, dieſe ſpäte, ſichere Ueberzeugung bezahle ich mit dem Leben, Louiſe, mit Deiner Verachtung und einem Haſſe, den keine Creatur gegen die andere ſo hegen kann, wie ich gegen mich und dieſe Beiden! Nicht mein Vater, nicht Freunde, noch Macht, arme Frau, werden Dich gegen die Orleans ſchützen, wenn Du nicht mit dem ganzen Abſcheu Deiner Seele Dich gegen ſie waffneſt!" —

„Die Orleans? Mein Gemahl, das iſt unglaublich!"

„Wenn es Dir unglaublich iſt, ſo ſterbe ich gewiß verdammt, denn ich verlaſſe Dich ſchutzlos, und Du wirſt ihnen erliegen!"

„O, ſprechen Sie das Schreckliche ganz aus!" —

„Ich bin von Natur — ein Schwächling. Die

ſtrenge Erziehung meines Vaters raubte mir die Kraft und Selbſtſtändigkeit des Charakters, welche allein dem Manne Würde und Sicherheit verleiht. Schon mit fünfzehn Jahren wußte mich Chartres in die Sünden ſeiner geheimen Nächte einzuweihen! — Es giebt zu Paris ein Haus, das Pigeonnier; dort wird der Adel an Gemüth und Jugend abgeſchlachtet, dort iſt die Brutſtätte aller Nichtswürdigkeit, die über das Land gegoſſen wird, und Orleans mit ſeinem Sohn ſind Fürſten dieſer Hölle! Schuldig, verführt, hatte ich doch keine Ahnung, daß Plan in dieſen Orgien, Abſicht in dieſen Bacchanalien ſei, daß dort das tolle Wort, das erlauſchte Geheimniß erſt entlockt, dann zu den verderblichen Zwecken Orleans' benutzt werde. Als ich mich vermählen ſollte, hoffte ich mich dieſem Schlamme zu entreißen; als ich Sie ſah, fühlte ich, daß Sie mich nicht lieben konnten, ich zu tief unter Ihnen ſtand. Sie waren kalt, Sie wollten erſt durch mannhafte Tugend gewonnen ſein. Konnte ein Lamballe Sie gewinnen? Chartres beredete mich am Lendemain, daß ich durch Erregung der Eiferſucht Sie reizen möge und ihm in's Pigeonnier folgen ſolle und meine Schande ward Ihnen offenbar. Aber daß ich in jener Nacht dort Orleans den Vater fand, Zeuge war, wie jenes

Weib, die du Barry durch ſeine Intrigue an den König erhandelt wurde, wiſſen Sie nicht! Ich ſtürzte mich in's Bacchanal, um zu vergeſſen, heuchelte, um eine Mitſchuld nicht zu verrathen, die mich aus der Liſte der Pairie tilgen mußte, und nun ich hier liege, den Tod erwartend, iſt es mir klar, Orleans' Sohn braucht den Titel meines Vaters, das Amt des Großadmirals, welches ihm mein Tod als Erbe einſt einträgt! Darum, Louiſe, mußte Lamballe ſterben!! — Was man gegen Sie ſinnt, kann mein Auge nicht durchdringen, aber Sie werden Werkzeug oder Opfer ſein! Höre, mein einziges Weib, nimm eine letzte Bitte als Liebesopfer des Sterbenden. Ich entbinde Dich Deiner Treue gegen mich, Du haſt mich nicht geliebt, — vergiß mich! Faſſe die Hand eines ſtarken, heldenhaften Mannes, gieb ihm Deine Liebe, eröffne ihm mein letztes Wort! Louiſe, ich habe Siegen's Brief aus Cairo geleſen. Was unſer arglos in ſeiner Gedankenwelt lebender Vater nicht beachtete, ich verſtand es. Dieſer Brief und der Blick Naſſau's, als er von Dir bei der Cour ſchied, — er liebt Dich! Wenn Du ihn wieder lieben kannſt, und was ſollteſt Du nicht, — ſo wird er Dich mit dem Unglück, mein Weib geweſen zu ſein, verſöhnen. Seid glücklich!

Trefft Ihr die Schlangen Chartres und Orleans aber auf Eurem Wege, zertretet ſie, dann werde ich erlöſt ſein, dann wird der Ewige mich an ſein Herz nehmen!!"

„Er hält Dich ſchon an ſeinem Herzen!" rief ſchluchzend Louiſe von Savoyen. „In ſeinem hohen Namen vergebe ich Dir, Dein Weib! Wer will Dich verdammen, wenn ich Dich losſpreche, wer Dich haſſen, wenn ich Dir ſchwöre, daß Du im Tode mein Herz gewannſt!" Sie preßte ihn in ihre Arme, ſie küßte ſeinen blaſſen Mund. Ein Seufzer wie ein Jauchzen tönte, — ein Lächeln der Verklärung umſpielte ihn. Der Unglückliche war nicht mehr. — —

Als des Prinzen Sarg in die Gruft der Penthièvres ſank, murmelte Louiſe: „Er hat mich an Siegen gewieſen, großer Gott! Aus der Wüſte — in die Wüſte!!" —

An demſelben Tage ſchrieb Beaumarchais dem Fürſten nach Cairo. — — —

Nach der feſtgeſetzten Friſt ſtrengte Graf Blache wirklich ſeinen Proceß beim Châtelet an, und ſein Sachwalter Dormair verſtand trefflich alle Schliche. Er beſtritt die Aechtheit des Schuldſcheins, welchen Caron präſentirte, und verwickelte Richter, Zeugen und Verklagten in ein unerſchöpfliches

Heer von Scheinbeweisen und Verdrehungen. Das Châtelet verstand indeß keinen Spaß. Es ordnete eine Erbschaftsrevision an, und da Duverney's Contis verschwunden waren, wurde das Hauptbuch Caron's mit den Papieren des Verstorbenen und den Aussagen seiner Buchhalter verglichen. Graf Falcoz wurde in erster Instanz abgewiesen. Er ging, von dem hitzigen Dormain ermuthigt, an die zweite Instanz. —

Inzwischen hatte das Parlament seine Functionen eingestellt. Um sich unbedingte Anerkennung zu verschaffen und Choiseul zum Aeußersten zu drängen, forderte die du Barry ihre offene Declaration in großer Audienz. — Alle Pairs, der Hof versammelten sich, es war eine Beleidigung, nicht zu erscheinen. Diese Beleidigung wagte allein der furchtlose Conti. — Als die Gräfin erschien, vom König huldvoll mit ihren Titeln angeredet, von Maupeau, Terray und Aiguillon becomplimentirt, war es Orleans, der durch schamlosen Handkuß und die halb ironische Anrede: „Meine Cousine!" den Huldigungsreigen der Prinzen und Notabilitäten eröffnete. Die Gräfin war anerkannt. — Als Choiseul allein übrig blieb, entfernt, von Allen gemieden stand und, statt den gesegneten Augenblick der Demüthigung zu er-

greifen, ihr den Rücken kehrend, hinausging, war ſein Sturz entſchieden. Er wurde an demſelben Tage durch des Königs Befehl nach Chanteloup verwieſen! Eine Maitreſſe hatte ihn erhoben, eine Maitreſſe ſtürzte ihn! — Seine Entlaſſung machte aber äußerſtes Aufſehen. So verbrecheriſche Anſchläge man ihm auch Schuld gab, ſein Regiment war gegen das jetzige noch mild geweſen. Das Volk ſtrömte zuſammen, den Verbannten in Paris zu empfangen, die Parlamente eilten, ihm ihr Beileid zu verſichern, und ſein Fall wurde zu einer Ovation, die ihm der öffentliche Geiſt zum Tort der Maitreſſe darbrachte. Aber um die Nation geradezu in's Geſicht zu ſchlagen, ward derſelbe Aiguillon zum Miniſter des Innern gemacht, gegen welchen das Parlament das Todesurtheil ausgeſprochen, während General Lolendal's Kopf gefallen war, weil er in Indien — mindeſtens ehrlicher gehandelt. Die glänzende Denkſchrift, welche ſein Sohn Lally aus dem Dunkel des Pigeonniers entſandte, aus der in klaren Zügen die Brutalität dieſes Urtheils hervorging, bot eine traurige Parallele. — Die Cenſur wurde nun wahrhaft unerträglich gemacht, und Herzog von Briſſac zum Commandanten von Paris, ſein Sohn zum Commandanten von Verſailles ernannt, denn ſie

theilten mit dem Könige die Liebe der du Barry, und die Reſidenz ward durch das drohende Auftreten der Soldateska, durch Patrouillen und Quartierungen beläſtigt. Ach, die Herrſchaft der Pompadour war ja noch eine goldene Zeit geweſen! — —

„Ich haſſe Dich mehr, als ich meine Maitreſſe liebe!“ hatte la Blache dem Beaumarchais zugerufen, als er damals das Hôtel Bourbon nach der verunglückten Audienz verlaſſen. Jahre lang hatte er ſeinen Haß in Rückſicht Terray's und der Vendatour, der Beerbung Duverney's und des Befehls Orleans' gezügelt, dadurch war aber ſein Haß, ſeine natürliche Bosheit faſt zu einer Krankheit, die Rache zu einer fixen Idee erwachſen. Als er durch das enorme Vermögen Duverney's mehr Selbſtſtändigkeit vor Frau und Schwiegervater, und die Mittel gewann, alle ſeine Wünſche zu befriedigen, und zugleich ſah, wie ſeine eigene Partei an's Ruder kam, ergriff er jubelnd den Behelf eines Proceſſes, ſeinen alten Gegner in Schaden zu bringen. Er verfolgte mit des durchtriebenen Dormain's Hülfe ſeine Klage in zweiter Inſtanz, und brachte, um alle früheren Beweiſe Caron's hinfällig zu machen, das Hauptbuch und einige Contis ſeines Onkels plötzlich zum Vorſchein, aus denen, auffällig genug,

hervorging, daß Beaumarchais die angeklagte Summe ſchuldig ſein müſſe. Das war Caron doch zu viel. Bisher hatte er ſich perſönlich im Hintergrunde gehalten und ſeinen Advocaten Gudin de la Brunellerie für ſich plaidiren laſſen, jetzt erſchien er ſelbſt auf den Terminen, ſetzte ſeinen Witz, ſeine ganze Gewandtheit gegen la Blache vor den Richtern in Scene, verleitete ſeine Gegner zu zahlloſen Widerſprüchen, und ſchloß ſein Plaidoyer: „Dies iſt der Thatbeſtand, meine Herren Richter, ſo feſt begründet, als Beweiſe, Zeugen und Widerſprüche des Gegners ſie nur machen können. Das Reſultat meiner ganzen Unterſuchung iſt darin zuſammen zu faſſen, daß ein Graf, ein Mann des älteſten und höchſten Adels von ſeinem Haſſe ſich verleiten ließ, durch wiſſentlich falſche Documente vor Ihnen ein Urtheil umzuſtoßen, das ihn bereits von der Schwäche ſeines Rechts hätte belehren können! Es iſt nicht nöthig, ein Wort noch zu meinen Gunſten zu erwähnen, denn die Sache redet für ſich ſelbſt, aber erwähnen muß ich, meine Herren, daß ich keine Hülfe habe in dieſer trüben Epoche, als die Gerechtigkeit Ihres Forums, daß weder ich noch mein Gegner an das Parlament appelliren kann, denn das Parlament hat Schwert und Wage niedergelegt, weil das

Recht zum Himmel entflohen iſt! Wie gering gegen das große Ganze meine Sache auch ſei, ſie wird in Ihren Händen ein Beiſpiel werden, daß das Recht in Frankreich noch immer einen Altar hat!!"

Die Richter traten zum Spruch zuſammen. Graf Falcoz de la Blache ward auch in zweiter Inſtanz abgewieſen! — Er war außer ſich, ſein Zorn war eben im Begriff, ihn zu heftigen Aeußerungen hinzureißen, als ihn Dormain, ſein Advocat, beim Arm ergriff und zur Beſinnung brachte.

„Indem ich Ihre Nachſicht für den Gefühlsausbruch meines edlen Clienten in Anſpruch nehme, habe ich die Ehre Ihnen anzuzeigen, daß er Ihr Forum nicht als die letzte Inſtanz anerkennt und ſeine Rechtsmittel gegen den Verklagten nicht erſchöpft ſind. Das Parlament, als oberſte Behörde, wird darüber entſcheiden, und ich bitte um Ausantwortung der Acten!"

„Die Zuſtellung der Acten und Documente," entgegnete der Vorſitzende, „wird nicht erfolgen! Wenn Sie das hohe Parlament für ſich anrufen, hat das Châtelet nichts dagegen. Wir haben Ihnen aber, Herr Graf, zu eröffnen, daß, wenn binnen ſechs Monaten das Parlament Ihre Klage nicht angenommen, die Acten von uns nicht ein-

gefordert hat, das Urtheil dieſer Inſtanz rechtskräftig wird und der Huiſſier Vollmacht empfängt, die Koſten des Proceſſes von Ihnen, Herr Graf, beizutreiben!“ —

Die Sache war ſo gut wie beendet, das Parlament nahm ja keinen Appell mehr, alſo mußte das Urtheil des Châtelet binnen ſechs Monaten in Vollzug treten. Frohen Herzens ging Caron nach Hauſe, umarmte lachend ſeine Suſanne, erzählte ihr und der Dame Piron den ganzen Hergang der Schlußſitzung und die fruchtloſe Wuth ſeines Gegners.

„Gott ſei Dank,“ erwiederte Suſanne erleichtert, „daß dieſes Uebel abgeſchlagen iſt! Vor dem Parlament iſt mir nicht bange. Die Herren von der rothen Robe kennen die Partei des Grafen zu gut, ſind der Regierung viel zu gram, als daß ihm die Verſchleppung etwas helfen ſollte.“

„Wenn es wirklich dahin kommt, kann man vorher dem Prinzen Conti, Malesherbes und ſeinen Freunden eine Ueberſicht des Thatbeſtandes geben,“ entgegnete Caron.

„Wie unnütz waren alle Ihre Befürchtungen, beſte Freundin,“ und die Chevalière ſchlug Suſannen lächelnd auf die Schulter. „Das kommt von dem Grübeln! Seien Sie heiter, vertrauen

Sie der Vorſicht Ihres Gatten, die ſich ſo oft ſchon bewährt hat, und laſſen Sie uns über die Stürme lachen, welche draußen wehen. Wiſſen Sie, was Sie zerſtreuen, Ihnen eine größere Abwechſelung bieten würde? Sie müſſen angeregt ſein, im bunten Wechſel der Dinge leben, Ihr wie Ihres Gatten Temperament verlangt das. Iſt er weg, hängen Sie wie eine Blume das Köpfchen, dem der Sonnenſchein fehlt! Warum geben Sie nicht einmal wieder eines Ihrer petits soupers, bei denen wir mit Morelly, Malesherbes, Aumont und den alten Freunden einſt ſo fröhlich waren?"

„Die alten Freunde ſind todt und verſtreut!" erwiederte Suſanne.

„Des Dauphins Tod riß Alles auseinander; nun treibt Jeder einzeln im Wirbel der Tage. Aber Sie haben recht, Frau Chevalière. Nahm uns der Tod die alten, ſo ſchenkt das Leben uns neue Freunde. Jeden Tag erwarte ich den muntern Fürſten Naſſau, Malesherbes wird eine Stunde Muße für uns haben, und wenn Papa Morelly ſich träumeriſch auch an die extremen Schwärmereien Lally's und Condorcet's hing, die Gegenwart iſt ja ſo elend, daß man ſich etwas Revolution

im Hirn ſchon gefallen laſſen kann; ich fühle ſelbſt ein Prickeln danach!“ —

„Herzensmann, das iſt ein guter Gedanke. Laß ſie uns Alle zu Abend bitten! Jeder hat doch etwas zu berichten, man regt ſich an, man lebt auf, man entflammt ſich. Und wenn der Fürſt erſt kommt, was wird er nicht zu erzählen wiſſen, welch' neue Pläne kann man nicht faſſen? Ich ſehe ſchon, wie ſich eine neue Kette fröhlicher Tage flicht!“ —

„So hoff' ich auch, Suschen. Von Lally und Condorcet's Maximen iſt auch nicht gar ſo viel mehr zu fürchten. Der Erſte hat durch ſeine Memoiren Ruhm, der Andere einen Seſſel in der Akademie gewonnen, und ſei man auch noch ſo desperat, Ehre und Amt ſchaffen eine gewiſſe Selbſtzufriedenheit im Gemüth und ſtimmen milder. Um den Kreis vollzählig zu machen, will ich doch auch Diderot und d'Alembert perſönlich bitten.“

„So wollen wir gleich an das Briefſchreiben und die Speiſekarte gehen, theure Chevalière.“

„Indeß ich d'Alembert aufſuche!“ —

Caron ergriff den Hut, küßte Suſannen lächelnd die Hand und eilte hinweg. — Er nahm ſeinen Weg durch die Fauconniers, um über die Straße Jouy und de Ver die Antoine zu errei-

chen. Als er die Rue des Barrez durchſchneiden wollte, fuhr eine alte Kutſche, ein dunkler, unförmlicher Lederkaſten, an ihm langſam vorüber, von berittenen Sicherheitswachen umgeben. — Der Zweck derſelben war allen Pariſern ſehr wohl bekannt. „Ein Opfer der Gewaltthat wird abgeholt. Irgend ein armer Teufel, der die Ruhe des Engels oder ihrer Cumpane ſtörte," murmelte er und ging weiter. „Das iſt der Baſtillekarren," lachte ein Arbeiter, „er wird ſo lange fahren, bis wir die Polizei ſelbſt hinein ſperren!" — Caron achtete nicht, daß die Kutſche hielt. In heiteres Sinnen verloren und überlegend, daß Naſſau längſt auf der Rückreiſe ſein müſſe, bemerkte er nicht, wie hinter ihm die Straße lebendig wurde, Rennetrappeln und das bekannte „Haltet ihn, im Namen des Geſetzes!" ertönte. Plötzlich ritt ein Polizeidiener dicht an ihm vorüber und wendete ſein Pferd, ſo daß es vor dem Aufſchreckenden ſtand. „Halt!" donnerte der Mann des Geſetzes. —

„Sie verkennen wohl meine Perſon, mein Herr!"

„Das wird ſich gleich ausweiſen. Wer ſind Sie?"

„Ich heiße Caron de Beaumarchais!"

„Alſo hat man ſich nicht geirrt. Da iſt der Patron!“ rief er ſeinen Collegen zu, die heran-eilten. Das Volk ſammelte ſich, die dunkle Kutſche raſſelte auf ihn zu.

„Wie kommen Sie denn zu meiner Arretirung?“ ſchrie Caron außer ſich.

„Auf unſeren Gäulen! Warum liefen Sie denn weg, wir hätten Sie gern aus Ihrem goldenen Neſte mit allem Anſtande abgeholt. Doch da kommt der Herr Lieutenant ſelbſt!“

Die Kutſche hielt, der Polizeilieutenant ſtieg heraus, es war Herr von Sartines; ihm folgte Dormain, der Advocat des Grafen Falcoz.

„Das iſt er,“ ſagte Letzterer ſpöttiſch. „Bringen Sie unſern Vogel in den Käfig!“

„O, ich kenne ihn, wir ſind alte Freunde! Nicht wahr, Herr Beaumarchais? Man iſt jetzt nicht mehr bei Hofe, kann die Behörden nicht mehr übertölpeln? O, ſchöne Leute kommen doch immer zuſammen!“

„Sparen Sie Ihren Witz, mein Herr! Ohne Befehl haben Sie mich nicht zu verhaften, ich nehme dieſe Bürger zu Zeugen. Auch will ich wiſſen, weſſen ich angeklagt bin, und was Advocat Dormain damit zu ſchaffen hat?“

„Ich ſehe, Sie kennen die Form,“ ſagte ſpöt-

tiſch Sartines. „Hier iſt der Befehl des Herrn Miniſters von Maupeau. Sie ſind angeklagt, in einem Proceß beim Châtelet den Herrn Grafen Falcoz de la Blache der Fälſchung beſchuldigt zu haben!“

„Das habe ich nicht! Ich habe —“

„Packt ihn, er wird Zeit genug haben, ſich zu beſinnen, was er that! Die Baſtille iſt lange hungrig nach Ihnen. Kein Wort, oder man wird Ihnen einen Knebel appliciren. Sie ſind ein Verleumder, ein Ruheſtörer und Ränkeſchmied, und man legt Ihnen eben das Handwerk, das iſt Alles!!“ —

Caron ſenkte erblaßt das Haupt. Es war unnütz, mit dieſen Leuten zu verhandeln. Er ſtieg ohne zu reden in die Kutſche, Sartines nahm neben ihm Platz. — Das Volk ſchrie Hallo und ſchimpfte, die Gaſſenbuben warfen die Polizeidiener mit Koth, welche dieſe Huldigung mit der Reitpeitſche erwiederten, und fort ging's zur Straße Antoine, öſtlich zum Thore hinab, wo das fürchterliche Staatsgefängniß mit ſeinen acht Thürmen drohte. Das Außenthor öffnete ſich, — die erſte, die zweite Zugbrücke fiel, Commandant de Launay mit Officieren und Schließern empfing ihn.

Sartines übergab den Haftbrief. Der Commandant ſchrieb mit Rothſtift ſeinen Vermerk darauf, und wendete ſich dann an einen vierſchrötigen, wilden Geſellen, der an der Seite ſtand und mit ſeinem Schlüſſelbund ſpielte.

„Santerre, führe den Arreſtanten Caron nach dem vierten Thurm, Numero ſiebzig! Du darfſt ihn gut behandeln!"

„Na ja!" und der Gefängnißwärter packte Caron bei der Bruſt. „Wir behandeln alle unſere Gäſte gut. Komm, mein Junge!"

Caron ward in den vorderen linken Seitenthurm gebracht, faſt unter das Dach.

„In dieſes erſtickende Loch ſoll ich?" —

„Ohne Umſtände, vorwärts!" und Santerre ſtieß ihn vor ſich her. „Du kannſt noch ſehr froh ſein, daß es ſo kommt. Das iſt mit unſer beſtes Logis, unter der Erde haſt Du keine Ausſicht!"

„Das iſt ſehr philoſophiſch, Freund, die Encyklopädie meint das auch. Ich danke Dir aber für die Aufrichtigkeit, nimm dieſe zehn Francs!"

„Hm! Soll das die Koſt für die Woche ſein?" —

„Nein, mein Lieber. Es iſt für Dich. Da ich aber, als ich ausging, nicht wußte, daß man mir die Ehre der Baſtille zudachte, ſo habe ich nicht genug Geld bei mir. Willſt Du noch zehn

Franken verdienen, in meine Wohnung gehen und meiner Frau ein Billet bringen?" —

„Das kann geſchehen, Nachmittags, wenn die zweite Runde gemacht iſt."

„Ich ſehe, Du thuſt böſer, als Du biſt. Wie lange Zeit haſt Du Dein Amt?" —

„Mein Vater war ſchon hier, von dem übernahm ich's. Ich bin in der Baſtille geboren."

„Kein Wunder, daß Du Freiheit und Edelſinn nicht kennſt. Haſt Du Familie?"

„Ich möchte Dir für die Frage auf's Hirn ſchlagen! Denkſt Du, ich will Kinder haben, die auch in dem Höllenloche grau werden?!"

„Santerre, Du gefällſt mir! Vielleicht kann ich etwas für Dich thun, wenn ich frei werde. Bring mir Papier und Dinte!"

„Haha!" wendete ſich Santerre lachend zur Thür. „Das haben mir ſchon mehr Leute geſagt! — Die, welche frei wurden, vergaßen mich, die, welche mich nicht vergaßen, ſtarben hier. In der Baſtille giebt es keine Erinnerung!" Die Thür ſchlug zu, die Riegel knarrten. Caron ſank betäubt auf ſein Strohlager. —

3.

Jus primae noctis.

Beaumarchais, gefangen in der Baſtille, dem fürchterlichſten aller Staatsgefängniſſe, und einem Feinde gegenüber, dem Zeit und Gelegenheit, ſeine Rache zu befriedigen, überaus günſtig war, ſeine Freunde fern oder verſtreut, ſeine jetzige Macht gering, ſeine Frau ſchutzlos wiſſend, überließ ſich weder dem wilden Schmerze, noch hing er ſich an trügeriſche Hoffnung. Sein erſtes Geſchäft war, die wirkſamſten Mittel gegen alle Diejenigen aufzuſuchen, denen er ſeine Lage Schuld gab, und das Sicherſte zu wählen, was ihn retten und Suſannen vor Verfolgungen bewahren konnte. Er hatte Niemand, deſſen Theilnahme und Hülfe er ſich ſichern konnte, als Santerre, den Unterſchließer. Er ſchrieb ſofort an Suſanne und legte den Schlüſſel zu ſeinem Secretär, den er immer bei

ſich trug, in den Brief. Sein Weib ſollte ſein Erretter werden, die Frau, welche ja in trüben Tagen ihre Treue, Entſchloſſenheit und Seelenſtärke bewieſen. In ihre Hand gab er die einzige Waffe, welche ihm augenblicklich zu Gebote ſtand, in der feſten Vorausſetzung, ihre Liebe und Angſt würden genügen, ſie zur äußerſten Anſtrengung zu vermögen. — Nachmittags gegen fünf Uhr erſt erſchien Santerre.

„Nun, mein Fink, wie lebt ſich's im Bauer?"

„Mach' ihn auf, und ich will Dir draußen antworten!"

„Ah, dann müßt' ich verrückt ſein. Uebrigens ſind ein paar Dutzend eiſerner Thore zwiſchen Euch und der Straße! Von hier iſt ſeit Menſchengedenken keiner entflohen!"

„Das fällt mir auch nicht ein. Ich will auf rechtmäßigen Wegen frei ſein und werde es, wenn Ihr ſo gut ſeid, dieſen Brief ſogleich und unverſehrt meiner Frau zu bringen." —

„Ich hab' mir die Sache überlegt, mein Sohn," und Santerre lachte tückiſch. „Wozu ſoll ich mich bemühen, daß ein Anderer frei wird, wer bemüht ſich denn um mich? 'Siſt noch meine einzige Freude, Leute Eurer Sorte hier zappeln zu ſehen, zumal wenn ſie reich und vornehm ſind. Ihr

ſpracht am Morgen von Philoſophen. Wir hatten deren ſchon etliche hier und ich hab' mein Theil abgekriegt. Ich weiß wohl, was ich zu glauben und zu hoffen habe!"

„Seid ſo gut, Santerre, und erzählt mir von Eurer Philoſophie. Selbſt in der Baſtille kann man lernen!"

„Wenn ich draußen wäre, oder vor dem Commandanten, würde ich mich hüten zu ſagen, was ich denke, aber ſo geht's, und ich kann's allenfalls auf meinen Amtseid abläugnen!"

„Alſo Ihr gebt nichts auf ihn, obwohl Ihr ihn vor Gott geſchworen?"

„Haha, das iſt eben der Punkt! Was iſt das für ein Eid, wenn man vor Gott ſchwört, ſeine Mitgeſchöpfe zu quälen? — Gott? Es iſt gut, daß ich weiß, es giebt keinen! Mit dem letzten Schlage iſt das Bettelleben aus, und man iſt nie geweſen. Es war einmal Einer hier, der hat es klar bewieſen, ein Pfaff noch dazu. Sie haben ihn dann wo anders hin gebracht, ich glaube, nach Bicêtre, denn er trieb zuletzt Narrenspoſſen, als ſei er hirnkrank; der Racker hat ſich verſtellt, glaube ich! Wenn's einen Gott giebt, könnte es dann Könige geben, die ihr Land kahl freſſen, wie die Raupen das Laub? Bettler,

die dagegen nicht wissen, wo sie ein Stück Brotrinde hernehmen sollen, Kerle wie ich, die gleich dem Vieh behandelt werden, wenn sie nicht ihre Züchtlinge noch schlimmer behandeln? — Gewalt und Geld thut Alles, Menschenfleisch ist das ordinärste im Lande, und Leibeigene sind wir Alle, wenn wir kein Wappen haben! Teufel, das muß ein schöner Schöpfer sein, der Alles so elend gemacht hat! — Was ist die Welt, ein Bestienhaufen! Die großen Bestien sind die reißendsten, und die kleinen die, welche bestimmt sind, immer gefressen zu werden!"

„Würdest Du, wenn Du nun so eine große Bestie wärest, eben so reißend sein? — Santerre, ich glaube es nicht. Ich bin überzeugt, Du hast ein Herz, und wärest Du selbst glücklich, würdest Du nicht zu bloßem Vergnügen Deine Mitmenschen unglücklich machen!"

„Herz? Freilich wohl! So ein Ding habe ich, das mir oft schlaflose Nächte und mich weinen macht; dann ersäufe ich's im Branntwein! Es ist eine Narrheit und mein einziger Fehler. — Glücklich! Ich kann nicht sagen, ob ich dann anders sein würde, denn ich weiß nicht, wie man glücklich wird!"

„Aber ich könnte Dir's zeigen! Wenn Du

nun dieſen Brief an meine Frau übergeben und dafür tauſend Livres erhalten würdeſt, könnteſt Du doch hier weg, ein bürgerliches Gewerbe anfangen und heirathen!" Er ſah den Schließer forſchend an, der dröhnend umherſchritt.

„Und was hättet Ihr für Grund, es zu thun?"

„Keinen, als Dir zu beweiſen, daß Du keine Beſtie biſt, daß Deine armſelige Anſchauung alſo erlogen iſt."

„O, darauf möcht' ich's ankommen laſſen! — Nein, nein! Ich könnte am Ende reißender werden, als gut iſt! Hier im Käfig, unter der Peitſche bin ich noch leidlich; ich kann nicht wiſſen, ob das Leben da draußen mir zuträglich iſt. Mein Vater war ein Brandſtifter, meine Mutter um nichts beſſer. Weil ſie ſich nun paſſabel aufführten, wurden ſie zu Schließern gemacht, und deshalb ſteckt das Vieh mir von Geburts wegen in den Gliedern!"

„Pfui, wer wird ſo etwas von ſich glauben. Wäre es nicht ſchöner, wenn Ihr in der Welt den ſchlechten Namen Eurer Eltern zu einem guten machtet? Wenn es hieße, bei Herrn Santerre, dem reichen, dem Gemeindeälteſten Santerre, geht kein Armer vorbei ohne ſeinen Sous!

Er hat ein Herz für die Geringen und dreht den Vornehmen eine Naſe!"

„Alle Wetter ja, das wäre hübſch! Aber — Ihr, wie wollt Ihr das aus mir machen? — Seid Ihr ſo reich?" —

„Vielleicht!" —

„Wie kommt Ihr aber dazu, Euer Geld an mich wegzuwerfen? Es koſtet viel, denk' ich."

„Nun, ich würde Euch ein Gewerbe lernen laſſen, Euch etabliren. Wenn Ihr fleißig ſeid, würde ich Euch Geld vorſtrecken. Ihr könntet zu Vermögen kommen und —"

„Hm! — Herr, ich hätte nicht gedacht, daß es doch ſo gute Menſchen —"

„Beſtien willſt Du ſagen?"

„Nein, ſo gute Menſchen gäbe. Ihr würdet mich ja zum Menſchen machen, und da müßt' ich die Anderen auch ſo anſehen? — Wer wird des Brandſtifters Santerre Sohn heirathen, als eine Bettel, wer ihm Freund ſein, als ein Spitzbube? Hätte ich auch das Geld und den Willen, man würde mich aus der Baſtille nicht loslaſſen, denn ich bin einmal unehrlichen Namens, und die Polizei würde immer ſehen, was ich treibe!"

„Was Ihr treibt? Ihr habt ja doch nie ein Verbrechen begangen!"

„Aber meine Eltern! Das wird man nie los. Doch gebt nur Euren Brief her, ich thu's ohne Lohn, weil" — er wendete ſich ab.

„Nun weil? — Weswegen denn?" —

„Weil Ihr — keine Beſtie ſeid, Herr!!" — Die plötzliche Bewegung ſchien des Schließers Stimme zu erſticken, er ſtürzte, den Brief in der Hand, hinaus. — — —

Frau Suſanne, welche fröhlich von ihrem Manne Abſchied genommen und, über den Ausgang des Proceſſes beruhigt, nicht ahnte, daß Caron bereits unter Schloß und Riegel ſaß, hatte mit Frau von Piron inzwiſchen Anſtalt zu dem Souper getroffen, das Abends die alten Freunde vereinen ſollte. Gomez trug die Einladungen fort, die Chevalière hatte Beaumarchais' Wagen genommen, ein paar Beſuche zu machen, indeß Suſanne mit Minetten, ihrem Mädchen, alle häuslichen Vorbereitungen traf. Man wollte einmal ſo recht von Herzen fröhlich ſein und ſich alter, ſchöner Zeiten erinnern. — Mitten in ihrer Geſchäftigkeit ward ſie durch die Glocke des Vorzimmers unterbrochen.

„Ah, da iſt mein Mann ſchon zurück. Schnell, öffne!"

Minette entfernte ſich, kam aber gleich wieder.

„Herr von Beaumarchais ist es nicht, sondern zwei fremde Männer, unzweifelhaft von Stande, die Ihnen eine besondere Mittheilung zu machen wünschen!"

„Mir? Zwei Fremde? Hast Du Dir denn die Namen nicht nennen lassen?"

„Ach nein, gnädige Frau. Da ich den Herrn erwartete, öffnete ich schnell. Sie traten ohne Weiteres herein und sagten ihr Begehr in so dringender Weise, daß ich mir gar nicht Zeit nahm, zu fragen!"

„Wie ungeschickt Du bist, Jedermann hereinzulassen, wo wir allein sind. Da ich nicht ausweichen kann, laß die Herren eintreten, halte Dich aber im Entrée, daß Dich jederzeit die Glocke herbeirufen kann."

„Zu Befehl, gnädige Frau!" Minette ging hinaus. Man hörte einige Worte im Vorzimmer wechseln, dann öffnete sich die Thür und — zu Susannen's äußerstem Schreck traten Graf Falcoz de la Blache mit Batyl ein.

„Mein Herr, was wollen Sie? Mein Mann ist nicht zu Haus und ich —"

„Ich weiß das, meine kleine reizende Feindin. Er ist gut aufgehoben und wird vor der Hand nicht wiederkommen!"

„Nicht wiederkommen? — Minette!“ Sie wollte zur Glocke eilen.

Mit raſchem Griff hatte Falcoz ihre Hand erfaßt. Batyl verriegelte die Thür und ſteckte ſchnell die Tiſchglocke in die Taſche.

„Das iſt ein Ueberfall, Herr Graf! Wenn Sie mich nicht loslaſſen, ruf' ich um Hülfe, meine Leute ſind in der Nähe!“ —

„Das wiſſen wir beſſer, mein Schätzchen. Die Chevalière fuhr aus, Ihr Diener Gomez iſt entfernt, das Kammermädchen aber kein fürchterlicher Gegner. Wenn Sie übrigens Alarm ſchlagen, wird man von unſerem tête-a-tête glauben, was man will, ohne daß Sie dadurch Ihren Mann aus dem Gefängniß befreien.“

„Meinen Mann aus dem Gefängniß?!“ — rief die Zitternde. „Herr Graf, ich weiß zu gut, wie Ihr Proceß vortheilhaft für uns endigte, um mich belügen zu laſſen!“

„Belügen? Wie können Sie glauben, ich werde Ihnen nahen, ohne daß meine Drohung ernſthaft wäre. Verlaſſen Sie ſich darauf, er ſitzt, und zwar auf länger, als Ihrer ehelichen Sehnſucht angenehm ſein wird. Ich bin daher gekommen, Ihnen die Zeit zu vertreiben!“

Faſt rang die Aermſte mit einer Ohnmacht,

aber ihre Willenskraft, der Instinct äußerster Gefahr ließ sie nicht zusammenbrechen. Eine Kälte, eine Geistesgegenwart kam über sie, wie nie. Sie überlegte im Nu, daß die Chevalière, Gomez, ihr Mann unmöglich lange ausbleiben könnten, ihr Hülfe werden müsse, sobald es nur gelang, den alten, boshaften Feind hinzuhalten und nicht allzu sehr zu reizen.

„Sie haben die Gelegenheit gut ausersehen, Herr Graf, Ihre alte Rache auszuführen. Da Sie als Edelmann nicht verschmähen, eine Wehrlose zu überfallen, so muß ich natürlich anhören, was Sie mir zu sagen haben!"

„Das ist hübsch; meine süße Gegnerin capitulirt!" Er ließ ihre Hand los. „Haben Sie die Güte, sich neben mir auf dies Canapé niederzulassen, damit ich Ihnen Alles erörtern kann!"

Ihre Hand frei fühlend, eilte sie sofort zum Fenster und sagte erbittert: „Ich kann hier stehen, Herr Graf, und Ihre Explikationen in der Entfernung hören. Wagen Sie dieselbe zu verringern, so werde ich die Leute auf der Straße um Hülfe bitten! Sie werden höchstens das Verdienst erringen, der Mörder einer armen Frau

geworden zu ſein. Ein ſtolzer Triumph Ihrer Feigheit!"

„Sie ſind ſo ſchön in Ihrem Zorn, kleine Frau, daß ich wirklich Luſt empfinde, Sie noch ein wenig länger zu reizen! Doch fürchten Sie nichts, mit einem ſo geringen Siege begnüge ich mich nicht. Ich will das Vergnügen haben, dieſe reizenden Lippen zum Bitten ſich öffnen, dieſe blauen Augen flehen zu ſehn! Ich will Sie zwingen, ſich mir als Sclavin zu Füßen zu legen, das iſt viel intereſſanter und muß Ihnen vortrefflich ſtehen!"

„Ich habe auf dieſe Dinge nichts zu antworten!"

„Nichts? Deſto beſſer, hören Sie. — Mein Haß gegen Beaumarchais iſt ſo alt, wie — wie meine Liebe zu Ihnen. Vielleicht hätte ich Beides und die Beleidigung vergeſſen, welche er mir in der ächten Manier eines Pariſer Gamin zugefügt, hätte er nicht meine Stellung bei Hofe wie ein Schurke ruinirt, der zu gefährlich war, um ihn für eclatante Strafe zu gering zu achten! Ich ſchwur ihn zu haſſen, wie ich meine Maitreſſe liebe, und heute hoffe ich die Rechnung mit ihm abzumachen. Sie ſind noch eben ſo ſchön, wie vor zwölf Jah-

ren! Im Gegentheil, Sie ſind voller, verführeriſcher geworden —"

„Herr Graf, erlaſſen Sie ſich dieſe Art der Beleidigung, ſie iſt wirklich geſchmackloſer, als Sie ſich einbilden!"

„Sie wollen Beweiſe für meine Liebe? Noch beſſer!"

„Ich möchte lieber wiſſen, warum Sie für gut fanden, Ihr heutiges Werk nicht eher zu beginnen; mir ſcheint ein ſolcher Haß etwas unglaublich. Sie wünſchen doch wohl nur wegen des Proceſſes einen Vortheil zu erpreſſen!"

„Sehr kaufmänniſch gedacht, Madame, ich hoffe Ihnen aber das Gegentheil zu beweiſen. Der Haß verjährt nie, Theuerſte!"

„So hielt Sie nur ſchmähliche Furcht ab, eher an denſelben zu denken!"

„Es iſt unnöthig, alle Gründe zu erörtern. Der glänzendſte iſt wohl, daß es klug war, ſo lange zu warten, bis ich meinen Feind ſicher treffen konnte. Der Proceß bot das beſte Mittel."

„Sie verloren ihn in zwei Inſtanzen!"

„Ich werde ihn aber in der dritten vor dem Parlamente gewinnen! Da Herr Beaumarchais in der heutigen Schlußſitzung ſo gütig war, den

Grafen Blache als Fälſcher zu bezeichnen, hab' ich ihn durch eine lettre de cachet verhaften laſſen, und er wird in der Baſtille ſo lange ſitzen und über den Nachtheil, Standesperſonen zu beleidigen, Reflexionen anſtellen können, als es mir gefällt. Sie müßten ſich denn entſchließen, ihn loszukaufen!"

„Seit wann verkauft der Haß ſein Opfer? Mir ſcheint, Sie ſind Ihrer Rache nicht ſehr ſicher?"

„Vielleicht zu ſehr, ſüße Frau, und es iſt nur ein Act der Milde, wenn ich Ihnen einen Vergleich anbiete; vielleicht gar eine Schwäche! Pah, ich bin vor dem zarten Geſchlecht gern ſchwach! — Sie hatten nämlich das Glück, meine erſte Liebe zu ſein. Ich hing an Sie mein Herz, meine Schwärmerei, und die Erinnerung an eine ſolche reizende Narrheit wird man nie los. Caron wurde mein Nebenbuhler, er entführte Sie meiner Gewalt. Ich werde alſo gerächt ſein, wenn ich dieſen Nebenbuhler aus dem Felde geſchlagen habe."

„Sie führen mich wirklich in die Verſuchung, wiſſen zu wollen, wie Sie das anfangen!"

„Ich werde Beaumarchais freilaſſen, und jedes weitere Proceſſiren einſtellen, ja, meine Liebe geht

ſo weit, daß ich ihm hundertfünfzigtauſend Livres Entſchädigung zahlen will, wenn Sie ſich entſchließen, mir ſogleich zu folgen. Mein Wagen wird Sie an einen himmliſch ſtillen Ort führen, ganz zur Wonne geſchaffen, wo wir alles Verſäumte nachholen können. Zwanzigtauſend Livres Renten und ein Landgut werden Sie vergeſſen laſſen, daß Sie einem ehemaligen Uhrmacher und Spion angehört haben!" —

„Hahaha!" und Suſanne ſchüttelte ſich voll höhniſchen Lachens. — „Wie arm muß Ihr Verſtand ſein, wenn Sie ſich von dieſem naiven Einfall Wirkung verſprechen. Bei Gott, das finde ich wirklich luſtig, hahahaha!" —

Blache ſprang wüthend auf, ſein Geſicht ward dunkelroth vor Wuth. „Ah, gut, Madame! Sie glauben, Caron's Gefängniß ſei Lüge, Sie — Sie finden meinen Antrag, meine Liebe lächerlich! Lächerlich, daß ich Entehrungen vergeſſe, die nur eine bürgerliche Perſon, wie Sie, nicht begreift! Weißt Du, eitle Puppe, was Du biſt?!" —

„Jetzt, mein Herr, haben Sie den wahrhaften, Ihnen urſprünglichen Ton der Gemeinheit getroffen! Das iſt die rechte Phyſiognomie der Verworfenheit, welche mir indeß lieber iſt, als die ſchlechte Maske erzwungener Schmeichelei, die

Ihnen ſteht, wie dem Bauer ein Fürſtenmantel. Kein Schritt, oder —" ſie riß das Fenſter auf.

„Gieb Dir keine unnütze Mühe, Beſte! Wenn ich Dich haben *will*, *werde* ich Dich haben! Du glaubſt nicht, daß Dein Mann gefangen iſt? So erwarte ihn nur! Erfahre aber inzwiſchen, daß Du in Paſſy auf meinem Grund und Boden, als das uneheliche Kind *meiner* Tagelöhnerin, mir *leibeigen* gehörigen Tagelöhnerin geboren biſt, welches mein Oheim bei Garnier aus Liebhaberei erziehen ließ! Du durfteſt Dich nicht ohne meines Oheims, ohne meinen Willen verheirathen, denn Du biſt ein Stück Fleiſch, was *mir* gehört, an dem ich das jus primae noctis als Lehnsherr üben will, eh' ich Dich loslaſſe! Durch die Polizei werde ich Dich reclamiren, werde mich an der Qual weiden, mit der Du mir angehören mußt, dann will ich Dich mit Deiner Schande öffentlich laufen laſſen. Das ſoll meine Rache ſein, um ſo vollendeter, als das Geſetz ſelber ſie an Dir vollſtrecken ſoll! Und ſtänden Dir Millionen zu Gebote, Du bleibſt doch nur die entlaufene leibeigene Bauerdirne des Grafen Falcoz de la Blache! Denke darüber nach, mein Engel, bis ich wiederkomme, Du wirſt finden, daß der Polizeilieute-

nant Sartines viel weniger Galanterie beſitzt, als ich!"

Er gab Batyl einen kurzen Wink, die Thür ward entriegelt, der Graf ſchritt hinaus. —

Als Minette, vom heftigen Ausgang des Geſprächs beängſtigt, herbeieilte, fand ſie ihre Herrin ohnmächtig am Fenſter zu Boden geſunken. Aus einem Zuſtande krampfartiger Betäubung erwachte ſie zum vollen Bewußtſein ihres Unglücks. — Ihre Leute, obwohl treu und anhänglich, waren weder geeignete Perſonen für ihr Vertrauen, noch konnten ſie der Rathloſen Rath ertheilen. Aus der frechen und gewaltthätigen Drohung des Grafen, der höhniſch triumphirenden Sicherheit, mit der er wiederzukommen verſicherte, ſchöpfte ſie die fürchterliche Gewißheit, daß Caron wirklich in der Baſtille gefangen ſein müſſe. Ihr reines Gemüth hatte zwar wenig Vorſtellung von dem jus primae noctis, aber daß ſie von Geburt aus ihrem bitterſten, mächtigſten Sclaven leibeigen ſei, ihre Ehre, ihr Gattenglück in äußerſter Gefahr ſchwebe, darüber war ſie nicht einen Augenblick im Zweifel. Der Gedanke der Flucht kam über ſie, aber ſie verwarf ihn als thöricht. Wohin hätte ſie fliehen ſollen, der Arm der öffentlichen Gewalt erreichte ſie überall. Aus dieſer peinlichen Ungewißheit ihres

zwiſchen Angſt und Hoffnung ſchwebenden Herzens ward ſie endlich durch Gomez geweckt, der, eben zurückkehrend, ihr meldete, ein Schließer der Baſtille verlange ſie zu ſprechen.

„Raſch, laſſen Sie ihn ein! Erbarmungsloſer Himmel, er bringt die Nachricht, daß mein Gatte doch gefangen ſitzt!“

„Der Herr, gefangen?“ ſchrie Gomez. Er eilte hinaus. Als Santerre's rieſige Geſtalt mit ſeinem unheimlichen, verthierten Antlitz erſchien, ſchauderte ſie.

„O Gott. Sie bringen mir Nachricht von meinem unglücklichen Manne!“ —

Als Santerre die Dame und den Prunk der Zimmer erblickte, zog er ſeine Pelzkappe. „Ja, Madame, oder Gnädige, — unſereins hat wenig Manier, ja, Ihr Mann ſitzt in der Baſtille!“

„Was hat er denn gethan, und wann wird er wieder loskommen?“ —

„Das weiß der Commandant, der Launay allein! Loskommen? — Madame, von uns kommt ſo bald Keiner los. — Hier iſt ein Brief von ihm, ich ſoll Antwort mitbringen. In einer halben Stunde, denn länger darf ich nicht weg ſein.“

„Tauſend Dank! Thun Sie doch Alles, ihm ſein Elend zu erleichtern, ich werde erkenntlich

ſein! Pflegen Sie mir ihn recht, daß Gott ſich einſt auch Ihrer erbarme!“

„Leſen Sie nur den Brief, Madame. Santerre ſoll wie Damiens lebendig von Pferden zerriſſen werden, wenn er nicht thut, was menſchenmöglich iſt!“ —

Suſanne eilte zitternd an's Fenſter und erbrach den Brief.

„Mein liebes, ſüßes Weib! — Mir bleibt keine Zeit, Dir unſer Unglück auseinanderzuſetzen und zu klagen. Du haſt mich weder in Noth noch im Glück verlaſſen, und wenn ich Dir ſage, daß Deine Seelenſtärke allein uns retten kann, ſo wirſt Du ſtark ſein und buchſtäblich meinen Willen erfüllen. Vermögen unſere Feinde nicht unſern Muth zu brechen, dann ſind ſie verloren, nicht wir! — Anbei ſende ich Dir den Schlüſſel meines Secretärs, ſchicke mir durch Santerre die vierhundert Louisd'ors, welche Du links im Fache finden wirſt. Er iſt ein ehrlicher Menſch und ich habe ihm verſprochen, ſein Glück zu machen, wenn ich frei werde. Mache ihm tauſend Livres zum Geſchenk, denn er iſt mir ſehr wichtig und wird Alles für mich thun. — Ich habe ſo eine unheimliche Ahnung, daß la Blache meine Gefangenſchaft benutzen wird, Dich zu beängſtigen; vielleicht werden ſich auch

unbekannte Leute an Dich drängen, kurz — nimm Dich in Acht! Die Papiere Deiner Geburt, welche ich Dir so lange verheimlichte, sind's jetzt allein, die uns helfen müssen. Im Hintergrunde des mittelsten Fachs findest Du einen Knopf. Drücke an demselben und Du wirst zu einem geheimen Behältniß gelangen, in welchem ein kleines eisernes Kästchen steht. Dies Kästchen enthält die Papiere, der Schlüssel steckt. Willst Du in dieser schrecklichen Situation noch Deine alte unselige Neugier befriedigen und neue Angst zu der alten häufen, so sieh sie an, — ich kann es nicht hindern! Aber das Schnellste, was geschehen muß, ist, dieses Kästchen an Prinz Conti zu bringen, ihm Alles zu erzählen und daß Blache, weil ich ihn im Proceß der Fälschung beschuldigt habe, mich festsetzte. Solche Beschuldigung habe ich indeß niemals ausgesprochen, die Acten des Châtelet, die Aussagen Brunellerie's, meines Advocaten, werden meine Unschuld darthun. Der Prinz allein kann mich befreien und Dich beschützen; er wird es, ohne daß ich ihn erst an die Manen des todten Dauphin zu erinnern brauchte. Zeige ihm diesen Brief. Verliere keine Minute, sondern antworte mir und eile zu Conti. Weine nicht, sei stark, mein Herzensweib, die Tücke der ganzen Welt

vermag nichts gegen unſere Liebe! Lebe wohl! Dein treuer Beaumarchais.“ —

Unter Schluchzen hatte ſie begonnen; je weiter ſie las, deſto gefaßter ward ſie. Die Stärke ihres Mannes ſchien aus dem Briefe in ihr Herz überzuſtrömen, ſie zur äußerſten Anſpannung ihrer Energie zu vermögen. Trotz der fürchterlichſten Angſt vor la Blache fühlte ſie einen gewiſſen inneren Troſt. Sie ſchrieb ſogleich an Beaumarchais zurück, theilte ihm Blache's Drohungen mit, verſicherte ihn ihres Muthes und daß ſie pünktlich ſeinen Befehlen nachkommen werde. Sie übergab die verlangten Louis mit dem Briefe an Santerre.

„Mein Freund, mein Mann ſagt mir, daß Sie arm und unglücklich ſind und er ihre Lage verbeſſern will, wenn er frei iſt. Seien Sie feſt verſichert, es geſchieht, und Caron ſoll bald frei ſein! Nehmen Sie hier dieſe tauſend Livres von mir zum Geſchenk und denken Sie, daß Sie die Thränen und Angſt einer verlaſſenen Frau lindern, wenn Sie ihrem Manne Wohlthaten erweiſen.“

„Heilige tauſend Donnerwetter, Madam, das will ich!!“ rief Santerre erſtaunt und bewegt. „Ihr Mann will mich ja aus 'ner Beſtie, ſagt er, zum Menſchen machen! Wenn Santerre auch blos ein ſchlechter, getretener Hund iſt, aber treu kann er

ſein! Oh, Madame, die tauſend Livres will ich ſchon abverdienen; leben Sie wohl!"

Der ungeſchlachte Menſch war tief gerührt. Er faßte die weichen Finger Suſannens, während er ſprach, und drückte ſie an ſeine breite Bruſt, dann nickte er und ſchritt hinaus. —

„Gomez," befahl Suſanne, „bleib' im Vorzimmer und laß Niemand herein. Kommt die Chevalière, ſo bitte ſie gleich zu mir, ich muß zu Seiner Hoheit dem Prinzen Conti!"

Sie war allein. Zitternd öffnete ſie das geheime Behältniß und zog das Käſtchen hervor. — Sie ſchwankte, ob ſie es öffnen und ſich von ihrer Herkunft gegen die ausdrückliche Warnung des Gatten überzeugen ſolle. Aber hatte nicht Blache behauptet, ſie ſei ein uneheliches Fröhnerkind und ſeine Leibeigene? Konnten die Papiere, wenn ſie dieſe Beſtätigung enthielten, ſie denn erretten, ihr beim Prinzen nützlich werden? War denn hingegen die Gewißheit, ſie ſei nicht Falcoz leibeigen, für ſie nicht jetzt von der allergrößeſten Wichtigkeit? Sollte ſie endlich in Unkenntniß über Schriftſtücke bleiben, welche ſie betrafen und die der Prinz wiſſen durfte?! —

Sie öffnete das Käſtchen. Sie las haſtig die Papiere. Sie ſchrie vor Ueberraſchung auf. —

„Gott ſei geprieſen, ich bin keine leibeigene Dirne, dem niedrigen Falcoz nicht unterthan! Ich bin die Tochter der Marquiſe Diane de Vendatour und — Abbé Terray's, des Miniſters!" — Sie ſchauderte. — „Und dieſe Diane de Vendatour, deren heuchleriſche Frömmigkeit, deren Macht, deren Verbindung mit den Jeſuiten und den fürchterlichen Orleans Caron ſo oft und eindringlich erwähnte, iſt — meine Mutter, welche Caron's Schweigen, die Schande, mit einem Prieſter buhleriſch mich gezeugt zu haben, für fünfhunderttauſend Livres bezahlte! Mein Vater der Auswurf aller Tücke und Gottloſigkeit, meine Mutter eine herzloſe Intrigantin, die unter Scheinheiligkeit die tiefe Gemeinheit ihres Denkens und Wandels birgt; mich haßt, weil ſie mich geboren, mich vernichten wird, wenn ſie ihre Schmach veröffentlicht ſieht! O Caron, Du hatteſt Recht! Es iſt verderblich zu wiſſen, was uns ewig verborgen ſein ſollte! Meine Lippe ſoll das Fürchterliche nie mehr nennen!" Sie packte bleich und bewegt die Papiere in das Käſtchen und ſchob es mit Caron's Brief in ihren Armbeutel. „Zu Conti, es gilt, ihnen Allen zuvorzukommen!" Sie ſchellte.

In dieſem Augenblick erſchien die Chevalière.

„Mein Gott, was hab' ich gehört! Sprachen die Leute wahr? Ihr Gemahl —"

„Iſt verloren wie ich, wenn ich nicht augenblicklich Prinz Conti aufſuche! Begleiten Sie mich; kein Wort weiter! Gomez ſoll mit!"

Sie befahl haſtig Minetten, Mäntelchen und Hut zu bringen, ſchloß das Bureau ihres Mannes, und barg den Schlüſſel auf ihrer Bruſt. Eben wollte ſie den Mantel umlegen, als Gomez hereinſtürzte.

„Polizeilieutenant Sartines mit Häſchern und Graf Blache kommen!" Er eilte über die Gartenterraſſe wieder fort. —

Die Unglückliche rang außer ſich die Hände. „So muß ich das Entſetzlichſte erdulden, was dem Weibe geſchehen kann! Giebt's kein Mittel, einer Barbarei zu entrinnen, für welche die Vernunft keinen Begriff, die Sprache kein Wort hat? Erbarme Dich, mein Schöpfer, daß ich nicht ſelbſt Hand an mich lege!!"

„Unglückliche Freundin!" und die Chevalière ergriff ihre Hand, „wollen Sie allen Glauben an die Gerechtigkeit des Himmels verlieren? Ich verlaſſe Sie nicht, ſagen Sie nur, was dieſe Leute hier wollen, und — o, zu ſpät," murmelte

ſie, „da ſind ſie ſchon!“ Sie preßte die bleiche Suſanne an ſich.

Der Polizeichef von Paris, de Sartines und la Blache traten mit Beamten ein.

„Welche von Beiden iſt's, Herr Graf?“

„Die junge natürlich, haha! Trauen Sie mir nicht ſo viel Geſchmack zu?“

„Sie nennen ſich Frau Beaumarchais?“ —

„Ich bin Gattin des Herrn Caron de Beaumarchais!“

„Sehr ſchön! Dieſelbe, welche er 1755 von Paſſy ſtahl, wo ſie als uneheliche Tochter des Fröhners Gomart und der Nini Falou geboren und von dem Verwalter Antoine Garnier auf herrſchaftliche Koſten erzogen wurde! Du biſt alſo, mein Kind, eine Leibeigene des Herrn Grafen la Blache, die ſich ihrer Pflicht gewaltſam entzogen hat und ganz ohne Grund eine Art von Dame in der Welt ſpielt. Das jus primae noctis, das Zeichen der Ergebenheitspflicht, wirſt Du auf Requiſition des Herrn Grafen leiſten, und dieſe Leute werden Dich nach Paſſy zurückbringen, von wo der Herr Graf Dich entlaſſen kann, wann es ihm beliebt. Noch haben die Philoſophen und die Parlamentsſchwätzer es nicht ſo weit gebracht, die

alten Geſetze und Prärogative Frankreichs wegzudeduciren!"

„Sei getroſt, mein Schatz, ich werde Dich ja begleiten, Du ſollſt es gut haben!"

„Herr Polizeilieutenant!" rief die Chevalière, empört vor Suſannen hintretend, „die Frau von Piron, in deren Adern ſo viel edelmänniſch Blut fließt, als in den Ihren, wird dieſe Unmenſchlichkeit nicht dulden! Was auch die Forderungen ſeien, die dieſer Herr Graf an eine Unglückliche zu machen hat, welche ich ſo kühn bin noch immer meine Freundin zu nennen, ſo kann jener Herr ſeine Anſprüche vor Gericht machen! Sie werden eine Frau, die mit Achtung in der Welt lebte, deren Mann das Vertrauen höchſter Perſonen genoß, nicht aus ihrer ehrenvollen Ruhe reißen, werden das Schutzrecht meines Hauſes nicht verletzen! So viel Einfluß habe ich noch, das zu verhindern!" —

„Frau Chevalière, Sie erhitzen ſich ganz unnütz. Wenn Herr Caron auch Nabob von Indien wäre, ſo iſt er doch nicht im Stande, den Geburtsmakel ſeiner Frau auszutilgen! Es ſteht feſt, daß dieſelbe eine Perſon iſt, auf welche der Herr Graf lehnsherrliche Anſprüche zu machen hat. Er braucht für die Leute ſeines Grundes und

Bodens keinen Richter anzurufen, denn er iſt ihr privilegirter Richter ſelbſt, deſſen Gewalt ich zu reſpectiren habe. Gieb Dich drein, Schatz, und folge uns freiwillig, Du erſparſt Dir nur größere Beſchämung!"

„Ich werde nimmermehr folgen! Seine Anſprüche ſind erlogen, ich erkläre feierlichſt und werde beweiſen, daß ich nicht auf dem Grund und Boden des Grafen, nicht von ſeinen leibeigenen Leuten geboren bin! Ich ſchwöre es Ihnen beim allmächtigen Gotte!"

„Schwüre helfen bei derlei Dingen nicht, mein Täubchen, nur Documente. Weſſen Urſprungs rühmen Sie ſich denn ſonſt!" —

„Nun verzeihe mir Gott, daß ich mir's von der Seele ringe!" rief die tödtlich Geängſtigte. „Ich bin die Tochter der Marquiſe de Vendatour und des Abbé Terray! Ich ward wenig Wochen alt durch Herrn Duverney von den Urſulinerinnen nach Paſſy gebracht!!" — —

Beide Männer traten in äußerſtem Erſtaunen zurück, der Chevalière entfloh ein entſetztes Ach.

„Was?!" rief la Blache ſtarr. „Die Tochter Terray's und der Marquiſe?!" —

Sartines warf dem Grafen einen langen Blick zu. „Nun, meine Schöne, immer beſſer! Wenn

auch der Herr Graf jetzt nicht die mindeſten Anſprüche auf Sie hätte, — für dieſe empörende Beleidigung eines Dieners Gottes, eines Miniſters vor ſeinen Beamten, für die freventliche Beſchimpfung eines alten, ruhmreichen Hauſes werde ich Sie in die Salpetrière ſtecken! Ohne Umſtände, nehmt ſie feſt!"

Sartines riß die Chevalière von Suſannens Seite, mehrere Beamte ergriffen Caron's Frau, die mit wildem Schrei ſich ihren Händen zu entwinden ſuchte! — Da ward Sartines jäh zu Boden geriſſen, zwei Officiere und mehrere Dragoner vom Garde-Regiment der Königin befreiten Suſannen.

„Wer zur Hölle fahren will, rühre ein Glied!!" donnerte die gigantiſche Stimme Naſſau-Siegen's, der mit gezücktem Degen inmitten der Erſtaunten ſtand. — — —

Sartines erhob ſich und trat wild auf den Befreier zu. „Und wer iſt der Unverſchämte, welcher obrigkeitliche Gewalt —"

„Fürſt Otto von Naſſau-Siegen, Herr Poliziſt, iſt mein Name, und ich befehle Ihnen, ſich mit Ihren Leuten zu entfernen, oder ich werde Sie einen Tanz aufführen laſſen, wie ihn noch kein Büttel von Paris gemacht hat! Kameraden, zieht!

Wenn ſie in zwei Secunden das Feld nicht geräumt haben, komme ihr Blut über ſie ſelbſt!"

„Das iſt eine ſonderbare Galanterie," ſagte Sartines bitter, „welche Sie an eine Perſon verſchwenden, die Sie nicht kennen. Dieſe Suſanne Beaumarchais iſt eine entlaufene, leibeigene Dirne von den Gütern des Grafen la Blache, der ſein Lehnsrecht, das jus primae noctis, durch die Wächter des Geſetzes beanſpruchlt"

„Sie ſind kein Wächter, ſondern ein elender Frevler an Sitte und Geſetz! Ich ſchwöre bei dem heiligen Gefühle edelmänniſcher Ehre, daß dieſe Arme, die ich als tugendhafte Frau meines Freundes Caron de Beaumarchais kenne, nicht in Ihre Hand, nicht in die Gewalt dieſes ſogenannten Grafen kommen ſoll, der ein Schurke iſt, wie kein zweiter auf Erden! Den Mann ließ er einkerkern, um die Frau zu ſchänden, aber ich werde ihm ſein jus primae noctis als ein Brandmal ſo auf den Rücken ſchreiben, daß ein Galeerenſträfling noch ein glücklicher Menſch ſein ſoll, wenn er noch einmal wagt, den elenden Blick zu dieſer Dame zu erheben! Vorwärts, Dragoner!"

„Halt, Durchlaucht," ſchrie Sartines, „beſchimpfen Sie mich nicht, ich trage den Rock des

Königs! Ich werde mich entfernen und mein Recht bei Seiner Excellenz dem Miniſter ſuchen!"

„Suchen Sie es bei Seiner Excellenz dem Satan, Herr, der Ihr Miniſter ſein mag! Ich bin überall zu finden, und ſollte ſich auch Der beikommen laſſen, Ihre Anſichten zu theilen, ſo werde ich mit ihm einen Spaziergang thun, von dem er nicht ſo jovial zurückkehren ſoll!"

„Das wollen wir abwarten, Durchlaucht! Sie beanſpruchen für Ihren Rang ſehr viel!" —

„Das wird der König unterſuchen, nicht die Inſtanz der Galgenvögel!" —

Sartines und ſeine Beamten entfernten ſich mit la Blache. — —

„O mein edler Fürſt!" ſchluchzte Suſanne, ihm faſt zuſammenbrechend ihre Hand reichend, Ihnen danke ich mehr als mein Leben! Laſſen Sie uns nur zum Prinzen Conti eilen, er kann, er wird Beaumarchais erretten!" —

„Beruhigen Sie ſich, theuerſte Frau, ich bin ja bei Ihnen! Wie ein Bruder werde ich über Ihrer Sicherheit wachen. Alles ſoll geſchehen, was Ihren Gatten befreien kann, faſſen Sie ſich nur, ſchöpfen ſie wieder Muth! Frau Chevalière, Sie werden uns zu dem Prinzen begleiten."

„Was die Sicherheit der Damen betrifft, mein

Fürſt," ſagte einer der Officiere, ſo könnte man unſere Dragoner mit Bewilligung des Commandeurs bei dem Dienſtperſonal einquartieren!"

„Vortrefflich, Marquis d'Aliaga, und ich weiß, Jeder von Euch Dragonern wird ſo gut wie der erſte Edelmann Frankreichs empfinden, daß der Ritterdienſt bei hülfloſen Frauen das ſtolzeſte Vorrecht jedes braven Soldaten iſt!"

„Meine Herren, betrachten Sie mein Haus als das Ihre!" ſagte Suſanne. „Der Dienſt, welchen Sie mir geleiſtet, kann nicht von Königen belohnt werden, aber die Stimme der öffentlichen Meinung wird Ihnen den Kranz der Ehre reichen, welchen ich zu ertheilen zu ſchwach bin!" —

Die Officiere verneigten ſich und küßten Suſannen die Hand. „Ich werde hier zurückbleiben, gnädige Frau," ſagte d'Aliaga, „Lieutenant de Lorges wird ſogleich die Güte haben, dem Regimentschef Anzeige zu machen!"

„So laſſen Sie uns zum Prinzen, meine Damen!"

„Geſtatten Sie noch, daß Gomez den Advocaten Herrn de la Brunellerie zu Seiner Hoheit bitten darf."

Suſanne inſtruirte den Diener, während die

Chevalière ihren Leuten auftrug, für die Dragoner und Officiere Sorge zu tragen, wie die Freunde Caron's abzuwarten und ſie mit der Gefangenſchaft derſelben und den Maßregeln zu entſchuldigen, die man zur Befreiung deſſelben ergreifen müſſe. Ehe ſie gingen, nahm Suſanne ein koſtbares Brillantkreuz von ihrer Bruſt.

„Mein Fürſt, glauben Sie nicht, daß es mir einfällt, Ihnen hiermit eine Erkenntlichkeit zu erweiſen. Sie ſtehen dafür zu hoch! Aber ich hoffe, es ſoll Sie nicht beleidigen, wenn ich Sie bitte, mir die Ehre anzuthun, dies Kreuz, unter dem mein Herz ſo verzweiflungsvoll erzitterte, zur Erinnerung an dieſe ſchöne That anzunehmen! Es ſoll nichts ſein, als eine Huldigung, die eine errettete Frau franzöſiſcher Rittertugend erweiſt!"

„Wohl, theure Frau, ich nehme es, und wende es an, wie es gegeben ward. Dragoner, Ihr ſeid Zeugen! Herr Marquis, Herr de Lorges, nehmen Sie jeder einen dieſer kleinen, glänzenden Balken, Du, braver Wachtmeiſter Marmuton, den dritten, ſo hat jeder ſein Theil!" Er brach das Kleinod in vier Stücke und vertheilte es, dann bot er lächelnd Suſannen und der Chevalière den Arm, und führte ſie zum Wagen.

Als ſie hinweg waren, ſah de Lorges den Mar-

quis an, als erwache er aus einem Traume. — „Zeus, Venus und Mars! Dieſer göttliche Fürſt iſt wie der Wunderheld im Feenmärchen! Er durchſegelt die Welt, er erlegt den Tiger, und wohin er blickt, iſt das Abenteuer ſein Begleiter! Sagen Sie nur um Gottes willen, wie das zuging?!" —

„Ich kam gerade durch die Rue des Ormes, als eine Equipage aus dieſem Hôtel fährt. Sie hält, ich werde angerufen. Es iſt der Fürſt, der mich hereinwinkt. „Nach der Caſerne der Königin-Dragoner beim Arſenal!" ruft er und wir fliegen davon. Ohne mich zu Worte kommen zu laſſen, erzählte er, daß er vor einer Stunde erſt angelangt ſei und ſeinen Freund Beaumarchais, dem er ſich unendlich verpflichtet fühle, beſuchen wollte. Als er hier in's Hôtel gekommen, habe er Polizeiwachen bemerkt, ein Diener, der ihn erkannte, theilte ihm mit, daß Caron in der Baſtille ſitze, deſſen Frau von Häſchern bedrängt ſei. Natürlich war kein Beſinnen. Als wir vor der Caſerne anlangten, waren Sie der Erſte, den wir ſahen!"

„Zehn Dragoner, Kameraden, zu einer edlen That, und Naſſau iſt Euer Schuldner!" rief der vorzügliche Mann. Wie das Wetter ſaßen die

Kerle auf den Gäulen, und, ihn vorauf, ging's im Fluge, daß das Volk auseinanderſtob! — Was ſagen Sie aber zu dieſem Blache? Das jus primae noctis giebt eine göttliche Paraden-Anekdote!"

„Kein Edelmann wird mehr mit ihm zu Tiſche ſitzen!"

„Ihm bleibt nichts übrig, als den Fürſten zu fordern!"

„Das Duell mit dieſem Ehrloſen mag Naſſau wohl beſſer ſeinem Stallknecht überlaſſen, haha! Guten Abend d'Aliaga; der Commandeur wird über die Geſchichte entzückt ſein!" — — —

Es war Abends acht Uhr, da Terray, Finanzminiſter und Abbé, eben ſein Ludwigskreuz anlegte, um ſich zum Souper der Frau von Bendatour zu begeben, als ihm Prinz Conti gemeldet ward. Ein freudiger Schreck über dieſe Ehre durchzuckte ihn, und, ſofort eine politiſche Combination im Hintergrunde witternd, ließ er ihn in ſein Privatcabinet treten.

„Die Freude, das Entzücken, mein edler Prinz, welches ich bei einer Ehre empfinde—"

„Bitte, Herr Miniſter, entzücken Sie ſich nicht! — Ich komme in einer Angelegenheit zu Ihnen, die wenig dazu angethan iſt!"

„Paris iſt doch nicht unruhig?" —

„Schlimm genug für Sie, daß unter Ihrem Regime ſo etwas zu befürchten ſteht! Apropos, Sie kennen ja wohl Herrn Caron de Beaumarchais.“

Der Miniſter ward verlegen. „So oben hin, ein Aventurier, höre ich!“

„Weniger, als Sie von ſich ſagen können! Ich glaube, Sie oder Herr Maupeau hat ſich beifallen laſſen, ihn in die Baſtille zu ſetzen!“

„Ach, ich erinnere mich auch! Der Mann erdreiſtete ſich, den Grafen de la Blache vor dem Châtelet einen Fälſcher zu nennen!“

„Graf Blache iſt ein Fälſcher, aber es iſt eine Lüge, daß Herr Caron ſo unvorſichtig war, dies zu ſagen. Er erwähnte im Schlußplaidoyer nur, was klar erwieſen war, daß nämlich das Hauptbuch des Banquier Paris, was ſeine Schuld betreffe, gefälſcht ſei.“

„Ich bekümmere mich nicht um die Jurisdiction, und wundere mich, mein Prinz, daß Sie ſich um dieſe Bagatelle ſelbſt, und zwar zu mir bemühen!“

„Wundern Sie ſich, mein Herr Abbé? Nun, ſo erſchrecken Sie auch!! — Sie werden durch einen Courier ſofort Herrn Beaumarchais den Freibrief ſchicken, werden dafür ſorgen, daß Graf

Blache nie wieder wagt, die Ehre dieſes Mannes oder ſeiner Frau zu gefährden, ſonſt, mein Herr Abbé, werde ich gewiſſe Geburtspapiere gebrauchen, die von einer Geſchichte aus dem Urſulinerkloſter erzählen, und wie ein atheiſtiſcher Pfaff und eine vornehme Buhlerin einem Weſen das Leben gaben, deſſen Mann ſie darum haſſen, weil er dem Dauphin diente und gewiſſe Creaturen gleich mir verabſcheute! Morgen früh iſt er frei, oder, bei Conti's Ehre, Sie ſollen vom Miniſterſeſſel in das Zuchthaus wandern!! Noch ſteht das Parlament! Es kann nicht glänzender als mit Ihrer Verdammniß endigen!" —

Die Hoheit ging funkelnden Blickes hinaus. Der Wagen rollte hinweg. —

Abbé Terray ſank vernichtet in den Stuhl. Seine fetten Hände wühlten im Haar, die Tonſur ſuchend, welche er geſchändet. Die duftende Allonge fiel zur Erde, der Miniſter empfand etwas ihm ganz Neues, — Gewiſſensangſt!

4.

Figaro.

Der Zuſtand Beaumarchais', als er durch Santerre Suſanna's Brief erhielt, und aus ihm die brutale Drohung des Grafen erſah, war der beklagenswertheſte. Sein einziger Schimmer von Hoffnung war der Gedanke, Suſanne werde ſofort mit dem Käſtchen unter Conti's Schutz geeilt ſein. Jeden Augenblick erwartend, ſich befreit zu ſehen, ſteigerte das träge Vorrücken des Zeigers, der anbrechende Abend die Folter ſeiner Seele. — Santerre ging ab und zu, plauderte in ſeiner rauhen Weiſe und ſuchte den Gramvollen zu zerſtreuen. Im Gemüthe dieſes wüſten Geſellen ſchien nach ſeiner Rückkehr ein milderes Weſen eingekehrt. Er war nicht habgierig, kannte den hohen Werth des Geſchenks in ſeinem Um-

fange gar nicht, und wußte zu wohl, wie ihm die Anwendung deſſelben erſchwert ſei; aber in dieſen tauſend Livres hatte er die überraſchende Erfahrung gemacht, daß ihm, des Brandſtifters Sohn, ein Menſch die Treue gehalten, daß es Jemand ernſtlich mit ihm auf das Beſtienthum verſuchen wolle, und ſein Herz ward in ganz ungewohnte Schwingungen verſetzt. Mit der Unbehülflichkeit eines gedrückten Menſchen, dem die Welt jenſeit der Gefängnißmauern ein fremdes Land geblieben, das er nur mit dumpfer Neugier und Blödigkeit betrat, wenn ihm kurze Beſorgungen geſtattet wurden, ſuchte er Beaumarchais' Rath, wie er ſeinen Schatz zu ſeinem Glücke anzuwenden habe. Es gewährte Dieſem wenigſtens einige Zerſtreuung, einem Andern eine Hoffnung zu eröffnen, ob er auch ſelbſt hoffnungsarm war. Endlich ſank die Nacht herab, der Schrecken der Unglücklichen, die mit dem Halbſchlafe, mit Fieberfantaſien und brennenden Seelenſchmerzen einen verzweifelten Kampf im Finſtern führen. Beaumarchais zählte die Stunden nicht mehr, er hatte den Begriff der Zeit verloren, nur zwei Gedanken wälzten ſich in ſeinem armen Hirn: „Suſanne dennoch in Falcoz' Händen und Du gefangen!" —

Drei Uhr war's, ſchon graute der Tag,

als Stimmengewirr und Thürenkreiſchen Caron aus dem Zuſtande qualvoller Betäubung weckte. Seine Zelle ward geöffnet. Santerre trat mit der Laterne ein.

„Auf, Herr, geſchwind auf! Es iſt Befehl da, daß Ihr frei ſeid. Beſinnt Euch nicht, eilt! Ich hab' ſchon oft erlebt, daß die Leute den Freibrief in der Taſche hatten, und eh' ſie noch friſche Luft rochen, klappte die Falle auf neuen Befehl wieder zu!"

„Genug geſagt, Freund!" Caron ſprang empor und ergriff den Hut. „Ich werde mich Deiner erinnern, wenn ich draußen bin, ſei deſſen gewiß. Wir haben uns nicht zum letzten Male geſehen!"

„Ich glaub's ſelbſt, Herr!" verſetzte Santerre gerührt und ergriff ſeine Hand. „Ich wüßte zwar nicht, daß eine Creatur wie ich Euch einmal vergelten ſoll, was Ihr gethan, — aber es kann doch immerhin ſein. Haltet Euch keinen Augenblick mehr in dieſem Loche auf!" —

Sie eilten hinunter, über den inneren Hof in die Commandantur. De Launais, aus dem Schlafe erweckt, eröffnete ihm, daß er auf Miniſterialbefehl frei ſei, und der Wagen ihn nach Hauſe bringen werde.

Er quittirte haſtig ſeine Entlaſſung, eilte, von dem Schließer begleitet, nach dem Vorhofe, beſtieg denſelben ſchwarzen Kaſten, der ihn hergebracht, und ſchüttelte Santerre's rauhe Hand. — Die Räder donnerten über die Brücke, friſche Luft umwehte ihn kühl, die Baſtille lag hinter ihm, der Wagen raſſelte die ſtille Antoine hin, durch St. Paul nach dem Quai des Ormes. Da lag das Hôtel Piron. Im linken Eckzimmer, dem Schlafgemach, brannte Licht, ein menſchlicher Schatten ſtand am Fenſter. Der Wagen hielt, er ſtieg aus. Da ward ein Fenſter aufgeriſſen.

„Caron! lieber Caron, biſt Du's?" —

„Ja, ich komme, mein Herz, ich bin frei!"

Er ſtürzte durch den Vorhof. Gomez, der mit zwei Dragonern gewacht hatte, öffnete, Suſanne eilte ihm entgegen. Freudeſchluchzend ſanken die Gatten einander in die Arme! —

Am Morgen, als ſie noch ihrer Freude voll waren, und Suſanne eben die nöthigen Aufklärungen gab, erſchien Naſſau-Siegen, ein Billet Conti's überbringend, in welchem Caron und Suſanne aufgefordert wurden, den Prinzen im Hôtel Penthièvre zu ſehen, weil die Prinzeß Lamballe ſie ebenfalls zu empfangen wünſche. Mit einer Aufregung, die Jeglichem in ſeiner beſondern Lage

ſehr natürlich war, begab man ſich zuſammen in das Hôtel des Großadmirals. — —

Während der Fürſt durch ſeine Abenteuer in der Sahara entfernt geweſen, und Demoiſelle l'Ange Maitreſſe geworden, hatten den labyrinthiſchen Schauplatz des Hoflebens eine Gruppe neuer Perſonen betreten, die grundverſchieden von einander und wenig geſchickt ſchienen, trotz ihrer Stellung einen heilſamen Einfluß zu üben. Der Dauphin, ſonſt Herzog von Berri genannt, war nach ſeines edlen Vaters Tode in Marly unter der Hand des Herzogs von Vaugyon erzogen worden, während durch Schmeichelei und Kabale Frau von St. Marſan ſich wieder die Gouvernantenſtelle bei den Prinzeſſinen Clotilde und Eliſabeth und die Mitaufſicht über die Prinzen Provence und Artois verſchafft hatte. Vaugyon war redlich, aber ein Pedant, wenig geſchickt zum Bildner eines künftigen Königs und vermochte nichts zu thun, als den Erziehungsplan ſeines todten Herrn ängſtlich bis zur Caricatur durchzuführen. Zum großen Unglück war des Dauphin Charakter ſtill, blöde und in ſich zurückgezogen. Bei ihm haftete die Disciplin und die ſtrenge Lehre ſeines Gouverneurs außerordentlich, und da er geiſtig ſeinen Brüdern entſchieden nach-

ſtand, ihm Artois und Provence ſtets als leuchtende Beiſpiele vor Augen gehalten wurden, trug dies nicht wenig dazu bei, ſein ohnehin blödes Naturell noch mehr einzuſchüchtern. Sein weiches Gemüth hing der Erinnerung an ſeine Eltern nach, am fernen, friedlich-holden Jugendtraum zu Trianon, aus dem das ſchwarze Geſchick ihm das Liebſte weggerafft. Dies gab dem Knaben eine frühzeitige Melancholie. Der Dauphin hatte aber bei dem Allen einen hartnäckigen Willen nach einer Richtung hin. Wenn er nämlich bei irgend einer Gewohnheit oder Anſicht Grund fand zu ſagen: „Bei meinem todten Vater war das auch ſo!“ ſo mußte es ſo geſchehen ohne alle Widerrede. Die Nachricht, daß er mit Maria Antoinetten vermählt werden ſollte, empfing er als unabänderlichen Befehl, in den er ſich mit äußerſtem Zwang ſchickte. Er hörte, ſeine Braut ſei ſchön und liebenswürdig, aber ſie war eine Oeſterreicherin, war ihm von Choiſeul aufgezwungen, und Choiſeul wie Oeſterreich war ſeinen Eltern Feind geweſen, folglich konnte er eine ſolche Perſon unmöglich lieben. Aehnlicher Anſicht war das Parlament und die Nation. Haß und Argwohn gegen Habsburg, durch den ſiebenjährigen Krieg, die Jeſuiten und die Politik Choiſeul's immer mehr

verſtärkt, empfing Maria Antoinetten, die fünfzehnjährige Kaiſerstochter, in Straßburg und erwartete ſie zu Compiègne, wo der König Hof hielt, und der Dauphin mit ſeinen Brüdern das erſte Mal öffentlich erſchien. Die deutſche Braut hatte aber das Glück, ihre Gegner durch Schönheit, Liebenswürdigkeit und einfache Natürlichkeit zu beſiegen. Nur das ſechszehnjährige Herz ihres künftigen Gemahls blieb ſich ſtörriſch gleich. Er war unbeholfen in ſeiner Höflichkeit, blöde in ſeinen Worten, mürriſch, kalt und überaus verdroſſen, ſobald er mit Antoinetten in Berührung kam. Sie mußte ſich trotz der Verehrung ringsum mithin höchſt iſolirt, als Gattin ſehr unglücklich fühlen, da ſie Niemand hatte, dem ſie ihr Vertrauen ſchenken konnte, als ihrem Lehrer, Abé Vermont, der ihr von Wien gefolgt war. Als die vorläufige Copulation zu Compiègne erfolgt war, kehrte der Hof nach Verſailles zurück, wo die öffentliche Vermählung durch eine Reihe glänzender Feſte gefeiert werden ſollte. Hierher eilte nun auch Alles, was dem todten Dauphin angehangen und auf ſeinen Sohn eine Hoffnung ſetzte. Aiguillon, Maupeau, Terray und die Clique der du Barry war ihr eben ſo Feind, wie Vaugyon, Madame St. Marſan, Herzogin von Guemène und die Alt-

franzoſen. Antoinettens Herz ſehnte ſich alſo nach einer Freundin, nach einem menſchlichen Erſatz für die Hohlheit der Etiquette, des Prunks und der Phraſen, welche ſie umgaben. Unter der Schaar, welche dem jungen Paar zur großen Cour in Verſailles Aufwartung machte, hatten ſich auch die Familie Orleans und Chartres, Prinz Conti, Penthièvre und die Prinzeſſin Wittwe von Lamballe befunden, welche auf ihrem ſchönen Antlitz die ganze Melancholie ihres Geſchickes trug. Sie ſehen und lieben, ihr Unglück wiſſen und in ihr ein gleichgeſtimmtes Gemüth errathen, war für Antoinetten Eins. Der Dauphin ſah den Prinzen Conti hier nach langen Jahren wieder, er erinnerte ſich, dieſen hohen, edlen Mann mit dem weißen Kreuz auf der Bruſt um ſeinen Vater geſehen zu haben, und empfing ihn wie ſeine Nichte mit einer Lebhaftigkeit, die ihm ſonſt fern lag.

„Madame," ſagte er zu der Dauphine, „der Prinz Conti iſt ein Mann, den ich als Knabe ſchon lieben lernte, als Freund meines unvergeßlichen Vaters verehre. Sie werden mich verbinden, wenn Sie ihm und ſeiner Prinzeſſin Nichte wie dem Herrn Herzog von Penthièvre gleiche Geneigtheit erzeigen!"

„Es giebt keinen Wunſch, mein Gemahl," er-

wiederte Antoinette liebenswürdig, „den ich mit aufrichtigerer Freude zu erfüllen wünſche, als dieſen. Der Herr Prinz von Conti, welcher Eure Hoheit erhabene Mutter gekannt, wird mich lehren, ihrem Beiſpiel nachzuſtreben, und die Frau Herzogin von Lamballe wird mich in der Tugend ſtärken, im Dulden glücklich zu werden und zu machen! Darf ich auf Ihre Freundſchaft rechnen, theuerſte Prinzeſſin?"

„So weit mein armes Herz dieſelbe zu hegen vermag, Frau Dauphine," erwiederte Louiſe bewegt, „wird ſie in mir als das ſchönſte und letzte Glück meines Lebens beſtehen!"

Der Dauphin warf einen Blick freudigſter Ueberraſchung auf Antoinetten; er nickte. „Das wird mir viel Vergnügen machen, Frau Dauphine. Ich werde Sie nun öfter ſehen, theuerſter Prinz." —

Als die Cour beendet war und die Neuvermählten ſich zurückzogen, ſagte Dauphin Louis wärmer als ſonſt zu Antoinetten: „Das haben Sie gut gemacht, ſehr gut! Ich — ich freue mich recht darüber!"

„Wer kann dem Prinzen Conti nahen, ohne Verehrung und Vertrauen zu empfinden, wer die arme Lamballe ſehen, ohne ſie zu lieben? Es macht

mich glücklich, wenigſtens Eins gefunden zu haben, was ganz zu unſeren gegenſeitigen Gefühlen paßt. Darf ich einen Wunſch wagen?"

„Sie? Den ich erfüllen kann? Welchen denn, Madame?"

„Daß Sie mir ernſtlich geſtatten mögen, Louiſe von Lamballe ſtets um mich zu haben! Ich bin noch ſo jung und habe ſo viel zu lernen, damit Sie ſich meiner nicht zu ſchämen brauchen."

„Das — das geſtatte ich Ihnen ja ſehr gern, Antoinette. Wir ſind Beide noch jung, wir kennen das Leben nicht. Wir ſtehen allein und an der ſchwerſten Stelle. Ja, ja, das taugt für uns Beide, Lamballe ſoll Ihre Freundin, Conti mein Freund ſein, das heißt — Sie kennen den Hof nicht, und den Zwang, — ſo weit es alſo mein Großvater und ſeine Leute dulden." —

„Es ſind böſe Leute darunter, ſie ſtürzten Choiſeul."

„Mit Choiſeul bleiben Sie mir! Sie wiſſen nicht, was er iſt, Antoinette, wiſſen nicht, was geſchah, als — Nein, nein, von politiſchen Dingen ſage ich Ihnen nichts, da paſſen wir nicht zuſammen. Später hören Sie wohl davon!"

Noch nie hatte der Dauphin ſo viel zuſammenhängend mit ſeiner jungen Frau geſprochen,

jetzt das erste Mal zutraulicher sie angeblickt und Antoinette genannt. Seine Gefühle waren schwerfällig wie die Fluth der weiten See; langsam und stätig bewegt, offenbarten sie sich spät erst in ihrer Tiefe und Schönheit. — Prinzeß Lamballe und Conti erschienen oft nun zu Marly, wo das junge Paar Hof hielt, und zwischen Antoinette und Louisen entstand eine Freundschaft, die bis zur Schwärmerei und schwesterlicher Vertraulichkeit wuchs. Fortan hatten sich zwei Hoflager etablirt, das der königlichen Maitressenregierung zu Versailles, und das kleine bedeutungslose des Dauphins zu Marly, dem sich die Hoffenden, die Zukunftspolitiker aller und — nicht gerade immer der besten Art zuwendeten.

In diesem Stadium befanden sich die Verhältnisse, als Fürst Nassau-Siegen zurückkehrte. —

Auf Conti's besondern Wunsch fuhren also der Fürst, Beaumarchais und Susanne in's Hôtel Penthièvre. Sie wurden von Gomez begleitet, der einen Maroquinkasten von ziemlicher Größe trug, welcher dem Fürsten gehörte.

Louise de Lamballe erröthete unwillkürlich, als Nassau mit den Uebrigen eintrat. —

Conti eilte ihm entgegen. — „Verzeihen Sie nur, mein Fürst, daß ich Sie hier empfange, aber der

Herr Herzog und meine Nichte, denen Sie ohnehin Ihre Aufwartung zugedacht, waren begierig, den Mann zu ſehen, welchem keine Gefahr etwas anzuhaben vermag, und welcher das Glück hat, überall zu erſcheinen, wo es ehrenvolle Thaten zu verrichten giebt!"

„Herzlich gegrüßt, Durchlaucht!" rief Penthièvre freundlich. „Glauben Sie nur, daß, wenn uns eigener Kummer auch ſchwer heimgeſucht, wir doch noch Herz genug hatten, um Ihr Leben beſorgt zu ſein. Wir ſprachen oft von Ihnen, nicht wahr, theure Louiſe?" —

„Gewiß, mein Vater," verſetzte die Herzogin, „und unſere Gorzka wußte tauſend romantiſche Geſchichten über Sie auszuſinnen. Wir ſind Ihnen auf der Karte oft nachgereiſt und haben uns an Ihre Seite geträumt. Hoffentlich werden Sie unſere Beſorgniß nicht durch neue Unternehmungen erregen?" —

„Sie bleiben nun gewiß in Frankreich?" warf Penthièvre ein.

„Ich hoffe es, falls man mir dazu Gelegenheit giebt! Ehe ich abreiſte, ward mir von edlen Lippen geſagt, daß Frankreich meines Armes einſt bedürfen könne, ich mich für mein Vaterland aufſparen möge, und ich will dieſem hohen Wunſche

nachzukommen ſuchen. — Frau Prinzeſſin, wenn Sie nichts Unzartes darin erblicken, daß ich heut' ein Gelübde löſe, welches bei einer für Sie freudigeren Gelegenheit gethan worden, ſo erlauben Sie, daß ich das Reſultat meiner Jagd überreiche."

Er ſchritt zu Gomez, der an der Thür harrte, öffnete den Maroquinkaſten und breitete, indem er niederkniete, vor der Prinzeſſin eine köſtliche Tigerdecke aus die an den Tatzen Klauen von Silber trug, und deren Augen durch je einen großen Rubin im Kranze kleinerer Smaragde nachgeahmt wurden. Während alle Uebrigen ein Ach der Bewunderung ausſtießen und herzutraten, warf er einen leidenſchaftlichen Blick auf die ſchöne Frau in Trauer.

„Durchlauchtiger Fürſt," ſagte dieſelbe, anmuthig auf den Teppich tretend, indem ſie ihm ihre Hand bot. „Es iſt ein unendlich ſtolzes Gefühl für mich, das Vließ des Ungeheuers unter meiner Sohle zu fühlen, deſſen tödtlicher Umarmung Sie ſich meinetwillen ausgeſetzt. Es kommt dabei die köſtliche Beruhigung über mein Herz, daß der Himmel ſtets mit einem kühnen und edlen Manne iſt, und die gekränkte Unſchuld, das betrogene Recht in Demjenigen ſicher einen Hort finden werden, der ſchon fähig war, aus viel geringerer Urſache ſo

Großes zu thun. In dieſem Sinne nehme ich Ihr Geſchenk an!"

„Und ſo oft Ihr Fuß es betritt, hohe Frau," erwiederte Naſſau-Siegen, indem er ihre Hand küßte, „mögen Sie ſich erinnern, daß es nur Ihres Winkes bedarf, um Otto von Naſſau zu jeder That zu ermuthigen, die Ihren Beifall erringen kann!!"

Dieſe Scene idealer Galanterie, welche in Frankreich ſehr ſelten geworden, erfüllte die Herzen Aller mit gerechteſter Bewunderung.

„Daß dieſe Betheuerung, liebe Louiſe, ein adelig Wort iſt, wie deren wenig in unſeren Tagen tönen," fiel Conti ein, „beweiſt, daß Siegen's erſter Eintritt in Paris die bedrohte Ehre einer armen Frau, das ganze irdiſche Glück des wackern Beaumarchais rettete!"

„Ei, das zählt nicht," lächelte Siegen, indem er Suſanne graziös zu der Herzogin führte, „denn ich frage Sie, edle Frau, ob es möglich iſt, dieſe kleine arme Frau gekränkt zu ſehen, ohne ihr beizuſpringen, ſelbſt wenn auch ihr Gatte nicht mein Freund wäre?" —

„Wahrhaftig, Sie erinnern mich," rief Conti, „daß ich in der Bewunderung für Sie vergaß, Herrn Caron und Frau Suschen — wie wir ſeit lange uns gewöhnt ſie zu nennen, vorzuſtellen,

als meine lieben Freunde vorzuſtellen, theure Louiſe! Wir haben einſt ſchöne, hoffnungsreiche Tage verlebt, Caron, zu Trianon mit dem Dauphin, wenn Ihre Harfe erklang oder das Mährchen der Baſiliade gleich einem Sommerhauch unſere Häupter umſpielte. Fragen Sie nur Monſeigneur einmal, ob er ſich jener Knabenzeit erinnert. Hier dieſe Trias, Penthièvre, iſt eine wahre Perſonification franzöſiſcher Gewandtheit, Ritterlichkeit und lieblicher Naivetät, ich empfehle ſie ſämmtlich Ihrem Wohlwollen."

„Nun, Papa," ſagte Louiſe, „wenn wir nicht ſelbſt die vortrefflichſten Gründe hätten, dieſer Trias unſer vollſtes Intereſſe zu widmen, würde die Empfehlung meines Onkels allein ſchon unwiderſtehlich ſein."

„Wahrhaftig!" erwiederte der alte Herr. „Und wir werden es an nichts fehlen laſſen, Ihnen zu dienen. — Wenn Sie der Haushalt eines alten Mannes und einer Wittwe anzieht, vergeſſen Sie nicht, daß Sie immer willkommen ſein werden. Bin ich doch ohnehin in Herrn Beaumarchais' Schuld. Laſſen Sie uns nun in den Garten gehen und ſich im chineſiſchen Pavillon eine kleine Collation anbieten. Ich muß Sie ſchon in Beſchlag nehmen, Fürſt, denn ich bin begierig zu hören,

wie Sie dem gewaltigen Thiere dort beikamen und was aus Ihrem tapfern Gefährten Draiſon ſchließlich geworden iſt.“

„Dann wird wohl Madame Beaumarchais mir über ihre Fata Rede ſtehen und meinen Arm annehmen müſſen, damit ſie ſich überzeugt, wie wenig die Mißgunſt der Geburt ächtem Menſchenwerthe ſchadet!“

„Ich würde eiferſüchtig auf Sie werden, lieber Oheim,“ fiel Lamballe ſcherzhaft ein, „wenn ich fürchten müßte, Madame nicht wiederzuſehen. Iſt Ihnen gefällig, mein Herr, mich zu begleiten? Ich habe Ihnen ohnehin noch Dank zu ſagen für die Freude, welche mir Ihre Dichtung bereitet hat!“ Damit verneigte ſie ſich leicht vor Beaumarchais, und während Gräfin Gorzka Anordnungen für den Pavillon traf, betrat die Geſellſchaft den Garten. —

„Sie haben zu gütig über meine Arbeit geurtheilt, Frau Prinzeſſin;“ nahm Caron das begonnene Geſpräch wieder auf, „ſie iſt wirklich zu oberflächlich, um beſondern Dankes werth zu ſein. Ihr einziges Verdienſt beſteht vielleicht in der Ergebenheit für die Dame, welcher die Dichtung beſtimmt war.“ —

„Sie ſind ſehr ungerecht gegen ſich, mein Herr,

wenn Sie etwas für gering achten, weil es Ihnen wenig Mühe machte. Wären Ihre Verse oberflächlich, wie würde ich sie immer wieder in einsamen Stunden recitiren, wie würde ihr Klang mir eine schmerzlich süße Befriedigung sein?" —

„Wirklich, gnädige Frau?" rief Caron lebhaft. „Und darf ich so eitel sein — mein Gott, wir Dichter sind es alle — zu fragen, welcher Theil des Gedichts dieses besondern Vorzugs genießt!" Damit traten Beide in eine abgelegene Allee.

Die Prinzessin ward verlegen.

„Mein Herr, zu — zu meiner Beschämung gesteh' ich diesen Augenblick —"

„O Frau Prinzessin, wenn ich nicht glauben soll, Sie hätten Caron nur schmeicheln wollen, so erlauben Sie mir, Ihrem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen: —

„Aus sanftem Kindertraum zu lieblichem Erwachen
Der Braut ward ich geführt! O wacher Hoffnungstraum,
O Liebe, zieh mit mir auf duft'gem Rosennachen
Durch Sturm und Sonnenschein! Am fernen Küstensaum
Erglühen schon im Grün die stillen —"

„Enden Sie! Sie wissen nicht, wie Sie mein Herz bewegen!"

„Es ist das Geheimniß der Dichter, das menschliche Herz zu durchschauen!" —

„Will denn ein Jegliches durchſchaut ſein? Muß man den durchdringenden Blick des Forſchers nicht fürchten?“ —

„Das edle Herz wird ja nur ſchöner, anbetungswürdiger, wenn es enthüllt iſt!“

„Nicht alle Gefühle, die in ihm wohnen, eignen ſich für das Auge des großen Haufens. Iſt es des Dichters Geheimniß, in ihm zu leſen, ſo ſollte er dieſe Sprache —“ ihre Stimme zitterte, ſie brach ab.

„Er ſollte dieſe Sprache nur in Klänge übertragen, welche zwar von Allen empfunden, doch deren Sinn nur von gleichgearteten Seelen verſtanden wird. Der ächte Sehnſuchtsbote iſt nur das Lied!“

„So wäre der Dichter, welcher unſerer Herzen leiſeſtes Zittern belauſcht, auch der, welcher mit Abſicht es erzittern macht?“ —

„Vielleicht, Hoheit, wenn ſeine Abſicht nicht mißdeutet wird, man in ihm den ſtill beſcheidenen Freund ſieht, deſſen tiefe Mitempfindung es iſt, die den Zauber löſt, in welchem die träumenden Herzen ahnungslos ruhen, bis ſie der Klang des Liedes weckt!“ —

Die Herzogin ſchritt ſchweigend geſenkten Hauptes neben ihm her. „Doch Sie ſind nicht allein

Dichter, auch Diplomat, wie man mir ſagte. Der gewandteſte, der gefährlichſte vielleicht, den man finden kann. Wie können Sie Beides vereinen, wie wollen Sie Vertrauen finden, wenn man in Ihr eigen Herz nicht ſehen, ſeine Tiefe wie Treue nicht ergründen kann? Wie mag man ſich des Verdachts erwehren, daß Sie oft beide Rollen abſichtlich verwechſeln und Diplomat ſind, wo Sie den Dichter, oder Dichter ſind, wo Sie den Diplomaten ſpielen, zumal wenn Sie in beiden Rollen vor Freunden wie Feinden erſcheinen."

„Ei, Hoheit, mit dieſer Frage verändern wir ſofort unſere Farbe, nehmen eine andere Stellung an und ſprechen eine ganz neue Sprache. Sie haben Recht; Dichter oder Diplomat, Miniſter oder Beichtiger, Finanzmann oder Soldat, das ſind nur Rollen, Larven, Poſitionen, die man ergreift, oder in die man genöthigt wird, um etwas zu ſein, zu erlangen, zu bezwecken. Dieſe Maske trägt man mit ängſtlicher Eitelkeit bis an ſeinen Tod, nimmt ſich um Gottes willen in Obacht, daß ſie nicht verrückt werde, damit die Welt das, was darunter ſteckt, nicht ſehe, und legt ſie nur in verſchwiegenen Stunden vor guten Freunden ab!"

„Und was ſteckt unter ihr?"

„Der Menſch, Hoheit! Der baare, ſchlichte Menſch in der nackten Majeſtät ſeines Gemüths! Der Menſch mit Weh' und Freuden, mit ſeinem endlichen und unvergänglichen Weſen!“ —

„Und darf ich fragen, wer die Freunde ſind, denen zu Liebe Sie die Larve ablegen, um Menſch zu ſein?“ —

„Es ſind die, für welche ich zugleich am liebſten die Larve anlege.“ —

„Ich meine, ob Sie mir ihre Namen nicht nennen wollen?“ —

„Vor mir ſelbſt und meiner Frau lege ich ſie ab und vor einem alten Freunde Morelly, deſſen Unglück es iſt, nie eine getragen zu haben. Als der edle Dauphin noch lebte, fiel ſie ſtets vor ſeinem Sonnenblick, obwohl ich ſie oft genug für ihn wieder aufſetzen mußte. Sie ſinkt vor Ihrem Oheim, dem Prinzen Conti, und vor meinem theuren Freunde, dem Fürſten Naſſau. Wollen Sie nun, Hoheit, daß ich vor Ihnen auch ſo erſcheine, dann wird Ihnen der Dichter wie der Diplomat immer erklärlich ſein.“

„Wenn ich Ihnen ſo warmes Intereſſe errege, Sie ſich vermeſſen, in mein Herz mit dichteriſchem Zauberblick zu ſehen, Sie mich zu Ihren Freunden zählen möchten, ja! Laſſen Sie es uns wenigſtens

verſuchen. Zeigen Sie mir Ihr unmaskirtes Antlitz."

„Prinzeſſin, das iſt ernſt, vielleicht erſcheint es Ihnen ſogar rauh, aber es trägt die Züge der Wahrheit. — Hüten Sie ſich vor den Orleans!"

„Das war die letzte Bitte meines unglücklichen Mannes! Ich fühle, Sie wiſſen von dieſem treuloſen Hofe mehr als jeder Andere, und Ihr Auge umfaßt die tückiſchen Geſpinnſte, welche ſich über uns Alle ſeit Jahren ziehen. Deshalb ſind Ihre Feinde rege und ſcheuen auch kein Mittel, Sie zu vernichten."

„Wenn ich nun um Ihr Vertrauen bitte, Hoheit, iſt es zu gewagt?"

„Wir werden gewiß Freunde ſein, Herr Caron, mein Schwiegervater indeß —"

„Ich verſtehe. — Ich werde ihn um die Gunſt erſuchen, mit Ihnen Harfenduetts zu ſpielen. Die königlichen Prinzeſſinnen Töchter ſind ja auch meine Schülerinnen geweſen."

„Oh, das iſt prächtig. Aber mit dem Beding, daß Frau Suſanne nicht das Hôtel Penthièvre vergißt."

„Gewiß nicht, Hoheit!" — — —

Das jus primae noctis des Grafen Blache hatte für ihn ſehr unangenehme Folgen. Wenn

auch dieſes ſcheußlichſte aller feudalen Privilegien noch in allen Provinzen mit voller Kraft beſtand, von der brutalen Sinnenluſt manches Edelmannes geübt wurde, erregte es in Paris doch nur Gelächter und Skandal. So wurde denn die abgeſchlagene Attaque des Grafen Blache auf Suſanne Beaumarchais, das Benehmen des Fürſten Naſſau und das horribele jus primae Tags darauf das Neueſte und Luſtigſte, was man zu erzählen wußte.

Zu derſelben Zeit, wo der befreite Beaumarchais im Penthièvre erſchien, wurde la Blache durch einen drohenden Brief in's Hôtel Vendatour berufen, wo die Miniſter ihn ſprechen wollten. Er begriff die Urſache leicht, aber eben ſo ſehr, daß dem Befehl nicht auszuweichen war, er wappnete ſich alſo mit ſeiner ganzen Frechheit und fuhr hin.

Er fand die Miniſter Terray und Maupeau, welche mit einander flüſterten, während Diane in äußerſter Entrüſtung das Gemach auf und ab ſchritt.

La Blache grüßte lächelnd. „Sie hatten Sehnſucht nach mir, Frau Marquiſe?“

„Falcoz!“ und der Zorn machte ihre Stimme beben, „Ich habe Ihren Narrheiten zu viel nachgeſehen! Ich war's, die Sie damals in Schutz nahm, als Sie ſich vor den Prinzeſſinnen blos-

ſtellten, die Sie mit den Ihrigen verſöhnte, und vor Choiſeul's Rache ſchützte, als Sie nothwendig fanden, Ihre Correſpondenz mit der Grammont Ihrer Maitreſſe mitzutheilen! Ich glaube, dies war Nachſicht über Gebühr! Was fiel Ihnen ein, nachdem es gelungen, Ihren Gegner in die Baſtille zu bringen, wo er lange genug geſeſſen hätte, einen wiederholten Angriff auf ſeine Frau zu machen? Wie konnten Sie ſich erfrechen, vorſchnelle Rache zu nehmen, da Sie wußten, daß es in unſerer Macht ſtand, Ihnen die ſicherſte Satisfaction zu verſchaffen?!"

„Frau Marquiſe, Sie belieben mit mir wie mit einem Schulknaben zu reden. Mäßigen Sie ſich. Ich habe keinen Grund, länger in Ihrer Hand den Automaten abzugeben, der ſtill iſt, oder ſich rührt, je nach Ihrem Befehl. Ich haſſe, Marquiſe, dieſes Weib und dieſen Caron bis zum letzten Hauche, und verbitte mir Ihre Aufſicht ganz ergebenſt!"

„O, hören Sie doch, Herr Abbé," ſagte die Dame höhniſch, „der Herr fühlt ſich ſouverän, ſeitdem er Duverney's Geld erbte! Wenn man haßt, ſo habe man auch die Klugheit, geſchickt zu operiren. Was haben Sie durch Ihr dummes jus primae noctis erreicht, als daß Sie ſich vor Paris

zum Gelächter machten und die Minister nöthigten, Beaumarchais frei zu lassen?" —

„Frei zu lassen? — Nun Teufel, das nenn' ich mir eine Revanche! Man hatte also die Naivetät, meine Klage wegen Ehrenschändung aufzuheben?!" —

„Ereifern Sie sich nicht, Bester," sagte Terray, „diese Ehrenschändung ließ sich nicht beweisen."

„Und warum, meine weisen Herren Minister, machten Sie Ihre Justizreform nicht, ehe man mich in zwei Instanzen verlieren ließ? Gegen mich nehmen Sie eine Sprache der Drohung an, während Sie gegen die eigenen Gegner mit salopper Liberalität verfahren! Das jus primae noctis ist mein adelig Herrenrecht, und ich mache von ihm Gebrauch trotz Ihnen, das schwöre ich auf mein Wappen!!"

„Das wagten Sie, Graf, auch gegen unser Verbot?!" fuhr Terray heftig auf.

„Man wird Sie nöthigenfalls nach St. Jf transportiren oder eine Reise nach den Colonien machen lassen," sagte Maupeau scharf, „das wird man!!" —

La Blache erschrak. Dann faßte er sich. „Ah, das scheint mir denn doch wirklich etwas zu besorgt für die eheliche Ruhe meines Gegners! Darf

man fragen, weswegen Sie mir das jus primae weigern?"

„Weil Suſanne Beaumarchais nicht auf Ihrem Grund und Boden geboren ward!"

„So? — Hahaha! Nun, Spaß gegen Spaß, ich weiß es auch! Die Kleine ſchwor vor Sartines, daß ſie der Sprößling der keuſchen Frau Marquiſe und des frommen Abbé ſei! Bei Gott, nun iſt's begreiflich, daß ich ſeit Jahren gegen Ihren Herrn Schwiegerſohn, oho! das Spiel verlieren mußte!!"

Diane ward fahl wie eine Leiche. „Die Elende hat es laut zu ſagen gewagt!"

„Man muß mit dieſen Nichtsnutzigen ein Ende machen," ſtöhnte Terray, „ehe ſie uns zuvorkommen!"

„Vor Allem muß man mir meinen Willen thun, Theuerſte; ich verlange Rache an dieſen Beiden, volle Rache an ihm und ihr!"

„Die ſollen Sie haben, bei der ewigen Verdammniß!". rief Diane mit finſterer Bitterkeit. „Und wenn ich dabei ſelbſt untergehe!!" —

„Sie werden indeß warten müſſen, Gräfin," ſagte Maupeau, „bis das alte Parlament und das Châtelet beſeitigt ſind, wir Leute auf den Stühlen haben, die uns pariren. Ehe die Schreier nicht

zahm sind, ist jeder Schritt gegen Beaumarchais gefährlich, und reizt man ihn, wird er keine Façon machen. Hängen Sie bei dem neuen Parlament Ihren Proceß an; man wird sorgen, daß Sie gewinnen und beide Leute ganz unschädlich machen, denn dann hat man die Gewalt!"

„Gut, ich bin einverstanden," erwiederte la Blache, „aber hüten Sie sich, mir dies Weib, das meine Maitresse werden muß, vorzuenthalten. Ich würde meinen ganzen, vollen Haß gegen Sie wenden, Marquise, sollten Sie ein Geschöpf beschützen, das, buhlerisch erzeugt, als Buhlerin enden soll! Haha, sie wird doch die Qualitäten ihrer Mutter nicht verläugnen? Also beeilen Sie sich, meine Herren Staatslenker! Eher wird sich's in Frankreich nicht lustig leben lassen und die Abbés werden nicht angenehm sündigen dürfen!" — —

Die gewaltsamen Vorsätze, welche das ministerielle Kleeblatt Maupeau-Terray-Aiguillon gegen die letzten Reste nationaler Gerechtsame längst gehegt, mußten jetzt um so beschleunigter zur Ausführung kommen, als sie für alle an der Regierung zunächst Betheiligten zur Existenzfrage wurden. Ludwig XV. begann nämlich eine Art von Lauheit und lauernder Zurückhaltung gegen die Maitresse zu äußern, welche man an ihm stets

als drohende Vorboten des Sturzes ſeiner Creaturen bemerkte. Er war öfters in Marly am Hofe des Dauphin allein, oder ohne beſondere Begleitung ſichtbar und ſchien mit einem geheimen Entſchluſſe zu ringen, den zu enthüllen ſich Maupeau durch Spione um ſo angelegener ſein ließ, als dieſer à tout prix-Miniſter ſich vorgeſetzt hatte, ſeine Amtsdauer, wenn erſt der große politiſche Coup geglückt war, ſelbſt mit der Aufopferung ſeiner Genoſſen zu erkaufen. Er hatte ſeine beſonderen Wege hinter dem Rücken Aiguillon's und Terray's, und beſaß eine perſönliche Frechheit zum Schlechten, die durch ihre Rückſichtsloſigkeit imponirte und einſchüchterte.

Es war in der Nacht vom 19. zum 20. Januar 1771, als, von Grenadieren unterſtützt, die Polizei in die Wohnungen der Parlamentsräthe drang und den Erſchrockenen die Wahl ließ, ſchriftlich ihre vollſtändige Devotion unter den Willen der Regierung zu verſprechen, oder ſofort zeitlebens in die Verbannung zu gehen. Daſſelbe geſchah den Räthen der Steuerkammer und den mißliebigen Provinzial-Intendanten. Mehr denn drei Viertel dieſer Beamten wählten die Verbannung, unter ihnen Malesherbes und

Turgot. Ein Schrei des Entſetzens ging durch Paris. Unter dem Zulauf des Volkes trat, von Grenadieren umgeben, Maupeau mit eiſerner Stirn in's Parlament, das Häuflein der Demüthigen zu überſchauen, welches ihm ſeine Ehre preisgab, dann ſchloß er das Parlament. Auf dieſe Nachricht ſchloſſen das Châtelet und die Departementsgerichte gleichfalls ihre Sitzungen, in Frankreich war allgemeiner Rechtsſtillſtand. Das wollte Maupeau! — Er löſte die oppoſitionellen Behörden auf, denn er hatte ſchon ſein neues Juſtizproject in der Taſche. Die Polizei, die Adminiſtrativbehörden wurden das einzige Forum des Rechts, Beamtenwillkür Geſetz, und Beſtechung das Mittel, es geſchmeidig zu machen. Der allgemeinen Wuth folgte lähmender Schreck. Das Land ward zum Leichnam unter den Händen der Miniſter, und zu neuen Parlamentsräthen wurden nur Subjecte ernannt, deren hauptſächliches Talent in unbedingtem Gehorchen beſtand. Das Maupeau-Parlament, wie die Nation es nannte, war fertig.

Obwohl Penthièvre darauf gerechnet hatte, einen ſo kühnen Mann wie Naſſau nunmehr unter die Officiere der Flotte zu zählen, trat derſelbe doch lieber als Obriſt eines Garde-Infanterieregiments

der Beſatzung von Paris ein. Sein Freundſchaftsverhältniß zu Beaumarchais, ſein Verkehr mit Conti, ein gelegentlicher Beſuch bei Penthièvre bildeten außer dem Dienſt ſeine Unterhaltung. So ſehr er nun wünſchte der Prinzeſſin ſich zu nähern, wurde er nicht nur von Penthièvre daran verhindert, der ihn faſt immer in Beſchlag nahm, um in afrikaniſchen Erinnerungen zu ſchwelgen, ſondern er glaubte auch an der Herzogin eine abſichtliche Zurückhaltung wahrzunehmen. Hierzu kam, daß dieſelbe ſehr oft in Marly beanſprucht wurde. Dies Benehmen Lamballe's, beſonders eine Zerſtreutheit, innere Angſt und vergrößerte Schwermuth, die durch nichts gerechtfertigt erſchien, fielen Beaumarchais auf, zumal ſie von jenem Vertrauen, welches ſie anfänglich zu ihm gefaßt zu haben ſchien, nichts mehr blicken ließ. Eben ſo wenig wußten ſich Gräfin Gorzka und Suſanne, an deren munterem Weſen die Prinzeſſin viel Gefallen fand, ihr ſeltſam düſteres Weſen zu erklären. —

Es war Ende des Jahres 71. — Beaumarchais hatte eben mit ihr von den alten hoffnungsvollen Tagen Trianons geplaudert und das Lied geſungen, was er einſt für den Dauphin gedichtet:

„Im Herzen ruhen ſtumm und ſtill
Allmächtig große Triebe.
Wer ſie in ſich erwecken will,
Braucht nichts, als — tiefſte Liebe!“ — —

Die ſchöne Frau ſaß, in banges, bewegtes Sinnen verloren, am Fenſter. Die braunen Locken küßten ihre weiße Bruſt, an der Wimper hing eine verſtohlene Thräne.

„Tiefſte Liebe!“ murmelte ſie vor ſich hin, dann überlief ſie ein kurzes Fröſteln; ſie fuhr auf und ſah Caron erſchreckt an. —

„Wiſſen Sie auch, Hoheit, daß ich ſeit einer gewiſſen Zeit etwas an Ihnen bemerke, was ich nie für möglich gehalten hätte?“ —

„Nun was, Herr Beaumarchais?“

„Sie ſind zu Marly die Fröhlichkeit ſelbſt, ſagt man, zu Paris ſind Sie traurig. Sie tragen auch eine Maske!“

„Und wenn dem ſo wirklich wäre, haben Sie es mich nicht gelehrt?“

„Ich Sie? Schwerlich. Am wenigſten, vor Freunden eine ſolche zu tragen!“

„Freunden! Es giebt Fälle, beſter Caron, wo man nicht einmal mehr glaubt, daß man ſich ſelbſt Freund iſt! Und wenn meine Fröhlichkeit zu Marly die Larve, meine Traurigkeit hier

nun mein wahres Antlitz wäre? Vielleicht macht meine Fröhlichkeit meine Trauer erklärlich!"

„Und wenn dieſe ſtumme Trauer und Verſchloſſenheit nun Ihre Freunde betrübte, Dem gerade das Herz zerriſſe, welcher mit ſeinem Herzblut einen einzigen hoffnungsreichen Blick erkaufen würde?" —

„Ich bitte Sie, Caron, ſprechen Sie nicht in dieſem Tone zu mir. Ich verſtehe Sie nicht."

„Und Sie verſtehen die heißen Blicke Otto's von Naſſau nicht? Das Gefühl der Verzweiflung, was ihn in ferne Gefahren trieb, die glühende Sehnſucht, welche ihn zurück zu Ihren Füßen zog?"

„Beaumarchais, er liebt Gorzka, nicht mich!" rief ſie ſchmerzvoll.

„Wer hat Ihnen dieſe furchtbare Täuſchung aufgelogen? Wer Ihren Blick verſchleiert, daß Sie nicht empfinden —"

„O, laſſen Sie dieſen Blick verſchleiert ſein, zerſtören Sie dieſe Täuſchung nicht! — Er liebt mich?! O, deſto elender bin ich nur! — Louiſe von Savoyen konnte zu Chambery Gefühle von ſolchem Glücke hegen, ſelbſt als enttäuſchte Gattin dieſem Traume nachhängen, der ihr das Leben erträglich machte; aber als ich das dunkle Kleid abthun, dem Leben mich halb widerwillig zurück-

geben mußte, mein Auge immer mehr das Gewebe durchblickte, welches die Parzen um Frankreich ſpinnen, — Beaumarchais, ſehen Sie ſich um, das iſt keine Zeit für die Liebe! Es giebt nur noch zweierlei Menſchen: die im trägen Genuß gedankenlos dahin leben, übermüthig auf Koſten Anderer, und nicht an das Kommende denken, und die, welche ſehen, fühlen, ertragen und — ſich opfern müſſen, nutzlos vielleicht, aber nie unedel!"

„Wenn man aber mit ſeinem Opfer den Lauf der Dinge nicht ändert?"

„Man würde ſich nicht opfern, dächte man immer ſo!" —

„Man opfert ſich um nichts, was man nicht liebt! Wer iſt Ihrer Liebe ſonſt ſo werth geworden, daß Sie ſich ihm opfern müßten!"

„Und wenn dies Opfer um ſo fürchterlicher wäre, als es unfreiwillig und unvermeidlich iſt, und um ſo empörender, als man ſich ſchaudernd an Einen opfert, der —! Um Gotteswillen, ich habe ſchon zu viel geſagt für unſerer Beider Sicherheit!!" —

Beaumarchais ſtand auf. Mit heftigen Schritten ging er auf und nieder. Ein ſchrecklicher Gedanke ſtieg ihm auf.

„Prinzeſſin, weiß Ihr Oheim, weiß der Dauphin und die Dauphine um dies Opfer?“

„Noch nicht. Sie werden es wohl erſt erfahren, wenn es zu ſpät iſt. Vielleicht werden ſie es billigen, vielleicht mich haſſen und dabei nicht bedenken, wie mir dabei das Herz bricht.“

„Hoheit, ich flehe Sie an, ſagen Sie es mir! Laſſen Sie nicht ein Unglück über ſich ergehen, das Freundesklugheit abwenden kann!“

„Armer Mann!“ ſagte ſie bitter, „was mir bevorſteht, wenden Sie nicht, wendet keine irdiſche Gewalt ab!“

„So erwiedere ich Ihnen, Hoheit, daß ich nahe daran bin, es zu errathen! Daß ich es bald wiſſen, es mit, oder — ohne Ihren Willen hindern werde, und ſollte ich das Elendeſte zu Hülfe nehmen, was ich kenne, die Verleumdung!“ Er griff nach dem Hute.

„Beaumarchais, gehen Sie nicht, ich bitte Sie! Wie wollen Sie wiſſen, was ich mir ſelbſt nicht zu geſtehen wage, wie abwenden, was täglich drohender erſcheint? Meinen Sie mit Gewalten ſpielen zu dürfen, welche Sie zerſchmettern können?!“

„Da ich dieſe Gewalten ſehr gut kenne, ſo weiß ich ſeit Alters her, wie ſie aus dem Geleiſe zu treiben ſind.“

„Ich laſſe Sie nicht von hier! Wenn Sie mir Freund ſind, ſagen Sie, was Sie denken!“

„Wenn Sie mir aufrichtig zwei Fragen beantworten. — Maupeau hat ſich Ihnen oder dem Herrn Herzoge eben ſo heimlich wie verbindlich genaht! Hab' ich recht gerathen?“ —

„Ja!“

„Zu Marly erſcheint ungewöhnlich oft eine hohe Perſon, die Sie ganz beſonders in Affection nimmt und vor welcher Sie allen Witz und Muthwillen heucheln müſſen, ſie von ſich abzuhalten und ihre Abſichten zu vereiteln?“

„Ich geſtehe Ihnen, daß ich nicht mehr weiß, wie ich derſelben ausweichen ſoll!“

„Ueberlaſſen Sie das mir, hohe Frau. — Was Sie thun müſſen, iſt: ſich unter'm Siegel der Verſchwiegenheit der Dauphine zu entdecken. Ich gebe Ihnen mein Wort, ich werde eine Maſchine in Bewegung ſetzen, die Herrn Maupeau nicht nur, ſondern ſelbſt den König außer Façon bringen ſoll.“

„Sie hätten die Macht, mich zu retten, vor der Gräßlichkeit eines Opfers zu bewahren, das —“

„Das Sie nicht bringen werden. Fahren Sie ſogleich nach Marly und entdecken Sie ſich der Dauphine. Sagen Sie ihr, ich würde Alles

hindern! Dieſe gewiſſe hohe Perſon wird nicht mehr in Marly erſcheinen!" —

„Ich werde Ihren Rath befolgen, Caron. Sie ſind der Einzige, welchem ich mich vertraue!"

„Und der arme Fürſt?" —

„Keine Silbe weiter! Iſt dieſer Augenblick geeignet, an heiligere Empfindungen zu mahnen?!"

„Aber daß Sie ſie hegen, iſt mir genug!" —

Er verbeugte ſich und ging. Seinen Wagen nach Hauſe ſendend, befahl er Gomez, ihn zu begleiten. Sie nahmen beim Palais royal eine Miethkutſche. „Nach dem Pigeonnier!" — —

Debrelon und Coralie befanden ſich zur Zeit im äußerſten Kummer, Maupeau ſchien nämlich von ihnen Notiz zu nehmen Sie hatten die Orgien einſtweilen eingeſtellt und duckten ſich, um die neuen Ereigniſſe abzuwarten, welche ſich zu Verſailles als Wetter zuſammenzogen, ohne daß ſie wußten, von welcher Seite ſie nahten. —

Das gewöhnliche Signal erklang an dem Hinterpförtchen. Während Coralie beſtürzt an ihr Clavier eilte und dort unter Cadenzen und Triolen eine Unſchuld zu erheucheln ſuchte, der ihre geſpannten Mienen nicht entſprachen, öffnete Debrelon, den Beſuch von Polizeidienern oder neugierigen Gäſten befürchtend, die etwa Urſache

haben mochten, ſich bei ihm zu ſehr ungelegener Zeit zu orientiren.

Beaumarchais, Gomez hinter ſich, ſtand vor ihm.

„Nun, ſüßer Freund, Du machſt ein unglücklich Geſicht? Gehen die Geſchäfte ſchlecht?“ —

„Was —, was wollen Sie bei uns, Herr Beaumarchais? Ich wüßte nicht —“

„Ah, ich bin Dir ungelegen, Debrelon? Iſt Coralie im Hauſe?“

„Sie hören, daß ſie nebenan eine Rolle ſtudirt!“

„Weil ſie eben keine beſſere hat! Weil ſie einſieht, daß, wie die Dinge gehen, ihr nur noch die kleinen Couliſſenkünſte bleiben?“

„Ich verſtehe Sie wirklich nicht!“ —

„Nun gut, führe mich zu ihr. Ich will Euch einmal beweiſen, daß ich doch eigentlich Euer Freund bin!“

„Unſer Freund! Sie ſcherzen!“

„Ohne Umſtände. Gomez kann hier bleiben. Ich ſage Dir, Du wirſt mir ſehr dankbar ſein, daß ich gekommen bin.“

Kopfſchüttelnd führte ihn Debrelon in's Boudoir der Schönen.

„Es iſt Herr Beaumarchais, der Dich ſehen will!"

„Mein Herr, mich? — Sie ſtellen ſich mir in einem Augenblick vor, wo —"

„Wo Sie ſchon genug Angſt haben, wie ich ſehe, um noch mehr geängſtigt zu werden. Nun, nun, ohne weitere Redensarten, wir ſind alte Freunde und Nachbarn, ſetzen Sie ſich."

„Ich bin wirklich geſpannt, von einem Manne Mittheilung zu empfangen, der uns immer mit Drohungen behandelte."

„Oder auch Bezahlungen, Kind! Es ſind ſchöne Summen, die Ihr von mir durch dieſe Reihe von Jahren empfingt, trotz deren Ihr aber meiſt Spitzbuben an mir geworden ſeid. Ihr gebt zwar keine Nachrichten mehr, ich erfahre trotzdem aber doch, was ich will. — Wißt Ihr, warum Ihr kleinlaut ſeid? Der König iſt mit Eurer Buſenfreundin du Barry ſehr kühl, die kleinen Soupers haben aufgehört, er geht lieber nach Marly. Der Engel mag thun, was er will, es ſchlägt auch nichts mehr an! Terray iſt beſtürzt, die Vendatour auch, und Orleans, der die ganze Geſchichte ſo ſchön eingefädelt, ſieht alle ſeine Ausſichten auf den Bankerott der Dinge in's Waſſer fallen! — Noch ſchlimmer! Herr Maupeau, der die Gewalt

hat, der die Parlamente eben verſpeiſte und Euch auf die Salpetrière ſchicken kann, wirft ein Auge auf Euch! Nicht wahr, ich hab's? — Haha, er wird dies Wespenneſt einmal ausräumen! Nicht aus Moralität, ſondern um ſeine Leute beim Schopf zu haben, ſie nach ſeiner Melodie pfeifen zu lehren, ſich zum Herrn ihrer Schwachheiten zu machen! Gar mancher Pair wird im Parlament „ja" zu ſeinem Willen ſagen, nur um nicht wegen des Pigeonniers beunruhigt zu werden! Kurz geſagt, Ihr ſeid ruinirt, und wenn Euch Einer noch Euren Götzen, das Geld, nähme, müßtet Ihr am Ende wieder wie vor Zeiten unter den Hallen, am Grèvequai, oder auf den Boulevards ſingen. Wenn ich nun käme, Euch rettete, wieder machte, daß der Engel den alten König Bouquin wie ſonſt gängelte, Demoiſell Coralie wieder die Freuden von Verſailles koſtete?!" —

„Herr Beaumarchais, ich weiß, Sie ſind ein ſehr kluger Mann, der gewiß viel ſchaden kann, ſobald er will. Daß Sie aber den Willen und die Macht haben, uns zu nützen, und gar in der Art, wie Sie ſagen, — das bezweifle ich ganz ergebenſt!"

„Noch mehr, ich verlange nicht einmal etwas

dafür, ſondern will nur haben, daß Ihr wieder reuſſirt!"

„So ſprechen Sie, Uneigennütziger!" —

„Nun, König Bouquin wird auf ſeine alten Tage tugendhaft werden, bei der Seran machte er ja ſchon einmal einen Anſatz. Aber diesmal iſt es Ernſt; er will heirathen!"

„Heirathen?!" ſchrie Coralie wüthend auf. —

„Natürlich! Maupeau ſieht, daß die Wirthſchaft mit Euch und dem Terray doch nicht geht, etwas Neues fabricirt werden muß und —"

„Herr Beaumarchais, iſt das wahr?!" ſtotterte Debrelon entſetzt.

„So gewiß, als Ihr denn Zeit habt, Frankreich zu verlaſſen."

„Und wer wird denn die Glückliche ſein?"

„Das werde ich Dir ſagen, mein Schatz, wenn Du mir verſprichſt, ſogleich zu thun, was ich rathe."

„Wenn das Bouquin's Ernſt wäre, natürlich ſo thun wir Alles, ihn zu hindern!"

„Du müßteſt ſofort zur du Barry nach Verſailles; Terray, die Vendatour, Orleans müſſen aufgehetzt, das ganze Hofgeſinde alarmirt werden, ehe Maupeau etwas ahnt!"

„Und ich will ſie alarmiren, daß es eine Luſt ſein ſoll!! Geſchwind, wer iſt's?!"

„Er heirathet die Herzogin Wittwe von Lamballe. Maupeau hat bereits ſeine Streiche gemacht!"

„Und der Alte läuft immer nach Marly, bei Gott, es iſt ſo! Wir ſind ruinirt, wir ſind hin, wenn das geſchieht! — Nach Verſailles, einen Wagen, Debrelon! Du mußt zu Orleans! — Gott, jede Stunde iſt Goldes werth!"

„Nimm meinen Miethwagen, Kind, und vergiß nicht: von mir haſt Du dieſe Geſchichte nicht, ſo viel Discretion biſt Du mir doch wohl ſchuldig!"

„Ach, Sie Engel, Sie Teufel, Sie reizender Mann, ich will ſchweigen wie das Grab!!"

Coralie wollte ihn ſtürmiſch umarmen.

„Ach laſſen Sie! Sie brauchen das jetzt Alles in Verſailles! Adieu!" —

An demſelben Tage gab es eine jener unausſprechlichen Scenen in Ludwig's XV. Leben, wo ſeine Buhlerin und ihr Anhang ſich wie raſende Megären über ihn herſtürzten, um durch Spott, Drohung, Sinnenreiz und wilde Vorwürfe den ſchüchternen Willen eines Schwächlings zu brechen und ihn von der Dummheit einer Ehe

mit Lamballe, „die ſchon einen Mann durch Langeweile unter die Erde gebracht,“ abzubringen. Am andern Tage ſtand im Mercure français: „In Hofkreiſen wird verſichert, daß zwiſchen den Miniſtern und dem Herrn Herzog von Penthièvre Verhandlungen über eine Verheirathung Seiner Majeſtät mit der Hoheit Prinzeſſin von Lamballe gepflogen worden!“ — Paris lachte, Paris ſchrie Zeter.

Wie alle haltloſen Naturen fühlte ſich Ludwig, der bei nichts Scham empfunden, bei dem erſten ſchwachen Verſuch zur Anſtändigkeit, ſobald er ſich vorzeitig entdeckt fand, faſt knabenhaft gedemüthigt. Er eilte raſch in die gewohnten Arme ſeines Engels, um bei ihr zu vergeſſen, daß er einmal verſucht hatte, etwas zu wollen. Aller Spott, alle Wuth der erſchreckten Höflinge des Königs richteten ſich gegen Maupeau, der alsbald empfand daß es leichter ſei, die Inſtitutionen eines Landes über den Haufen zu werfen, als eine Maitreſſe, und geſchwind die Verzeihung der du Barry und ihres Anhanges durch Freigebigkeit und Conceſſionen aller Art wieder zu erlangen ſuchte. Das ſchreckliche Geſchick, welches Louiſe de Lamballe bedroht, hatte ſich in wahrhaft komiſcher Weiſe gewendet und ſie von drückendſter Angſt befreit. Zahlreiche Anekdoten gingen zu Ver-

ſailles und Marly von den demüthigenden Scenen zwiſchen dem König und ſeiner Maitreſſe um, und ſtellten ihn immer als den geprellten Liebhaber vor. Die muntere Dauphine wie Conti, denen ſich Louiſe mitgetheilt, und die das Anſinnen des Königs eben ſo empört, wie der Ausgang beluſtigt hatte, wußten wohl, daß Beaumarchais im Spiele ſei, obwohl man nicht erfahren konnte, wie er es angeſtellt, des Königs Pläne zu durchkreuzen. Bei der allgemeinen Wuth und Verachtung gegen Maupeau trug man die Erzählung von des Monarchen Beſchämung alsbald durch alle Cirkel, und wurde ein verliebter Alter von einem jungen Mädchen geprellt, ſo hieß das: „une corbeille à Lamballe ertheilen.“ Unter Anderem ſtand im Courier français folgende Anfrage:

„Wer iſt's, der dem Papa Bouquin, ſo wunderſchön zur Aber ſchlug
Und vom japan'ſchen Pavillon dem Engel ſchalkhaft Botſchaft trug?
Wer hat den Berthol'n, der als Arzt uns bis zur Leichenruh curirt,
So zum Vergnügen aller Welt das Hirn geſchröpft, geſeift, raſirt?!“ —

Dieſe Verſe fanden viel Beifall und da ſie, allem Anſchein nach, von einem boshaften Cavalier ausgingen, der um die Sache wußte, machte ſich

Beaumarchais' den Spaß, die Frage im Mercure auch anonym zu beantworten.

„Wer dem Bouquin zur Ader ſchlägt,
Dem Engel Lind'rungspflaſter legt,
Den Bartel ſeift und ſo raſirt
Daß er einſt ſelbſt den Kopf verliert? —
Wer dient wohl ſeinen Kunden ſo?
Der Hofbarbier heißt — Figaro!" —

Es war in Paris kein Menſch, der dieſe Frage und Antwort nicht auswendig lernte, und wo irgend etwas Tolles, Verſchmitztes, kurz, Jemandem ein Poſſen geſchah, war es gewiß — „à la Figaro" geſchehen. Unter Bouquin verſtand man den König, die l'Ange war deutlich genug und Barthélemi ein Vorname Maupeau's, das Ganze alſo höchſt beißend. — Die Polizei ſpürte vergebens nach beiden Satyrikern, denn die Raucourt hatte ſich in Verſailles genügend vorgeſehen, damit man nichts von ihrer Zuträgerei merke.

Seltſam, wie ſich Gedanken mitunter zu rechter Zeit begegnen. — Während ſeiner ſpaniſchen Reiſe hatte Caron eine Menge Eindrücke empfangen, und, mit Duni bekannt geworden, wollte er ihm ein Libretto zu einer Spieloper ſchreiben, in der er die italieniſchen Masken des Gerardi und Molière mit ſpaniſcher Grandezza zu einer Burleske ver-

band. Er hatte ſchon die Fabel, eine komiſche Liebesgeſchichte erſonnen, deren Hauptfigur ein durchtriebener liſtiger Geſelle, ein Abbild ſeines eigenen Weſens war, und den er Figaro genannt. Die öffentliche poetiſche Anfrage und ſeine Antwort gebar eine neue prächtige Idee. Er verwandelte ſeinen Opernſtoff in ein Luſtſpiel, nannte den geſoppten Alten Doctor Bartolo, das Metier eines Bartſcheerers war für ſeinen Helden wie gefunden, und indem er zahlreiche Zeitanſpielungen einfließen ließ, nannte er das Stück den „Barbier von Sevilla!“ — Der Dauphine, Lamballe und Conti machte die Frage im Mercure unendliches Vergnügen, und ſie vermutheten, wer die Antwort ertheilt habe. Maria Antoinette war neugierig, Caron kennen zu lernen, und ließ ihn durch die Prinzeſſin fragen, ob er ihr wohl mittheilen wolle: wie Figaro es anfing, den guten Doctor hinter das Licht zu führen.

„Ach, Frau Prinzeſſin, verſichern Sie Ihro Hoheit nur, daß ich ihr, — weil der Doctor, wie alle geſoppten Alten, boshaft und gefährlich iſt, das nicht ſagen darf. Aber ich habe ein Luſtſpiel geſchrieben, in welchem ſie, wenn ſie wünſcht, die Schliche Figaro's ſehen kann!“ —

Die Herzogin erhielt Befehl, Beaumarchais

nach Marly zu bitten, und daß er ſein Stück mitbringe.

So betrat Beaumarchais zum erſten Mal unter der Aegide ſeiner Gönnerin den Pavillon-ſoleil. Die Dauphine, die Prinzen Artois und Provence, Conti, uud Oberhofmeiſterin Herzogin von Noailles waren zugegen. Der Dauphin fehlte wie gewöhnlich, er war bei ſeinen geographiſchen Studien, oder in ſeiner Schloſſerwerkſtatt, eine Paſſion, die er ſchon von Trianon her hatte.

In dieſem officiellen Kreiſe war es nun freilich nicht gerathen, ſich den pikanten Beigeſchmack merken zu laſſen, den man bei der Dichtung vorausſetzte. Mit großem Ernſte wurde Caron ſomit aufgefordert, zu leſen. — Das Drama, eine ſchalkhafte, witzige Scene nach der andern, rauſchte unter der leichten Zunge des Autors vorüber. Artois, Provence, Conti waren entzückt, die Dauphine preßte fortwährend das Taſchentuch vor den Mund, um nicht laut aufzulachen und die jocoſen Parallelen merken zu laſſen, welche ſie beim Anhören zog. Doctor Bartolo und Figaro, die Bedrängniß Roſinens waren zu deutlich und Graf Almaviva ſo ritterlich ſchön gezeichnet, daß Maria Antoinette wirklich wünſchte, „dieſer Liebhaber exiſtire — auch!“

Prinzeß Lamballe erröthete, Caron biß ſich auf die Lippen. — Das Signalement, welches Almaviva von Bartolo gab, paßte wie ein Portrait auf Maupeau. Zahlreiche Invectiven, wie:

„Ich bin überzeugt, ein Mächtiger erweiſt uns immer Gnade, wenn er uns nichts Böſes zufügt" —

„Nach dem, was man heute von einem Bedienten fordert, werden Sie wenig Herren kennen, die es werth wären, ihre eigenen Domeſtiken zu ſein" —

dann Figaro's witzige Schilderung ſeines Metiers, der grandioſe Monolog über die Verleumdung, und der ſprudelnde Humor der Handlung riß, als er geendet, die vornehme Geſellſchaft zu lauteſtem Beifall hin.

„Mein Herr Beaumarchais," ſagte Maria Antoinette heiter, „ſchreiben Sie uns mehr ſolche Stücke, und ſeien Sie meiner Protection gewiß. Ich will, daß man es am Théâtre français giebt, ich werde dem Director der menus plaisirs einen Befehl ſchicken. Verſäumen Sie nichts, was das Gelingen ſichern kann, denn ich komme nach Paris, es zu ſehen!"

„Und die Polizei, königliche Hoheit?"

„Nun, ich höre, die haben Sie ja schon mehrmals glücklich bekämpft? Uebrigens, wenn die Dauphine von Frankreich dies Stück sehen will, so wird man es spielen!!“ —

5.

Mein Page!

Als die Dauphine die Aufführung des „Barbiers" verlangt, hatte Beaumarchais gefragt: „Und die Polizei?!" — So wenig auch das Stück Dinge enthielt, welche gegen die Geſetze verſtießen, ſo war die Dauphine doch ſehr im Irrthum, wenn ſie ihren Willen genügend glaubte, dem Luſtſpiel zur Aufführung zu verhelfen. Die außergewöhnliche Protection, welche man demſelben zu Marly angedeihen ließ, weckte die Cenſur der Miniſter, und ſtatt eines rothſtiftführenden Beamten erhielt der „Barbier" deren vier. Dies ſtachelte wieder den Stolz der Dauphine und ihrer Umgebung; in öffentlichen Dingen gänzlich einflußlos, wollte man ihn wenigſtens in Kleinigkeiten geltend machen, und ſo erlangte das Stück

eine Wichtigkeit, die es an ſich kaum verdiente. Man nahm Partei für und wider, der Kampf um daſſelbe kam in die Oeffentlichkeit. Zweimal hatte man die Cenſoren bereits beſiegt, zweimal war ſchon das Stück den neugierigen Pariſern durch Anſchlagzettel verkündet worden, und eben ſo oft hatte Maupeau die Affichen abreißen, die Aufführung verbieten laſſen. Die Creaturen der Regierung behaupteten: „es erſchüttere geradezu die Säulen des Staates;" die Freunde Caron's entgegneten: „es ſei das witzigſte Stück ſeit Molière." So kam's, daß Jedermann auf den „Barbier" begierig wurde. — Auf Conti's Wunſch faßte ſich Beaumarchais kurz, er ließ es durch Gauchat anonym drucken, ſchlug dem Geſetz ein Schnippchen, und für zwei Francs konnte es alle Welt leſen. Die Auflage war im Umſehen vergriffen, und da man ſich einmal vorgenommen, in ihm die allerpikanteſten, verblümteſten Dinge zu finden, wurde die Auslegewuth rege, und das Reſultat für Maupeau viel ſchlimmer, als wenn er es zur Aufführung verſtattet hätte. Der Miniſter war außer ſich! Er ließ den König und die Gräfin du Barry glauben, daß ſie ſelbſt in dem Opus angegriffen ſeien, und da er Beaumarchais vor dem Parlament der Beleidigung der Regierung anklagte,

ward derſelbe im Februar 1773 in die Baſtille gebracht. —

Daſſelbe Miſère, tritt es zum zweiten Male ein, übt ſelten auf das Gemüth ſo drückende Gewalt wie zuerſt. Man iſt eben deſſen gewöhnt. Die Ueberzeugung endlich, es bald zu beſiegen, mildert ſeine Schrecken. Als Beaumarchais von Sartines verhaftet, die Anklage ihm mitgetheilt wurde, lachte er laut auf und betrachtete die Sache als unendlich beluſtigend.

„Erweiſen Sie mir die Ehre, Herr von Sartines, Platz zu nehmen, und da es Mittag iſt, mit uns zu diniren. Ich bekomme mit der Polizei ſo viel zu thun, daß ich ihre Mühwaltung wenigſtens durch einige Artigkeit erwiedern muß. Aengſtige Dich nicht, theure Suſanne, dauert unſere Trennung auch ein wenig länger, ſo wird mein Triumph deſto eclatanter ſein!“

„O, mir iſt gar nicht bange, Herz-Caron. Man wird wohl ſehen, ob die Herrſchaften in Marly dazu ſtillſchweigen werden, Herr von Sartines, und Jemand für eine Sache verurtheilt werden darf, die den Beifall der künftigen Königin errungen! Fürſt von Naſſau und der Herr Herzog werden Maßregeln ergreifen, damit ich keine unwillkommenen Beſuche mehr erhalte.

Alle die, welche bei jeglicher Gelegenheit ſich uns feindlich erwieſen, dürften ſich ſchwerlich verantworten, wenn einmal die Dinge anders kommen!" —

„Ich hoffe, gnädige Frau, Sie werden mich nicht zu dieſen Leuten rechnen." erwiederte Sartines höflich. „In der unangenehmen Angelegenheit, welche Ihre Perſon betraf, wurde ich durch Graf Blache irre geführt, und erfordert es auch mein Amt, daß ich leider Ihren Herrn Gemahl verhafte, verſichere ich Sie, daß ich jede Rückſicht obwalten laſſen will, die ich irgend zu üben befugt bin!" —

Sartines geſtattete nicht nur, daß Caron mit Suſannen alle Dispoſitionen verabredete, die nöthigen Briefe ſchrieb und ſich für das Gefängniß mit Bequemlichkeiten verſah, er nahm auch höflich am Diner Theil, ſtimmte in die ſarkaſtiſchen Scherze der Eheleute ein, und ein Fremder hätte nimmer geglaubt, daß es ſich darum handle, in's Gefängniß zu ſpazieren.

Als Caron Suſanne verließ, umarmte er ſie herzlich, indem er ihr in's Ohr flüſterte: „Sei fröhlich, Schatz, die Baſtille macht mich noch zum großen Manne. Bleibe ruhig und traue meinem guten Stern! Adieu, Herz-Suschen, auf Wieder-

ſehn! Frau Chevalière, ich laſſe mein Haus unter Ihrem Schutze!"

Damit ſtieg er mit Sartines in den Wagen. —

Wirklich hatte Beaumarchais alle Urſache wegen ſeiner Sache gutes Muths zu ſein. Er beſaß des Dauphins Huld, der Dauphine Intereſſe, die Reſidenz war für ihn, und die Narrheit der Anklage lag auf der Hand. Caron hatte ſich in tauſend ſchlimmeren Lagen befunden und ſtets durch die Reichhaltigkeit ſeiner Mittel, die Reinheit ſeiner Sache, und die furchtloſe Kühnheit ſeines Auftretens ſeine Gegner zum Schweigen gebracht.

Sein Arreſt und ſeine Anklage machten Senſation. Der Dauphin, die Dauphine, Conti und Prinzeß Lamballe waren erbittert. Naſſau-Siegen quartierte ſich mit Bewilligung ſeines Chefs mit zwei Kameraden im Hôtel Piron ein, und die allgemeine Theilnahme entſchädigte Suſannen für die Trennung von ihrem Gatten, welche nach allen Berechnungen nur kurz ſein konnte.

Mit ausgezeichnetſter Höflichkeit brachte der Polizeilieutenant Beaumarchais in die Baſtille. Nicht minder artig empfing ihn Commandant de Launay und wies ihm das beſte Zimmer auf

der Außenſchanze an. Auch die Bitte, von ſeinem vorigen Schließer Santerre bedient zu werden, ward erfüllt.

Als dieſer ihn wiederſah, erſchrak er ungeheuer. —

„Was iſt Dir denn, Santerre? Iſt das ein Geſicht, mit welchem man gute Freunde bewillkommt!“

„Hm, eine rechte Freundſchaft, ſich zu freuen, wenn Einer hieher kommt! Es bedeutet nichts Gutes, daß ich Euch wiederſehe!“

„Dir geht mein neuer Arreſt zu Herzen? Nicht doch, meine Sache ſteht diesmal viel beſſer, und Du thuſt Unrecht, Dich zu grämen, wenn ich ſorglos bin. Ich verſichere Dir, wenn ich herauskomme, ſollſt Du mich begleiten!“

Der Schließer blickte ihn unverändert an. „Herr, Eure Sache mag noch ſo gut ſtehen, Eure Freunde mögen mächtig ſein, es iſt einmal ein altes Sprüchwort, das immer wieder eintrifft. Wer die Baſtille einmal ſieht, kommt auch bald wieder. Wer ſie zum zweiten Male ſieht, kommt ſelten los. Geht er das dritte Mal durch's Thor, — ſtirbt er hier drinnen!“

„Schäme Dich doch, dergleichen Narrheiten zu glauben; Du ſiehſt Alles unheilvoll an, weil Du

an Dein eigenes Heil nicht glaubſt. In wenig Wochen wirſt Du ganz anders reden!“ —

„Lacht mich aus! Es iſt immer gut, wenn man Luſtigkeit und Hoffnung mitbringt, Ihr werdet Beides brauchen.“ — —

Trotz Caron's und Suſannens fröhlicher Zuverſicht und aller Bemühungen der Dauphine beim König ſelbſt — der Schließer Santerre behielt diesmal Recht! Wochen vergingen, faſt ein Monat, Caron's Sache kam nicht zum Austrag. — Sonſt ſo klug, ſo Alles überſchauend, hatte er nur die Unzulänglichkeit ſeiner Anklage im Sinne, und bedachte nicht, daß ſie ſeinen Gegnern blos einen Vorwand geliehen, ihn vorerſt feſtzuſetzen. Die Schritte, welche er ſchriftlich beim Parlament, bei den Miniſtern that, waren umſonſt. Stumm blieb Alles, und daß ihm plötzlich weniger Aufmerkſamkeit als zu Anfang erwieſen wurde, war kein tröſtliches Zeichen. Er wußte indeß ſeine Frau unter ſorgfältigſtem Schutze, ſein Vermögen geſichert, alle drei Tage durften ſie einander ſchreiben, und Einer ſuchte den Andern durch einen Muth zu tröſten, der mit jeder Woche ſchwächer ward. Zwar ſtand das Käſtchen mit den bewußten Geburtspapieren wieder unverſehrt in Caron's Secretär und er hätte es nochmals als

Drohmittel gebrauchen können, aber da Conti ihre Verwendung jetzt nicht gerathen schien, merkte Beaumarchais, daß sie nur noch für den wirklichen Gebrauch gegen seine Feinde aufgespart werden mußten. Er überzeugte sich nach und nach immer mehr von der trüben Wirklichkeit seiner Lage. Die ihm günstige öffentliche Meinung hatte sich bedeutend gewendet, die Einflüsse seiner Neider derselben sich allmählig bemächtigt, und öffentliche Journale, wie die Gazette de France, bemühten sich, seine Ehre und sein bürgerliches Leben zu verdächtigen. Was konnte er thun? —

Noch beklagenswerther war Susanne. Von ihrem sorglosen Vertrauen, ihrer unverwüstlichen Fröhlichkeit, der glücklichen Ruhe ihrer letzten Jahre war sie in Traurigkeit und Angst versenkt. Mit richtigem Instinct, einer Ahnung, die bei Frauen oft die Schärfe des Verstandes ersetzt, fühlte sie, daß nicht der Barbier von Sevilla, sondern hauptsächlich das ewig drohende Geheimniß ihrer Geburt, die Bosheit des la Blache und der Orleans an einer Verfolgung Schuld sei, die kein Ende und keine Sättigung zu kennen schienen. Sie sah bereits die Zeit kommen, daß auch ihre Gönner sie aufgeben würden, und verstand von der Lage der öffentlichen Dinge genug, um es für sehr

wahrſcheinlich zu halten, daß man den Gatten ſchweigend zu ewigem Gefängniß verdammen könne. Hierzu kam die Qual der Vorwürfe, die ſie ſich machte. Hätte ſie die Papiere nicht geſehen, würde ſie unmöglich vor la Blache und Sartines ein Geheimniß preisgegeben haben, das in Conti's Hand ſicher genug ruhte, aber in Falcoz' Beſitz ihr nur verderblich werden konnte. Eine neue Quelle der Furcht ward ihr Caron's briefliche Mittheilung: daß ihm vom Generaladvocaten des Parlaments, Vaucreſſon, angezeigt worden, daß la Blache ſeinen Proceß gegen ihn beim Parlament eingebracht und derſelbe, als ältere ſchwebende Sache, vor der Angelegenheit des Figaro erledigt werden würde. Es ſei ihm deshalb die Erlaubniß ertheilt, in Begleitung eines Baſtillenbeamten auszugehen, um ſich einen Anwalt zu ſuchen. — „Siehſt Du nun endlich klar, armes Weib? Erſt zerfetzte man unſere Ehre, jetzt will man an unſer Vermögen, ſchließlich kommen wir ſelbſt daran, falls wir für den Haß dann nicht zu verächtlich ſein werden!" ſo ſchloß ſein Brief. Suſanne war in äußerſter Angſt. — Am nächſten Tage überraſchte ſie Caron auf einen Augenblick. Man hatte ihn mit Santerre in die Stadt gehen laſſen, einen Advocaten zu ſuchen; zu Mit-

tag und Abends neun Uhr mußte er in's Gefängniß zurückkehren, er hatte bei den großen Entfernungen also wenig Zeit. Sie weinte bittere Thränen über sein blasses Gesicht, und dachte nicht daran, wie er selbst von den Spuren des Leidens betroffen war, welche er an ihr bemerkte. Sie sah ihn an diesem Tage nicht wieder. — Den andern Tag, am 25. März, kam er erst kurz vor Abend zu ihr. Unverkennbare Angst lag auf seinem Gesicht. Er lehnte alle Fragen Nassau's wie der Chevalière ab und schloß sich mit Susannen ein. Santerre wartete auf dem Corridor.

„Es nützt nichts, es zu verheimlichen, Frau, mach' Dich auf Alles gefaßt, wir ziehen diesmal den Kürzeren! Brunellerie und Dufaure haben mir erklärt, sie könnten meine öffentliche Vertheidigung vor diesem Parlamente nicht führen, denn das hieße es anerkennen. Man habe sie außer Function gesetzt, als sich das Châtelet auflöste, und könne also ihr Erscheinen anfechten. Sechs bis sieben Andere, die sie mir als noch im Amte nannten, lehnten meine Sache ab. Sie wagen nicht, gegen Herrn Maupeau's Leute aufzutreten!" —

„So müssen wir uns also, ohne eine Miene

zu verziehen, verurtheilen laſſen? Kann denn Conti nicht —"

„Conti! — Er hat ſo wenig wie die meiſten Prinzen und Pairs noch mit dem Parlament etwas zu thun. Was für uns geſchehen konnte, that er redlich. Wir ſind ſchon ſo herunter, daß einen hohen Herrn um Hülfe bitten nur noch heißt, ihn verlieren. Aushalten, regungslos aushalten ohne vorzeitigen Jammer, ihnen größte Kälte entgegenſetzen, das iſt die einzig mögliche Rettung."

„Aber was willſt Du denn thun?" —

„An den Miniſter das Verlangen ſtellen, daß man mir verſtatte, vor dem Parlamente in meiner Sache ſelbſt zu plaidiren. Beaumarchais kann ſich nur auf Beaumarchais verlaſſen. Haben dieſe Menſchen das Princip, ſo viel zu nehmen, als ſie nur können, ſo wollen wir ihnen auch ſo wenig geben, als uns nur möglich iſt!"

Ihr Geſpräch wurde plötzlich durch Fürſt Naſſau unterbrochen, der Einlaß begehrte. Als er eintrat, hielt er ein offenes Papier in der Hand. —

„Ich weiß bei Gott nicht, ob das ein tückiſches Spiel des Zufalls iſt!! — Gerade wo meine Gegenwart Ihnen den letzten Schutz, meine Freundſchaft

die einzige Stütze in Trübsal gewähren kann, sendet mir der Herzog von Brissac auf Befehl des Ministers die Ordre zu, mit meinem Regiment binnen zwei Tagen nach St. Omer aufzubrechen, um Artois und Flandern, namentlich Calais gegen einen etwaigen Anfall der Engländer zu decken!"

„Sie müssen fort?! Mein einziger Schutz, unser letzter Freund?!" —

„Ich sehe kein Mittel, es zu ändern, Suschen. Den Abschied verlangen, nachdem ich kaum das Regiment erhielt, wäre eine offene Beleidigung des Heeres, für die es keine Entschuldigung giebt und welche ich auf mein Gewissen nicht nehmen darf."

„Warum unter allen Regimentern der Besatzung von Paris gerade das Ihre?" rief Caron, in das Papier starrend, „das ist absichtlich geschehen, Sie zu entfernen!!!"

„Ich bleibe keine Stunde länger hier, Caron," sagte Susanne entschieden, „sobald der Fürst fort ist! Ich habe in letzter Zeit oft Batyl um's Haus schleichen sehen, Gomez hat ihn auch bemerkt!"

„So wäre dies Alles nur ein Plan, um das teuflische Gespinnst enger um uns zu ziehen, Dich wie mich willenlos unseren Gegnern zu überliefern!" sagte Caron dumpf.

„Frau Suschen muß durchaus im Hause Ihres Vaters Zuflucht suchen, Freund. Die bürgerliche Zurückgezogenheit —"

„Wird der Polizei wie Herrn la Blache noch weniger Schwierigkeiten machen, die Gattin eines Gefangenen zu bedrängen!" fuhr Caron höhnisch dazwischen. „Der Triumph unserer Gegner wird bald vollendet sein! Oh, die vornehmsten Schurken Frankreichs sind ja gegen uns alliirt, und keine Frechheit ist erstaunlich genug, um sich ihrer gegen uns zu schämen! Ach, mein Fürst, Sie sind ein Thor, nach Liebe zu jagen, sich sehnsuchtsvoll an ein schönes Weib zu hängen! Danken Sie Gott, daß Sie keine Frau haben, und geizen Sie nach keinem Glück, welches in Frankreich leere Einbildung geworden. Ist meine Ehe nicht eine Kette von Leiden? Ward je ein Ehemann so gehetzt, getäuscht, geängstigt? Den Verfolgungen Blache's entreiße ich sie, um im Pigeonnier mit ihr zu hungern! Den neuen Ränken dieses Elenden entrückt mich der Hof der Prinzessinnen, wo mich tausend Gegner statt eines erwarten! Ich werde reich durch mein Weib, ich stürze meine Gegner durch mein Weib, ich werde der Hofgunst und Intrigue endlich satt, um nur ihr zu leben, um die ich Alles litt! Da ist sie's, um

deretwillen ich in die Baſtille muß, weil Blache ſie mir rauben will! O, dieſe Teufel haben Recht! Suſanne iſt der Pulsſchlag, die Achſe, der Hebel, die Aſymptote meines Lebens, wenn ſie ihnen in die Hände fällt, ſie, und dieſe gefährlichen Papiere, dann bin ich vernichtet, auf ewig vernichtet!!" — Er war händeringend mit einer unausſprechlichen Troſtloſigkeit umhergegangen, während Naſſau mit ſchmerzlichem Bedauern auf ihn blickte, ohne daß er den geringſten Rath zu geben vermochte. Da ſchlug ein kurzes, ſarkaſtiſches Gelächter, eine Art ſataniſcher Jubel, an beider Männer Ohr; ſie ſchraken empor! Suſanne war gänzlich verändert. Die hingebende Schüchternheit, das rathloſe Bangen war vorüber. —

„Und um dieſe arme, kleine Frau, die Dir ſo viel Gram und Luſt, ſo viel Glück und Gefahr bereitet, verlierſt Du nun das letzte Reſtchen Verſtand?! O Ihr klugen Herren der Schöpfung, Ihr Männer, die Ihr Alles vor uns voraus habt, ſteht Ihr in der äußerſten Minute kopfhängend da, um das Gewehr zu ſtrecken? Bei allen Liebesgöttern, das rechte Weib weiß doch immer für ſich am beſten einzuſtehen, und wo Eure Berechnungen zu Schanden werden, iſt Mutterwitz das letzte Ding, was uns über alle Eure erhabenen

Talente lachen läßt!" Sie ſchritt funkelnden Blickes und gerötheten Angeſichts auf und nieder.

„Sie hätten ein Mittel, dieſen Elenden zu entgehen?" ſagte der Fürſt erſtaunt.

„Du allein willſt ihnen widerſtehen, während ich im Kerker liege? Eitle Thörin, hoffe nicht im Hôtel Conti, Penthièvre oder zu Marly Schutz zu ſuchen. Für die Entehrten, die Unglücklichen giebt es keine Gönner, und man wird ſich hüten, ſich mit Dir zu compromittiren, nachdem man mich umſonſt zu retten verſucht!"

„Und wenn ich doch den Ausweg wüßte, närriſcher, verzagter Mann? Wenn Weiberliſt doch größer wäre als alle Machinationen einer giftigen Partei? — Sage doch, antworte mir auf eine einzige Frage! Wenn ich allen Verfolgungen des Blache, der Marquiſe und der Miniſter entgangen wäre, Du mich ganz ſicher geborgen ſäheſt, ſo daß das Geſchick Deiner Frau nicht Deinen klaren Geiſt zu umnebeln, ihre Exiſtenz nicht mehr Dein Herz zu belaſten brauchte, kannſt Du mir dann ſchwören, daß Du die alte Kraft wiedererlangen, Dich von den Fallſtricken Deiner Gegner befreien, ſie mit dem höchſten Aufgebot Deines reichen Witzes bis zur Vernichtung verfolgen würdeſt?"

„Das würde ich, Suſanne! Wie meine Seele

erlahmen muß, wenn mein Herz zitternd an Dein Geſchick denkt, wird ſie ſich lachend, um mich ſelbſt unbekümmert, erheben und mir ungeahnte Kräfte leihen, welche die quälende Sorge jetzt in Ketten ſchlägt! Wie, ich bitte Dich, ſüße Frau, wie willſt Du Dich retten?!" —

„Durch das Mittel, welches Jene zu Hülfe nehmen, um mich zu fangen!" —

„Durch das Mittel? Welches-Mittel denn?" fragte der Fürſt kopfſchüttelnd.

„Durchlaucht, binnen zwei Tagen müſſen Sie mit den Regimentern marſchiren?"

„Gewiß!"

„Gut, ich marſchire mit!"

„Sie?!" —

„Marſchiren? Du?!" —

„Nun, es wird doch hoffentlich einem Regimentschef, der dazu eine Durchlaucht iſt, frei ſtehen, einen Pagen bei ſich zu haben, wie Artois, Orleans und andere Große auch. Dieſer Ihr Page werde ich ſein! Mit dem beſten Theil unſeres Vermögens und dem Documentenkäſtchen werden Sie mich, Fürſt, nach St. Omer mitnehmen; meine Ehre ruht in keinen beſſeren Händen, als den Ihren! Sie ſollen ſehen, daß auch ich Muth zu einer Aventure habe! Von St. Omer führt

mich ein Sprung von wenig Meilen nach Calais, ich werde bei der leiſeſten Gefahr nach England gehen und Niemand ſoll unter dem ſimplen Kleide einer trauernden, armen Frau den Pagen Seiner Hoheit, oder Madame de Beaumarchais, die Gattin des verfolgten Dichters, vermuthen! Entweder Du entrinnſt Deinen Gegnern, dann weißt Du mich zu treffen und wir ſuchen ein beſſeres Vaterland, oder Du beſiegſt ſie völlig, ich kehre zurück, und wir lachen Alle aus!!" —

„Bei Gott, das iſt meine alte luſtige, nie zu erſchütternde Suſanne wieder!" jauchzte Caron.

„Wahrhaftig!" ſagte Naſſau. „Weiberinſtinct geht über alle Diplomatie dieſer Welt! Sie ſollen mein Page ſein, und wenn Sie nur ein wenig Comödienſpiel und Keckheit beſitzen, werden wir dieſen Leuten ein Schnippchen ſchlagen."

„Ei, mein Fürſt, weshalb ſoll ich nicht beide Eigenſchaften haben? Sie wiſſen noch gar nicht, weſſen das Weib eines Dichters in der Noth fähig iſt!"

„Du Einzige, Du Süße!" und Beaumarchais umarmte ſie lachend. „Nun ſage mir Einer, ob es ſich nicht lohnt, für eine ſo kleine, reizende, reſolute Frau den Kopf vor Liebe und Kummer zu verlieren! Schon einmal haben Sie ſie mir

gerettet, Durchlaucht, thun Sie's noch einmal und für immer; Beaumarchais' Dankbarkeit wird nur mit ſeinem letzten Pulsſchlag enden! In Deine Hände, Suschen, in Ihre, mein Fürſt, lege ich mein ganzes Glück, und wenn jetzt mein entlaſteter Geiſt nicht all' dieſer Creaturen Herr wird, ſo verdiene ich nicht die Zunge und die Feder zu beſitzen, welche Gott mir geſchenkt hat! Lebe wohl, Suschen! Keine Thräne zum Abſchied, ſondern ein Lachen, ein jauchzendes Lachen, weil vor einem muthigen Manne und einem liſtigen Weibe alle Tücke zu Schanden wird! Richte die Briefe an den Vater, Santerre ſoll ſie abholen. Ich aber ſei fortan Deine letzte Sorge!" Er preßte ſie ſelig an ſein Herz, drückte noch einmal dem Fürſten die Hand, — dann ging er, Santerre hinter ſich, zur Baſtille zurück. — —

In dieſer fürchterlichſten aller Stunden, wo Suſanne die alten Schmerzen des Pigeonniers neu erduldete, hatte die drohende Gefahr gänzlicher Hülfloſigkeit alle ihre Lebensgeiſter zu erhöhterer Anſtrengung erweckt. Mit einer Liſt, Verſchwiegenheit und Umſicht, die Siegen's Bewunderung erregte, ordnete ſie, ohne daß die Chevalière, Gomez, noch ſonſt Jemand von der Dienerſchaft etwas ahnte, Alles zur Flucht an.

Zwei Drittel des Vermögens, ihres Mannes Werthpapiere, Baarvorräthe, Kleinodien und die bewußten Documente barg ſie in einem Felleiſen, das ein Packpferd Siegen's tragen ſollte, und zugleich nahm ſie nur den unumgänglichſten Bedarf weiblicher Garderobe mit. Den übrigen Theil der Capitalien händigte ſie, einen Befehl ihres Mannes vorſchützend, gegen Quittung ſeinem Advocaten Goudin de la Brunellerie ein. — Daß man kein Mittel der Bedrängung unbenutzt laſſen werde, bewies ſchon der Umſtand, daß der Miniſter, ſtatt Caron zum Plaidoyer zu verſtatten, ihm den Parlamentsrath Goëſmann als Rapporteur zugewieſen, übrigens ſtreng verfügt hatte, der Angeklagte dürfe nur in Angelegenheiten ſeines Proceſſes ausgehen und habe ſich aller ſonſtigen Geſchäfte in der Stadt zu enthalten. — Es blieb für Beaumarchais wenig Zeit, ein neues Auskunftsmittel zu finden, denn bereits Anfang April ſollte ſein Proceß vor's Parlament kommen.

Wenige Tage vorher, den 29. März, mußte das Garde-Regiment des Fürſten um Mittag Paris verlaſſen. Naſſau hatte von Suſannen und der Chevalière am Morgen ernſt und herzlich Abſchied genommen, und erſtere ſich, die Geſellſchaft der Dame Piron trübe ablehnend, auf

ihre Zimmer zurückgezogen. Der Buchhalter ward darauf zu Goudin geſendet, um demſelben den Stand von Beaumarchais' Geſchäften aufzuklären. Gomez eilte mit einem kurzen Abſchiedsbrief zu Morelly, indeß Suſannens Kammerfrau ein ähnliches Billet an den alten Beaumarchais brachte. Nun war ſie allein, und bewirkte an ihrer Perſon die ſeltſame Metamorphoſe, zu welcher der Fürſt ihr heimlich die Mittel verſchafft hatte. —

Eine halbe Stunde ſpäter trat aus der Hinterthür der Wohnung Beaumarchais' ein keckblickendes, trotziges Figürchen, den betreßten Federhut auf dem Scheitel, den grauen Mantel um die linke Achſel geſchlagen, in der behandſchuhten Rechten die Reitpeitſche, während von der Schulter die kornblau und gelbe Schleife, Siegen's Farben, auf die grüne Uniform fiel, ſchloß das Zimmer und eilte ſporenklirrend über den Flur, die Treppe hinab, durch den dunkeln Corridor nach der Thür des Seitenportals. Fanchette, das Mädchen der Chevalière, kam eben aus der Geſindeſtube, um zu der Gnädigen zu gehen.

„Ach Du meine Güte!" und ſie blieb erſtaunt ſtehen.

„Haſt Du noch keinen Mann geſehen, Herzchen, daß Du losſchreien mußt?" ſagte das

Herrchen. „Da, nimm einen Kuß zum Abſchied, mein Kätzchen!“ Er umfaßte ſie derb und küßte ſie auf den Nacken.

„Iſt Der ungezogen! Ein Mann ohne Bart, ein Bübchen, ein Page!“ —

„Still, Kind! Wenn das Regiment meines Fürſten vom Kriege zurückkommt, wird unſereins auch ſeinen Schnurrbart haben, und bis auf die Bruſt! Ich will Dir ein paar Bänder und ein Kleid mitbringen, wenn wir London erobert haben. Adieu!“ Er eilte hinaus. —

„Hat Einer einen frechern Schlingel geſehen! Gott ſteh' uns bei!“

Der Page zog, aus dem Flur tretend, den Mantel höher zum Geſicht, verließ den Vorhof, und wendete ſich nach der Straße Fauconnièr. In der Entfernung ſtand, ſcheinbar gleichgültig, ein Mann, der aber das Hôtel Piron beſtändig im Auge behielt. Es war Batyl. — Als er den Pagen heraustreten ſah, eilte er neugierig über die Straße heran, ſeine forſchenden Augen auf ihn richtend, und im Begriff, eine Frage zu thun.

„Aus dem Wege, Kerl, oder!?“ Der Page hob die Reitgerte. — „Unverſchämtes Bürgerpack!!“

„Ach — ent — entſchuldigen Sie!“ ſtotterte

erſchreckt der Muſiker, trat, den Hut ziehend, ſchnell zurück, und ſchritt dann zögernd zur andern Ecke, nach St. Paul. Inzwiſchen hatte der junge Mann die Fauconnièr erreicht. Dort traf er zwei Reitknechte des Fürſten, deren jeder ein Packpferd am Zügel hielt.

„Sie ſind ja wohl, Seigneur, der neue Page Seiner Hoheit?“ fragte der Aeltere lächelnd.

„Ja wohl, mein Freund! Wir haben keine Zeit zu verlieren; vorwärts, nach der Caſerne!“

Mit feſtem Tritt voraufſchreitend, von den Reitknechten gefolgt, erreichte er bald die Caſerne.

„Das iſt ein reizender Bube! — Ach, faſt ſieht er aus wie ein Mädchen!“ flüſterten unterwegs die Leute. Er nickte lachend, oder zog ärgerlich das Mäulchen, indem er drohte. Seine Hoheit hatte einen vortrefflichen Pagen.

Der Poſten der Caſerne zog das Gewehr an, der Kleine legte grüßend die Rechte an den Hut. „Wo iſt die Hoheit?“ fragte er kurz.

„Im Speiſeſaal der Herren Officiere, Sieur,“ ſagte ein alter Corporal. „Sie hätten wohl auch eher kommen können, den Herrn Obriſten bei Tafel zu bedienen. Es wird eine Tracht Hiebe geben, Freund Milchgeſicht!“

„Gut, Vetter Graubart, dann ſollſt Du chriſt-

lich Dein Theil davon abhaben!" Er drängte ſich durch die lachenden Soldaten und eilte nach dem Saal im erſten Stock der Caſerne, aus welchem Gläſerklang und fröhliches Lachen erſcholl.

Als der Page, den Hut in der Hand, eintrat, hatten ſich die Officiere bereits von der Tafel erhoben. Naſſau, von einigen Chefs anderer Regimenter umgeben, unter ihnen auch Chevalier de Lorges und Marquis d'Aliaga von den Königin-Dragonern, nahm mit ihnen den Abſchiedstrunk.

„Beim Teufel, Naſſau, was haben Sie denn da für eine Porzellanpuppe?" lachte ein alter Oberſt, indem er auf den Ankommenden deutete. „Den wollen Sie doch nicht mitnehmen?"

„Bin ich denn bei Sinnen?" rief de Lorges erſtaunt. Das iſt ja —"

„Es iſt der Schlingel, mein Page!" fuhr Naſſau dazwiſchen. „Komm näher, Junge! Wo haſt Du geſteckt? Iſt das Raiſon im Dienſt? Ich werde Dir zum Willkommen die Livrée klopfen müſſen, wie?"

Der Page ergriff des Fürſten Hand und küßte ſie. „Immerhin, Hoheit; es wird für mich keine Schande ſein, vom tapferſten Manne Europas

geſchlagen zu werden, das Loos traf Beſſere als mich! — Was befehlen Eure Durchlaucht!"

„Daß Du Dein ſchwatzhaft Mäulchen hältſt, Nichtsnutz, auf mein Zimmer gehſt und den Mantelſack packſt! Du wirſt Alles finden, was ich mitzunehmen wünſche. Barbillon, zeig' ihm mein Zimmer!"

Der Kleine verbeugte ſich, und einen ſtolzen Blick ringsum werfend, eilte er mit dem Reitknecht Barbillon hinaus.

Ein allgemeines Gelächter folgte ihm. —

„Das nenne ich mir einen Pagen!" rief der Eine.

„Wo haben Sie denn den kleinen Kerl aufgeleſen," fragte ein Anderer, „der uns Alle für Zaunkönige zu halten ſcheint? Wie heißt das Pflänzchen?"

„Amaranth von Glentrichart." entgegnete Naſſau. „Seine Familie ſtammt aus Lothringen und iſt herabgekommen, ſo daß ſeine Mutter die Unterſtützung meines Freundes Beaumarchais annehmen mußte!" Dabei ſah er de Lorges und d'Aliaga ſcharf an. „Ich glaube ein gutes Werk zu thun, wenn ich den Jungen in die Schule nehme!"

„Das Kriegsleben wird ihm hart ankommen," ſpöttelte der alte Obriſt, „denn er gleicht, bei der

Venus! mehr einem drallen Mädel als einem Pagen!"

„Das ändert ſich bald," entgegnete Siegen. „Er wird braun und lang genug geworden ſein, wenn wir zurückkommen." —

Die Officiere beurlaubten ſich von dem Fürſten und eilten, die letzten Vorbereitungen zum Marſch zu treffen. D'Aliaga und de Lorges waren die Letzten, welche ſich verabſchiedeten.

„Wie kann man nur vor ſeinen Freunden ein ſo intereſſantes Abenteuer verheimlichen, Durchlaucht!" fragte d'Aliaga lächelnd.

„Wie ſo? — Welches denn?"

„Zieren Sie ſich doch nicht, Ihr Page iſt ja —"

„Ah, mein Page ſieht Frau Suſannen Beaumarchais ähnlich, meinen Sie, und der Schlingel gefällt ſich, mitunter die Manieren ſeiner Wohlthäterin nachzuahmen! Aber ich werde ihm den Uebermuth eintränken. Adieu, meine Freunde, und ſeien Sie verſichert, daß ich Ihnen nur diejenigen Geheimniſſe meines Lebens verſchweige, welche nicht mein Eigenthum ſind!" — Er reichte ihnen ernſt die Hand, dann ging er auf ſein Zimmer. —

„Sie haben ſich doch getäuſcht, de Lorges, er würde es ſonſt lachend eingeräumt haben!"

„Und dennoch behaupte ich, daß dieſer Page Suſanne Beaumarchais iſt!“

„So iſt das eben ein Geheimniß, das er nicht preisgeben darf.“

„Dann hätte er ſie alſo nur vom jus primae noctis errettet, um ſie für ſich —“

„Still!“ ſagte d'Aliaga, „ich verbiete Ihnen, vom Fürſten Schimpfliches zu denken, oder über die Sache ein Wort zu verlieren. Im andern Falle, mein Freund, würden Sie mich zwingen, Ihnen eine Ausforderung zu ſchicken!“

„Hoho, ſind Sie närriſch? Eines Pagen wegen?“ — — —

Um die Mittagszeit verließ das Garderegiment: Naſſau Paris. Die Honoré wogte voll Menſchen, welche ſich herzudrängten, die Truppen zu ſehen. An der Spitze ritt der Fürſt mit ſeinem Adjutanten, hinter dem Muſikcorps folgte die Fahne, bei der links der älteſte Lieutenant, rechts Suſanne unter der Firma des Pagen Amaranth Junkerdienſte that. Darauf folgte die Regimentscolonne, zum Schluß Train, Packpferde und Wagen, nebſt des Fürſten Reiſechaiſe. — Auf der Gartenterraſſe des Penthièvre ſtanden Conti, Prinzeß Lamballe, Gorzka und der alte Großadmiral.

Der Fürſt grüßte, tief den Degen ſenkend,

und richtete einen ſchmerzlichen Abſchiedsblick auf die Geſellſchaft. Beide Damen waren ſehr blaß. Plötzlich erkannte Conti Suſannen bei der Fahne.— „Es iſt unmöglich? Meine Sinne necken mich!— Und doch! Prinzeſſin, ſehen Sie den Pagen an, haben Sie je dies Geſicht ſchon geſehen?“

„Das iſt Beaumarchais' Frau, Suſanne!!“ ſagte Louiſe de Lamballe heftig und wendete ſich erröthend um.

„Beaumarchais' Frau?“ erwiederte Gorzka tonlos. — Die kleine Polin wankte; ſie ward ohnmächtig.

„Verwünſcht!“ murmelte der Prinz, „ich hätte es wohl auch für mich behalten können. Bei Gott, ich glaube, die Polin iſt in den Fürſten verliebt!“ — — —

Vor dem Thor Honoré ließ Naſſau das Regiment halten. „Regimentsfouriere vor! — Amaranth, mein Junge, Du kannſt mit ihnen meinem Wagen und den Packpferden vorausgehen; ſetz' Dich in den Wagen. In Ecouen iſt Nachtquartier. Sieh zu, daß ich meine Bequemlichkeit habe, ſonſt ſchicke ich Dich Deiner Frau Mutter wieder!“ Suſanne trat militäriſch vor, eilte dann hinter die Front und ſtieg in die Equipage. We-

nige Minuten ſpäter hatte ſie mit den Fourieren und Packpferden die nördliche Straße eingeſchlagen.

Frau Suſanne kam wohlbehalten zu St. Omer an. In der folgenden Nacht brachte ſie der Fürſt ſicher nach Calais. Dort bezog ſie ein abgelegenes Häuschen am Strande. —

Ihr plötzliches Verſchwinden erregte überall Erſtaunen. Frau von Piron, Brunellerie und eine Menge Bekannte bedauerten Caron's Schickſal, denn Niemand wußte um das eigentliche Geheimniß, als Morelly und der alte Beaumarchais. Es verbreitete ſich ſogar das Gerücht, ſie ſei aus dem Weg geräumt worden und die Polizei ſtellte Nachforſchungen an, aber vergeblich. Endlich übergab man die Sache, wie die meiſten übrigen Skandale, der Vergeſſenheit. — Am Abend des 3. April, während er bereits mitten im Proceß verwickelt war, empfing Caron einen Brief durch Santerre, der an ſeinen Vater gekommen war, und nur die Worte enthielt:

„Theuerſter Herr! Melden Sie ſogleich Ihrem Sohne, daß mein Page, der Schlingel, wohl aufgehoben iſt. Er wird nächſtens an ſeine Verwandten ſchreiben! Ihr Naſſau-Siegen!“ —

6.

Am fünfzehn Louisd'or.

Am Quai St. Paul, Ecke der Rue des Ormes, wohnte der gewaltige Mann, welcher im Proceß la Blache vor dem Parlamente Caron's Wohl in Händen hielt, der Herr Parlamentsrath Brion de Goësman aus Colmar. Wenn er auch niemals Geist genug für's Jus besessen, das man ihn studiren lassen, auch sehr bedenklich stotterte, so hatte ihm doch sein Geld, seine unbedingte Ergebenheit für das Ministerium Maupeau-Aiguillon und die schmeichlerische Liebenswürdigkeit seiner jungen hübschen Frau, die vordem als Demoiselle Jamar das Theaterpublikum Straßburgs entzückt hatte, die Stelle eines Parlamentsraths erkauft. Zu ihm begab sich am 1. April des Morgens Beaumarchais mit Santerre und dem Advocaten

Falconet. Sie wurden an der Thür des Parlamentsraths mit der Redensart abgewiesen, der Herr sei nicht zu Hause. Sie gingen noch zweimal hin, ihnen wurde derselbe Bescheid; kaum daß Beaumarchais für ein Douceur die Erlaubniß erhielt, in der Portierloge ein Billet an seinen Vertheidiger zu schreiben, welches die Portière zu übergeben versprach.

„Gestehen Sie selbst, Herr Falconet," sagte Caron, „daß es auffällig ist, wenn der Vertheidiger Denjenigen, dessen Sache er führen soll, abweist. Sie werden sehen, morgen suchen wir wieder vergebens Audienz nach. Unser Mann ist ja ausdrücklich angewiesen, mich verlieren zu lassen!" —

Am andern Morgen erschien Beaumarchais mit seinen Begleitern wiederum fruchtlos, und erneuerte zwei Stunden später seinen Besuch mit eben so wenig Glück. Er wußte wirklich nicht mehr, was zu thun sei, und ging muthlos mit Falconet zu seinen Schwestern Margot und Claire, welche in der Straße Percée in ihrem eigenen Hause wohnten, das sie durch Beerbung einer Tante erlangt hatten. Indem er ihnen seine Bedrängniß mittheilte, die Frauen in ängstliche Klagen sich ergossen, kam einer ihrer Miether, Herr

Desrolles, hinzu und hörte von der Sache. Er erinnerte ſich des Buchhändlers le Jay, welcher Goëſman's Freund und Verleger ſei, und daß dieſer vielleicht etwas durch die Parlamentsräthin thun könne. Auf allſeitiges Bitten ſchickte er ſofort zu demſelben. Le Jay kam, und als jene Beiden unter vier Augen verhandelt hatten, that der Buchhändler den, Alle höchlich überraſchenden Ausſpruch, daß wohl mit Hülfe eines Geldopfers die Audienz zugeſtanden werden dürfte! Beaumarchais hätte aufſchreien mögen vor Freude, aber er bezwang ſich, er that höchſt entrüſtet.

„Wie, ich ſoll Geld geben, einem Mitgliede des Parlaments, um eine Audienz zu erlangen, welche mir Herr Duſour vom Châtelet in beiden Proceßinſtanzen nie weigerte! Geld, einem Parlamentsrath? Es anzubieten muß ich eben ſo erröthen, wie er, es anzunehmen? Wird es nicht den Anſchein gewinnen, daß ich habe beſtechen wollen, wo ich das Recht zu fordern habe? Nimmermehr!" —

Seine Freunde, die Schweſtern, Santerre, Falconet, le Jay und Desrolles drangen in ihn, ſich nicht jeder Ausſicht zu berauben. — „Von einer Beſtechung kann da nicht die Rede ſein," ſagte le Jay, „wo die Bedingung der Bezahlung von

der andern Seite gestellt wird. Ich mache mich anheischig, Ihnen diese Gewißheit mit Desrolles sogleich zu verschaffen!" — Beide Männer eilten sofort zu der Räthin. Nachdem sie das Haus verlassen, sagte Beaumarchais lächelnd: „Man nimmt Geld, also ist die Sache noch nicht verloren!!"

Desrolles und le Jay kamen von Madame Goësman bald zurück und verlangten zweihundert Louisd'or für die Gefälligkeit der Dame, eine Audienz bei ihrem Gemahl zu erwirken! Beaumarchais widersetzte sich auf's Aeußerste eine so horrende Summe für etwas zu zahlen, das von Rechtswegen umsonst sei, aber man bestürmte ihn allseitig. — „Wenn Sie hundertfünfzigtausend Livres verloren haben werden, werden dann zweihundert Louis mehr oder weniger einen Ausschlag geben? Und wenn man deren fünfhundert forderte, dürften Sie sich keinen Augenblick besinnen!"

Da das Geld nicht augenblicklich zur Stelle war, eilte Falconet zu Herrn Gudin, die Summe zu holen, welche Caron's Schwestern Herrn le Jay einhändigen sollten, da Beaumarchais in die Bastille zurück mußte, um von de Launay einen Urlaub für den Abend zu erwirken. Le Jay hatte nämlich versichert, für diese zweihundert Louis könne sich

Beaumarchais Abends gegen neun Uhr an der Thür des Herrn Goësmann einfinden, dort ſolle er ein Billet übergeben, was le Jay an Madame geſchrieben, dann werde er vorgelaſſen werden. Nachdem Falconet das Geld von Goudin gebracht hatte, ward es le Jay eingehändigt, der damit zum Hôtel Goësman ging. —

Denſelben Abend ſtanden gegen neun Uhr Caron, Santerre und Falconet am Quai St. Paul.

„Derr Herr Rath iſt für Sie nicht zu Hauſe!“ herrſchte ihn die Portière an.

„Gut, liebe Frau,“ und er drückte ihr Geld in die Hand. „Bitten Sie nur den Bedienten von Madame, zu mir herabzukommen, ich muß ihm dies Billet übergeben.“

„Das iſt ein Anderes, warten Sie.“

Der Bediente von Madame erſchien. „Was wünſchen Sie, mein Herr?“

„Ich wollte Sie nur erſuchen, dies Billet ſogleich an Madame zu geben; ich warte auf Antwort.“

„O, mein Herr,“ entgegnete der ſimple Menſch verlegen, „das kann ich nicht. Der Herr iſt eben bei Madame im Cabinet!“ —

„Sie ſind höchſt naiv, mein Guter, das iſt mir ja außerordentlich angenehm. Alſo raſch!

Meine ergebene Empfehlung an Herrn und Madame!" —

Nach einer Weile kam der Diener zurück. „Sie können in das Zimmer des Herrn hinaufgehen, der Herr Rath wird von Madame über die Hintertreppe gleich zu Ihnen kommen."

Sie stiegen zum ersten Stock empor, der Diener öffnete das Zimmer und ließ Caron nebst Begleitern eintreten, darauf verschwand er. Das Zimmer war finster. — Nach einer Weile tönten starke Schritte. Herr Brion de Goësman, noch die Serviette in der Hand, trat ein, eine dicke, untersetzte Gestalt mit breitem rothen Gesicht, aufgeworfener Nase und einem wulstigen Lippenpaar, das er eben selbstgefällig abwischte. Der Diener von Madame, welcher vorangeleuchtet und die Kerze niedergesetzt hatte, fing die Serviette auf, welche Brion ihm zuwarf, und entfernte sich.

„W—w—wer von Ihnen ist de—e—er Angeklagte?" —

„Ich bin es, Herr Rath, Caron de Beaumarchais!!"

„W—w—wer sind diese He—e—rren?"

„Dieser ist Herr Advocat Falconet, ein Freund, dessen Rath ich mich bisher in Ermangelung des Ihren bedienen mußte, jener der Unterschließer

Sainterre. Es wird Ihnen wohl nicht unbekannt ſein, daß Seiner Majeſtät Regierung auf meine Perſon ſo großen Werth legt, daß ſie dieſelbe der Baſtille zur Aufbewahrung gegeben hat."

„J—i—ich bek—k—k—ümmere mich nicht darum! Was wünſchen Sie m—iiir in Ihrer Sache zu ſ—aaagen? J—iich weiß ſch—oon Alles!"

„Das iſt mir unendlich angenehm, Herr Rath. Sie haben demnach die Acten beider Inſtanzen des Châtelet geprüft und werden die Richtigkeit der gefällten Urtheile leicht ermeſſen."

„J—iich weiß ſchon! — Sie ſind dem G—gggrafen de la Blll—ache hundertffff—ünfzigtauſend Livres ſch—ſchuldig!"

„Ich? — Herr Rath, ich erſtaune! Graf Falcoz iſt mir vielmehr fünfzehntauſend Livres ſchuldig, was ſich aus den Unterſuchungen klar ergeben hat!"

„J—i—ich weiß Alles! Es handelt ſich um ein F—fff—alſum in den Büchern. An der Stelle ſte—eeht ein Kkkl—klex, das iſt ddd—er Irrthum; iiich weiß Alles!"

„Sie wiſſen nichts, mein Herr, gar nichts, wenn Sie erlauben! Sie haben nicht ein Jota der Acten eingeſehen und ſich nur auf Verglei-

chung zweier Hauptbücher beſchränkt, von denen das meine als richtig anerkannt, das des Herrn Duverney, welches ſich lange in des Klägers Händen befunden, aber falſch befunden wurde. Erlauben Sie mir gütigſt, Ihnen den Gang der Sache mitzutheilen."

Goëſman lächelte verächtlich. „Nnn—un, wie Sie www—ollen! Ich www—eiß Alles!" Er ſtreckte ſich in den Seſſel.

Beaumarchais, ſein Notizbuch ziehend, begann mit aller Genauigkeit ihm den bisherigen Lauf des Proceſſes zu ſchildern, und betonte beſonders alle diejenigen Momente der Verhandlungen, aus denen die Falſchheit der gräflichen Forderung einleuchtete.

Als Caron geendet, erhob ſich Brion de Goëſman. „J—iich weiß nun—un Alles! Jii—ich kk—kenne ſie gg—ut genug, mein Urtheil abzuggg—eben. Die S—ſ—ſache iſt ſo ei—einfach, d—daß ich hhh—hoffe, am Montag dem hhh—hohen Gerichtshhho—fff genauen Rrr—rapport zu geben. Jii—ich empfehle m—mich Ihnen!" —

Caron wollte noch Einwendungen machen, Falconet mit einer Erklärung dazwiſchen treten, Goëſman hatte bereits geklingelt. Zwei Diener kamen, von denen der eine ihm aus der gegen-

überliegenden Thür leuchtete, während der andere bereit war, den Clienten hinauszucomplimentiren.

Als Caron die Straße erreichte, brach Falconet's Galle los. „Sie müssen Nerven wie Ankertaue haben, das zu ertragen! Dieser Kerl von Parlamentsrath weiß ja nicht das Geringste von Ihrer Sache, und so ein Strohmann von einem Juriſten, bei dem Schurkerei und Dummheit einander die Hände reichen, ſoll Ihr Rapporteur ſein?!"

„Hahaha, wenn man mich verlieren laſſen will, kann man denn einen beſſeren Vertheidiger für mich finden? — Ich muß noch eine Audienz von Desrolles haben."

„Wie dieſe? Wieder für zweihundert Louis?" —

„Und wenn das wäre? Laſſen Sie doch die Leute, laſſen Sie ſie doch! Theilen Sie nur Gudin Alles mit, und trinken Sie ein Glas Waſſer nach dieſer Aufregung! Gute Nacht!"

Beaumarchais eilte lachend mit Santerre hinweg. —

Am andern Morgen traf er mit Falconet bei den Schweſtern zuſammen. Desrolles ward gerufen und zu le Jay geſchickt, welcher noch eine Audienz durch Madames Vermittelung bewirken ſollte. Es war der letzte Tag vor dem Proceß-

termine. Caron übergab Desrolles seine Repetiruhr mit Brillanten und Rubinen besetzt; jenes Kleinod, dessen er sich selbst im Pigeonnier in der höchsten Noth nicht entäußert hatte.

Desrolles trug sie hinweg. Während dessen Abwesenheit erschien Gudin de la Brunellerie, welcher bei Goësman gewesen, um denselben zu befragen, aber über seine Unwissenheit in der Sache erstaunt, von seiner brutalen Indolenz empört war. Er hatte dem Secretär desselben zehn Louisd'or angeboten, der ehrliche Mensch indeß die Annahme mit dem Bemerken verweigert: er sei bei der Sache von keiner Bedeutung, da sie im Cabinet des Herrn ohne sein Zuthun verhandelt würde. —

Nach einer Stunde kam Desrolles mit der Nachricht, le Jay habe die Uhr der Dame eingehändigt. Dieselbe sei über die Schönheit derselben ganz entzückt gewesen und versichere auf das Bestimmteste, ihr Mann werde Nachmittags Herrn Beaumarchais empfangen, wenn derselbe noch so gütig sein wolle, fünfzehn Louisd'or für den Secretär zu senden."

„Dem Secretär? Fünfzehn Louisd'or? Und wie stimmt denn das mit Ihrer Erklärung, Gudin?"

Desrolles wurde nochmals zurückgesendet, sein Befremden auszudrücken, umsonst. „Dies Alles," sagte der Agent, „ward von Madame Goësman schon bemerkt, aber sie bestand auf fünfzehn Louis-d'or. Sie dürfe nicht wissen, was der Secretär von anderer Seite erhalten habe, und die fünfzehn Goldstücke seien unerläßlich!"

Caron warf verächtlich die Summe auf den Tisch. „Gut denn, auch dies noch! Nachmittags drei Uhr werde ich bei Brion sein!"

Zur bezeichneten Stunde ging er hin. Man wies ihn ab. — —

Diese plumpe Unverschämtheit brachte Caron in Wuth. „Wissen Sie nun, Herr Desrolles," rief er, als er mit seinen Begleitern bei den Schwestern wieder eintrat, „was ich thun werde, wenn ich nicht heute noch eine Audienz erlange? Der Name des Herrn Brion de Goësman und seiner Dame soll an allen Straßenecken von Paris stehen, das schwöre ich Ihnen, so wahr ich — kein Parlamentsrath bin!!" —

Desrolles, todtenblaß, stürzte fort zu le Jay. Die Zwischenträger liefen hin und her. Desrolles kehrte endlich mit dem Bescheide zurück, Caron möge sich morgen früh vor der Sitzung bei ihrem Manne einfinden. Könne er vor dem Urtheil

aber keine Audienz mehr erlangen, so versichere sie, daß sie alles Erhaltene zurückgeben werde.

„Oh, gut, schon recht!“ erwiederte Caron finster. „Ich danke Ihnen, Herr Desrolles!“ Er ging schweigend auf und ab; der Agent entfernte sich.

„Wissen Sie, was ich verdiene, Gudin?“ begann Caron heftig.

„Sie?“ —

„Prügel wie ein Schulknabe! Ich habe den dummsten Streich meines Lebens begangen, das kommt von blinder Hitze! Hätte ich doch vor diesem Desrolles den Mund gehalten! Der Dame Habsucht hat nun einen Schreck bekommen! Sie wird Alles zurückgeben, und ich werde nicht allein den Prozeß verloren haben, sondern auch das Gesindel keiner Gesetzlosigkeit beschuldigen können! Ich könnte mich zerreißen!!“ —

Er hatte einmal nach jeder Seite verspielt. Tief erbittert, am meisten gegen sich selbst, ging er in's Gefängniß zurück. Lange sann er nach, ohne einen Ausweg zu finden. Da fiel ihm die Copie seiner Relation für Goëssman in die Hände, und sein Gesicht erheiterte sich, er erhielt seine Ruhe wieder. Er setzte sich nieder und trug die erste seiner so berühmt gewordenen Denkschriften über

den Prozeß zuſammen, welches beginnt: Mémoire à consulter pour Pierre-Augustin Caron de Beaumarchais écuyer, accusé. — Morgen mußte ſich ja dies ſkandalöſe Parlamentsdrama ſchließen und alle Welt ſehen, ob es als Trauer- oder Luſtſpiel ende. —

Der Morgen des 5. April kam, der Tag einer Prozeßverhandlung, die eine Wichtigkeit erlangen ſollte, von der ſich wohl noch keiner der Betheiligten jetzt eine Vorſtellung machte. Caron verfügte ſich zu dem Rapporteur. Zum Ueberfluß hielt er noch eine Vertheidigung in den Händen, welche im Nothfall Goëſman nur abzuleſen brauchte.

Parlamentsrath Brion de Goëſman ließ ſich nicht ſprechen! — Sie warteten anderthalb Stunden; ſelbſt der Secretär Brion's verſuchte nutzlos, Beaumarchais den Eintritt zu erwirken. Das Einzige war, daß er deſſen ſchriftliche Vertheidigung annahm.

Der Tag verfloß in trüber Erwartung. Gegen Abend brachte Desrolles im Auftrage der Madame Goëſman die zweihundert Louisdor und Uhr den Schweſtern Beaumarchai's zurück. Gudin, der zugegen war, unterſuchte die Goldrollen, die Uhr. Alles war richtig, nur eine Klei-

nigkeit fehlte, — die fünfzehn Louis, welche die Dame für den Secretär beanspruchte.

„Die fünfzehn Louisd'or hat sie nicht zurückgesendet?! Wirklich nicht?!" rief Caron, der eben dazu kam.

„Diese Frage ist seltsam in ihrem Munde, lieber Freund," erwiederte Gudin.

„Seltsam oder nicht!" lachte Caron lustig auf. „Wenn ich auch hundertfünfzigtausend Livres zahlen muß, mit diesen elenden fünfzehn Louisd'ors will ich das Parlament Maupeau und meine Gegner so in die Luft sprengen, daß man die Eruption von Dünkirchen bis Marseille hören soll!" — —

In die Bastille zurückgekehrt, fand er das Parlamentserkenntniß auf dem Tisch seiner Zelle. Verurtheilt: Hundertfünfzigtausend Livres nebst Zinsen von drei Jahren an Graf Blache zu zahlen und die Gerichtskosten von drei Instanzen! —

Seine Gegner hatten über ihn gesiegt, und begannen es öffentlich auszuposaunen, indem sie andeuteten, wie Caron seine Betrügerei gegen Blache doch nichts genutzt habe. Der Erfolg stachelte sie nur noch mehr an, fernere Gewaltschritte zu thun. Nach vierzehn Tagen ward ihm durch Parlamentsdecret angezeigt, daß demnächst sein

zweiter Prozeß wegen des „Barbiers" zur Verhandlung kommen würde, und — wie zum Hohn, ernannte man Goësman abermals zum Rapporteur. — Siebenzehn Tage nach dem ersten Urtheilsspruch in Sachen Blache contra Beaumarchais empfing Madame de Goësman plötzlich einen Brief Caron's, in welchem er sagte: „Nachdem Sie die Güte hatten, mir meine beiden Rollen Gold und die mit Diamanten besetzte Repetiruhr wiederzugeben, — stellen Sie mir doch auch jene fünfzehn Louis zurück, welche der negozirende gemeinschaftliche Freund Ihnen zur Uebergebühr gelassen!"

Ein Schreck fuhr der Dame in die Glieder; sie erinnerte sich der Drohung Caron's, daß er den Namen Goësman an alle Straßenecken schlagen wolle! Dieser Gedanke erfüllte sie mit unglaublicher Wuth gegen le Jay, der ihr Mittelsmann und Mitschuldiger gewesen.

Hätte Caron sie privatim durch denselben um das Geld bitten lassen, so konnte die Sache stumm abgemacht werden, aber so viel von Rabulistenkniffen verstand die gute Frau doch, um einzusehen, Caron's Brief sei nur die Ausforderung zu einem Kampfe, in dem sie Ehre und Namen zu verlieren habe. Ihm das Geld jetzt nach der Bastille gegen Quittung schicken, hieß ja selbst beweisen, daß sie

fünfzehn Louis von ihm genommen habe, und ihm das Mittel leihen, Herrn Goëzman der Bestechlichkeit anzuklagen. Ihr Wille, le Jay solle Beaumarchais zum Schweigen bringen, war nichts als der Wunsch, der Buchhändler möge Caron's Schwestern die Summe zustecken und sich quittiren lassen. Da die Dame aber das Geld durchaus öffentlich vor Zeugen an Beaumarchais schicken sollte, so schickte sie es aus Scham gar nicht. Sie zeigte ihrem Gemahl den Brief seines ergrimmten Clienten. — Er eilte sofort, das Schreiben in der Hand, zu seinem Gönner, dem Herzog von Vrillière, und zu Sartines. Ersterer berichtete die Sache alsbald an Maupeau, und Sartines fuhr mit Goëzman zum Herzog von Aiguillon, bei dem eben Soirée war. Kaum hörte der Minister die Affaire, als er Frau von Vendatour und die Prinzen Orleans, welche seine Gäste waren, zu sich in's Cabinet bitten ließ.

„Sie sind ja ein einziges Juwel, kleiner dicker Goëzman!" rief Chartres. „In diesem Briefe bringen Sie uns die schönste Klage gegen Beaumarchais, welche mit Galeere und Brandmaal endigen kann!"

„Wahrhaftig, Chartres! Man kann ihn hier-

auf der Verleumdung eines Parlamentsmitgliedes anklagen!" lächelte Orleans.

„Der Verleumdung! Der versuchten Bestechung! Der Beschimpfung des Parlaments und der Regierung in der Person eines königlichen Rapporteurs von Seiner Majestät Parlament! Das kommt ja gleich hinter Hochverrath und Majestätsbeleidigung, was?!"

„Bei allen Göttern!" fiel Diane de Vendatour ein. „Aiguillon, Sie müssen dem lieben Goëßman das Ludwigskreuz verschaffen für diesen Brief! La Blache wird sich damit endlich trösten, daß ihm Caron's Frau entgangen ist!"

Aiguillon nickte, bot der Marquise den Arm, und die Herrschaften kehrten sehr heiter zur Gesellschaft zurück.

„Weißt Du wohl, Papa," sagte Chartres, „daß mir dies arme Thier von Parllll—aments-rrr—ath leid thut? Wie wird Beaumarchais den unter sich treten!"

„Haha! Diesen Tölpel aus Colmar muß man mit seiner diebischen Gans von Frau schon den Untergöttern opfern, aber Beaumarchais wird dabei doch vollständig ruinirt!" — —

Die dritte und fürchterlichste Anklage schwebte über des Gefangenen Haupt! Bisher war Ca-

ron's Sache nur eine Privatangelegenheit gewesen. Durch die neue Klage Goësman's gewann sie eine politische und öffentliche Bedeutung. Verlor Caron, so war die Strafe eines gemeinen Verbrechers, Galeere und Schandpfahl, ihm gewiß. Siegte er in diesem Kampfe, so war die Justiz Frankreichs, das Parlament Maupeau, diese ganze heillose Regierung an den Pranger gestellt! Dann mußte auch der Prozeß la Blache revidirt werden, und allen seinen Gegnern die Maske vom schmutzigen Antlitz fallen. Mit der Größe, der Gefährlichkeit des Kampfes wuchsen auch Caron's Kraft, Muth und Kaltblütigkeit; nun, da er Alles zu verlieren hatte, wurde er sich bewußt, daß er Alles gewinnen werde! Er schloß sein erstes Mémoire, und sendete es durch Santerre an Gauchat zur Veröffentlichung. — Es machte Aufsehen. Ein Aufsehen, wie etwa ein Theaterprolog, welcher die kommende, höchst pikante Handlung verkündet, oder wie ein helles Trompetentönen vor der Schlacht! — Seine Gegner stutzten. Sie sahen, daß er sich auf zwiefache Art vertheidigen werde. Die Schrift war ohne Buchhändler und Druckerfirma erschienen, Freund Gauchat verstand seine Sache. —

Die Anklage gegen Caron erfolgte. Goës-

man hatte für ſich nur ſeine Frau als Zeugen vorgeſchlagen. Beaumarchais ſchlug gleichfalls ſehr ironiſch Frau Goëſman, dann le Jay, Desrolles, die Advocaten Falconet und Gudin, den Schließer Santerre, ſeine Schweſtern, den Secretär Brion's vor. „Nun geht die Comödie los!" rief er entzückt. „Figaro, mein Junge, ſchwinge Dein Becken, wetze Dein Meſſer, nun gilt's, dem Gewerbe Ehre zu machen!" —

Der Proceß begann unter ſtarrer Aufmerkſamkeit der Reſidenz. Generalprocurator Vaucreſon war öffentlicher Ankläger, Durier de Comartin Greffier, Chazal Parlaments-Commiſſär, welcher die Verhandlungen leitete. Auf Grund derſelben mußte dann das Urtheil des Parlaments in voller Sitzung durch Abſtimmung erfolgen. — So ſervil daſſelbe auch war, ſo ſehr es vom Odem der Miniſter lebte, trat doch hier die Nothwendigkeit gebieteriſch ein, einem pfiffigen Kopfe wie Caron gegenüber ſowohl die beſten Juriſten, wie zugleich die rechtlichſten Männer entgegenzuſetzen. — Das Zeugenverhör begann. Le Jay, in Todesangſt verſetzt, behauptete anfänglich, weder die fünfzehn Louis, noch die beiden Goldrollen nebſt Uhr empfangen zu haben, Madame de Goëſman war unpäßlich und ließ ſich

für die erſten Sitzungen entſchuldigen. Desrolles, in Gefahr, für den Dieb der fünfzehn Louis zu gelten, ſchwor, le Jay habe ſie, und habe ſie auch zu Madame gebracht; le Jay kam in's Gedränge. Er mußte endlich zugeben, daß es mit dem Hin- und Herbringen der Goldrollen und der Uhr ſeine Richtigkeit habe, von den fünfzehn Louis wollte er aber durchaus nichts wiſſen. Goëſman's Secretär läugnete ebenſo, daß Madame ihm fünfzehn Louis gegeben habe. Die Confrontation mußte erfolgen, die Frau Räthin ſich ſchon entſchließen, den Termin mit ihrer Gegenwart zu beehren. — Caron wählte zur Confrontation die feinſte Garderobe und erſchien in dem alten gothiſchen Gerichtsſaal, zu welchem die berühmte Treppe Barthelèmy emporführte, mit dem graziöſen Lächeln eines Höflings. —

„Huiſſier," begann der Commiſſär, „bitten Sie Madame de Goëſman, aus dem Zeugenzimmer hereinzutreten!"

Durch die Reihe der Unterſuchungsrichter ging ein kurzes Flüſtern, als der Bote hinausging. Jeder fühlte, daß die Hauptperſon nahe und mit ihrem Eintritt erſt der Proceß eigentlich beginne.

Die Thür ging auf. Eine Dame, klein und brünet, ſehr hübſch und etwa zweiunddreißig Jahr

alt, dazu ſehr ſtark, rauſchte in einer geblümten Seidenrobe herein, welche ihre vollen Achſeln und die Büſte genügend ſehen ließ. Die coquette Räthin wollte mit ihren Reizen wie ihrem Range blenden und verwirren. Ihre Linke hielt den geöffneten Fächer, die Rechte erhob beim Einherſchreiten vornehm die weite Robe und ließ das Füßchen in zierlichen Hackenſchuhen ſehen. Stolz und ſiegesgewiß warf ſie ihr Haupt zurück, ließ lächelnd ihr Auge über die Unterſuchungsrichter gleiten und machte, ohne Caron eines Blicks zu würdigen, eine kurze Verbeugung, bei der die Ringe an ihren Fingern, ihr Collier von Steinen und ihre Armbänder funkelten. — Es wurde lautlos ſtill im Saale. —

„Madame," begann Chazal, „haben Sie die Güte, uns Ihren Namen zu nennen."

„Ich bin Joceline Marguerite de Goëſman, geborene Jamar, Gattin des Parlamentsraths Seiner Majeſtät, Herrn Brion de Goëſman!"

Der Greffier begann das Protokoll. —

„Kennen Sie vielleicht dieſen Herrn hier?" Chazal deutete auf Beaumarchais.

Die Dame ſah ihn an und ward puterroth. „Nein, ich kenne ihn nicht, und ich will ihn auch niemals kennen lernen!"

„Ich habe ebenfalls nicht die Ehre, Madame zu kennen," und Caron verbeugte ſich lächelnd, „aber indem ich ſie anſehe, kann ich mich nicht enthalten, einen von dem ihrigen gänzlich verſchiedenen Wunſch zu hegen!"

Die Richter lächelten, die Dame ward verlegen.

„Haben Sie die Güte, Madame," ſprach Chazal weiter, „Ihre Anklage zu Protokoll zu geben, falls Sie eine ſolche gegen dieſen Herrn Beaumarchais hier vorzubringen haben."

„Schreiben Sie," erwiederte ſie, „daß ich gegen den Herrn klage, weil er mein ärgſter Feind iſt, eine zu allen Schändlichkeiten fähige Seele beſitzt, wie ganz Paris weiß, und nur darauf ausgeht, eine anſtändige, ehrbare Frau wie mich lächerlich zu machen!"

„Ich hingegen," erwiederte Caron, „habe dieſer Dame nichts vorzuwerfen, nicht einmal die kleine böſe Laune, die ſie in dieſem Augenblick beherrſcht. Ach, nur bedauern will ich, daß es eben ein Criminalproceß iſt, in welchem ich ihr meine erſten Huldigungen darbringe. Was meine ſchändliche Seele betrifft, ſo hoffe ich, ihr durch die Mäßigung meiner Antworten, wie die Achtung meines Benehmens zu beweiſen, daß man

ſie über mich getäuſcht hat. Fürchten Sie ſich doch nicht ſo vor mir, ſchöne Frau!"

„Fürchten, vor Ihnen, pah!" ſie warf ihm einen wilden Blick zu.

„Greffier," ſagte Chazal, „leſen Sie jetzt Madame das Zeugenverhör vor!"

Der Schreiber las die Ausſagen. —

„Was haben Sie hierauf zu erwiedern, Madame? Haben Sie irgend dazu eine Bemerkung zu machen?"

„Ganz und gar nicht, mein Herr," lächelte ſie. „Was ſoll ich wohl gegen dieſe Menge von Dummheiten zu ſagen wiſſen?!"

„Ich muß Ihnen bemerken, Frau Parlamentsräthin," verſetzte Chazal ernſt, „daß dies Zeugenausſagen ſind, die man beſchwören laſſen wird, alſo die wohl mit dem Gewiſſen, doch nichts mit — Dummheiten, wie Sie meinen, zu thun haben. Machen Sie Ihre Einwendungen, wo Sie dieſelben für falſch halten. Ich bin genöthigt, Ihnen zu bemerken, daß ſpäter dazu keine Zeit mehr ſein wird!"

„Einwürfe, mein Gott? — Ja, Einwürfe! — Schreiben Sie, daß ich einen le Jay nicht kenne, daß ich von Louisd'oren und Uhren nichts weiß!"

„Wenn Sie Herrn le Jay nicht kennen, von Gold und Uhr nichts wiſſen, gnädige Frau," lächelte Caron, „ſo iſt bewieſen, daß ich nimmermehr in Verdacht kommen kann, die Abſicht gehabt zu haben, den Herrn Rath zu beſtechen oder ihn zu verleumden, alſo den Brief vom 27. April an Sie irrthümlich gerichtet habe, weil ich von zwei Leuten um dieſe Sachen betrogen worden, die man mir unter Mißbrauch Ihres reinen Namens abgerungen! Ja, meine Herren Richter, dann ſind le Jay und Desrolles des Betruges ſtrafbar!"

„Ich werde Beide ſofort gefänglich einziehen und Ihnen, Madame, confrontiren laſſen. Dem Herrn Procurator liegt dann die beſondere Anklage gegen dieſelben ob!"

„Ich werde ſie erheben!" ſagte Vaucreſon.

„Nein, nein! — Ja!" rief die Dame in höchſter Aufregung. „Ich meinte ganz etwas Anderes! — Einwürfe! Nun ja, ich meine, daß alle Ausſagen dieſer Leute und dieſes Herrn, ſchreiben Sie, ſämmtlich falſch ſind und ihnen von Anderen eingegeben wurden!"

„Madame iſt unwohl!" ſagte Caron, „geſtatten Sie ihr einen Seſſel!" Er ſetzte ihr artig

einen Lederſtuhl hin. Sie zitterte an allen Gliedern.

„Ich ſehe," ſagte er zu ihr, „daß Sie ſich zwar dieſes Punktes Ihrer Lection gut erinnerten, daß Sie dies aber nur an einer ſchicklichen Stelle hätten anbringen müſſen. In den Verhören finden ſich viele Gegenſtände, von denen Sie nicht wiſſen, ob ſie falſch oder wahr ſind. Was das Eingeben betrifft, ſo haben Sie dabei nur etwas verwechſelt, denn da ich nach der Anſicht Ihres natürlichen Anwalts für das Haupt einer Clique gelte, eine Anſicht, meine Herren Richter, die ſich von meiner früheren politiſchen Thätigkeit herſchreibt, ſo wird man Ihnen wahrſcheinlich geſagt haben, daß ich wohl Anderen Antworten eingebe, nicht daß ich ſolche Eingebungen empfange. Ich muß Ihnen ſchon darauf helfen! — Aber, ſchöne Frau, ſollten Sie wirklich nichts Beſonderes über jenen Brief des Herrn le Jay zu ſagen haben, der mir ja doch die Audienz bei Herrn Goësman, wie bewieſen iſt, verſchaffte?" —

„Gewiß, mein Herr —, warten Sie! — Schreiben Sie, mein Herr! — Was ſich auf die ſogenannte Audienz bezieht, die ſogenannte — die Audienz!" Sie ſuchte in äußerſter Verwirrung

alle verloren gegangenen Fäden des Geſpinnſtes zuſammen, mit denen ihr armer Kopf gefüllt ſchien.

Caron warf einen großen, vielſagenden Blick auf die Richter. In ihren Mienen gab ſich ein ganz ſonderbares Staunen kund. Der Greffier ſaß mit erhobener Feder, Jeder ſtarrte ſie an.

„Nun, Madame," begann Chazal mild, „was verſtehen Sie denn unter ſogenannter Audienz? Laſſen Sie die Redensarten, verſichern Sie ſich doch des Gedankens. Erklären Sie ſich ganz deutlich, daß man Ihren Einwurf redigiren kann!" —

„Ich will damit ſagen," und ſie wurde heftig, „daß ich mich weder um die Geſchäfte meines Mannes, noch um ſeine Audienzen, ſondern nur um meine Haushaltung kümmere!! Wenn dieſer Herr meinem Bedienten einen Brief gegeben hat, kann er es nur aus Bosheit gethan haben, was ich gegen Jeden und Alle behaupten werde!!"

Der Greffier ſchrieb es nieder.

„Wollen Sie uns wohl gefälligſt erklären, Madame," fragte Chazal, „welche Bosheit Sie darin finden, daß man einem Diener einen Brief einhändigt?"

Sie ſtotterte, ſie glühte, ſie ſchwieg verlegen.

— Plötzlich fuhr ſie auf. „Wenn es wahr iſt, daß der Herr einen Brief zu uns getragen hat, welchem von meinen Leuten hat er ihn denn gegeben?“

„Einem jungen Lakai, ſchöne Frau, einem Blondin, der, wie er uns ſagte, Diener von Madame ſei!“

„Das iſt ein ſchöner Widerſpruch, haha! Schreiben Sie, daß der Herr einem Blondin den Brief gegeben hat; mein Lakai iſt aber nicht blond, ſondern hellkaſtanienbraun! Wie iſt denn ſeine Livrée?“

„Ich weiß wirklich nicht, was Madame für eine beſondere Livrée haben!“ —

„Schreiben Sie, o ſchreiben Sie, ich bitte, daß der Herr, welcher meinen Diener geſprochen haben will, nicht einmal weiß, daß ich eine beſondere Livrée gebe! Ich gebe zwei, eine für den Winter und eine für den Sommer!“

„Madame, ich habe ſo wenig im Sinne, Ihnen die Winter- und die Sommerlivrée abzuſtreiten, daß es mir ſogar ſcheint, als ob jener Lakai eine — Frühlingsmorgenweſte gehabt hat, weil wir den 3. April ſchrieben. Vergeben Sie, wenn ich mich ſchlecht ausgedrückt habe. Da es ganz natürlich iſt, daß Ihre Leute nach Ihrer Verheirathung

Ihre ſpecielle Livrée ablegten, um nur die des edlen Hauſes Goëſman zu tragen, ſo konnte ich unmöglich am Kleide erkennen, ob der Diener dem Herrn oder der Dame gehöre. Ich konnte alſo nur ſeinen eigenen gefahrbringenden Ausdrücken in einem ſo höchſt delicaten Punkte folgen. Ob er übrigens blond oder kaſtanienbraun war, die Livrée Goëſman oder des Straßburger Geſchlechts der Jamar getragen" — Die Richter brachen wider Willen in leiſes Gelächter aus.

„Ruhe in der Sitzung!" donnerte der Huiſſier.

„Immer bleibt es trotzdem wahr," ſprach Caron mit erhobener Stimme weiter, „daß ich in Gegenwart zweier vorwurfsfreier Zeugen, der Herren Falconet und Santerre, einem Ihrer ſogenannten Lakaien auf Ihrer Treppe einen Brief einhändigte, welchen Herr le Jay, den Sie nicht kennen, geſchrieben, und den der Diener nicht abgeben wollte, weil — wie er ſagte — der Herr bei Madame war! Den er endlich aber doch forttrug, als ich ihn über ſein zartes Bedenken beruhigt hatte, worauf er uns wörtlich die Antwort überbrachte: „Sie können in das Cabinet des Herrn hinaufgehen, er wird ſogleich durch die innere Treppe dahin kommen. — Wunderbar! Wir gingen hinauf!

Wunderbarer noch, Herr Goëſman kam! Am wunderbarſten, er ertheilte eine Audienz auf einen Brief, den Sie nicht empfingen, geſchrieben von einem Menſchen, den Sie nicht kennen!!" —

Die Richter ſaßen ſtarr; es ward ſo ſtill, daß man das heftige Athmen der Dame hören konnte.

„All' das Geſchwätz bedeutet nichts!" rief ſie wüthend und wedelte ſtürmiſch mit dem Fächer. „Sie ſind meinem Bedienten mit Ihren Zeugen nicht nachgegangen! Somit können Sie nicht behaupten, daß er mir den Brief eigenhändig übergeben hat; und nun erkläre ich: daß ich nie einen Brief von dieſem Herrn ſelbſt oder einem Andern erhielt, und daß ich mich keineswegs bemüht habe, ihm eine Audienz zu verſchaffen! Schreiben Sie genau!" —

„O ihr Götter, gnädige Frau!" rief Beaumarchais lebhaft, „welchem Verdachte ſetzen Sie uns aus? Es iſt ja weit ſchlimmer, wenn Sie den Brief nicht aus den Händen des Bedienten empfingen, da aus dem Prozeſſe hervorgeht, daß derſelbe ihn von mir empfangen, und da die Zuſammenkunft mit Herrn Goëſman genau mit der mündlichen Antwort des kaſtanienbraunen Blondins zuſammenſtimmt, dieſer perfide

Damenlakai. den Brief Ihrem Herrn Gemahl ſelbſt eingehändigt haben muß; denſelben Brief, in welchem Sie aufgefordert wurden: „nach Ihrem, le Jay gegebenen Verſprechen mir die Audienz zu verſchaffen!“ Daraus müßte man ja ſchließen, daß Ihr Herr Gemahl, eben ſo ehrlich wie neugierig, als galanter Mann die Engagements ſeiner Frau erfüllen zu müſſen glaubte! — Vollenden Sie die Phraſe ſelbſt, Madame! Ich habe, auf Ehre, nicht den Muth, ſie weiter zu treiben. Entſcheiden Sie, wer von beiden Gatten den Brief geöffnet, der die Audienz herbeigeführt hat! Wenn Sie aber darauf beharren, daß Sie es nicht waren, ſo ſagen Sie wenigſtens nicht, daß ich, ſondern Sie allein es ſind, der Herrn Brion de Goëſman, Parlamentsrath Seiner Majeſtät, ſträflichſt compromittirt hat!!“

Ein Beifallsmurmeln ging durch den Saal. Dame Joceline ſank in den Seſſel zurück, das Geſicht mit dem Fächer bedeckend; ihr Buſen ging wie eine ſtürmiſche See.

„Herr Commiſſär,“ ſagte Vaucreſon mürriſch, „ſchließen Sie für heute das Protokoll, die Dame iſt unwohl!“

„So verleſen Sie die Verhandlung!“ befahl Chazal.

Der Greffier verlas das Protokoll. Es erregte bei den Richtern das ſeltſamſte, lächerlichſte Erſtaunen. Sie ſchüttelten die Köpfe, ſie verbargen mühſam ihre Heiterkeit. —

„Wie, Madame," ſagte Caron, die Hände zuſammenſchlagend, „iſt denn ein Menſch ſo feindlich gegen ſich ſelbſt geſinnt, um Ihnen ſeine Ehre und das Geheimniß einer ſo tiefernſten Intrigue zur Vertheidigung zu überlaſſen? Vergebung, mein Erſtaunen nöthigen nicht Sie ſowohl, als Jene mir ab, die Sie ſo unangemeſſen in Thätigkeit ſetzten!" Er reichte ihr die Feder zur Unterſchrift.

Sie riß ihm die Feder aus der Hand. „Und was ergiebt ſich denn aus Allem, was hier geſchrieben ſteht?" Sie kritzelte ihren Namen darunter. —

„O, daß Sie eine ſehr liebenswürdige Frau ſind, daß Ihnen aber alles Gedächtniß mangelt. Ich werde die Ehre haben, es Ihnen morgen zu beweiſen. Es ergiebt ſich ferner, daß Sie zu beklagen ſind, hier, ſo, — die Frau eines Parlamentsraths — ſtehen zu müſſen, und um was? — Um — fünfzehn Louis!!"

7.
„Iſt das noch Frankreich?“

Wenn Madame de Goëſman ſich ſchon im erſten Verhör bedenkliche Blößen gegeben, erreichte in der zweiten Verhandlung der grelle Beweis ihrer Schuld den höchſten Gipfel. Die große Ruhe und eiſerne Conſequenz Caron's, ſeine ſcheinbare Nachgiebigkeit und Unverfänglichkeit ſeiner Fragen machten, daß die in die Enge Getriebene ſich verſchnappte und einräumen mußte, daß ſie die fünfzehn Louisd'or *erhielt* und *noch* habe. Als ſie ſich ertappt ſah, wurde ſie wüthend wie eine Megäre und bedrohte ihren Gegner Beaumarchais mit — einer Ohrfeige! Man entließ ſie, man wußte genug. Goëſman hatte an ſeinen Clienten ſeine Audienz verkauft und ihn dann abſichtlich verlieren laſſen. Die Verhandlungen wurden ge-

ſchloſſen. Es zeigte ſich jetzt, daß es unmöglich war, ihm eine Verleumdung Goëſman's nachzuweiſen. Ihn freiſprechen, hieß über ſich ſelbſt den Stab brechen, ihn verurtheilen, hieß den ohnedies bis auf's Aeußerſte geſpannten allgemeinen Unwillen gegen ſich reizen. — Der nordamerikaniſche Bürgerkrieg, längſt vorauszuſehen, war endlich losgebrochen, die Worte „demokratiſche Union," „Föderativ-Republik" „Freiheit und Gleichheit," unterſtützt vom Raſſeln der Kriegstrommel, hatten der franzöſiſchen Nation die eigene Freiheitsſehnſucht zum Bewußtſein gebracht, der von den Philoſophen geweckten geiſtigen Unabhängigkeit das glühende Beſtreben nach bürgerlicher nationaler Erlöſung von der Tyrannei der Privilegirten zugeſellt. Die Égloge de Colbert des Finanzier Necker zeigte dem Volke, welchen Reichthum es unter Ludwig dem Großen beſeſſen und wie es jetzt zu einem Bettelſtaat herabgeſunken, der ſeinen Beamten die Gehalte ſchon nicht mehr zu zahlen vermochte, weil der Hof Alles auffraß. Bereits druckte Gauchat's geheime Preſſe das zweite Mémoire, welches den ganzen Skandal der Gerichtsverhandlungen, das Benehmen Goëſman's und ſeiner Frau, und eine genaue Auseinanderſetzung der ganzen Rechtsfrage enthielt. Das

Publikum ſtürzte auf die Broſchüre, der Name Goëſman ward, wie Beaumarchais geſchworen, ein Hohn der Gaſſen; die öffentliche Stimme ſprach Caron frei, ehe noch das Parlament ein Urtheil zu fällen vermochte. — Maupeau griff zu einem andern Mittel. Hatte man doch ſo eben ein ſkandalöſes Gedicht über des Königs Leben von Robin de Bauveſet durch zweitauſend Livres Jahresrenten erkauft, konnte man nicht auch mit Caron eine Uebereinkunft ſchließen? Maupeau ließ ihm ſagen, „wenn er fortan ſchweigen wolle, werde man ihn freilaſſen und den Proceß niederſchlagen.“ Caron, der die öffentliche Meinung nun für ſich hatte, ſeine Gegner in der Falle ſah und die zerſchmetternde Gewalt ſeiner Feder inne geworden, erwiederte, wenn man ihn freilaſſe, den Proceß niederſchlage und ſeinen Handel mit la Blache einer Reviſion unterwerfe, wollte er ſo lange ſtumm ſein, wie ſeine Feinde es wären.“ — Er verließ nach halbjährigem Kerker die Baſtille als Sieger, welcher mit ſeinen mächtigen Gegnern einen Waffenſtillſtand abgeſchloſſen. Gern wäre er fortgeeilt aus Paris, der nördlichen Küſte zu, wo ſeine Suſanne muthig harrte. Aber konnte er das? Es hätte als Feigheit gegolten, die Schmähſucht neu gegen ihn erweckt, wenn er ſich entfernt hätte,

ehe ſein Proceß entſchieden war. Eine Ahnung ſagte ihm, daß der Kampf noch nicht beendet ſei, ihm entfliehen ſo viel heiße, als ihn verloren geben, die heimliche Rache gegen ſich anſpornen und den Aufenthalt Suſannens verrathen, des Weſens, das ihm im Leben Alles galt. Er blieb ruhig in Paris, jeder Frage nach Suſannen ausweichend. — Der erſte Gang galt ſeinem Vater und den Schweſtern, dann dem Hôtel Conti. Der Kammerdiener des Prinzen empfing ihn erſtaunt und ſagte, die Hoheit ſei in's Penthièvre gefahren. Er begab ſich ſogleich dorthin und ließ ſich bei der Herzogin Wittwe anmelden. — Er mußte lange im Vorzimmer warten.

„Aha, man nimmt Anſtand, mich zu ſehen? — So ſind die Gönnerſchaften! Sitzt man erſt im Unglück, dann iſt man auch verdächtig, und der edelſte Freund findet einen ſehr moraliſchen Anlaß, ſich zurückzuziehen!“ —

Endlich führte ihn der Schweizer durch den innern Corridor nach dem Garten.

„Dort ſpaziert Seine Hoheit mit der Frau Herzogin und Gräfin Gorzka!“

Beaumarchais ſtieg die Treppe hinab und trat in den Mittelgang, welchen die Geſellſchaft heraufkam. Man ſah es den Herrſchaften an, daß ſie

ihn ſehr ungern empfingen. Die Herzogin wie die Gräfin ſchlugen die Augen nieder, um ihn zu vermeiden, und der Prinz flüſterte ihnen ein paar Worte zu, worauf ſie ſich entfernten. Conti näherte ſich mit der ganzen Kälte eines vornehmen Herrn.

„Sie überraſchen mich durch Ihr Erſcheinen. Vermuthlich haben Sie Ihre Freiheit Ihren fulminanten Mémoires zu danken, die ich nicht weniger als alle Welt bewundere. Da Sie mich ſelbſt hier aufgeſucht, ſcheint Ihr Anliegen dringend. Was wollen Sie mir ſagen?“ —

„Es fällt mir wirklich ſchwer, Hoheit, den Ton zu finden, in welchem ich Ihnen antworten ſoll. Sie hatten mich ſo verwöhnt, daß es mir ſehr ungewöhnt iſt, die devote Supplicantenſtellung anzunehmen, in welche Sie mich zurückweiſen. Kein Anliegen, Hoheit, führt mich her, ich war nur ſo dreiſt, zu denken, Sie würden in mir den alten Caron empfangen, welcher ſich furchtlos für Intereſſen in Gefahr ſtürzte, die nicht die ſeinen waren. Freilich, Monſeigneur, mag Großmuth dazu gehören, mit einem Manne umzugehen, der noch unter der Hand des Criminalgerichts ſteht!“

„Wir verſtehen uns falſch!“ ſagte Conti. „Ich habe nicht Ihre Dienſte vergeſſen, und ſie ſind der Grund, welcher mich nöthigte, Sie überhaupt

noch zu empfangen. Wenn man ſich ſo gröblich in den Leuten irrt, mein Herr, —"

„Worin irrten Sie ſich in mir?" —

„In dem Heiligſten, dem Beſten, was in Ihnen lebte, worinnen ich Sie hochgeſchätzt, beneidet, geprieſen habe vor allen Menſchen!"

„Und was iſt das?"

„Ihre Frau, Beaumarchais! Ich frage Sie, wo iſt die Frau, welche Sie ſo ſehr zu lieben ſchienen?" —

Beaumarchais blieb ſtehen und lächelte. „Gut aufgehoben, Hoheit!"

„Wenn Sie bei Nennung ihres Namens nicht einmal erſchrecken, nicht mehr zu erröthen vermögen, ſondern lächeln, — bei Gott, ſo müſſen Sie der ſchamloſeſte Elende ſein, den je die Sonne beſchien!"

„Was wiſſen Sie denn von meiner Frau, was mich erſchrecken könnte?"

„Ich weiß, wo ſie iſt!"

„Das thäte mir ſehr leid, Hoheit! Doch ich beunruhige mich umſonſt; Sie wiſſen es nicht!"

„Meinen Sie?" — Conti wurde bitter. „So haben Sie wenigſtens die Güte, mir zu ſagen, was Sie bewog, dem Fürſten Naſſau-Siegen die Frau zu überlaſſen, mit der Sie ſo lange glücklich

gewesen, die Genossin Ihrer Jugend und Ihrer Noth?!" —

Beaumarchais war im höchsten Grade erstaunt und bewegt. „Das ist wenigstens deutlich, mein Prinz! Wer hinterbrachte Ihnen diese Infamie und Lüge?"

„Zufällig stand ich auf jener Terrasse, als das Regiment Nassau vorüberdefilirte! Meine eigenen Augen, die Herzogin, meine Nichte und Gräfin Gorzka waren Zeugen, wie Susanne als Page in des Fürsten Farben neben der Fahne seines Regiments Paris verließ." —

„Die Herzogin sah es auch? Dann bin ich Ihnen allerdings eine Erklärung schuldig, aber noch mehr der Frau Herzogin!"

„Ich wüßte nicht warum? Die Herzogin sehnt sich nicht, Sie zu sprechen!"

„Mein Prinz, wenn es jetzt nur darauf ankäme, durch Ihr Mißtrauen mein Geheimniß um so besser zu sichern, so würde ich schweigen und mich mit dem guten Bewußtsein beruhigen, daß meine Ehre rein ist. Da die Frau Herzogin aber meine Frau sah, so muß ich mich derselben erklären, nicht um der armen Susanne, sondern meines Freundes, um der Frau Herzogin willen, denn Nassau liebt Louise de Lamballe!" —

Conti legte ſeine Hand auf Beaumarchais' Schulter und blickte ihn erſtaunt an. „Der Fürſt liebt Louiſen? — Caron, wenn ich Ihnen Unrecht that, ich über Suſanne unwürdigen Verdacht gehegt, verzeihe mir Gott! Wir ſind in dieſen Zeiten des Schlimmen ſo gewöhnt worden, daß wir ſelbſt an den Redlichen irre werden. Wer aber ſagt Ihnen, daß meine Nichte den Fürſten liebt?"

„Wer? — Eine Geſchichte, welche ich der Frau Prinzeſſin erzählen werde, ſoll es Ihnen beweiſen?"

„So kommen Sie!" —

Als die Prinzeſſin Caron in ihres Oheims Begleitung erblickte, blieb ſie zögernd ſtehen. Eine Wolke ſtolzen Unmuths lagerte auf ihrer Stirn.

„Gräfin Gorzka," ſagte Conti, „ziehen Sie ſich auf eine halbe Stunde zurück!" —

Die Gräfin warf einen tiefen, fragenden, erſtaunten Blick auf ihn und Caron, und verließ den Garten.

„Theuerſter Oheim," ſagte Louiſe kalt, „da Sie mir vermuthlich Beſonderes mitzutheilen haben, geſchieht dies vielleicht beſſer unter vier Augen."

„Ich möchte Dich nur bitten, liebe Louiſe,

eine Geſchichte anzuhören, die Herr Beaumarchais zu erzählen wünſcht.“

„Eine Geſchichte? — Ich begreife nicht —“

„Ja, eine unbegreifliche Geſchichte, Hoheit, deren Sinn nur ein reines Frauengemüth faſſen kann, das eigenes Unglück geſchickt machte, Anderer Weh zu theilen, und Wahrheit vom Scheine zu trennen.“ —

„Ich werde dabei gewiß die Geſchicklichkeit eines Geiſtes bewundern lernen, der Anderer Gemüther vielleicht nur deſto beſſer zu beherrſchen weiß, als ihn ſein eigenes nicht beherrſcht!“

„Vielleicht fühlen gerade Die am meiſten, welche fühllos ſcheinen! Es iſt ein trauriges, aber leider wahres Stück Lebensklugheit, vor Denen ſein Herz zu verbergen, von welchen man glaubt, daß ſie es doch nicht verſtänden!“

Sie erblaßte und warf einen ungewiſſen Blick auf Conti. „Die Geſchichte, mein Herr, da es Seiner Hoheit doch einmal gefällig iſt!“ —

„Ich kenne zwei Männer, Prinzeſſin. Der eine iſt ein Fürſt, tapfer und edel, aber arm, machtlos, umher irrend, und der unter tauſend Bewunderern nur einen Freund fand. Der andere war auch ein wildes Kind des Schickſals, wie jener; bürgerlich, mittellos, aber reich in der

Liebe eines Weibes, die ſein Brot, ſeine Thränen theilte. — Der Bürgerliche machte Fortune. Er wurde reich und angeſehen bei Hofe, und die Liebe ſchien ihn zum Kühnſten zu beflügeln. Beide Männer lernten ſich in dem Hauſe eines vornehmen Herrn gerade an dem verhängvollen Tage kennen, wo derſelbe ſeinen Sohn einer hohen Dame vermählte, die der Fürſt unſäglich geliebt, um welche aber zu werben — er zu arm war! — An dieſem Tage fanden ſich die Seelen beider Männer, ſie ſchloſſen einen Bund für's Leben, und der Bürgerliche theilte mit dem Fürſten ſein irdiſch Gut, damit derſelbe der Heimath ententfliehen könne, um nicht ewig ſeine begrabene Hoffnung ſehen zu müſſen. — Die hohe Dame indeß war nicht glücklich, nach kurzer; trüber Ehe wurde ſie Wittwe. Auf Flügeln der Sehnſucht eilte der Fürſt zurück! — Er fand den Freund — im Gefängniß, ſeine Gattin umdrängt von brutaler Gewalt. Er rettete ſie vor Schmach und gab dem Freunde ſein theuerſtes Gut zurück. O, er that noch mehr! — Der Bürgerliche ward von ſeinen Feinden abermals gepackt, der Haß legte ihn neu in Feſſeln, ſeine arme Frau wurde des ritterlichen Schutzes des fürſtlichen Freundes geraubt, denn man ſendete ihn mit ſeinem Regimente zur Grenze,

damit ſie die Beute eines Elenden werde, indeß man das allzu kühne Glück ihres Gatten mit der Galeere zu beſtrafen meinte! Der Gefangene ſah nur Schande und Verderben vor ſich, Hoheit, ſein ſchutzloſes Weib preisgegeben der Gewalt! Da ſetzte jener edle Fürſt die eigene Ehre, die neuerwachte Hoffnung ſeiner hohen Liebe auf's Spiel, entführte die geängſtigte Frau des Freundes in Pagenkleidern ihren Peinigern und wachte mit den Augen eines Bruders über dem letzten Kleinod des Gequälten! O, dieſe lichte Freundesthat, Prinzeſſin, die die Verachtung der Dame, welche der edle Fürſt liebt, auf ſich lud, gab eben dem zurückgebliebenen Gefangenen die Kraft, ſeiner übermächtigen Feinde Herr zu werden, ſich frei zu ringen! Was konnte er nun für Den thun, der Alles für ihn that, ſein Süßeſtes auf's Spiel ſetzte?! — Der Bürgerliche ging eines Tages zu dieſer hohen Frau, fiel ihr zu Füßen und geſtand ihr Alles!!" —

Caron war auf's Knie geſunken und preßte die Hand der Prinzeſſin an ſeine Lippen.

„O mein Schöpfer, was hab' ich gethan! Mein Herr, — ach, verzeihen Sie mir!" Sie hatte zitternd, weinend, und überſelig Conti's Gegen-

wart vergeſſen und zog erröthend Beaumarchais empor.

„Nun, mein Prinz?“ fragte Caron lächelnd. —

Conti trat ſanft heran, umfing ſie und küßte der Erſchrockenen glühende Stirn. — „Louiſe, man hat Dich durch Deine erſte Ehe unglücklich gemacht! Ich will dieſe Schuld auszulöſchen ſuchen, deſſen ſei gewiß!!“

Die Herzogin verbarg ihr Geſicht an der Bruſt des greiſen Prinzen. Sie war das erſte Mal glücklich, ſeit ſie Chambery verlaſſen.

Caron's Stimme ſank zum Flüſtern herab.

— „O Liebe, zieh' mit mir auf duft'gem Roſennachen
Durch Sturm und Sonnenſchein! Am fernen Küſtenſaum
Erglühen ſchon im Grün die ſtillen Wonnematten,
Wo Glück und Friede ſich mit Roſ' und Myrte gatten!“ —

Er entfernte ſich. — — —

Beaumarchais hatte mehrere Monate gewiſſenhaft ſein Verſprechen erfüllt und ſich ſtill verhalten. Dennoch konnte er auf keinerlei Weiſe die Beendigung ſeiner Sache erlangen. — Andererſeits ward ſeine Langmuth auf die äußerſte Probe geſtellt. Kaum hatte ſich nämlich die erſte gewaltige Aufregung gelegt, welche ſein zweites Mémoire hervorgerufen, als ſeine Gegner auch befliſſen waren, der öffentlichen Meinung über ihn

eine andere Wendung zu geben. Es erſchienen erſtlich vrſchiedene Gegenſchriften, und ermuthigt durch ſein Schweigen, begann man die ehrenrührigſten Dinge über ihn zu verbreiten. Man ging noch weiter, man ließ öffentlich drucken, daß er drei Frauen gehabt, die alle räthſelhaft ſchnell geſtorben ſeien und ihm ſämmtlich ein großes Vermögen zugebracht hätten, und deutete an, ſie ſeien wahrſcheinlich an Gift geſtorben. Dann lief wieder die Verſion um, er habe Suſannen einem vornehmen Herrn für ein Landgut verkauft. — Er antwortete den Schmähern im Mercure français mit der vollen Erbitterung eines rechtlichen Mannes, und indem er ziemlich klar auf die geheime Quelle dieſer Verdächtigungen hinwies, ſagte er zum Schluß: „Diejenigen Perſonen, welche fort und fort an meinem Namen und meiner Ehre zerren, ſollten bedenken, daß ihren verborgenen Freunden in der Straße du petit Bourbon, Garancière und Palais royal das Umſpringen mit gewiſſen Fläſchchen beſſer anſteht als mir, und es ein Zeugniß meiner Langmuth iſt, wenn ich dem Publikum nicht Dinge erzähle, die es mehr erſchüttern würden, wie die Verleumdungen eines verkappten Scribenten, dem die Lüge ein

Capital iſt, das er bei der Dummheit auf Zinſen legt!" —

Seine Stimmung ward, je mehr das Parlament die Entſcheidung hinzögerte, immer gereizter. Er empfand um ſo härter jede geſellſchaftliche Kränkung, welche man ihm zufügte, als er im Hauſe keinen Erſatz für die Malice der Welt fand. Morelly kam wohl oft genug zu ihm, aber beide Männer waren in ihren Ideen und Gefühlen weit auseinander gekommen. Die Libertins, mit denen Morelly ſich jetzt umgeben hatte, wie Lally Tolendal, Condorcet und Anacharſis Cloots, konnte er durchaus nicht leiden, und dieſelben hatten ihn ſtets als einen Glücksritter, einen von Reichthum und Hofgunſt geblähten Intriganten betrachtet, waren überdem auch nicht in der Lage, ihm gegen ſo mächtige Feinde die leiſeſte Hülfe zu gewähren.

Im Januar 74 erfuhr Caron durch Gudin, Falconet und ſeine Familie von einer neuen Niedertracht ſeiner Feinde. Es circulirte nämlich der Brief eines Spaniers, der ein Verwandter des Don Joſef Clavijo ſein wollte, in Paris, welcher nicht allein Caron, ſondern auch ſeine Schweſtern in Spanien auf's Schimpflichſte compromittirte. In ihm war die Affaire, welche Caron

im Jahre 64 mit dieſem Manne gehabt, auf's Bübiſchſte verdreht, ſeine Schweſter Marie als die Maitreſſe Clavijo's, er ſelbſt geradezu als Dieb, Kuppler und Betrüger hingeſtellt, und zwar mit einer Frechheit der Behauptung, daß ſelbſt Wohlwollende vor Beaumarchais' Berührung zurückbebten. Das Amt des Lectors der königlichen Töchter, welches er zwar längſt nur noch nominell bekleidete, wurde ihm abgenommen, Marie Antoinette ſprach offen aus, daß ſie auf die Aufführung des Barbiers verzichte und von ihm nichts mehr hören wolle, vornehme Leute, wie Richelieu, Luynes, auch Herzog von Penthièvre, ließen ſich ſeinen Beſuch verbitten; ſein alter Vater ward von ſeinen Mitbürgern, Nachbarn und Verkehrsgenoſſen wie ein Ausſätziger gemieden, und nur Einer glaubte an ſeine Unſchuld, Conti, der gegen den allgemeinen Strom aber nicht ſchwimmen konnte. Die ganze Horde ſeiner Widerſacher fiel jetzt wie eine Meute über ihn her, um ihn völlig zu zerreißen. — Umſonſt beſtrebte er ſich, dieſes Briefes habhaft zu werden, deſſen geheimen Verfaſſer zu entdecken; ſein Zuſtand glich dem eines von den Erinnyen Verfolgten. Da wagte plötzlich Marin, ihn mit einem giftigen Commentar in der Gazette de France abzudrucken.

„Ein neues Mémoire!“ rief es in Caron mit dem wilden Dröhnen der Sturmglocke. — Er ſchrieb es, das verleumderiſche Zeitungsblatt vor ſich, noch dieſelbe Nacht. Ein drittes, fürchterliches Mémoire, das an Kühnheit, Satyre, an niederſchmetternder Gewalt Alles übertraf, und in ſeinen Andeutungen über la Blache, die Vendatour, die Orleans noch viel ſchlimmere Geheimniſſe vermuthen ließ, als er ſchon aufdeckte. Er unterwarf das Parlament, Maupeau und die Miniſter einer Kritik, die bis dahin unerhört war, ſagte Dinge, die man kaum zu denken wagte, und ſchlug durch Veröffentlichung der eigenen Schriftſtücke Clavijo's, der ſpaniſchen Miniſter, wie des Geſandten d'Oſſun alle Verleumdungen ſiegreich nieder, indem er ſchloß: „Was iſt aus Frankreich geworden, dem Frankreich Colbert's und Sully's, dem Frankreich, das Heinrich IV. und Ludwig der Große zum erſten Volk der Erde gemacht?! — Während die drohenden Stimmen des ſeine Ketten zerbrechenden Amerika als warnendes Mene Tekel über den Ocean tönen, ſchleppt man die Franzoſen auf einen Haftbrief in die Baſtille! Während man das Recht verweigert, die vornehme Lüge und das erhabene Laſter des Landes Elend erſchöpfen läßt, darf die Verleumdung gleich einem Banditen auf offener Straße ihr

Raubhandwerk treiben! Sage man nicht, nachdem man mir Alles genommen, ich sei rücksichtslos! Halte man mich doch für einen Verbrecher, einen Intriganten, einen Ehrlosen, wenn man kann, aber welchem Verbrecher ward je Gerechtigkeit verweigert, als wie von einem — Parlament Maupeau? Welches Institut irgend eines Landes verschleppte sein Urtheil je, um einen Angeklagten am Aussatz öffentlicher Schande sterben zu lassen, als — das Parlament Maupeau! Ich habe ein Recht zu fordern, daß man mich höre und richte, ein Recht als Franzose, der weder ein Helot noch der Sclave eines adeligen Privilegirten ist, welcher sich noch im jus primae noctis wohlbefindet! Ich trete vor Euch Alle hin, vor Gott und die Nation! Ich will mein Recht, das Recht des unabhängigen Bürgers!!" —

Gleich einer Proclamation durchflog es in zwanzigtausend Exemplaren ganz Frankreich, Voltaire's und Rousseau's Schriften verdunkelnd! Der Dichter von Ferney schrieb selbst gratulirend an Beaumarchais, und Maria Antoinette ließ ihm durch Conti und die Herzogin von Lamballe ihre Anerkennung und Theilnahme ausdrücken. Alle Gegner der Regierung wurden wie ein Sturmwind vom Gewitter wach; — was sollte man mit

dem Entſetzlichen beginnen? — Man war zu weit gegangen, um ſtill zu ſein, man mußte gegen ihn einſchreiten und zum Unrecht Unrecht fügen! Zwar wurde er nicht wieder nach der Baſtille gebracht, dafür waren aber verkappte Polizeiwachen um's Hôtel Piron poſtirt, ſein Entweichen zu verhindern. Vor dem grauen Juſtizpalaſt, am Fuß der alten Treppe Barthelèmy, wurden ſeine Denkſchriften vom Henker verbrannt, ihm bei ſchwerer Leibesſtrafe verboten, weitere Schriften zu veröffentlichen, und allen Buchhändlern, Druckern, Antiquaren und Colporteuren von Paris eingeſchärft, daß, wer ſich bei Veröffentlichung, Verbreitung oder Vervielfältigung Beaumarchais'ſcher Schriften betreten laſſe, ſeine Conceſſion verliere und in's Gefängniß müſſe! Schließlich ſchickte man ſich an, Caron als Beleidiger der Majeſtät und der Geſetze den Proceß zu machen. — — —

Es iſt gegen Ende April, mehr denn ein Jahr, daß Suſanne im Pagenrock unter Naſſau's Schutz entflohen. Die alte Manſarde des Pigeonnier, derſelbe lange, öde Raum iſt's noch, mit ſeinem Verſchlage im Winkel nach der Straße Bertau. Man hört dieſelben muſikaliſchen Töne aus dem Seitenzimmer, denn noch reſidirt dort Batyl, obgleich es ihm gut geht und er genug erſpart hat. Aber ſeine

Gönner la Blache und Orleans wollen es so, und damit ist er ganz zufrieden. Um sein einsames Leben zu illustriren, hat er ein enfant de l'Opéra, eine Choristin geheirathet, einen weiblichen Satan, Apolline Bonflant, die ihn zu tractiren weiß, ohne sich ihre Unabhängigkeit verbittern zu lassen. Aber ein anderer Geist herrscht hier, phantastisch, wild, am Außerordentlichen sich erhitzend. — Der vordere Raum war leer, ein paar alte Koffer und Kasten standen an den Wänden, Strohhalme und unordentlich in eine Ecke geworfene Matten, Decken und Lappen zeigten an, daß man hier auf der Diele nächtige. Nach dem Hintergrunde zu befand sich ein großer runder Tisch, mit einem rothbraunen, ziemlich kostbaren Teppich bedeckt, der zahlreiche Flecken diverser Flüssigkeiten trug. Einige Bücher, Papiere, eine Menge theils gefüllter, theils leerer Champagner- und Rothweinflaschen, dazwischen Teller mit Speiseresten, silberne Messer und Gabeln, daneben Blechlöffel und ein paar Töpfe, einige starke silberne, mit Wappen versehene Becher, alte Gläser verschiedener Form und Größe waren die Dinge, um welche sich die Anwesenden auf Schemeln, Stühlen und Kisten gruppirten. Den weiten Raum, — es war Abend bereits, erhellten ungewiß einige Kerzen, die man

auf leere Flaſchen geſteckt hatte. — Die Hauptperſon hatte in der Mitte des Tiſches Platz genommen. Eine ziemliche Anzahl alter Lanzen, Piken und Partiſanen, mit breiten rothen Bändern zuſammengebunden, ſtanden hinter ihm an der kahlen Wand und trugen auf ihren vereinigten Spitzen eine rothwollene, ſeltſam geſtaltete, mit Ohrlappen verſehene Kappe. Säbel und Flinten, unter ihnen höchſt ſeltene, werthvolle Waffenſtücke, waren an verſchieden Pfeilern aufgehängt, und auf der weißgetünchten Wand ſtanden mit Kohle folgende drei Worte:

— Liberté! — Egalité! — Fraternité! —

Was ſind dieſe Leute? Was wollen ſie? — Was führen ſie für exaltirte Reden, von tollen Geberden begleitet, über die Morelly ſo oft ſein greiſes Haupt ſchüttelt und dann vor ſich hinſtarrt? — Dieſe fünf Männer nennen ſich die Geſellſchaft der „Volksfreunde," aber keiner iſt ein Bürgerlicher außer Morelly. Drei Grafen und ein Marquis ſind's, die das Motto über ihrem Kopfe: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" anbeten, Apoſtel der kommenden Revolution, von denen nur einer eines natürlichen Todes ſterben ſollte. — Jener rothblonde langhaarige, unterſetzte Geſell mit den gewaltigen Kiefern, der etwas glatten, ſcharfge-

ſchnittenen Naſe und der breiten Stirn, iſt der deutſche Graf von Cloots, Anacharſis genannt, ein vacirendes Genie, das Philoſophie und alte Literatur närriſch gemacht. Lally Tolendal, der ſeines Vaters ſchmählichen Tod nicht vergeſſen kann, der neunundzwanzigjährige Condorcet, mitleidslos und ſtarr wie ſeine Wiſſenſchaft, die Mathematik, endlich der zweiundzwanzigjährige Riquetti, Graf Mirabeau, welcher früher den Verfolgungen ſeines Vaters entfliehen mußte, weil er trotz deſſen Verbot das Fräulein von Marignan entführt und geheirathet hatte, und jetzt wieder vor ihnen flüchtet, weil er die Ungetreue verſtieß. Apolline, ein hohes, üppig gebautes Weib mit kleinen, pfiffig funkelnden Augen und ſchwarzem, wirr zurückgeworfenem Haar, ging ab und zu, verſah die Geſellſchaft mit Pfeifen und Wein, oder ſetzte ſich neben Anacharſis, dem Geſpräch mit geſpannten Mienen zuhörend.

„Ihr ſeht, wie uns Alles, ja ſelbſt dieſer gefallene Glücksritter Beaumarchais, in die Hände arbeitet!“ fuhr Cloots mit mächtiger Stimme fort, „Amerika ſchüttelt Englands Joch ab, die trägen Wighs werden dadurch erwachen, das goldgierige Albion, ſeiner Colonien beraubt, wird ſeine Lords und Könige über Bord werfen! Wir

bedürfen nur noch einiger Jahre dieſer Höllenwirthſchaft, dann lodert auch in Frankreich die Flamme, in der Thron und Altar verſinkt! Deutſchland, meine Heimath, wird endlich in den Strudel geriſſen werden, und die Univerſalrepublik erſteht! Weg mit Dogmen, Phraſen und leeren Träumen, wir müſſen an's Werk und fortan die Menge vorbereiten, daß Alles ein Wille, eine Hand ſei, um die Prärogativen zu vernichten und den Mammon zu ſtürzen!"

„Doch die Nationen werden beſtehen, die Völkerſtämme, die Racen und Sprachen. Bildung wird den Franzoſen ſtets vom Slaven, den Deutſchen vom Italiener ſcheiden! Ihr werdet weder ohne Kriege noch Geſetze, weder ohne Flotten noch die leitende Fackel der Civiliſation vorwärts bringen!" rief Mirabeau.

„Und im Umſehen alſo das ganze Gebäude der Hohen und Niederen, der Beamten und Dikaſterien, das Monſtrum des alten Staates wieder da ſein!" lachte Cloots. „Es giebt keine Nation, kein Vaterland! Wie Ihr erſt die Autorität eines Gefühls ſtatuirt, hebt Ihr den alten Kappzaum an der Kinnlade! Das war's, was Rom ſtürzte! Weib wie Mann muß ſchrankenlos leben, jeder Liebe, jeder Leidenſchaft, der

ganzen Welt ſich in die Arme werfen, unbehindert vom Jammer des Hauſes, der Kindererziehung, der Miſerabilität des gewerblichen Frohndelebens! Mir gilt nur eine Schranke! Bis zu ihr muß man dringen, will man frei und gleich ſein; das iſt der Menſch, der Herr aller Weſen, der einzig regierende Gott der Welt! Nur die Menſchheit ſei ſeine Nation und die Erde ſein Vaterland!" —

„In Deinen Folgerungen haſt Du wohl Recht, Anacharſis," erwiederte Condorcet, aber mußt Du nicht zugeben, daß dies erſt das Ende alles Strebens ſein kann? Selbſt Morelly, der die Idee der Menſchheit zuerſt in ein Bild faßte, nimmt Organiſationen, Geſetze an, nach denen ſich das vollzieht! Frankreich oder Amerika werden den Tanz beginnen, und was folgt, ruht im Schooße des Geſchicks. Es handelt ſich nur darum, was wir, die Franzoſen thun, wir erſt unſerer Wirthſchaft ein Ende machen, ehe wir an die Welt denken!"

„Und dieſe Tyrannei zu brechen, ſei's mit Blut!" rief Lally. „Niederzuwerfen dieſes Bourbonengeſchlecht, den Adel und die Prieſter, die ſchauderhafte Herrſchaft des Metalls durch's blanke Eiſen! Zu rächen die Thränen der Geknechteten,

das Blut der Unſchuldigen, das iſt die erſte Loſung, und wir müſſen ihr folgen!"

„Nieder, nieder! Das iſt die Loſung!" rieſen ſie Alle.

„So gebe Gott, daß ich es nicht mehr ſehe!" ſagte Morelly. „Ich habe licht und hell einen Tempel ewiger Bruderliebe erbaut, Ihr wollt mit Haß beginnen!"

„Haß iſt das Feuer, welches den Schutt der Zeit verzehrt, Alter!" lachte Mirabeau.

„In ſeiner heißen Gluth," ſetzte Cloots hinzu, „wird die Freiheit geſtählt und die verlorene Tugend-Stoa des Cato, Sokrates und Lykurg wiedergeboren! Schenk' ein, ſüßes Weib, Du ſollſt am Tage der großen Schlacht nicht meine Apollonia — meine Minerva ſollſt Du ſein, und an Deinem Buſen lorbeerbekränzt will ich ruhen!!" Er preßte die neben ihm Sitzende heftig an ſich und ſie erwiederte ſeine Küſſe.

„Kampf iſt die erſte Bedinung!" ſagte Mirabeau, „Kämpfer zu ſuchen die erſte Pflicht! Ich bin jetzt wie ein gehetztes Thier, ich kann vorläufig nichts thun; aber die Ihr in Paris lebt, Ihr müßt die Minen legen, in allen Quartieren der Stadt Genoſſenſchaften bilden, Sectionen, die zugleich

ein Asyl für die flüchtigen Opfer der Gewalt sind!"

„Mit dem Drucke," lächelte Lally höhnisch, „wächst dann der Haß, mit dem Hasse unsere Macht, und gleich der Lawine wird sie einst niederschmettern auf Alles, was besteht!" —

„Das ist," erwiederte Cloots, „ganz mein Gedanke! Ich habe schon Manchen gesprochen, der wie wir dachte. Da ist ein Jurist Danton, einer Namens Couton und Marat, ein Arzt. Die Geister werden sich schon sammeln im rechten Augenblick, wenn der Rausch der jungen Freiheit über sie hereinbricht!" — So erging sich die tolle Gesellschaft in Perorationen, für deren Wahrheit sie keine weitere Garantie hatten, als den lebendigen Zorn über die Schmach der Zeit und das Bewußtsein, die Katastrophe rücke mit jedem Tage näher. — Da die vordere Thür verschlossen und mit einer dicken Matte verhangen war, um den Ton nach Außen zu dämpfen, sie sich also sicher wußten, hatten sie in ihrem Feuereifer nicht bemerkt, wie die Seitenthür nach Batyl's Zimmer leise immer mehr aufging.

„Wer hat die Thür aufgelassen!" unterbrach Apolline plötzlich den Dispute. „Es steht Jemand dahinter! Licht her!" —

Von unheimlichem Schreck gepackt ſprangen Alle empor, Lally riß einen Säbel von der Wand, und Anacharſis zog ein Taſchenpiſtol.

Hinter der geöffneten Thür trat langſam eine ſtattliche Geſtalt im Mantel hervor, eine zweite blieb in der Thür zurück. —

„Was wollen Sie? Wie drangen Sie hier ein?!“ trat Anacharſis drohend vor den Fremden hin:

„Ich komme, Herrn Morelly aufzuſuchen!“

„Der bin ich,“ ſagte der Alte, ſich ruhig nähernd. —

„Seien Sie von dem eifrigſten Ihrer Anhänger gegrüßt, Schöpfer der Baſiliade! Ich ſehnte mich lange, Ihre Bekanntſchaft zu machen!“ Damit ließ der Ankommende den Mantel vom Geſicht ſinken.

Morelly trat mißtrauiſch zurück. „Sie erzeigen mir eine Ehre, auf die ich nie Anſpruch gemacht. Wie kommen Sie darauf, dies Werk mir zuzurechnen?“

„Wer ſind Sie denn überhaupt?“ und Condorcet leuchtete jetzt dem Fremden in's Geſicht.

„Gleich Ihnen ein — Volksfreund!“

„Ein Volksfreund?“ rief Morelly bitter, „Sie,

Monſeigneur? — Seit wann iſt das ein Sohn Orleans'?!" —

„Orleans?! — Sein Sohn?!" ſchrieen die Uebrigen.

„Ja," ſagte Morelly eiſig, „es iſt Prinz Chartres!"

Die jähe Furcht lähmte Allen die Zunge. Tolendal faßte den Säbel kräftiger und rückte Chartres dicht auf den Leib.

Der Prinz trat einen Schritt zurück. Ein Piſtol blinkte in ſeiner Hand, der Hahn knackte. — „Sie ſehen, meine Herren, ich bin vorbereitet. Ein Schuß würde jedenfalls Diejenigen herbeirufen, welche ich zu meinem Schutze mitgebracht. Beſuche bei Ihnen thut man wohl nie ohne Vorſichtsmaßregeln. — Sie verſtehen ſich gut auf Phyſiognomien, Herr Morelly, ich bin allerdings Philipp von Chartres. Ich komme übrigens allen Ernſtes, dem Verfaſſer der Baſiliade und Geſetzbuches der Natur meine Bewunderung auszudrücken, und ihn herzlich zu bitten, mich unter die Zahl ſeiner Schüler aufzunehmen. Verbannen Sie jegliches Mißtrauen! Wir gehen ſichtlich einer Umwälzung des Staats entgegen; nur wer ſehend blind iſt, kann es läugnen. Ich will der Erſte meines Ranges ſein, der ihr huldigt!"

„Sie, Monſeigneur?“ entgegnete Condorcet höhniſch, „der neuen Weltordnung?“

„So offen, wie gewiſſe Leute, die in Spelunken der Stunde der Entſcheidung lauern, bei jeder Emeute aus dem Loche ſchlüpfen, die träge Menge zu hetzen, aber — dann ſpurlos verſchwinden!“ —

„Herzog, wir verſtehen Sie nicht!“ ſagte Lally, „aber ſo viel wiſſen wir wohl, daß Sie uns nicht entſchlüpfen ſollen, um uns zu verrathen!“

„Sie ereifern ſich unnöthig, meine Freunde. Daß ein Mann wie ich ſeines Blutes und Ranges vergißt, um ſich fortan der Freiheit ſeines Vaterlandes zu weihen, mag ungewöhnlich ſein, aber unſere ganze Zeit iſt ungewöhnlich. Ich nahe mich Ihnen als Gleichgeſinnter, der Ihnen ſeine Freundſchaft, ſeine Hülfe, die Sicherheit ſeines Schutzes anbietet, und Sie werden begreifen, daß ich das Meiſte dabei zu verlieren habe!“ —

„Herr, Herr!“ rief Morelly empört, „das ſtreitet wider die Natur! Ich kenne den Charakter Ihres Vaters gut genug, um von dem Sohne vorauszuſetzen, daß er keiner Sache treu ſein werde, welche nicht die ſeines gefährlichen Ehrgeizes iſt! Mögen wir hier ſinnen und thun, was den Geſetzen zuwider iſt, wir thun es wenigſtens mit reinem Herzen und in dem heiligen Zorn, den

ſchuldloſes Unglück und patriotiſcher Schmerz heiligt! Was treibt Sie, den Prinzen, zur Verbindung mit Leuten unſeres Schlages, als der Haß der Orleans gegen die Bourbonen, der bittere Neid gegen das eigene Blut? Lieben Sie das unglückliche Frankreich, wollen Sie es vor nahem Falle retten, ſo vereinen Sie ſich mit denen, die Ihnen ebenbürtig ſind! Klammern Sie ſich an Ihres Vetters, des Dauphins Herz, der einſt König ſein ſoll, werfen Sie die du Barry und dieſe Miniſter von den Stufen des entweihten Thrones, und richten Sie das Recht wieder auf! Dort liegt das Feld Ihres Segens, nicht hier in unſerer Geſellſchaft!"

„Warum ſoll er nicht die Freiheit glühend lieben?" ſagte Anacharſis. „Weil er ein Prinz iſt? — Pah, warfen wir nicht auch Wappen, Titel, Vermögen, den ganzen Trödelkram unſerer Geburt für die Tugend hin, der Freiheit zu dienen? Wir ſind Edelleute, ein Prinz iſt auch nur einer!"

„Ich ſage Euch," und Morelly legte die Hand auf ſeine Bruſt, „mit einem Orleans habe ich keine Gemeinſchaft, und wenn Ihr ihm traut, ſo macht Ihr Euer Geſchick zum Sclaven ſeiner Pläne! Bis zum letzten Hauche will ich Euch vor ihm warnen!!" —

Die Uebrigen ſchwiegen düſter ſtill; die angſtvoll dringenden Mahnungen des Greiſes verſtärkten ihr Mißtrauen.

„Alſo Ihr ſchlagt meine Freundſchaft aus, weil ich ein Prinz bin? Thatet Ihr denn ſchon ſo viel? Thatet Ihr nur halb das für die Volksſache, als ich zu thun bereit bin? Sie ſagen, Morelly, ich handle aus Haß. Handelt Ihr aus Liebe ſo? Wer will in mich hinein ſehen und meine Gefühle beſtimmen? O über Euch Philoſophen, die Ihr bei der Pfaffenmoral ſtehen bleibt! Was treibt denn Euch zum Kampfe gegen die beſtehenden Dinge? Hat Eure Leidenſchaft, Euer Unglück, Euer Vortheil nicht Theil daran? Wenn die Freiheit erreicht wird, iſt's gleich, womit ſie erreicht ward, und wollt Ihr erſt die Motive jedes Kämpfers berechnen, wird die Freiheit wenig Anhänger haben, denn die Tugend duldet wie ein Sclave, die Leidenſchaft führt zur Freiheit!“

„Verlaſſen Sie dieſen unſeligen Ort, Prinz!“ rief Morelly heftig, „wir wollen Sie nicht!“

„Wollt Ihr Politiker ſein und weiſt ein Bündniß zurück? — Nun, Ihr habt die Wahl. Ich kann Euch unendlich nützen und ſchaden, wie Ihr wollt. Ich kam nicht hierher, ohne Leute in der Nähe zu haben, Euch aufzuheben. Dann, verſteht Ihr,

hab' ich dem Könige einen Dienſt gethan! Ich kenne Sie Alle längſt, den Lally, Condorcet, Anacharſis, den kleinen Mirabeau, und beobachtete, wie Ihr in dieſe Höhle aus- und einſchlüpft, weiß, mit wem Ihr Verbindungen habt, und Ihr könnt keinen Schritt thun, ohne daß meine Leute hinter Euch her ſind. Ein Wink an Maupeau wird jederzeit genügen, Euch zu vernichten! — Nehmt Ihr meine dargebotene Hand indeß, ſo wird das Geſetz über Euch und Eure Freunde keine Macht haben. Ich werde Euch warnen, wenn Gefahr droht, Euch ſchützen, mit Geld und, iſt es Zeit, mit Waffen unterſtützen. Nur mit meiner Hülfe mögt Ihr rings den Widerſtand organiſiren und die herrſchende Tyrannei brechen, das Palais royal wird ſtets Euer Aſyl ſein! Ich verlange nichts, als daß Ihr mir vertraut, wie ich Euch traue. Entſcheidet Euch!" —

Morelly hatte ſich umgewendet, an den Tiſch niedergeſetzt und ſtützte verzweifelnd das Haupt. Die Uebrigen waren bleich.

„Nun gut," ſagte Anacharſis düſter, "wir wollen das Spiel verſuchen, weil wir nicht anders können. — Schwört Ihr, der Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit zu dienen bei Verluſt Eures Kopfes?"

„Ich diene fortan bei meinem Haupte der Gleichheit, Brüderlichkeit und Freiheit!!"

„Schwört Ihr Untergang dem Königthum, dem Adel und den Prieſtern? Vernichtung aller Privilegien, der Ariſtokraten und Oligarchen?!" —

„Ich will bei meinem Leben ſie alle vernichten, die Republik der freien Franzoſen ſoll ſelbſt Rom und Sparta beſchämen!" —

„Gut denn! Gebt ihm Alle die Hände, er iſt unſer!"

„Ich ihm die meine nicht!" rief grollend Morelly. —

„Laßt den Träumer," ſagte Mirabeau, „das Alter macht ihn feig! Und wie ſoll man Dich nennen unter uns, Chartres, der Du jetzt nichts mehr biſt, als ein Menſch wie alle Anderen?"

„Nennt ihn Philipp Egalité!" ſagte Anacharſis mit pathetiſcher Gluth. „Zum Zeichen, daß in ihm der erſte Prinz auf Erden dem Geringſten aller Lebendigen gleich geworden!"

„Ja, Philipp Egalité will ich mich nennen!" rief Chartres.

Sie ſchüttelten einander die Hände. —

„Nimm dieſe phrygiſche Mütze!" und Cloots riß die rothe Kappe von der Pike und ſtülpte ſie dem Prinzen auf. „Sie war der Schmuck des

alten Roms. Mag ſie Dich am Freiheitstage ſchmücken!" —

„Sie ſoll's, bei meinem Tode!!" — Philipp ergriff die Kappe, küßte ſie und ſteckte ſie in die Bruſt. „Bis dahin ruhe ſie auf meinem Herzen! Lebt wohl. Dieſer, mein Freund Sillery, unſer Genoſſe, wird Euch nächſtens ſagen, wann wir uns wiederſehen!" —

Der ſeltſame Beſuch entfernte ſich mit ſeinem Begleiter.

In der Manſarde wurde es ſtill. Es war, als erwachten ſie Alle aus einem Traume. —

„Wißt Ihr auch," begann Morelly bitter, „daß wir in ſeinen Händen ſind? Es iſt gewiß, daß er uns längſt nachſpürte, daß die Raucourt, ſeine Maitreſſe, uns überwachte. Der Schurke Batyl hat es ihm möglich gemacht, zu uns einzudringen."

„Aber er verräth uns nicht," ſagte Condorcet, „ich habe in ſeine nächtige Seele geſchaut. Was nützt's ihm, ein Häuflein unbekannter Männer auf Block und Galeere zu bringen? Er will ſich unſerer zu ſeinen räthſelhaften, ehrgeizigen Zwecken bedienen, und ſo lange es ſein Vortheil iſt, wird er uns Treue bewahren!"

„Dann aber vernichten!“ ſagte Morelly ſtarr.

„Deshalb,“ warf Anacharſis heftig ein, „muß man in unſere Gemeinſchaft ihn verſtricken, ihn am Königthume zum Verräther machen, er muß Sclave, nicht Herr der Bewegung ſein!!“

„Will er den Julius Cäſar ſpielen,“ ſagte Lally finſter, „bei dem Verhängniß, ſeinen Brutus ſoll er finden!“

„Fortan bietet das Pigeonnier keinen Schlupfwinkel mehr, es kann uns nur zur Zuſammenkunft mit Egalité dienen,“ ſagte Anacharſis. „Ich muß gleich fort! Ein Wort, Polline, mein Mädchen; Du mußt uns an Batyl, dem Spitzbuben, rächen!“ Er eilte mit Apolline in's Nebenzimmer. Mirabeau ſtürzte ein paar Gläſer Wein hinab, dann ſchritt er nach dem Verſchlage, warf ſich auf's Stroh, und legte ſein Piſtol neben ſich. „Ich will an Egalité ſchreiben, er muß den Alten zwingen, von ſeiner Verfolgung gegen mich abzuſtehen!“ murmelte er.

Morelly war mit Condorcet und Lally allein. —

„Es giebt keinen Ausweg,“ murmelte der Greis, „keine Rettung! Wir müſſen morgen zu Beaumarchais; er hat noch Verbindungen, er iſt reich an Auswegen und ſoll uns rathen. Nie hat er

mich im Leben betrogen, und die Bedrängten gehören ja zusammen."

„Recht," erwiederte Condorcet. „Du sagtest ja, Conti, des Dauphins rechte Hand, sei sein Gönner. Wenigstens sind wir dann nicht ganz in Herrn Egalité's Händen!" — Lally und Condorcet gingen. —

„Ist denn Blut und Zerstörung ewig das Heilmittel der Völker?" flüsterte Morelly. „Müssen sie denn stets, ob Freie oder Sclaven, von der Arglist betrogen sein? — Schlafe, alter, elender Mann, schlafe! Vielleicht erwachst Du zu dem schlimmeren Morgen nicht wieder!" — —

Am nächsten Tage eilten Morelly, Tolendal und Condorcet zu Beaumarchais, um Hülfe bei Dem zu suchen, der selbst von lauernden Feinden umstellt war. Weil sie ihn beobachtet und die Straßen Fauconnier, St. Paul und Quai des Ormes von verkleideten Polizeibeamten besetzt wußten, hüteten sie sich, unterwegs von ihm zu reden, begaben sich auch nach dem andern Flügel des Hôtels, und ließen sich bei der Chevalière melden. Frau von Piron, die das Alter und die schlimme Lage Caron's ängstlich und mißtrauisch gemacht, ließ sich in ihrer Zurückgezogenheit schwer bewegen, die Herren anzunehmen. Erst als sie Morelly's Namen hörte und der glücklichen Zeit in seinem

Pfarrhäuschen zu Trianon gedachte, nahm ſie ihn an. Er bat ſie, durch ihre inneren Gemächer zu dem Freunde gehen zu dürfen.

„Herr Abbé, erſparen Sie einer alten Frau, die mit Welthändeln nichts mehr zu ſchaffen hat, irgend etwas zu thun, das man ihr als ungeſetzlich zum Vorwurf machen könnte. Seit Frau Suſanne in einer Art verſchwand, die, wenn nicht ſchimpflich, mindeſtens compromittirend war, will ich froh ſein, wenn Herr Beaumarchais mein Haus, das beſtändig von Polizei umlagert iſt, verlaſſen hat. Müſſen Sie ihn ſehen, ſo gehen Sie durch jene Glasthür und den Garten über die Terraſſe. Ich will damit weiter nichts zu thun haben.“ —

„Ich danke Ihnen,“ erwiederte Morelly wehmüthig. „Es iſt nichts Neues, zu ſehen, wie Unglück die Herzen ſonſt guter Menſchen verhärtet.“ —

Alle Drei gelangten auf dem bezeichneten Wege nach Beaumarchais' Gartenzimmer. Da ſtand er oben auf der Terraſſe, wo ſie ſo oft im fröhlichen Vereine mit Turgot, Malesherbes und dem todten Piron geſeſſen. Dort ſtand er allein und blickte träumeriſch auf die öden Gänge, die kahlen Büſche, welche die erſten Knospen trieben. — Er ſchrak auf, als er ſie ſah, dann kam er ihnen beſorgt entgegen.

„Ich bitte Dich, Morelly, wie kannſt Du noch wagen, mich zu ſehen? Willſt Du Dich mit Gewalt in die Baſtille bringen? Weißt Du nicht, wie das Damoklesſchwert des Parlaments über meinem Haupte hängt, daß heute mein Spruch gefällt wird? — Ich habe noch einmal alle dieſen lieben Stellen, wo ich Jahre lang ſo glücklich war, überſchaut und von ihnen Abſchied genommen!“ Er trat mit ihnen in ſein Wohnzimmer. „Was wollt Ihr?“ —

„Ihren Rath und, kann es ſein, ſelbſt Ihre Hülfe!“ erwiederte Lally.

„Meine Hülfe?! Haha, das heißt einen Bettler um Geld anſprechen!“ —

„Geſtern Abend, als wir mit Anacharſis und Mirabeau beiſammen ſaßen, erſchien plötzlich Chartres mit ſeinem Genoſſen Sillery!“ —

„Chartres, Orleans' Sohn?!!“ —

„Batyl hatte uns an ihn verrathen. Er ließ uns die Wahl, entweder der Polizei in die Hände zu fallen, oder ihn als Genoſſen unſerer Pläne und Ideen aufzunehmen!!“

„Oh, ich verſtehe Chartres ſehr gut! Er hält die Krankheit der Nation, die ſie Beide, Vater und Sohn, befördern halfen, nun reif zur Kriſis der allgemeinen Empörung! — Sie wollen die Aerzte,

Ihr ſollt das Meſſer in ihrer Hand ſein, und ihr Lohn wird der Thron der Bourbonen!"

„Sie dürften ſich irren!" ſagte Condorcet, „die Empörung, der ſie ſich bedienen, wird uns frei machen und die Macht geben, die Freiheit an Chartres zu rächen, wenn er ſie antaſtet!"

„Wähnt nicht," und Caron ſchüttelte das Haupt, „ſie zu überliſten. Ich habe mit ihnen mein Lebelang gekämpft, und ſie übermannen mich doch! In Allem, was mir bevorſteht, ſehe ich ihre unſichtbare Hand!"

„Räthſt Du, zu Conti zu gehen und ihm Alles zu entdecken?!" fuhr Morelly auf.

„So lange Conti, wie jetzt, machtlos iſt, Ihr keine Beweiſe gegen Orleans habt als Worte, iſt's lächerlich! Wenn Chartres nun ſagte, er habe ſich nur Eurer Abſichten vergewiſſert, um den Staat vor Demagogie zu retten? Geht doch! Ihr ſeid in ſeinen Händen, und ich bin kraftlos!" —

Finſter blickten ſie Alle vor ſich hin und ſchwiegen. — Ein Geräuſch im Vorzimmer ward vernehmbar, Caron ſchrak zuſammen. Gomez trat haſtig ein.

„Das Urtheil iſt gefällt, Herr!" ſagte er bewegt, „ſie kommen! Der Vorhof und die Fau-

conniòr iſt mit Sicherheitswachen beſetzt, Sartines kam eben, ſie ſcheinen indeß noch zu warten!"

„Zu warten? Auf was, auf wen? — Sieh nach, warum ſie zögern! Wenn ich dann abgeführt bin, wirſt Du mit meinen Sachen ſofort abreiſen."

„Sofort!"

„Zu meiner Frau nach Calais; in St. Omer triffſt Du den Fürſten Naſſau."

„Verlaſſen Sie ſich auf mich, Herr!"

„Fort, laß uns nicht überraſcht werden!" — Gomez ſtürzte hinaus. — „Ihr ſeht, wie es ſteht!" Er ſchloß hinter Gomez die Thür ab. „Kommt in den Gartenſalon zurück, Freunde. Ihr könnt in's Erkerzimmer treten und Zeuge ſein, was ſie mit mir vornehmen. Aus dem Hauſe kommt Ihr ja doch nicht, bis es von Polizei geräumt iſt!"

Gomez verſuchte in dieſem Augenblick zu öffnen. Als er die Thür verſchloſſen fand, pochte er heftig.

„Was iſt's?" —

„Eben ſteigen die Herzöge von Orleans und Chartres mit einem Parlamentsrath aus dem Wagen."

„Die Orleans?!——Bei Gott, ich beginne zu

hoffen! Ich gebe noch nichts verloren! Leb' wohl, Gomez. Geh' auf Dein Zimmer, und Gott ſegne Deine Treue."

„Der Himmel behüte Sie, lieber Herr!" rief der Diener gepreßt, und ſchritt zögernd die Treppen hinab.

Caron ging haſtig mit den Uebrigen in das Salonzimmer, welches auf die Terraſſe ſtieß.

„Die beiden Orleans alſo!" lächelte er. „Ich glaube, mein altes Glück wendet ſich mir wieder zu; es iſt ſehr gut, daß Ihr hieher gekommen!"

„Was wollen Sie damit ſagen?" fragte Tolendal erſtaunt.

„Das wird ſich finden. Ich hoffe, Ihr werdet im entſcheidenden Augenblick Männer ſein. Raſch in das Erkerzimmer, zieht die Vorhänge zu. Ich höre ſie ſchon an die vordere Thür donnern!" —

Morelly, Lally und Condorcet ſchlüpften in den Erker, deſſen Gardine ſie verdeckte. Caron warf einen Blick ringsumher, dann lachte er höhniſch auf und ſchritt zum Wohnzimmer, deſſen Thür unter den Schlägen der Polizeiwachen erdröhnte.

„Aufgemacht dort innen im Namen des Parlaments!" tönte Sartines' Stimme. —

Caron öffnete. „Ah, meine Herren, kommen Sie endlich? Ich war ein wenig eingeſchlafen, verzeihen Sie!“

Der Generalprocurator Vaucreſſon in ſeiner rothen Robe, den Mortier auf dem Haupte, zwei Parlamentshuiſſiers neben ſich, trat ein, die Herzöge von Orleans folgten. Sartines mit bewaffneten Polizeiſoldaten hielt die Thür beſetzt.

„Sie ſind Caron de Beaumarchais!“ begann Vaucreſſon.

„Wenn ich ein Anderer wäre, würde mir in dieſem Augenblicke das ſehr angenehm ſein!“

„Nachdem Ihnen inſinuirt worden, daß in heutiger Parlamentsſitzung über Sie endgültig entſchieden werden ſolle, habe ich, der Procurator des hohen Gerichtshofes, den Befehl, Ihnen das Urtheil zu eröffnen und es ſofort in Vollzug zu ſetzen.“ — Er entrollte das Document. „Verhandelt in der Sitzung des Parlaments als höchſtem Gerichtshofe. Paris den 26. April 1774. — Pierre Auguſtin Caron de Beaumarchais, bereits angeklagt und überführt der Verleumdung und verſuchten Beſtechung eines Parlamentsmitgliedes, auch überführt durch ſeine drei Läſterſchriften, — trotz Verbots und mit Umgehung der Cenſur erſchienen, die Majeſtät des Königs, das Miniſterium,

das Parlament und die Geſetze dieſes Landes verleumdet, beſchimpft und entehrt zu haben, wird durch gemeinſamen Beſchluß des hohen Hauſes verurtheilt zu öffentlicher Brandmarkung auf dem Grèveplatz zu Paris, Verluſt des Adels, des Vermögens, der bürgerlichen Ehre und zehnjähriger Galeerenſtrafe, zu verbüßen im Bagno von Rochette! Im Namen des dreieinigen Gottes, des Königs und Parlaments, es geſchehe! — So übergebe ich Dich, Caron Beaumarchais, kraft meiner Gewalt und dieſes Urtheils in die Hände des Herrn von Sartines, Polizeilieutenants Seiner Majeſtät, daß er an Dir vollſtrecken laſſe, wie geurtheilt iſt!" —

Schon wollte Vaucreſſon ſich wenden, ſchon hatte Sartines Caron die Hand auf die Schulter gelegt, als er ſich aufrüttelte.

„Herr Parlamentsprocurator, mir ſteht aber die Appellation an den König und eine halbjährige Friſt zu! Ich werde appelliren, ich verlange die Friſt!"

„An den König? Du wagſt noch an Seine Majeſtät zu appelliren?" rief Vaucreſſon. — „Gut! Du willſt die Strafe nur nutzlos aufhalten, denn Du weißt wohl, daß Du keine Gnade zu erwarten haſt. Tritt denn binnen ſechs Monaten Deine

Appellation an. — Da man dieſen Einwand indeß vorausſah, wird Dich die Baſtille ſo lange in Verwahrung nehmen. Die öffentliche Publication des Urtheils wird jedoch nicht aufgehalten!"

Vaucreſſon warf Sartines und den Prinzen einen Blick zu, und entfernte ſich mit den Huiſſiers. — —

„Ich hätte nicht geglaubt, daß die Prinzen Orleans ſo viel Theil an meinem Geſchick nehmen würden!" lachte Caron ſarkaſtiſch.

„Weil Sie uns für Ihre bitterſten Gegner halten," erwiederte Orleans kalt. „Sie irren ſich aber hierin. In dieſer für Sie ſo fürchterlichen Stunde wünſchen wir Ihnen unſern Schutz angedeihen zu laſſen und Sie vor dem Aeußerſten zu erretten, falls Sie auf unſere Bedingungen eingehen!" Er gab den Beamten einen Wink.

Sartines entfernte ſich mit ſeinen Leuten.

„Dacht' ich doch, daß es ſo ſchlimm nicht kommen könne!" murmelte Caron. — „Monſeigneur, da Sie einmal ein tête-à-tête mit mir halten wollen, ſo treten Sie lieber in jenen Gartenſalon, wir haben vielleicht Manches zu ſagen, was recht unangenehm wäre, vom Ohr des Herrn Sartines es aufgefangen zu wiſſen!" —

Orleans nickte lächelnd und ſchritt mit Char-

tres in den anſtoßenden Salon. Beaumarchais folgte ihnen, ſchloß die Thür, und fand Gelegenheit, während die Prinzen in den Divans Platz nahmen, ſie raſch abzuſchließen. Dann warf er einen Blick auf den Erker und trat zu ihnen.

„Nun mein Klügſter aller Klugen, mein toller Beaumarchais," lachte Orleans, „jetzt hätten wir Sie ja endlich! Sie erinnern ſich doch wohl unſeres Rendezvous am Lendemain der Herzogin von Lamballe? — Ich prophezeite Ihnen, daß Sie uns nicht entgehen würden, und Sie ſehen, ſo iſt es gekommen. Alle Achtung vor Ihrem Intriguentalent, Sie leiſteten gegen uns, was Ihnen kein Zweiter ſo bald nachthun wird, aber daß Sie uns dabei doch nur in die Hände arbeiteten, nur tiefer in das Netz fielen, welches wir um Sie geſponnen, haben Sie doch nicht gewußt. — Ich wünſche Ihnen nun Folgendes zu ſagen. Sie haben die Wahl zwiſchen Galeere und Freiheit, denn die Appellation hilft Ihnen nichts. In meiner Taſche habe ich einen Miniſterialbefehl Aiguillon's und Maupeau's, der Ihre Strafe in lebenslängliche Verbannung umändert. Sartines iſt insgeheim beauftragt, Sie ſofort nach einem Hafen Ihrer Wahl escortiren zu laſſen. Dies ſoll geſchehen, wenn Sie ſich ſchriftlich anheiſchig machen, als

mein Agent nach England zu gehen, und dort nach meinen Befehlen zu leben. Im andern Falle bleibt Ihnen nur Ruderbank und Brandmarkung! Sie ſehen, Sie ſind von meiner Gnade abhängig! Sie ſollen mein Sclave ſein, mein dienſtwilliger Sclave und Agent, deſſen Kopf ich zu meinen Plänen brauchen will, und der verdammt ſein ſoll, um der phyſiſchen Galeere zu entgehen, an jener großen moraliſchen Galeere des Hauſes Orleans zu rudern, das in dem Hafen der königlichen Macht, am Throne der Bourbonen landen ſoll!

„Hahahaha!“ fiel Chartres luſtig ein, und die Prinzen ſchüttelten ſich vor Entzücken über ihr gelungenes Werk. —

Beaumarchais ſenkte das Haupt und trat zurück. „Alſo dahin zwingen Sie mich, Hoheiten?“

„Ja, mein Freund,“ lachte Chartres. „Du haſt fünf Minuten Zeit, den Revers auszuſtellen, der Deine Seele, Dein Hirn, all' Deinen koſtbaren Witz den Orleans verſchreibt. Luſtig, luſtig! Du biſt ja ſeit je ein Spion geweſen!!“

Caron erglühte vor innerem Zorn. Er ſchritt zu ſeinem Bureau und öffnete es, und legte langſam Papier und Feder zurecht, — dann drückte er plötzlich an einer geheimen Feder, ein Fach ſprang

auf, er griff hinein, zwei Piſtolen glänzten in ſeiner Hand und die Hähne knackten. — „Nun, Herr Philipp Egalité," lächelte er, „laſſen Sie uns denn eine revolutionäre Sitzung halten! Heraus, Volksfreunde des Pigeonnier, heraus! Hahahaha!!" —

Die Prinzen waren außer ſich emporgefahren Orleans ſtürzte zur Thür und fand ſie verſchloſſen. Morelly, Tolendal und Condorcet traten ihnen hinter dem Vorhang entgegen. — Die Prinzen, todtenblaß, griffen zu den Degen.

„So ſtehen wir im Kampfe gleich? O Lally und Condorcet, Ihr wortreichen Spartaner, Ihr Athleten der Doctrin, Ihr Klopffechter mit Phraſen, habt Ihr genug Hirn, zu erkennen, was dieſe Orleans *ſind*, genug Haß, für Vaterland und Freiheit einen herzhaften Schuß in die Höllenherzen dieſer Brut zu thun? Nimm das Piſtol, Tolendal, Sohn Deines ſchuldlos gemordeten Vaters, zieh Condorcet und bereite Dich auf einen Brutusſtoß! Zu Sclaven wolltet Ihr uns machen, zu willenloſen Sclaven? Ueber das blutende Land, über die Revolution hinweg wolltet Ihr zum Throne ſchreiten? Nun wohl, ich, der Galeerenſträfling, dictire Euch zu, daß Ihr *unſere* willenloſen Sclaven fortan ſein ſollt! Dort iſt Feder und Papier.

Schreiben Sie, was ich dictire, Herr Egalité, oder bei dem großen Gotte der Vergeltung, an den ich glaube, das Blut zweier Orleans soll fortan der kostbare Teppich sein, auf den ich trete. Vorwärts, greift an!!"

Tolendal und Condorcet hatten sofort den schwerfälligen Orleans unterlaufen und ihm den Degen entrissen. Beaumarchais packte Chartres an der Brust, welcher im Entsetzen den Degen verloren.

„Thu' Keiner einen Laut, denn wenn Sartines die Thür erbricht, schießt man Euch nieder!" —

Er zog Chartres an das Bureau.

„Setzen Sie sich! Schreiben Sie!" —

Der Prinz gehorchte schweigend.

„Ich, Herzog Philipp von Chartres, Sohn des Prinzen von Orleans aus dem Geblüt der Bourbonen, bekenne hier ausdrücklich, daß ich gestern freiwillig in die Gesellschaft der Volksfreunde" eingetreten bin, daselbst den Namen Philipp Egalité angenommen und geschworen habe: das Geschlecht der Bourbonen, Adel, Priesterthum und Privilegirte zu stürzen, in Frankreich die Republik auf der Grundlage der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zu errichten, und zwar mit allen Mitteln der List und Gewalt, die

im Bereiche meines Hauſes liegen! — So! Unterzeichnen Sie!" —

Es geſchah. —

„Geben Sie darauf Ihren Wappenring zum Pfande!" —

Der Prinz zog ihn langſam ab. Caron ſteckte ihn mit dem Papiere ein.

„Nun, Herr Herzog, erſuche ich Sie um das Verbannungsdecret des Miniſters!" —

Knirſchend überlieferte Orleans das Papier.

„Jetzt werden Sie ſich Beide mit dieſen Herren über die Terraſſe und durch die Gemächer der Chevalière de Piron hinwegbegeben! — Ich habe Ihnen nur noch Eins zu ſagen, Monſeigneur. So lange Sie und Ihr Sohn ſich ſtill verhalten, weder die Manſarde des Pigeonnier und deren Bewohner beläſtigen oder gefährden, noch Schlimmes gegen das regierende Königsgeſchlecht unternehmen, ſo lange werden Sie vor dem Gebrauch dieſes Documents ganz ſicher ſein!" Er ſchloß die Gartenthür auf. „Lebt wohl, Freunde, Ihr ſollt von mir hören!" —

Die Prinzen und die Volksfreunde entfernten ſich. — Caron ſchloß hinter ihnen ab. Dann öffnete er das Wohnzimmer und rief Sartines.

„Herr Polizeilieutenant, Sie sehen das Verbannungsdecret in meiner Hand. Ich reise über Calais nach England; mein Diener Gomez wird mich begleiten!“

„Hm! Ich sehe, man hat sich mit Ihnen verständigt. Wo sind die Hoheiten?“

„Sie wünschten nicht mit mir das Hôtel zu verlassen und gingen durch die Gemächer der Frau Chevalière.“

„Gut, der Wagen wartet, steigen Sie ein!“ —

Gomez ward gerufen, das Gepäck Beaumarchais' nach der Kutsche gebracht. Er stieg mit dem Diener ein. — Zwei Polizeiwachen begleiteten ihn zu Pferde. Er rasselte hinweg, das Thor St. Honoré hinaus gen Norden. — Beaumarchais nahm auf der nächsten Station Extrapostpferde und reiste Tag und Nacht. In St. Omer traf er Nassau-Siegen, mit dem er sofort nach Calais aufbrach. —

Als er das Häuschen betrat, welches Susanne bewohnte, sank er jauchzend in ihre Arme.

„O mein lieber, einziger Herzensmann, habe ich Dich denn endlich wieder, bist Du frei?!“

„Ja, frei, wie — ein Verbannter! Wir gehen nach England, Kind! Zwei Schätze aber bringe ich doch mit, Ihnen, theurer Fürst, die heiße Liebe

Louiſens von Lamballe, und mir den Donnerkeil, welcher die Tücke der Orleans einſt vernichten wird. Ja, Suschen, Figaro wird Hochzeit halten, eine neue, glücklichere! Die Hochzeit des Figaro zu ſchreiben, ſoll meine Muße ſein, und wie er das jus primae noctis zerbrach!" —

Ende des dritten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Beaumarchais.

Vierter Band.

Beaumarchais.

Hiſtoriſcher Roman

von

A. E. Brachvogel.

„Ma vie est un combat.“
Caron de Beaumarchais.

Vierter Band.

Jena und Leipzig,
Hermann Coſtenoble.
1865.

Inhaltsverzeichniss.

		Seite
1.	Ludwig der Befreier	7
2.	Liebe in Thränen	37
3.	Eine königliche Uebereilung	76
4.	Kassandra	112
5.	Epilog	201

1.
Ludwig der Befreier.

Während Beaumarchais, dieſer Meiſter der Geiſtesgegenwart und Verſchlagenheit, mit Suſannen nach England entwich, wurde vom Parlamente Maupeau das Urtheil gegen denſelben publicirt: „Brandmarkung, Vermögensverluſt, Galeere!" — Es war eine lächerliche Comödie und zugleich eine große politiſche Dummheit, weil er hinterher zur Verbannung begnadigt worden und man ſehr froh war, ihn abgereiſt zu wiſſen. Daß er unter keiner Form wiederkehren konnte, dafür wurde an der Grenze durch die ſtrengſten Befehle geſorgt. Natürlich rief dieſe plötzliche, unerwartete, und unerhörte Verurtheilung einen allgemeinen Wuthſchrei durch das ganze Land hervor, eine grenzenloſe Empörung der Gemüther, eine Gäh-

rung und Spannung in allen Kreiſen. Die Regierung hatte ſich mit einem Schimpf, einer Lächerlichkeit beladen, welche auch die letzten Reſte gewohnter Devotion aus dem Herzen der Nation riß. Es war, als müſſe jeden Tag der Schlag fallen, welcher dieſe brutalſte, ſittenloſeſte aller Gewalten zu Boden werfe. — Orleans und Chartres, in der Minute ihres höchſten Triumphs von Beaumarchais überliſtet, entlarvt, und da zum Schweigen gebracht, wo ſie ſich über ihn eine despotiſche Herrſchaft zu ſichern meinten, waren entſetzt und gedemüthigt in's Palais royal zurückgekehrt und mußten ihre Abſichten auf eine gelegenere Zeit verſchieben. Schlechtigkeit, mit Reichthum und Macht verbunden, bleibt aber immer im Vortheil. Anacharſis Cloots, der ſein Vermögen verſchwendet, und, ein wahrer Rabuliſt der Freiheit, jedes Mittel für ſeinen Zweck annehmbar hielt, und Mirabeau, der des Schutzes gegen ſeinen Vater bedurfte, ſuchten im Palais royal geheime Audienz, und verbündeten ſich mit den Orleans, ja, wurden ihre thätigſten Agenten in dem Wahne, da meiſtern zu können, wo ſie bereits bemeiſtert wurden. Von nun an ſpannen ſich jene demagogiſchen Fäden geheimen Einverſtändniſſes gewiſſer, herabgekommener Unzufriedener,

deſſen Symbol die rothe Mütze wurde. — Vaucreſſon hatte Caron's Appellation anmelden müſſen, aber, ihn ewig verbannt wiſſend, athmeten ſeine Gegner auf, und ſelbſt das Document Egalité's in ſeiner Hand verlor nach und nach für Chartres alle Schrecken. Derſelbe war nämlich mit Prinz Artois ungemein vertraut, welcher zu Marly Alles galt, und während die Volksfreunde ſich unter ſeiner Obhut in einzelnen Quartieren verſtohlen etablirten, ſtand ſich der alte Orleans mit den Miniſtern, der neuerſtarkten Jeſuitenpartei, und Madame du Barry ganz vortrefflich, welche eben ſo unumſchränkt den König zu beherrſchen, wie dieſer ewig zu leben ſchien.

Es galt nur noch eine Spanne Zeit und eine geſegnete Minute, um loszubrechen! — O, dieſe geſegneten Minuten in der Geſchichte! Sie kommen, aber — für wen? Und wie werden ſie genutzt? —

Der Dauphin und die Dauphine waren beim Volke anfänglich recht beliebt, ſie hatten ſich ſtets human und gewinnend gezeigt, aber ſie waren ſchrecklich unbedeutend, denn Niemand imponirte weniger als der jugendliche Ludwig. Conti hatte wohl Einfluß auf ihn, inſofern er ihm geradezu Alles ſagen konnte, aber einen merklichen

Eindruck Deſſen verſpürte man bei dem Dauphin nicht. Daß er ſich endlich bei ſeinen Büchern und Karten, ſeinen Schloſſern und Tiſchlern einſchloß und alles Andere gehen ließ, war genug, ihn der Ariſtokratie verächtlich zu machen. Maria Antoinette hingegen war heiter, lebensluſtig, Feindin des Zwanges, und ihrer Freundin Lamballe eben ſo ſehr, wie den chevaleresken Poſſen des kecken Artois ergeben. Sie beſaß kaum mehr als das kühle Wohlwollen ihres Gemahls, der ſich nicht um ſie kümmerte, und dieſe Ehe war eine unglückliche und kinderloſe. Selbſt die Fiſchweiber riefen Antoinetten nun, wenn ſie vorüberfuhr, den Vorwurf zu, daß ſie nach drei Jahren dem Lande noch keinen Prinzen gegeben habe. Im Uebrigen wurde das kronprinzliche Ehepaar mit ſeinem Miniaturhofe von Verſailles aus ſo beobachtet, ſo auf die knappſten Mittel beſchränkt, daß es wirklich mehr des Achſelzuckens als der Verehrung werth ſchien. — —

Am 1. Mai 74 ließ ſich ganz unverhofft ein reitender Piqueur des Herzogs von Duras, Oberhofmarſchall des Königs, früh Morgens bei dem Prinzen Conti melden und gab folgendes Billet ab.

— „Königliche Hoheit! Der König iſt plötzlich erkrankt! Der Arzt erklärt, es ſeien die Pocken und

der Monarch verloren! — Die Ansteckung erfolgte durch eine Person, welche von Madame du Barry gestern zum Souper gebracht wurde. Die Gräfin verließ so eben voll Schreck das Oeil-de-boeuf! — Bei dem hohen Vertrauen, welches Sie, Monseigneur, bei dem allergnädigsten Dauphin genießen, erwartet Ihre Befehle fortan Ihr allergehorsamster Duras." —

Eine Viertelstunde später fuhr Conti in's Hôtel Penthièvre, um seine Nichte, die Herzogin, nach Marly abzuholen. — Der Dauphin mit Gemahlin, den Prinzen und Prinzessinnen nebst Gefolge erschienen denselben Nachmittag in Versailles und bezogen die innere Seite des linken Flügels. Lamballe und Conti waren beständig bei ihnen und erließen die Befehle, Naugyon und die Herzogin Luynes leiteten den äußeren Dienst. — Sofort nach der Ankunft schrieb der Dauphin an Terray, den Armen von Paris zweihunderttausend Livres auszuzahlen, damit sie für den König beten möchten. „Sollte Ihnen das zu viel erscheinen, so ziehen Sie es von meinen und der Dauphine Jahrgeldern ab." —

Zehn Tage litt der König. Seine Qualen waren gräßlich, und die Atmosphäre um ihn geradezu eine vergiftete. Der Verlauf der Krank-

heit konnte, ſchon ihrer Furchtbarkeit wegen, bald für die Bevölkerung kein Geheimniß mehr ſein. Die Orleans in ihren Plänen, das Miniſterium mitten in ſeinem unheilvollen Willkürregimente bedroht, duckten erbleichend die Köpfe, ſchloſſen die Augen und warteten, ob aus dem ſchwarzen Wetter nicht dennoch ein Sonnenſtrahl für ſie erſcheinen wolle. Der Dauphin hingegen zeigte ſich ſchweigſamer, finſterer als je. Es ſchien, als wolle er nun ganz verſtummen. Weder Marie Antoinette noch Conti entlockten ihm eine Meinung. Nur als der Prinz ihm ſagte, daß er vorerſt doch in Verſailles unmöglich reſidiren könne, erwachte er wie aus einem Traume.

„In Verſailles? Nein! In Marly!" — Danach traf Vaugyon ſeine Einrichtungen.

Als ſich die Kunde der nahen Auflöſung des Königs in die Provinzen verbreitete, wurden alle Anhänger des todten Dauphin wach. Maurepas, der witzige altfranzöſiſche Maurepas, Fleury's Schüler und Genoſſe, welchen Pompadour in die Verbannung geſchickt, kam ſofort heimlich nach Verſailles, wußte ſogleich herauszubekommen, wohin der neue Monarch gehen werde, und eilte vorauf nach Marly. Eine Menge verbannter Parlamentsräthe ſchlüpften in Paris bei Freunden unter, die Reſidenz

füllte ſich mit Zündſtoff aller Art, das Volk begann laut zu raiſonniren und lachte die Beamten des Sartines aus, welche bisher ſein Schrecken geweſen!

Die Sterbeſtunde Ludwig's XV. kam, der zehnte Mai. — Sein Hofſtaat mußte der Sitte gemäß im Audienzſaal erſcheinen, um das letzte Röcheln des Sterbenden im Nebenzimmer zu hören. Alle Zugänge des Oeil-de-beouf waren dicht gedrängt von Prinzen, Herzögen, Grafen und Marquis, Miniſtern und Generalen, Biſchöfen und Prälaten. Aber weder der Dauphin noch die Dauphine, weder Conti, ſeine Nichte, noch irgend Jemand aus der Umgebung des neuen Herrſchers ließ ſich ſehen. Die Reiſeequipage deſſelben, die Piqueurs und Vorreiter harrten bereits im Hofe des Signals zum Aufbruch. — Um den Dauphin nicht zu verletzen und keine unpaſſende Voreiligkeit zu begehen, hatte die Dienerſchaft ſich beſprochen, einen brennenden Wachsſtock an eines der Fenſter des Sterbezimmers zu ſtellen und mit dem letzten Athemzuge des Königs zu verlöſchen. —

Prinz Conti ſtand im Wohnzimmer des Thronfolgers am Fenſter. Der zwanzigjährige Dauphin ging umher, unſtät und vor ſich hinſtarrend. Bei Madame Antoinette im Nebenzimmer ſaß Her-

zogin Lamballe. Beide hielten die Hände in einander verſchlungen, flüſterten und blickten mitunter verſtohlen nach dem Dauphin. An der Thür der Antichambre harrten die Oberhofmeiſterin von Noailles und Herzog von Vaugyon, ſie glichen zwei Bildſäulen. Die Prinzen Provence und Artois mit ihren Damen und dem adeligen Gefolge verhielten ſich ſtill in den Nebenzimmern. —

Da löſchte der Wachsſtock! Die Packwagen, die Diener brachen auf. — Conti wendete ſich, ging auf den Dauphin zu und drückte ſeine Hand an die Lippen. „Er iſt verſchieden! Gott ſegne Eure Majeſtät!“

„Er iſt todt?!“ rief Ludwig im Schreck; dann eilte er zu Antoinetten, ergriff ihre beiden Hände und erhob ſie bewegt: „Mein Gott, leite uns, ſchütze uns, wir kommen zu jung zur Regierung!!“ — —

Ein Getöſe gleich einem Aufruhr dröhnte vom Oeil-de-boeuf herüber.

„O Gott, was iſt denn das, beſte Lamballe?“ fragte Antoinette ängſtlich.

„Der alte Hofſtaat, welcher ſich nun zu Ihnen drängt, Majeſtäten!“ erwiederte Conti mit leiſer Bitterkeit.

„Ich will davon nichts wiſſen! Niemand will

ich ſehen, als meine Tanten, die meinen Groß-vater gepflegt haben!" fuhr der Dauphin auf. — „Laſſen Sie uns Gott bitten, Antoinette, daß er uns Männer ſchicke, die uns dienen, indem ſie dies arme Land aus ſeinem Elende reißen! Es muß bald geſchehen! — Sie haben in dieſer Zeit viel mit mir über die Lage der Dinge geſprochen, lieber Vetter Conti, und mein Herz iſt nicht kalt geblieben. Seien Sie immer mein Rathgeber!" — Der Dauphin ward wieder ſtill, dann lächelte er wehmüthig. — „Erinnern Sie ſich wohl noch dreier Namen, die mir mein ſeliger Vater einſt einge-prägt, mir und dem Prinzen von Bourbon? Es war zu Klein-Trianon bei der Grotte mit den Ulmen?"

„Mein Fürſt!?" rief Conti erſtaunt. —

„Ich war damals wohl höchſtens zehn Jahre! — Der eine war mein erſter Lehrer, ein Prieſter, Abbé Morelly, hieß er. Er muß wohl ſchon längſt todt ſein. — Die beiden anderen ſind Turgot und Malesherbes. — Mein Vater ſagte: Merke Dir dieſe Namen, Du wirſt ſie einſt nöthig haben! Ich habe dieſe Männer nicht vergeſſen, habe ihre Schrif-ten geleſen, ihre Wirkſamkeit beobachtet. — Turgot ſoll das Finanzdepartement, Malesherbes das In-nere übernehmen, da fehlt es bei uns am meiſten!

Graf Mouy wird Kriegsminiſter, an Herrn von Machault will ich ſelbſt ſchreiben!"

„Mein einziger — mein hoher Herr!!" rief Conti mit freudigſter Bewegung. „Der Geiſt Ihres todten Vaters iſt über Ihnen!! — Und die bisherigen Miniſter?" —

„Laſſen Sie den Sartines kommen!" — — —

In den Antichambres ſtanden die Hofchargen, gierig, daß ſich die geſegnete Thür des neuen Königs öffne, den ſie ſtillſchweigend ja bereits als ihre Beute anſahen.

Vaugyon öffnete ſie: „Polizeilieutenant von Sartines!" — Der Beamte huſchte hinein, die Portière fiel wieder zu. —

„Das wird hübſch werden," flüſterte Orleans ſeinem Sohne zu, „er ruft zu allererſt die Polizei!" —

Sartines trat zum König herein und beugte das Knie. „Gott ſegne Eure Majeſtät!"

„Ich danke, Sartines. Bringen Sie dieſe Schrift ſofort zum Druck und laſſen Sie ſie überall in Frankreich anheften. Ich habe darin dem Lande geſagt, daß das Miniſterium entlaſſen ſei und die Parlamente in alter Weiſe einberufen werden ſollen. Den Herren von Maupeau und Aiguillon haben Sie dieſe lettres de cachet, welche von ihnen ſo ſehr mißbraucht worden ſind, zu

übergeben; ich verweiſe Beide dreißig Meilen von meiner Reſidenz. Den Abbé Terray ſchützt zwar ſein geiſtlich Kleid, aber ſagen Sie ihm, er werde weiſe handeln, ſich in Vergeſſenheit zu bringen!!"

Ludwig XVI. nickte kurz. Sartines, die erſten Regierungsacte des neuen Herrn in der Hand, eilte hinaus.

In demſelben Augenblick wurden die Prinzeſſinnen-Töchter Adelaide, Sophie und Victorie von einem Kammerherrn eingeführt. Sie nahten ſich ſehr gebeugt.

Ludwig XVI. umarmte ſie. „Meine theuren Tanten, wenn ich Sie nicht ſchon ſehr liebte, würde Ihr hoher Opfermuth am Bette meines erlauchten Großvaters mich mit Bewunderung erfüllen! Ich bitte, daß Sie mich nach Marly begleiten. — Meine königliche Gemahlin," und er reichte Antoinetten den Arm, „ich glaube in Ihrem wie meinem Sinne zu handeln, wenn ich Ihre Hoheit, die verwittwete Prinzeſſin von Lamballe zur Ober-Intendantin Ihres Hofſtaats ernenne! — Nach Marly, wenn Ihnen gefällig iſt!" —

Ein ſeliges Staunen, ein Freudeſchreck ſpiegelte ſich auf allen Geſichtern. — Als der Monarch in die Antichambres trat, ſich die Höflinge und Damen tief gebückt glückwünſchend heandrängten, winkte der König, ſtumm abwehrend,

mit der Hand; er war wiederum in ſich gekehrt. Lautlos öffneten ſich die Reihen, welche er mit dem Gefolge durchſchritt. Er beſtieg mit der Königin den Wagen, Conti und Lamballe ſaßen Beiden gegenüber; die Familie und Cortége folgten brauſend, hinweg nach Marly!

Frappirt ſtand der Hofſtaat noch immer in den Zimmern, dem Monarchen nachſtarrend, der ſich allen Huldigungen entzogen. —

„Das iſt eine neue Art Regierungsantritt!" murmelte Chartres.

„Herr von Sartines," begann Orleans, „wollen Sie uns wohl einigen Aufſchluß geben?" —

Sartines zuckte die Achſeln. „Ich weiß nur, Monſeigneur, daß das Miniſterium entlaſſen iſt und das Parlament in alter Art berufen wird!"

„Das Parlament in alter Weiſe?!" ſchrie Orleans.

„Wir ſind entlaſſen?!" keuchten Maupeau und Terray.

„Ihnen und Herzog Aiguillon habe ich zugleich dieſe ettres de cachet zu überreichen!"

„Und wie entläßt man uns denn?" rief Terray. „In welcher Form?"

„Die Form bin ich!!" ſagte Sartines. „Ich werde ſchon ſorgen, daß die Herrſchaften unverzüglich Seiner Majeſtät Willen nachkommen!"

Das Reich der Engel war geſtürzt! — —

Einige Stunden ſpäter erfuhren die Pariſer, daß Maupeau, Terray und Aiguillon gefallen, die Parlamente wieder hergeſtellt, mit ihnen der alte Rechtsgang wiederhergeſtellt ſei; das Volk jauchzte vor Freuden. An allen Ecken ſtand es zu Haufen, die Proclamationen zu leſen, und der Weg nach Marly war bedeckt von glücklichen, jubelnden Menſchen, die dorthin wallfahrteten, ihn zu ſehen, „Ludwig den Befreier!“ Die Menſchen ſanken auf der Straße jauchzend einander in die Arme, eine heilige Gluth dankbarer Freude durchſtrömte jedes Herz, und wer jetzt nach Paris kam, dem war's, als träte er in eine vom Feinde befreite Stadt. — In der folgenden Nacht raſſelte ein dunkler Karren von Verſailles nach Saint Denis. Reitende Fackelträger leiteten ihn, man fuhr wie wahnſinnig über Stock und Stein, ſich ſeines Inhalts zu entledigen. Es war der Corbillard, der Leichenkarren der Könige. Das war Ludwig's XV. Begräbniß. — Auf den belebten Gaſſen ſang lachend indeß das Volk:

„Remplissant ses honteux destins,
Louis a fini sa carrière.
Pleurez coquins, pleurez putains,
Vous avez perdu votre père!“ — —

Welche Hoffnungen erblühten, welche neue Rosen des Lebens! Nachdem das Elend so tief, so unsäglich gewesen, welche schwindelnd kühnen, welche überfeurigen Erwartungen trugen jetzt auf Sehnsuchtsschwingen die geknechtete Nation empor! So begann Ludwig XVI. — Conti erhielt vom jungen König bereits unterwegs Auftrag, Beaumarchais zu benachrichtigen, daß er seine Appellation anbefehle, seine Verbannung aufhebe, er das Vertrauen des Königs genieße, und nur so lange in England bleiben solle, als es die Geschäfte, welche man ihm aufzutragen gedenke, erheischten. Maria Antoinette hatte lächelnd darauf gesagt: „Grüßen Sie ihn auch von mir, Hoheit, der Barbier von Sevilla wird nun wohl gegeben werden."

„Da sie es wünschen, gewiß, Antoinette!" sagte lächelnd der König. —

Ludwig XVI. war der edelste, humanste Monarch von der Welt. Er bedurfte aber sehr tiefer Aufregungen, lange vorher bedachter Entschlüsse, um sich so aufzuschwingen, wie er es in den ersten Stunden seines Königthums that. Den Moment zu nutzen, mit einem Blick, einem Griff zu bewältigen, vermochte er nicht, und nach einem hohen Anstoß seiner Seele sank er meist wieder

in ſich zuſammen, aus Selbſtmißtrauen, aus Schüchternheit, weil es ihm an Welt- und Menſchenkenntniß, an frei entwickeltem Charakter gebrach. Als er jetzt zu Marly mit dem Vorſatz anlangte, Herrn von Machault, den fähigſten Kopf und das treueſte Herz zum Premier zu ernennen, ſtellte ſich ihm sans gêne in der Antichambre der glatte, alte Maurepas vor. Ludwig empfing ihn freundlich und gab ihm Audienz, das Exil durch Madame de Pompadour hatte dieſen Mann in ſeinen Augen ehrwürdig gemacht.

Maurepas' graziös-ſichere Manier, der Ernſt, mit dem er für jedes Uebel des Staates ein Recept wußte, die Keckheit, mit welcher er dem jungen Fürſten ſagte: „Ach, Majeſtät, ſorgen Sie nicht, ich werde Ihnen mit Leichtigkeit lehren, wie man regieren muß!" beſtach und imponirte dem Monarchen ſo, daß der zudringliche Herr von Maurepas zum Unglück für Frankreich ſtatt Machault Premier wurde. Als er hörte, Turgot werde ſein Genoſſe ſein, zog er die Stirn kraus.

„Majeſtät, Herr Turgot geht aber nie in die Meſſe!"

„Er war meines Vaters Freund, das iſt genug! Terray und Maupeau gingen dafür alle Tage in die Meſſe!"

Maurepas verbeugte ſich, er wußte nun genug, und hatte ja ſein Portefeuille in der Taſche.

Niemandem kam wohl ſeine Ernennung unerwarteter als Turgot und Malesherbes, den alten Freunden aus dem Pigeonnier, welche ſich zum erſten Mal auf dem Parquet zu Marly begegneten, um bewegt einander die Hand zu drücken. Ihre Namen erregten Jubel durch ganz Frankreich.

Wenige Tage nach dem Thronwechſel erſchien auch in Ruelle, dem Landgute Aiguillon's, wo Gräfin du Barry Zuflucht gefunden, Herr von Brillière. Er war in ihren guten Tagen ſtets ihr kriechender Lobredner geweſen, jetzt aber präſentirte er ihr einen Haftbrief, zufolge deſſen ſie nach der Abtei Pont aux Dames bei Meaux verbannt wurde. „Ein ſchöner ſtänkrigter Regierungsanfang!“ *) rief ſie. Dann nahm ſie Zamor, ihren Mohren, nebſt vier Millionen in Diamanten mit ſich, und ging in's Kloſter, um die Magdalena zu ſpielen. —

Beaumarchais war ein rechtes Glückskind. Verlaſſener, erniedrigter, von der Uebermacht der Feinde bedrängter konnte Niemand ſein als er, aber kaum entwiſchte er dem äußerſten Verderben, kaum fand er mit Suſannen ein Aſyl, als er auch ſchon

*) „Voilà un beau tissu commencement de règne!“

bergehoch über seine Gegner ragte. Ludwig XV. konnte zu gar keiner gelegeneren Zeit für ihn sterben. — Sogleich mit Susannen zurückzukehren, verboten ihm indeß sein Ehrgefühl wie die Aufträge, welche er vom Könige empfangen hatte. Die Revolution in Amerika hatte günstigen Fortgang genommen, der alte Haß Frankreichs gegen England ließ einen Seekrieg befürchten. Turgot und Malesherbes baten den alten Freund, über die Verhältnisse an Ort und Stelle Aufklärungen zu geben. —

Am 10. November stellte Ludwig XVI. unter allgemeinem Enthusiasmus die alten Parlamente wieder her, die Appellation Beaumarchais' wurde sogleich angenommen, der Proceß Maupeau-Goëssman wie das Urtheil des vorigen Parlaments cassirt und Caron seine sämmtlichen Ehrenrechte wiedergegeben. Zu gleicher Zeit befahl die Königin, den Barbier von Sevilla am Théâtre français einzustudiren.

Maria Antoinette hatte den trockenen, einsilbigen, in sich versunkenen Ludwig doch nach und nach durchschauen und sein edles tiefes Gemüth wahrhaft lieben gelernt. Ihr einfacher, ächt deutscher Charakter paßte zu seiner ernsten, sinnigen Weise. Es gab Minuten, wo sie, wie beim Re-

gierungsantritt, vor ihm hätte auf die Kniee fallen, ihn umarmen mögen, wo ihr heißes Herz ſich nach dem ſeinen ſehnte! Aber umſonſt, er ſchien ſie nicht zu verſtehen, ihre Schönheit ihn ſo wenig wie ihre Heiterkeit zu entzücken. Er war der unbeholfenſte Mann in der Liebe, und wie er den eigenen Regungen mißtraute, konnte er auch zu denen ſeiner Lebensgefährtin kein Vertrauen faſſen. Er erblickte noch immer die Oeſterreicherin in ihr, obwohl er gern mit ihr plauderte, ihr unlängſt erſt Trianon zum Geſchenk gemacht hatte. Das war die dunkle Wolke in Antoinettens Leben, ſeit vier Jahren vermählt, und nicht Gattin zu ſein, wegen ihrer Schönheit und Anmuth überall geprieſen, aber in Allem von Dem überſehen zu werden, welchem ſie doch die warme Neigung eines neunzehnjährigen Herzens entgegenbrachte. Zerſtreuungen mußten ihr über das nagende Gefühl ihrer Seele hinweghelfen, und indem ſie mit ihrem lebhaften Temperament die ſchweren Wunden ihres Gemüths zu verdecken ſuchte, erſchien ſie leichtfertiger, als ſie war, unköniglicher, als ihrem Lebensberufe ziemte. — —

Um die Zeit, als Caron's Geſchäfte in London ſich endeten, befand ſich gerade der Hof zu Marly, des Königs Lieblingsaufenthalt. Dieſes Luſtſchloß,

mitten in dem uralten Parke liegend, welcher ſich von dem Thal der Mauldre, jenſeit Rennemouille, aufwärts nach Paſſy hinſtreckt, von deſſen Kuppeln man rechts Verſailles, links St. Germain, und im Hintergrunde Paris erblickt, war viel mehr als Verſailles in dem alten phantaſtiſchen Styl verblieben, in welchem Ludwig XIV. es erbaut hatte. Dieſer Monarch, der ſich für den erſten der gekrönten Erdengötter, für die Sonne unter den umlaufenden Geſtirnen hielt, hatte dieſen ſtolzen Gedanken in Marly zu verwirklichen geſucht. Auf dem höchſten Plateau der Bergterraſſe erbaute er einen großen, ſternförmigen Pavillon, den Pavillon der Sonne genannt, in welchem er zu reſidiren pflegte. Rings in weitem Kreiſe waren zwölf kleinere Pavillons errichtet, nach den zwölf Zeichen des Thierkreiſes benannt, und unter einander durch Säulencolonnaden verbunden. In ihnen wohnten die nächſten Glieder der königlichen Familie und deren Günſtlinge. Den großen kreisförmigen Raum, welcher dieſe zwölf Villen von dem Herrſcherſitze trennte, nahmen duftige Anlagen mit üppigem Baumwuchs, Bosquets und Fontainen ein und bildeten den königlichen Privatgarten, welchen kein Fuß außer der majeſtätiſchen Sonne und ihren umwohnenden Geſtirnen

betreten durfte. Ein Weg, der bogenförmig den Kreis durchschnitt, bildete Auf- und Abfahrt, die große mittlere Allee von alten Taxusbäumen, welche, entgegengesetzt, gleichsam die Achse bildete und von Marmorstatuen eingefaßt wurde, hieß der Königsweg. Hier verlebte Ludwig XVI. mit seinem Hofe nun den Herbst und pflegte gegen Abend, wenn er von seinen Gemächern herabkam, mit dem Hofe zu promeniren. So auch heute. — Außer dem Herrscherpaar bestand die Gesellschaft aus der Prinzessin von Lamballe und Gräfin Gorzka, den Herzoginnen von Chimay und Tarente-Latremouille, so wie der Oberhofmeisterin von Noailles, welche den Prinzessinnen Clotilde und Elisabeth, den königlichen Schwestern, ihre Aufmerksamkeit widmete. Um den König waren Conti, die Prinzen Artois und Chartres mit ihren Damen, der Prinz de Poix, Major Reding und Afry von den Schweizern und Herzog von Vaugyon. —

„So werden diese Sachen denn endlich auch beseitigt sein," setzte Ludwig das Gespräch fort. „Aus den Papieren, die Beaumarchais schickte, Vetter Conti, ersehen wir, daß große Ursache vorhanden ist, mit ihm zufrieden zu sein. Wann meinen Sie, daß er zurückkommt?"

„In drei Wochen längstens, Majestät, und

hofft er, daß ihm dann gestattet sein werde, auf Grund der Cassation seinen Rechtsanspruch gegen la Blache zu erheben."

„Gewiß, ganz gewiß! Er wird uns aber wohl die Rücksicht erweisen, die Sache bei einem entfernten Parlamente anzuhängen, etwa zu Aix. Er hat ein so unerhörtes Aufsehen mit diesem Proceß gemacht, daß ich nicht das Andenken daran im Publikum zu erneuern wünsche. Ruhe, Ausgleichung, friedliche Entfernung der Mißbräuche kann uns allein helfen. Beaumarchais ist eben ein Feuerkopf, man muß ihn etwas dämpfen!"

„Ach, mein königlicher Gemahl," lächelte Antoinette, „er wird gewiß hier genug zu thun finden. Ich habe heute von dem Director der menus plaisirs die Anzeige erhalten, daß man nur auf den Verfasser wartet, um den Barbier zu geben. Befriedigter Ehrgeiz ist genügend, ihm vorerst alles Processiren aus dem Sinne zu schlagen; dazu ist er Musiker. Er wird uns mit seinen Liedern, seinem Harfenspiel, im Verein mit unserer Lamballe, entzücken und alles Ueberstandene bald vergessen."

„Sicherlich, Majestät," erwiederte Lamballe. „Wie hat auch der Arme mit seiner Frau gelitten, sich ja nur mit genauer Noth vom

Entſetzlichſten errettet, was das Herz kennt, von niederdrückender Schmach! Ein Anderer wäre verzweifelt!"

„Ich kann von vorn herein verbürgen, mein König," ſagte Conti, „daß er Ihre Befehle genau erfüllen wird. Seine einzige Abſicht iſt nur, der Dichtkunſt und ſeinen Vermögensangelegenheiten zu leben, die arg beſchädigt worden ſind."

„O, er muß uns das Alles erzählen!" lächelte die Königin. „Seine Vortragsweiſe iſt zu pikant und glänzend. Er ſoll uns alle die Intriguen und Fallſtricke angeben, welche ſeine Gegner ihm gelegt, und denen er glücklich entronnen; ſein ganzes thatenreiches Leben!"

„So wollen ihn Majeſtät alſo förmlich an den Hof berufen?" fragte Artois. „Einen Bürgerlichen, der, mag er auch Talent haben, liſtig und beredt ſein, viel zu viel myſteriöſe Momente in ſeinem Leben hat, die zur Aufklärung eben ſo ungeeignet ſind, wie ſein Erſcheinen im Kreiſe Ihrer Majeſtät."

„Prinz Artois, er war der Diener und Vertraute Ihres edlen Vaters," entgegnete Conti, „er und die Herren Malesherbes und Turgot. Ich kenne nichts Schöneres, als wenn ſein königlicher Sohn geruht, dieſe Männer wieder in ſeiner Nähe

zu vereinen. Uebrigens hat Beaumarchais nicht den Ehrgeiz, bei Hofe einen Rang zu erſtreben, und wenn die Majeſtäten ſich an ſeinem Talente ergötzen, ſo hat dies Ludwig der Große eben bei Molière und Corneille auch gethan!"

„Recht, Vetter!" ſagte der König. „Ich werde, gleich meinem Vater, Beaumarchais gern ſehen!"

„Intereſſant iſt ſeine Nähe gewiß," begann nach einer Weile Prinz Chartres. „Aber er wird vielleicht noch mehr zu verſchweigen als zu erzählen haben. Die pikanteſte Geſchichte war jedenfalls die mit ſeiner Frau."

„Wie ſo? Theilen Sie dies doch mit!" fiel die Königin neugierig ein. —

Artois ließ ſeine Blicke luſtig auf Prinzeß Lamballe ruhen. „Nun, während er in der Baſtille ſaß, machte ſich ſein Freund und Intimus, Fürſt Naſſau-Siegen, den Spaß, Madame Suſanne Beaumarchais in Pagenkleidern zu entführen!" —

„Ich hoffe nicht, daß Sie einen Scherz zu machen wünſchen!" und des Königs Geſicht verfinſterte ſich. „Wer iſt Fürſt Naſſau?" —

„Ein landloſer, abenteuernder Prinz, der mit Bougainville die Welt umſegelte," warf Artois hin,

„darauf der ſchönen Herzogin von Lamballe eine Tigerdecke aus Afrika holte und nun Oberſt eines Garde-Infanterie-Regiments Seiner Majeſtät zu St. Omer iſt. Als ſolcher ging er mit der Frau ſeines Freundes Beaumarchais durch und —"

„Erlauben Sie, Prinz!" fiel Conti ſtreng und und ſtolz ein. „Aus dem Behagen, mit welchem Sie dergleichen Dinge erzählen, geht nur hervor, daß Sie ſelbſt Luſt verſpüren, dergleiche fürſtlich noble Affairen zu unternehmen; Ihr Freund Chartres wird Ihnen dabei ſehr nützlich ſein und Sie an die rechten Adreſſen führen; Mit Tigerjagden und Weltumſegelungen werden Sie Beide ſich indeß wohl Zeit laſſen. — Eins iſt gewiß, Majeſtät, Fürſt Naſſau-Siegen iſt der erſte und tapferſte Soldat Frankreichs und der geiſtvollſte, gebildetſte Prinz. Fragen Sie jeden Officier, die ganze Armee, man hat nur einen Namen für ihn, Frankreichs Bayard! Fürſt Naſſau, arm, landlos, in Paris verſchuldet, ward durch Beaumarchais aus ſeiner drückenden Abhängigkeit geriſſen, und er vergalt dieſe Freundſchaft, indem er deſſen Frau zweimal vor der brutalen Zudringlichkeit des Grafen la Blache rettete, und der Armen eine heimliche Zuflucht zu Calais in ſeiner Nähe bot,

während der Mann hier gefangen, im Begriff ſtand, von ſeinen Gegnern Brandmal und Galeeren zu erdulden. Ich warne Sie, Prinz Artois, nicht immer alle pikanten Dinge zu glauben, welche Monſeigneur Chartres auftiſcht, und bemerke dieſem, daß gewiſſe Leute recht wohlthäten, nicht Manen heraufzubeſchwören, die ihnen gefährlich ſind!!" —

„Gegen la Blache ſchützte er Caron's Frau?!" fragte theilnehmend die Königin.

„Von dieſem Fürſten hörte ich noch nichts! Mit Bougainville um die Welt? Vetter Conti, ich wünſchte wohl, ihn mehr in meiner Nähe zu haben!"

„Er verdient es gewiß, mein König! Er iſt wie geſchaffen, ein Bollwerk des Landes, ein Ritter der Monarchie zu werden!"

„Und wenn er ein Fürſt iſt, theurer Conti," entgegnete die Königin, „hat er denn kein Land, keine Rechte?"

„Sein Vater beſaß das Fürſtenthum Naſſau. Da der junge Prinz Otto aber das Unglück hatte, eine — Chateauroux zur Mutter zu haben und einen Monat nach ſeines Vaters Tode in Paris geboren ward, benutzte das Cabinet zu Wien dieſen Umſtand, ſein Ländchen zu mediatiſiren. Sowohl

anerkannt, war jeder Verſuch, es ihm zurückzugeben, umſonſt!"

„Das wäre von dort her nichts Neues!" fuhr der König auf, und blickte Antoinetten an.

„Mein königlicher Herr, es iſt das erſte Mal, daß ich empfand, meine Eltern könnten auch ungerecht ſein. Ich werde an meine kaiſerliche Mutter ſchreiben. Ward Fürſt Naſſau ſeines ſouveränen Erbes beraubt, wird es auch unſere Sache ſein, mein Gemahl, ihn zu entſchädigen. Helden thun Frankreich noth, und da Sie lange darauf ſinnen, die Stelle des Commandeurs der Nobelgarden zu vergeben, wüßte ich Keinen, den Rang, Ruhm und ritterliche Tugend dazu beſſer befähigten. Wer für den Freund ſo viel zu thun vermag, was wird er nicht für ſeinen König können?!" — —

„Er iſt zugleich ein Seemann, ein Geiſt voll Forſchereifer?! — fragte nach kurzer Pauſe Ludwig XVI.

„Ich berufe mich auf Bougainville's Relationen und den Großadmiral von Penthièvre!"

Eine Pauſe der Spannung folgte. —

„Gut, Vetter! Schreiben Sie ihm in meinem Namen, daß ihm das Commando der königlichen Nobelgarde ertheilt iſt, und er ſich ſofort zum

Dienſt bei uns zu melden hat, wenn ſein Nachfolger für die Garniſon St. Omer ernannt iſt. Ich werde mit Mouy ſprechen!"

„Ach, wie herrlich!!" rief plötzlich eine jauchzende Stimme. — Alle wendeten ſich um! — Es war Gorzka, die nun, Freudenthränen im Auge, erſchreckt und erröthend daſtand.

Conti trat betroffen zurück, er ſah Louiſe de Lamballe an. Sie war blaß und zitterte.

„Ei, ei, ei," Antoinette hob lächelnd den Finger und drohte, „wie kann unſere kleine Gorzka ſich ſo verrathen? Fürſt Naſſau-Siegen ſcheint ja überall des Siegens gewöhnt zu ſein!"

Der König lächelte. „Alſo es bleibt dabei, Vetter, ſchreiben Sie ihm!" —

„So werden wir alle Drei, Caron, wie den Fürſten und Frau Suſanne, dieſen viel angefochtenen Pagen, bei Hofe ſehen!" lachte Antoinette. „Was meinen Sie, liebe Lamballe!"

„Mein Herz empfindet wie das meines Oheims ganz die reine und ſtolze Freude, den Kreis edler und furchtloſer Männer, welcher ſich um Ihro Majeſtät Thron ſchaart, durch zwei Helden vermehrt zu ſehen, einen vom Schwerte und einen von der Feder!" —

Als der Hof ſich trennte und Chartres mit

Sillery, ſeinem Cavalier, nach dem Scorpion, dem Pavillon der nördlichen Seite, welchen er bewohnte, zurückkehrte, ſagte er: „Eine ſchöne Neuigkeit, die mir das Blut aus den Adern treibt! Dieſer Beaumarchais kommt an den Hof, und Herr Naſſau erhält die Nobelgarden. Ich ſehe ihn ſchon als Miniſter, oder Feldmarſchall von Heer und Flotte. Und nicht rühren darf man ſich, Alles war vergebens! Wir ſind ſo matt geſetzt im Spiel, Sillery, daß wir froh ſein können, wenn man uns die Gnade erweiſt, uns zu dulden. Artois iſt noch der Einzige, durch den man etwas thun kann, und dann iſt die Liebesaffaire des Tigerjägers auch nicht übel! Lamballe und Gorzka auf einmal? Er hat bei Gott unverſchämtes Glück; man muß ſuchen ihm davon etwas abzunehmen!“ —

Vierzehn Tage ſpäter zu Trianon, dem Orte, von welchem Maria Antoinette alle Etiquette verbannt hielt, „um nicht Königin ſein zu müſſen,“ erſchienen im engſten Hofzirkel das erſte Mal Fürſt Naſſau-Siegen, Beaumarchais und Suſanne. Außer dem Herrſcherpaar, den Brüdern, Schweſtern und Tanten des Königs waren nur Conti, Prinzeß Lamballe, Turgot und Malesherbes anweſend.

Der Empfang hatte vor der Grotte unter den Ulmen ſtattgefunden, wie — vor Zeiten!

Als Beaumarchais ſich vor dem Herrſcher niederwarf, ſeine Hand zu küſſen, ſagte er tief erſchüttert: „An dieſer Stelle, mein Monarch, ſtand einſt Ihr Vater und lehrte den Sohn die Freunde und Diener ſeiner Sache lieben! Der königliche Sohn vollendet nun, was der Vater nicht gekonnt! In ein glücklicheres Frankreich kam ich wieder, das ſeine Könige anbeten lernte, und darf mit Turgot, mit Malesherbes hier hochklopfenden Herzens vor Ludwig dem Befreier ſtehen, wie ich vor Ludwig dem Erſehnten geſtanden!!“ —

Der König, Thränen im Auge, hatte das Haupt zum Blau erhoben, als ſuche er dort den Blick des Verklärten. Leiſe verſtohlen faßte Maria Antoinette ſeine Hand.

„Und haben Sie auch das Lied nicht vergeſſen,“ begann ſie leiſe, „welches Sie, wie unſere liebe Lamballe erzählt, einſt für den Dauphin gedichtet?“ —

Das alte Lied erklang wieder zu Trianon:

„Im Herzen ruhn ſo ſtumm und ſtill
Unendlich große Triebe!
Wer ſie in ſich erwecken will,
Braucht nichts — als tiefſte Liebe!“

„Es iſt, als wenn ſein Vater noch lebte; — nur iſt eine glücklichere Zeit!“ flüſterte Malesherbes.

Entzückt in Lamballe's Anſchauen verſunken ſtand Siegen, Alle glücklich, Alle hoffnungsreich, — nur Antoinette und Louiſe ſenkten das Haupt in ſtummer Trauer.

2.
Liebe in Thränen.

Ludwig's XVI. glücklicher Regierungsantritt ward noch dadurch eingeleitet, daß man die finſteren Zellen der Baſtille leerte, und ſo wenig Gefangene übrig blieben, daß eine kleine Garniſon von Invaliden genügte, ſie zu beſchirmen.

Bei dieſer Gelegenheit richtete Caron durch Conti an den König die Bitte, den Schließer Sauterre für bürgerlich ehrlich zu erklären und ihm die Ausübung eines Gewerbes zu geſtatten. — Wie ein Raubthier aus dem Waldesdunkel, halb gezähmt von edler Hand, trat der finſtere Sohn des Brandſtifters mit ſeinen tauſend Livres in das wogende Leben von Paris, ſuchte Beaumarchais, ſeinen Befreier, im alten Hôtel Piron auf, welches derſelbe wiederum bezogen, und fragte ihn

zaghaft, was er denn jetzt wohl mit ſich beginnen ſolle? Beaumarchais ſchlug ihm mehrere Gewerbe vor, in denen er ſein Brot finden könne; das eines Brauers behagte ihm am meiſten, und Caron brachte ihn zu Gorguille, dem erſten Braumeiſter zu Paris, welcher die durſtigen Kehlen der Cité, des Palais royal und ſeiner volkreichen Viertel mit ſchäumendem Gerſtenſaft bediente, in die Lehre. Konnte Beaumarchais ahnen, daß er in ihm wirklich eine Beſtie gegen die Menſchen losließ, Santerre recht hatte, wenn er ſich ſelbſt nichts menſchlich Hohes zutraute?! —

Auf Befehl der Königin wurde der Barbier von Sevilla am Théâtre français gegeben. Ganz Paris lief herbei, dies vielverſchrieene Stück und den Dichter zu ſehen, welcher das Parlament Maupeau geſtürzt, deſſen Gewandtheit ihn von der Galeere an den Hof verſetzt hatte. Sein neuer Aufſchwung hatte die Schaar ſeiner Neider nur noch vermehrt, und ſie eilten, alle in dem Gefühle des Haſſes einig, ihm eine Niederlage zu bereiten. Mochten die Koryphäen der Bühne, Lecain, Granval, Brigard, Preville, Molé, die Damen Clairon und Dumenil noch ſo vortrefflich ſpielen, der „Barbier von Sevilla" ward total ausgepfiffen. Das Uebermaß der Schmähungen

gegen ihn indeß bewirkte gerade, daß Jedermann das Stück *sehen* wollte. Als die Gegner im Parterre mit Pfeifen und Johlen rasten, sagte Lecain zu dem blassen, wuthknirschenden Caron: „Seien Sie ganz ruhig, Freund, diese Leute verdienen Ihnen viel Geld! Sie pfeifen Ihrem Barbier das Lied der Unsterblichkeit!" Und der Barbier ward unsterblich! Tag um Tag wurde er gegeben, das Theater war stets gepreßt voll, und der große Paësiello machte noch in demselben Jahre aus dem Sujet seine vielgesehene Oper: il barbiere di Seviglia. — „Meine Herren und Damen!" rief Caron, als der Vorhang unter wüstem Geschrei gefallen war, „jene Leute wüthen gegen ein Werk, weil sie darin das Spiegelbild ihrer eigenen Erbärmlichkeit erblicken; aber ich schwöre Ihnen, daß ich mich rächen werde, wie nie ein Autor gerächt wurde!" Er dachte an den schon bei seiner Verbannung gehegten Plan, die „Hochzeit des Figaro" als Fortsetzung des Barbiers zu schreiben. — —

Der Schlag, welchen die Freunde der vorigen Regierung durch Ludwig's XV. Tod und die ungeahnten Regierungsgrundsätze seines Nachfolgers erhalten, war fast vernichtend. Turgot sagte offen aller Welt: „Keinen Staatsbankerott, weder

verdeckt, noch eingeſtanden, keine neuen Steuern, keine Anleihen! Es giebt nur eine Rettung: Sparſamkeit und Freiheit! Nur keine halben Maßregeln!" Malesherbes aber in ſeiner unſterblichen Denkſchrift vom 5. Mai forderte Generalſtände, wie unter Heinrich IV. — „Man laſſe das Volk ſich ausſprechen, wie vor Zeiten, es weiß, wo es ihm weh thut!" — Das waren allerdings Todesſtreiche gegen die alte Ordnung der Dinge. Die Clique Terray-Vendatour war ohnmächtig geworden, der alte Orleans, welcher in ſicherer Hoffnung, die Zeit ſeiner Allmacht ſei nahe, ſich mit Madame du Barry zu ſehr liirt hatte, ja ſogar in die Intrigue, ſie mit dem verſtorbenen König à la Maintenon zu verheirathen, verwickelt geweſen war, verlor allen Muth. Damit ſein Haus nicht jede Ausſicht verliere, reſignirte er auf weitere perſönliche Thätigkeit und zog ſich für die übrige Zeit ſeines Lebens mit ſeiner Maitreſſe, Madame de Monteſſon, auf ſeine großen Güter in Orleanais und Bretagne zurück, dem Sohne, welchen er ja ſo meiſterhaft geſchult, den weiteren Kampf überlaſſend. Chartres ſelbſt hatte klugerweiſe an des Vaters Affaire bei Hofe ſtets nur in ſo weit Theil genommen, als es für den Sohn eben natürlich ſchien, auf ihm lagerte nicht der

dunkle Verdacht, kronlüſtern zu ſein, ſein Augenmerk war ſtets mehr auf das Volk, jene ewig begehrliche, ſtets unzufriedene, leicht bethörte Menge gerichtet geweſen, zu deren Leiter er ſich zu machen wünſchte. Dieſer Plan hatte auch viel für ſich. Die Pariſer liebten die Orleans, als eben ſo directe Nachkommen Heinrich's IV., wie die Herrſcherfamilie. Seit alter Zeit hatten ſie um Volksthümlichkeit gebuhlt, bei allen Skandalen der Nation mit dem Herrſcher auf Seite der Maſſe geſtanden. Das weite Palais royal, in einem Meere alter gewerblicher Stadtviertel, hatten ſie, unerhört klug, zu einem Verſammlungs- und Vergnügungsort des Volkes erhoben. Das Paris des vorigen Jahrhunderts war im Palais royal zu finden und die Orleans Herrſcher deſſelben. Wenn ſie nun Leute wie Anacharſis Cloots unter dieſes entzündliche Volk losließen, wie leicht war es ihnen nicht, öffentliche Meinung zu machen?! — Mit Adelaide de Penthièvre lebte Chartres ſehr unglücklich, Madame Buffon, die treuloſe Gattin des berühmten Naturforſchers und Directors des Pflanzengartens, war ſeine Maitreſſe geworden. Wer ſah aber noch danach? Die Prinzen Artois und Provence lebten ja gleichfalls ſo! Man konnte wohl die Mißbräuche in der Verwal-

tung, in den politiſchen Formen der Geſellſchaft zu heben hoffen, die ſittliche Verwilderung war aber unheilbar. „Die Vermiſchung des Blutes,“ ſagte einmal Beaumarchais zu einem vornehmen Herrn, „hat bei uns eine ſolche Allgemeinheit und ſo kunſtvolle Ausbildung erlangt, daß man eigentlich in dieſer Zeit niemals wiſſen kann, mit wem man nicht Alles verwandt iſt!“ — Die Toleranz des jungen Königs, ſeine geringe Lebensklugheit und die geſelligen Talente, welche Chartres vor der Königin bewies, die unendliche Schlauheit, mit der er ſich des leichtſinnig-eigenwilligen Artois zu bemächtigen wußte, gaben ihm am neuen Hofe Stellung und Gewicht. Noch nie hat ein königlicher Prinz ſeinen erſtgeborenen Bruder geliebt, der ihm die Krone vorweg nahm. Provence und Artois liebten auch Ludwig XVI. nicht, ſie verlachten ſeine Blödigkeit, verachteten ſeine gutmüthige Schwäche und haßten insgeheim die politiſch-humanen Schritte, welche er that, waren ſie doch von Frau von St. Marſan jeſuitiſch und im Autokratenſtolze erzogen. Ihren Anſichten fröhnte Chartres nun ſclaviſch auf alle Art, wie ihren Beſtrebungen, auf den König Einfluß zu gewinnen. Die Operationen Turgot's und Malesherbes' wurden mit der Zeit immer mehr bei dem

König durch Maurepas' Eifersucht discreditirt, der sie beneidete und sich verdunkelt sah. „Wenn diese Leute Alles thun," rief er, „wozu bin ich da?" Maurepas war der verführerischeste Minister für einen jungen Herrscher. Wie sein Mund in Scherzen, Bonmots und Galanterien überfloß, so steckte sein Hirn voll tausend Hülfsmitteln für jegliche Situation. Er nahm dem König alle Mühe ab, behandelte das Geschäft des Regierens wie eine Causerie, und seine Frechheit wußte in den meisten Fällen über die unerfahrene Bescheidenheit seines Herrn zu triumphiren. Zum Unglück für Fürst und Volk waren seine Mittel eben nur oberflächlich, Kniffe aus der alten Schule Fleury's, während seine ernsten Collegen das Regieren als eine schwere Arbeit ansahen. Maurepas wändte ferner auch alle Mittel an, den König von Maria Antoinetten möglichst fern zu halten, damit dieselbe keinerlei Einfluß erringe. So einte die Herrschsucht denn zu neuem verderblichen Spiele Maurepas, die Brüder des Königs und Chartres. Obwohl das Jahr 1775 eine gesegnete Ernte brachte, fand Letzterer doch für gut, mit Bourbon-Condé und einigen großen Herren durch Masseneinkäufe das Korn künstlich zu vertheuern, und erzielte dadurch eine Calamität, die man

nachträglich den Maurepas'ſchen Mehlkrieg nannte. Das arme Volk zog in Maſſe nach Verſailles, ſchrie unter den Fenſtern des Königs um Brot, und Ludwig XVI. war ſchwach genug, auf den Balcon zu treten und ihm Brot zu verſprechen. Turgot klagte in einem Mémoire geradezu Chartres und Prinz Bourbon-Condé der Erregung von Unruhen durch ruchloſe Vertheuerung des Getreides an. Eine Schrift „gegen die Korngeſetzgebung," vom Banquier Necker gegen Turgot gerichtet, wurde aber gegen Letzteren beim König ausgebeutet, und, durch Maurepas verleitet, that Ludwig, um durch die Pairie und Ariſtokratie der Regierung größere Feſtigkeit zu geben, einen unheilvollen Schritt: nämlich die Vermehrung der Adelsrechte auf Koſten des mittleren und niederen Klerus; der Geiſt ſeines Vaters begann von ihm zu weichen. — —

Trianon glänzt im Schmuck des Herbſtes, daſſelbe Trianon von ehemals, und doch wieder nicht; es trägt den Firniß des Neuen. Geräumiger als früher, iſt es luxuriöſer, geräuſchvoller! Nur oben in Klein-Trianon breitet noch der alte Frieden ſeine ſchützenden Schatten. — Eine idylliſche Glückſeligkeit wohnt hier, aber eine künſtliche, unter der ſich viel Schmerzen bergen. Maria Antoinette war Louiſe de Lamballe's innige Freun-

bin, aber dieſer Freundſchaft fehlte die Gleichberechtigung in Liebe und Vertrauen. Jede hegte ihr kleines Geheimniß für ſich, das ſie nicht preisgab. Je ſchmerzlicher Antoinette den Mangel an Gattenliebe empfand, deſto eigenſinniger beſtand ſie nun auf einer opferbereiten Hingebung Louiſens, einer wahren Sclaverei der Freundſchaft. Dieſe war in Folge deſſen jede Stunde ihres Lebens bewacht. Wenn ſie nicht um die Königin war, blieb ihr doch Gorzka zur Seite, die gleich ihr Naſſau-Siegen liebte, ſich mit ihren Gefühlen bereits vorlaut bei Antoinetten verrathen hatte. Verſtellung, Zurückhaltung that Louiſen um ſo mehr Noth, als ſich in ihrer Seele etwas wie Eiferſucht und unbeſtimmte Ahnung regte. — Naſſau-Siegen war ſchön und ritterlich. Seine Thaten ſtanden mit ſeiner Perſon wie ſeinem Charakter im vollſten Einklange; kein Wunder, daß er der Liebling des Hofes geworden. Der König plauderte gern mit ihm über Reiſen und Geographie, die Prinzen und Cavaliere amüſirten ſeine Anekdoten, die Damen ſchwärmten für ſeine Galanterien, und, — was Louiſen in tödtliche Angſt verſetzte, — Maria Antoinette ſchenkte ihm eine auffallende Huld. Wenn er in der Geſellſchaft fehlte, ſuchten ihn die Augen der ſchönen Königin, und eine Menge kleiner Co-

quetterien wie Aufmerkſamkeiten deuteten auf ein Intereſſe, welches weit über die Grenze königlicher Gnade zu gehen ſchien.

Maria Antoinette war eine unglückliche Perſon. Von vollendeter Tugend und Herzensreinheit, that ſie doch aus Unüberlegtheit, Mangel an Würde, und einem Hange zur Intrigue, welche ihr als erlaubte Liſt zum Guten galt, Vieles in der erſten Hälfte ihrer Ehe, was der Bosheit und Gemeinheit zur Verleumdung diente. Im Bewußtſein hoher Reize ſich von dem königlichen Gemahl verſchmäht zu ſehen, wendete ſie dieſe Coquetterie oft an, bei Anderen eine romantiſche Galanterie zu erregen, deren ihr Gatte unfähig zu ſein ſchien. Das war eine ſchlechte Arzenei auf ihre Herzenswunde, denn Artois und Chartres hatten bald dieſe ſchwache Seite weg, und Jeder wußte ſich vor ihr wie ein halb Verliebter zu geberden und den Ton des ſchäferhaften Horace d'Urſé und Ronſard's pathetiſcher Schmeicheleien anzuſchlagen. Die Königin ging dabei auf nichts aus, als durch Entfaltung ihrer Schönheit den ſchwerfälligen Sinn Ludwig's zu ermuntern, ihn durch Erregung der Eiferſucht zum Bewußtſein des Schatzes zu bringen, den er mißachtete. Zu dieſem Spiele der Coquetterie hatte ſie ganz beſonders Fürſt Naſſau-Siegen auser-

ſehen. Sie überlegte ſehr richtig, daß er dem König leichter verdächtig werden könne, als ſeine galanten Brüder oder Vettern, und wenn ſie, um ihren Zweck zu erreichen, meinte ſie, auch die kleine Gorzka eine Zeit lang zu Thränen brachte, hatte ſie denn nicht als Königin die Mittel, dieſelben auch in überreicher Gnade zu trocknen? — —

Der König, Provence und Artois waren mit Gefolge auf der Jagd, die Königin mit Damen und Cavalieren ſpielte im Parke, der an ihre Gemächer ſtieß, Blindekuh, guerre tampan und descampativos, während Herzogin von Lamballe Befehl erhalten hatte, in Klein-Trianon vor der Grotte, welche der König als Jugenderinnerung ſehr liebte, das Diner ſerviren, für die Unterhaltungen des Nachmittags Anſtalten treffen zu laſſen, denn der Himmel war wunderbar blau, die Vögel ſangen, und die Sonne umſpann die weite Landſchaft mit funkelndem Golde. Louiſe hatte ſich mit Gorzka hinaufbegeben, Beide ſtill, gepreßt, mit vollem Herzen. Sie ordneten mit der zahlreichen Dienerſchaft alles Nöthige an, und was war nicht nöthig, um die Launen des reizbaren Frauengemüths einer Königin zu befriedigen! Bei der Grotte ſollte ſich um die Eßſtunde der ganze Hof verſammeln, oben aber auf

der Zinne des Arcis der Nachmittag zugebracht werden. Hatte doch der König mit eigener Hand eine Alpenhütte gezeichnet, die er dort wünſchte, und Antoinette hatte ſie in's Geheim erbauen laſſen, um ihn heute damit zu überraſchen. Dies kleine Geheimniß wußten nur Lamballe, Naſſau, der Hofbaumeiſter und Herzog Vaugyon. Nachdem Louiſe de Lamballe in Klein-Trianon das Nöthigſte angeordnet, überließ ſie, eine wahre Sehnſucht nach Einſamkeit fühlend, Gorzka die Beendigung der Vorbereitungen daſelbſt und erſtieg allein die Höhe. Die kleine Polin ſchien, nachdem ſie ſich endlich ihrer Pflicht entledigt, auch gern allein zu ſein, und zog ſich in die Grotte zurück, um dort der Nebenbuhlerſchaft einer eitlen Königin trübe nachzuhängen. Im Gegenſatz hiervon war auf dem Raſenplatze im Schloßgarten ein buntes Leben. Die ſtrahlende Antoinette, deren hellbraunes, leichtgelocktes Haar der italieniſche Strohhut mit blauen, flatternden Bändern deckte, und ihre hohen Brauen, das blaue, lachende Auge, die ſtolz geſchnittene, fein geblähte Habichtsnaſe und die Grübchen auf den vollen erhitzten Wangen mit leichtem Schatten umzog, eilte mit zutraulich lächelnder Miene umher, ſich in den Reigen des Spiels ſchlingend, haſchend oder gehaſcht

werdend, und jede ihrer Bewegungen war zwanglose, herzgewinnende Grazie. Ihre Einfachheit, das Aufkommen der englischen Tracht, hatte eine förmliche Moderevolte erzeugt. Der Reifrock, der Puder, Brocatkleid und Treſſenrock waren mit dem neuen Regiment gefallen. Die Königin trug nur ein weißes Kleid von dünnem, duftigem Berkan, dicht unter dem Buſen von einem breiten, himmelblauen Gürtel gehalten. Ihre ſchönen Arme waren entblößt und das Kleid um die Achſeln zu weiten Bauſchärmeln geſtaltet. Ihre von der Bewegung des Spieles pochende Bruſt wurde noch durch einen dünnen Shawl von Kaſchmir verhüllt, deſſen Enden, leicht auf dem Rücken verſchlungen, hinter ihr herflatterten. Die übrigen Damen trugen gleiche Toiletten. Die Cavaliere hatten zwar von ihrer früheren Tracht Stahldegen, Stutzperrücke und Chapeaubas, ſeidene Strümpfe und Schuhe behalten, aber Stickereien und helle Farben waren verbannt; braunes, ſchwarzes, violettes, dunkelgrünes oder blaues Tuch hatte den leuchtenden Atlas, Sammet und Moire von ehemals verdrängt, und nur Naſſau-Siegen's hohe Geſtalt glänzte in Uniform, dem rothen Wamms mit Goldborden, auf welchem das Ludwigskreuz am blauem Bande

ſchwankte. Das enge Beinkleid mit den Stulpenſtiefeln und die Schärpe mit den ſchweren Trodeln ſchienen ganz wie für ihn geſchaffen, während den Helm mit dem Roßſchweif, ſo wie ſeinen Pallaſch der Diener hielt. — So wogte Alles fröhlich lachend durch einander, und Chartres machte den maître du plaisir. Eben hatte eine Bemerkung Antoinettens, welche das Frage- und Antwortſpiel ſchloß, das man vorgenommen, allgemeine Heiterkeit erregt. Chartres, in Spitzfindigkeiten Meiſter, der gern von der Königin ein Pfand nahm, fragte ſie nämlich: „Kennen Sie Homer?“ —

„Gewiß! — Homer? Der hatte Augen und ſpielte das Hoboe! Kennen Sie ihn beſſer?“ —

Man ging lachend zu dem beliebten Blindekuhſpiel über; es ſollte das letzte ſein, denn die Zeit war vorgerückt. Siegen und die Königin traf das Loos, während die Uebrigen ſich im Kreiſe drehten. Lange wußte der Fürſt den ſchönen Händen der Monarchin zu entgehen, endlich liefen ſie einander gerade in die Arme.

„Gut, daß ich Sie habe, liebſter Fürſt!“ flüſterte die Königin. „Schleichen Sie doch fort und ſehen Sie, wie es mit unſerem Schweizerhäuschen ſteht, Herzogin Lamballe kommt gar nicht

wieder. Ich werde die Uebrigen im Spiel zurückhalten, bis Sie Antwort bringen!" —

„Zu Befehl, Majeſtät!" —

So leiſe dies auch geflüſtert wurde, Chartres, der am nächſten ſtand, hatte es doch bemerkt. Als der Kreis ſich lachend löſte, und die Binden abgenommen wurden, gab Chartres dem unfernen Sillery einen Wink.

„Paſſe doch auf, was Naſſau thun wird! Folg' ihm, wenn er fortgeht; ich glaube, ein Rendezvous oder etwas Aehnliches iſt unterwegs." — Sillery trat in's Gebüſch. — Ein neues Amuſement wurde aufgetiſcht, die Königin ſchien unerſchöpflich. — Siegen nahm Gelegenheit, ſeinen militäriſchen Dienſt vorzuſchützen und ſich zu entfernen. Sein Geſicht, als er allein war, wurde ernſt. Gedankenvoll erſtieg er den berganführenden Parkweg. Noch nie war ihm bisher gelungen, die vielbewachte Louiſe de Lamballe allein zu ſprechen und ſich endlich ihrer Neigung zu verſichern. Er hatte für dieſelbe nur das Wort ſeines Freundes. Aller Steige kundig, nahm er einen Nebenweg, der ihn kürzer zum Ziele führte, ohne daß er Klein-Trianon zu berühren brauchte. Raſch war er auf der Höhe. Er trat in das vollendete, blumengeſchmückte

Schweizerhaus; ein Gärtner und drei Landmädchen waren innen beſchäftigt.

„Iſt Hoheit von Lamballe hier?“

„Sie iſt bereits. eine halbe Stunde drüben allein in der Ruine, Hoheit, und hat verboten, ſie zu ſtören.“

„Wahrſcheinlich hat die Frau Herzogin mit Gräfin Gorzka ein wenig ausruhen wollen; es iſt warm und der Weg ſteil!“

„O nein,“ lächelte eine Dirne, „Gräfin Gorzka iſt noch in Klein-Trianon unten; ich ſah ſie vorhin in der Grotte!“ —

„Nun gut. Seht noch einmal genau, ob Alles, wie die Majeſtät befahl, bereit iſt; ich komme wieder!“ Er ſchritt langſam hinweg, den Ruinen zu, ſein Herz ſchlug heftig. — „Allein! Gott ſei Dank, ſie iſt allein!“ — Er ſchlich näher, durch den hohen zerbrochenen Bogen des Thores in den Hof. Gras und Laub wuchs üppig rings umher, Kreuzdorn und Thymian wucherten aus dem Geſtein, und auf zerbröckelndem Mauerſtumpf ſchwankte majeſtätiſch die goldige Königskerze. Träumeriſche Ruhe breitete ſich unter den Ruinen. — Er wendete ſich nach der ſüdlich liegenden Capelle. Der geweihte Raum mit ſeinen Säulen und Simſen war gänzlich wüſt. Der Altar lag am Boden,

die ſteinernen Heiligen ſtanden hauptlos, und dichter Epheu hatte über Alles her ſein grünes Netz geſponnen. Ein gothiſches Fenſter ohne Kreuzbalken blickte hinüber nach dem ſtillen St. Cyr, und in ihm, den Blick über die Schulter hinabgewendet und das Haupt an den Pfeiler gelehnt, ſaß Lamballe. Ihr Strohhut lag am Boden, das dunkle Haar hatte ſich halb entrollt und wogte in Schlangenlinien über ihren Buſen, der ſchwer und ſchmerzlich pochte. — Ihr Geſicht war blaß, ihre Augenlider geröthet, ihre Hände wie zum Gebet verſchlungen. Sie ſah, ſie hörte nichts. In ihrem weißen Gewande glich ſie einer heiligen Cäcilie. —

Als er ihrer anſichtig geworden, ſtand er ſtill. Ach, es iſt ſo ſchön, die Gedanken der Geliebten zu belauſchen, ſie in ihrer rührenden Schönheit zu überraſchen, wenn man ihr das Süßeſte ſagen will! Er machte ſich faſt Vorwürfe, ſie zu beſchleichen, und doch war der Reiz ſo groß. Wenn ſie litt, litt ſie nicht um ihn? Er fühlte, daß er ein Ende machen müſſe. „Liebe oder Elend!“ murmelte er, langſam näher tretend. — Halb barg ihn nun ein Pfeiler; er konnte ihr Athemholen, die Seufzer hören, welche ſich aus der Bruſt ihr wanden. Dann war's, als ſpräche ſie mit ſich ſelbſt. —

„Aus der Wüſte in die Wüſte!“ — flüſterte ſie. —

„Louiſe!“ — Naſſau ſtand vor ihr. —

Sie fuhr auf und ſtieß einen leiſen Schrei aus. Sie taumelte — und jenſeit des Fenſters lag bodenloſe Tiefe! Aber zwei kräftige Arme hielten ſie umſpannt, zogen ſie von dem ſchwindelnden Sitze, hielten ſie auf ſicherem Boden feſt!

„O mein Fürſt!“ und ſie drückte die Hand vor die Augen, „Ich — ich weiß nicht, was ſo eben vorging!“ — Dunkle Röthe überflog ihr Nacken, Stirn und Bruſt. Sie verſuchte ſich ſanft ſeinen Händen zu entwinden.

„Sie waren im Begriff, dieſe entſetzliche Höhe hinabzuſtürzen, und durch meine Schuld!!“ rief Naſſau bewegt.

„Und wiſſen Sie denn, ob ſo zu ſterben nicht ſchön ſei?“ —

„Nimmermehr, Prinzeſſin, wenn man Jemand zurückläßt, deſſen Leben dann ein unſeliges geworden!!“

„Ihr Leben unſelig? — Doch nein, Fürſt, ich glaube, wir vergeſſen Beide, daß wir dem königlichen Dienſt angehören. Unzweifelhaft kommen Sie —“

„Allerdings, Frau Prinzeſſin, führt mich der

Königin Befehl hieher, aber — da der Zufall mir noch nie die Gunſt verliehen, Ihnen ſo zu nahen, daß wir Beide ohne Zeugen geweſen wären, ſo haben Sie vielleicht die Gnade, hohe Frau — mir dieſe kurzen, heiligen Minuten der Verſtändigung zu gewähren. Vielleicht kehren ſie nie wieder!" —

„Mein Fürſt, ich fühle mich unfähig, Ihnen etwas abzuſchlagen, was Sie ſchon beſitzen. Aber bedenken Sie bei dem, was Sie mir zu ſagen haben, Ihre und meine Lage, und — welche Rückſichten uns auferlegt ſind!"

„Sind denn dieſe Rückſichten, die uns zum Stillſchweigen nöthigen, zu Vorſicht und Verſtellung zwingen, nicht drückende Feſſeln genug, Herzogin? Sollen auch noch wir gegen einander mißtrauiſch ſein, nicht einmal die Beruhigung haben, daß ein Blick des Mitgefühls uns mit der Entbehrung verſöhnt, unſere Hoffnungen belebt? Aus der Wüſte — in die Wüſte, flüſterten Sie, Louiſe, jenes gramvolle Wort, das ich im Andenken an Sie niederſchrieb, an Sie, die — O, ich will den Schatten des unglücklichen Lamballe gewiß nicht beleidigen, Herzogin, — aber uns hat Beide bisher ein finſteres Mißgeſchick verfolgt, Sie zu beſtändiger Entſagung, mich zur Ruheloſigkeit

verdammt. Meinen Sie denn, ein Mann meiner Art, deſſen Leben Entbehrung, deſſen einzige Freude Kampf war, habe darum den Dienſt des Hofes geſucht, um dies Flitterkleid zu tragen, Paraden zu halten oder gleich den Weichlingen Artois und Chartres eine Königin zu umgaukeln! Sie dürfen mich nicht für ſolch einen Schwächling halten! Mein Herz ſagt mir, daß Sie empfinden, nur Naſſau's heiße, Jahre lange Liebe zu Ihnen habe ihn in Ihre Nähe geführt, ihn zum gedankenloſen Höflinge gemacht, ſeine Manneskraft und ſeinen Ruhmdurſt gebrochen! Ich bin wohl ein landloſer Fürſt, der nichts hat als ſeine Ehre, ſeinen Degen, und weiß, wie ſchwer und heiß ich ringen muß um Ihren Beſitz, aber ſagen Sie mir nur, daß Sie mich lieben, theure Louiſe, und wenn je treue Liebe Kraft hatte, Alles zu überwinden, werden Sie auch einſt mein glückliches Weib ſein!!"

Er hatte ihre Hände ergriffen, ſie an ſeine Bruſt gezogen, und eine zuckende Mannesthräne fiel auf ihre weiße Stirn.

Sie hob mit Wehmuth, und doch in unausſprechlicher Freude erröthend ihr dunkles Auge zu ihm empor. — „Otto, Sie ſchmücken meine Stirn ſchon vorher mit Perlen und Diamanten; keine Zierath

kann mir schöner stehen, als diese. Ja, ich liebe Sie, und es ist mein Stolz, es Ihnen unter so schwierigen Verhältnissen zu bekennen! Uns geliebt zu haben, ewig zu lieben, wird der untastbar heilige Besitz unserer Herzen sein, sollten wir auch nie vereint werden, uns nimmer angehören! Es giebt ja ein Land, in dem untrennbar ewig vereint werden, die auf Erden einander entsagen mußten!" Sie lehnte sich still an seine Brust.

„Wer aber, Louise, will uns trennen, wenn wir uns einen wollen? — Es gehört gewiß Muth dazu, das Weib Otto's von Nassau zu sein, aber wenn Sie den freien Muth der Liebe haben, werden Sie nicht mit mir die grollenden Wetter ertragen, bis der hohe Tag der Vereinigung uns erlöst?!"

„Ich habe den Muth und ich werde Alles tragen um Ihretwillen! Ich vertraue Ihrer Liebe selbst mehr, als den Schwüren meiner eigenen Brust! Aber lassen Sie uns im seligen Rausche nicht die Augen schließen vor den Abgründen ringsum!"

„Darf ich denn nicht hoffen, Ihres Oheims Einwilligung zu erlangen? Conti's, der mich liebt?"

„Er wird, ich weiß es, sie Ihnen nicht weigern. Aber Sie vergessen, daß ich nicht wie ein glückselig Bürgermädchen frei über mein Herz ge-

bieten darf. Wir haben die traurige Pflicht, Otto, fürſtlich leben zu müſſen, ganz gleich, ob wir es können und wollen, oder wir ſinken in Verachtung! Auch ich bin arm und ſtellungslos, und man wird Ihnen nimmer meine Hand geben, außer Sie ſeien Feldherr an der Spitze lorbeerbekränzter Armeen, ſiegreicher Flotten, oder ein ſouveräner Landesherr! Ach, nicht in Ihrem tapfern Arm, und hätten Sie die Stärke des Perſeus, — in der Gunſt und Gnade unſeres Königspaares liegt ja allein, unſer Heil. Und ich zittere vor dieſer Neid erweckenden, dieſer — ſelbſtſüchtigen Gnade! — Die Königin, Siegen! — Ach, Sie ſehen nicht, was ich ſehe, empfinden die entſetzliche Ahnung, die bange Furcht nicht, die mich quält!" —

„Sprechen Sie ſie aus, Louiſe, ich habe keine Ahnung von dem, was ſie meinen!"

„Keine Ahnung, o ja! Wie glücklich iſt der Ahnungsloſe! — Dies auffällige Benehmen, dieſe Coquetterie, wenn Sie zugegen ſind, dieſe Ueberhuld — lachen Sie mich aus, ſchelten Sie mich eiferſüchtig! — Ach, könnte ich mir doch einreden, daß meine ſelbſtſüchtigen Gefühle mich nur belögen, ich in Gefahr bin, an der Freundſchaft Unrecht, an der Huld Antoinettens eine Verleum-

dung zu begehen, ſie iſt ja ſonſt ſo rein und edel in allen Empfindungen! Aber Otto — ich fürchte — die Königin — liebt Sie!"

„Mich? Hahaha, verzeihen Sie nur, theure Louiſe, daß ich lache, aber dieſer Gedanke iſt mir ſo neu und befremdend, daß —" Er ſchwieg betroffen über ſeine eigenen aufkeimenden Gedanken: — „Ich kann es — um der Würde der Frau — der Majeſtät willen, nicht glauben!! — Sie bevorzugt mich aber wirklich auffällig! — Ich werde zurückhaltender ſein! — Warum muß denn eine Gunſt, die uns beglücken könnte, ſo gefahrvoll werden?!"

„Gefahrvoll iſt das rechte Wort, Otto! Aus der Wüſte in die Wüſte! — Gefahrvoll iſt's, die hohe Gunſt hinzunehmen und den Verleumdern ein Ziel zu ſein, gefahrvoller noch, ſie abzulehnen und den Haß einer verletzten Königin zu erwecken! Ich will und mag nicht glauben, daß Antoinette ſo ſich ſelbſt vergeſſen könne, aber ich ſehe keinen Ausweg aus dieſem Labyrinthe. Unſere Herzen, armer Freund, haben ſich nur gefunden, um — zum Bewußtſein ewiger Trennung zu gelangen!"

„Dem iſt nicht ſo, theuerſte Frau, ich ſchwöre es Ihnen; ein guter Gott wird's anders leiten!

Der Krieg gegen England iſt faſt beſchloſſen, und auf der Spitze des Schwerts will ich Ihnen das gefeſſelte Glück zu Füßen legen! Wenn wir uns nur lieben und vertrauen, werden wir auch vorſichtig zu ſein wiſſen, und in entſcheidender Stunde will ich mich freimüthig offen Antoinetten zu Füßen werfen, unſere Liebe an ihr Herz legen, und dieſes königliche Herz, bei meiner ritterlichen Ehre, wird nur noch die Gefühle der Majeſtät hegen!!"

„Ich will es erflehen, erhoffen, Otto! Will's ja meiner Frauenſchwäche zur Laſt legen, daß ich die königliche Freundin falſch verſtehe und ihr Benehmen mir ein Räthſel iſt! — Wir müßen zurückgehen, theurer Freund; wir wiſſen genug, was uns beglückt, laſſen Sie uns die Gefahr nicht wachrufen. Mein Oheim ſei unſer einziger, ſicherſter Vertrauter!" —

Er umarmte ſie ſanft und küßte ihre Hand, dann ſchritten ſie in gemeſſener Haltung zum Schweizerhauſe und von dort den Berg hinab. Am Kreuzwege vor Klein-Trianon bat die Herzogin den Fürſten, auf einem Seitenpfade nach dem Schloß zurückzugehen; ſie that es Gorzka's wegen. Er eilte hinweg, Louiſe aber ſchritt hinüber nach dem mauriſchen Pavillon. —

Die Herzogin hatte des Fürſten Liebesbekenntniß längſt erwartet, doch es durch nichts herbeizuführen geſucht, denn Gorzka hatte ſich der Königin zu augenfällig verrathen, Louiſe ſcheute Chartres' Spioniertalent und Ränke zu ſehr, und die ſich thürmenden Verhältniſſe mußten jede Erklärung höchſt gefahrvoll machen. Nun war das Geſtändniß erfolgt, ſie beſaß den Schatz ſeiner Liebe, den ſie ſtumm im Herzen hütete, doch als ſie die ſehnſüchtig trübe Gorzka ſah, des unüberlegten Schwurs gedachte, welchen ſie ihr als Gattin Lamballe's an jenem Tage im japaniſchen Häuschen gethan, wo ſie glaubte, der Fürſt liebe nicht ſie, ſondern die Polin, überkam ſie eine Art Reue. Konnte ſie an Siegen's Seite glücklich ſein, ohne das Herz dieſes Mädchens zu brechen? — Sie liebte, ſie hatte Treue geſchworen für ewig, aber als ſchwänge das Verhängniß ſein ſchwarzes Gefieder über ihrem Haupte — an ihre Vereinigung mit Siegen vermochte ſie nicht zu glauben! Ihr Herz war geſchwellt von einer tiefen, heiligen, unendlich heißen Liebe, aber es war eine Liebe — in Thränen! —

Der Krieg mit England war Naſſau's Hoffnung, und indem er die Bevorzugungen Antoinettens fortan mit graziöſer Laune erwiederte, jede

Auszeichnung durch einen Scherz zu mildern ſuchte, wußte er ſich in voller Beliebtheit zu erhalten und dennoch jeden Anlaß zu vermeiden, der ihn oder Antoinetten bloßſtellen konnte. Ein verſtohlener Blick aus Louiſens Augen, ein heimlicher Kuß bei flüchtigem Begegnen war ſein ſchönſter Lohn. Liebe in Heimlichkeit iſt ja am ſüßeſten. — Chartres war betreffs Siegen's Verhältniſſes mit Lamballe ſeiner Sache nun gewiß. Sein Schwiegervater Penthièvre liebte Louiſe, war in den Fürſten vernarrt und hegte ſeit Lamballe's Tod Abneigung gegen ihn. Penthièvre konnte die Großadmiralſtelle in ſeiner Familie abtreten und vererben, wem er wollte, und wenn er die Herzogin an Naſſau vermählte, wer hinderte ihn, wenn er den Beifall des Königs hatte, dieſe Würde an Naſſau zu geben, der ein kühner Seemann und Soldat war; ein Glück, das dem Fürſten bei vorkommender Gefahr möglicher Weiſe die ganze militäriſche Gewalt in die Hände gab! Es galt einen Streich zu führen, der denſelben, die Lamballe und Antoinette zugleich traf! — Von nun an traten die Verleumdungen auf, welche den Ruf Antoinettens befleckten, von nun an ward ihre Perſon einer ganz beſondern Spionage unterworfen. — — Krieg gegen England! Schon

mehrmals war darauf abgezielt worden. Nordamerika zu helfen war jetzt gewiß in Frankreich eine populäre Sache, und Maurepas hätte gern der Nation dieſen Köder hingeworfen, wenn nicht Turgot, Malesherbes, die Königin ſelbſt ſich dagegen geſträubt hätten. Die Miniſter meinten, vor allen Dingen müſſe man im Lande erſt Ordnung ſchaffen, ehe man in anderer Leute Angelegenheiten rede. Sie drangen auf Aufhebung der verhaßten Kronzölle, Verminderung der Steuern und auf Generalſtände. Die letzteren bewilligte der König, von Maurepas kopfſcheu gemacht, durchaus nicht — und Malesherbes bat um ſeinen Abſchied. Turgot, der einſah, daß man Necker in ſeine Stelle haben wollte, reſignirte mit Mouy gleichfalls.

Als Malesherbes ging, ſagte der König traurig: „Sie Glücklicher, Sie dürfen gehen und im Stillleben dieſen ruheloſen Glanz vergeſſen, ich muß aushalten!“

„Majeſtät,“ erwiederte derſelbe, „ich habe dem Sohne zu dienen geſucht, wie ich dem Vater diente; das Schickſal ſcheint es anders zu beſtimmen. Erinnern Sie ſich aber, mein Fürſt, daß die Malesherbes den Bourbonen ſelbſt im Tode treu ſind!“

Chartres machte darauf den Sinnſpruch: „Les males herbes sont fidèles au mort des Bourbons!“ —

Der Abſchied Turgot's war bitterer. Er ſagte: „Wenn Sie für Nordamerika Ihr Heer marſchiren laſſen, Sire, werden Ihnen die eigenen Soldaten die Republik in's Haus bringen!!“ —

Auf Turgot folgte Necker, auf Mouy Graf St. Germain, auf Malesherbes Graf Vergennes. Der philoſophiſchen Freunde des todten Dauphin, der unruhigen Reformatoren, war man nun entledigt, welche das Wort „Mißbräuche“ ſtets im Munde führten, über welches das Volk ſchon den Witz gemacht hatte:

„Der König iſt bereits bekehrt,
Daß er ſelbſt zu den Mißbräuchen gehört!“ — —

Der holde Traum von Trianon, der flüchtig wiedergeborene, verſank zum zweiten Male, und für immer in's Nichts zurück. —

„Der tolle Tag“ oder „die Hochzeit des Figaro“ war beendet. Die Entlaſſung ſeiner Freunde Turgot und Malesherbes, die Vermehrung der Adelsrechte, in Folge deren die Hoffnungsloſigkeit Conti's und das Uebergewicht der Partei Maurepas-Artois, hatten des Dichters Galle er-

regt und das attiſche Salz noch beißender, brennender gemacht, mit dem er ſeine Poeſie ausgeſtattet. Ein Vorgang, welcher zu einem ziemlich luſtigen Hof- und Stadtgeſpräch Anlaß gab, verſtärkte noch den pikanten Reiz derſelben. Graf Falcoz de la Blache lebte mit ſeiner Gemahlin Roſa, ſeit ihr Vater St. Albin geſtorben war, in größtem Zerwürfniß. Seine Liebesabenteuer waren ſtadtkundig. In dem malitiöſen Gefühle, ſich doch gegen den Gatten revanchiren zu müſſen, hatte die Frau Gräfin nun ihren Pagen, den neunzehnjährigen Seraphin de Gaugelat, recht intereſſant gefunden; der Kleine hatte gehorſam dies Intereſſe erwiedert, und es war öffentliches Geheimniß, daß Herr Falcoz fortan als — Aktäon umherlief, um von der Meute des böſen Leumunds zerriſſen zu werden! Gab es etwas Himmliſcheres für Beaumarchais als dieſe Geſchichte? —

Literarhiſtoriker kennen wohl das Original von Beaumarchais' Hochzeit des Figaro, aber die Wenigſten wiſſen, daß die Charaktere des Stücks zur Zeit lebenden Perſonen angehörten. Graf Almaviva, der Suſanne verführen will, der Ariſtokrat mit dem jus primae noctis war Falcoz de la Blache, Roſine — Gräfin Roſa ſeine Gemahlin, die ewig Vernachläſſigte, welche endlich auf dumme

Gedanken verfällt. Figaro iſt Beaumarchais ſelbſt, mit ſeinem luſtigen weiblichen Pendant, ſeiner unſterblichen Suſanne, ein Ehehaar der Ränke, des Witzes, das ſeine Gegner zu Schanden macht. Marceline, die Haushälterin, in der Gerichtsſcene geradezu Marceline de Ver—catour genannt, was faſt wie — Vendatour klang, die entdeckte Mutter Figaro's, trug das Portrait Dianens; der verliebte Page Cherubin glich Seraphin de Gaugelat, die Figuren Bartolo und Baſilio — Abbé Terray und Maupeau, endlich der famoſe ſtotternde Richter Don Guzman-Bridoiſon war der köſtliche Doppelgänger Brian de Goëſman's. Der Spott ließ ſich mit Händen greifen, und jede Wendung der Handlung war eine ironiſche Schilderung der damaligen, verwilderten Sitten. Nun erſt der Dialog! — Eine ſolche Sprache hatte es vordem in Frankreich gar nicht gegeben, und die viel beklatſchten philoſophiſchen Sentenzen Voltaire's waren Waſſer dagegen. — Der jetzt öfters kränkelnde, mißgeſtimmte Conti, Naſſau-Siegen, Turgot und Malesherbes hörten es zuerſt und waren außer ſich vor Vergnügen. „O Sie Mörder," rief Conti, Sie tödten Ihre Opfer durch Gelächter!" — Siegen erzählte der Königin und Artois davon, und dieſe wollten das Stück hören. Man beſtimmte einen

Tag, wo der Monarch auf der Jagd war, und lud dazu nach Trianon einen auserwählten Cirkel, groß genug, um als Publikum zu gelten, vornehm und excluſiv genug, eine Privatgeſellſchaft der Königin zu ſein. — Beaumarchais las das Stück mit Hülfe Lecain's, Preville's, der Clairon und Dumenil. Man ſprach es, das Manuſcript in der Hand, auf dem kleinen Schloßtheater, welches erſt kürzlich für die Königin vollendet worden. Chartres fehlte auch nicht, und den Miniſtern Maurepas und Vergennes konnte man den Wunſch, zugegen zu ſein, unmöglich abſchlagen. — Suſanne befand ſich neben Gräfin Gorzka in der Seitenloge.

Das jus primae noctis und die Anſtrengungen des Herrn Grafen um Suſanne riefen gleich in den erſten Scenen ironiſches Lächeln hervor. Der Disput zwiſchen Bartolo und Marcelinen, und die Floskel: „Sei ſchön, wenn Du kannſt, tugendhaft, wenn Du Luſt haſt, aber nimm Deines guten Namens wahr, denn das mußt Du!“ erweckten ſeltſame Neugier. „Wen hat er denn mit ihr gemeint?“ flüſterte es rings. — Den Pagen Cherubin, deſſen „Herz ſich ſeit einiger Zeit bewegt, wenn er eine Frau ſieht,“ empfing ungeheurer Applaus, es war die Schadenfreude an der Bla-

mage eines edlen Standesgenoſſen. — Der zweite Act war ſchon pikanter. Ein Schlag ging der Verſammlung durch die Glieder, als auf die Aeußerung: „Höfling zu ſein, wäre ein ſchweres Gewerbe,“ Figaro lachend die Achſeln zuckte. „Empfangen, nehmen, fordern! In den drei Worten liegt ſein ganzes Geheimniß!“ Die Königin lachte hell auf und applaudirte, man applaudirte alſo mit! Die Komik der folgenden Handlung, die Pagenſcene, die ſtets neue Dupirung des Grafen riſſen das Auditorium hin. Daß die Gräfin ſagte: „ſie wolle ſich zu den Urſulinerinnen zurückziehen,“ machte dagegen alle Frömmler wüthend. Der unwillkürliche Lachreiz ſiegte bei der Mehrzahl indeß immer wieder und ſteigerte ſich zu einem fortdauernden Jubel, zwiſchen den hindurch es indeß manchmal wie ein kalter Schreck über die Verſammlung fuhr. Die Definition des Adeligen, „der nur ein Menſch ſei, welcher ſich die Mühe nahm, geboren zu werden,“ — war eine furchtbare Pille, die man lachend verſchlucken mußte, weil die Königin, Conti, Siegen, eine Menge Officiere und philoſophiſche Köpfe voll Enthuſiasmus glühten. Der große Monolog über Diplomatie und Politik kam. — „Politik? Die kenne ich, mit der habt Ihr Euch nicht zu brüſten! Sich

ſtellen, als ob man wiſſe, was man nicht weiß, und das nicht wiſſe, was man weiß, daß man begreife, was man nicht verſteht, und nicht höre, was man hört; beſonders mehr zu können, als man kann, als wichtiges Geheimniß verheimlichen, daß man keins hat, ſich mit bedeutſamer Miene einſchließen, um Federn zu ſchneiden, und tief zu forſchen ſcheinen, wenn's hier oben hohl iſt, eine Perſon gut und auch ſchlecht anſchreiben, Spione ſchicken, Verräther beſolden, Siegel auflöſen, Briefe unterſchlagen, und die Armſeligkeit ſeiner Hülfsmittel durch die Wichtigkeit der Gegenſtände zu adeln — wenn das nicht die ganze Politik iſt, will ich des Todes ſein!!" — Das war nicht mehr auszuhalten. Maupeau und Vergennes ſchienen im Begriff, ſich zu entfernen. „Herzogin von Noailles," ſagte Antoinette ziemlich laut, „fragen Sie doch die Herren Miniſter, ob ſie ſich beleidigt fühlen?" — Die Miniſter mußten bleiben. Das Erſcheinen des Richters Bridoiſon entſchied den Erfolg des Werkes. Als Lecain ſtotternd begann, rief das ganze hohe Auditorium jauchzend: „Goësman! Goësman!" Man vergaß Rang, Etiquette und perſönliche Gereiztheit; in dieſer Figur und der Gerichtsſcene ja ſtand das Parlament Maupeau und Caron's Proceß vor

Aller Augen. Es kam eine Lachepidemie über die Hörer, die durch keine Rückſicht mehr zu mäßigen war. Wie Marcelinens Zuname: Ver—catour ertönte, fragte eine der Hofdamen ganz naiv: „Vendatour?“ Das Geheimniß der Figur war gebrochen, Diane mit ihrem vielbeſtrittenen Verhältniß zu Terray nicht zu verkennen! — Die Entdeckungsſcene des geſtohlenen und verlorenen Kindes wurde deshalb mit athemloſer Neugier gehört. Der Monolog über die Wahrheit, des Grafen Verlegenheit durch Fanchette, ſchließlich der meiſterhafte Monolog: „O Weiber, Weiber, Weiber!“ welcher Alles enthält, was an Witz, Bosheit, Eleganz und Charakteriſtik je ein Mund geſprochen; ſchließlich die Nachtſcene bei den Pavillons, in welcher der Graf entlarvt und beſchämt wird, vollendeten einen Triumph, der um ſo unvergleichlicher war, als die Partei der Angegriffenen, der Adel ſelbſt, über das Stück zu Gericht ſaß. Die Königin ſagte Caron die höchſten Schmeicheleien und verehrte Suſannen zum Andenken ein koſtbares Diamantenbracelet, das ſie von ihrem Arme löſte; Caron ward dicht umdrängt von vornehmen Bewunderern. — Maurepas trat auch heran, aber heftig gereizt.

„Nun, da Sie Ihren Ruhm forthaben, mein

Herr, braucht man Ihr Stück ja wohl nicht erſt zu ſpielen?!"

„O, im Gegentheil, man wird es ſogar bald ſpielen; Ihro Majeſtät hat es mir eben zugeſagt!"

„So ſo, das iſt ja recht ſchön! So lange ich aber Miniſter bin, wird man es nie geben!"

„Wirklich? Ei, ich kann auf Ihre Entlaſſung warten! Inzwiſchen werde ich die Zeit benutzen, eine Sammlung von Couplets herauszugeben, welche mein poetiſcher College Maurepas einſt, für die Fiſchweiber verfaßte. Sie allein ſind es die mich inſpirirt haben, alſo iſt eine Liebe der andern werth. Uebrigens ob man die „Hochzeit" giebt oder nicht, unter die Leute kommen ſoll ſie ſchon, Herr Miniſter!"

Das Gelächter ringsum ſchloß Maurepas den Mund; er ging. Die Prinzen Artois und Provence waren am empörteſten unter Allen. Sie würdigten Beaumarchais keines Blickes und bezwangen ihren Groll nur vor der Königin. Die Hochzeit des Figaro hatte ſie zu Feinden Beaumarchais' gemacht. Chartres hingegen war über die Maßen vergnügt.

„Mit dieſem Menſchen habe ich doch ein ſeltſames Fatum!" flüſterte er zu Sillery. „Was

ich und Papa auch gegen ihn unternommen, Alles ſchlug fehl, und dennoch fängt er immer wieder Dinge an, die unſerem Vortheil in die Hände arbeiten. Es wäre wirklich ungeſchickt, wenn man ihn nicht gewähren ließe!" — —

Maurepas, von den Prinzen unterſtützt, hatte am andern Tage nichts Eiligeres zu thun, als ſich bei ſeinem jungen Könige über Figaro's Hochzeit bitter zu beklagen, ihm einige ſcharfe Stellen zu citiren und auf die Gefahr aufmerkſam zu machen, welche die Veröffentlichung des Stückes durch Bühne und Buchhandel für die Autorität der Regierung haben mußte. Ludwig XVI. hielt von Kindesbeinen an viel auf Dehors und Würde. Je weniger ſelbſtſtändig er ſich fühlte, deſto ängſtlicher bewahrte er die Form. — „Ich befehle Ihnen ausdrücklich, Herr von Maurepas, dieſes aufrühreriſche Machwerk zu verbieten; es thut mir ſehr leid, daß man die Königin zu der Vorleſung verleitet hat!!"

Die Folge war, daß Maurepas an die Directoren der menus plaisirs, an die Cenſoren und Verleger eine ſcharfe Warnung vor dem Stücke erließ.

„Ach, der gute Maurepas," lachte Caron, „er will mich mit Gewalt unter die Sterne ver-

ſetzen! Man wird die Hochzeit nun deſto öfter ſpielen!"

Mochten die Miniſter und Prinzen auch dagegen ſein, der König auch die Königin tadeln, daß ſie Caron's Drama protegire, mochte man in Folge deſſen ſelbſt den Dichter nicht mehr bei Hofe erſcheinen laſſen, die Senſation, welche ſein Werk in den Hofkreiſen gemacht, war nicht wegzuläugnen! Conti hatte ja öffentlich zu Caron geſagt: „Meine Geburt, Verehrter, wird vielleicht gut genug ſein, daß Sie morgen mit mir ſpeiſen, ich ſitze gern mit der Wahrheit zu Tiſche!" — Alles, was zu der neuen philoſophiſchen und liberal politiſchen Richtung unter Adel, Magiſtratur, Parlament und Heer gehörte, bedrängte Beaumarchais mit Einladungen und Bitten, ſein Stück doch zu leſen. Weder ein königlicher Machtſpruch, noch ein miniſterielles Verbot vermochte in die begierigen Salons zu dringen, und Caron las überall ſein Stück; es wurde förmlich Mode, Figaro's Hochzeit zu hören, und die beißenden Aperçus, welche darin verſtreut waren, gingen von Mund zu Mund, kamen aus den Salons in die Gerichtshallen, die Parlamentsſitzungen, die Kaffeehäuſer und endlich auf die Boulevards! Niemand hatte das Stück geleſen,

Niemand beſaß es, aber alle Welt citirte ſeinen Inhalt.

Um dieſe Zeit ging ein ſchönes, edles Leben zu Ende, ein Leben, im Dienſt des Vaterlandes und ſeiner Beglückung ergraut, welches ſich jetzt mit dem trüben Reſultate ſchloß, wie Alles ſo vergeblich geweſen! Prinz Conti, der Volksfreund, der Stolz des Parlaments, ſtarb zum Jubel der Orleans, die ihn haßten, der Prinzen Artois und Provence, die in ihm ihren Mentor ſcheuten, Maurepas', der ſeinen Einfluß fürchtete. Mit ihm verloren Caron und Suſanne ihren älteſten Gönner, Naſſau-Siegen und Louiſe de Lamballe ihren kräftigſten Schutz. Nachdem er von Turgot, Malesherbes und Beaumarchais Abſchied genommen, legte er die Hand ſeiner Nichte in die des Fürſten.

„Gott verſagte mir auch den letzten Wunſch, Euch Beide für immer vereint zu ſehen. Dies iſt die ſchwerſte, Gottlob auch die letzte meiner Täuſchungen. Macht ſie zu nichte, ich beſchwöre Euch! Das Geſchick dieſes Landes wird ſich unaufhaltſam erfüllen. Seit Turgot und Malesherbes fielen, das monarchiſche Frankreich den ungeheuren Widerſpruch gebar, in Amerika eine republikaniſche Umwälzung zu begünſtigen, — iſt für dies Jahrhun-

dert nichts mehr zu erwarten. Sei meiner Louiſe Schutz, Naſſau! Dein ritterlich Herz, Deine heiße Liebe wache über ihrer Wohlfahrt und führe ſie aus allen Unwettern, das walte Gott! — Wenn ich todt bin, laßt mich in den Ordensmantel hüllen, ich habe ja im Leben immer mein Kreuz getragen!" —

3.

Eine königliche Uebereilung.

Der neue Kriegsminiſter Graf St. Germain war ein alter Haudegen, dem die Kriegsordnung Friedrich's II. über Alles ging. Er wurde beauftragt, Armee und Marine für die kriegeriſchen Ereigniſſe, denen man entgegen zu gehen ſchien, geſchickt zu machen. Durch den Herzog von Chartres aufgeredet, der dabei ſeine Abſicht hatte, begann er auch ſogleich die königlichen Haustruppen aufzulöſen, weil ſie, wie er behauptete und — leider auch bewies, zu viel koſteten. Erſt nahm er den Prinzen von Geblüt ihre Hausgarden, löſte das Corps der Gensd'armen, das Regiment Königin-Dragoner, die Leib Chevauxlegers auf, und ſteckte die Mannſchaften in die Feldregimenter.

Jetzt projectirte er, — allein die Schweizer des Königs schonend, auch die Nobelgarden aufzuheben. Fürst Nassau's Stellung war bedroht! Mit ihr verlor er ja jegliche Hoffnung und sank wieder auf's alte Abenteurerthum zurück. — Er hatte deshalb beschlossen, sich unter allen Umständen der Königin zu entdecken, und Lamballe, wiewohl ängstlich zagend, willigte ein. — Marie Antoinette hingegen strebte, je mehr sie den König durch Maurepas von sich abgelenkt und sich vernachlässigt sah, den Funken ehelicher Liebe in Ludwig XVI. zu erwecken, und um so offener zeigte sie ihre Huld für Siegen, um so sichtbarer wendete sie muthwillige List und Coquetterie an, die Eifersucht des Monarchen zu erregen. Was die Königin zu diesem Beginnen noch leidenschaftlicher aufstachelte, war der tiefe Schmerz, die brennende Eifersucht, welche sie wider Prinzessin Artois empfand, die eben einen Prinzen geboren, der also thronfähig war, weil Provence keine Kinder hatte, und welchen das Pariser Volk bereits mit dem Namen „Dauphin" begrüßt hatte. Die empörten Gefühle der verschmähten Frau, der gekränkten, kinderlosen Königin trieben sie zu Handlungen, an deren Folgen sie nicht dachte. — Nassau fühlte so gut wie Louise das Gefährliche der Situation; ihm war nicht

fremd, was man flüſterte, deshalb that er auch alle ſeine Schritte bei der Königin mit der natürlichen Unſicherheit, die uns befällt, wenn wir fürchten, mißdeutet zu werden. Um ſo mehr war es an der Zeit, allen Mißdeutungen eben ein Ende zu machen. — Schon mehrere Male hatte er die Königin allein bei ihren Spaziergängen begleitet, erſt ſchüchtern, dann dringender ihr die Gefahr vorgeſtellt, in der er, wenn St. Germain ſeine Reduction der Haustruppen fortſetze, gerathen müſſe, und ſie um ihren Beiſtand gebeten. Eine vielleicht falſche, aber erklärliche Furcht hatte ihn noch immer von ſeiner Liebe zu Louiſen ſchweigen laſſen. Die Königin verſprach, Alles zu thun, um das Corps zu retten, hatte mehrmals Gelegenheit genommen, mit dem König eindringlich hierüber zu ſprechen, Ludwig war aber finſter ausgewichen. Nun drängte die Entſcheidung! Naſſau fühlte, daß ihm kein Ausweg blieb. Antoinette hingegen erblickte jetzt in der argwöhniſchen Verſtimmung ihres Gemahls mit Wonne gewiſſe Vorzeichen des Argwohns, und ſuchte denſelben zu verſtärken. —

Der König befand ſich in ſeinen Privatgemächern zu Trianon, welche rückwärts nach dem Park blickten. Seit einigen Tagen war er ausnehmend gereizt, unruhig, vermied das Auge ſei-

ner Umgebungen, und ließ, außer den vortragenden Miniſter, nur ſeine Brüder in ſein Cabinet. Aber er arbeitete nicht, ging nicht auf die Jagd, keine ſeiner einſamen Lieblingsbeſchäftigungen wußte ihn zu feſſeln, denn es ſtand ſeiner Seele eine Umwälzung bevor, die er nur mühſam zu unterdrücken ſuchte. — Unten im Park lachte und tändelte indeß Madame Antoinette mit ihren Cavalieren und Damen, mit Chartres, Provence und Siegen, denn ſie wußte durch heimliche Erkundigungen wohl, wie es mit Ludwig ſtand, und je ſonderbarer er wurde, deſto unbekümmerter, flatterhafter, deſto herausfordernder erſchien ihr Benehmen.

Ludwig ging heftig in ſeinem Zimmer auf und nieder, und warf mitunter einen ſcheuen Blick durch's Fenſter, an welchem ſein jüngſter Bruder ſtand, hinab auf die lachende Geſellſchaft.

„Ich glaube Dir nicht, Artois, nimmermehr! Und wenn Du auch zehnmal ſchwörſt, Chartres habe Beide mehrmals bei einem tête-à-tête belauſcht, ich kann das nimmer von ihr denken! Weil Ihr ſelbſt elende Ehemänner ſeid, wollt Ihr auch mich dazu machen. Euer Leichtſinn, Euer ſchwelgeriſch Leben hat Euch das weibliche Geſchlecht verachten gelehrt, aber ich glaube noch an Frauentugend! Dies ſchöne offene Geſicht kann

nicht lügen, an wen die Natur ſo allen Liebreiz verſchwendete, in dem kann nicht Falſchheit und niedriges Laſter wohnen!!" —

„Mein königlicher Bruder, wer die Wahrheit ſagt, ſpielt ſtets eine unglückſelige Rolle. Es handelt ſich hierbei aber nicht allein um das Glück Ihres Herzens, ſondern um die Würde der Krone, um das Loos Frankreichs! Wollen Sie ehrlich ſein, müſſen Sie doch geſtehen, daß Sie Antoinette niemals geliebt haben und —"

„Aber ich habe ſie nie gehaßt, und jetzt liebe ich ſie! Es iſt unmöglich, ſie anzuſehen und ſie zu haſſen! Ich hatte keine Sinne, als ich mich gegen ſie ſtets von Euch aufreden ließ!!"

„Es giebt aber ſehr viel ſchöne Frauen, die man nicht haſſen kann! Dieſe Heirath war, wie die meine, eine Infamie Choiſeul's, der uns an Oeſterreich verkaufte. Gab's je ein Glied des Hauſes Habsburg, das nicht falſch war? — Antoinette liebt Sie nicht, und Königinnen — ohne Kinder ſind das Verächtlichſte unter der Sonne! Warum haßt Madame denn Cardinal Rohan? Weil er dahinter kam, daß ſie bereits als Prinzeſſin mit ihren Kammerherren in Wien ein par amour zu unterhalten wußte, und er Choiſeul vor dieſer Ehe warnte! Aber dem Miniſter war gerade

darum zu thun, daß Sie einſt kinderlos ſeien, weil er nur, wenn Sie iſolirt lebten, hoffen dürfte, unter Ihrer Monarchie ſeine Gewalt fortzuſetzen!!! Im Namen Ihrer königlichen Würde, im Namen Frankreichs fordere ich Sie auf, dem Verhältniß mit Naſſau-Siegen auf den Grund zu gehen!! Schaudern Sie nicht vor den Folgen? Wären Sie denn der erſte Souverän, welcher ſich von einer unfruchtbaren Gattin trennte?!" —

Der König antwortete nicht. Er hielt ſich die fieberiſch glühende Stirn, unter der ſich die gräßlichſten Gedanken kreuzten. „Die Nobelgarde ſoll heut' noch eingehen! Sie können St. Germain wiſſen laſſen, daß ich das Decret zeichnen will! Wann und wo hat Chartres ſie zuſammen geſehn?!" —

„Vor acht Tagen gegen Abend bei der Grotte, und vorgeſtern auf dem Wege nach der Schweizerhütte!"

„Nach der Schweizerhütte!! Und ſie ſtellte ſich, als ob ſie mir mit ihr eine Ueberraſchung bereiten wolle, während ſie ſich ein Aſyl ihrer Verbrechen ſchuf, ein bequemes Verſteck für verbotene Liebe! Sie! Und eine Königin!!"

„Wenn ich nicht irre, will ſie eben wieder eine Promenade mit dem Fürſten hinauf nach Klein-

Trianon unternehmen. Ich sehe die Lamballe und Noailles, Chartres und Provence sich auf ihren Wink zurückziehen. Da! — Bei Gott, sie geht mit ihm allein!! Nun, ich gestehe, auffälliger kann die pflichtvergessene Frau eines Bürgerlichen selbst ihre Untreue nicht machen!!"

Der König war heftig an's Fenster getreten und sah seine Gemahlin ihrer Umgebung Aufträge ertheilen und, — einen verstohlenen Blick emporwerfend, sich mit einer scherzhaften Bemerkung umwenden und, den Strohhut am Arm, lustig plaudernd nebst Nassau-Siegen im Parkwege verschwinden.

„Artois, begleite mich! Bei den Gebeinen unserer Eltern, ich mach' ein Ende mit mir und ihr, ich mach' ein Ende!!" —

„So thun Sie es, wie's einem König geziemt, mein Bruder!"

„Ich werde die Dehors nicht verletzen, Artois, will der Leidenschaft nichts gestatten, was den Monarchen erniedrigt! — Geh' hinab! An der rechten Arkade erwarte mich! Sorge, daß der Weg frei ist!" —

Artois eilte hinab. „Nun, wieder ein Rendezvous, Chartres?" flüsterte er.

„So scheint's, Monseigneur, ich werde wohl recht behalten!“

„Ich hörte selbst, wie Nassau beim Spiel ihr zuflüsterte, ihm die Gunst einer Unterredung zu gewähren!“ sagte Provence.

„Da sie gar so plump ist, mag sie es denn haben,“ lachte Artois. „Das Wetter bricht los, denn unser königlicher Bruder will ihr nach; es wird eine göttliche Scene geben. Seht, daß Ihr nicht auf unserm Wege seid, er erwartet mich bei der rechten Colonnade!“

„Hinter dem Busche ein anonymes Publikum zu bilden, ist doch gestattet?“ spöttelte Provence. „Wenn die Königin promenirt, kann man es ja wohl auch?“

„Und es ist reiner Zufall, trifft man alsdann aufeinander!“ versetzte Chartres. „Lassen Sie uns auf den Anstand!“

Chartres und Provence bogen links ab, während Artois rechts nach den Colonnaden schritt. —

Louise de Lamballe, welche wohl wußte, daß Siegen sich heut' der Königin um jeden Preis entdecken wolle und die größte Angst vor dieser auffälligen Nonchalance Antoinettens empfand, hatte das Aufsehen, die sonderbaren Mienen der Herren und Damen, das hämische Lächeln und Flüstern

der Prinzen wohl bemerkt. Besaß sie auch nicht den Muth, sich selbst der Königin anzuvertrauen, so warf sie in diesem kritischen Moment doch jegliches Bedenken von sich. Es galt ja, Siegen und Antoinetten zu warnen, durch ihr Erscheinen Alles zu verdecken, was etwa die unbedachtsame Antoinette wie den Mann ihrer Liebe blosstellen mochte. Um die Prinzen zu vermeiden, verlor sie sich, nachdem sie Gorzka fortgeschickt, im Mittelwege und folgte dem einsamen Paare.

Die kleine Polin hätte nun den Fürsten nicht so heiß lieben, auf die Königin so wüthend eifersüchtig sein müssen, um still dem Befehle der Herzogin zu gehorchen. Sie ging zwar scheinbar auf ihr Zimmer, aber, nachdem sie Lamballe abwesend sah, eilte sie über den Corridor und erreichte die rechte Colonnade, als Artois eben auf dieselbe zuschritt. Sie huschte hinter den Sockel einer Statue und bückte sich. Der Prinz ging vorüber nach dem Peristyl, das zu der Treppe des Königs führte, und kaum hatte er die Schwelle überschritten, so schlich sie die Stufen hinab nach dem rechten Gange.

Als Artois zur inneren Treppe gelangte, kam der König indeß schon hastig und mit geröthe-

ten Augenlidern herab, er hatte geweint. Das Ludwigsband hing unordentlich auf seiner Bruſt, der Degen ſteckte verdreht im Bandelier.

Artois eilte zu ihm. —„Erlauben Sie, mein, königlicher Herr! Soll man denn an Ihrer Perſon bemerken, was in Ihnen vorgeht?!" Er ordnete ihm Band und Degen.

„'S iſt gut ſo, komm!!" —

Sie eilten den rechten Gang hinab und zwar mit einer Schnelligkeit, daß ſie Gräfin Gorzka's, welche den König am wenigſten auf ihrem Pfade vermuthete, bald anſichtig wurden.

„Die Dame der Lamballe! Halte ſie ſogleich auf, Bruder!" —

Artois ſtürzte vorwärts. Die Polin, welche Tritte hinter ſich hörte, wendete ſich haſtig um und that einen Ausruf des Schreckens.

„Bleiben Sie auf der Stelle ſtehen, Gräfin, der König befiehlt's!" —

Todtenblaß ſtand Gorzka ſtill, ſie ſah den König haſtig herankommen. Trotz ihres Schreckes begriff ſie dunkel, um was es ſich handle, und ſuchte ſich zu faſſen. —

„Warum ſchrien Sie auf wie ein Kind, als Sie uns ſahen, Gräfin?"

„Ach, Majeſtät, ich vermuthete Sie nicht; ich war tödtlich erſchrocken!“

„So, ſo? Was haben Sie denn hier allein zu thun?“

„Ich? — Ach — ja, Herzogin Hoheit von Lamballe war unwohl, — und ſie ging auf ihr Zimmer, und —“

„Ich frage Sie, was Sie hier wollen?!“ —

„O mein Gott, die Königin Majeſtät hat mir ja befohlen, ihr zu folgen!“

„Ihnen? — Wohin denn, wenn ich fragen darf?“ —

„Nach — ach, nach — der Grotte wohl!“ —

„Wiſſen Sie das beſtimmt?“ —

„Oder nach dem Schweizerhaus! O Majeſtät, ich habe es vergeſſen!“

„Nicht übel, den Befehl ſeiner Königin zu vergeſſen! Sehr ſonderbar! — Gut, wir wollen die Majeſtät zuſammen aufſuchen, folgen Sie!“

„Zu Befehl!“ hauchte ſie und ſchritt wankend hinter Beiden her. —

So war denn das Rendezvous des Fürſten und Antoinettens das Ziel allſeitiger Nachforſchungen. —

Inzwiſchen verfolgte dieſes Paar ſeinen Weg, Naſſau mit fürchterlicher Bangigkeit, denn es galt

das höchſte Gut ſeines Lebens, Antoinette hingegen mit einer Fröhlichkeit und Erregtheit, welche zu gut bewies, daß ſie einer Kataſtrophe entgegenging, die ſie auf alle Fälle wünſchte. Sie ſchritt möglichſt langſam, und als habe ſie des Fürſten Bitte vergeſſen, plauderte ſie von tauſend luſtigen Dingen, an denen wohl Beiden in dieſem Moment wenig genug lag. Naſſau war gräßlich zu Muthe. Er wollte immer reden und kam nicht zu Worte; hätte ſo gern mit einem Fußfall und plötzlicher Eröffnung ſein Geſchick entſchieden, aber dazu war ſchlechterdings keine Gelegenheit. Er wünſchte ſich in dieſem Augenblicke lieber einer Rotte indiſcher Seapoys gegenüber, als einer Frau, die nicht Stich hielt, und bei der er nicht wußte, ob Leichtſinn, kluge Zurückhaltung, oder raffinirteſte Coquetterie vorwaltete.

Endlich erreichte man Klein-Trianon und die Grotte. Antoinette ließ ſich dort auf die Steinbank nieder, einen ſchalkhaften Blick ringsum werfend.

„Seien Sie nicht böſe, daß ich Sie mit allerlei Geſchwätz aufgehalten. Ihr Männer ſeid mit Wünſchen immer leicht bei der Hand, aber unbeſonnen in der Ausführung. Sie wollten mit mir reden, Naſſau, über die Gefahr, welche Ihrer

Stellung droht, ich weiß auch, daß Sie die Hoffnung hegen, meine kaiſerliche Mutter werde ſich durch mich zur Reſtitution Ihres eingezogenen Landes beſtimmen laſſen. Du lieber Gott, was für arme Geſchöpfe ſind doch wir Frauen, ſelbſt wenn wir Königinnen ſind, wir vermögen ſo wenig! Meine hohe Mutter iſt Ihren Wünſchen wohl geneigt, aber mein Bruder Joſeph, der kaiſerliche Mitregent, Ihr entſchiedener Gegner. „Will Naſſau ſein Land haben, ſo nehme er kaiſerliche Dienſte;" ſchreibt er, „einem Franzoſen gebe ich kein deutſches Land!" — Was die Noblegarde betrifft, das iſt auch troſtlos genug. Dieſer Bramarbas St. Germain wird wohl durchdringen; Alles ſoll ja zu Feldregimentern umgeſchmolzen werden für dieſen heilloſen Krieg. Dreimal ſagte ich's bereits dem König, aber er geruhte nie auf meine Bitte einzugehen. Es iſt nur die eine Möglichkeit vorhanden, daß Obriſt d'Affry nämlich mit einem andern Commando und einer höheren Charge abgefunden wird, und Sie das Commando der Schweizergarden übernehmen."

Sie hatte mit ſo vollem Aufgebot von Grazie und Liebenswürdigkeit geſprochen, als wolle ſie die herben Nachrichten durch freundlichſte Zutraulichkeit und zauberiſches Lächeln verſüßen.

Naſſau preßte der Königin Hand heftig an ſeine Lippen: „Meine erhabene Frau,“ erwiederte er beklommen, „Ihre Huld und Güte übertrifft mein geringes Verdienſt, daß ich mich mit Recht vielleicht dem Neide des Hofes, meine Königin dem Verdacht einer allzugroßen Vorliebe für mich ausſetze! Ich würde indeß niemals die hohe Stellung angenommen haben, zu der mich der König um Höchſtſeine und Ihre Perſon berief, mein Stolz würde mir ſicher verbieten, wiederholt Ihren mächtigen Schutz für mich anzurufen, und ich würde mich Ihnen nicht jetzt in entſcheidender Minute mit banger Bitte zu Füßen werfen, gälte es eben nur die bloße Befriedigung meiner Eitelkeit, meines Ehrgeizes, oder das Erlangen eines lange vorenthaltenen Rechts! Naſſau ſelbſt bedarf nur ſeines Degens! Aber es handelt ſich um mehr als Glanz, Ruhm und Macht, ach, um das, was über Allem ſteht, wodurch dies kurze, kampfbewegte Leben erſt Schönheit gewinnt, um die Liebe zu einer hohen, ſchönen Frau, die Ihnen nahe ſteht, deren Geſchick Sie, wie das meine, in mächtigen Händen halten, ohne deren Beſitz ich aber nicht leben mag! Für dieſe Jahre lange, unſägliche Liebe —!!“

„Was führt Sie zu den Füßen der Königin,

Fürſt?!" tönte eine Stimme rauh. Der König ſtand vor ihnen. — Artois, kalt, lächelnd, und die bleiche Gorzka wurden in der Entfernung ſichtbar.

Der Fürſt war aufgeſprungen. Die Königin erhob ſich mit einem leichten Schrei und glühte über und über. Eine qualvolle Pauſe entſtand. —

„Mein königlicher Gemahl," erwiederte ſie raſch, „Fürſt Naſſau-Siegen hat, bei der großen Gefährdung ſeiner Stellung, mir eben ein Geſtändniß gemacht, welches nicht eher empfangen zu haben ich ſehr bedauere; er liebt — er liebt Gräfin Gorzka!"

„Majeſtät!?" rief der Fürſt entſetzt. —

„Aber mein Gott, Fürſt, was iſt noch zu verheimlichen?!" erwiederte Antoinette erſtaunt.

„Artois! Gräfin Gorzka!" herrſchte der König. „Treten Sie näher!"

Beide eilten herzu. —

„Geben Sie mir Ihre Hand, Gräfin!"

Gorzka reichte ſie ihm zitternd und ſcheu. —

„Ich verlobe Sie hierdurch dem Fürſten Otto von Naſſau-Siegen, der von der Königin Majeſtät eben Ihre Hand erbeten! Nach bevorſtehendem Kriege, für den ich dem Fürſten ein ſelbſtſtändiges Commando zur See ertheilen will, ſoll die Hochzeit ſein!"

Ein ſchmerzvoller Seufzer, wie der eines Verendenden, klang durch die Büſche. Es war Louiſe de Lamballe, die Alles vernommmen hatte und ohnmächtig zuſammenſank. Ihr Wehelaut aber ward von dem freudigen Ausruf der ſeligen Gorzka erſtickt, welche die Hände des Königspaares mit Küſſen bedeckte.

„Schon gut, Gräfin!“ ſagte Ludwig finſter. „Prinz, machen Sie dem Hofe das Ereigniß in meinem Namen bekannt! — Ich bitte um Ihren Arm, Majeſtät.“ —

Er winkte kurz und ſchritt mit Antoinetten hinweg. — Naſſau-Siegen ſtand, als hätte die Hölle ſich vor ihm aufgethan. Die blonde Polin trat hocherröthend, geſenkten Hauptes leiſe zu ihm, als erwarte ſie eine Erklärung.

Naſſau-Siegen verbeugte ſich ſtumm vor ihr und eilte hinweg nach der Stelle, woher der Seufzer geklungen. Artois lächelte ironiſch.

Im Gebüſch fand Otto die bleiche Lamballe. Provence und Chartres waren um ſie beſchäftigt.

„Hier iſt allein mein Platz!“ rief der Fürſt mit brechender Stimme und unterſtützte die Wankende. „Herzogin! Nur fort von hier!“ Er führte ſie ſanft hinweg; ſie folgte ihm mechaniſch.

„Was iſt denn aber das?“ rief Provence erſtaunt. „Laſſen Sie uns raſch dorthin zu Artois!“

Sie eilten zu dem Prinzen. „Wiſſen Sie wohl das Neueſte?“ rief dieſer luſtig. „Der König hat eben den Fürſten Naſſau mit Gräfin Gorzka verlobt!“

„Gorzka?!“ prallte Chartres zurück. „Ah, Gräfin, ich gratulire!“ — Dann faßte er die beiden Prinzen am Arm und zog ſie haſtig mit ſich. „Um aller Heiligen willen, kommen Sie, kommen Sie, Hoheiten, ſonſt werde ich noch ohnmächtig vor Lachen! — Die Königin, beim tête-à-tête ertappt, hat ihm — hahaha — die falſche Braut gegeben! Er muß ſie behalten zur — Ehre der Majeſtät!!“ — — —

Inzwiſchen hatte Ludwig mit Antoinette den Weg zum Schweizerhauſe eingeſchlagen; ſie fieberiſch bewegt, glühenden Auges, pochender Bruſt, er gramvoll, das Haupt geſenkt. Als ſie allein waren, ließ er heftig ihren Arm los.

„Sie haben da eine gute Escamotage gewählt, Madame, von der der Fürſt am wenigſten erbaut zu ſein ſcheint! Wenn Sie aber einen Gran fürſtlicher Ehre und Frauentugend beſitzen, wenn Sie in dies Land kamen, um als Vorbild aller Frauen wahren Segen zu verbreiten, anſtatt durch Falſch-

heit, ſittenloſe Künſte und das Spiel der Intrigue Ihr eigenes Glück zu untergraben, ſo haben Sie wenigſtens den Muth, offen Ihren Leichtſinn zu bekennen! Die Habsburger ſind doch ſonſt ſtolz?! Seien Sie alſo wenigſtens fürſtlich genug, nicht beſſer zu erſcheinen, als Sie ſind!!" —

„Sie zürnen auf mich, Ludwig, Sie haſſen, ja Sie verachten mich vielleicht! So will ich die Heiligen wenigſtens für dieſen Ihren Haß und Zorn loben und preiſen, denn dieſe Ihre heftigen Gefühle ſind doch beſſer, als die vernachläſſigende Kälte, mit der Sie mich bisher kränkten, und beweiſen wenigſtens, daß, wenn ich Sie nicht zur Liebe, ich Sie doch wenigſtens zu Etwas in der Welt bewegen kann!" —

„Ich verſtehe Sie nicht, Antoinette! Zur Liebe bewegen?! Sie mich?! Das hätten Sie je gewollt?!!"

„O, Sie haben leider nie bisher die Entdeckung gemacht, Ludwig, daß Ihre Erziehung, Ihr Vorurtheil gegen die Oeſtreicherin, Ihre Umgebungen, denen es Vortheil bringt, Sie gänzlich von mir zu entfernen, ſich vereinten, um Ihre männliche Wahrnehmungskraft ſo ſtumpf zu machen, daß Sie alle Anſtrengungen überſahen, die ich machte, mir Ihr Herz zu gewinnen!! Halten Sie

es denn für ſo gar nichts, daß man unſere Ehe bedauert und belächelt, Prinzeß Artois hochmüthig auf mich herabſehen kann, weil ſie wenigſtens ein Kind, ein Weſen hat, dem ſie ihr Leid klagen, deſſen Wangen ſie mit ihren Thränen benetzen, dem ſie ihre Hoffnungen und Träume widmen kann?! — Ich betrat dies Land, ohne Sie zu lieben, ohne von Ihnen geliebt zu ſein, aber ich kam wenigſtens mit dem redlichen Willen, Ihnen Freundin, Gattin, die Gefährtin Ihrer Mühen zu werden. Ich lernte Ihre ſchlichten Tugenden, lernte — Sie ſelber lieben, Ludwig, und was empfing ich? Kälte, nur Kälte!! — Bin ich denn ein ſo mißgeſtaltetes, ſo haſſenswerthes Geſchöpf, daß ich Ihnen nur höchſtens ein flüchtig kurzes Wohlwollen abgewinne, welches Sie bereuen, ſobald es eben Herrn Maurepas gut ſcheint? Nun, ſo ſenden Sie mich denn meiner königlichen Mutter wieder, es iſt ja gleich, ob mein Herz gebrochen iſt; Rom hat noch keinem Souverän Dispenſation verweigert!" —

Sie ſtand hoch aufgerichtet vor ihm, zum erſten Male eine wirkliche Königin. —

„Antoinette, dies Benehmen aber, Naſſau-Siegen — zu Ihren Füßen!" —

„Ich wußte ſeit ſeiner Ernennung als Chef

der Garde-noble, daß Gorzka ihn liebe, wußte, daß er ein Liebesgeſtändniß auf dem Herzen trage, und daraus ſein Wunſch nach meiner Vermittlung bei Ihnen entſprang. — Geſtehe ich's nur, mein königlicher Gemahl, ich konnte den Gedanken nicht ertragen, ungeliebt von Ihnen zu leben. Ich wollte Ihr Herz erobern, ſei es durch Liſt oder Gewalt. Nennen Sie das unköniglich, leichtfertig, ach, — ich will beſchämt ſchweigen, aber über die Königin geht doch die Frau, und ich verſtehe nicht Königin zu ſein, ohne mich als Frau beglückt zu fühlen! Eiferſüchtig wollte ich Sie machen, und wählte dazu Denjenigen, deſſen Herz am weiteſten von mir entfernt war, der aber meiner Gunſt am meiſten bedurfte. Habe ich mich doch mit falſcher Hoffnung betrogen, Ludwig? !— Dann laſſen Sie mich weinen, daß ich umſonſt den Verdacht geweckt und mich nur erniedrigt habe, um erbarmungslos im Staube zu enden, weil ich Sie ſo thöricht liebte!!" —

Der König faßte ihre Hand und küßte ſie. „Können Sie mir die Wahrheit deſſen auch bei Ihrer Seligkeit beſchwören?!"

„Ich ſchwöre es! Durch Noth und Tod werde ich Sie lieben, und ſollte ich ſelbſt mit meinem Blute meine Treue gegen Sie beſiegeln!"

„So verzeihe mir, theure Frau, Du meine ächte, rechte Königin! Mein ganzes Leben wird ein Bemühen ſein, Dich die Thränen vergeſſen zu machen, die Du um den blöden, finſtern Ludwig geweint!!“ Er umarmte ſie und küßte ſie heftig. — „Sage mir nur auch aufrichtig, Antoinette, wer gab Dir denn dieſen gefährlichen Muth?“

„Eine ſehr böſe Dichtung, mein Theurer, die Ihnen recht mißfällt, — die Hochzeit des Figaro.“ —

„Dieſer Beaumarchais ſcheint mir ja alle Leute närriſch zu machen!“ — — —

Seit jenem Tage war der König gegen ſeine Gemahlin wie verwandelt. Marie Antoinette hatte das Glück, ſich geliebt zu ſehen, durch das Elend der liebſten Freundin erkauft. — Als der Fürſt Louiſe de Lamballe nach dem Schloſſe zurückgeführt, unfähig, dem grenzenloſen Jammer ſeiner Bruſt Worte zu leihen, hatte ſie ihm bei den Arkaden die Hand gedrückt und leiſe geſagt: „Wie ich geſchworen, werde ich Sie ewig lieben, aber Sie ſehen, ein Verhängniß iſt über uns, — wir dürfen nicht glücklich ſein!“ —

Am andern Tage richtete der Fürſt an Gräfin Gorzka folgende Zeilen:

„Es hat dem Monarchen gefallen, Gräfin, mich Ihnen zu verloben. Ich gehorche, weil ich muß, und weder die Königin noch eine edle Dame wie Sie tödtlich beleidigen darf. Ich wünſchte deshalb auch von Herzen, Ihr Gemüth ſchonen zu dürfen, denn mir ſind Ihre Gefühle heilig, auch wenn ich ſie nicht theile. Ich werde als Ihr Verlobter ſterben, aber haben Sie die Barmherzigkeit, nie zu erwarten, daß ich vor dem Altare Ihnen die Treue ſchwöre, welche längſt der Herzogin von Lamballe gehört!! — Man hat Sie getäuſcht! — Laſſen Sie uns Beide ſtumm die entſetzlichen Folgen königlicher Eigenſucht tragen, und verzeihen Sie, wenn ich Sie kränkte. Es iſt aber zwiefache Ehrenpflicht für mich, Sie nicht einen Augenblick über meine wahren Geſinnungen zu täuſchen! Bald, hoff' ich, kommt der Krieg. Vielleicht quittirt eine — Kugel unſere gegenſeitigen Pflichten!" — —

Caron und Suſanne vernahmen dieſe unglückliche Wendung im Geſchicke ihrer Freunde mit wahrem Schmerz.

„Soll denn," rief Beaumarchais außer ſich, „egoiſtiſche Laune, thörichtes Mißverſtehen, die rückſichtsloſe Uebereilung dieſer elenden Verlobung, nur weil ein König und eine Königin ſie begingen,

zwei Herzen trennen, welche Gott für einander bestimmt? Soll ein Mißgriff unwiderruflich sein, weil ein Monarch ihn that, und alle unsere Mühen, Sie und die Herzogin beglückt zu sehen, müßten an der grenzenlosen Narrheit einer Minute scheitern? Nein, mein fürstlicher Freund, lassen Sie nicht allen Muth sinken! Ihrem Mißgeschicke, vom Zufall scheinbar herbeigeführt, liegt Tieferes zum Grunde! Daß man Sie jetzt gerade von Louisen riß, man den alten Schutz des Königspaares, die Haustruppen auflöste und Ihre Stellung untergrub, scheint mir vielmehr das Werk der Intrigue, und wo etwas Schlimmes geschieht, wird Chartres nimmer weit sein. Ich werde es erfahren, werde Ihr Anwalt werden, wie Sie der meine in der Noth gewesen, und wenn ein Gewaltspruch Ihnen die Herzogin entriß, auf mein Wort, dann muß der Krieg oder — die Revolution sie Ihnen wiedergeben!! Ich habe noch Pfeile genug im Köcher für die schleichende Hydra der Niedertracht!" — — —

Der Krieg, der heiß ersehnte, und für Frankreichs Lage so unheilvolle, kam. Der Feldherr der Engländer Burgoyne war von Georg Washington bei Saratoga auf's Haupt geschlagen. Benjamin Franklin, von dem Turgot selbst einst gesagt:

Eripuit coelo fulmen sceptrumque tyrannis (er entriß dem Himmel den Blitz und den Tyrannen das Scepter) erſchien mit ſeinem Collegen Deane als Deputirter der freien Union Nordamerikas zu Paris und Verſailles, um Frankreich zu einer Allianz gegen England zu beſtimmen. Der jugendliche Lafayette eilte mit Meinungsgenoſſen zum Kampf für die Union, und Beaumarchais hatte ſich den Amerikanern für acht Millionen Livres Waffen zu liefern anheiſchig gemacht. Krieg gegen England, Krieg für die Republik der amerikaniſchen Union war das Feldgeſchrei der Franzoſen! — Die Autorität von Franklin's perſönlich bedeutſamer Erſcheinung, der ſtürmiſche Wille des Publikums drängte Maurepas, den Krieg gegen England zu beginnen, mit Amerika einen Freundſchafts- und Handelstractat einzugehen.

„Aus der Wüſte in die Wüſte!!" — Lamballe's ahnungsvoller Ausſpruch hatte ſich bewährt. Auf's Glück der Liebe hatte ſie nun ſtumm verzichtet, um ſich allein Antoinetten zu widmen, der Frau, deren Eheglück ſie ſo ſchwer erkauft hatte. Sie vermied Siegen, und weibliche Scham wie fürſtlicher Stolz hielten ſie ab, der königlichen Freundin den tiefen Schmerz ihrer Seele zu verrathen. Ihr ſtarker Wille, ihr kräftiger Charakter ließ ſie

ſich auf's Aeußerſte zwingen und verſtellen, und Niemand ahnte bei dieſer nun bläſſer, doch um ſo ſchöner gewordenen, mild lächelnden Frau, daß ſie eben nur ihr gebrochenes Herz mit ſtolzer Hoheit zu Grabe trug. Kein Wort ward zwiſchen ihr und Gorzka, welche die Königin zu ihrer Palaſtdame erhoben, gewechſelt. Siegen, bisher durch ſeine Hoffnungen auf Louiſen zum Höfling wider ſeine Natur gemacht, ward durch die gänzliche Vernichtung derſelben in jene alte Reckenwuth ſeiner abenteuerlichen Jugend zurückgeſchleudert. Er mied die galanten Hofkreiſe möglichſt, um, wie er ſagte, ſich für den Krieg zu ſchulen, begann das frühere Soldatenleben wieder, und aus dieſer Epoche ſeines Lebens ſtammen die tollen Reiterkünſte und Duellaffairen, welche ihn unter dem Militäradel berühmt machten. — Das königliche Paar hätte ſo gut wie andere Leute bei Hofe den Grund ſeines veränderten Benehmens, Lamballe's ſtolzen Ernſt und Gorzka's unbräutliche Traurigkeit errathen können, wenn es jetzt nicht mit ſich ſelbſt zu ſehr beſchäftigt geweſen wäre. Das Glück machte ſie blind für Anderer Schmerz, die erwachte Liebe warf den jungen König in's andere Extrem und machte ihn zu Antoinettens Sclaven. Da Naſſau nun ſeinen Schmerz

mit einem wahrhaft verwegenen Humor trug, verſtand man ihn falſch und hielt für Kampfesdurſt und Ehrbegier, was lichte Verzweiflung war, hielt Gorzka's Melancholie für Beſorgniß, den muthigen Verlobten der Gefahr des Kriegs entgegeneilen zu ſehen. — —

Beaumarchais hatte bereits ſeinen Entſchädigungsproceß nach Anweiſung des Königs beim Parlament zu Aix angeſtrengt und veröffentlichte jetzt ein Mémoire, das letzte, fürchterlichſte, in welchem er ſein ganzes Verhältniß zu la Blache von dem Augenblick an, wo er Suſannen den Nachſtellungen deſſelben zu Paſſy entriſſen, bis zu dem Augenblick darthat, wo er, durch den Proceß Goëſman zur Zahlung an ihn verdammt war. Das Intereſſe, welches man ſeinen Kämpfen und der „Hochzeit des Figaro" widmete, der Fluch, welcher auf la Blache fiel, ward jetzt in einer Weiſe entfeſſelt, die über alle Beſchreibung ging und ſelbſt das Intereſſe für Amerika plötzlich in Schatten ſtellte. La Blache wurde verurtheilt, die gezahlten hundertfünfzigtauſend Livres herauszugeben, ferner ſiebzigtauſendſechshundertfünfundzwanzig Livres aus Duverney's Nachlaß, nebſt Koſten, Zinſen und Schadenerſatz zu erſtatten. — Des Grafen Vermögen, durch unſinnige

Verſchwendung längſt verwüſtet, ward ganz ruinirt, ſeine offenbare Schande verſchloß ihm die Thüren ſeiner Standesgenoſſen.

Er wartete nicht die Vollendung ſeines Ruins ab! Als er das Urtheil des Parlaments empfing, ritt er hinaus nach ſeinem Beſitzthum Paſſy. Im Garten, an der Stelle, wo er Suſanne zuerſt geſehen, — erſchoß er ſich! So endete Graf Falcoz de la Blache, der tolle Almaviva!! — —

Das mordende Mémoire Beaumarchais' ward auch einer andern Partei unheilbringend. Er hatte darin Terray und Diane de Vendatour durch Citate und Anſpielungen auf Marceline und Bartolo aus ſeiner Hochzeit einem überaus entehrenden Verdachte preisgegeben. — Beaumont, der Erzbiſchof von Paris, ließ den Schimpf, welcher ſeinem Stande zu einer Zeit angethan wurde, welche ohnedies denſelben anfeindete, nicht ruhig ſitzen. Er beſchwerte ſich perſönlich beim Könige, und Ludwig XVI., höchſt erbittert, ließ Caron in die Conciergerie ſetzen. — Als Beaumarchais abgeführt wurde, befahl er Suſannen, das Documentenkäſtchen durch Herzogin von Lamballe an die Königin gelangen zu laſſen, welche ihm, wie er wußte, noch immer gewogen war. —

Als Marie Antoinette dieſe Papiere ange-

ſehen, begab ſie ſich ſogleich in's Cabinet des Königs.

„Mein erhabener Gemahl, Sie haben Beaumarchais gefangen ſetzen laſſen und er ſoll zur Rechenſchaft gezogen werden. Ich weiß auch, daß Sie ihm wegen der „Hochzeit des Figaro" übel wollen. Leſen Sie indeß dieſe Schriften, welche er mir eben geſendet hat, und urtheilen Sie ſelbſt, welche Wirkung dieſelben als Zeugniſſe in ſeiner Hand haben müßten, wenn man ihm den Proceß macht!"

Der König prüfte die Schriften. Dann erhob er ſich finſter und ſchellte. — „Man rufe ſogleich Erzbiſchof Beaumont! Er ſoll kommen, und ſäße er im Beichtſtuhl!!!" — Der Courier ritt nach fünf Minuten ab.

„Antoinette, ich danke Dir," ſagte Ludwig, „daß Du mich vor großem Unrecht bewahrt haſt! Man muß Beaumarchais augenblicklich frei laſſen! Es iſt ſogar ein Act der Loyalität von ihm, daß er dem Könige und nicht dem Gericht dieſe Beweiſe anvertraute!"

„Und wollen Sie ihn denn nicht freundlicher behandeln? Soll der Ehrgeiz ſeines Lebens, „die Hochzeit," welche mir ſo viel Glück brachte, nie gegeben werden? Man thut doch beſſer, Sir, gefähr-

liche, aber doch ehrliebende, treue Männer zu ſchonen und zu fördern, als durch ſie noch die Zahl der Unzufriedenen zu vermehren? Ihr Vater hat ihn ja ſo ſehr geliebt, und — es macht Caron unglücklich, daß der Sohn ihn nun verſtößt!"

„So ſoll er denn kommen; ich weiß, Sie haben ihn gern! Er mag der Cenſur ſein Stück einreichen. Jedenfalls muß aber alles Aufregende daraus entfernt werden!"

„Ich darf ihn wirklich *rufen* laſſen, beſter Ludwig?" lächelte ſie.

„Nun ja! Aber ich muß doch erſt ſeine Haft aufheben und die Anklage niederſchlagen?!"

„O, thun Sie es gleich! Ein Federzug und —" ſie reichte ihm bittend die Feder.

„Antoinette, Antoinette! Ich mache ſeit einiger Zeit Deinetwegen, fürchte ich, recht viele Narrheiten!" —

„Durch welche gute Menſchen und Talente glücklich werden. Iſt Recht zu thun närriſch?" —

Der König küßte ſie — und ſchrieb ſofort an das Châtelet und die Conciergerie. Madame entfernte ſich eben mit den Ordres, wie Beaumont erſchien. —

„Eminenz, ich habe in dieſem Augenblick Herrn

Beaumarchais freigelaſſen und den Proceß niedergeſchlagen!"

„Majeſtät?!" Der Biſchof trat verletzt zurück. —

„Sehen Sie dieſe Papiere an, dann werden Sie wiſſen, was Sie als Oberhirt Ihres Sprengels zu thun haben! Bedenken Sie die Schmach des geiſtlichen Standes! — Ich gebe Ihnen acht Tage Zeit. — Zwingen Sie mich nicht, den weltlichen Arm brauchen zu müſſen. Ich würde es unfehlbar, denn für ein ſolches Verbrechen giebt es keine Gnade, und ich will nicht, daß man mich für einen — Jeſuitenkönig halte!!"

Beaumont las und ward blaß. Dann raffte er ſich empor und verbeugte ſich. „Ich werde Eurer Majeſtät gehorchen. — Wenn aber die Schuldigen dem Auge der Oeffentlichkeit entrückt ſind, ſollen dieſe Papiere noch —"

„Ich werde ſie mit eigener Hand vernichten!!" —

Erzbiſchof Beaumont that ſeine Pflicht. Er berief ſogleich ſeine Prälatur zur geheimen Sitzung. — Der Ausſpruch des geiſtlichen Gerichts war: „Lebenslängliches Gefängniß für den Abbé Terray und die Marquiſe Diane de Vendatour im Pönitenzhaus des Montmartre!" —

Terray hatte indeß von alter Zeit her ſeine guten Freunde unter den Prälaten. Einer von

ihnen eilte zu ihm und benachrichtigte ihn. Entsetzt raffte der Abbé haſtig ſeine gewonnenen Schätze zuſammen und eilte in's Hôtel Vendatour.

„Das Gräßliche iſt geſchehen, Beaumarchais hat dem König die Papiere Suſannens geſendet! Beaumont ward zu ihm gerufen, und eben hat das geiſtliche Gericht über uns entſchieden! Ewige Pönitenz! — Das haben Sie angerichtet, Diane, weil Sie bei allem Haß gegen dieſen Nichtsnutzigen und ſein Weib nie wagten, das — Fläſchchen anzuwenden, was Sie doch zum Vortheil anderer Leute ſtets gern bereit hielten!“ —

Die blaſſe Dame ſtand ſtumm und ſteif. Sie warf einen Blick grenzenloſer Verachtung auf ihren Miſchuldigen. — „Es kam daher, mein Freund, daß ich leider einen Gran weniger Verworfenheit beſaß, als Sie! Es ſprach in mir zuletzt, — lachen Sie über meine Albernheit, — das Herz der Mutter! Dies unheilvolle Verſehen will ich indeß corrigiren; man wird es ja ſo eilig mit uns nicht haben.“

„Wo denken Sie hin? Jede Minute bringt uns dem elenden Looſe des Gefängniſſes näher. Wir müſſen ſogleich fliehen; eilen Sie um Gottes willen!“

„Ich habe nicht gewußt, Freund, daß Sie

ſo feig ſein können! Eine Thür, glauben Sie nur, halte ich mir immer offen, um den Gegnern zu entſchlüpfen; laſſen Sie ſie nur kommen! Ich werde den Reiſewagen indeß beſorgen laſſen und meine Vorbereitungen treffen! Es wird inzwiſchen Zeit genug ſein, eine kleine Collation zu nehmen, denn wir dürften gut thun, uns anfänglich unterwegs nicht aufzuhalten. Nach England gehen wir ja wohl?"

„Gewiß! In England lacht man dieſe Pariſer Narren aus!"

„Ja wohl! — Ich bin bald zurück!" —

Der Abbé ging inzwiſchen unruhig auf und ab. — Jetzt erſchien ein Kammermädchen, welches eine verſiegelte Flaſche Wein, Gläſer und Backwerk ſervirte.

„Beſorgt man denn den Wagen??!" —

„Er wird ſogleich vorfahren, Herr Abbé. — Geſtatten Sie, daß ich vielleicht einſchenke? Die Frau Marquiſe erſcheint in wenigen Minuten!"

„So machen Sie raſch! Hoffentlich dauern die Vorbereitungen der Gnädigen nicht ewig! Ich glaube, wenn's anginge, würden die Weiber ſelbſt noch für den Sarg Toilette machen!!" —

Während dieſer Rede trat die Marquiſe im Reiſecoſtum ein.

„Sie ſind recht ſpöttiſch, Herr Abbé. Iſt Ihnen gefällig?“ — Sie nahm ihr Glas und trank.

Terray ſtürzte das ſeinige hinunter.

„Ah, der Wein iſt feurig! Wie ein Lavaſtrom rollt das durch die Adern! Noch eins!“

Das Mädchen ſchenkte ihm ein zweites Glas ein.

„Trag' indeß mit Lucien des Herrn Abbé Sachen und meine Schatulle zum Wagen, Mädchen. — Ich nehme nichts mit, Abbé, als Geld!“ ſagte die Marquiſe.

„Aha!“ lächelte Terray, „Geld iſt in der Welt Alles, ein geweſener Finanzmann muß das wiſſen!“

Das Mädchen eilte hinaus. .ne ſchenkte nochmals ihr Glas ein. „Auf glückliche Reiſe denn, mein Freund!“ Sie ſtieß mit ihm an. „Es iſt unſere letzte!“

„Was? — Was ſagen Sie da?“ —

„Nun, daß wir nach ihr ganz — unangefochten leben werden! — Aber ich ſehe, Sie ſind müde; ſetzen Sie ſich doch! — Ei, was iſt Ihnen denn?! — Hah!!“ —

Ein dumpfer Schlag erfolgte. — Terray lag leblos zu ihren Füßen. —

„Biſt Du todt?“ lächelte ſie eiſig. —„Er will mich gewiß oben anmelden!“ — Sie ſetzte ſich langſam in den Fauteuil und ergriff das Glas. „So endeſt Du denn, Leben voll Qual und Verbrechen, durch das, womit Du am ſchwerſten geſündigt haſt! — Ich trete vor Dich, unbekannte Ewigkeit, mit ihm, der mich dazu gemacht, was ich geworden!!“ Sie trank. „Ich verdiene und ich verlange keine Gnade! Wenn Du mich aber richteſt, Macht über den Sternen, die ich fühle und doch nie glauben kann, vergiß nicht meinen ſchlimmſten Genoſſen, Orleans, meinen verwegenſten Schüler, Chartres! — Eins dank' ich Dir aber, unerforſchliches Geſchick, daß Du in den ſchlimmſten Augenblicken mich doch vor dem Morde meines Kindes bewahrteſt! Lebe glücklich, Suſanne, — Du biſt — nun — ganz — ſicher!“ — Das Glas entglitt ihrer Hand. Schwerfällig hob ſie die Hände und preßte ſie in einander — zum Gebet. — Raſſeln vor der Thür, Stimmen im Hausflur wurden laut. Ein ſarkaſtiſches Lächeln umſpielte noch ihr fahles Geſicht, — dann verlöſchte ihre Lebensflamme. —

Die Thür ging auf. — Fünf Mönche traten

ein, nur ihr dunkler Blick funkelte durch die Augenlöcher des Borgos.

Sie ſtanden erſchreckt ſtill. —

„Sie ſind todt!“ ſprach tonlos der Eine, „requiescant in pace, amen!“ —

„Was ſoll mit ihnen geſchehen?“ flüſterte ein Anderer. —

„Ich erkläre, daß ſie nur krank ſind und in die Kutſche getragen werden müſſen!“ begann der Official. „Sie gehören uns an und dürfen in der profanen Welt nicht ſterben! Zur Ehre der Kirche hebt ſie auf und bedeckt ſie mit dem Bußkleide!“ —

Die Leichname wurden in weite Mönchsgewänder gehüllt und raſch hinabgetragen. Still war's im Gemach. —

Als das Rollen der ſchwarzen Kutſche in der Ferne verklang, ſtürzten die Diener und das Kammermädchen herein.

„Gott ſei Dank,“ rief Letztere, „ſie ſind Beide abgefahren nach Engelland, oder Teufelsland, und wir ſind die nächſten Erben! Werf' Einer ja nur gleich Gläſer und Flaſchen weg, die Alte hielt ſich immer mit ſolchen Höllentränken!“ —

Suſannen wurde auch der Schmerz erſpart,

über den Tod und die ſpäte Reue einer verbrecheriſchen Mutter zu weinen. Terray und Diane waren verſchwunden. Man flüſterte wohl über ſie ein Weilchen, aber bald war ihre Exiſtenz vergeſſen. —

4.

Kaſſandra.

Der ſtolze Ernſt Louiſens von Lamballe, die finſtere Verſchloſſenheit Gräfin Gorzka's paßte ſchlecht zu der erhöhten Fröhlichkeit, dem ſprühenderen Lebensmuthe, dem hohen Bewußtſein erlangten Glückes, welche Maria Antoinette beſeelten, und jetzt noch durch die ſüße Gewißheit, Mutter zu werden, beflügelt wurde. Sie begriff das Wehe dieſer beiden Frauen nicht, ſpöttelte oft über ihren Ernſt und neckte Gorzka mit ihrem „triſten Brautſtand, der auf die Myrtenkrone warte, welche der Krieg ihr bringen ſolle!" Oefters gab ſie ihnen auch ihre Mißſtimmung zu erkennen, denn Antoinette wollte nur fröhliche Gefährtinnen haben. So kältete ſich die Intimität ab, welche ſonſt zwiſchen der Königin und Lamballe geherrſcht hatte,

und eine Perſon trat in den Vordergrund, deren ſtets roſige Sinnesart mehr zu der Stimmung Antoinettens paßte, nämlich Gabriele de Polaſtron, Gräfin Jules de Polignac. — Die Polignacs waren ein alt-ariſtokratiſches Geſchlecht, den Orleans ſchon ſeit der Fronde liirt, aber heruntergekommen in ihren Verhältniſſen. Auf des alten Orleans Betreiben hatte Prinzeſſin Artois ſchon früher die Schweſter des Grafen Jules, Diane de Polignac, zu ihrer Hofmeiſterin ernannt, und Chartres es dahin gebracht, daß Gräfin Gabriele bereits im Jahre 75 der Königin vorgeſtellt wurde. Gabriele war keineswegs etwa eine boshafte, hinterliſtige Perſon, hatte vielmehr ein offenes, heiteres, ſchalkhaftes Weſen und eine vortreffliche Unterhaltungsgabe. Sie beſaß aber den — in ihrer Lage vielleicht zu entſchuldigenden Eifer, ſich und ihre Familie bei der Königin zu Anſehen wie Vermögen zu bringen. An Prinz Artois und Chartres hielt ſie aus Dankbarkeit wie Klugheit feſt, und ihre natürliche Frauenliſt verſäumte nichts, was ihr den Sieg über andere Hofdamen, namentlich die einflußreiche, ernſte und ſtolze Lamballe, verſchaffen konnte. Ihr Einfluß auf Antoinette begann jetzt hervorzutreten, ihr Gatte,

Graf Jules, erhielt eine obere Hofcharge, und die Königin hatte ſie mehr als ſonſt um ſich.

Mit der gefürchteten Reduction der Haustruppen, welche Fürſt Naſſau ſchon ernſtlich bedroht hatte, ward inzwiſchen plötzlich inne gehalten, denn St. Germain, der Kriegsminiſter, war entlaſſen worden, weil er vielfach den Militäradel beleidigte, den Verſuch machte, preußiſche Stockprügel im Heere einzuführen und das Invalidenhaus im Budget zu beſchränken. Die Nobelgarden blieben alſo gleich den Schweizern, und Naſſau war geſichert. Dagegen trat die Ausſicht, im Kriege ſein Glück zu ſuchen, in den Hintergrund. Wohl hatte ihm der König ein Commando zur See gegen die Engländer verſprochen, und die franzöſiſche Flotte ſollte ſich unter dem Admiral Grafen d'Orvilliers an der Weſtküſte gegen Admiral Keppel und die Engländer concentriren, welche von den Inſeln Oueſſant und Jerſey aus die Handelsſchifffahrt ruinirten, aber Chartres, der ſeinen nun einſamen Schwiegervater Penthièvre durch tauſend Schmeichelkünſte zu bearbeiten gewußt und ſeinen Dienſt zur See antreten wollte, um ſich dann die Würde des Großadmirals von dem alternden Herzog übertragen zu laſſen, beanſpruchte das Commando, welches Naſſau ſchon

ſicher zu haben glaubte. Den Flüſtereien der Polignac, den Empfehlungen Artois' und Maurepas' war es gelungen, den König zu Chartres' Gunſten zu ſtimmen und ihm vor Naſſau den Vorzug zu geben. Daß dies Herzogin Lamballe wie Gorzka um ſo mehr kränkte, den Fürſten in die höchſte Wuth verſetzte, war zu erklärlich. Mit aller Kraft der Ueberredung nur vermochte Beaumarchais den Raſenden abzuhalten, daß er dem Könige nicht das Commando der Nobelgarde vor die Füße warf und gleich Lafayetten nach Amerika ging. Dies geſchah gerade zu derſelben Zeit, wo Terray und Diane de Vendatour ſo geheimnißvoll endeten, und Ludwig XVI. Erlaubniß ertheilt hatte, daß die Figaro's Hochzeit cenſirt werde und Beaumarchais bei Hofe wieder erſcheinen dürfe. — Die Königin ließ ihn ſo wie Suſanne durch Prinzeß Lamballe nach Marly einladen, hatte das Ehepaar doch durch la Blache's heilloſes Ende und die Entdeckung von Suſannens Geburt ein erhöhtes Intereſſe gewonnen. Die Prinzen wurden ſogleich von dieſer huldvollen Einladung durch Gräfin Polignac unterrichtet. — Artois, der ſeit Vorleſung der Hochzeit Beaumarchais als Libertin haßte, und Chartres, der bei deſſen Erſcheinung, betreffs des erzwungenen Reverſes an die Volksfreunde, jetzt um ſo

mehr ſeines Flottencommandos wegen beſorgt ſein mußte, als er die Freundſchaft des gewandten Dichters für Naſſau-Siegen kannte, beſchloſſen, ſich in des Königs Nähe zu halten, um etwaige Intriguen perſönlich zu verhindern. Chartres that noch mehr. Er wollte um jeden Preis in die Carrière einlenken, welche einſt dem Prinzen Lamballe beſtimmt geweſen, hatte bereits Penthièvre's Wort, ihm nach ſeinem erſten Seezuge die Großadmiralswürde abzutreten, war zu plötzlicher Abreiſe vorbereitet, und der Gedanke, durch Beaumarchais, den alten Gegner ſeiner Familie, des Commandos, des Schlüſſels zu ſeiner Macht beraubt, da demaskirt zu werden, wo er Loyalitätseifer heuchelte, erfüllte ihn mit namenloſem Haß und rückſichtsloſen Entſchlüſſen. Er hatte über das Ende ſeiner alten Freunde Terray und Vendatour genug erfahren, um für ſich eine ähnliche Kühnheit Caron's zu fürchten. — Er traf mit Sillery auf alle Fälle Verabredung, die er mit den Worten endete: „Sollte ich Dir beim Weggehen im Vorzimmer des Königs zurufen: „Es bleibt dabei!" — ſo zögere nicht einen Augenblick. Im andern Falle werde ich ſagen: „Alles iſt gut!" Dieſer andere Fall wird nicht eintreten,

denn einmal muß ich mit ihm zu Ende kommen und mit meiner ewigen Furcht!!“ — —

Die Einladung der Herzogin in Antoinettens Namen übte auf beide Gatten eine sehr verschiedene Wirkung. Susanne war entzückt wie ein Kind, denn sie freute sich der Ehre ihres Gatten, und den Fürsten wie die Herzogin wiederzusehen. Caron war ernst. Er erwog im Geiste, was er für Nassau thun könne, und beschloß, sein Erscheinen bei Hofe für denselben auszunützen, ihm nach Kräften zu vergelten, was er zur Zeit der Noth an Susannen gethan. Die Herzogin hatte das Ehepaar ersucht, schon am Mittag in Marly einzutreffen; dort wollte man so lange beisammen sein, bis das Lever der Königin beginne.

Susanne hatte sich heut mit dem Besten, was sie besaß, geschmückt, sie trug das Armband der Königin und hatte den Toque aufgesetzt, welchen Caron in der Hochzeit des Figaro seiner Susanne als Brautschmuck gegeben. Die Königin hatte sich nämlich damals für diese Zierde sehr interessirt, und Suschens kundige Hand jetzt den Kopfschmuck gefertigt. Sie trug dazu eine Robe d'Espagnole, um Antoinetten durch Darstellung der richtigen Nationaltracht eine Artigkeit zu erweisen. Die alte Chevalière konnte ihren Ge-

ſchmack gar nicht genug loben, und Frau Suschen ſah wirklich auch ſo reizend und ſchelmiſch aus wie nie. Während Gomez gleichfalls im vollen Schmucke eines Majo, mit Kopfnetz, Bänderhut, geſtickter Jacke, und dem Couteau in der Leibſchärpe am Wagen harrte, durchſchritt das Paar noch einmal den Garten.

„Du glaubſt nicht, mein herzlieber Figaro," lächelte Suſanne, „was für ein eigener ſeliger Reiz es iſt, unter dieſem Grün, in dieſen Räumen, wo jeder Buſch, jeder Gegenſtand ſeine kleine ernſte oder komiſche Geſchichte hat, in dem Kleide umherzuwandeln, das Du meinem Abbilde in der Hochzeit geliehen. Man lernt ſeinen Kummer, ſeine ausgeſtandene Angſt faſt lieben, wenn man, wie wir, das Gefühl hat, daß doch alle Wetter glücklich vorübergingen, der Himmel durch alle Prüfungen uns gütig führte. — Hier ſtand Conti das letzte Mal!" —

Caron nickte halb wehmüthig. „Dort in der Laube ſaßen wir ſo oft mit Piron, Aumont, Morelly, Malesherbes und Turgot — mit todten Schöngeiſtern und gefallenen Miniſtern!"

„Nur wir, mein Lieb, ſind nicht todt und nach jedem Falle lachend wieder aufgeſtanden! — Aus dieſer Thür, nicht wahr, ſchlich Orleans und

Chartres über die Terraſſe, als Du auf die Galeere ſollteſt!"

„Und ließen ihren Schimpf in meiner Hand, eine entſetzliche, ewige Drohung für ſie, und, bei Gott, ich will ſie anwenden, um Naſſau aus dieſer neuen Nichtsnutzigkeit zu helfen!"

„Sieh, das iſt auch mein letzter Wunſch, den edlen Fürſten in ſeinem vollen Werth erkannt, durch der Herzogin Hand beglückt zu ſehen. Gorzka und die königliche Uebereilung ſollen nicht dazwiſchen treten!"

„Nur nicht zu viel auf einmal, Kind! Es gilt erſt, Naſſau zugleich auf entſcheidende Art das Commando zu ſichern und die Herzogin aus ihrer Reſignation zu reißen!"

„Wie willſt Du aber machen, daß der König Dich hört?"

„Ich werde die äußerſten Mittel gebrauchen; es iſt ein Kampf, der letzte wahrſcheinlich, und das eben — macht mich ernſt!"

„Ah bas, ich finde es viel ſchwerer, das Mißverſtändniß der Königin und Gorzka's Eigenſucht zu beſiegen, als den König! Ludwig XVI. iſt gerecht!"

„So komm, wir dürfen nicht zögern. Wende

Deine glückliche Stimmung an, uns alle Seelen recht geneigt zu machen."

„Noch einen Blick ringsum, so! — Ich habe mich förmlich mit Erinnerungen gestärkt!" Sie küßte ihn lächelnd, schob ihre Hand in seinen Arm, und über die Terrasse durch die Wohnung schreitend, begaben sie sich zum Wagen, der nach Marly rollte. — —

Das Königspaar residirte im Pavillon du Soleil, den im weiten Kreise die zwölf Villen umgaben, welche die vornehmsten und begünstigtsten Glieder des Hofstaats bewohnten. Links, nördlich an der Hauptstraße, lag das freundliche Dörfchen, im Rücken und zur rechten Seite senkte sich der weite majestätische Forst nach dem Arcisthale hinab. Von der Chaussée zweigte sich bei Roquencourt ein breiter reizender Fahrweg ab, der durch den Wald empor zur Residenz führte. — Da die Entfernung über Neuilly und Bougival viel bedeutender als jene über St. Cloud, Vaucresson und Roquencourt war, hatte man letztere Strecke gewählt, zumal man so das schöne Arcisthal passirte, einen Blick auf Versailles und Trianon frei hatte, mit ihm — ein Heer alter Erinnerungen. War doch Beider Leben so reich, so bewegt wie kein anderes. In der Mittagsgluth hatten sie

endlich noch den Vortheil der Waldeskühle. — Als ſie Roquencourt erreichten und Caron der Zeit gedachte, da er mit den Freunden dieſen Weg gekommen, um den „Erſehnten" das erſte Mal zu ſehen, Suſanna, wie ſie dort drüben in der Pfarrei ſo bange des Gatten Rückkehr von Spanien erſehnt," ſagte ſie: „Wenn der Abend ſchön iſt, lieber Caron, ſo machen wir wohl den Parkweg zu Fuß nach Vaucreſſon zurück. Es muß ſo herrlich ſein, das Thal der blitzenden Mauldre im Mondſchein zu erblicken und durch die mächtigen Waldesſchatten zu wandern!"

„Damit Du mir nicht die Laune verlierſt, muß ich wohl ja ſagen?" —

Louiſe de Lamballe ſtand, ihre Gäſte erwartend, eben am Fenſter ihres Empfangzimmers im Pavillon Taureau, den ſie bewohnte, und welcher zwiſchen dem Pavillon des Jumeaux, welchen Gräfin Polignac, und dem du Belier lag, den Herzogin von Noailles inne hatte, gerade bei der Einfahrt von der Straße Roquencourt. Seit der Vorleſung von Figaro's Hochzeit hatte ſie beide Beaumarchais nicht mehr geſehen, und als der Wagen nun vor der Thür hielt, freute ſie ſich ihrer Ankunft wie einer Herzſtärkung.

„Willkommen, meine lieben, lieben Freunde,"

rief ſie ihnen herzlich beim Eintritt entgegen. „Ich habe Sie wieder, und auch die letzte trübe Wolke Ihres Lebens iſt zerſtreut! Bis zum Lever haben wir Zeit zu plaudern, Gräfin Gorzka hat heut' den Dienſt! — Tauſend, wie ſchön Sie ſich geſchmückt haben, Frau Suschen!" —

„Zu Ihrer Ehre und zum Vergnügen der Königin!" lächelte dieſe. „Heut' bin ich ja gar nicht Frau Suſanna Beaumarchais, ſondern Suschen Figaro! Erinnern Sie ſich nicht, daß die Majeſtät neugierig auf dieſen Toque war!"

„Richtig! Ach, das wird ihr viel Freude machen. Ich kann Ihnen überhaupt ſagen, mein vortrefflicher Freund, das Königspaar empfindet jetzt ein ganz ungetheiltes Intereſſe für Sie!"

„Gebe Gott, Hoheit, daß es ſtark genug iſt, mich auch zu hören, wenn ich für einen Freund etwas wagen will. Hat Prinz Chartres das Commando wirklich ſchon?"

„Der Befehl iſt noch nicht ausgefertigt, aber die Stelle ihm ſo ſicher, wie ein Königswort ſie nur machen kann."

„Ein Königswort! Das hatte auch Siegen, als es die Majeſtäten nöthig fanden, jene unglückſelige Verlobung zu vollziehen. Ich werde das

Aeußerſte thun, ihm zu ſeinem Rechte zu verhelfen!"

„Das iſt eine ſehr hoffnungsloſe Angelegenheit!" ſagte Lamballe trübe. „Sie werden ſich eher äußerſtem Mißfallen ausſetzen, als Einflüſſe beſiegen, die wir genügend kennen und welche nun größer ſind als je. Artois iſt gegen Sie, und Madame de Polignac gegen mich, der König wird überdem erſt zu Abend von der Jagd kommen und Ihr Empfang davon abhängen, ob er viel oder wenig — geſchoſſen hat!"

„So muß man die Königin für die Sache erſt ganz gewinnen, ihr Wille gilt jetzt doch mehr als jeder andere."

„Nur in der Politik nicht, und dann — — Laſſen Sie uns von etwas Anderem reden! Ach, ich bin dieſes Hoftreibens, dieſes ewigen Spiels der Intereſſen ſo müde — ſo müde, — daß ich förmlich aufjauchzte, als man Sie Beide einlud! Sie ſind wie ein friſcher Hauch durch dieſe erſtickende Luft."

„Aber werden Sie uns nicht böſe ſein," ſagte Suſanne, „wenn wir, ſtatt Sie zu zerſtreuen und von ſich ſelbſt abzulenken, gerade die Wunde Ihres Gemüths berühren, um ſie wie ein redlicher Arzt zu heilen?" —

„Werden Sie nicht finſter, hohe Frau," und Beaumarchais ergriff ihre Hand. „Muß es nicht unſer erſtes Geſchäft ſein, nachdem Sie zu unſerer neuen Errettung und Anerkennung beigetragen, mit allem Eifer zwiefacher Dankbarkeit die tiefe Kluft auszufüllen, welche diejenigen beiden Menſchen trennt, welche wir allein noch lieben?"

„Ich bin ohne alle Illuſion, Caron. — An jenem Tage vor der Grotte floh die letzte thörichte Hoffnung aus meiner Bruſt, ich bin beſtimmt, allein zu ſtehen. — Laſſen Sie uns die wenigen ſchönen Stunden doch durch keine traurigen Gefühle verdüſtern. Ich möchte mich gern in der Kunſt üben, zu vergeſſen, und hoffte, Sie ſollten mir liebevoll dazu helfen. — Urtheilen Sie ſelbſt kühl über den Stand der Sache. Der Fürſt erhält das Commando nicht und bleibt hier. Gorzka wird mich eiferſüchtig beobachten, und ich werde ihn ſowohl aus Stolz wie Schmerz vermeiden. Erhält er aber das Commando und kehrt als Sieger zurück, ſo wird die Hochzeit mit der Gräfin eben ſtattfinden!"

„Nein, theuerſte Frau Herzogin!" rief Suſanne, „das wird ſie nicht! Wiſſen Sie denn nicht, daß der Fürſt am andern Tage der Gräfin den Irrthum durch ein Billet aufklärte, welches ihr ge-

ſtand, wie Ihnen ſein Wort und Herz für's ganze Leben verpfändet ſei? Es handelt ſich ja nur darum, daß dem Fürſten durch dies Commando der Weg zum Ruhme gebahnt wird, dann wird er dem Könige freimüthig ſich erklären und um Ihre Hand bitten!"

„Otto von Naſſau hat das der Gräfin erklärt?!" rief Lamballe. „O, nun begreif' ich den finſtern Schmerz ganz, der die Arme ſeitdem beherrſcht, und daß ſie mich ja wahrhaft haſſen muß, da ich, ſelbſt getäuſcht, ihre falſche Hoffnung begünſtigte, ihr den Mann raubte, deſſen Beſitz ich ihr vorher eingeredet! Dies Dilemma eben, in dem das eigene Herz ſich trügeriſch gegen uns erweiſt, dies Gewebe unglücklichſter Zufälle iſt's ja, was mich beſtimmt, ewig Abſchied von meinen eigenen thörichten Wünſchen zu nehmen! Mein Herz kann brechen, Suſanne, aber es wird den Seelenfrieden des guten Gewiſſens doch erringen, der über flüchtigem Glücke ſteht!"

„O, wie ſelbſtſüchtig ſind Sie dann, Herzogin," ſagte Caron herbe, „über Ihrem erzwungenen Seelenfrieden den Jammer des Mannes zu vergeſſen, den Sie geliebt haben! Er geht unter in dieſem Kampfe, wenn Sie ihm die Hoffnung rauben, deren treue Liebe auch in den ſchwer-

ſten Nöthen nicht entbehrt. Werden Sie denn Seelenfrieden haben, wenn er verzweifelnd den Degen des Königs zerbricht und in die Weite wieder zieht, um ſein Leben in der Sahara oder auf dem Ocean zu enden?!"

„Und was, Sie harter, erbarmungsloſer Freund, ſoll ich thun? Wo iſt die Waffe, welche dieſe Hinderniſſe rings beſiegen kann?!"

„Dieſe Waffe," rief Suſanne, „heißt Liebe! Unverwüſtliche Hoffnung! — Wo wären wir denn geblieben ohne ſie? Als wir in Schmach niedergedrückt, unter tauſend Gefahren freundlos waren, man mit Fingern auf uns deutete und es keine Erbärmlichkeit gab, die man nicht unſerem Namen anheftete, was hielt uns in der äußerſten, gräßlichſten Minute?! Liebe, ſtarke, hoffnungsſichere Liebe!! — Wo dieſer ewige Funke unlöſchbar in zwei Herzen lebt, da müſſen ſie ſich finden, werden glücklich ſein früh oder ſpät, denn was ein Gott geeint, das kann kein Fürſtenwort trennen! O, ſagen Sie uns, lieben Sie Otto von Naſſau? Lieben Sie ihn wirklich voll und wahr?!" Suſanne blickte ſie lächelnd, bittend und weinend an.

„Ja, Suſanne, ich liebe ihn! Unendlich — und bis zum Tode!!"

„Und Sie wollen fortan glauben, daß Sie

recht und schön und fromm handeln, wenn Sie ihn recht herzlich lieben? Daß es Ihre höchste, heiligste Pflicht ist, seine Hoffnung zu stärken, seinen Muth zu beflügeln, ihn der Verzweiflung zu entreißen und das Vertrauen auf sich und Ihre Neigung ihm wiederzugeben, ohne daß es zu Grunde gehen muß, der edelste Mann, das treueste Herz, der sicherste Freund?!!"

Louise de Lamballe umarmte durch Thränen lächelnd die begeisterte Frau. „O ja, ja, Sie sprechen wahr! Wer könnte einen so lieben Sachwalter wie Ihnen widerstehen, wer an der Wahrheit der Hoffnungen zweifeln, von der Ihr Leben ja beredter selbst als Ihr flammender Mund Zeugniß giebt! Und wenn Sie auch irrten, meine Freunde, Ihre Tröstungen trügerisch, das Liebesglück, was Sie mir prophezeien, eine Täuschung wäre, — so getäuscht zu werden, ist schön, ist selig; es bleibt ja Eines immer zurück, — die Wonne der Erinnerung! — Kann ich Nassau-Siegen nicht mir erhalten, wenigstens erhalte ich ihn für das Vaterland!!" —

„Und ich will sorgen, daß dies Glück nicht Täuschung werde!" rief Beaumarchais. —

Die Frauen bei einander lassend, eilte er, den Fürsten aufzusuchen, und ihm den Sieg zu melden,

welchen Suſanne über die Herzogin erſtritten, ihm neuen Lebensmuth und die Verſicherung zu geben, daß ſelbſt die äußerſten Mittel nicht geſchont werden ſollten, ihm zum Ziele zu verhelfen. Naſſau verabredete mit ihm, nach dem Beſuch beim Königspaar ihn mit der Herzogin ein Stück durch den Park zu begleiten.

Herzogin von Lamballe meldete der Königin beim Lever, daß das Ehepaar Beaumarchais erſchienen ſei. Wie das Beiſpiel fremden, feſten Vertrauens das eigene ſtärkt, ſo war mit demſelben auch ein Theil der früheren Heiterkeit in's Herz Louiſens zurückgekehrt. Gorzka ſogar ſchien munterer und die Königin war überaus aufgeräumt. Naſſau, vorher von Caron's Erſcheinen unterrichtet, hatte für dieſen Tag Urlaub erbeten, um, ſeines Freundes Einmiſchung vorausſehend, nicht bei etwaigen Erörterungen zugegen zu ſein.

Lächelnd empfing Antoinette das Ehepaar. — „Sie ſind wirklich ein Zauberer, Caron; ſobald Sie kommen, iſt Alles erheitert. Seien Sie willkommen! Ei, Frau Suſanne! — Wahrhaftig à la Figaro! — Sie hat den Toque auf! — Er kleidet reizend! Wirklich, meine Damen, die Tracht muß Mode werden! Ich will für nächſten Ball auch ſo ein Toque haben. Wahrhaftig, mich wandelt or-

deutlich die Luſt an, den Toque gleich einmal aufzuſetzen!"

„Wenn Majeſtät gefällig iſt!" —

„Raſch! Polignac, Gorzka, Louiſe, Prinzeſſin Latour, helfen Sie!" —

Suſanne mußte Platz nehmen, und eine Menge zierlicher Hände hoher Damen waren beſchäftigt, ſie ihres Kopfputzes zu berauben, um Antoinetten damit zu ſchmücken.

„Nun, wie kleidet er mir?" wendete ſich Antoinette zu Suſannen.

„O Majeſtät, er ſteht Ihnen ſo engelsſchön, daß ich ganz neidiſch und eiferſüchtig werden müßte, wenn Sie nicht meine Königin wären, für die es ſich eben paßt, daß ſie ſchöner ſei, als wir Anderen!"

„Sage mir noch Einer, daß Sie nicht ſchmeichleriſch ſein können, Madame! Stecken Sie mir's raſch ab, und fort damit in meine Garderobe, ſonſt glaube ich am Ende ſelbſt, daß ich ein wenig hübſch ausſehe. Aber zum Dank für dieſen ſchönen Schmuck wollen wir ihn Alle den Tag nach der erſten Aufführung des Figaro tragen. Sie begreifen alſo, Herr Beaumarchais, daß uns ſelbſt daran gelegen ſein muß, daß es bald geſchieht!"

„Majeſtät, das heißt ja ſchon im Voraus den Erfolg meiner Arbeit ſichern! Wer wird es wa-

gen, ein Drama ſchlecht zu finden, deſſen Coſtum die Königin zur Mode erhebt? Alle Welt wird es ſehen wollen, ſchon wegen des Toques, und nimmt gern die übrigen Unarten des Stückes in den Kauf!"

„Ich denke, Ihre Dichtung wird noch eine höhere Wirkung auf das Publikum haben, wenn es auch den Zuſammenhang der Dichtung mit des Dichters Leben nicht ſo zu durchdringen vermag, wie ich ſeit dem Tage, wo Herzogin von Lamballe mir das bewußte Documentkäſtchen gab. Arme Frau!" und ſie küßte Suſanne auf die Stirn, „und dies unglückliche Verhältniß iſt die Quelle ſo vieler Drangſale für Sie geworden!"

„Aber auch theilweiſe unſres Glückes, Majeſtät!" lächelte Caron. „Dadurch beſtätigt ſich nur die alte Wahrheit, daß Laſter und Bosheit in ſich ſelbſt ihre Strafe bergen und gegen den kühnen Muth des Wackern nichts vermögen!"

„Sagen Sie uns doch einmal offen, Beaumarchais, nachdem Sie nun jetzt aus allen Irrgängen des Schickſals glücklich, mit Ihrer ſchalkhaften Frau am Arme, hervorgegangen, wer, von Ihren Gegnern war denn wohl der ſchlimmſte? La Blache, Maupeau oder Choiſeul!"

Die umgebenden Damen horchten mit verdoppelter Neugier auf. —

„Majestät, die Antwort hierauf ist eben so schwierig wie gefährlich," erwiederte er ernst. „Niemand ist so vollendet Sieger, daß seine Feinde sich nicht wieder erheben könnten. — Ich besaß im Leben stets zweierlei Gegner, solche, die mich persönlich, und andere, die mich um meiner Thätigkeit willen haßten. Sie verbanden sich allemal im entscheidenden Augenblick zu demselben Coup, deshalb konnte ich auch den Einzelnen nicht zu Boden schlagen, ohne sie Alle empfindlich zu treffen. Es fand sich dann gewöhnlich, daß die Gegner meiner Person zugleich Helfershelfer derjenigen waren, die das Volkswohl gefährdeten und die Pläne meines Herrn, des seligen Dauphins, vernichteten!"

„So waren, behaupten Sie, Ihre Feinde zugleich die — unserer Familie?"

„Gewiß, Majestät!"

„Dann wäre es ja Ihre äußerste Pflicht, zu sagen, wen von ihnen Sie Ursache hatten am meisten zu fürchten und zu hassen!"

„Da er zu Denen gehört, die am unangreifbarsten sind und noch leben, so wäre es gewagt,

denſelben ohne dringende Veranlaſſung anzugeben, es wäre ein Schlag mit ſtumpfer Klinge!"

„Sie reizen meine Neugier unendlich! Bezeichnen Sie ihn wenigſtens obenhin!"

„Majeſtät, ich will ihn — das Chamäleon nennen! — Wollen Sie wiſſen, was es iſt, ſo werden Sie vielleicht Gelegenheit finden, es heut' noch an ſeinem Farbenwechſel zu erkennen!"

Antoinette, eben ſo frappirt wie die Uebrigen, wollte eben antworten, als ſie durch Hörnerklang unterbrochen wurde. Der König kehrte mit Gefolge von der Jagd zurück. — Prinzeſſin Lamballe gab das Zeichen, den Thee zu ſerviren. Die Geſellſchaft ordnete ſich zum Empfang, und bald darauf trat Ludwig XVI. mit Vaugyon, d'Afry und einigen Cavalieren ein.

„Wir haben Glück gehabt, viel Glück, meine Theure! Sie ſollen Morgen unſere Tafel bewundern! Ein Keuler und ein Achtzehnender ohne das kleine Wild! — Ah! Beaumarchais, da ſind Sie ja, und mit Ihrer Frau. Es iſt mir ſehr lieb, daß Sie ſich mir als Mann von Ehre bei dieſer letzten Geſchichte gezeigt haben, ſehr lieb! Ich danke Ihnen, daß Sie ſich ſelbſt an mich wendeten, thun Sie das doch immer! Sie haben ſo viele ſubtile Dinge durchlebt, daß es beſſer iſt,

wenn Sie vorkommenden Falls den König ſtatt das Publikum zum Vertrauten wählen.“

„Mein gütiger Monarch, wollen Sie mir das wirklich geſtatten? Auf die Gefahr hin, als unzeitiger Bittſteller oder voreiliger Rather angeſehen zu werden?“

Der König rückte den Kopf empor und ſah ihn ſtutzig an. „Ich glaube, Sie haben auch immer etwas!“

„Leider! Aber es iſt eine Sache, die gleich ſehr die Gerechtigkeit wie das Vaterland angeht, es betrifft die Einlöſung eines königlichen Wortes!“ —

Ludwig war verlegen. „Sie wählten eine ſonderbare Zeit dazu, mein Lieber!“

„Ich ſtehe nicht alle Tage vor meinem Könige, und morgen kann es zu ſpät ſein, wenn ich heut' die glückliche Stunde verſäume!“

„So, ſo, nun, man laſſe uns allein! Hoffentlich wird Ihr Anliegen nicht lange dauern.“ Er machte eine Handbewegung. — Die Damen erhoben ſich und traten in die Antichambre Antoinettens, nur die Königin blieb zurück. Gräfin Polignac eilte, ſofort den Prinzen Artois und Chartres wiſſen zu laſſen, Caron habe eine Privataudienz. —

„Nun, was haben Sie denn?“ begann Ludwig mürriſch und ließ ſich in den Seſſel nieder, die Taſſe ergreifend, welche ihm die Königin angeboten hatte.

„Majeſtät, es ſind jetzt ziemlich zwanzig Jahre, ſeit mich das Schickſal an den Hof brachte. Ich will weder ſo eitel ſein anzudeuten, welches Vertrauen —“

„Ich weiß, ich weiß! Mein Vater hat Sie lieb gehabt, und das, Beaumarchais, iſt auch der Grund, weshalb man Sie trotz vielfacher Extravaganzen immer wieder gern ſieht! Kommen Sie zur Sache!“

„Dieſe Extravaganzen wurden ſtets bitter von der zeitigen Gewalt beſtraft, Majeſtät, und es ſtellte ſich dann gewöhnlich heraus, daß ich in meinem Rechte gekränkt war. Es handelt ſich hierbei indeß nicht um meine Perſon, ſondern die zweier Anderer, ſo wie ein Verſprechen, deſſen ſich Majeſtät erinnern wollen!!“ —

„Nennen Sie daſſelbe!“

„Sie haben bei einer bewußten Gelegenheit dem Fürſten von Naſſau-Siegen das erſte Commando zur See in dieſem Kriege verſprochen, und ich höre, Prinz Chartres ſoll es erhalten.“

„Seit wann befaſſen Sie ſich mit Politik und

Kriegsdienſt?! — Sie ſchreiben Stücke, Mémoires, ſind ein vortrefflicher Unterhändler, ein glücklicher Speculant, — wollen Sie nun auch noch Politik treiben? Brechen wir ab, Herr!"

„Majeſtät, ich habe ſeit dieſen zwanzig Jahren genug Politik geübt, und zwar nach den Grundſätzen, welche Ihr erhabener Vater mich lehrte. Ich mache keinen Anſpruch darauf, Staatsmann zu ſein, habe aber deren kennen gelernt, die ſchlechter als ich waren. Es handelt ſich hier ja auch nur um eine königliche Zuſage, an einen Mann ertheilt, dem wenig Franzoſen an Bravour und Kriegskunde gleichſtehen."

„Der zugleich mein Freund iſt, ſetzen Sie hinzu, und mehr abenteuerliche, als Feldherrnproben abgelegt hat!" —

„Die Feldherrnproben des Prinzen Chartres erſtrecken ſich meines Wiſſens wohl nicht weit über die Gefahren der Kaninchenjagd!" —

Die Königin mußte lächeln, Ludwig ward roth.

„Sie ſprechen von einem Prinzen von Geblüt, von des Königs Vetter!!"

„Der ein Orleans iſt, Sire! Ich wünſchte, Sie hätten gar keine Vettern, dann wäre — ein gut Theil Elend weniger im Lande! — Ich habe

weder die Idee anzuklagen, noch zu beleidigen, aber bei des ſeligen Dauphins Lebzeiten hätte eher der unbekannteſte Obriſt Generallieutenant der Armee ſein dürfen, als daß er einem Orleans nur eine Compagnie ausgedienter Fantaſins zur Führung anvertraut hätte!!"

„Wollen Sie das noch einmal wiederholen, Elender!" und Chartres ſtand vor ihm. — Er war zum Schluß der Rede mit Artois eingetreten.

Der König winkte ängſtlich mit der Hand und ging erſchreckt und verlegen auf und nieder. —

„Was ſoll dieſer Eintritt, meine Prinzen?" ſagte Antoinette ſcharf. „Ich hoffe, Sie werden weder die Rückſicht gegen den König, noch mich vergeſſen!"

„Majeſtät," ſagte Artois, „wo ein Komödienſchreiber in Staatsangelegenheiten gehört wird, iſt es wohl Prinzen von Geblüt erlaubt, ihre Ehre zu vertheidigen!" —

„Still, Deiner Ehre ward nichts zugefügt, Artois, ich will keine Scene!" rief der König.

Eine Pauſe erfolgte. —

„Sie fragten mich vorhin, königliche Frau, nach dem Chamäleon," und Caron lächelte kalt. „Madame de Buffon pflegt eins an ihrem Buſen zu wärmen! — Der Großvater des Chamäleons war

ein jeſuitiſcher Träumer und der Vater ein Atheiſt, der ſein Gift ſtets ſo zu ſpeien wußte, daß ſein Helfershelfer Choiſeul für den Schuldigen galt! Das Chamäleon iſt — hochgeboren! Jeſuit und Atheiſt, je nachdem, denn es hat ſein Studium in den Conventikeln der Vendatour ſo gut, wie bei denen der Demoiſelle Raucourt, du Barry's Freundin, gemacht! Wenn das Chamäleon bei Hofe erſcheint, iſt es ſchneeweiß, lächelt und flüſtert und hat loyale Mienen, aber wenn es nächtlich nach einer gewiſſen Straße ſchleicht, wird es roth — vor Volksfreundſchaft! Im Parlament ſchillert es in allen Farben, und in dieſem Augenblicke iſt es ſchwarz — vor Aerger!!"

Dieſes Bild war von ſchlagender Wirkung. Chartres zitterte an allen Gliedern, ſein Geſicht ſprühte, ſein Auge lohte, wüthender Giſcht trat ihm auf die Lippen, und außer ſich faßte er an den Degen.

„Unſinniger!" und Artois riß ihn zurück, „iſt Ihr Verſtand abhanden?!" —

„Ich habe ein Wort nur an Dieſen zu richten!" — Damit näherte ſich Chartres bleich, aber gefaßt ſeinem Gegner. „Wärſt Du nicht einer jener Sorte Edelleute, die eine Pompadour machte, ich würde Dich einer Ausforderung wür-

digen! So habe ich Dich nur Eins zu fragen," und er lächelte diaboliſch. „Wo ſind Deine Mittel gegen mich, auf der Stelle zu beweiſen, was Du ſagteſt! Sollteſt, Du das aber nicht können, dann, mein König, ſenden Sie mich zur Flotte, augenblicklich! Prüfen Sie meinen Muth und meine Ergebenheit! Wenn ich mit Ehre zurückkehre, dann erſt werde ich öffentlich Rechenſchaft von dieſem Manne verlangen, der in mir mein Geſchlecht in den Staub zog, das gleich Ihnen, Sire, dem Blute Heinrich's IV. entſprang!" —

Beaumarchais ſenkte das Haupt, er fühlte, daß er verlor. „O Monſeigneur, Sie haben eine bewunderungswürdige Stirn!" — —

„Sie kamen alſo," rief der König empört, „mit myſtiſchen Verleumdungen hierher, ohne den Schatten eines Beweiſes?!" —

„Der Beweis wäre hell genug, Majeſtät, wenn Ihre reine Seele ihn jetzt begreifen, der Prinz ihn mir im Munde nicht verkehren könnte; ſpäter aber, wenn die Thatſachen lauter ſprechen —"

„Genug!" fiel Ludwig XVI. ein und wendete ſich zu Chartres. „Sie haben ein- für allemal das Commando, mein Vetter, um Ihnen zu zei-

gen, was ich auf dieſe Invectiven gebe! Reiſen Sie ſofort nach Breſt ab, der Courier wird Ihnen mit der Ernennung folgen. — Was Sie allein noch ſchützt nach dieſem Tage, mein Herr Beaumarchais, iſt, daß meines Vaters Vorliebe leider Sie ſo bedauerungswürdig eitel gemacht. Sehen indeß will ich Sie nicht wieder!"

„O Recht, Majeſtät!" entgegnete Caron bitter. „Wenn Sie mich aber doch einſt wiederſehen wollen, dann werde ich mit Beweiſen kommen, vor denen ſelbſt Ihr Herz, Monſeigneur Artois, zittern ſoll! Gott erhalte Eure Majeſtät!" —

Beaumarchais verbeugte ſich und ging haſtig in die Antichambre der Damen, nahm ſeine Frau an den Arm und ſagte: „Es iſt vorbei, Hoheit von Lamballe, Prinz Chartres behält das Commando!"

„Er behält es?!" rief ſie. —

Die Polignac lachte; Gorzka verbarg ihre Thränen.

„Ja, aber will's Gott, daß ich ihn recht erkannte — nur zu ſeinem Unglück! — Komm, Suſanne, uns iſt verboten, hier zu ſein!"

„So wird man mir wenigſtens nicht verbieten können," verſetzte Lamballe warm, „daß Sie

für heute noch meine Gäste sind. Haben Sie die Güte, mich im Pavillon Taureau zu erwarten!"

Beaumarchais verbeugte sich stumm und verließ des Königs Villa. —

Kurz darauf trat Chartres aus den königlichen Gemächern. Im Vorzimmer erwartete ihn Sillery.

„Es bleibt dabei!" —

Der Cavalier nickte stumm und folgte ihm. — Eine Stunde später, bei Anbruch der Nacht, befand sich Orleans' Sohn auf dem Wege nach Brest. — — —

Caron traf mit dem Fürsten, welcher ihn mit nicht geringer Spannung erwartet hatte, auf dem Gartenwege zusammen, der vom Soleil nach dem Pavillon Taureau führte. Er hatte bereits genug Herrschaft über sich selbst erlangt, um auf den empörten Fürsten wenigstens einigermaßen beruhigend zu wirken und ihn auf das Rendezvous der Prinzessin von Lamballe zu vertrösten, wo man Alles überlegen wolle, was zu thun, zu hoffen oder zu fürchten sei.

Es dunkelte bereits, und Gomez war angewiesen worden, Caron's Wagen zur Rückfahrt bereit zu halten. Derselbe sollte langsam den Waldweg hinab nach Roquincourt vorausfahren, während

Caron und Suſanne mit Naſſau und der Herzogin folgen wollten, um ſich ungeſtört zu beſprechen. Solche Promenaden hatten zu Marly damals gar nichts Ungewöhnliches, und man brauchte nicht zu beſorgen, geſtört zu werden. — Die Vorfälle dieſes Abends machten, daß der ſehr unangenehm erregte Monarch, überdies von der Jagd erſchöpft, Cavaliere und Damen zeitig entließ, und nachdem auch Artois von ihm gegangen, er ſich ſogleich mit der Königin zurückzog. Es ward früh ſtill um's Soleil, und die Herzogin ſchritt nach ihrem Pavillon zurück, in deſſen Periſtyl ſie ihre Gäſte fand.

Der Fürſt begrüßte ſie bewegt und traurig.—

„Laſſen Sie uns ſogleich aufbrechen, Hoheit," ſagte Caron, „wir ſind hier ſicher nicht unbelauſcht!"

„Das glaube ich nicht. Die Polignac hat heute den Dienſt mit Gräfin Gorzka gemeinſchaftlich, Chartres verließ bereits Marly, die übrigen Herrſchaften kehrten in ihre Logis zurück. Nehmen Sie ſich wenigſtens zu einem Imbiß Zeit!"

„Nein," meine theuerſte Prinzeß," fiel Suſanne ein. „Seit ich weiß, daß unſere Abſicht fehlſchlug, wir hier nicht mehr gelitten ſind, iſt mir die Luft in Marly drückend. Draußen im

Waldy, im Mondſchein iſt's viel ſchöner. Wir können ja in günſtigerer Stunde Ihre liebenswürdige Gaſtfreundſchaft nachholen, ohne Sie bloszuſtellen."

„So gehen wir denn." — —

Sie brachen auf. Caron's Wagen fuhr langſam den Parkweg vorauf. Die Geſellſchaft folgte, und Gomez bildete den Schluß. — Der Abend war prachtvoll hell; — am Himmel das Heer der Sterne, im Laube und Mooſe das Glühen der Feuerwürmchen! —

„Durchlaucht, nie ward ein Strauß heftiger verfochten, als der Ihre durch unſern trefflichen Freund. Sie werden bereits wiſſen, daß er mißglückte. Es beſteht nur eine Alternative noch. Wenn Chartres im Commando glücklich iſt, wird ſeine volle Rache in tauſenderlei Geſtalt uns Alle treffen. Mißglückt er, dann wird man Ihnen gerecht werden, mein Fürſt, ſo ſchlecht auch augenblicklich für uns die Dinge ſtehen!"

„Was ſoll er denn mißglücken?" erwiederte Naſſau. „Er ficht unter d'Orvillier, einem braven und kundigen Officier, und braucht nur mit Mannesmuthe ſeine Schuldigkeit zu thun?"

„Das eben bezweifle ich! Das iſt noch der einzige Strohhalm meiner Hoffnung!" ſagte

Caron. „Ich fühle, da ich nun ruhiger geworden, wie sie sich wieder belebt, ja fast zur Gewißheit wird. So lange ich Menschen beobachtet, habe ich noch niemals gesehen, daß wahre Bravour in der Brust eines selbstsüchtigen Elenden wohne, mag er auch noch so frech sein. Chartres kennt den Dienst nur auf dem Papiere, und es gehört ein reines Herz dazu, dem Tode um des Vaterlandes willen die Brust zu bieten!"

„Und ich glaube nicht, mein Fürst," sagte Susanne, „daß er dies kann und wird. Sein Unwerth wird sich beweisen und Ihr gekränktes Recht um so sicherer darthun!"

„Der Krieg ist erst noch im Beginnen und der Engländer wahrhaftig ein zäher Gegner; Herr Chartres wird seine Eisenstirn an ihm zerschellen. Glauben Sie Ihrem alten Freunde Caron, dieses heutige Mißlingen wird für Sie gerade zu einem evidenten Glücksfall werden! — Eins ist immerhin errungen. Trotz des Monarchen Zorn ist in seine Seele der Funke des Mißtrauens gegen Chartres geworfen! Er wird wachsen bei ruhiger Ueberlegung, denn Ludwig XVI. muß fühlen, daß wie ich kein Mann vor ihm spricht, der nur ein Verleumder ist. Selbst Artois, wie stolz er sich geberdete, wurde

ſtutzig! Schlimm ſchon iſt es für Chartres, wenn er nach dieſer Scene nicht mehr zu leiſten vermag, als die gewöhnliche Pflicht, wehe ihm, wenn er weniger leiſtet!"

„Das Kurze von Allem," lächelte Suſanne wieder froh, „iſt, daß eher etwas gewonnen, als verloren wurde. Iſt dies Zuſammenſein an ſolchem Feenabend nicht ſchon Entſchädigung genug? Gelang es uns nicht, zwei kummervolle Herzen in Hoffnung und Vertrauen zu einigen?"

„Dürfte ich das doch feſt und freudig hoffen, Herzogin," ſagte Naſſau innig und faßte Louiſens Hand, „ich wollte voll Ergebung ſelbſt Jahre harren, und keine Entbehrung ſollte mir zu groß ſein!"

„Das dürfen Sie fortan," entgegnete ſie. „Es ſoll mir' die ſüßeſte Pflicht des Herzens wie der Ehre ſein, Ihren Muth, Ihre Ausdauer durch unzerſtörbares Vertrauen zu kräftigen! Haben wir nicht das Beiſpiel dieſes treuen Paares vor uns, das nur ſiegte, weil es in Noth und Gefahr eiſern an einander feſthielt?"

„Und ſo hätte Chartres alſo nichts gewonnen wie einen kurzen Vorſprung," rief Suſanne fröhlich, „den er vielleicht theuer genug bezahlen muß!" — —

Der Ton der Unterhaltung wurde nun leichter, fröhlicher. Man scherzte über die abermalige Verweisung Caron's vom Hofe, und je mehr Nassau erwog, welche Schwierigkeiten sein Gegner vor sich hatte, desto vertrauensvoller wurde er, desto mehr beruhigte er Louisen, und dieselbe gab sich wiederum frei den edlen Gefühlen ihrer Liebe hin, dem Zauber einer trauten Stunde. Als man etwa ein Viertel des Weges zurückgelegt, erinnerte sie sich indeß erröthend, daß sie mit dem Fürsten nun allein durch den Forst zurückkehren müsse. Sie verabschiedete sich von Caron und Susannen.

„Lassen Sie uns ja wissen, Hoheiten, wenn Sie nach Paris kommen, und senden Sie einen Boten, sobald Wichtiges geschieht."

„Natürlich, mein liebes Suschen Figaro," lächelte Lamballe, „ich muß Ihnen doch auch Ihren Toque wieder zustellen."

„Um Ihre Kapuzmantille einzulösen? Ach, lassen Sie den Toque nur immer zum Andenken hier, ich bin jetzt nur noch Beaumarchais' Susanne. Nach zwanzigjähriger Ehe kann man im Ernste wohl keine Brautkrone mehr tragen, die paßt für Sie besser, und ich will durchaus alsdann Ihre Modistin und Coiffeuse sein, das müssen Sie mir gleich versprechen!"

Die Prinzeſſin umarmte ſie mit einem heißen Kuſſe. „Ich verſpreche es Ihnen, Suschen!“

„Welchen Lohn verdienen Sie ſich um mich, Caron.“ Naſſau drückte ihm die Hand.

„Keinen, theurer Fürſt. Wir thun im Leben das Aeußerſte für einander, können wir mehr? Hielte ich wohl mein Weib im Arm ohne Sie? Ich kann höchſtens nur Gleiches zurückerſtatten!“

Sie nahmen herzlichen Abſchied, Prinzeß Lamballe, auf Naſſau's Arm geſtützt, trat den Rückweg an. Caron und Suſanne verfolgten ihre Straße.

„Gomez,“ rief Caron, „geh' dem Wagen nach und laß ihn halten!“ —

Gomez eilte voraus. —

„Warum denn, die Nacht iſt ſo ſchön!“ —

„Während wir ſtillſtanden und Abſchied nahmen, fuhr die Chaiſe zu weit voraus. Ich bin etwas abgeſpannt, und der Nachtthau macht den Raſen feucht, Du wirſt Dich erkälten.“

„Wie Du doch beſorgt biſt! Zu Hauſe ſitzen wir oft ſo ſpät im Garten!“

„Aber nicht im Walde!“ —

„Schade drum! Im Walde zu wohnen, wie herrlich! So fern von unanſtändigen Geſichtern und gemeinen Herzen! — Sieh, wie die Sterne

glühen! Man möchte ordentlich wünſchen, in den Himmel zu kommen! Und die Leuchtkäfer!"

„Da möchte man ſich wohl ordentlich unter ſie ſetzen in's kalte Moos? Eins wie's Andere wäre gleich thöricht!" —

Es war lautlos ſtill und feierlich, das Laub wogte leiſe, und die Geſtirne flimmerten hindurch. Tiefe ſchwarze Schatten wechſelten mit grellen Streiflichtern und ſchufen phantaſtiſche Gebilde für die erregte Phantaſie. —

„Steht da nicht an der Biegung des Weges Jemand?" ſagte plötzlich Suſanne mit leichtem Schreck.

„Wer ſoll es ſein als Gomez, welcher zurückkommt. Du wirſt doch nicht in einem königlichen Gehege Furcht empfinden?!"

„Ach nein, aber Einſamkeit in der Natur wirkt doch immer auf's Gemüth. Nun iſt die Geſtalt weg!"

„Der Schatten hindert nur, ihn zu ſehen! Gomez, biſt Du da? — Gomez!"

„Ja, Signor!" klang's. —

„Da haſt Du es doch; komm nur!" —

Sie ſchritten hurtig zu. — Plötzlich rauſchte es rechts neben ihnen im Gebüſch, Suſanne ſchmiegte ſich erſchreckt an Caron, welcher im Augenblick

ſtehen blieb. Eine Geſtalt ſprang mitten in den Weg. —

„Was ſoll das, wer iſt da?!“ —

Ein Schuß krachte, Suſanne ſchrie auf. — Die Geſtalt huſchte fort. —

„Um Gottes willen, man lauert uns auf,“ flüſterte Caron angſtvoll, „komm, komm!“

Da wurde Suſanne plötzlich an ſeiner Seite ſo ſchwer — ihr Haupt ſank auf ſeine Bruſt — ſie brach in die Kniee. — „Caron, Gott erhalte Dich! — Ich darf — für ihn ſterben, ſei gelobt, mein Schöpfer!“ —

„Mörder! Mein Weib!! — Mörder! Hülfe! Hülfe!!“ ſchrie weinend der entſetzte, unſelige Gatte und hielt das zuckende Weib in ſeinen Armen. —

Ein Schuß im königlichen Forſt zur Nacht war ein Capitalverbrechen. Wer ihn von den Beamten fallen hörte, nahm die erſte beſte Waffe und eilte nach dem betreffenden Punkte. —

Der Erſte, welcher am Ort des Schreckens erſchien, war Gomez mit dem Wagen. Er fand ſeinen armen Herrn über Suſannen gebeugt, welche am Boden lag. Er trocknete das ſtrömende Blut mit ſeinem Taſchentuch und bedeckte unter lautem Schluchzen ihren Mund, ihre Hände mit ſchmerzlichen Küſſen. Gomez und der Kutſcher bewogen ihn

endlich, die Verſchiedene in den Wagen heben zu laſſen. Er nahm ſie in ſeine Arme, und wie raſend ging's zurück nach Marly. — Der Fürſt hatte mit Lamballe den Pavillon Taureau faſt erreicht, als der Schuß fiel. Sofort an Caron denkend, überließ er es Louiſen, die wenigen Schritte allein zu gehen, und eilte zurück. Caron's Wagen begegnete ihm.

„Was iſt geſchehen?!" rief er ihm entgegen.

„Unſere arme Frau ward von dem Schuß getroffen, ſie iſt ſchon todt!" Der Wagen raſſelte weiter; Naſſau war, als ob das Herz ihm aus dem Buſen geriſſen worden. — —

Im Pavillon Taureau lag die todte Suſanne. — Stier, thränenlos ſaß der Gatte, — ach, ſein Leid ging ja über allen Schmerz. Die Herzogin war ohnmächtig geworden, ihre Dienerinnen hatten ſie fortgebracht. Die Damen, die Cavaliere des Hofes kamen in Aufruhr, Piqueurs, Schweizer und Gardes-nobles durcheilten nach allen Richtungen den Forſt; Prinz Artois erſchien.

Als Caron ſeiner anſichtig wurde, kam Leben in ihn zurück. — „Monſeigneur, ich verſprach mit einem Beweiſe zurückzukommen, da iſt er!!!"

„Unglücklicher Mann, Sie hegen den gräßlichen Verdacht, daß —“ der Prinz verſtummte.

„Daß *mir* der Schuß galt, der meine arme Suſanne traf, ja Prinz! Die Geſchichte meines Lebens iſt aus! Mit der Liebe dieſes ſüßen Weibes begann mein Glück und endet ſo! — Der mir *das* that, bei Deinem ſchuldloſen Blute, Suſanne, was für mein Leben floß, der hat zu ſeiner *Nemeſis* mich gemacht!!!“ — — —

Beaumarchais ertrug den größten Schmerz ſeines Lebens mit einer wahrhaft eiſigen Würde, die ſelbſt Naſſau in Erſtaunen ſetzte. Sein Weſen verlor fortan die leichte Grazie, welche ihn einſt ſo ausgezeichnet hatte, und welche ſelbſt ſeinen herbſten Witz durch die chevalière Art milderte, mit der er ihn machte. Nur bei der Harfe noch, oder im Umgange mit Naſſau und Lamballe öffnete ſich ſein Gemüth, wurde ſein Schmerz durch Wehmuth erleichtert. Allen Uebrigen gegenüber war er ſcharf, boshaft ſelbſt, — er eignete ſich nicht mehr für den Hof. — Aber im äußerſten Unglücke ging ſelbſt das Gefühl altfranzöſiſcher Loyalität in ihm nicht unter. Der unbekannte Mörder war entwiſcht, Artois bat Caron im Namen des Königs, die Sache ruhen zu laſſen, und — er *ſchwieg*. Von Marly, wo Suſanne auf Befehl

des Monarchen feierlich in der Kirche begraben worden, kehrte er nach Paris, — doch nicht mehr in's Hôtel Piron zurück. Er miethete ein einsam ſtehendes Haus im Temple, bei der öſtlichen Stadtmauer, an der Stelle, welche nachmals „Boulevard Beaumarchais'" genannt wurde. Hier ſah er oft Malesherbes und den düſtern Turgot, auch Morelly kam mitunter.

So gerechtfertigt bei ihm wie Naſſau und Lamballe der Verdacht war, Chartres ſei Urheber eines Mordes, der nur die rechte Perſon verfehlt habe, ſo ſtutzig Artois ſelbſt über den Vorfall geworden, Niemand von Hofe konnte ſich entſchließen, ernſtlich auf den falſchen Prinzen einen Verdacht zu werfen. Man betrachtete den Vorfall als ein Unglück, welches durch das unerklärliche Zuſammentreffen verſchiedener feindſeliger Momente etwas dämoniſch Geheimnißvolles erhalten. Damals waren ähnliche Unglücksfälle in den Forſten eben nicht ſelten, und man hörte bald auf einen Gatten zu bedauern, welcher ſelbſt den Troſt des Königspaares mit der ſchroffen Ruhe, dem ſtolzen Unwillen eines Gekränkten hinnahm. — Louiſe de Lamballe hatte die Todte zu ſehr geliebt, um nicht einen dauernden Schmerz zu empfinden, war von Chartres' Schuld zu ſehr überzeugt, um nicht durch

herbe Andeutungen und dunkle Befürchtungen die Königin vor ihm zu warnen. Sie ward von der muntern Antoinette oft die Schwarzseherin geſcholten, und Gräfin Polignac hatte den Spitznamen „Kaſſandra" auf ſie erfunden, den man viel zu reizend fand, um ihn nicht gern zu adoptiren. — —

Eines Mittags, Anfangs Auguſt ſaß das Königspaar mit ſeinen nächſten Umgebungen zu Tiſch, als Naſſau-Siegen, welcher Schloßdienſt hatte, plötzlich militäriſch grüßend eintrat.

„Was bringen Sie uns, Fürſt?"

„Ich habe zu melden, Majeſtät, daß der Großadmiral, Herr Herzog von Penthièvre, eben im Pavillon Taureau abſtieg und Hoheit von Lamballe dringend um eine Unterredung bittet. Er ließ durch ſeinen Cavalier verſichern, die Sache ſei unaufſchiebbar!"

„Mein Gott," ſagte die Königin, „was hat denn der Herzog?"

„Ich will nicht hoffen, daß er beunruhigende Nachrichten bringt; gehen Sie ſogleich zu ihm, Prinzeſſin."

Louiſe de Lamballe verließ den Salon. —

„Wiſſen Sie nicht, was er will, mein Fürſt?"

„Nein, Majeſtät. Der Cavalier ſcheint ſehr aufgeregt und ängſtlich!“

„Wir haben doch nöthigenfalls Couriere, Vaughon!“

„So viel Eure Majeſtät belieben!“

Der Monarch war ſichtlich unruhig. Naſſau's Gegenwart wurde ihm peinlich.

„Es iſt gut, Fürſt, es iſt gut!“ —

Naſſau verbeugte ſich und trat ab.

„Es könnte ganz gut eine Nachricht von Breſt ſein, denn d'Orvillier war vor zehn Tagen ſchon ſchlagfertig!“ meinte Artois.

„So ſehe ich kaum ein, warum Penthièvre nicht direct Audienz nachſucht, es iſt ſeine Pflicht!“

Die Thür ging auf, Lamballe, einen Brief in der Hand, trat herein. Ein ſtolzer Ernſt lag in ihren Mienen. — „Majeſtät, mein Schwiegervater, der Herzog, hat mir einen Bericht an Höchſt-Sie übergeben. Er würde dieſer Pflicht gewiß ſelbſt genügt haben, aber der Zuſtand ſeines Gemüths erlaubt ihm nicht, vor ſeinem Könige zu erſcheinen, er iſt nach Paris zurück und erwartet Eurer Majeſtät Befehle.“ —

Der König erhob ſich heftig. „So iſt's alſo eine ſchlimme Botſchaft von Breſt und betrifft die Perſon Chartres'?!“

„Das iſt ganz unmöglich!“ rief Artois erſchreckt.

Der König nahm den Bericht. „Wir wollen allein ſein. Prinzeß Lamballe bleibe zurück!“

Der Hofſtaat entfernte ſich, während der König haſtig las. Dann ließ er die Hand, mit der er das Schreiben hielt, mechaniſch ſinken, und faßte an ſeine Stirn.

„Mein hoher Gemahl, ich bitte Sie, verheimlichen Sie mir nichts!“

„Da iſt auch etwas zu verheimlichen!! Bald werden es die Kinder auf der Straße erzählen, daß unſere Flotte, welche bereits die Engländer bei Queſſant ganz eingeſchloſſen, durch die Schuld von Chartres' Arrièregarde in Unordnung gerieth, gegen Admiral Keppel Schiffe und Mannſchaft verlor, und ſo der Feind entwiſchte, ohne daß Chartres auf ihn nur einen Schuß that! D'Orvillier fordert ein Kriegsgericht für ſich und den Prinzen, das entſcheiden ſoll, ob Verrätherei, Feigheit oder Unfähigkeit obwaltete!!“

„Und Beaumarchais hatte Recht?!“ rief Artois außer ſich. —

„Ja, Beaumarchais, der Unglückſelige, er hat immer Recht! Senden Sie einen Courier an ihn, ich verlange ihn und ſeine Beweiſe, ſogleich!

Und ist denn der Tod seiner Frau nicht Beweis genug?! — Vaughon, erlassen Sie sofort einen Cabinetsbefehl an Penthièvre! Die Marschälle sollen zum Kriegsgericht zusammentreffen, Chartres und d'Orvillier sind festzunehmen, der Thatbestand an Ort und Stelle zu führen! Es thut mir leid, Prinzeß Louise, daß Herzog Penthièvre solche Erfahrungen an seinem Schwiegersohne macht, er weiß, daß ihn meine Ungnade nicht trifft! Aber theilen Sie ihm mit, daß ich von ihm dafür nachsichtslose Strenge erwarte! Man rufe Fürst Nassau!"

Artois kam der Herzogin zuvor, er rief Siegen herein.

„Fürst," sagte der König gepreßt, „ich gab Ihnen mein Wort zu dem Commando, und ließ mich durch Rücksichten der Familie bestimmen, Ihnen Prinz Chartres vorzuziehen. Ich bedaure es!! — Das nächste Commando führen Sie als Admiral und Gott gebe Ihnen Glück, die Scharte auszuwetzen, welche der Ehre unserer Marine durch diesen — Orleans geschlagen ward!!"

„Mein König, ich kann Ihnen meinen Dank nur in dem Schwur aussprechen, daß ich entweder als Sieger oder nie wiederkehre!!" —

Der König reichte ihm die Hand zum Kuß,

dann ging er in ſein Cabinet. — Alles kam in die äußerſte Bewegung, die Couriere flogen, Beſtürzung lag auf allen Geſichtern. Nur zweien Menſchen glühte das Herz, Louiſen von Lamballe und Naſſau-Siegen. — Ein paar Stunden ſpäter betrat Beaumarchais das königliche Cabinet. Nur Artois war bei dem Monarchen.

„Sie haben nur zu Recht gehabt, Herr Beaumarchais," rief Ludwig ihm entgegen, „Chartres hat ſein Commando beſchimpft! Was haben Sie gegen ihn für Beweiſe?!" —

„Sie ſind zahlreich genug, wäre es möglich, daß man einen Vetter des Königs vor die Juſtiz ſchleppen könne, ohne das Staatsoberhaupt und die Würde ſeiner Familie zu entweihen, aber ein Beweis wird genügen. — Kennen Sie dies Wappen?" Er reichte ein goldenes Petſchaft mit einem Stein hin.

„Es iſt das Wappen der Orleans!" —

„Verpfändet, um die Aechtheit dieſer Schrift zu erhärten, obwohl man ſie kennen wird!" —

Er übergab Ludwig ein Papier. —

Der König ſtarrte hinein wie ein Blöder. Artois ſah ihm über die Schulter und las es murmelnd.

„Chartres ein Genoſſe von Republikanern?! —

Ein Verſprechen, ihnen gegen meine Dynaſtie zu dienen?" —

„Um die ſeine auf den Thron zu ſetzen, ja, Sire! Orleans oder Bourbonen, das iſt die alte Loſung! Dieſen geheimen, tückiſchen, traurigen Kampf hab' ich ſeit zwanzig Jahren geſtritten! Ihm erlagen Ihre Eltern, ihm werden auch Sie erliegen, wenn dies Gezücht nicht für ewig unſchädlich wird! Dieſer Kampf iſt der tiefere Grund meiner Proceſſe und Verfolgungen, denn die Orleans wiſſen, daß ich ihnen furchtbar bin! Weil ich im Jahre 74 der Brandmarkung und Galeere entging, ſollte nun ein Schuß ſeine Pflicht thun! Majeſtät, ich kann Ihrem Geſchlecht als Patriot kein heiligeres Pfand, Ihren todten Eltern kein reineres Opfer ewiger Treue widmen, als das verrinnende Herzblut meines Weibes, als die Vernichtung meines Lebensglücks!!"

„Und dieſem elenden Buben Chartres hab' ich Freundesrecht eüber mich eingeräumt?!" grollte Artois.

„Wie ſie ihm ein Lamballe einräumte!"

Der König ergriff Beaumarchais' Hand. „Womit ſoll ich Ihre Treue lohnen, mein Freund? Soll ich Ihnen den ngeſtehen müſſen, daß ich zu arm bin?!"

„Sie können es doch, Majeſtät! — Uebertragen

Sie alle Gnade, alle Ehre, alles Glück, was mir nun nichts mehr helfen kann, an zwei Weſen, die ſich lieben und die Sie durch unheilvollen Ausſpruch getrennt haben! Die Einzigen, für welche mein Herz noch ſchlägt, Herzogin von Lamballe und Fürſt von Naſſau!"

„Der Fürſt liebt die Herzogin? Nicht Gorzka?!"

„Ihre Majeſtät die Königin verſtand ſeine Gefühle falſch. Er wollte bei der Grotte um der Herzogin Hand bitten, als Sie ihn überraſchten!"

„Ich werde dieſe unglückliche Verwechſelung gut zu machen wiſſen, mein Freund, ſobald der Fürſt die Ehre unſerer Flotte gerettet hat!" — — —

Das Verhältniß des Fürſten bei Hofe wurde ein glücklicheres, freieres. Die Königin, durch Ludwig über ihren ſchweren Irrthum belehrt, hatte zu viel tiefes Gemüth und reinen Sinn, um nicht Louiſen de Lamballe ſofort Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen und das tiefe Weh derſelben zu begreifen. Mit hohem Zartſinn, welcher Gorzka zu ſchonen wußte, wandte ſie der Herzogin wieder ihre volle alte Neigung zu, und ohne daß eine directe Verſtändigung zu erfolgen brauchte, näherten ſich ihre Seelen in neuem, innigem Vertrauen. Wußte doch Louiſe durch Caron, daß das Herr-

ſcherpaar über Naſſau's Geſinnungen aufgeklärt ſei. Die Achtung, mit welcher die Brüder des Königs demſelben, wie ihr und Caron zu begegnen befliſſen waren, und daß Madame de Polignac in ihre früheren, beſcheidenen Schranken zurückzutreten gezwungen wurde, Alles zeigte ihr, daß ſich ihr ſtill erſehntes Liebesglück zu verwirklichen begann. —

Die Unterſuchung gegen Orleans erfolgte zu Breſt. Die erſte Nachricht von der verlorenen Seeſchlacht bei Queſſant, welche in's Publikum drang, ſtellte Chartres mehr unglücklich wie ſchuldig dar. Aber als die Acten eingingen, die Unterſuchung ergab, daß Admiral d'Orvilliers ſeine Schuldigkeit gethan, das Signal zum Kampf im rechten Moment an die Arrièregarde Chartres' gegeben hatte, derſelbe aber in Unthätigkeit verblieben, war ſein Schimpf offenbar. — d'Orvillier und Chartres erſchienen vor dem Marſchallshofe. Erſterer ward frei geſprochen, Orleans' Sohn, — die mildeſte Form des Urtheils, „wegen Fahrläſſigkeit unfähig zum Flottendienſt erklärt!" — Die Großadmiralswürde war hin! —

Als dieſes Urtheil dem erblaßten Sohne Orleans' unter den Augen des Königs mitgetheilt

worden, befahl Letzterer den Marſchällen abzutreten, und behielt nur die Prinzen, ſeine Brüder, um ſich.

„Herzog von Chartres," ſagte er, „Ihr Rang iſt Ihr einziger Schutz. Sie durften auf ihn hin Frevel verüben, die jedem Andern den Kopf gekoſtet hätten! Sie werden Paris auf immer verlaſſen und Chanteloup zur Garniſon erhalten als Major der dortigen Huſaren. So lange Sie leben, verlaſſen Sie mit Ihrer Familie dieſe Station nicht! — Ihr Vater wird gleichfalls weder in Paris noch einer in Unſerer Reſidenzen mehr erſcheinen!!"

„Das heißt alſo: die Bourbonen ruiniren die Orleans!!"

„Seit die Orleans, Herr Philipp Egalité, die Bourbonen an die künftige Republik zu verrathen gewagt, Sie Verſchwörer und Meuterer geworden, ja! Herzog von Vaugyon und Obriſt d'Affry werden Sie an den Ort Ihrer Beſtimmung bringen!!"

Chartres wankte. Dann warf er einen langen, fürchterlichen Blick des Haſſes auf den König und ging. — — — — — — —

Die Roſenzeit in Lamballe's Leben begann. Die Dämonen des königlichen Hauſes, die Orleans, hatte man verbannt, Fürſt von Naſſau ward zum Admiral erhoben, und er betrieb die Vorbereitungen für den künftigen Seezug, der ihm zum Lorbeer

die Myrte fügen ſollte. Er ließ zu St. Malo eine geheime Expedition rüſten, für welche Penthièvre und Artois ſchwärmten. Das Glück des Königspaares endlich ward im December durch die Geburt einer Prinzeſſin gekrönt, der Fluch der Unfruchtbarkeit von Antoinetten genommen, und alle boshaften Gerüchte über ſie widerlegt. Die Freude des Landes war unbeſchreiblich, und Alles fügte ſich zu einem großen, ſchönen, hoffnungsreichen Glück, in dem allein, — wie in einer entfremdeten Welt, der einſame Beaumarchais und Gräfin Gorzka ſtanden. — Der Taufact der jungen Prinzeſſin, Charlotte war der Glanzpunkt der Winterfreuden, von den Pariſern und ganz Frankreich mitgefeiert. Der Hof ſiedelte alsdann Anfang des Jahres 1779 nach Verſailles über, und bei den glänzenden Kämpfen der Nordamerikaner, an denen franzöſiſche Hülfstruppen theilgenommen, bei den neuen Rüſtungen der Spanier und der heimlichen Feindſchaft Hollands wurde England nun von allen Seiten ſo bedrängt, daß das nahende Frühjahr zu Frankreichs energiſchem Angriff überaus günſtig ſchien. Da Hof, Flotte und Armee, kurz alle Welt die höchſten Erwartungen von Naſſau-Siegen hegten, ſchien der glückliche Ausgang um ſo weniger zweifelhaft, als man

keine Opfer geſcheut hatte, das Geſchwader von St. Malo ſeetüchtig zu machen. Der geheime Plan war, Jerſey wegzunehmen, durch deſſen Beſitz England die drei größten nördlichen Häfen Frankreichs, Cherbourg, Malo und Breſt, ſo wie die ganze Weſtküſte im Schach gehalten. Im März ſollte die Flotille, zehn Schiffe ſtark, auslaufen. Fürſt Naſſau verabſchiedete ſich vom Hofe und ſeinen Freunden. Penthièvre war endlich in das Geheimniß der Liebe Louiſens eingeweiht worden, und entzückt, ſeine letzten Tage nicht vereinſamt zu wiſſen, wenigſtens doch ein Glied ſeiner Familie glücklich zu ſehen, gab er nicht nur ſeine Zuſtimmung, ſondern beſchloß auch, nach Naſſau's glücklicher Rückkehr die Großadmiralswürde mit Zuſtimmung des Königs in ſeine Hand zu legen. Die Einhändigung der Inſtructionen gab Anlaß, mit ſeinen Lieben im Hôtel Penthièvre die letzte Stunde des Abſchieds zu feiern. Caron erſchien nach langer Zeit daſelbſt wieder und Lamballe nahm Urlaub von Verſailles.

„Sie wollen nach Paris, Hoheit?" fragte ſie Gräfin Gorzka wehmüthig.

„Ja, beſte Gräfin! Weshalb?" —

„Ich möchte Sie bitten, mich mitzunehmen!"

„Sie?" —

„Schlagen Sie es mir nicht ab, Frau Herzogin. Ich möchte — ihn nur noch einmal ſehen, eh' er ſcheidet, möchte ihm — entſagen, damit ſein Herz ganz frei und fröhlich in den Kampf ziehe!"

„Charlotte, wollen Sie mich mit Ihrer Freundſchaft ſo tief beſchämen? Den Schwur, den ich als Gattin Lamballe's für Ihr Glück that —"

„Gebe ich Ihnen heut' zurück! Wir täuſchten uns Beide in Naſſau's Gefühlen, und ich will nicht ferner das Hinderniß Ihrer Neigung ſein. Ich liebe den Fürſten zu heiß und unſäglich, um eine Ehe ertragen zu können, die ihm Zwang, mir Demüthigung iſt. Die Entſagung wird wenigſtens meinem Herzen Ihre Freundſchaft eintragen, während ich im Gegentheil Alles und zugleich meine Selbſtachtung verlieren muß! Kein Wort weiter, ich begleite Sie!"

Prinzeſſin Lamballe umarmte die tiefbewegte Freundin, welcher der ſtolze Schmerz thränenvoller Nächte nach langem Widerſtreite dieſen Entſchluß abgerungen. Sie wagte keine fernere Einwendung. — Beide Damen fuhren nach Paris, wo ſie den Fürſten bereits mit Caron bei Penthièvre fanden. Naſſau war ſehr betreten, Gorzka zu erblicken.

„Durchlaucht," ſagte ſie ſchwerathmend, aber voll Willenskraft, „ich habe die Frau Prinzeſſin nur begleitet, Sie für wenige Minuten um eine Beſprechung zu bitten und ein Mißverſtändniß aufzuklären, das zwiſchen uns weder durch Ihre, noch meine Schuld obwaltete."

„Penthièvre nickte leiſe. „Das iſt ein ſchönes Zeichen Ihres Edelmuths, liebe Gräfin, für das Ihnen ſelbſt ein alter Mann wie ich verehrungsvoll die Hand küſſen muß!" Er drückte ihre Hand an ſeine Lippen. „Kommen Sie, Beaumarchais, wir wollen dem japaniſchen Häuschen einen Beſuch machen."

Naſſau, Lamballe und Gorzka blieben allein. —

„Mein Fürſt, mißkennen Sie nicht die Wehmuth, mit der ich von Ihnen Abſchied nehme. Meine Liebe zu Ihnen war eine — Jugendthorheit, die ich als Täuſchung erkannte, obwohl ich fühle, — daß Jugendthorheiten uns die liebſten ſind! Gott hat für meine ſelbſtſüchtige Neigung mir eine Arznei beſchieden: Frauenſtolz und den heißen Drang nach ſchweſterlicher Freundſchaft für Diejenige, welche würdiger iſt, durch Sie beglückt zu ſein! Ich war mir dieſe Erklärung ſchuldig, mein Fürſt, denn ich wünſche, daß Sie wenigſtens das Gefühl der Achtung für mich und

des Herzensfriedens mit ſich in den Kampf nehmen! Der Himmel mache Sie ſiegreich und glücklich!" —

„Ihre Großmuth," ſagte Naſſau ernſt, „ſchlägt mich in ſchwere Feſſeln, Frau Gräfin. Ich muß mich tief beklagen, daß das Geſchick mir mit der einen Hand zu viel darbot und der andern zu viel vorenthielt, daß ich nicht beglückt ſein und beglücken darf, ohne zu verwunden! Frauenliebe erringen, theure Louiſe," und er faßte bewegt der Herzogin Hand, „iſt etwas unendlich Hohes! Frauenliebe verlieren ſehr traurig, Gräfin. Sie ſtehen allein und Freundſchaft nur kann noch die Wunde heilen, die Ihnen Mißdeutung ſchlug! Könnten Sie ſich gewöhnen, in mir den Freund, den — Bruder zu erblicken, das würde mein Herz erleichtern, es ſtolz und ſelig machen! Dann wüßte ich, daß zwei edle Frauen für mich beten in der Schlacht und jubeln im Siege, daß ihre Herzen bange in der Entſcheidung ſchlagen, ihre ſchönen Augen um mich weinen — wenn ich falle! Ein ſtolzer Gedanke!!" Er richtete ſich hoch auf, umfing die Herzogin ſanft und reichte der Gräfin die Rechte. „Eine Braut und eine Schweſter! Ich werde Eure ewige Erinnerung

ſein, und was ſonſt Herzen trennt, wird die Euren unlösbar machen!"

„So ſoll es ſein!" ſagte Gorzka wehmüthig lächelnd. „Wir werden wie einſt im japaniſchen Pavillon von Ihnen träumen, und wenn Sie wiederkommen, Fürſt, wird der Himmel mich ſtärken, daß ich — das Glück meiner Louiſe ertragen lerne, ohne es zu beneiden! Leben Sie wohl, kehren Sie ruhmreich wieder!" Sie hatte heftig ſeine Hand in die ihre gepreßt, ihre Blicke loderten im Feuer der Begeiſterung und Liebe. Dann umflorten ſie ſich, ein paar Thränen fielen — ſie eilte hinweg nach dem Garten, dem Herzoge und Caron nach.

Gedankenvoll ſtand der Fürſt, Louiſe umſchlungen haltend. „Es iſt doch recht eigen," ſagte er, „faſt glaub' ich, Liebe macht feig! Es iſt der erſte Kampf, in den ich mit Herzweh gehe, und doch trägt die Spitze meines Degens unſere ganze Zukunft!? Laſſen Sie in einem heißen Kuſſe uns alles Abſchiedsweh erſticken. Ich ſage Ihnen nicht Lebewohl, denn ich denke jetzt am wenigſten zu ſterben!"

„O, ſchenken Sie mir eine Haarlocke!"

„Eine Locke nimmt man von einem Todten, oder — auf Nimmerwiederſehen?!"

„Eine Braut nimmt ſie vor der Schlacht!“

„So wird mich eine Locke von Ihnen vielleicht gar kugelfeſt machen?“

„Thäte ſie es doch! Vielleicht kann's meine Liebe!“

„Die kann's! Und nun kein ſchwermüthig Geſicht, keine Beängſtigung mehr! Das Weib eines Soldaten darf keine andere Furcht empfinden, als vor der Schande! Laſſen Sie uns zu den Freunden!“

Sie blieben unter zerſtreuendem Geſpräch der Männer noch einige Zeit beiſammen. Gorzka hatte Gewalt genug über ſich, in den leichteren Ton einzuſtimmen. Lamballe war dennoch nachdenklich ernſt. Die Wagen fuhren endlich vor, der Fürſt ging über Nauphle, konnte alſo den Damen bis Verſailles Geſellſchaft leiſten, Caron begleitete ſie.

In Verſailles trennten ſie ſich. Der Fürſt ſetzte ſeine Reiſe fort, Caron begleitete die Damen zum Oeil-de-boeuf. Man war ſehr ſtill.

„Treten Sie noch einen Augenblick in mein Zimmer, liebe Freunde!“ ſagte die Herzogin.

Als ſie daſſelbe erreicht hatten, zog Lamballe ein kleines Etui aus der Taſche und öffnete es.

„Gorzka, ich habe eine Locke von ihm verlangt. Laß uns dieſelbe theilen, und — nenne mich fortan Du!“ Sie war ernſt und blaß.

Die Gräfin ſank ihr weinend an die Bruſt. —

„Aber ich bitte Sie, meine Damen!“ rief Beaumarchais erſtaunt. „Dieſer kalte Ernſt, dieſe heißen Thränen, wo der Fürſt dem Ruhme entgegeneilt?!“ —

„Weine nur, Charlotte, weine Dich aus!“ ſagte Louiſe. „Ich kann es nicht. Aber eine Stimme ſpricht laut und klagend wie Harfenton in mir: wir ſehen ihn nicht wieder! Die Polignac hat recht, mich Kaſſandra zu nennen!“

„Wäre ich noch der Alte,“ ſagte Beaumarchais, „ich würde es Thorheit nennen. Seit Suſannens Tode glaube ich auch an Ahnungen!“ — —

Nach Naſſau's Abreiſe ſchloſſen ſich Louiſe und Charlotte ſchweſterlich eng aneinander. Jede Freiſtunde benutzten ſie, um von dem Fernen zu plaudern und zu träumen; wie ehemals nahmen ſie die Landkarten zur Hand, und wenn Caron Briefe von St. Malo brachte, war ſtets ein Feſttag. — —

Ende Mai iſt da, mit ihm das erſte Grün. Auf ihrem Zimmer ſteht Lamballe, ein Schreiben

in der Hand, alle Farbe iſt von ihr gewichen. Gorzka hat die Hände krampfhaft gegen die Bruſt gepreßt, und ſtrömende Thränen verſchleiern ihr Geſicht. — Dieſer Brief enthält wenige, vielſagende Zeilen. —

„Frau Herzogin! — Der Himmel hat entſchieden über Sie und mich! Die Affaire auf Jerſey iſt mißglückt! — Aus ſechs Wunden blutend, gab es doch keine Kugel, mir des Lebens Schande zu erſparen! Der Elende, welcher ſechs Schiffe ſeines Geſchwaders, ſiebentauſend Landeskinder opferte und doch England unterlag, muß von Ihnen vergeſſen ſein! Er kann nie wiederkehren, und ein ganzes Leben voll Ehre löſcht dieſe Schmach nicht aus! Ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück. Wenn ich meinen Abſchied erhalten ſollte, trete ich in ſpaniſche Dienſte. „Aus der Wüſte — in die Wüſte!“ Sie hatten Recht! — Otto von Naſſau-Siegen.“ —

„Ich habe es geahnt!“ flüſterte die Prinzeſſin, „Ich ſollte nicht glücklich ſein, er ſollte nicht emporkommen! Iſt es nicht, als wenn die Vorſehung ſelbſt Chartres' Genoſſe würde? — Charlotte, Du biſt gerächt; Keine von uns wird ihn beſitzen!“

„Nein,“ rief Gorzka, „man wird ihm den Abſchied nicht geben! Man kann eine Schlacht ver-

lieren und doch ein Held ſein! Der König wird ihm ſein Vertrauen bewahren, ihm neue Truppen geben, und er wird ſiegen!"

„Meinſt Du? — Laß uns dieſen Brief den Majeſtäten vorlegen und ſieh, was ſie darauf antworten! Ein Otto von Naſſau durfte nach dem Tage von Queſſant nicht verlieren; man wird jetzt vielleicht einem Chartres verzeihen, was dem Fürſten auch nicht gelungen!"

„Und dieſes hohe, ſchöne Leben ſoll ihm gebrochen ſein, herabſinken ſoll er wieder auf den Abenteurer?"

„O nein, ich kenne ihn beſſer? Aus der Verzweiflung erſtehen die Heroen, und gebrochene Herzen tragen den Geiſt über irdiſche Schranken! Du liebteſt ihn genug, Charlotte, um ihm zu entſagen, damit Dir wenigſtens der Freund verbleiben! Ich liebe ihn, aber ſo, daß ich mich eher todt, als ihn in Schande wünſchte, und vor Dir, mein Gott, will ich ewig auf ihn verzichten, wenn Du ihn wieder aus dem Staube zum Ruhme erhebſt, ihn leiteſt auf die Sonnenbahn glorreicher Thaten! Ein Held iſt für die Liebe nicht geboren, zwei Glückſeligkeiten ſchenkt der Himmel dem Sterblichen nie. Es iſt das Blut der Bourbonen,

das in mir redet, und nur in der feurigen Lohe der Schmerzen ſtieg Herakles zum Himmel!“ —

Die Prinzeſſin hatte nur zu richtig geurtheilt. Als der officielle Kriegsbericht einging, waren der König und Artois außer ſich. Sie beachteten nicht, daß der Fürſt wie ein Löwe gekämpft, ſondern nur, daß er mehr als die Hälfte des Geſchwaders und der Truppen verloren. Unbedenklich erhielt er ſeinen Abſchied. —

„Sie werden ſich nun wohl mit der kleinen Gräfin tröſten, Frau Kaſſandra,“ ſagte die Königin ſpöttiſch. — „Wenn Sie auch dieſe etwas türkiſche Großthat Ihres Helden nicht vorausſahen, haben Sie doch gewiß genug von dem Blute der Könige von Frankreich in ſich, den Abenteurer Naſſau-Siegen zu vergeſſen!?“

„Majeſtät,“ erwiederte Lamballe kalt, „verzichtet habe ich auf ihn. Als eine Prinzeſſin Frankreichs indeß muß ich es tief bedauern, daß man einem Manne ein Unglück ſo hoch anrechnet, das er mit zehn glänzenden Siegen wieder tilgen kann, und daß man ſich in ungroßmüthigem Grolle eines Armes beraubte, der immer ein tapferer Arm bleibt, wenn er auch einmal fehl ſchlug!“

„Das ließe ſich denn auch auf Prinz Chartres anwenden, Frau Herzogin,“ ſagte Polignac.

„Darauf habe ich Ihnen nicht zu antworten, denn das hieße Ihnen zumuthen, patriotiſch zu denken!“ — — —

Naſſau ging nach Spanien, um dort in die Flotte als Capitän zu treten, welche Gibraltar den Engländern entreißen ſollte. Um dieſelbe Zeit ſtarb Graf Gorzka, Charlottens Vater, in Lothringen, wo er am Hofe des verſtorbenen Königs Ladislaus Leszynsky gelebt und der ruſſiſchen Krone ſeine großen Beſitzungen in Polen abgetreten hatte. Er hinterließ ihr ein Vermögen von ſechs Millionen Franken und machte den Wunſch in ihr rege, ſich vom Hofe zurückzuziehen. Nur ihre Zuneigung zu Lamballe, welche jetzt um ſo unzerſtörbarer durch gemeinſamen Schmerz geworden, hielt ſie ab. — Lamballe's Stellung wurde nach Naſſau's Falle immer peinlicher. Frau von Polignac war eine zähe Gegnerin und nun bedeutend gegen ſie im Vortheil. Artois intriguirte gegen die „Hochzeit des Figaro“, und die Cenſur verunſtaltete das Werk, um es unmöglich zumachen. Die öffentlichen Angelegenheiten verſchlimmerten ſich inzwiſchen durch Necker's Fall, zu dem außer Maurepas Artois beigetragen. Dieſes Prinzen Verſchwendung, ſeine koſtſpieligen Vergnügungen, in die er den Hof hineinzog, hatten ihn mit vier-

zehn Millionen Livres Schulden belaſtet. Da Necker ihm darüber Vorwürfe machte, erwiederte er trotzig: „Pah, was will man mir denn thun? Ich habe die Schulden eben!“ — „Gut, Monſeigneur. Da Sie ſo ſtolz auf dieſelben ſind, wird man ſie Ihnen auch laſſen!“ erwiederte Necker, zahlte nichts und deshalb ward er geſtürzt. Herr von Sartines, der Polizeilieutenant, wurde ſein Nachfolger. —

Schienen die Orleans auch unſchädlich gemacht, die Sillerys, Vater und Sohn, im Palais royal waren zu gute politiſche Geſchäftsführer, als daß die Gegenwart für Chartres nicht ausgenutzt worden wäre. Der veränderte Geiſt der Zeit arbeitete ja für ſeine Pläne. Die Ungebundenheit, welche jetzt in der Unterhaltung aller Orten herrſchte, die Einfachheit der Mode, welche dem Bürger wie dem Herzog ſo ziemlich denſelben Rock gab, die republikaniſchen Ideen, die durch die Allianz mit Nordamerika in Umlauf kamen, die ewigen Reformbeſtrebungen von Miniſtern, welche einander entgegenarbeiteten, ohne dem Schaden des Landes auf den Grund zu gehen, Waſhington's Sieg über General Cornwallis zu Yorktown, des jungen Lafayette Waffenthaten, Alles entzündete die Köpfe, und Maurepas' Tod machte

den König, der ihm ſtets das Wichtigſte überlaſſen, ganz rathlos. Calonne, ein Intimus Artois', und Ségur, auf Empfehlung der Polignac, wurden Miniſter. Das Volk kritiſirte, gährte, empfand mehr wie je die Prärogative der Privilegirten, weil es eben mehr politiſches Bewußtſein hatte, und Leute als Mirabeau, der nach zahlloſen Skandalen und Verfolgungen endlich habilitirt worden, Anacharſis Cloots, Danton, Abbé Sièyes, Lamet, Condorcet, Desprémenil und andere Libertins, welche im Palais royal verkehrten, bildeten Vereine und rumorten im Parlament. Unter ſolchen Umſtänden hielt man es für gefährlich, „die Hochzeit des Figaro" zu geben. Antoinette wünſchte ſie indeß, um ſich im Toque zu ſehen, und für Caron war es der letzte Ehrgeiz ſeines Lebens, ſein Werk dargeſtellt zu wiſſen. Endlich war die Cenſur überwunden. Das Stück wurde bereits annoncirt und in's Théâtre français drängte ſich Hoch und Niedrig. Da erſchien zehn Minuten vor Beginn ein Befehl von Verſailles, das Stück nicht zu geben! — Ein Wuthſchrei hallte durch Logen und Parterre! Außer ſich trat Beaumarchais an die Lampen und rief: „Wenn man es hier verbietet, ſo ſchwöre ich, man ſoll es im hohen Chor von Notre Dame ſpielen!" — Es

war die erſte Windwehe des Aufſtandes. — Um dieſelbe Zeit ſtarb Turgot, der Exminiſter. Morelly, Malesherbes und Caron ſtanden an ſeinem Bette.

„Bald werde ich wiſſen, ob die Baſiliade auch jenſeits eine Fabel iſt," lächelte er matt. „Ich laſſe hinter mir das Chaos! Wohl dem, der nicht Weib und Kinder hat, er verliert nur noch ſich ſelbſt! Der nordamerikaniſche Krieg — und das Lager von Compiègne — d a s ſind Frankreichs heilloſe Wunden. Ihr werdet mehr Blut aus ihnen fließen ſehen, als dazu gehört, eine beſſere Generation zu zeugen!" —

Ein anderes Ereigniß ſchien die Gährung der Gemüther indeß wieder in's Gegentheil zu verwandeln. Am 22. October ward die Königin zum ſtürmiſchen Jubel des Reichs von einem Dauphin entbunden, d[illegible]den Namen Duc de Bourbon empfing. Alle Differenzen, alle Parteiungen, alle tollen Wünſche ſchienen in dieſem einen Glücksfall gelöſt.

Prinzeſſin von Lamballe, welche die Königin hauptſächlich gepflegt hatte, nahm den Neugebornen auf ihre Arme, hob ihn empor und kniete am Bett der Königin nieder.

„Einſt, Majeſtät, haben Sie mich an Ihr Herz

gezogen, mit dem trauten Namen der Freundin belegt und ſo hoch geehrt, daß Neider und Verleumder, ja das gedankenloſe Volk mich ſogar eines politiſchen Einfluſſes auf Sie und den König beſchuldigten, welchen ich, Sie wiſſen es wohl, nie beſeſſen! Ohne Liebe, ohne höheren Zweck der Frau gehe ich durch's Leben, und mir iſt Alles verſagt, außer Ihrer Gunſt. Geben Sie meinem Leben ein Ziel zurück, einen Zweck, eine Wonne! Ich erflehe, ich fordere im heiligen Namen Gottes von Ihnen dieſen Knaben, die Obhut Ihrer königlichen Kinder! Laſſen Sie mich ſie lehren, wie man gut, glücklich, wie man tugendhaft wird! Laſſen Sie mich an ihnen die Liebe verſchwenden, welche in meinem Herzen ſchlummert, ich bin ja ihres Blutes, und kein Epitaph will ich je verlangen, als was mir die Erinnerung in den Herzen Ihrer Kinder errichten wird!!"

Die Königin ſchlang gerührt und glücklich ihre Arme um der Prinzeſſin Nacken und küßte ſie. „Ja, meine einzige Couſine, meine liebſte Freundin, die meine böſen Launen ſelbſt nicht ermüden können, ich will meine Mutterpflicht mit Dir theilen, Du ſollſt Erzieherin meiner Kinder ſein!" —

Es war eine Verſöhnung in der Rührung einer glücklichen Stunde. Sie ſollte nur nicht von

Dauer ſein. — So feindlich der autokratiſch geſinnte Artois auch einem Prinzen wie Chartres ſich nun gegenüberſtellen mußte, der mit der „Canaille" Brüderſchaft ſchloß und den Republikanern zulächelte, um ſeinen Ehrgeiz zu befriedigen, ſo tief er deſſen Feigheit bei Oueſſant verachtete ſo einig war er doch mit ihm in der Wuth über, die Geburt eines Dauphins, über die Ernennung der Lamballe zur Gouvernante der königlichen Kinder, über den Einfluß, welchen die Königin in politiſchen Dingen jetzt über Ludwig XVI. erlangte. An Lüderlichkeit, Herrſchgier und an Haß gegen die „Habsburgerin", wie Verachtung des Königs einander ganz gleich, waren ſie nur in den Mitteln, welche ſie in Bewegung ſetzten, verſchieden, und war Artois der brutalere, ſtolzere, ſo war Chartres dafür der bei Weitem gewiſſenloſere Charakter. Wenn Artois alſo gegen die Königin intriguirte, die ohnehin eiferſüchtige Polignac an die Herzogin hetzte, und mit ſeinen Cavalieren Verleumdungen ausſtreute, ſo diente er unbewußt nur Chartres und allen Denen, welche die Monarchie erſt zu entehren und dann zu beſeitigen wünſchten. Der ariſtokratiſchſte aller Prinzen machte ſich zum Werkzeuge des demokratiſchen Zeitgeiſtes! — Gräfin Polignac ließ es ſich dem-

nach angelegen ſein, die Herzogin bei der Königin lächerlich zu machen, ihr herrſchſüchtige Abſichten unterzulegen, um ſie zu verdrängen, und bediente ſich aller Künſte einer gutgeſchulten dame du parquet. Die Königin war dazu eigenwillig und hatte ihre Launen. Sie bereute heimlich längſt, daß ſie Lamballe zwei der wichtigſten Hofämter eingeräumt hatte. Kleine Häkeleien, kühlere Behandlung, eclatantes Zurückſetzen Gorzka's, welche die Herzogin ſo liebte, bildeten die Einleitung eines Bruches, der von der Königin faſt geſucht, von der Herzogin nicht mehr vermieden wurde, nachdem Graf Jules-Polignac zum Herzog und Haushofmeiſter ernannt worden, und Antoinettens Vorliebe für deſſen Gattin in einer Weiſe wuchs, die oft für Louiſe beleidigend wurde. Die ſtille Erbitterung Lamballe's wuchs noch durch den Glanz der Heldenthaten, welchen im Jahre 82 plötzlich Naſſau-Siegen um ſich verbreitete, und das Auge ganz Europas auf einen Mann lenkte, der auf den ſchwimmenden Batterien Arcons vor Gibraltar Wunder der Tapferkeit verrichtet hatte, zum Grand von Spanien und Ritter des goldenen Vließes ernannt worden war, und den die Czarin Catharina förmlich durch Geſandtſchaft eingeladen hatte, um ihre Flotte gegen die Türken zu führen. —

Im Herbſte kam dieſe gegenſeitige Mißſtimmung zum Ausbruch, und zwar um eine Kleinigkeit.

„Wo iſt denn Prinzeß Lamballe," fragte die Königin. „Ich ſehe, ſie macht keine Vorbereitungen zum Diner, und ich habe doch gewünſcht, daß im Floratempel geſpeiſt werde."

„Bei der großen, zwiefachen Amtspflicht der Frau Prinzeſſin," erwiederte ironiſch Frau von Polignac, „mag es ihr wohl oft ſchwer werden, Alles in ſich zu vereinen. Meines Wiſſens iſt ſie mit den königlichen Kindern Hoheiten ausgefahren!"

„Ausgefahren? mit den Kindern, und bei dieſem trüben Wetter? Das iſt unverantwortlich! Augenblicklich, Gorzka, ſuchen Sie ſie auf, ich befehle ihr zu erſcheinen; das muß ein Ende nehmen!"

Die Gräfin eilte ſogleich hinaus, während die Königin ſich immer mehr in den Zorn redete, denn ſie fühlte wohl, daß eine ſtarke Doſis Unwillen dazu gehöre, der Herzogin gegenüber ſtreng zu ſein. Madame Polignac verfehlte nicht, ſie in dieſem Vorhaben ſehr eifrig zu unterſtützen. Sie waren indeß noch nicht lange allein, als die Herzogin mit Gorzka erſchien.

„Ich höre, Majeſtät waren wegen meiner Abweſenheit unruhig?" —

„Mehr als das, Herzogin, im höchſten Grade erzürnt bin ich! Wo waren Sie?"

„Im Florapavillon, wohin Sie das Diner befahlen. Es iſt Alles bereit, die Majeſtäten können erſcheinen. Da die Luft ſtill und warm war, nahm ich Hoheit den Dauphin und Prinzeß Charlotte mit!"

„Und wer autoriſirte Sie, wenn's gefällig iſt? Ich finde es ſehr unſchicklich, die Dienſte der Intendantin und Gouvernante zuſammen abzuthun; Eins von Beiden muß künftig bleiben!"

Lamballe blieb kalt und ruhig. „Ich habe mich durch das Vertrauen, womit Höchſt-Sie mir die Obhut Ihrer Kinder anvertraut, autoriſirt gefühlt! Wenn Majeſtät indeß meinen, mir eine doppelte Amtsbürde, die wohl ihre — Neider haben mag, abnehmen zu müſſen, ſo bin ich bereit, der Intendantur zu entſagen und mich allein den königlichen Kindern zu widmen!"

„Es kann weniger vom Neide die Rede ſein, Frau Herzogin, als von der übergroßen Selbſtſtändigkeit und dem ungehörigen Einfluß, welchen Sie ſich erlauben! Uebrigens hatte ich längſt beſchloſſen, die Stelle der Intendantur einzuziehen, und werde meinen königlichen Gemahl befragen, in wie weit es gerathen iſt, Ihnen ſo unum-

ſchränkte Verfügung über die Kinder von Frankreich zuzugeſtehen!" —

„Meine Einflüſſe, Majeſtät? — Ich habe niemals ſo viel gehabt, um à la Polignac Miniſter zu machen!"

„Aber Admirale, Herzogin!" ſagte Polignac, „die auch geſchlagen wurden!"

„Der Held von Gibraltar, Madame," erwiederte die Herzogin ſtolz, „kann die Nadelſtiche eines Inſects wohl mit Lächeln ertragen, ich aber fühle, Majeſtät, daß ich Ihnen nur einen Dienſt erweiſe, wenn ich frage, ob es Ihnen genehm iſt, mich zu entlaſſen?!"

„Das iſt mir genehm, Sie kamen mir nur zuvor!"

„Ich gehe, Majeſtät!" und Lamballe's Stimme zitterte. „Ich gehe, und werde nicht wiederkommen, als — im Unglück, wenn die Polignacs, Guemènes und Neuillys von Ihnen weichen! Möge das wolkenloſeſte Glück mich ewig von Ihnen fern halten!" Sie beugte ihr Knie und küßte Antoinettens Hand; die Königin war bleicher geworden, faſt wurde ſie bewegt. —

„So genehmigen Sie zugleich auch meine Entlaſſung, Majeſtät!" ſagte Gorzka heftig.

Antoinettens kummervolle Anwandlung ging

im Zorn unter. „Gut, gut, gehen Sie nur Beide. Der Hof wird um ein paar Nonnenköpfe ärmer ſein, das iſt Alles!“

Louiſe von Lamballe und Charlotte von Gorzka verneigten ſich ſteif und entfernten ſich. Sofort übergab erſtere an Herzog von Vaugyon die Schlüſſel, die Bücher und die Schatulle der Königin. Still weinend küßte ſie Antoinettens Kinder. Am andern Tage verließen beide Frauen Verſailles. Sie betraten es nie wieder. —

Die Nonnenköpfe waren allerdings nun weg, und Lamballe's ſeufzerreiche Harfe erklang nicht mehr. Bei Hofe ging es auch heiterer als je zu, und Artois, die Polignacs und was zu ihnen hielt, erfanden genug Zerſtreuungen, Antoinetten über den Verluſt einer Freundin hinwegzuhelfen, die ſie als Dauphine wie eine Schweſter angeſehen. Mit Lamballe's Verſchwinden ſchien ſich aber das Unglück durch alle Schlupflöcher einzuſchleichen, arglos, leiſe unter tauſend Geſtalten einzuniſten, und Niemand fühlte, ahnte, verſtand es, als bis es zu groß geworden, um es zu überſehen. Calonne, Maupeau's Nachfolger, hatte nicht blos Artois' Schulden, ſondern auch für die Königin St. Cloud um zwei Millionen gekauft, ſtatt es gegen andere Domänen auszutauſchen.

Die Königin ward bei Gelegenheit des Beſuchs des däniſchen Herrſcherpaares empfindlich durch Cardinal Rohan beleidigt, der, um eine Privataudienz zu erzwingen, Abends in die illuminirten Hofgärten drang, ohne eingeladen zu ſein. Der amerikaniſche Krieg ward zwar durch Anerkennung der Freiſtaaten von Seiten Englands geendet, doch Niemand hatte ſeine Nachwehen ſo ſchwer zu empfinden als Frankreich. Er hatte die Einnahmen dreier Jahre verſchlungen und die Schuldenlaſt zweier Maitreſſen-Regierungen anſehnlich vermehrt. Was half es, daß Frankreich nach außen an Achtung gewonnen, wenn es im Innern deſto elender war? Noch ſpürte man's nicht, aber den revolutionären Geiſt, welchen die Truppen mitbrachten, die unter Waſhington's Fahnen die Rothröcke geſchlagen, deren Disciplin gelockert war, und die, wie im Weſten, mit dem Gewehr im Arm über Freiheit und Volksgewalt zu demonſtriren wußten. Jetzt tauchte ſchärfer, öfter der Name „Geſellſchaft der Volksfreunde" auf, zu denen ſich Lafayette geſellte mit ſeinem Motto: „Cur non?" Und überall begann man, wenn die Thaten der amerikaniſchen Befreiung erzählt wurden, trotzig mit ihm zu fragen: „Warum nicht wir?" —

Gräfin Gorzka hatte mit Hülfe Caron's zu Sceaux, zwei Meilen ſüdlich von Paris, eine Villa gekauft, wo ſie mit Herzogin Lamballe den Sommer verlebte, im Winter hingegen dem alten Herzog von Penthièvre Geſellſchaft leiſtete. — Ihr liebſter Gefährte war Beaumarchais. Die gegenſeitige Trübſal hatte alle Drei zu einer Innigkeit verſchmolzen, die um ſo ungetrübter war, als alle Hoffnungen und ſelbſtſüchtigen Gefühle erloſchen waren. Hier träumten, muſicirten ſie, und das Leben da draußen rauſchte wild an ihnen vorüber, ohne daß ſie es empfanden; ſie lebten ja nur in Erinnerungen, als wären ſie ſchon alte Leute. Der alte Penthièvre befand ſich ganz wohl unter ihnen, beſonders wenn Caron einen Brief aus Rußland vom Fürſten Naſſau erhielt. Derſelbe hatte an der Spitze von ruſſiſchen Galeeren den Capudan-Paſcha im ſchwarzen Meere angegriffen und durch Brander die ganze dortige Seemacht der türkiſchen Flotte vernichtet. Sein Ruhm ging über die ganze Welt, wie jener Carl Eugen's, den ſein Vaterland gleich ihm verkannt hatte. —

Am 27. April des Jahres 84 drängten ſich die Pariſer in's Théâtre français. Trotz des anfänglichen Widerſtandes des Königs, des Uebelwollens der Prinzen ſollte die „Hochzeit des Fi-

garo" endlich doch gegeben werden. Man hatte nachgerade in Paris viel frechere Dinge geleſen und geſprochen, als in dem Stück enthalten waren, das Publikum, die literariſche Welt verlangte ſtürmiſch nach ihm, und die Königin ließ nicht nach, bis Ludwig XVI. achſelzuckend nachgab. Bereits hatte man es im Salon des Miniſters Breteuil geſpielt und es ziemlich flach gefunden, „des Geſchreies nicht werth, was man davon machte." Prinz Artois begab ſich alſo mit der Zuverſicht in ſeine Loge, „daß es durchfallen werde." — Und welch ein Erfolg war dies! Welches furchtbare Bild ſocialer Zerrüttung rollte ſich dem Beſchauer unter der Maske leichten Scherzes und graziöſen Humors auf! Vor neun Jahren entſtanden, bedurfte das Publikum gerade des eben jetzt erlangten Bewußtſeins, um in dem Werke ganz die zerſetzende Ironie auf die damalige zerfallene Geſellſchaft eines Geſchlechts zu empfinden, wie es unter Ludwig XV. geworden. Das war kein Erfolg der Begeiſterung, ſondern der Wuth, er war beiſpiellos wie die Parteileidenſchaft, ein Prolog der Revolution, und Beaumarchais ihr Prophet! Vierhundertmal wurde das Stück gegeben. — Die Einnahme für daſſelbe überließ der Dichter den — Findelhäu-

ſern! — Sein Ehrgeiz war befriedigt, er hatte ſich und Suſannen ein Denkmal errichtet für alle Zeit, nur daß wir jetzt vielleicht die ſcharfe Schrift nicht mehr — ſo verſtehen können, weil es keine privilegirten, keine käuflichen Parlamentsräthe und kein jus primae noctis mehr giebt! Die Königin trug wirklich den Toque, und ihre Damen ahmten ihr nach. Kleider, Bänder, Farben, Redensarten à la Suſanne oder Figaro kamen auf, die Romanze des Pagen ſangen edle, empfindſame Bürgerstöchter, und Maria Antoinette ſogar ſpielte zu Trianon vor ihren Hofleuten ſelbſt die Suſanne. Die Epidemie war lächerlich, wäre ſie nicht gar zu ernſt geweſen; man tändelte mit dem Feuer, ehe man ſein eigen Dach anzündete. Doppelt ſchlimm war, daß ſich darauf jene ominöſe Halsbandgeſchichte ereignete, die mit der Schändung der königlichen wie weiblichen Ehre Antoinettens endete und in den geheimen Winkeln des Palais royal begonnen hatte, um den Auswurf einer tollen, entarteten Zeit, einen Balſamo-Caglioſtro und eine la Motte-Valois auf die Scene zu führen. Seit dieſem unglücklichen 15. Auguſt verlor der Hof ſeine frühere Heiterkeit, das Königspaar ſeinen Frieden. Die Weiſſa-

gungen der verlachten Kaſſandra begannen ſich ſchreckhaft zu erfüllen. —

Fern, wie am grauen Rande des Horizonts Paris, ſo fern lag auch Tagesgewühl, Zeitgeiſt und Parteiung jetzt Louiſen von Lamballe und Charlotten von Gorzka in Sceaux, von deſſen freundlichen Höhen wie von einem Zion nieder ſie rings auf das bunte Landleben blickten, das die Nähe der Hauptſtadt bezeichnete. Der alte Herzog mit ſeinem weißen, zitternden Haupte, Globen und Karten, Folianten und Bildwerke vor ſich, ſaß da zwiſchen ihnen wie ein Weiſer, der ruhig die Kreiſe des Himmels überſchaut, während die Erde im vulkaniſchen Wehe liegt. Alt und lebensmatt behielt er von ſeinem hohen Amte nur noch den Namen. — Oefter erſchien auch allda Prinzeſſin Adelaide, die unglückliche Frau Chartres', der ſeine ſchimpfliche Verbannung mit ſeiner Maitreſſe, Madame de Buffon, verſüßte. Adelaide war von ihm moraliſch längſt getrennt, und um ihres unverſchuldeten Unglücks willen hatte Louiſe ſie wieder an ihr Herz gezogen. Der Einzige, welcher aus dem vollen Strudel der Hauptſtadt ihnen Nachrichten brachte, ſie mit der immer bewegter ſich geſtaltenden Zeit in Verbin-

dung hielt, war Beaumarchais, der liebe, viel und gern geſehene Gaſt. —

Nun war er faſt ſeit vierzehn Tagen nicht in Sceaux geweſen, obwohl der Herbſt prachtvoll war, deshalb ſind auch Alle um ihn recht beſorgt und blicken von dem hohen mittelalterlichen Söller des Hauſes am Berghange fleißig nach Norden aus, und jeder Wagen, der die ferne Landſtraße rechts vorbeizieht, iſt Gegenſtand ihrer Neugier. Die Harfe ruht in Louiſens Hand, die Freundin ihrer wehmüthigen Stunden, deren ſie ja nun ſo viele hat. Wenn ſie flüſtert, iſt's, als ob Geiſter vergangener Zeit um ſie her ſtänden und mit ihr von ſchöneren Tagen redeten. —

„Daß auch nicht einmal ein Bote oder Brief kommt!" ſprach Charlotte. „Es iſt ganz unbegreiflich! Caron hatte mir zumal wegen des Ankaufs eines Grundſtückes beim Pflanzengarten Nachricht geben wollen!"

„Seien Sie außer Sorgen," erwiederte der Herzog, „in ſeinen Händen ſtehen Ihre Angelegenheiten gut. Er iſt eben vorſichtig und übereilt nichts, ein ſchätzbares Verdienſt in dieſer übereilten Zeit. Er wird gewiß kommen, ſobald er irgend kann."

„Als ob er nicht immer könnte, mein Vater?"

lächelte Louiſe. „Unabhängig iſt er doch gewiß genug? Ich fürchte eher, daß ihm etwas Schlimmes begegnete; er hätte doch wenigſtens Gomez ſchicken können!“

„Das wäre auch wohl geſchehen, Kind,“ entgegnete Penthièvre, „wenn ihm etwas zugeſtoßen wäre, er iſt der Mann nicht, welcher vor Freunden ſich verſchließt. Vielleicht iſt in der Stadt oder bei Hofe ein neuer Skandal. Darin iſt er noch der Alte, Alles wiſſen zu wollen!“

„Ich habe ihm oft Vorwürfe darüber gemacht, und doch höre ich ihm dann ſo gern zu. Das iſt wieder ſo eine menſchliche Inconſequenz! Nicht wahr, Charlotte?“

„Gar nicht, liebe Louiſe. Ich glaube, die Neugier oder, edler geſagt — die Theilnahme für die Welt — iſt die letzte Leidenſchaft, die uns verläßt; meinſt Du nicht?“

„Ich aber meine, daß dort ein Viergeſpann kommt, das ungefähr ausſieht, als könnte es Beaumarchais bringen!“ Penthièvre hatte ſeinen alten Schiffsgucker vor den Augen und blickte hinab.

„Wahrhaftig, das könnte er ſein!“ Gorzka ſprang auf.

„Nicht doch, meine Liebe! Es iſt eine Galaequipage. Caron hält längſt keine mehr!“

„Aber, mein Kind, ſie biegt jetzt links den Weg ein, der hieher führt, und mein Auge iſt ſcharf genug, zwei Geſtalten im Wagen zu erkennen!“

„Zwei Herren?“ und Gorzka glühte. —

„Ich wüßte nicht wer? Doch Du biſt plötzlich ſo bewegt, Charlotte? Ahnſt Du, wer es iſt?“

„O, ich wage es kaum? Und doch wie ein Schreck kam der Gedanke über mich, es könne Beaumarchais und Otto von Naſſau ſein!“

„Otto von Naſſau?!“ —

„Einer davon iſt Caron und der andere ein Officier in grüner Uniform. Sieh ſelbſt!“ —

Die Herzogin nahm das Glas und blickte hin. Sie entfärbte ſich. — „Es iſt Otto von Naſſau!“

„Mein Gott, er kommt wieder?“ rief Gorzka jauchzend.

„Kommt wieder!“ hauchte Lamballe und wendete ihr bewegtes Antlitz ab. —

Der Wagen brauſte heran und hielt. — Zwei Männer grüßten empor, Caron und Naſſau. Der Fürſt trug ruſſiſche Uniform, und ſeine Bruſt ſtrahlte von Orden, den Monumenten ſeiner Siege.

Penthièvre, auf Louiſen geſtützt, erhob ſich,

ihnen entgegen zu gehen, Charlotte de Gorzka war in den Salon vorausgeeilt, ſie konnte ihr hüpfendes Herz nicht bezwingen.

„Gegrüßt! Seien Sie tauſendmal gegrüßt, Held von Gibraltar, Türkenſieger, Fürſt aller Frauen- und Soldatenherzen!“ rief Penthièvre, ihm die Arme entgegenſtreckend. „Welcher Glücksfall führt Sie in unſere Mitte?!“

„Ich bin als außerordentlicher Geſandter meiner Kaiſerin hieher geſendet, mein Herzog, eine Uebereinkunft wegen der polniſchen Angelegenheiten zu vermitteln, welche dieſem unſeligen Lande endlich dauernde Ruhe gibt. Ich brauche wohl nicht zu ſagen, daß dies nicht der — einzige Grund iſt, ſondern mein Herz noch mehr mich herzog!“ Er ergriff Louiſens Hand und küßte ſie. „Ich ließ es hier, Prinzeſſin. Der Ruhm ward dafür meine Braut, — ein ſehr eiſiger Gefährte!“

„Verzeihen Sie mir,“ flüſterte Gorzka blaß, „wenn ich mich einen Augenblick entferne!“

„Du wirſt unwohl; mein Gott, Charlotte!“ Lamballe wollte zu der Wankenden eilen.

„Erlauben Sie mir, beſte Gräfin,“ ſagte Penthièvre, „daß ich Sie begleite. Führen Sie mich auf mein Zimmer, Kind!“

Er raffte ſich mühſam auf und ging mit ihr hinaus. —

„Mein Fürſt," ſagte Lamballe beklommen, aber ernſt, „ich bedauere, daß die Freude, Sie im Glanze des Ruhmes und der Ehre wiederzuſehen, mit Schmerzen beginnt, die allein einer traurigen Vergangenheit verbleiben ſollten."

„Louiſe," begann Naſſau bewegt, „die leiſe, ſtille Hoffnungsflamme, welche in meinem Herzen gelebt, von That zu That mich trieb und allmächtig meine Seele füllte, macht, daß ich heute vor Ihnen ſtehen darf, derſelbe ſehnſuchtsvolle, ruheloſe Mann, dem Sie allein den Kampfpreis reichen können, der ihn beglückt, Ihre Hand! Sagen Sie nicht, dies ſei unzart, ſtürmiſch, es verwunde das Herz Ihrer theuern Freundin. Es wiegt die fürchterlichen Qualen dieſer ſechs Jahre, die *ich* erlitten, nicht auf! Ich habe mein Leben tauſendmal auf den Wurf einer Minute geſetzt, o, laſſen Sie es mich fortan immer auf Ihre Liebe ſetzen! Bei dieſem lichten Himmel, der unſer Weh wie unſere Schwüre geſehen, frage ich Sie: Lieben Sie mich noch?!" —

„Ich bedarf der Erinnerung meiner Schwüre nicht, Fürſt, Ihnen offen zu geſtehen, *daß* ich Sie noch liebe, daß dies Gefühl nicht einen Augen-

blick aus meinem Herzen ſchwand und bis an mein Ende es beleben wird! Aber ein anderes —"

„Nicht ſo, Louiſe, hören Sie mich, ich bitte Sie! Laſſen Sie nicht falſche, übernatürliche Großmuth zum Tyrannen Ihres Glückes werden und unſer Leben zugleich in ſeinem Heiligthum tödten, ohne daß die Freundin darum glücklich wird! Der Hof, Louiſe, hat Sie verſtoßen, an das treuloſe Bourbonengeſchlecht bindet Sie nichts mehr! Ihr Schwiegervater Penthièvre hat kaum eine Spanne Friſt noch zu leben, er läßt Sie allein, einem Chartres gegenüber zurück, mit einem wenig fürſtlichen Erbe, das der Haß Ihnen verkürzen wird, und in einer Zeit, die dem fürchterlichſten Zuſammenbruche entgegengeht, den je ein Jahrhundert geſehen! Nicht leichtfertig trete ich vor Sie, ſondern nachdem ich vierzehn Tage in dieſem Sodom, Paris, mich mit dem parteiloſen Auge eines Fremden umgeſehen, die Zerriſſenheit der Verwaltung, die Haltloſigkeit des Hofes, den Groll des Volkes ſchaute, das elend und dabei angeſteckt iſt von republikaniſchen Grillen und das Gift der Empörung von den Lippen der Schwätzer des Palais royal trinkt! Hier iſt nicht mehr zu helfen! Calonne ſieht den Staatsbankerott vor Augen und will die Notablen zur Rettung auf-

rufen, wo nur noch Eins retten kann, Schwert und Waage. Einſt hätte ich dies Schwert führen können, man zerbrach es mit Schimpf, weil ich Unglück hatte! Die Waage, welche gerecht die Mitte ſuchen ſoll zwiſchen Fürſt und Volk, ſenkt ſich tief, denn ſie iſt überbürdet vom Rauſche der amerikaniſchen Freiheit! In Frankreich liegt vor Dir Einſamkeit, Wehe und Gefahr, an meinem Herzen findeſt Du ein zweites, ſchöneres, ſtilleres Vaterland! Catharina hat mir kaiſerlich vergolten. Geehrt, ein Fürſt mit fürſtlichem Beſitz, unter einem zwar blöden noch, aber treuen, bildungsfähigen Volk, deſſen einfältige Tugend noch nicht verpeſtet ward, das iſt Dein Loos! Auf meinen Knieen bitte ich Dich, folge mir, Louiſe, ſei mein Weib, ſei glücklich!!"

Er war vor ihr hingeſunken und bedeckte ihre Hände mit Küſſen.

Lamballe hatte bei ſeinen Worten einen wilden, verzweiflungsvollen Streit im Herzen ausgekämpft, den letzten. — Wie ein leblos bleicher Schatten ſtand ſie, nur ihre Bruſt pochte kurz, heftig und ſchwer, ein leiſer Schauer ging über ſie hin wie ein Vorbote der Vernichtung. —

„Ich habe Sie angehört, mein Fürſt, damit Sie nicht ſagen ſollten, die Entſcheidung werde

mir ſo leicht, mein Herz ſei empfindungslos geworden, Ich wollte mich noch einmal in meinem ganzen Weſen durchprüfen, damit mir ſpäte Reue nicht eine Uebereilung dieſer Stunde zum Vorwurf mache. — Nie habe ich ſo in voller Stärke gefühlt, was das Schickſal dieſes meines Volkes und ſeiner Herrſcher ſein muß, wie in dieſer Minute! Nie iſt mir klarer geworden, was ich ſoll und muß, als hier. Nehmen Sie, Held von hundert Schlachten, meine Erwiederung wie ein unabänderlich Geſchick auf, das Ihnen vielleicht am meiſten wohl will, je erbarmungsloſer es ſchritt! Unterbrechen Sie mich nicht, Fürſt! — In Chambery ſah Sie Louiſe, ein halbes Kind faſt. Sie liebte Sie, wie man in der Jugend ein menſchgewordenes Heroenbild liebt — ſelbſtſüchtig, eitel, gedankenlos. Ich ward Frau, eine Tochter Frankreichs. — Der Schmerz machte mich reif, und reif in der Liebe geworden, warf ich mich Antoinetten in die Arme. Damals, als Sie von Afrika zurückkehrten, wir Alle vereint um den neuen Thron ſtanden, Turgot, Malesherbes und Conti lebten, des Landes Herz in froher Hoffnung aufging, damals bis zu dem Tage, — wo meine arme Suſanne ſtarb, durfte ich Sie lieben, unendlich, rein, ſelbſtſuchtslos, durfte mich die Ihre nennen trotz Gorzka's ge-

brochener Hoffnungen! Wiſſen Sie denn, warun? — Weil ich in Ihnen zugleich den Retter meines Landes, den Bayard des Königthums liebte! Weil Ihr Beſitz mir geheiligte Pflicht ward, denn in Ihnen beſaß ich Conti's letzte Hoffnung, den Helden und Genoſſen einer ſchöneren Zeit! Beim Unglüks-kampf von Jerſey brach mein Herz. — Ich lichte Sie noch, aber wie man den Heimgegangeren liebt, mit dem die Wünſche ſich einſargen. — Weh' meinem armen Herzen, daß Sie im fremden Lande Ruhm erwarben, daß Sie mir und aler Welt zeigten, was Sie an meiner Seite für Frankreich hätten ſein müſſen! Mit der Be-friedigung Ihrer Ehre ſank mein Herz, vom Schick-ſal geopfert, blutend hin, und Sie mußten hm ferner ſtehen, als je — der Abenteurer zu Chambery ihm geſtanden! Staunen Sie, Fürſt, daß das Blut der franzöſiſchen Könige in mir noch ſtärker wallt, als das der liebenden Frau? Staunen Sie, daß ich verſchmähe, im Unglück mein Vaterland da-hinten zu laſſen, um einem Helden Rußlands zu folgen?! Selbſt in das Herz einer — Verſtoßeren ſind die Lilien Frankreichs gegraben, und es nird durchſtrömt vom Blut der Bourbonen, das hö-richt, das dem Untergange geweiht, aber nie ſo falſch ſein kann, ſelbſt um eines Siegen's Liebe

ſich unter des Czaren Scepter zu beugen! Ihre Gattin werden, hieße für Lamballe feige ſein! Ich könnte Sie nicht lieben, wie Sie verdienen, könnte an Ihrer Seite nicht ohne Schimpf beſtehen, wenn mein Vaterland indeß aus allen Adern blutet, das Unglück Antoinettens Haar bleicht, ſie angſtvoll, von allen falſchen Schmeichlern verlaſſen, ſich umblickt nach der erſten lieben Jugendfreundin, und die Stätte leer findet! Einſt wird dies kurze Leben verronnen ſein, Otto! Vor Gottes Thron werden wir Alle ſtehen, vor welchem Worte und Gedanken gewogen werden im Gericht! Soll Antoinettens und des Königs Schatten ſich dann erheben und ſagen: Auch Dieſe hat uns verlaſſen, das eigene Blut?!! — Nein, Naſſau-Siegen! Ich bin Kaſſandra meinem Lande und Geſchlecht, aber als ſeine letzte Freundin will ich auch mit ihm ſtehen und mit ihm fallen, das ziemt Louiſen von Savoyen! — Und was hätten Sie auch an mir, theurer Mann, wenn ich Ihnen folgte, um hier mein Herz zu laſſen? Wenn aller Glanz, alle Ehre an Ihrer Seite vor der entſetzlichen Gewiſſensqual zu Boden ſänke, daß ich treulos und feige geweſen? Oh, die Weiber ſind auch Heldinnen, Otto, und wenn ich Sie nicht beſitzen darf, geſchieht's, damit ich vor Got-

tes Antlitz nur — Ihrer würdiger werde! Wollen Sie wahrhaft glücklich ſein, wollen Sie mit dem Opfer kurzer Entſagung ewigen Frieden erkaufen, wollen Sie mich ſo glücklich machen, als wie ich hienieden ſein kann, ziehen Sie meine Charlotte, dies Kind voll ſlaviſcher Gluth, die um Sie namenlos gelitten, an Ihr Herz, Sie werden, glücklich machend, beglückt werden! Durch mich können Sie nur elend ſein! Mein Schwur, Charlotten den Brautkranz in das Haar zu flechten, erfüllt ſich. Ich werde Sie nicht wiederſehen, Fürſt, es ſei denn an Gorzka's Hand vor dem Altar. Hart mag ich ſein, ja ſtolz ſelbſt, aber noch im Tode will ich die königlichen Gefühle meiner Ahnen hegen!!" —

Sie ging. Es war, als wenn das Gebilde einer überirdiſch Verklärten vorüberziehe. —

„Verloren! Du biſt mir verloren, anbetungswürdig Weib, denn Du vernichteſt Dich durch fürchterliche Wahrheit!!" — Der Fürſt bedeckte ſein überſtrömend Geſicht. Der Held, der unter Kanonendonner lachte, brach vor der Hoheit einer Frau zuſammen. — —

Es war faſt ein halbes Jahr ſpäter. Naſſau's Sendung war erfüllt, ſeine Abreiſe nahe, Louiſe de Lamballe hatte, trotz flehentlicher Bitten, ihn

nicht wiedergeſehen. — Der Kampf, den er beſtanden, ſchien ſeine ganze Natur zu untergraben. — Eines Tages erſchien er mit Caron im Hôtel Penthièvre, welches der Herzog mit den Frauen im Winter bezogen, und ließ ſich bei Gräfin Gorzka melden. — Er ſchien um Jahre gealtert.

Schüchtern, geſenkten Hauptes empfing ihn Charlotte.

„Gräfin, ich komme zu Ihnen, nicht wie ein junger, glühender Liebhaber, ſondern wie der Schiffbrüchige, der ſich an ein ruhiges Geſtade flüchtet. Ich bitte um Ihre Hand und ſchwöre Ihnen, Sie ſo glücklich zu machen, ſo zu lieben, als eben noch Glück und Liebe in dieſer wüſten Bruſt wohnt! Ich habe an unſere Verbindung nur eine Bedingung zu knüpfen: Wenn Louiſe de Lamballe in Noth und Gefahr iſt, und — kniete ich vor dem Prieſter, — dann ſollen Sie mich lautlos gehen laſſen, ſie zu erretten, ja — ſelbſt — für ſie zu ſterben! — Wollen Sie das?!"

„Ich will es!" flüſterte die Gräfin leiſe. — —

Wenige Tage ſpäter ward Naſſau mit Gräfin Gorzka getraut. Louiſe de Lamballe flocht ihr die Myrtenkrone. Dann trug Beide der Reiſewagen hinweg. —

Louiſe ſtand neben Penthièvre und Caron auf

der beſchneiten Terraſſe, wie Beide nach ſchwerem Abſchiede dahin fuhren.

„Es iſt geſchehen, Beaumarchais, das war mein letzter Schmerz! — Ich habe nur noch einen lieben Genoſſen aus alter Zeit, der mir allein verbleibt, Sie! Geben Sie mir die Hand darauf!“ —

„Ich bleibe Ihnen, meine hohe Freundin, denn zwiſchen uns ſteht der Schatten meiner Suſanne und reicht uns die Hände!“

5.

Epilog.

Das alte Frankreich, das chevalereske, galante, witzige — iſt nicht mehr! Sein Esprit wie ſeine Irrthümer ſind mit ihm untergegangen in der wilden Lohe des Bürgerkriegs, der über ganz Europa ſeine ſprühenden Funken wirft und die alte Zeit unter Blut und Aſche begräbt. Die Prophezeiung der bourboniſchen Kaſſandra iſt erfüllt!

An dem Tage, wo die Baſtille unter dem Sturme des Pöbels fiel, welchen Santerre, den die Freiheit — wie er einſt ſelbſt befürchtet — zur tollen Beſtie gemacht, mit dem Säbel in der Fauſt anführte, und das erſte Blut floß, da eilte Louiſe de Lamballe nach Verſailles. Das Unglück war gekommen, nun kam, treu ihrem Schwur,

auch ſie zurück. Während Orleans-Egalité als Chef der Revolution im Palais royal thronte, Artois, Provence, die Polignacs, Noailles und Guemènes ihre Monarchen feige verließen, um am Rheine unter dem Schutze deutſcher Bajonnette — Joujoux zu ſpielen, ging Louiſe mit dem königlichen Martyrpaare die lange Bahn der Leidensſtationen, welche bei des Königs Entführung nach Paris begann und im Temple endete. Hier riß man ſie aus einander und warf Lamballe in die Abtei. Ihr ſchönes Haupt fiel in den Septembertagen, ihr Heldenblut färbte das Pflaſter, weil ſie ihrem König, ihrer Königin nicht als „gute Bürgerin" fluchen wollte! Die Lilien wurden ihr zur Dornenkrone! Naſſau, ihr Retter, kam zu ſpät!! —

Aus derſelben Abtei zu St. Germain ward Beaumarchais durch Santerre's Veranſtaltung befreit, um nach England zu flüchten. Er entging Orleans' Mördern, denen Morelly, welche Ironie, die — Baſiliade in ſtarrer Hand, zum Opfer fiel, weil ſie den „Vater der Revolution" nicht kannten! Wer hatte retten können in dieſer Zeit, welche die Opfer nach Hekatomben zählte? —

Lamballe hatte den blutigen Reigen nur eröffnet, welchem der König, die Königin, Prinzeß

Eliſabeth folgten, und den — Philipp Egalité beſchloß. Er hatte, wie er meinte, für die Revolution Alles eingeſetzt, aber ein Zeugniß vernichtete ihn, das Zeugniß Beaumarchais', daß: Mirabeau durch Chartres' Gift geſtorben, weil er „dieſe Seele von Schlamm" nicht auf den Thron ſetzen wollte! — Dieſes Zeugniß, in der Nacht vor ſeinem Ende von Mirabeau an Beaumarchais ſchriftlich gegeben, durch dieſen in entſcheidender Stunde an Anacharſis Cloots überliefert, koſtete den Elenden das Leben! —

Caron's Miſſion war erfüllt. Treu bis zum letzten Hauche, bewahrte er als Greis noch die alte Kraft, mit der er ſtets gegen die Extreme gekämpft. Als in jenen Schreckenstagen ſeine Oper „Tarare," welche er für Gluck's Schüler, Salieri, einſt geſchrieben, wiederholt wurde, ſchob er den gefährlichen Vers ein:

„Meine Freunde, laßt uns ihren Irrthum beklagen,*)
Sie ſind das Opfer einiger Barbaren,
Die mit der Leidenſchaft der Menge ſpielen!
Dies Volk, ſo treu ſonſt — wenn es ſich empört,
Wird ſtets geführt von bübiſchen Gewalten,
Die Herz und Hirn ihm in den Händen halten!"

*) Der Vers des Originals beginnt:
„Mes amis, plaignons leur erreur!
Victime de quelques barbares" etc.

Still lebte er in dem kleinen Häuschen, das er ſich im Temple unweit der alten Stadtmauer und der Rue St. Claude im Garten erbaut, und deſſen Dach eine Weltkugel ſchmückt, die eine Literatenfeder als — Windfahne bewegte. Hier träumte er von Suſannen und der Mondſcheinnacht zu Marly, von Louiſen de Lamballe und dem Dauphin, von der Grotte zu Trianon und der Baſiliade, hier endete er ſtill am 19. Mai 1799.

Wenn Ihr den Boulevard Beaumarchais durchſchreitet, lüftet den Hut! Hier iſt der Witz, die Grazie und die — Treue des alten Frankreich geſtorben. Mit dem Jahrhundert ſtieg er in die Gruft, deſſen räthſelhaften Geheimniſſe mit ſich hinunternehmend. Sein letztes Gedicht iſt ein Spiegel ſeines Lebens, ſprühend begonnen — einſam beſchloſſen. — Es heißt:

„Im Lenz voll Muth,
Da ging mir's gut;
Der Sommer ſchwer,
Warf mich hin und her;
Des Herbſtes Raſt
Eintönig faſt.
O, möcht' ein Geiſt noch friſch und grün
Dem trüben Winter mich entziehn!" —

Und der ewig lächelnde, jugendliche Geiſt der Muſe ſchlang in Mozart's Zauberweiſen einen

unverwelklich duftigen Blumenſegen um ſein Grab! Denkt an ihn, wenn Figaro lächelnd vor Euch hintritt und ſingt: „Ich bin das Factotum der Welt!“ —

Ende.

Druck von C. Pätz in Naumburg.

Prolog

zur

Festvorstellung

am 30. September 1851

im Stadttheater zu Erlangen

die Philologenversammlung daselbst betreffend.

Von

G. Fr. Daumer

Preußische Staatsbibliothek Berlin

Jokasta. Was du mir sagst, ist eines Sklaven Loos:
Nicht reden dürfen, wie man's meint!
Aus den Phönizierinnen des Euripides von Schiller.

Vorbemerkung.

Ich war um die Fertigung eines Theaterprologes zu der oben genannten Gelegenheit auf eine so höchst freundliche und vertrauende Weise angegangen worden, daß ich einem solchen Rufe nicht widerstehen wollte und mich sofort mit williger Seele einem Geschäfte unterzog, das mir um so leichter wurde, da ich der bezüglichen Versammlung in der That die aufrichtigste Hochachtung zolle und darunter so würdige, werthe Freunde habe. Ich that es nicht ohne die mir nöthig scheinende Rücksicht auf Zeit und Ort, doch freilich auch so noch meiner Denkart und meinem Charakter gemäß, die ich nie verläugnet habe und nie zu verläugnen gedenke. So aber kamen gleichwohl Momente hinein, die von den Anordnern der Fest-

lichkeiten zu Erlangen für unstatthaft gehalten wurden. Ich verstand mich dazu, mehrere Stellen mildernd abzuändern und eine, die hier S. 5 zu lesen *), ganz zu streichen. Da hiedurch den in diesem Augenblicke zur Uebermacht gelangten Verhältnissen und den darauf gegründeten zarten Rücksichten noch nicht genug gethan war, so blieb mir nichts Anderes übrig, als das Ganze zurückzuziehen. Sofern es nun aber scheinen kann und wirklich verlautet hat, daß ich etwas allzu Extravagantes und Extremes geliefert, sehe ich mich veranlaßt, meine Arbeit durch den Druck mitzutheilen. Sie tritt hier ganz so vor Augen, wie sie ursprünglich gestaltet war, und man wird finden, daß sie selbst in dieser schroffsten Fassung gewisse Grenzen keineswegs überschreitet. Ich lege auf das kleine Produkt, zu dessen Verabfassung mir auch nur sehr wenig Zeit gegeben war, durchaus kein Gewicht; doch gibt das Schicksal desselben zu erkennen, in welches Stadium der Entwicklung die Dinge eingetreten sind; und in dieser Hinsicht mag die öffentliche Erscheinung desselben nicht ganz ohne Interesse sein.

Viel wird gefeiert auf der Erde Rund;
In manchem Sinn und Geiste hier und dort
Berühren und versammeln sich die Menschen,
Und festliche Gepränge mancher Art
Entfalten ihren Glanz und ihre Pracht.
Nicht immer und nicht überall indessen
Ist selbigen, woferne sie ein klares
Und unbestoch'nes Seelenauge prüft,

---

*) Es ist die Stelle von den Worten: „Und welches von den beiden Uebeln wohl“ bis zu dem folgenden Punkte. Es sollte die Anspielung auf jene Gewaltthaten mittelalterlicher Barbarei ausgemerzt werden, die doch so unauslöschlich in der Geschichte verzeichnet sind und die gewiß von keiner Confession im Ganzen mehr gebilligt werden.

Yo 4880

Das unzweideutig-ehrenvolle Siegel
Der freien, innern, edlen Menſchenwürde
Erhebend und erquickend aufgedrückt.
Ein Feſt begangen wird auch hier von uns;
Auch hier iſt in bedeutſam-ernſtlicher,
Zweckvoller Weiſe Mann zu Mann geſellt —
Doch hier iſt nichts Unwahres, Täuſchendes,
Nichts, was die Seele heimlich drücken könnte,
Es iſt ein Feſt der reinſten, ſchönſten Art.
Denn ſie, die wir ſo friedlich und ſo frei
In unſrer Mitte heut verſammelt ſehen,
Die uns aus deutſcher Lande näheren
Und ferneren Bezirken zugeeilt,
Und die wir in herzinniger Verehrung
Und ſtolzer Freude Hochgefühl begrüßen —
Es ſind die hochgebildet-edlen Meiſter
Der Sprache, dieſer Tochter der Vernunft,
Die mit ihr ſelbſt, der göttlich hohen Mutter,
Ein ewig, unzertrennlich Eines iſt,
In welcher ſie lebendig fort und fort
Sich ſelbſt erzeugt, entwickelt und beweiſt,
Und ohne die ſie nicht ſie ſelber wäre;
Es ſind die Kenner, die begeiſterten,
Der ſchönſten Blüthen der Cultur, der Kunſt,
Der Menſchlichkeit, die ſich auf Erden je
Entfaltet und geoffenbart; es ſind
Der Jugend, die des Vaterlandes Hoffnung,
Hochtheure, mit den ſtillſten, aber größten
Verdienſten um das menſchliche Geſchlecht
Gezierte Lehrer, Bildner und Veredler —
Was könnten wir für Andre freudiger
Willkommen heißen? Freudiger gerade
In einer Zeit, wie dieſe? — Denn es läßt
Sich nicht verhehlen, daß der Zeitmoment,
Der gegenwärtige, von ganz beſondrer,
Bedenklicher und ſorgenſchwerer Art,

Von einer Art, die Alles uns, was irgend
Das Herz erhebt, um ſo erwünſchter macht;
Es läßt ſich nicht verſchweigen und verneinen,
Daß an der Zukunft Himmel, ob es jetzt
Auch noch ſo ſtill, manch' dunkle Wolke ſteht,
In welcher unheilvolle Wetter ſchlafen.
Verſtattet es, die Heiterkeit des Tages
Für einen Augenblick durch die Betrachtung
Des Möglichen, was vor uns ſteht, zu trüben!
Wir löſen dieſe Schatten gerne wieder
In ſeine reine Helle tröſtlich auf.

Erwägen wir, zu welchem Ende wohl,
Wenn nicht beſchützend gute Götter walten,
Der durch des Tages blinde Leidenſchaften
Beherrſchte Lauf der Dinge führen werde —
So iſt es eine doppelte Gefahr,
Die uns erſchreckt. Von neuem erſtlich hebt
Ein alter, lange ſchon geſunkener,
Von neuer Weltgeſchichte hellem Strahl
Mehrfach bereits beſiegter Aberglaube
Sein finſteres Panier; er glaubt noch einmal
Daß ihm ein Tag des Sieges angebrochen,
Und denket — denn es ſchlägt kein menſchlich Herz
In ſeiner Bruſt — all jene faſt zur Fabel
Geword'nen Schreckensthaten zu erneuen,
Die er verübt in alter Herrſchaft Tagen.
Im Stillen aber grollet furchtbar-ernſt
Ein andrer Feind. Die blutgetränkte Fahne
Zur Zeit verbergend, hoffet er gleichwohl
Sie eines Tages prangend zu entfalten,
Und ſo verwüſtend durch die Welt zu zieh'n.
Von jeder Seite — das iſt offenbar —
Gefährdet uns maßloſe Barbarei,
Iſt die Cultur, die Kunſt, die Wiſſenſchaft,
Das ganze Glück, der ganze Ruhm und Stolz

Des aufgeblühten höhern Menſchenthumes
Dem Untergange ſchonungslos geweiht;
Und welches von den beiden Uebeln wohl
Das mindere; ob weniger zu fürchten,
Wenn jene ſchwarze Furie mit ihren
Bannſtrahlen, Scheiterhaufen, Glaubensſchlachten,
Bartholomäusnächten triumphirt —
Ob es erträglicher, wenn jenes andre
Mit Pöbelgrimm und roher Maſſenkraft
Verbündete blutdürſtige Geſpenſt
Das Feld behauptet, das iſt ſchwer zu ſagen.
Denn was da ſteh'n in heiligem Anſeh'n muß,
Und herrſchen und in aller Weiſe walten
In ſeiner ganzen, ungeſchwächten Kraft,
Wenn's grünen ſoll und blühen auf der Erde,
Das iſt die helle Leuchte der Vernunft;
Das iſt der ſchöpferiſche Genius,
Er, der allein wahrhafte Wunder thut;
Das ſind die hohen, göttlichen Ideen
Des Wahren und des Guten und des Schönen,
Die keinem Fanatismus der Partei,
Der tobenden, zum Opfer fallen dürfen,
Da jegliche Verletzung, möge ſie
Noch ſo verzeihlich, möge ſie ſogar
Geboten durch Nothwendigkeit erſcheinen,
Sich durch ein unabwendbar Unheil rächt.
Wo aber ſind die Tüchtigen auf Erden,
Die Trefflichen, die jenen hehren Mächten
Gewichtiger und gründlicher zu dienen
Im Stande ſind, als ihr,
Vielkundige, verehrte Männer, welchen
Die Huldigungen dieſes Tages gelten?
Auf euch gegründet ſind vor allen Andern,
Die Gutes ſchaffen und Verderbliches
Abwenden können, unſre Hoffnungen.
O ſeid die Horte, die durch ſtille Thaten

Gewaltigen, der edlen Menſchenbildung,
Die durch ſo viele rieſenhafte Mühen,
So viele heldenmüthige Kämpfe ſich
Im langen Laufe der Jahrhunderte,
Glanzvoll erhoben und verbreitet hat!
Schwankt von der ſchönen, makelloſen Stelle,
Die euch durch eigne Weſenheit beſtimmt,
Niemals auf irgend eine Seite hin,
Die euch nicht ziemen und nicht ehren würde!
Vor Allem — denn das iſt die nächſte Sünde,
Wozu die Gegenwart verlocken kann —
Schwört zu der Fahne, der erhobenen,
Der Finſterlinge nicht! Wie übel ſchickten
Der Sprache Meiſter ſich zu jenen, welche
Nichts lieber thun, als ſie verſtummen machen!
Wie könnten ohne klare Selbſtverhöhnung
Die, welche ſich des geiſtigen Bürgerrechtes
Im herrlichen Hellenenlande freuen,
Die eingetaucht mit ihrem Angedenken,
Mit ihrem ganzen innern Sein und Weſen
In jener Zeiten, jener Orte Glück
Und Glorie, wo man ſo menſchlich fühlte;
Wo ſich die Schönheit ihre Tempel baute;
Wo die Natur, die aller Lebensfreude
Holdſeliger Quell, mit ſanfter Majeſtät
Auf ihrem Throne ſaß, zu jenen ſtehen,
Für die Natur und Schönheit nur die Stricke
Des Teufels ſind, die man, um Gott zu dienen,
Mit dumpfer Seelenangſt zu meiden habe!
Wie könnten ohne reine Selbſtvernichtung
Die, deren Geiſt ſo voll der hohen Kunde
Helleniſcher und römiſcher Heldenkraft
Und Heldenthat, im Bunde ſein mit denen,
Die jede Kraft des menſchlichen Gemüthes,
Nur die des Sektenhaſſes ausgenommen,
Bemüht zu dämpfen und zu brechen ſind!

Fern ſei von euch, fern iſt von euch — wir glauben,
Wir wiſſen es — dergleichen Unnatur,
Die ein Verrath an Volk und Vaterland,
An Menſchheit, Jugend und euch ſelber wäre.
Denn ſo nur werdet ihr die ſichern Stützen
Des Menſchenadels und des Menſchenwohles
Zu ſein vermögen, denen wir vertrau'n,
Auf welche wir, was auch für Stürme drohen,
Mit feſtem Muthe wie auf Felſen bau'n.

Motto's zu S. 4 ff.

Selbſt die Religion, ſo rein und heilig ſie auch an und für ſich iſt, unterliegt der Verfälſchung. Stets ſah man an ihrer Seite den Aberglauben gehen, der unter dem Vorwande, die Frömmigkeit zu erheben, den Geiſt derſelben tödtete und nur dahin arbeitete, ſie lächerlich und verächtlich zu machen. Es iſt unbegreiflich, wie vieler Schlupfwinkel er ſich bediente, um ſeine Zwecke zu erreichen.

Papſt Clemens XIV. Discours de la superst. etc. T. III. sec. Part. p. 76 sqq.

Auf ihrer Höhe wird die Religion ſich dann nur befinden, wenn Liebe ihre alleinige Herrſchaft ſein wird, denn weder das Wiſſen ihrer Lehren, noch ihr äußerer Glanz machen ihr Verdienſt.

Derſelbe. Lettres etc. traduites de l'Italien et du Latin. Paris 1778. T. I. p. 41. II. p. 162.

Es iſt ſo weit gekommen, daß alle Religion und Frömmigkeit in unſinnige Geheimniſſe geſetzt wird, und daß Diejenigen, welche die Vernunft verächtlich finden und den Verſtand verabſcheuen, doch in dem Wahne ſtehen, von Gott erleuchtet zu ſein. Aber wahrlich, wenn ihnen nur ein Funke des göttlichen Lichtes zu Theil geworden wäre, ſo würden ſie nicht ſo hochmüthig raſen, ſondern lernen, wie man Gott anſtändiger ehrt, und Andere, wie jetzt an Haß, ſo dann an Liebe zu übertreffen ſuchen.

Spinoza. Tract. theol. polit. etc. Praefatio.

Eine Religion, die den Menschen finster macht, ist falsch; denn man muß Gott mit frohem Herzen und nicht aus Zwang dienen.

Kant. Ueber Pädagogik. Königsberg 1803. S. 109.

Ist solches ein Fasten, das ich liebe, der Tag, da sich der Mensch kasteiet? Zu hängen wie Binsen sein Haupt und sich zu betten in Sack und Asche — magst du das ein Fasten nennen und einen Tag des Wohlgefallens für Jehova? Siehe, das ist das Fasten, das ich liebe: Lösen die Fesseln des Frevels, abstreifen die Bande der Unterjochung, frei entlassen Unterdrückte und daß ihr jegliches Joch zerbrechet. Ja, daß du brechest dem Hungrigen dein Brod, und in's Haus führest umher irrende Arme, daß du, wenn du einen Nackten siehest, ihn kleidest und dich nicht deinem Bruder entziehest. Dann wird anbrechen wie die Morgenröthe dein Glück und schnell wachsen deine Heilung; und vor dir herziehen wird deine Gerechtigkeit und Jehova's Herrlichkeit wird deinen Zug beschließen. Du wirst rufen und Jehova wird antworten; du wirst schreien und er wird sprechen: „Hier bin ich", wenn du aus deiner Mitte Unterjochung, Ausstrecken des Fingers und üble Rede entfernest.

Jesaias 58, 5 ff. nach de Wette's Uebersetzung.

Druck von Fr. Gampe u. Sohn.

31.419

PALÄORAMA.

OCEANISCH-AMERIKANISCHE
UNTERSUCHUNGEN UND AUFKLÄRUNGEN

MIT

WESENTLICHER BERÜCKSICHTIGUNG

DER

BIBLISCHEN URGESCHICHTEN.

AUS DEM NACHLASSE

EINES

AMERIKANISCHEN ALTERTHUMSFORSCHERS.

New-York
B. Westermann & Co.
440 Broadway

London
Williams & Norgate.
14 Henrietta-Street, Covent-Garden.

ERLANGEN, 1868.
VERLAG VON EDUARD BESOLD.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen
wird vorbehalten.

Druck von E. Th. Jacob in Erlangen.

Inhalt.

Seite

Einleitung des Herausgebers 1

Abtheilung I.

Vorlesungen über die Urgeschichte Oceaniens und Amerika's. Grundlegung eines neuen, einerseits das verdunkelte Alterthum jener Welttheile aufhellenden, andererseits die urgeschichtlichen Berichte der h. Schrift in ihr wahres Licht setzenden geographisch-historischen Systemes. Von Dr. George Brown.

Erste Vorlesung.

Verhältniss der herkömmlichen geographisch-historischen Vorstellungen und Annahmen zu den ältesten Thatsachen der Menschengeschichte, und kritische Anlässe und Nöthigungen, diese Vorstellungen und Annahmen zu ändern 41

Zweite Vorlesung.

Naturwissenschaftliche Erörterungen über Alter und Tod der menschlichen Raçen mit besonderer Rücksicht auf die Urbevölkerungen Oceaniens und Amerika's 77

Dritte Vorlesung.

Fortgesetzte Betrachtung über das Alter, die Geschichte und das Schicksal der oceanischen und amerikanischen Urbevölkerungen mit auszüglicher Anführung der einschlägigen Beobachtungen und Reflexionen des Herrn v. Martius 88

Vierte Vorlesung.

Resultat der vorstehenden Betrachtungen nebst den sich daran knüpfenden Folgerungen und Combinationen 102

Fünfte Vorlesung.

Die Begriffe von »Alt« und »Neu,« wie sie in Rücksicht auf geographische und völkergeschichtliche

Seite

Dinge in Anwendung zu bringen, nebst Betrachtung und Nachweisung des Factums geographischer Namensübertragung von den ältesten Zeiten an . . . 113

Sechste Vorlesung.

Sprachliche Erörterungen, namentlich zum Beweise, dass in Westindien (Haiti) vor Zeiten ein semitischer Dialekt gesprochen worden ist 127

Siebente Vorlesung.

Ueberblick über das Ganze 146

Abtheilung II.

Beilagen zu George Brown's Vorlesungen.

I. Die Bibeln und Bibelsagen der amerikanischen Urvölker 173

II. Die altamerikanischen Schriftcharaktere 179

III. Das Paradies in der Südsee 183

IV. Dante's Vorstellung von der Lage des Paradieses und einer vorzeitlichen Veränderung der Erdoberfläche 184

V. Das Elysium des Westens, die Inseln der Seligen und die Gärten der Hesperiden als Erinnerungen der Griechen von ihrer jenseitigen Heimath her . 186

VI. Eva in den Sprachen und Sagen Amerika's und Oceaniens 190

VII. Noah auf Cuba 192

VIII. Ueber die babylonische Urgeschichte 202

IX. Nimrod und sein Reich in Amerika 212

X. Die Orkane und Erdbeben Westindiens 222

XI. Die Katastrophe von Sodom und Gomorrha als ein Ereigniss der amerikanischen Vorzeit 226

XII. Der Kriegszug Abrahams und die amerikanischen, insbesondere westindischen Zustände und Verhältnisse zu dieser Zeit 245

XIII. Die Trinitätsidee des amerikanisch-hebräischen Alterthums, wie sie in Abrahams Geschichte begegnet 256

		Seite
XIV.	Moria. Ueber die Cultusstätten des amerikanisch-hebräischen Alterthums	260
XV.	Die Circumcision in Amerika und Oceanien . .	263
XVI.	Jakob und seine Söhne. Die nach Amerika und Indien hinweisenden Sitten, Gebräuche und sprachlichen Momente dieses Theiles der hebräischen Urgeschichte	273
XVII.	Esau-Edom in Brasilien	291
XVIII.	Die Aino's in Jesso	300
XIX.	Bedeutung und Gebrauch der Zwölfzahl bei den Indianern Amerika's	301
XX.	Ruben in Amerika	304
XXI.	Die ägyptischen Plagen, namentlich was die »ägyptische Finsterniss« betrifft	305
XXII.	Aegypten und die ägyptische Meereszunge bei Jesaias, das Land Arsareth und die »Enge des Euphrat« im 4. Buch Esra in dem Sinne von Amerika und der Behringsstrasse	310
XXIII.	Aegyptische Namen und Wörter aus dem Indischen erklärt mit Hinblick auf Amerika . . .	313
XXIV.	Die Stationen des israelitischen Wanderzuges .	317
XXV.	Einzelheiten aus der Geschichte Mosis und der israelitischen Wanderung unter ihm	319
XXVI.	Der Name Mose	325
XXVII.	Yucatan und Joktan. Der israelitische Kalbs- und Peordienst auf altamerikanischen Tapirdienst zurückgeführt	327
XXVIII.	Die Bedeutung des Eisens und des Basaltes in den amerikanisch-hebräischen Urgeschichten. Das verheissene Canaan ein Land des Eisens im Unterschiede von dem Urcanaan, als einem Gold- und Silberlande	334
XXIX.	Juden und Spartaner. Auflösung eines biblischen Räthsels	339
XXX.	Die Hyksos-Frage	342
XXXI.	Irland und Wales in Amerika	345

Seite

XXXII. Alte Thiergeschlechter in Amerika 352

XXXIII. Noch Einiges über das naturgemässe Aussterben der oceanischen und amerikanischen Urvölker . 354

XXXIV. Vermischte Bemerkungen, vornehmlich was Personen-, Volks- und Ortsnamen und die damit zusammenhängenden Gegenstände betrifft . . . 356

Abtheilung III.

I. Israels Wanderzug aus Aegypten nach Palästina Mit besonderer Beziehung auf die Hypothesen Radenhausen's und Brown's 369

II. Ueber den Stamm Dan 170

III. Zur Erläuterung der Völkertafel 1 Mos. 10, vornehmlich was den Stammbaum der indogermanischen Völkerfamilie und deren vorzeitlichen Zusammenhang mit Amerika betrifft.

A. Gog und Magog in und aus Amerika 480

B. Der Wodan der Völkertafel 486

C. Die amerikanische Votanssage 490

D. Die Viatans und Vuatos in Südamerika : 495

E. Elisa-Tharsis und Javan (Ravan) der Völkertafel . 497

F. Das biblische Oceanien 508

IV. Ueber einen Vortrag des Herrn von Martius . . . 511

Schlusswort 529

Verbesserungen und Zusätze.

Wenn hie und da in Schriftstellernamen und Fremdwörtern, die aber dem Gelehrten bekannt, *c* und *e*, *g* und *y*, *th* und *t* vertauscht sind, so bittet man, dies nachsichtig übersehen zu wollen. Verwechselungen hebräischer Buchstaben, wie sie S. 136, 212, 247 vorkommen, wird der Sprachkundige von selbst erkennen. Ausserdem bemerken wir noch:

S. 23 Z. 7 v. u. tilge das zweite Anführungszeichen. S. 78 Z. 9 v. u. statt sei lies sie. S. 156 in den Noten l. Sarasvati. S. 187 Z. 9 st. welche l. und die. S. 194 Z. 7 v. u. l. und nicht von. S. 221 Z. 11 ist noch *τοξοτης*, Pfeilkämpfer, einzuschalten. Das. Z. 3 v. u. l. *moraçaba*. S. 259 Z. 3 v. u. im Texte st. diesem l. unserem. S. 329 Z. 13 l. *moupran*.

Einleitung des Herausgebers.

Auf der Vergangenheit ruht die Gegenwart, auf beiden die Zukunft. Man erkennt nicht das Künftige, wenn man nicht das Gegenwärtige versteht und das Vergangene weiss; und man begreift nicht das Gegenwärtige, wenn sich das Vergangene noch in Schleier hüllt oder in falschem und irreführendem Lichte steht. Dass das Letztere klar werde, dass es so vor Augen trete, wie es nicht bloss täuschendem Scheine und beliebiger Vorstellung nach, sondern in Wahrheit gewesen, das wird, wenn es sich um den Selbstbegriff des menschlichen Wesens und Geschlechtes handelt, wohl vor Allem erforderlich sein. Wie ist es nun in dieser Hinsicht mit unserem Wissen bestellt? — Je eifriger und gründlicher sich Jemand darum bemüht hat, desto mehr wird er mir beistimmen, wenn ich antworte: Beklagenswerth! Wer zieht uns die Decke hinweg, unter welcher sich die Jahrtausende der noch unbekannten Erd- und Menschengeschichte bergen? —

Aber sind sie denn wirklich ein so grosses Mysterium? Liegt es vielleicht nicht sowohl an dem objektiven Thatbestande, als an unseren subjektiven Vorurtheilen und Verblendungen, dass wir so wenig davon wissen?

»Isis ist wohl ohne Schleier,
Doch der Mensch, der hat den Staar.«

Es ist vielleicht gar nicht so schwer, in die Geheimnisse des Alterthums, selbst des entferntesten und unaufgehelltesten, einzudringen; eine einzige Idee vielleicht, mit Kühnheit gefasst, mit Entschlossenheit festgehalten und versuchsweise auf die betreffenden Gegenstände der Untersuchung angewendet, würde das Wünschenswerthe leisten und die befriedigendsten Resultate liefern. Das Schwierige wäre dann nur etwa dies, einer so neuen und dem Herkömmlichen zuwiderlaufenden Idee und Methode Eingang und Beifall im Reiche der Wissenschaft und Gelehrsamkeit zu verschaffen. Man denke an das Schicksal des Copernicanischen Weltsystemes! Die Umkehrung der Anschauung würde bei dem, was uns vorschwebt, eine ganz ähnliche sein. —

Aber vergessen wir, indem wir so sprechen, nicht etwas sehr Wichtiges und Massgebendes, in Folge dessen dergleichen Hypothesen und Experimente überflüssig, ja bedenklich erscheinen? Haben wir nicht ein heiliges Buch, welches uns, wie in die Geheimnisse der entferntesten Zukunft, so auch in die des höchsten Alterthums, der ersten Anfänge und frühesten Entwicklungen des Erd- und Menschenlebens einzuführen bestimmt ist? —

Wir sind weit entfernt, diesem Buche irgend Etwas von seiner Ehre und seinem Ansehen entziehen zu wollen; ja man wird finden, dass wir das ganz Entgegengesetzte — die Steigerung seines Werthes und seiner Brauchbarkeit im Bereiche der Alterthumskunde zu einem noch gar nicht geahnten Grade — im Sinne haben. Der Amerikaner Brown, den wir hier vorläufig vertreten und einführen, ist gerade durch sein Bibelstudium auf seine Ansichten gekommen; man wird sehen, wie er selbst sich darüber äussert. Allein bevor uns die Bibel ihr Licht spende, muss ein sie selbst noch einhüllender dichter Schleier entfernt, ein sie selbst

angehendes wesentliches Missverständniss beseitigt werden. So, wie zur Zeit noch die Sachen stehen, ist sie, ihrem historischen, namentlich urgeschichtlichen Theile nach, ein noch viel zu dunkler und schwankender Gegenstand des Studiums, des Zweifels, des Streites, der verschiedenartigsten Auffassungen und Auslegungen. Der scheinbare oder wirkliche Widerspruch, in welchem sich ihre Relationen und Angaben mit unserer heutigen Intelligenz und Wissenschaft befinden, bildet eine noch lange nicht aufgelöste, ja im Gegentheil nur immer greller hervortretende Dissonanz. Und an welchen, wiewohl, wie wir glauben, nur auf Täuschung und mangelnder Einsicht beruhenden, Mängeln und Lücken leiden dieselben!

Werfen wir einen Blick auf zwei Welttheile, auf Amerika und die Inselwelt des stillen Meeres, wie sich diese grossen und weitschichtigen Regionen bei der Entdeckung präsentirten und nach der Seite ihrer historisch unbekannten Vergangenheit hin noch fortwährend darstellen! Es giebt keine grösseren Räthsel und schwierigeren Probleme für die Alterthumsforschung; und es werden diese, je mehr man forscht, findet, betrachtet, nur um so grösser und unlösbarer *). Die Bibel, wie man sie noch gegenwärtig aufzufassen und auszulegen gewohnt, verräth uns von diesen Welttheilen, ihren alten Geschlechtern, dem Ursprung und den Schicksalen derselben nicht das Mindeste — und das ist doch wohl kein unbedeutendes Gebrechen für ein Buch, welches die gesammte Geschichte der Erde und der Mensch-

*) »Während Aegyptens Culturzustände sich vor dem forschenden Blicke unserer Zeiten immer mehr enthüllen, wird Amerika ein immer grösseres Kulturräthsel, je mehr man in das Alterthum desselben zurückschreitet.« Hanusch, Geschichte der Philosophie in ihren Uranfängen. Olmütz 1850.

heit zu umfassen bezweckt und behauptet, und welches der Schlüssel zu Allem sein soll, auch was die historischen und geographischen Dinge der bezüglichen Zeitalter betrifft. Ja wenn man jene Welttheile und ihre Bevölkerungen für relativ neu halten, wenn man nachweisen oder nur wahrscheinlich machen könnte, dass die dort vorgefundenen Stämme mit ihren Culturen und Barbareien erst in verhältnissmässig später Zeit aus dem sogenannten alten Continente eingewandert und nur eine jenseitige Fortsetzung, ein Nebenzweig oder Auswuchs dessen seien, was sich schon diesseits in der alten Welt entwickelt und gestaltet hat! Aber das ist keineswegs der Fall; es giebt Gründe, ihnen ein sehr hohes Alter einzuräumen, *) sie sogar für noch weit älter und ursprünglicher, als die Nationen Asiens, Afrika's und Europa's, als z. B.

---

*) Ein geistvoller und sachkundiger Vertreter dieser Ansicht ist Dr. C. F. Ph. v. Martius. Man lese, was er in der Schrift: »Die Rechtszustände unter den Ureinwohnern Brasiliens« S. 79 ff. bemerkt: »Die Menschheit dieses sogenannten neuen Continentes besteht keineswegs aus jungen Völkern, geschweige dass wir für ihr Alter und ihre historischen Entwicklungen wohl gar einen Massstab in unserer christlichen Zeitrechnung annehmen dürften« etc. S. in dieser Beziehung Ebendesselben Abhandlung »über die Vergangenheit und Zukunft der amerikanischen Menschheit« in der Cotta'schen Vierteljahrsschrift 1839 Heft II. S. 235 ff. Beide Abhandlungen sind jetzt dem Werke: »Beiträge zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerika's.« Leipz. 1867, einverleibt. Hier in der Schlussbetrachtung des I. Theiles S. 763 steht der Ausspruch: »Uralt ist diese amerikanische Menschheit; sie hat hier wahrscheinlich schon gleichzeitig mit jetzt ausgestorbenen Thiergeschlechtern gelebt; vielleicht da Wasser und Festland noch andere Conturen zeichneten.« Ferner ist zu sehen: *Clavigero, Storia di Messico* und Vater, Untersuchungen über Amerika's Bevölkerung. Leipz. 1810. S. 97 ff.

Chinesen, Indier, Babylonier, Assyrier, Perser, Aegyptier, Griechen, Germanen etc. zu halten. Es wird davon ausführlicher in den Vorlesungen die Rede sein. Dass Amerika's indianische Bevölkerung nicht nur alt, sondern noch älter sei, als die von Asien, hat bereits Jefferson*) aus sprachlichen Thatsachen gefolgert; und Oberst Galindo, von der Anschauung der mexicanischen Alterthümer entflammt, nannte das Land die Wiege der Cultur, wovon diese auf China und zuletzt auf Europa übergegangen sei. Ein für das allerhöchste Alter der amerikanischen, so wie der mit ihr wohl nahe verwandten oceanischen Urbevölkerungen sprechender Umstand ist aber ganz besonders der, dass dieselben, wie sich immer thatsächlicher und unzweifelhafter herausstellt, nichts weniger, als urfrische, einer sich steigernden Entwicklung und welthistorischen Zukunft jugend- und lebenskräftig entgegengehende Naturvölker, sondern ganz im Gegentheile verlebte, altersschwache, selbst physiologisch nur der Vergangenheit angehörige, zur Zeit ihren naturgemässen Raçentod sterbende, daher den Uebeln und Conflicten, welchen andere trotzen, auf's Verhängnissvollste unterliegende, selbst unter den günstigsten Umständen rettungslos dahinschwindende Geschlechter sind. Darüber wäre aus beiden Welttheilen — wenn die alte Bevölkerung auch nicht überall in gleich auffallender Weise verkommt und vergeht, auch wohl nicht überall gleich alt und altersschwach ist — sehr viel höchst Auffälliges und Schlagendes anzuführen, namentlich was die oft massenhaft aufräumenden epidemischen Krankheiten betrifft. So heisst es bei de la Condamine: »Aus den Ueberresten des Fleckens Tupinambara, der ehedem auf einer grossen Insel in der Mündung des Madeira lag, ist ein anderer, Namens Topayos entstanden; und die Bewohner desselben sind fast der

*) *Notes on the State of Virginia.* London 1787.

ganze Ueberrest der tapferen Nation der Tupinambas, welche vor 200 Jahren in Brasilien geherrscht, woselbst sie ihre Sprache gelassen« *). Und bei Spix und Martius **): »Schon zu der Zeit, da Anchieta und Nobrega die Civilisation der Indianer mit so väterlicher Gesinnung und so viel Umsicht zu bewirken strebten, raffte plötzlich eine Blattern-Epidemie drei Viertheile der Bevölkerung hin.« Welchem Geschicke die nordamerikanischen Rothhäute unterliegen, die zu den ältesten Bewohnern des Continentes zu gehören scheinen, ist bekannt genug. Graf von Görtz ***) besuchte ein Indianerdorf Tuscarora, wo sich noch einige armselige Reste des einst grossen Stammes befanden, der diesen Namen geführt. Sie waren christianisirt, und, wie man sagte, auch bereits lauter Mischlinge. Er fand sie nicht gehoben und gesichert; sie machten den peinlichsten Eindruck auf ihn; und er prophezeit, wie der ganzen Raçe, so auch dem derartigen, nicht mehr unvermischten Geschlechte den unabwendbaren Untergang.

Eine Menge von Völkerstämmen und Nationen dieses Welttheils war wohl schon vor der Entdeckung desselben dahingeschwunden; und in Berührung mit den Europäern, den rührigen, lebenskräftigen und, so in bösem, wie in gutem Sinne des Wortes, energischen Herren der Gegenwart, siechen und sterben sie um so rascher dahin, ihrem tragischen Loose selbst nicht in dem Falle entgehend, dass man es aufrichtig gut mit ihnen meint, und sich aller Härten und Grausamkeiten gegen sie enthält, welche letztere wir keineswegs zu läugnen oder zu beschönigen die Absicht haben, welche aber jenen Vernichtungsgang doch nur beschleunigen

---

*) Ihre Geschichte s. in der Reisebeschr. des Paters Acuna.

**) Reise in Brasilien I. S. 278. 382 f.

***) Reise um die Welt in den Jahren 1844—47. I. S. 156.

können, ohne, wie Einige noch neuerdings behaupten wollen, dessen durchgängige und alleinige Ursache zu sein *).

Dass diese Völkerstämme und Nationen eine grosse, inhalts- und schicksalsvolle, weithin in die Jahrtausende zurückreichende Geschichte gehabt, darüber kann kein Zweifel sein. Amerika ist die Heimath der räthselhaftesten Monumente, deren Ursprung in eine zum Theil so tiefe Nacht gehüllt, dass alle Spuren mangeln. Dahin gehören die bekannten Erd- und Steinwerke eines verschwundenen Volkes an den Ufern des Mississippi und Ohio. In Mexico finden wir die sogenannte Toltecatl-Cultur; eine sehr alte Cultur, die man die palencanische genannt hat, blühte im Süden von Mexico; die Region, wo ihre Ueberbleibsel vorkommen, ist die von Chiapas, Guatemala und Yucatan. In letzterer Halbinsel allein zählt man 54 Ruinenstädte. In einem der Höfe von Uxmal ist das Granitpflaster, worauf Schildkröten in halberhabener Arbeit abgebildet waren, von den Füssen der Menge beinahe platt getreten, woraus sowohl auf das Alter desselben, als auch auf die Zahl der ehemaligen Bevölkerung zu schliessen ist. Die colossalen Bauwerke am Titicaca-See wurden von den Peruanern schon zur Zeit der spanischen Eroberung als Wunder angestaunt und als durch Zauberei entstanden betrachtet **). Man hat das Alter der

*) Es wird über diesen wichtigen Punkt auch in den Vorlesungen, so wie in den Beilagen dazu, die Rede sein.

**) Pedro de Cieça berichtet ausdrücklich, wie er die Indianer gefragt, ob diese Werke zur Zeit der Inca's zu Stande gekommen, und wie man ihm lachend zur Antwort gegeben, das seien uralte Gegenstände, und was man da gegenwärtig vor Augen habe, sei das Werk und Ueberbleibsel einer Nacht. Derselbe erzählt die Tradition von bärtigen Männern, die vor Zeiten auf den Inseln des Titicaca-Sees gelebt und die dortigen Monumente hinterlassen hätten, und ist der Ansicht, dass lange

amerikanischen Denkmäler, namentlich was die Prachtbauten Centralamerikas und Yucatans betrifft, sehr herabzudrücken gesucht; man hat die cultivirten Stämme, die bei der Ankunft der Spanier das Land bewohnten, oder doch die unmittelbaren Vorfahren derselben für die Urheber dieser merkwürdigen Baureste und Denkmäler erklärt; hat mindestens die ausgewanderten Tolteken dafür in Anspruch nehmen und ihr Alter nicht über das 12. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurückdatiren zu dürfen geglaubt. Aber eine genaue Vergleichung derselben mit zweifellos toltekischen und der Umstand, dass die auf den Monumenten befindliche Hieroglyphenschrift nicht die geringste Aehnlichkeit mit den übrigen mexicanischen Schriftzeichen darbietet, hat nun doch wieder zu der Ansicht geführt, dass man es mit einer früheren Epoche zu thun habe. Von der alten Civilisation der Mississippi-Gegenden glaubt man, dass sie auf wenigstens 2000 Jahre zurückreiche. Auf den bereits erwähnten grossartigen, den Indianern selbst schon fremdartig-wunderbar vorgekommenen Bauten und Monumenten von Tiahuanaco am Titicaca-See nimmt man überall das Symbol der Sonne wahr; und so hat sich neuerdings *) die Meinung gebildet, dass der peruanische Sonnencult nicht erst, wie man anzunehmen pflegt, mit den Incas gekommen, sondern von diesen, als bereits im Lande vorhanden angetroffen und

---

vor den Incas ein Culturvolk hieher gekommen und diesen Werken das Dasein gegeben, aber im Kampfe mit den an Zahl überlegenen Völkerschaften, die es umgaben, wieder untergegangen sei. So viel wird man wohl mit Sicherheit annehmen können, dass hier einst andere Geschlechter, als die uns historisch bekannten, gewaltet haben.

*) Hellwald, die amerikanische Völkerwanderung. Wien 1866. S. 47.

angenommen worden sei. Ein New-Yorker Forscher von bedeutendem Gewichte hat sich folgendermassen geäussert: »In wie weit die Civilisation der Incas (Quichuas) nur der Abglanz einer früheren, wahrscheinlich ebenfalls einheimischen Cultur gewesen, lässt sich schwer bestimmen. Tiahuanaco deutet jedenfalls auf eine frühere hohe Entwicklung« *). Dieselbe Ansicht trägt Martius in seiner Ethnographie **) vor. »Im Lande der Aymaras, des ältesten Culturvolkes, an dem grossen Alpenbinnensee von Titicaca, ferner in dem niederen, dürren Küstenlande der Chimus, in Cuzco, der ehemaligen heiligen Hauptstadt der Incas, und an anderen Orten, stehen Ruinen kolossaler Bauwerke, welche von einer Cultur zeugen, die mehr entwickelt und viel älter war, als das Inca-Reich. . . . . Zwischen jener früheren Culturepoche und der Errichtung dieses Reiches aus schwachen Anfängen liegt eine Periode von unbestimmbarer Länge, die mit mythischen Gestalten angefüllt.« Cieza de Leon ***) fand Bausteine von 15′ Länge, 13′ Breite und 6′ Dicke. Die Steinblöcke sind mit Klammern von Kupfer verbunden. Riesige Bildwerke von bekleideten Menschen setzen in Verwunderung. Die peruanischen Monumente, die dieser ältesten Culturperiode zugeschrieben werden »unterscheiden sich von denen der späteren Incazeit auch durch eine höhere künstlerische Vollendung und Ornamentik und bezeugen eine Bewältigung mechanischer Schwierigkeiten, die mit dem Bildungszustande der Peruaner zur Zeit der Conquista kaum vereinbar ist.«

---

*) E. G. Squier in einem Schreiben an Fr. v. Hellwald. Allgem. Zeitung vom 26. Mai 1867. Beilage Nr. 146. S. 2387.

**) Bd. I. S. 457.

***) *La Cronica del Peru. Cap.* 106.

Die sogenannte Inca-Strasse, die dem Inca Huaynacapac zugeschrieben wird, ist ein aus ungeheueren zugehauenen Steinplatten zusammengesetzter Weg, der von Quito bis Cuzco, und das zum Theile über die höchsten Gebirge, geführt haben soll *). Dieses Riesenwerk war wohl ebenfalls bedeutend älter, als die Incas, deren Dynastie nicht bis in die Periode Karls des Grossen zurückreicht; und jener Fürst bemühte sich wohl nur, das bereits verfallende wiederherzustellen.

Was den Osten Südamerika's betrifft, so stand dieser an Cultur dem Westen bei Weitem nach. Es wird indessen durch eigenthümliche Monumente, deren Ursprung auch wieder völlig unbekannt, wir meinen jene weit verbreiteten Granit- und Syenitfelsen mit Inschriften und Figuren, unzweifelhaft gemacht, dass hier vor den bildungslosen Horden, die man gegenwärtig in diesem Gebiete trifft, andere in der Cultur etwas weiter vorgerückte Menschenstämme gewohnt, die ausgewandert oder zu Grunde gegangen sind. So erhebt sich einige Meilen von Encaramada mitten aus der Savanne der Felsen Tepu-Mareme, d. h. der bemalte oder beschriebene Fels; er zeigt Thierfiguren und symbolische Züge, denen ähnlich, die man sonst noch an verschiedenen Orten Südamerika's gefunden hat. Der Reisende Hortsmann entdeckte 1749 am Rupununi Felsen mit Fi-

*) »Selbst die grossen, langen Strassen Asiens, wie die iranische Königsstrasse nach Indien, bleiben hinter ihr zurück. Sie ist nicht die einzige gewesen; wahrscheinlich sind von ihr mehrere Seitenwege abgegangen. Ueber den Paramo von Assuay in Quito geht sie mit ihren grossartigen Trümmern auf einer dem Montblanc gleichen Höhe. Längst der Strasse waren in gehöriger Entfernung Herbergen, Tempel und Festungen angelegt.« Braunschweig, die Denkmäler Amerika's. Berlin 1840.

guren oder, wie er portugiesisch sagt, *de varias letras* bedeckt; Schomburgk hat andere beschrieben, die er am Ufer des Essequibo bei der an solchen Gegenständen reichen Kaskade Waraputa gesehen und die viel Aehnlichkeit mit denen hatten, die ihm zu St. John, einer der Jungfraueninseln, zu Gesichte gekommen. Er schreibt sie den Caraiben zu, welchen Ursprung A. v. Humboldt nicht wahrscheinlich findet. Er könne nicht glauben, sagt er, dass der ganze ungeheuere Gürtel von Felsen mit eingehauenen Figuren und Charakteren, der einen grossen Theil Südamerika's von Westen nach Osten durchschneidet, das Werk dieses Volksstammes sei; er sehe darin die Spuren einer alten, den jetzigen Raçen vielleicht ganz fremden Civilisation. Selbst die Ehrfurcht, welche man überall gegen diese Monumente hege, sei ein Beweis, dass die heutigen Indianer von der Ausführung solcher Werke gar keinen Begriff hätten. »Noch mehr: Zwischen Encaramada und Caycara an den Ufern des Orinoko befinden sich diese hieroglyphischen Figuren häufig in bedeutender Höhe auf Felsenwällen, die jetzt nur mittelst ausserordentlich hoher Gerüste zugänglich sein würden.« Die Indianer behaupten, dass in den Tagen der grossen Gewässer ihre Väter in solcher Höhe auf Kanoes gefahren. Schomburgk hat mehrere der erwähnten Sculpturen copirt; sie sind nicht alle von derselben Art und mögen verschiedenen Zeitaltern und Geschlechtern, die hier ihre dunklen Spuren gelassen, angehören. Man findet eine solche Nachzeichnung S. 297 seiner unten in der Note citirten Reisebeschreibung. Es sind seltsame Charaktere; sie stellen keine Figuren von Menschen, Thieren oder anderen bekannten Gegenständen dar und können nichts Anderes, als bedeutsame Schriftzüge sein. In einigen Fällen erblickte der Reisende Figuren, welche menschliche Gestalten darzustellen schienen und mit

einem Kopfputze versehen waren, der sich beträchtlich ausbreitete und einem Heiligenscheine nicht unähnlich war. Auf der Ilha de Pedra waren ungemein zahlreiche in harten Granit gearbeitete Gemälde-Inschriften zu sehen, welche Menschen, Vögel und andere Thiere darstellten. Auf einem grossen Block waren 13 menschliche Figuren in einer Linie aufgestellt, gleichsam als ob sie tanzten; am merkwürdigsten erschienen die Bilder zweier Fahrzeuge mit Segeln; das kleinere war ein Zweimaster, das grössere hatte viel Aehnlichkeit mit einer spanischen Galeone; sie sind S. 500 der Reisebeschreibung nachgezeichnet. »Ich habe solche Denkmale,« sagt Schomburgk, »in Guiana, wie überhaupt in dem nördlichen Theile von Südamerika, über eine Strecke von 700 Meilen in der Länge und 500 Meilen in der Breite verfolgt und hie und da über einen Flächenraum von 350,000 Quadratmeilen verbreitet gefunden *). Die Namen, welche die Eingebornen den Bilderfelsen geben, und welche bei Schomburgk *timeri*, *timehri*, *tamarumu* geschrieben sind, scheinen semitischen Ursprunges zu sein; denn die Formen *thimarah*, *thimorah*, *thimmur*, *thomer*, *thamar*, *thamrurim* drücken im Hebräischen, Arabischen und Talmudischen: Palme, Säule, aufgerichtete Säule, Wegweiser, Thurm, architektonische Verzierung aus **). Eine ähnliche Erscheinung, die zu vergleichen von grossem Interesse ist, nimmt man innerhalb der anderen Hemisphäre auf der Sinai-Halbinsel wahr. In allen Thälern derselben bis in die fernsten, entlegensten Winkel hin befinden sich auf den

---

*) Schomburgk's Reisen in Guiana und am Orinoko. Leipzig 1841. S. 183. 188. 212, 258. 399. 486 etc. Dazu die dieser Reisebeschreibung vorgedruckte Abhandlung A. v. Humboldt's S. 36 ff.

**) S. besonders Jerem. 37, 21.

Felswänden Inschriften, die einen speciellen Schriftcharakter haben, welchen man den sinaitischen nennt. Gestalt und Anordnung der einzelnen Buchstaben ist offenbar semitisch, dem phönizischen Schriftzuge nahe; die Sprache theilt aramäische und arabische Eigenthümlichkeiten. Den Inhalt bilden meist Anrufungen einer Gottheit und Grüsse an die Vorübergehenden; sie sind grösstentheils mit dem Namen des Urhebers versehen, keine ist datirt. Man hat sie mit grosser Sorgfalt tief in das harte Gestein eingemeisselt; daneben finden sich auch rohe Figuren von Bäumen, Thieren, Menschen. »Auf der ganzen Strecke des Wadi Feran,« sagt Brugsch *), »bis dahin, wo das Wadi Mokattob sich in nördlicher Richtung abzweigt, lassen sich strichweise die mit Inschriften bedeckten Felsen und vereinzelt liegenden Felsblöcke deutlich verfolgen. Die Araber der Gegend geben ihnen die Benennung Gebel Hettatin, was etwa so viel bedeutet, als »bekritzelter Berg.« Bei den Türkisminen, welche Brugsch besuchte, befinden sich Steinblöcke und Felsen mit Inschriften altägyptischen Ursprunges. Es mehrt dies die in den nachstehenden Abhandlungen so vielfach bemerkte und aufgezeigte Analogie der altamerikanischen Dinge mit den semitischen und ägyptischen.

In der brasilianischen Reisebeschreibung von Spix und Martius **) sagt Letzterer: »Auf einem grossen, überhangenden Granitfelsen, nahe am Verlaufe der *Serra no Anastasio*, fand ich einige Reihen roher, seltsamer Zeichnungen, welche ohne Zweifel von den ehemaligen indianischen Bewohnern dieser Gegend herrühren. Sie bestehen in geraden und krummen Linien, Kreisen, Punkten und

*) Wanderung nach den Türkisminen und der Sinai-Halbinsel. Mit drei Tafeln sinaitischer Inschriften. Leipzig 1866.

**) Th. II. München 1828. S. 740.

Sternen, und scheinen, ihrer reihenweisen Anordnung gemäss, allerdings eine Bedeutung gehabt zu haben. Sie waren mit rother Farbe gezeichnet und waren, dem Ansehen nach, schon vor geraumer Zeit gemacht worden. Die Deutung möchte ich auf keine Weise wagen; doch wird der Leser, der ihre treue Copie im Atlas betrachtet, geneigt sein, darin nicht bloss das rohe gedankenlose Spiel einer ungeübten Hand zu erkennen, sondern die Annahme, dass irgend ein Gedanke zu Grunde liege, den der Verfertiger zu versinnbilden suchte, gerechtfertiget finden.« In einer Anmerkung *) wird hinzugefügt: »Manche dieser Figuren lassen sich allerdings mit gewissen Schriftzeichen, namentlich mit denen, welche in Sibirien gefunden wurden, und mit punischen vergleichen. Doch ist es wahrscheinlicher, dass sie ohne Buchstabenbedeutung bloss als allgemeinere Symbole zu betrachten seien. Bei all den zahlreichen Indianerstämmen, die ich in Brasilien kennen zu lernen Gelegenheit hatte, ist keine Spur von Schrift aufzufinden; auch wird die Sprache bei ihnen durch kein körperliches Zeichen vermittelt, welches sie allmälig auf eine Art von Schrift hinleiten könnte, wenn man nicht etwa den Gebrauch der Finger und Zehen bei ihren Zahlworten dafür annehmen will. Die Sculpturen auf Felsen, welche ich an den Ufern des Japura fand, zeigen einen höheren Bildungsgrad, als diesen an; wie hier ein gerader Strich, so liegt dort eine gebogene, an beiden Enden in eine Spirale endigende Linie zu Grunde« **). Wenn bei den Indianerstämmen

---

*) Daselbst S. 752.

**) Sonst ist noch von diesen Monumenten im III. Theile des genannten Werkes S. 1154 und 1272 f. die Rede. Im Atlas: »Sculpturen auf Felsen.« S. 1272 wird ihnen ein Alter von vielen Jahrhunderten zugeschrieben. Jetzt ist auch

Brasiliens gegenwärtig so wenig zu finden ist, was auf eine Kunst und Gewohnheit zu schreiben deutet, so ist dies wohl nur wieder als ein Beweis zu betrachten, dass vor Zeiten andere, gebildetere Geschlechter in diesen Gegenden gewohnt und gewaltet haben, denen Schriftzüge und monumentale Darstellungen jener Art nicht so fremd gewesen.

Weiter finden sich unter den Indianern am Amazonenstrom und in Mato Grosso, wiewohl nur noch selten, Bildwerke von 2—8 Zoll Länge aus dem sogenannten Amazonenstein mit grosser Kunst geschnitten und polirt. Sie gehen als Schmucksachen und Amulete von einer Generation zur anderen; aber Niemand weiss, woher sie sind. Den Indianern ist es, ihren eigenen Bekenntnissen zu Folge, ganz unmöglich, dergleichen Bilder zu verfertigen *). Etwas ganz Besonderes sind gewisse zweideutige Gegenstände, von denen man nicht weiss, was man denken soll. Man liest bei Schomburgk, Hartsink und anderen solchen Schriftstellern von Felsen und Steinen, welche zwar, so wie sie sind, als blosse Naturwerke betrachtet werden, aber doch eine auffallende Aehnlichkeit mit Produkten menschlicher Kunst und Nachahmung haben. Man stösst in diesen Gegenden auf Gefelse, die nicht nur wie Wälle, Befestigungen, Ruinen aussehen, die auch z. B.

Martius, Ethnographie I. S. 571—576 zu sehen. Ausserdem vergl. *Spassky, de antiquis quibusdam sculpturis et inscriptionibus in Sibiria repertis. Petrop.* 1822. Und *Hunter, Memoirs of a captivity among the Indians of North America.* London 1823. Felsen mit Bildhauerarbeit bedeckt befinden sich in der Nähe des Flusses Mayales auf der Insel Ometepe im See Asasoska und bei dem See Massaya. *Echo du Monde savant* vom 19 Februar 1840.

*) Martius in der Cotta'schen Vierteljahrsschrift von 1839. Heft II. S. 264. Jetzt in dessen Ethnographie I. S. 34 f.

einer Reihe von Männern, einem Reh, einer Menschenhand, einer Urne gleichen. Auf dem Gipfel eines kleinen Hügels am Fusse des Pacaraima-Gebirges steht eine »natürliche Säule,« welche die Indianer mit einem Wort bezeichnen, das »gefällter Baumstamm« bedeutet. »Die regelmässige Form dieser Säule kann jeden, der sie in einiger Entfernung sieht, zu der Annahme verleiten, dass sie der Schaft eines gefällten Baumes sei.« Man findet bei Schomburgk eine Abbildung davon. Auf dem westlichen Ufer des Essequibo erheben sich zwei riesige Granitblöcke bis zu einer Höhe von 140—150 Fuss, von welchen besonders der eine sehr merkwürdig gestaltet ist. Auf einem ungeheueren Rollsteine ruht ein ovales Granitstück; dieses trägt ein anderes in Form eines Kruges; und dieses wird wieder von einem anderen bedeckt. Die Aehnlichkeit der beiden letzteren mit einem zugedeckten Wasserkrug ist so gross, dass sie von den Indianern Comuti oder Taquiare genannt werden, welche Wörter in der Sprache der Arawaaks und Caraiben »Wasserkrug« bedeuten *). Man ist hier versucht, an den ägyptischen Wasser- und Kruggott Canobus zu denken, und das um so mehr, da nach A. v. Humboldt **) *canopo* und *canepo* in der Sprache der Chaymas und Tamanaken Regen bedeutet; so wie auch die Indianer, mit welchen Gilii ***) am Orinoko verkehrte, die Regenzeit *canepo* nannten und von einem Regengotte dieses Namens sprachen, dessen Wohnung auf einem Berge über dem Dorfe Encaramada sei. Bei Martius ****) findet sich:

*) Schomburgk's citirte Reisebeschreibung und desselben Beschreibung von Guiana.

**) Reise in die Aequinoctialgegenden des neuen Continentes II.

***) *Saggio di storia* etc. Rom 1782.

****) Ethnographie I. S. 360. Ueber die indianische Töpferei

Macuschi *cono*, Paravilhanà *conupó*, Tamanaco *canepo*, Regen. Es lässt sich dazu vielleicht auch der Name des südamerikanischen Flusses Camopi gesellen, der in den Oyapoc fällt *).

Man kann sich ohne unmittelbare Anschauung und eigene Untersuchung dieser Gegenstände kein bestimmtes Urtheil darüber erlauben. Es ist jedoch schwer zu glauben,

---

und die, *camotim*, *camocy* genannten, indianischen Krüge das. S. 712.

*) Man erlaube uns bei dieser Gelegenheit gleich noch eine ähnliche Uebereinstimmung bemerklich zu machen. Herodot II, 128 berichtet: die Namen der ihnen verhassten Könige wollen die Aegyptier gar nicht aussprechen, nennen darum auch die Pyramiden derselben »die Pyramiden von Philition,« einem Hirten, der zur Zeit dieser Könige in der Gegend seine Heerden geweidet. Damit vergleiche man, was Quandt in seiner »Nachricht von Surinam und seinen Einwohnern« (Görlitz 1807. S. 291) von den Arawaken sagt: »Alle die Nationen, mit welchen sie keinen Frieden und keinen Verkehr haben, nennen sie *Paletiu*.« Eben so Martius, Ethnographie I. S. 689: Alle tiefer im Lande wohnenden Indianerhorden bezeichnen sie mit dem Ausdrucke: *Paletti* (männlich) und *Palettu* (weiblich), Plur. *Palettiju*, und betrachten sie meist als Feinde: *Palettiju kaima lukkunu umün*, wörtlich: »Fremde böse Aruac mit.« Sich selber nämlich nennen sie *lukku*, Plur. *lukkunu*, Menschen. Deutlichere Spuren eines, wenn auch übrigens noch so dunkeln und räthselhaften Zusammenhanges wird man nicht verlangen können. Eben so auffallend findet sich in Amerika der Name Aegyptier und zwar in der allgemeinen Bedeutung Mann; so bei den Macunis *icübtan*, Mann, *ecuptan*, hoch, wohl eigentlich eine ehrende Bezeichnung des menschlichen oder männlichen Geschlechtes überhaupt. S. Max. v. Neuwied und Martius, Ethnogr. II. S. 173 f. Mit Ibis vergl. *ipis* auf Cuba, Vogel etc.

dass auf diese Weise ganz nur Natur und Zufall gespielt und dem todten Gesteine so viele gleichsam nachahmende Gestalten von zum Theile auffallendster Art, wie jener einen Krug darstellende Granitblock ist, gegeben haben sollte; und es scheint nicht undenkbar zu sein, dass z. B. kolossale Statuen, vielleicht schon anfänglich nur roh gebildet, im Laufe der Jahrtausende durch elementarische Einwirkungen sich dermassen verändert hätten, dass man nun bloss seltsam gestaltete Felsen in ihnen zu sehen glaubt. Auf Haiti hat sich ein breiter Ring von Granitsteinen gefunden, in dessen Mitte ein grosser Steinblock »die schon unkenntliche Sculptur einer menschlichen Figur« trägt *).

Es kommen zu diesen problematischen Gegenständen die zum Theile ebenfalls sehr zweideutigen Pyramiden oder pyramidenförmigen Felsen und Berge, welche in Guiana und auf anderen Punkten des amerikanischen Continentes begegnen. So berichtet Hartsink**): »Nahe an der Mündung des Pararuma, am Orinoko gegen Süden, ist ein Fels von pyramidenförmiger Gestalt und bewundernswürdiger Höhe. Er hat unten fast eine halbe Meile im Umfange und zwei Zugänge zu seinem Gipfel, welche sehr steil und gefährlich sind. Dieser Fels, der, wie der Fluss, Pararuma heisst, scheint eher ein Werk der Kunst, als der Natur zu sein. Der Gipfel desselben, der in der Ferne sehr spitz erscheint, stellt eine schöne, länglicht runde Ebene dar, die gleichsam mit einem Rande, einer Brustwehr von demselben Gesteine eingefasst und deren Oberfläche sehr fruchtbar ist; die Indianer haben hier einen Garten angelegt, der durch eine aus dem Felsen entspringende Quelle gewässert wird. Die Aussicht ist bewundernswürdig.« Der-

*) Martius, Ethnographie I. S. 758.

**) Beschryving van Guiana. Amsterdam 1770. Cap. 17.

selbe Schriftsteller beschreibt dann noch einen anderen Felsen der Art, der anderthalb Meilen im Umfange hat; die Missionäre hatten auf der Höhe zum Schutze gegen die Caraiben eine Festung angelegt. Er befindet sich ebenfalls an der Südseite des Orinoko, in welchen hier der Parvasi fällt; der Ort wird von den Eingebornen Marumaruta genannt. »Aus ächten Berichten«, wie er sagt, theilt Hartsink*) auch noch Folgendes mit. Pypersberg, ein Rath der Colonie Essequibo, fuhr 1746 in dem Flusse dieses Namens hoch hinauf und sah hiebei zwischen Bergen auf einer Ebene eine sehr hohe Pyramide von ungeheueren Steinen, die dem Ansehen nach vollkommen viereckig war und sich in eine Spitze endete. Er wollte sie näher in Augenschein nehmen; allein seine Indianer weigerten sich, mitzugehen, weil es eine Wohnung des von ihnen gefürchteten Jawahu sei**). »Es ist dies,« wird hinzugesetzt, »wohl noch ein Ueberbleibsel früherer Bewohner Guiana's, die cultivirter waren, als die jetzigen.« In Guiana befindet sich ferner der Ataraipufelsen, »eine natürliche Pyramide,« wie R. H. Schomburgk sagt, »die an Höhe und Grossartigkeit die ägyptischen, durch Menschenhand errichteten, bei Weitem übertrifft. Sie befindet sich auf dem westlichen Ufer des Guidaru unter 2° 55′ nördl. Breite; ihre Basis ist gegen 350 Fuss mit Laubholz bewachsen, von wo an sich eine von aller Vegetation entblösste Granitmasse in Pyramidenform bis zu einer Höhe von 550 Fuss erhebt.« Man sieht dieses »geologische Wunder« auf Schomburgk's Karte von brittisch Guiana durch

*) A. a. O. Cap. 22.

**) Jawahu, Jowahu, Jawahi, Jujewah, Yohewah sind Namensformen, mit welchen die Indianer sowohl in Nord-, wie in Südamerika Geist, Gott und Dämon bezeichnen. Man hat damit, wohl nicht mit Unrecht, wenn auch Unrichtiges daraus folgernd, den biblischen Gottesnamen Jehova verglichen.

eine pyramidale Figur angezeigt *). Ein anderer Berg der Art ist der von Altamira. »Dieser Ort«, heisst es in Orbigny's amerikanischem Reisewerke, »hat nichts Interessantes, als seinen isolirten Berg, der so gross, dass man nicht annehmen kann, er sei von Menschen gemacht, zugleich aber so vollkommen pyramidal, so regelmässig ist und so wenig geologische Aehnlichkeit mit dem umliegenden Boden hat, dass man ihn auch nicht der Natur zuschreiben kann. Sicherlich eines der grössten Wunder der Welt.« An einem anderen Orte **) steht zu lesen: »Einige Meilen von der kleinen Stadt Altamira entfernt, erhebt sich mitten auf einem dürren Boden ein einsam stehender Berg, dessen Gipfel sich in den Wolken verliert. Da er eine durchaus pyramidale Gestalt hat, so haben ihn Manche für ein durch Menschenhände gemachtes Werk gehalten. Nach der Sage der Indianer ist er von Riesen aufgethürmt. Jedenfalls ist derselbe zu den eigenthümlichsten Erscheinungen auf Erden zu rechnen.« Es ist wirklich schwer, sich hiebei des Gedankens an die Giganten der Alten, die Riesen der Bibel, und den himmelanstrebenden babylonischen Thurm zu enthalten; und in keinen Welttheil passen diese uralten Vorstellungen und Ueberlieferungen besser hin, als in den amerikanischen. Baron J. W. von Müller hat den Cerro Montezuma oder Moctecuzoma, wie ihn die Eingebornen nennen, besucht und gefunden, dass dieser Berg mit einer relativen Höhe von 2000 Fuss eine ungeheuere Pyramide gewesen, auf deren Spitze ein Heiligthum stand und zu welcher die

*) Rob. Herm. Schomburgk. Beschreibung von britisch Guiana nebst Karte. Magdeburg 1841. S. 10.

**) Tamaulipas. Nach Th. Glennie. Ausland 1845. Nr. 201. S. 803.

des Cheops mit einer Höhe von etwa 500 Fuss, ich wie ein Zwerg zu einem Riesen verhält *). Isidor Löwenstein entdeckte in Remedios, ohngefähr 7 Meilen westlich von Mexico, einen Berg, der einer Pyramide glich, in Stockwerke abgetheilt war und auf seinem Gipfel die Ruinen eines Schlosses trug **) u. s. f.

Wenn man nun diese Gegenstände zusammen in vergleichende und erwägende Betrachtung zieht, so wird man kaum zweifeln können, dass sie sämmtlich menschlichen Ursprunges, und dass die Merkmale dieses Ursprunges bei manchen derselben nur durch die Länge der Zeit minder kennbar geworden seien. Man kann solche Werke keinem der Zeit nach nicht sehr entfernten Geschlechte zutrauen; sie können nicht von den vorgefundenen Raçen und Nationen herrühren, es müssten denn dieselben vor Zeiten von ganz anderer Beschaffenheit gewesen sein und im Laufe der Jahrtausende ihre ehemalige titanische Kraft und Grösse bis zum Verkommen eingebüsst haben.

Es werden noch anders geformte Berge und Felsen gefunden. So beschreibt Gilii ***) einen Berg am Auwanaflusse, welcher viereckig, in der Mitte wie ein Fenster durchlöchert und oben so eben ist, dass man eine Festung darauf anlegen könnte. Seine Lage ist von der Art, dass man ihn, an den Ufern jenes Flusses reisend, fast immer, bald von dieser, bald von jener Seite vor Augen hat. Auch dieser Berg möchte nicht reines Naturproduct sein und in alten

---

*) Reisen in den vereinigten Staaten, Canada und Mexico von Baron v. Müller. Dazu: Allgemeine Zeitung vom 13. April 1865. Beilage S. 1675.

**) Löwenstein's Reise durch Mexico etc. 1838—39. Ausland. 3. April 1840. Nr. 94. S. 375.

***) In dem citirten Werke.

Zeiten eine zweckdienliche Bestimmung gehabt, vielleicht in der That eine Feste getragen haben.

Amerika ist eine ungeheuere Sphinx, die uns, trotz der überraschendsten Aehnlichkeiten, der unzweifelhaftesten Zusammenhänge im Einzelnen, doch im Ganzen mit einem völlig fremden Gesichte anblickt. So findet sich in Nordamerika, namentlich in dem Staate Wisconsin, eine ganz eigene, sonst beispiellose Art von Bilderschrift und monumentaler Darstellungsweise. Es sind Dammwerke, deren eingeschlossene Flächenräume Menschen- und Thierfiguren*) formiren. Sie kommen in Gemeinschaft, mit anderen, rechteckigen oder kegelförmigen Mounds sehr zahlreich auf den Prairieen des Landes vor und bilden zum Theile Reihen oder Gruppen von beträchtlicher Ausdehnung. Man kann in ihren Umrissen die ohngefähre Gestalt von Mensch, Büffel, Bär, Schildkröte, Eidechse, Frosch etc. erkennen. Sie enthalten, wie Nachgrabungen gezeigt haben, keine Menschengebeine und keine Kunstgegenstände; man weiss nicht, was man hier eigentlich vor sich hat; man kann, was die sonst bekannten Dinge betrifft, nur etwa die meist dem Thierreiche entnommenen Embleme (Wappen) der Indianer, Totems geheissen, in Vergleichung bringen**). Ein Erdwerk von ganz besonderer Merkwürdigkeit und Räthselhaftigkeit ist jenes in Ohio, das unter dem Namen: »die grosse Schlange« bekannt. Es liegt auf einem halbmondförmigen Hügel und hat die deutlich ausgeprägte Gestalt eines sich windenden Schlangenungeheuers, welches den Rachen öffnet, um einen ovalen Gegenstand entweder von sich zu geben oder einzuschlingen. Es würde in gerader Linie über

---

*) *Animal-shaped mounds* nach Squier.

**) Carl Rau in der Zeitschrift »die Natur« vom 9. Mai 1862.

1000 Fuss messen. Der den Körper formirende, sehr regelmässige Damm ist über 5 Fuss hoch und an der Basis 30 Fuss breit. Die ovale Figur wird durch einen 4 Fuss hohen Damm gebildet; in der Mitte befand sich früher eine runde Erhöhung, aus grossen Steinen bestehend, worauf sich starke Spuren von Feuer bemerklich machten. Es war vermuthlich ein Altar, und das Ganze ein Cultusort, seiner Form nach durch einen altamerikanischen Schlangendienst begründet. Es ist zu fürchten, dass man hier Menschen opferte — man denke an den grässlichen mexicanischen Opferdienst! — und das Schlangenbild sperrte vielleicht den Rachen desshalb auf, um die dem Dämon dargebrachten Opfer einzuschlingen *).

Einbalsamirung und Mumisirung der Leichen ist in Chili **), Peru ***), Mexico ****), Cariari †), bei den Apala-

---

*) In Mexico war ein Tempel, dessen Eingang den Rachen einer ungeheueren, mit Fangzähnen bewaffneten Schlange darstellte — ohngefähr also, wie bei uns auf alten Bildwerken der gräuliche Höllenrachen veranschaulicht wird. Clavigero, Gesch. von Mexico B. VI. Cap. 11. — Eine jene räthselhaften Werke betreffende Abhandlung ist von dem Ingenieur Lapham geliefert und durch das Smithson'sche Institut zu Washington publicirt worden.

**) Barläus, Brasilianische Geschichte S. 751.

***) Garilasso de la Vega sah 1560 die balsamirten Leichen des Jnca Viracocha und seiner Gemahlin, die so vollkommen erhalten waren, dass ihnen nur das Leben zu mangeln schien.

****) »Der Morning Herald von Kingston in Jamaika« bestätigt die Entdeckung einer Million Mumien in Mexico in der Umgegend von Durango. Die Mumien haben eine sitzende Stellung, tragen aber die Binden, Hüllen und Zierrathen der Aegyptier. Man hat darunter einen Dolch aus Kiesel, Halsketten, Rosenkränze, Knochenfragmente, die wie Elfenbein polirt sind, elastische Gewebe, Mocassins, wie sie unsere Indianer tragen, Schlan-

chiten in Florida, ja selbst auf dem Archipel der aleutischen Inseln, welcher sich in einem Bogen von Alaschka in Amerika nach Kamtschatka in Asien zieht *), gefunden worden — zum deutlichen Beweise, dass sich eine alterthümliche Cultur selbst bis in diese nördlichen Gegenden erstreckt hat und hier wahrscheinlich ein Culturweg von einem Continente zum andern gegangen, sei es von Asien nach Amerika, oder, wie uns viel glaublicher ist, vielmehr umgekehrt von Amerika nach Asien und Afrika. »Die Höhle von Ataruipe,« sagt A. v. Humboldt **), »ist eigentlich ein Gewölbe, eine weit überhangende Klippe, eine Bucht, welche die Wasser ausgewaschen, als sie einst diese Höhe erreichten. Diese Höhle ist die Gruft eines vertilgten Volksstammes. Wir

---

genreste etc. gefunden. Andere Ueberbleibsel steigen in die ältesten Zeiten hinauf und beweisen unwiderstehlich, dass die Vorfahren Montezuma's vom Nil herstammen, und dass ihre Civilisation durch asiatische Tartarenhorden, die vom Norden herabkamen, vernichtet worden ist.« *Echo du Monde Savant* vom 15. Aug. 1840. Was in solchen Fällen, auch bei den frappantesten Aehnlichkeiten, als bewiesen gelten kann, ist bloss so viel, dass irgend ein Zusammenhang stattfindet. Dabei bleibt man aber nicht stehen, sondern ist sogleich mit der Behauptung einer Herkuuft aus der sogen. alten Welt bei der Hand. Dass auch das Umgekehrte möglich, pflegt man sich gar nicht vorzustellen. Wir werden auf diesen Punkt unten näher zu sprechen kommen.

†) Columbus sah 1502 zu Cariari auf der Küste des Festlandes einbalsimirte Leichname und Gräber mit Schnitzwerk, Malerei und Darstellung von Thieren geziert.

*) Orbigny in seinem amerikanischen Reisewerk. Aleutische Mütter pflegen die balsamirten Leichen ihrer Kinder noch lange bei sich zu behalten.

**) In seinen »Ansichten der Natur.« Dazu Martius, Ethnogr. I. S. 636.

zählten ohngefähr 600 Skelette in eben so vielen Körben, die von den Stielen des Palmbaumes geflochten. Die Knochen sind theils gebleicht, theils roth gefärbt, theils mumienartig zwischen wohlriechendem Harze in Pisangblätter eingeknetet. Neben den Körben findet man auch Urnen von halbgebranntem Thon, welche die Knochen von ganzen Familien zu enthalten scheinen. Die grösseren derselben sind 3 Fuss hoch und $5\frac{1}{2}$ Fuss lang, von angenehmer ovaler Form, grünlich mit Henkeln in Gestalt von Schlangen und Krokodilen, an dem oberen Rande mit Mäandern und Labyrinthen geschmückt, Verzierungen, die denen ganz ähnlich sind, welche die Wände des mexicanischen Palastes bei Mitla bedecken.« Es kann dies an die Höhle Makpela erinnern, welche Abraham zum Begräbnissorte für sich und die Seinigen mit so grosser Förmlichkeit von den Hethitern ersteht, wohin dann auch Joseph die balsamirte Leiche seines Vaters Jakob bringt *). »Merkwürdige Reste untergegangener Cultur«, wie derselbe grosse Reisende berichtet **), »sind auch die mit zierlichen Labyrinthen geschmückten Granitgefässe, so wie die irdenen, den römischen ähnlichen, Masken, welche man an der Mosquito-Küste unter wilden Indianern entdeckt hat. Alterthumsforscher erstaunen über die Aehnlichkeit dieser *à la grecs* mit denen, welche den Palast von Mitla bei Oaxaca in Neuspanien zieren.«

Einigen der vorkommenden, zum Theile bereits vor unseren Augen dahingeschwundenen und nur noch historisch bekannten Völkerstämmen Nordamerika's ist, wie es scheint, mitsammt ihren eigenthümlichen Einrichtungen, Gebräuchen, Traditionen und Vorstellungen, ein erstaunlich hohes Alter zuzuschreiben. »Die Irokesen,« sagt Roth im Anhange zu

*) 1. Mos. 23, 3 ff. Cap. 49, 29 ff. Cap. 50, 7 ff.
**) Humboldt im I. Bande des citirten Werkes.

Shea's Missionsgeschichte *), »sollen im Besitze einer grossartigen, in's höchste Alterthum zurückreichenden Chronologie sein.« . . . . . »Ihre Bundesgenossenschaft ist so alt, dass die Geschichte sich ausser Stand sieht, ihren Ursprung abzuleiten; eben so alt ist der fünf Bundesglieder Unterabtheilung in die drei Sippen oder Familien von Schildkröte, Wolf und Bär, deren Totems (Wappen, Symbole) die Chefs derselben jeder öffentlichen Urkunde beisetzen. Jeder Stamm ist eine unabhängige Republik, in stark befestigten Dörfern wohnend; ihr Pallisadenwerk war in alten Zeiten oft dreifach mit Bastionen versehen, ihre Wohnungen waren geschmückt mit Figuren in Relief« etc. Diese Eintheilung war auch eine besondere Einrichtung der Dorier, die desshalb τριχαικες hiessen **). Der in mehr als einer Hinsicht eigenthümliche und merkwürdige, zur Zeit verschwundene Mandanerstamm hatte ein sonderbares, von Catlin beschriebenes Fest, welches sich ganz speciell, sogar mit Darstellung einer Arche ***), auf die Fluth bezog, die wir die Sündfluth zu nennen pflegen, so wie es nur in frischester Erinnerung an das ungeheuere Ereigniss und in dadurch noch erregtester Seelenstimmung und Gemüthserschütterung entstehen konnte ****) — woraus man das Alter dieses Festes und dieses Stammes ermessen möge! Ein wundersamer Umstand ist auch dieser, dass viele von diesen Mandanern jedes Alters und Geschlechtes silbergraues, fast weisses Haar gehabt, so dass unter 10—12 Individuen etwa eines diese Erscheinung darbot. Prinz von Neuwied sagt, dass es unter diesen Indianern, wie auch unter den

*) Würzburg bei Etlinger S. 600. 643.

**) Ottfr. Müller, Dorier. Breslau 1844. S. 31.

***) Man hat sie »die mandanische Arche« genannt.

****) Es wird in den Vorlesungen näher davon die Rede sein.

Schwarzfüssen, ganze Familien mit grauem Haare gebe. Nicht Krankheit war die Ursache; es verband sich auch keine besondere Schwäche damit. Der Menschenstamm, die Nation war hier ein Greis; und dies drückte sich durch die selbst schon bei der Jugend auftretende greise Färbung des Haares aus*). Amerika stellt sich uns in diesen Beziehungen als der schauerlich-trübselige Leichenacker einer theils lange schon vertilgten, theils noch im Verscheiden begriffenen Menschheit dar, welchen Eindruck es auf alle sinnige Reisende und Forscher macht, die sich mit seiner Urbevölkerung und seinen Alterthümern berühren und beschäftigen. In dem brasilianischen Reisewerke von Spix und Martius**) ist von dem Landstriche zwischen dem untersten Theile des Madeira und des Puruz die Rede. »Diese dichtbewaldeten Niederungen«, so heisst es daselbst, »waren zur Zeit Acuñas von den Zurinas und Caripunas, die Inseln an den Mündungen des Puruz von den mächtigen Cuchiuaras bewohnt. Alle diese Horden sind jetzt spurlos verschwunden; wild und unwirthlich hängt der Wald über dem Strom herein und deckt die Stätte untergegangener Geschlechter.«

Es sind in Amerika auch Spuren und Reste längst ausgestorbener und veralteter Sprachen vorhanden, namentlich beim Cultus. Zu Cholula, wo sich die dem Quetzalcoatl geweihte grosse Pyramide befand, wurden, wie P. Pedro de los Rios um 1566 berichtet, heilige Tänze aufgeführt und Lieder gesungen, worin Wörter vorkamen, die man nicht mehr verstand, wie z. B. *talanian hululaez* ***) — so wie

---

*) Vergl. Catlin, die Indianer Nordamerikas. Deutsch von Berghaus. Brüssel, Leipzig und Gent 1851.

**) Th. III. S. 1137.

***) Humboldt, *Vues des Cordill.* p. 24.

wir in unserem Gottesdienste hebräische, griechische, lateinische Ausdrücke haben, deren Ursprung und eigentliche Bedeutung wenigstens dem gemeinen Manne dunkel und unbekannt ist (Amen, Alleluja, Kyrie Eleison etc.) *).

Dürfte man sich auf die Nachrichten verlassen, welche Ribeiro de Sampaio **) von den Passé's, einer zur Zeit ebenfalls verschwindenden Nation in Brasilien, giebt, so hätten dieselben astronomische Ansichten gehabt, die auf eine vormalige wissenschaftliche Cultur von kaum glaublicher Höhe zurückdeuten würde. »Ihrer Meinung nach steht die Sonne fest und die Erde bewegt sich um dieselbe; sie huldigen also dem, 300 Jahre vor Christus von den Pythagoräern, dann von Philolaos, Aristarchos und Kleanthes gelehrten, von dem Cardinal von Cusa erneuerten und endlich von Copernicus entwickeltem Systeme. Sie nennen die Flüsse und Bäche die Arterien und Venen der Erde; und sagen, dieselbe bewege sich, damit jeder ihrer Theile von der Sonnenwärme befruchtet werde« u. s. w. Davon wollen zwar andere Reisende Nichts bemerkt haben; aber so viel ist richtig, dass diese Passé's ein sehr ausgezeichneter Indianerstamm sind. Es wird ihr friedfertiges, fleissiges, der Civilisation zugängliches Naturell und ihre schöne Körperbildung gepriesen. Die Hautfarbe ist nicht kupferroth und nicht gelblich, sondern der der südeuropäischen Völker ähnlich. »Noch mehr fällt der feinere Gliederbau, die Ebenmässigkeit, Schlankheit und Grösse des ganzen Körpers auf; die Gesichtszüge sind fein ausgeprägt, die Augen freien Blickes, von

*) Ueber eine liturgische Sprache der Sandwichs-Insulaner spricht Chamisso, Reise II. S. 76 f. »Sie ist eine eigene, von der jetzt gesprochenen abweichende, die der gemeine Mann nicht versteht« etc.

**) *Diario de Viajem etc.* Lisb. 1825. §. 256.

feinem Schnitt und nicht schräg nach aussen gezogen, die Nase gerade absteigend, schmal, spitzig, sogar etwas gewölbt, der Mund enge, mit dünneren, nicht wulstigen Lippen.« Bei Beschreibung ihrer Tänze ist von der »Ebenmässigkeit ihrer Gestalt die Rede, welche nicht selten mit den reinsten Formen der Antike wetteifert.« Doch man muss die ganze, höchst interessante Schilderung lesen, welche H. v. Martius in seinem vortrefflichen ethnographischen Werke *) von dieser Nation liefert, die in ihre völkerschaftliche Umgebung so wenig passt und wie der versprengte Rest eines in tiefes, dunkles Alterthum zurückreichenden Menschenstammes von edlerem Typus, milderem, menschlicherem Wesen und verhältnissmässig grosser Cultur erscheint. Wenn sich diese Passé's in anderer Hinsicht gleichwohl als vollkommene Indianer darstellen und dieselben eigenthümlichen Gebräuche, wie die anderen haben, so ergiebt sich daraus, dass man hier von keiner Einwanderung und Einmischung aus anderen Welttheilen her zu träumen, dies Volk vielmehr als ein dem amerikanischen ebenfalls ureigenes zu betrachten hat. —

In dem Grade nun regt hier Alles unser Befremden und Erstaunen an und erweckt in uns die Ahnung einer unbekannten, in Vergessenheit gesunkenen Weltgeschichte. In dem Continente, den wir bewohnen und den wir den alten nennen, was er freilich für uns, aber nicht an sich ist, lässt sich ein culturgeschichtlicher Prozess erkennen, der in aufwärtsgehender Richtung, trotz mancher Unterbrechung und manches Zurücksinkens in barbarischere Zustände, doch im Ganzen seinen stetigen Fortgang gehabt und noch hat. In Amerika zeigt sich das Umgekehrte. Hier ist der Gang der Dinge seit unbestimmbar alten Zeiten, sowohl was Cultur,

*) Th. I. S. 505 ff.

als was Lebenskraft und Lebensfrische betrifft, ein offenbar abwärts gehender, trotzdem, dass theilweise, wie in Peru und Mexiko der Fall war, Wiedererhebungen und Erneuerungen vorzeitlicher Herrlichkeiten Statt gefunden haben. Dem anfangenden allgemeinen Sinken der amerikanischen Menschheit müssen Zeiten und Formen der Entwicklung und Erhebung bis zu dem Gipfel, der hier einst erreicht wurde, vorausgegangen sein. Selbst die zweite dieser Perioden, die abwärts gehende, ist uns nicht völlig bekannt; noch weniger die erste, die aufsteigende mit ihrer erreichten Gipfelhöhe und vollkräftigen Blüthenzeit.

Und über all das giebt uns das Buch der Bücher, wie wir es herkömmlicher Weise zu fassen und zu benützen pflegen, nicht den geringsten Aufschluss, so dass wir ganz nur auf das Studium des räthselhaften Welttheils mit seinen Antiquitäten und seinen verschwundenen oder verschwindenden Urgeschlechtern angewiesen sind *) — ein Studium, welches, wenn auch noch so eifrig und tüchtig betrieben, der Hauptsache nach so wenig unsere Wissbegierde befriedigt, ja die zu lösenden Räthsel nur noch unlösbarer erscheinen lässt, wie es denn unsere Amerikanisten auch selber offen zugestehen. »Ueber der früheren Geschichte Amerika's,« sagt Carl Rau **), »ruht ein Schleier, den kein Sterblicher zu lüften vermag.« Was die vor Allem interessante, daher auch vordem so angelegentlich und vielfach behandelte Frage über Ursprung und Abstammung der amerikanischen Ureinwohner betrifft, so stehen die Dinge neuestens so, dass man

---

*) Das Nämliche findet hinsichtlich Oceaniens Statt, welchen Welttheil wir in diesen Darstellungen als gewissermassen identisch betrachten.

**) Ueber die amerikanischen Alterthümer in der Zeitschrift: Die Natur. 1862. S. 208.

dieselbe für nutzlos, »improfitable«, erklärt *). Friedrich v. Hellwald **) sagt: »Die Ursachen zu ermitteln, welche sowohl dies- als jenseits des Oceans das Wandern der Völker veranlassten, ist bisher noch nicht gelungen.« Am Ende seiner Schrift äussert der gelehrte Verfasser: er müsse das »traurige« Geständniss ablegen, dass uns bei dieser Erscheinung (der von ihm nach allen Richtungen hin verfolgten amerikanischen Völkerwanderung) mehr Dunkel als Licht entgegentrete. Das sind die Stimmen, die sich nach so vielen mühsamen Untersuchungen und Leistungen aller Art in den letzten Jahren vernehmen lassen.

Wie nun, wenn sich die Sache in Folge einer gewissen Idee und Einsicht ganz anders gestaltete; wenn die h. Schrift von jenen Welttheilen sehr viel wüsste und sagte; wenn die ganze uralte Geschichte Amerika's und der damit zusammenhängenden oceanischen Inselwelt, ohne dass wir es bis jetzt gemerkt, darin enthalten wäre; wenn andererseits eben so sehr jene Welttheile, in dem Grade, als wir sie näher kennen gelernt, und noch fernerhin kennen lernen werden, das heilige Buch erläuterten und in's Licht setzten, so dass zu gleicher Zeit die beiderseitigen Dunkel erhellt und eine ganz neue, bis jetzt noch nicht geahnte Geschichte des höheren Alterthums, nicht nur, was jene Welttheile insbesondere, sondern zugleich, was die ganze Menschheit betrifft, in der überraschendsten Weise zur Anschauung käme? —

Es war vordem und ist zum Theil noch jetzt eine Art von wissenschaftlichem Dogma, es müsse Alles, was die

---

*) Allgem. Zeitung vom 26. Mai 1867. Nr. 146. S. 2387. Schon A. v. Humboldt hat darüber den Stab gebrochen; s. dessen kritische Untersuchungen etc., übers. von Ideler I. S. 335.

**) A. a. O. S. 335.

menschliche Geschichte betrifft, von Asien ausgegangen sein. Die neuentdeckten Welttheile konnten hiernach nur von irgend einem Orte und Volke der »alten Welt« oder von mehreren daselbst befindlichen aus mit Menschen, ja selbst mit Thieren versehen und colonisirt worden sein. Und so wurde denn eine Menge von Vermuthungen und Hypothesen vorgebracht, von denen einige in der That grossen Anschein von Wahrheit hatten, und noch immer haben, sofern nämlich entsprechende Dinge, namentlich Bau- und Bildwerke, Sitten und Gebräuche, auf beiden Seiten in zum Theil sehr evidenter Weise verglichen und zu Gunsten der behaupteten Ableitung geltend gemacht wurden *). Gewisse Zusammenhänge sind hier nicht wohl abzulehnen; sie drängen sich, wenn auch noch so oft abgewiesen, immer auf's Neue hervor. Aber die Aufsteller solcher Meinungen bedachten nicht, dass die Art des Zusammenhanges eine ganz andere, als die von ihnen angenommene sein, und dass die dies- und jenseitigen Völker, Länder, Culturen, Architekturen, Bildwerke, Sitten und Gebräuche, die man in Verbindung brachte, in Hinsicht der Primitivität und Originalität, der Entstehungsorte und ersten Wohnsitze auch ein umgekehrtes Verhältniss zu einander haben könnten **). — Eine zweite, modernere, mit jener in schroffem Gegensatze stehende Ansicht ist die autochtonische, die, alle Einwanderungstheorie und Ableitung von anderen Welttheilen her abwehrend, die amerika-

*) S. hierüber Vater's Untersuchungen über Amerika's Bevölkerung aus dem alten Continent. Leipzig 1810. Hellwald, die amerikanische Völkerwanderung. Wien 1866. S. 3 f. die Note mit den literarischen Angaben.

**) So was die in Amerika bemerklichen Aehnlichkeiten und Zusammenstimmungen mit japanischen, chinesischen, indischen, babylonischen, ägyptischen, hebräischen, irischen, walesischen Dingen betrifft.

nische Menschheit für selbstständig, in ihrem Continente selbst entstanden und daselbst von Anfang an einheimisch gehalten haben will. Diese ist zerreissender Art und hebt die Einheit des Menschengeschlechtes auf, die sich jetzt, der Darwin'schen Theorie gemäss, auch naturwissenschaftlich sehr wohl denken lässt *). Sie nimmt auf die, auch von so grossen und besonnenen Forschern, wie A. v. Humboldt war **), aufgezeigten culturgeschichtlichen Zusammenhänge beider Continente keine Rücksicht und will solche nicht gel-

---

*) »Augenblicklich,« sagt Kaulen (Sprachverwirrung zu Babel. Mainz 1861 S. 201) »ist in der Naturwissenschaft eine Hypothese zur Geltung gelangt, die der Stammeinheit aller Menschen so günstig als möglich ist; es ist die von Darwin aufgestellte Theorie, wonach alle Arten der lebenden Geschöpfe bloss stabil gewordene Spielarten ausgestorbener Urarten sind. S. den Aufsatz: Ursprung und Verschiedenheit der Menschenraçen. Ausland 1860. Nr. 17. S. 391. Wenn nach dieser Theorie wenigstens die Möglichkeit gelehrt wird, dass Säugethiere und Vögel von einer Urart stammen, so kann die Herkunft aller Menschen von einem zwischen den Extremen die Mitte haltenden braunen oder rothen Geschlecht nicht bezweifelt werden.« Auch auf den letzteren Grund hin kann die amerikanische Raçe Anspruch auf höchstes Alterthum machen.

**) Derselbe hat erklärt, dass er einen alten Verkehr zwischen Westamerikanern und Ostasiaten für mehr als wahrscheinlich halte. S. dessen Ansichten der Natur und *Vues des Cordillères et monuments des peuples indigènes de l'Amerique* Paris 1816. Ein solcher Verkehr ist übrigens auch denkbar, wenn die Uramerikaner autochthonische Produkte ihres Welttheiles gewesen sein sollten. Man hat eine bevölkernde und eine civilisatorische Einwanderungstheorie unterschieden, welche letztere sich, wenn sie will, zum Autochthonismus schlagen, die Frage nach der ältesten Bevölkerung Amerika's und deren Ursprung auch ganz umgehen kann.

ten lassen. Mit den biblischen Darstellungen und den entsprechenden kirchlichen Anschauungen endlich steht sie im härtesten Widerspruch und ist so in verschiedener Rücksicht von der bedenklichsten Art. — Es bleibt eine dritte Behandlung des Problemes übrig, die bis jetzt noch die wenigsten Gläubigen und Vertreter zählt, der aber, wie wir fest überzeugt sind, die wissenschaftliche Zukunft gehört. Diese stellt den Satz auf: dass es eine Zeit gegeben, wo die sogenannte neue Welt vielmehr die alte, die sogenannte alte Welt dagegen die neue gewesen, in welche Letztere sich, auf dringende Anlässe hin, die Völker der Ersteren mit ihren damaligen Culturen und Barbarcien ergossen, in Asien, Afrika, Europa ihre Wohnsitze genommen, dahin auch — wie jetzt umgekehrt geschieht — ihre alten Stamm-, Länder- und Städtenamen übergetragen und daselbst ihre Geschichte energisch fortgesetzt, während das, was davon in Amerika zurückblieb, vom allgemeinen, welthistorischen Entwicklungsprozesse abgeschnitten wurde und keiner neuen, bedeutsamen Entfaltung und Blüthe mehr fähig war und ist. Hier bleiben die entdeckten oder noch zu entdeckenden Analogieen, welche auf einen genealogischen und culturgeschichtlichen Zusammenhang der beiderseitigen Continente deuten, in ihrer vollen Geltung und Bedeutsamkeit. Nur die Bestimmung der Ursprünglichkeit und des örtlichen Anfangs und Ausganges, die bisher auf die Seite des asiatisch-afrikanisch-europäischen Länder- und Völkercomplexes gefallen, wird eine andere, nämlich umgekehrte, indem nun vielmehr Amerika dafür in Anspruch genommen wird und die sogenannte »alte Welt« eine secundäre, im Prozesse der Fortentwicklung jedoch um so vorzüglichere Rolle zu spielen bekommt. Mit den biblischen Darstellungen urgeschichtlicher Dinge tritt diese Ansicht in kein opposi-

tionelles Verhältniss; sie ist die dem heiligen Buche im Gegentheile entsprechendste und befreit dasselbe zum Vortheile seines Ansehens und seiner Brauchbarkeit von einer Menge scheinbarer Widersprüche mit den geographisch-historischen Thatbeständen, kritisch angreifbaren Punkten und wissenschaftlichen Undenkbarkeiten. Freilich ist es hiebei nöthig, die urgeschichtlichen Relationen desselben, in Hinsicht der betreffenden Oertlichkeiten, ganz anders zu verstehen, als jetzt, wo man z. B. in den mosaischen Büchern einen gar nicht näher bezeichneten Strom willkürlich für den Nil nimmt, ja durch »Nil« übersetzt, und namentlich anzunehmen, dass die Bibel bis zu einem gewissen Zeitraume hin, wo Asien an die Reihe kommt, nicht von den Ländern und Völkern unserer Hemisphäre, sondern von denen der fernen Welttheile spreche, von welchen sie so gar Nichts zu wissen und zu melden scheint. Der Sache selbst wird keine Gewalt angethan.

Eben so, wie mit den Relationen der hebräischen Ueberlieferung wird dann auch mit den aus ältester Zeit übrigen Erinnerungen und Sagen anderer Volksstämme und Nationen, wie z. B. der Indier, Babylonier, Perser, Aegyptier, Griechen, Germanen, zu verfahren sein. Was bei uns in Asien, Africa, Europa nicht passen will und hier nur ein ewig in der Luft schwebender Mythus bleibt, das wird dort in der jenseitigen Erdregion Heimath und Boden gewinnen; man wird Resultate der noch ungeahntesten Art erhalten, und es wird eine ganz neue Geschichtsanschauung und Historie, die allen bisherigen Räthselfragen, Dunkelheiten und Wirren mit einem Male ein Ende macht, ihren Anfang nehmen.

Ein amerikanischer Gelehrter, Dr. George Brown aus Philadelphia, der vor Kurzem, ohne seine Gedanken und Wahrnehmungen als ausgearbeitetes literarisches Produkt hinterlassen zu können, vom Schauplatze getreten, hat,

auf vieljährige Studien gestützt, diesen Weg eingeschlagen, sich vom Jahre 1838 an, wo zuerst etwas davon in einer damals bestehenden, jetzt eingegangenen Zeitschrift verlautete, mit Gestaltung seines Systemes beschäftigt, vor einem kleinen, aber auserlesenen Publicum eine Reihe von Vorträgen über die in Rede stehenden Dinge gehalten, auch ein grosses umfassendes Werk darüber angelegt, doch nicht zu Stande gebracht. Bei seinem Aufenthalte in Deutschland hat er sich mit dem Schreiber dieser Zeilen berührt; eine vertraute Freundschaft und eine nicht nur die Hauptpunkte, sondern auch die meisten Einzelheiten betreffende Verständigung war die Folge davon. Und so hat er bei seinem Tode verordnet, dass mir seine Papiere überliefert würden, und mir die Befugniss und der Auftrag gegeben, daraus so viel, als thunlich, zum Behufe der Publication zu entnehmen; auch, wo es nöthig und zweckmässig sein würde, Ergänzungen, Ausführungen, Bemerkungen, Citate selbstthätig hinzuzufügen. Und so werde ich nun zuvörderst seine sieben ersten, von ihm in druckbarer Weise zu Papier gebrachten Vorlesungen, in denen sich die begründenden und übersichtlichen Darstellungen finden, nebst einer Reihe von Beilagen, die meist ebenfalls aus seinen Papieren geschöpft, dann ein paar für sich gestellte Abhandlungen, namentlich eine solche über den israelitischen Wanderzug, wozu eine Schrift von Radenhausen den Anlass gegeben, zur Vorlage bringen — so die Probe machend, wie sich die deutsche und europäische Gelehrtenwelt zu dieser Art von Auffassung stellen werde. Ist das System meines verewigten Freundes keine Chimäre, wofür ich, der Gleichdenkende, es nicht halten kann; und erringt es sich, wenn auch erst allmählich die Anerkennung, die es in solchem Falle in Anspruch nehmen darf, so steht eine wesentliche Umgestaltung unserer gesammten das höhere Alterthum betreffenden Anschauungen bevor. Stellt sich

dasselbe zuvörderst auch nur als Hypothese dar, so erklärt es doch Alles mit grosser Leichtigkeit und stellt einen einleuchtenden Zusammenhang her; und das sind Eigenschaften, vermöge deren eine Ansicht der Art die Aufnahme in den Tempel der Wissenschaft wohl erwarten darf; denn welcher ächte Wahrheitsfreund wird, nur um bei'm Hergebrachten stehen zu bleiben, einem neu aufgehenden Lichte das alte Dunkel und Wirrsal vorziehen? — Sollte man diesem Systeme, wie es nun zunächst vor Augen treten wird, einige Schwächen und Fehlgriffe nachzuweisen vermögen, so wäre zu bedenken, dass man einen ersten Versuch, die anhebende Fassung und Anwendung einer völlig neuen Idee vor sich hat, die, trotz hie und da noch bemerklicher Mängel in Darstellung und Ausführung, doch im Ganzen ihre volle Wahrheit und Bedeutung haben und somit auch so schon immer besser sein kann, als das blosse Tappen in Nacht und Finsterniss. Worauf es in solchen Fällen ankommt, das ist wesentlich nur dies, dass der Grundgedanke ausgesprochen und der gelehrten und gebildeten Welt zur Prüfung vorgelegt werde. Das Uebrige ist Sache der Zeit und der gemeinschaftlichen Arbeit Vieler, welche sich an der Sache zu betheiligen und einem so vielumfassenden Systeme seine volle Ausführung, Bewahrheitung und nähere Bestimmung im Einzelnen zu verschaffen haben.

Erste Abtheilung.

Vorlesungen

über die

Urgeschichte Oceaniens und Amerika's.

Grundlegung

eines neuen,

einerseits das verdunkelte Alterthum jener Welttheile aufhellenden, andererseits die urgeschichtlichen Berichte der h. Schrift in ihr wahres Licht setzenden

geographisch-historischen Systems.

Von

Dr. George Brown.

Erste Vorlesung.

Verhältniss der herkömmlichen geographisch-historischen Vorstellungen und Annahmen zu den ältesten Thatsachen der Menschengeschichte, und kritische Anlässe und Nöthigungen, diese Vorstellungen und Annahmen zu ändern.

1.

»Es giebt noch keine Geschichte; die Geschichte soll erst noch geschrieben werden.« Sie wundern sich über diesen sonderbaren Satz, meine Herren? — Es ist kein Ausspruch von mir, es hat ihn der berühmte Reisende John L. Steffens gethan, und er wusste wohl warum. Ich füge ein zweites Motto hinzu, welches von Alexander von Humboldt herrührt. »Alle Geschichte«, sagt dieser grosse Forscher, »geht von Zeiten aus, die uns fabelhaft vorkommen, und von Katastrophen, deren Gewalt und Grösse unsere Phantasie nicht zu erreichen vermag.« *) Was ins-

*) Vergl. was derselbe an einem andern Orte sagt: »Das System der allmähligen Wirkungen und der schwachen Kräfte, die langer Dauer bedürfen, befriedigt wenig bei dem Anblicke der Erdtrümmer, die uns heutzutage zum Wohnsitze

besondere unseren eigenen*) Welttheil betrifft, der uns in diesen Conferenzen ganz vorzüglich beschäftigen wird, so erwähne ich drittens noch den Ausspruch eines anderen deutschen Natur- und Geschichtsforschers von ebenfalls grossem Ruf und Rang in der Wissenschaft, des Dr. C. Fr. Ph. von Martius, welcher die alte amerikanische Menschheit für ein Geschlecht erklärt, über welches schon mehrere dunkle Katastrophen gewaltet, hinzusetzend, das, was hier vorgegangen, sei von der Nacht verschwiegener Jahrtausende bedeckt**). Das sind Autoritäten, auf die ich mich wohl berufen kann, wenn ich so kühn bin, die Grundlegung einer ganz neuen Art von Geschichtsansicht und Geschichtschreibung zu versuchen; wenn ich es unternehme, Sie in ferne, dunkle Zeitalter zurückzuführen und Ihrer Vorstellung eine Reihe von urgeschichtlichen Weltlagen, Begebenheiten, Unternehmungen und Schicksalen darzubieten, die von so eigenthümlicher Art, so kolossaler Beschaffenheit, so unvergleichbarer Gewaltsamkeit und so ungeheuerem Umfange sind, dass sie uns leicht nur als die Ausgeburten einer in's Fabelhafte ausschweifenden Phantasie erscheinen. Wie der vorwärts in die Zukunft gerichtete Prophetismus auf Unglauben und Missachtung zu stossen pflegt, so hat auch

---

dienen. Der »Regentropfen« durchbohrt wohl durch langes Fallen einen Stein; er giebt aber der Rinde unseres Planeten nicht ihre jetzige physiognomische Gestaltung.«

*) Den amerikanischen.

**) Die Stelle befindet sich in der Abhandlung über »die Vergangenheit und Zukunft der amerikanischen Menschheit«, die jetzt dem ethnographischen Werke des Herrn v. Martius einverleibt ist; s. daselbst I. S. 35 und vergl. das aus den Schriften dieses verehrungswürdigen Mannes, dem wir noch öfters begegnen werden, schon oben S. 4 Ausgehobene.

derjenige, welcher, sei es vermöge eines gewissen Seherblickes oder in Folge wissenschaftlicher Forschungen, in die verschleierten Tiefen der Vergangenheit hineinschaut, auf wenig oder gar keine Zustimmung zu rechnen; denn man pflegt nur Bekanntes und Gewohntes für möglich und wahrscheinlich zu halten; und was er zu berichten hat, ist von allzu absonderlicher und paradoxer Art, als dass es dem lebenden Geschlechte, dem dergleichen völlig entrückt, so leicht annehmbar vorkommen sollte. Ich meinerseits bin gleichwohl so glücklich, eine Anzahl auserlesener Persönlichkeiten um mich versammelt zu sehen, die den seltsamen Dingen, welche, wie Sie schon einigermassen wissen und nicht anders erwarten, aus meinem Munde kommen werden, ein geneigtes Gehör zu schenken entschlossen sind. Ich bezeige Ihnen dafür meine Achtung und meinen Dank und beginne, in der Hoffnung, Sie nicht ganz unbefriedigt zu lassen, sofort die Darlegung der eigenthümlichen Anschauungen und Ueberzeugungen, die sich mir im Verlaufe meiner historischen und archäologischen Studien gebildet haben.

2.

Wenn wir, der Natur unseres regsamen, von der Nacht der Unwissenheit gedrückten Geistes gemäss, das Verlangen hegen und den Versuch machen, die verborgenen Zeiträume der Vergangenheit bis zu den Anfängen und ersten Entwicklungen unseres Geschlechtes hin zu erforschen und aufzuhellen, so scheinen sich uns unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg zu stellen. Wir sehen uns bei diesem Zurückschreiten in die hinter uns liegende Zeitferne gar bald von der auf festem Boden stehenden, mit Zuverlässigkeit berichtenden Geschichte verlassen, und haben es dann nur mit unsicheren und widerspruchsvollen Sagen und My-

then zu thun. Es bieten sich zwar auch sachliche Spuren — Ruinen, Monumente, Bilder, Gegenstände und Zeichen verschiedener Art aus hohem Alterthum — dar, die aber grossentheils, namentlich was den eigenen*), unsere Wissbegierde vorzugsweise reizenden Continent betrifft, statt Licht zu geben, vielmehr selbst nur ein dunkles, wunderliches Räthsel sind und die Verlegenheiten, in denen wir uns befinden, nur vermehren und noch grösser machen, als sie ohnehin schon sind. Was ist hier zu thun; wie ist der Ermüdung und Verzweiflung zu entgehen, die uns bei solcher Sachlage zu bemeistern drohen? Können und sollen wir uns zur Offenbarung flüchten, die vielleicht auch in diesem Punkte für uns gesorgt hat und uns zum Leitstern in den nachtbedeckten Gebieten der Historie und Archäologie zu dienen bereit ist? —

Ein grosser, in Folge einer providentiellen Veranstaltung eigener Art zu Stande gekommener und durch die Stürme der Weltgeschichte hin unverstümmelt erhaltener Schatz von Nachrichten und Schilderungen, der, abgesehen von seinen übrigen Zwecken und Werthen, auch den in Rede stehenden Tendenzen und Bemühungen zu Gute zu kommen hat, befindet sich, wie es scheint und wie wenigstens der Glaube annimmt, wirklich in unserem Besitz. Es bietet sich uns zum Lehrer und Führer das merkwürdigste und wundersamste aller Bücher an, ein aus den verschiedensten Zeitaltern und von einer Menge von Verfassern herrührendes und sich doch im Ganzen so einheitlich gestaltendes Sammelwerk, welches von dem äussersten Ende der Vergangenheit an, selbst in Beziehung auf das, was vor dem Menschen war, bis zu dem letzten Zeitpunkte der weltgeschichtlichen Bewegungen und Veränderungen hin den Gang der

*) Den amerikanischen.

Dinge bezeichnet, indem es mit der Schilderung des allgemeinen Werdens und der ersten Ursprünge und Schicksale der Menschengeschlechter anhebt, an dem Faden einer besonderen, tiefbedeutsamen Volksgeschichte sämmtliche Zeiten bis zum Beginne der christlichen Entwicklung hin durchschreitet, die historischen und doktrinellen Begründungen dieser Periode enthält, und mit der Beschreibung der Kämpfe, welche dieselbe charakterisiren und des absoluten Zieles, wozu sie überzuleiten hat, glänzend abschliesst, so unserer Vorstellung das gegliederte Gesammtbild einer ungeheuren, Alles umfassenden Welt-, Natur-, Menschen- und Gottesgeschichte liefernd. Ich habe auf dieses mir überhaupt so werthe und wichtige Buch auch als Alterthumsforscher mein Vertrauen gesetzt und insbesondere nachgesucht, was sich darin für Andeutungen über die Urgeschichte Amerikas und Oceaniens finden möchten. Ich habe die Commentare und Auffassungen der Theologen und Profangelehrten darüber zu Rathe gezogen. Umsonst! Ich kam zu keinem Resultate; ich fand, dass die Bibel selbst noch ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch, und in Folge dessen, wenn auch in religiöser Beziehung genügend, doch für das wissenschaftliche Bewusstsein der Menschheit ein fast völlig todtes und unbrauchbares Gut sei; ich sah, dass namentlich die Genesis, der Pentateuch und was damit in den folgenden Büchern der heiligen Sammlung in geographisch-historischer Beziehung und Verknüpfung steht, mit einem Schleier bedeckt sei, den noch Niemand gehoben hat. Es ist hier so viel unbegreiflicher Widerspruch, so viel offenbare Unmöglichkeit; die Angaben stehen zum Theil mit den betreffenden Wirklichkeiten in einem so unharmonischen Verhältnisse; es bieten sich einer feindlichen Kritik so viel Blössen dar; der Apologet geräth dadurch in so peinliche Verlegenheiten, und

die bezüglichen Stellen und Partieen lassen sich gegen kritische Angriffe und eigene Bedenken, wie sie auch wohl dem Gläubigsten kommen, oft nur so kümmerlich und zwangvoll schützen und retten, dass die Ehre und das Ansehen der ganzen Sammlung leidet und der wissenschaftliche Mann die Lust verliert, Notiz von ihr zu nehmen oder sie gar als eine für ihn massgebende Autorität zu behandeln. Wie kommt das? so begann ich zu fragen. Liegt die Schuld an dem Buche oder an uns? Wollte uns die Vorsehung nicht mehr offenbaren, als aus dem in herkömmlicher Weise verstandenen Buche zu entnehmen; oder giebt es eine Idee, ein Princip, eine Methode, wodurch in dieses Dunkel Licht, in diese Widersprüche Harmonie, in diese Verwirrungen Einfachheit und Ordnung zu bringen? —

Es war nicht umsonst, dass ich so fragte; es blitzte mir, indem es geschah, ein Gedanke auf, der all das zu leisten versprach, was ich so eben als wünschenswerth bezeichnete, der ganz besonders ein überraschend neues und helles Licht auf die Geschichte Amerika's und Oceaniens zu werfen schien. Ich hielt ihn fest; ich machte einen versuchsweisen Gebrauch davon, ohne mich durch die in Rücksicht der gangbaren Vorstellungen allerdings sehr auffallenden und sonderbaren Ergebnisse schrecken zu lassen — und ein mich selbst wenigstens im erfreulichsten Grade befriedigendes System von urgeschichtlichen und archäologischen Ansichten und Bestimmungen entstand. Sollte ich meine Idee und ihre Ausführung, so weit ich sie für gelungen halten kann, aus Feigheit und Furcht vor dem zu erwartenden Widerspruche schweigend mit mir in's Grab nehmen? Das wäre eben so sehr gegen die Pflicht, als gegen den Trieb des Forschers, der ihn nicht ruhen lässt, bis er das, was er Wahres erkannt zu haben glaubt, zum Gemeingut aller Freunde der Wahrheit gemacht. Jene allen Fortschritt in

Theorie und Praxis hinderliche Trägheitskraft, die so gern, sei es auch zum Nachtheil der eigenen Sache, Alles bei'm Alten zu lassen und neue Ideen so leidenschaftlich zu bekämpfen pflegt, wird wohl nicht ermangeln, sich auch meiner Anschauungsweise entgegenzusetzen; die europäischen Gelehrten werden sie vielleicht auch desshalb ablehnen, weil sie unserem Continente, der von ihnen sogenannten neuen Welt, eine in Rücksicht der betreffenden Urgeschichten grössere Wichtigkeit vor den jenseitigen Welttheilen, namentlich Asien, einräumt, von welchem man gewohnt ist, alle Uranfänge, ersten Entwicklungen und Ausbreitungen der menschlichen Gattung ausgehen zu lassen. Aber man wird schwerlich etwas Besseres an die Stelle zu setzen wissen *).

*) Die Bewohner der »alten Welt«, namentlich die Europäer, werden sich, was den Ehrenpunkt betrifft, bei näherem Zusehen keineswegs beleidigt fühlen können. Culturgeschichtlich betrachtet ist diese Welt die weiter entwickelte und höher stehende, und das Geschlecht, welches hier lebt und strebt, das in der Gegenwart zum Dasein und zur Herrschaft naturgemäss und welthistorisch befähigte, berufene und berechtigte, während die uralten Stämme Amerikas und Oceaniens, die ihr Jugend- und kräftiges Mannesalter längst hinter sich haben und nur noch greisenhafte Reste vorzeitlicher Entwicklungen und ehemaliger menschlicher Existenzformen sind, dahinschwinden, wie ein Traum der Nacht. Für den Forscher, der die Urgeschichten der Menschheit im Auge hat, sind sie allerdings das Interessantere, Wichtigere und Instructivere; und insofern haben Oceanien und Amerika den entschiedensten Vorzug; übrigens aber werden wir nicht wünschen können, dass das umgekehrte Verhältniss bestehe. Was die nach Amerika übergesiedelte und dort einheimisch gewordene europäische Menschheit betrifft, so gehört sie zwar örtlich dem jenseitigen Welttheil an, aber nicht ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit nach, wie sie sich in der »alten Welt« gestaltet und fixirt hat. Der Herausgeber.

Man hat, was die biblischen Darstellungen betrifft, jetzt freilich Alles sehr bequem und anschaubar beisammen. Das Paradies befand sich irgendwo in Asien, so schlecht es auch mit der Nachweisung desselben glücken will *); und als die ersten Menschen daraus vertrieben wurden, Kain in's Land der Verbannung wanderte und die erste Stadt baute, kamen sie nicht aus diesem Welttheil heraus. Auch die Arche Noah entfernt sich nicht von diesem angeblichen Urlande; sie lässt sich auf einem Berge in Armenien nieder. Von da ziehen die Menschen nach Babylonien und unternehmen daselbst den Bau der nachsündfluthlichen Urstadt mit dem Riesenthurme, wobei Sprachenverwirrung und Völkerzerstreuung eintritt. Von derselben Gegend in Asien geht weiterhin Abraham aus, kommt nach Palästina und besucht das nahe gelegene Aegypten. Da macht denn auch Joseph sein Glück; da gerathen die Israeliten in ihre Dienstbarkeit; von da werden sie durch Mose in eine angrenzende Wüste geführt, ziehen in derselben vierzig Jahre lang unmuthig herum und erobern endlich unter Josua das auch wieder vor ihren Augen liegende Land, wo bereits ihre Urväter gewohnt. Aber gerade dieses nahe Zusammengerücktsein der Localitäten erzeugt die Anstände, Räthsel, Schwierigkeiten und Unbegreiflichkeiten, auf die wir hingedeutet. Diese Länder wollen in vielen Beziehungen gar nicht passen; es werden zum Theil ganz

---

*) Es ist daher schon von einigen anderen Forschern anderswohin gesetzt worden. So von Autenrieth, der es in die Südsee verlegt und gute Gründe dafür angiebt. Wir setzen das biblische Eden ebendahin auf einen jetzt zertrümmerten Continent. Von da aus geht der völkergeschichtliche Process nach Amerika und von da erst nach Asien, Afrika und Europa über.

ungeheuere Entfernungen und Wanderungen angedeutet, und wir finden, wenn wir uns an die herkömmliche Geographie halten, Nichts, was der Rede werth. Da kommt denn die Kritik mit ihren Beschuldigungen, mit ihrem Hohn, mit ihrer Verachtung solchen Unsinns und Fabelwerkes, wofür ihr diese alten Relationen gelten. Es wäre daher, wenn auch nicht so bequem für den biblischen Geographen — der aber auch zugleich in vieler Beziehung seine bittere Noth damit hat — doch weit besser für die Ehre der Bibel, so wie auch viel vortheilhafter für den Apologeten, wenn sich der Schauplatz vielmehr recht weit ausdehnte, wenn er in sehr entfernte Gegenden übergriffe, vielleicht sogar auch die sogenannte neue Welt umfasste, die jetzt von dem Buch der Bücher und ihren sich doch für so universell ausgebenden Stammlisten so ganz ignorirt und excludirt zu sein scheint. Wie nun, wenn die Bibel in ihren ersten Erzählungen und Schilderungen wirklich von ganz anderen Lokalitäten spräche, als diejenigen sind, welche man sich dabei vorzustellen pflegt? Wenn sich das beweisen, wenigstens höchst wahrscheinlich machen liesse, wenn dadurch eine Menge scheinbarer Absurditäten wegfiele und die biblischen Relationen von Adam bis Moses sich nicht nur viel einheitlicher, begreiflicher, nachweisbarer, sondern auch viel grossartiger und Gottes würdiger darstellten? Wenn dadurch endlich auch unserem, jezt in allen biblischen Dingen so ganz bei Seite geschobenen Continente *) ein gewisser, einem so grossen Theil der Erdoberfläche angemessener Antheil an der Rolle, welche bis jetzt Asien und Afrika allein gespielt haben, zuerkannt würde? —

Ich will, meine Herren, auf das Positive dieses Gedankens für jetzt nicht näher eingehen; ich will, da bei so paradoxen Dingen eine die gewohnten Vorstellungen kritisch

*) Dem amerikanischen.

beleuchtende Vorbereitung sehr nöthig scheint, vor Allem einige jener anscheinend unpassenden, ja ungereimten Züge der biblischen Erzählung hervorheben, und dann schliesslich nur noch auf die sich darbietenden, höchst auffallenden Prophetenstellen hinweisen, die der herkömmlichen geographischen Auffassung völlig zuwiderlaufen, dem aufzustellenden Systeme aber in dem nämlichen Grade günstig und förderlich sind.

3.

Man nimmt an, die Arche Noah's sei in Armenien auf dem Berge stehen geblieben, auf welchen man den biblischen Namen Ararat übertragen hat. Sehen wir uns den Text *) genauer an, so finden wir, dass da nicht einmal ein bestimmter Berg genannt ist. »Die Arche ruhete auf den Bergen Ararat.« Der uns hier entgegentretende Name ist der eines Landes oder einer Gegend mit Bergen; es könnte ein ganzer Welttheil mit seinen Gebirgen und Berggipfeln darunter verstanden sein. Eine einzelne Höhe der Art muss man sich allerdings vorstellen; aber die Urkunde hebt sie nicht hervor; und wir wissen nicht einmal, wohin man sie nur ohngefähr zu setzen hat, da wir über Land und Gegend im Dunkeln sind. Der Name kommt zwar auch sonst noch in der Bibel vor **); lässt sich aber mit Sicherheit auch hier nicht ausdeuten. Er gehört wohl unter diejenigen, welche aus einer ursprünglichen, fernen, nicht mehr bekannten Heimath in den asiatischen Continent eingewandert und verschiedentlich angewandt und fixirt worden sind. So möchte die ganze Fluthsage ein in Asien und sonst in der »alten Welt« eingebürgerter Fremdling sein; sie hat sich bekannt-

*) 1. Mos. 8, 4.

**) Jes. 37, 38. Jerem. 51, 27.

lich auch in Amerika und auf den Inseln des stillen Meeres gefunden und ist in frappant biblischer Form besonders in Westindien (Cuba) zu Hause gewesen. Was die von ihr in Anspruch genommenen Gebirge betrifft, so weist die indische Mythe auf den Himalaya hin; die Perser sprechen vom Albordsch; der Koran*) nennt den Berg Tschudi in Kurdistan; die Samaritaner lassen die Arche auf Ceylon landen; die sibyllinischen Bücher setzen den Ararat nach Phrygien und lassen hier den »Kasten« des Fluthmannes ruhen, die Mexicaner die Geretteten in der Gegend des Berges Colhuacan an's Land steigen u. s. w. Dergleichen überall wechselnde Ortsbestimmungen haben für die Geschichte keine Bedeutung; und es ist daher keineswegs zu kühn, den armenischen Berg aufzugeben und sich nach einem anderen umzusehen, der vielleicht besser passt.

Bei dem armenischen Ararat ist schon gleich der Umstand bedenklich, dass die Gipfelhöhe desselben nur einige 100 Schritte im Umfange hat und nach allen Seiten schroff abfällt, so dass das Aufsitzen der Arche und der Wiederausgang der Menschen und Thiere von da nicht einleuchten will. Alle Versuche, diesen Berg zu besteigen, sind bis auf Parrot (1829) missglückt, weil Schnee und Felsstücke durch reissende Bergströme allenthalben abgelöst werden. Ker Porter ist der Meinung: diese unzugänglichen Berghöhen seien seit Noah's Tagen nie von einem Menschenfusse betreten worden, ja vielleicht selbst damals nicht; er denkt sich, die Arche sei zwischen dem Hauptgipfel und einem kleineren stehen geblieben, »und diese Schilderungen und Bekenntnisse«, sagt ein moderner Kritiker, »sollten doch wohl jeden Gedanken an historische Möglichkeit vernichten.«

Das ist es aber nicht allein, was uns bei der herkömm-

*) Sure II, 46.

lichen Auffassung der Sache zu stören geeignet ist. Die Schrift berichtet uns, die Menschen seien nach der Fluth *mikkedem*, von Morgen, hergezogen. »Diese Bezeichnung hat den Auslegern viele Schwierigkeiten gemacht; denn der Weg vom Ararat aus Armenien bis an die babylonische Ebene ist eine südliche, keine westliche Richtung.« *) Man hat daher den Ausdruck gewaltsam in sein Gegentheil umgedeutet und »nach Morgen« übersetzt; doch vergebens, da Babylonien eben so wenig östlich als westlich von Armenien liegt. Man hat sich noch anderer Nothbehelfe bedient, um aus der Klemme zu kommen. Es bleibt immer ein fataler Punkt, und es wäre wünschenswerth, in solchen Fällen einfach bei dem bleiben zu können, was uns die Bibel darbietet. Auch ist sie, wie ich glaube, keineswegs mit der objectiven Wahrheit des historisch-geographischen Thatbestandes, wohl aber nur allzu oft mit unseren herkömmlichen und eingewurzelten Vorstellungen und Annahmen im Streite.

4.

Weiter ist Folgendes zu bemerken. Das der Gottheit so missfällige, einen, wie es scheint, ihr gegenüber oppositionellen Charakter tragende Unternehmen des Thurm- und Stadtbaues wird gestört und die Menschen zerstreuen sich **). Das will nun wieder gar nicht passen, wenn das bekannte asiatische Babylon dafür in Anspruch genommen wird. Denn hier wurde das Werk des Stadt- und Tempelbaues auf's grandioseste und imposanteste ausgeführt;

*) Franz Kaulen, die Sprachverwirrung zu Babel Mainz 1861. S. 153.

**) Ausserbiblischen Quellen zu Folge wäre der Thurm durch fürchterliche Winde zu Boden gestürzt worden; wie es namentlich Abydenus, ein Verfasser chaldäischer Geschichten, in einem von Eusebius aufbewahrten Fragmente darstellt.

Babylon war die berühmteste Stadt im Alterthum und der vollständig ausgebaute und seinen Zweck vollkommen erfüllende Belustempel daselbst wird uns von den Alten, namentlich von Herodot, zu dessen Zeit er noch in vollkommenem Stande war, genau beschrieben. So erscheint die biblische Erzählung leicht als die Dichtung eines unwissenden oder unbesonnenen Juden, ja ist kaum als blosse Dichtung begreiflich; denn wenn dieser Jude von Babylon wusste, so hatte er doch wohl auch von der, wenn auch bereits gesunkenen, Herrlichkeit dieser Stadt gehört. Noch die Apokalypse wendet im Andenken an diese Herrlichkeit den Namen Babel auf Roms Macht, Uebermuth und Ueppigkeit an. Wollte man annehmen, es habe sich ein Faktum, wie das von der Genesis erzählte, allerdings in der Gegend Babylons, aber in einer so fernen Vergangenheit ereignet, dass es noch vor die Erbauung der historisch bekannten Stadt fiele *), so wäre dies als möglich zwar zuzugeben, erschiene aber doch nur als ein Nothbehelf. Und wenn späterhin, nach der anfänglichen Vereitlung des Unternehmens, eine Wiederholung desselben geglückt wäre, und Stadt und Thurm sich nun gleichwohl so prangend und mächtig erhoben hätte **), so

*) Es scheint dies zwar aus einer in Keilschrift ausgedrückten Nachricht zu erhellen, welche man in der babylonischen Ruine entdeckt hat, die noch Baureste des von der Bibel erwähnten Riesenthurms enthalten soll, und die, wegen der daran haftenden Sage Birs Nimrud genannt worden ist. Allein wie wenig dieser Fund dazu geeignet ist, unsere Ansicht zu erschüttern, wird die unten folgende Beilage über die babylonische Urgeschichte zeigen.

**) Wie es namentlich durch Nebucadnezar geschah. Derselbe »wandelte auf seinem Palaste umher und sprach: Ist das nicht die grosse Babel, welche ich zum Königssitze erbaut durch

sähe dies wie ein Hohn und Triumph über die höhere Macht aus, welche das titanische Werk nicht gelingen lassen wollte, und der zum Trotze es dennoch gelang.

Was ferner die Sprachverwirrung betrifft, die hier eingetreten sein soll, so scheint dieselbe in Babylonien, in Palästina, in der sogenannten alten Welt überhaupt weder als Wahrheit, noch als Dichtung an ihrem Orte zu sein. Die Sprachverhältnisse sind daselbst verhältnissmässig sehr einfach; es sind nur wenige grosse Sprachfamilien, die vom äussersten Osten Asiens bis an's atlantische Meer hin ihre ausgedehnte, viel verzweigte, aber deutlich erkennbare und nachweisbare Rolle spielen, wie namentlich die Sprachen des chinesischen, indisch-europäischen und semitischen Stammes. Ein Sohn Israels konnte gar keine Veranlassung haben, einen Sprachverwirrungsmythus zu erdichten; ihm insbesondere lag eine solche Vorstellung fern. Ringsumher vernahm er ja nur sein eigenes Idiom oder erkennbare, leicht verständliche Dialekte davon. Das Phönizische und Hebräische ist bekanntlich als identisch zu betrachten. Semitische Mundarten, wie dieses, sind das Syrische, Chaldäische, Arabische, Aethiopische — Alles im Grunde mit der Sprache Canaans Eins *). Erwägen wir auch folgenden Umstand. Die Differenzen der Sprache haben sich dort in Asien und Europa allmählig und naturgemäss gebildet; die Hindusprachen (Prakrit) gingen aus dem Sanskrit hervor, die sogenannten romanischen aus dem Lateinischen; wir kennen namentlich den Process, durch welchen sich die

---

meine Herrlichkeit?« Dan. 4, 26 f. Es traf ihn zwar hierauf, wie weiter berichtet wird, ein niederschmetterndes Strafgericht; aber sein stolzes Werk blieb unangetastet.

*) Selbst P. v. Bohlen, Genesis S. 143, bemerkt: Rings um den hebräischen Concipienten lebten nur semitische Dialekte, welche zu seiner Beobachtung kaum Anlass geben konnten; und dieselbe verwandte Sprache zog sich über Mesopotamien hin.

letzteren erzeugt haben, noch ganz genau und mit volllkommener historischer Sicherheit; ein solcher ist ohne Zweifel auch im Orient vor sich gegangen. Es verräth sich hier durchaus nichts Gewaltsames, Befremdliches, Verwundersames. Völkerwanderungen fanden seit Jahrtausenden von Osten nach Westen hin Statt; aber wie deutlich sind gleichwohl die sprachlichen Verwandtschaften und Zusammenhänge geblieben. Man nehme z. B. die Wörter für Mann und Mensch! Sie gehen im Griechischen, Lateinischen, Deutschen u. s. w. in der einleuchtendsten Weise auf das uralt indische Sanskrit zurück *). Die Sprachlehre desselben erklärt alle europäischen Sprachformen und in seinem Wörterschatze sind die Wurzeln zu allen alten und neuen Idiomen Europa's zu finden **).

---

*) Das griechische ανηρ lautet indisch *nar, naras*, Mensch, Mann; das lat. *vir* ist das indische *viras, varas*, Mann, Krieger; engl. *man*, deutsch Mann, goth. *mannisks*, deutsch Mensch vergleicht sich den Sanskritformen *manus*, Mann, *mânushas*, menschlich, von der Wurzel *man*, denken, wovon sich zugleich eine Menge von indischen und europäischen Formen für denken, meinen, Geist, Gedanke, Gemüthsbewegung ableitet, wie Sanskr. *manas*, Geist, *mananan*, Gedanke, *mânas*, Leidenschaft, *manyas*, Zorn, Rache, griech. μενος, μενοινη, μηνις, lat. *memini, mens, Minerva*, engl. *mean*, deutsch meinen, Minne etc.

**) »Das Sanskrit ist darum von so hoher Bedeutung für das gesammte Abendland, weil es uns nicht nur die uralte und ureigene Cultur des indischen Volkes weit bis über Moses Zeit hinaus erschliesst, sondern auch in seinem Wunderbau das klare, ungetrübte Urbild jener grossen Sprachfamilie ahnen lässt, die wir seitdem die indogermanische nennen, und zu der vorzugsweise die Völker gehören, welche die Träger der Culturentwicklung geworden sind. In den meist wohl erhaltenen plastischen Formen des Sanskrit finden die Räthsel unserer Sprache und der Sprachen der mit uns stammverwandten Völker ihre Lösung und Erklärung ganz von selbst« etc. Dr. Aug. Boltz,

Und so darf und muss man wohl sagen: Die biblische Erzählung von einer plötzlich eingetretenen, verwirrenden und zerklüftenden Sprachenentstehung, einer Art Explosion, wodurch ein ursprünglich Eines und Ganzes in eine Menge sich zerstreuender Trümmer zusammenhangslos auseinander gesprengt wurde, ist ein der alten Welt fremdes, daselbst gewiss nicht entstandenes Gewächs. Weit passender wäre es, die Thatsache oder die Dichtung, was es immer sein möge, hieher nach Amerika zu verlegen, wo die unglaubliche Menge von Sprachen ganz verschiedener Art, die sich oft auf einem kleinen Fleck Erde beisammenfinden, von jeher Staunen und Verdruss erregt hat, wo gegen eine die Civilisation und das Regiment der bezüglichen Völkerschaften in so hohem Grade erschwerende Erscheinung schon die alten peruanischen Herrscher ankämpften, indem sie überall in den eroberten Provinzen sogar eigene Sprachlehrer anstellten, um das zur allgemeinen Reichssprache zu erhebende Quichua *) zu lehren. Auch ist die Sage von einem Vorgange, wie ihn dort die Bibel schildert, in Amerika ganz einheimisch, in mehreren traditionellen und mythischen Formen ausgeprägt und schwerlich aus der alten Welt hieher verpflanzt. Eine bekannte

---

die Sprache und ihr Leben. Leipz. 1868. S. 31. Man unterrichtet sich über den Stand der Sache auf eine leichte Weise durch das von der Pariser Academie gekrönte Werk: »*Parallèle des langues de l'Europe et de l'Inde ou étude des principales langues Romanes, Germaniques, Slavonnes et Celtiques, comparées entre elles et à langue Sanscrit par F. G. Eichhoff. Paris 1836.* Der eigentliche Begründer der vergleichenden Sanskritstudien war bekanntlich Franz Bopp aus Mainz, Prof. zu Berlin, Verfasser des Werkes: »Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Armenischen, Griechischen, Lateinischen, Lithauischen, Altslavischen, Gothischen und Deutschen.« 2. Aufl. Berlin 1857—63.

*) Die altperuanische Incasprache.

mexikanische Malerei stellt Sündfluth und Sprachen-Zertheilung dar. Auch die Vorstellung von dem gigantischen Thurmbaue, an welchen sich diese Zertheilung und Zersprengung knüpft, ist hier zu Hause. So soll jener berühmte amerikanische Votan, nach welchem die Chiapanesen im mexikanischen Reiche einen der 20 Tage ihres Monates benannten, bei dem grossen Bau gewesen sein, der bis zu den Wolken emporgeführt werden sollte, wobei jedes Volk seine eigene Sprache erhalten habe. Dieser Votan ist ein ganz specieller, localer Culturheros des alten Amerika, führt einen deutschen Namen und kommt vom babylonischen Thurmbau her! Gleich neben ihm steht im chiapanesischen Kalender ein Ghanan, der an Canaan erinnert. Nicht im Traume könnte Jemandem etwas Wunderlicheres einfallen; die Sache hat aber ihre unbezweifelte Richtigkeit *).

So also steht es mit der biblischen Tradition vom Thurm-

*) S. Clavigero's Geschichte von Mexico; Humboldt, *Vues des Cordillères;* Lüken, Traditionen des Menschengeschlechtes; so wie auch *James Athearn Jones, Traditions of the North-American Indians, London 1830,* wo namentlich eine Sage der Hundsrippen-Indianer mit der biblischen Schöpfungs-, Sündenfalls- und Fluthgeschichte und der Erzählung von der Sprachverwirrung stimmt, welcher letzteren ebendaselbst auch eine Sage der Bomelmeek-Indianer entspricht. Eine irokesische Sage von der Sprachverwirrung und Völkerzerstreuung s. in dem 1836 erschienenen *Narrative of a Journey to the shores of the arctic Ocean under the command of Captain Balk* von Richard King. In der Ethnographie von Martius ist über indianische Sagen Th. 1. S. 180 f. 232. 327 ff. 508. 645 696. 758 zu sehen. Von den Acroas heisst es hier: Nach einer alten Sage dieser Indianer soll Gott am Anfang der Dinge ein hohes Haus in den Himmel gebaut haben, durch dessen Einsturz die Verschiedenheit der Thiere (Thierwappen, Totems der Indianer?) und Nationen entstanden sei.«

bau und der sich von daher schreibenden idiomatischen Katastrophe. Sie ist nach meiner Ueberzeugung von der grössten historischen Bedeutung, Wahrheit und Wichtigkeit; erscheint aber als der widerspruchsvollste, unbegreiflichste Unsinn, wenn man sie nach dem herkömmlichen geographischen Schema beurtheilt. Sie passt nicht zur Geschichte des babylonischen Reiches in Asien; sie passt überhaupt gar nicht in den jenseitigen Continent, den man die »alte Welt« getauft, sondern weit mehr in die sogenannte neue, die jedoch, wie viele Umstände lehren, ganz gewiss viel älter, als jene ist. Das hat man aber noch so wenig gemerkt und eingesehen, dass man noch bis auf diesen Augenblick behauptet, es liege in der Erzählung der Bibel ein reiner Lokalmythus im Sinne des alten Systems vor. »Die Sage vom Thurmbau«, sagt Julius Braun*), »ist unzertrennlich vom babylonischen Boden und der Thurm selbst ein zu schwerer Klotz, als dass die Wanderlust der Sage auch ihn ergriffen haben könnte, um ihn da und dort auf entferntem Boden niederzulassen.« Nicht aber der colossale Gegenstand, an den sich die Sage knüpft, sondern die Sage wandert; und die ist stets beweglicher Art und Natur. Von vielen Bergen, Felsen, Burgen, Kirchen, Thürmen werden an den verschiedensten Orten dieselben Sagen erzählt. Der Ararat wurde, wie schon oben bemerkt, auch nach Phrygien gesetzt; die Fluthsage wanderte mitsammt ihrem Berg. Dass die Vorstellung vom Thurmbau und der Sprachenverwirrung ebenfalls gewandert ist, das beweisen die Traditionen Amerika's. Ist sie in der That asiatischen Ursprunges, so fand sie den Weg nach Amerika; eben so gut aber kann es sich auch umgekehrt verhalten. Die Genesis selbst braucht der mythischen Verwechslung der Lokalitäten nicht beschuldigt zu werden. Sie

*) Ausland vom 23. Juni 1861. S. 608.

nennt ein Babel, woraus aber noch gar nicht erhellt, dass sie das asiatisch-babylonische meine. Hat es doch auch ein Babylon in Aegypten gegeben, und ist dieser Name, was noch auffallender ist, sogar im hohen Norden Russlands gefunden worden, wo er sich an alte, labyrinthisch gebildete Steinlager unbekannten Ursprunges knüpft *). Jenes berühmte asiatische Babylon haben unter dem Babel der Genesis die Späteren verstanden; es ist dies der Wahn, in welchem man jetzt befangen ist; das alte, heilige Buch ist unschuldig daran.

Babel ist ein nachweislich amerikanisches Wort und bedeutet Haupt- und Residenzstadt, wörtlich: Haus, Palast oder Burg des Bel, Baal, des Herrn oder Königs **). Mit *Ba* vergleicht sich Mizteca *ba*, Massacara *pa*, arawackisch *bahü*, haitisch *boa*, *boi*, Haus, neuseeländisch *pa*, Veste, deutsch Bau; mit *Bel*, *Baal* stimmt Sankr. *pal*, lat. *polleo*, griech. *βαλην*, *βαλλην*, yucatanisch *balam*, ein göttliches Wesen, Gegenstand des Cultus ***),

---

*) Es hat dieselben der Petersburger Akademiker von Bär entdeckt. Sie führten allgemein den Namen Babylon und standen bei den Einwohnern in hoher Achtung. Kunstblatt 1843. Nr. 83.

**) Vergl. die oben angeführte Stelle in Daniel, wo sich Nebucadnezar rühmt, diese grosse Babel zum Königssitze erbaut zu haben.

***) Die Mayas in Yucatan fürchten und verehren, wiewohl nur noch heimlich, ein höheres Wesen mit Namen Balam oder Yum Balam; sie bringen dieser alten, verpönten Gottheit noch immer in allen Theilen des Landes Libationen, Räucherungen, Opferspenden dar und glauben insbesondere ihre Felder nicht gefahrlos bestellen zu können, wenn sie ihr nicht gewisse Gaben geweiht. Ist Balam beleidigt, so erscheint er, wie sie sagen, in schreckhafter Gestalt, als Greis mit grossem Bart; er schreitet auch durch die Luft, wo er mit langanhaltender Donnerstimme Furcht und Schrecken verbreitet. Sein Name wird nur mit heiliger Scheu genannt.

peruanisch *palla*, Prinzessin, griech. Pallas, polynesisch Pele, eine grosse Göttin der Sandwichs-Inseln, carolinen-insulanisch auf Eap *pilu*, Häuptling, Chef. Es sind, wie Sie sehen, Urworte, von welchen sich die Spuren, Modifikationen und Abkömmlinge überall finden lassen, und namentlich durch Amerika und Oceanien hin zerstreut sind. Und so kann man den Namen Babel, *Ba-Bel* sehr wohl für eine uralte Ortsbezeichnung von sehr allgemeiner Bedeutung halten, wie sie schon in ferner Vorzeit einem amerikanischen Herrschersitze eigen gewesen, und annehmen, dass sie von da mit den nach Asien hinüberwandernden Nationen in derselben Bedeutung in diesen Welttheil gekommen und auf das grosse Babylon in Asien übergetragen worden sei. Nach Diodor hat Belus in das Letztere eine ägyptische Colonie geführt und der Priesterschaft, der Astronomie etc. daselbst den Ursprung gegeben; und wie viele Nationen und Völkerstämme sollen und wollen nicht sonst noch aus Aegypten gekommen sein: Griechen, Kolchier, Israeliten, Afganen, kaukasische Bergvölker, Zigeuner, Irländer. Das hat schwerlich Alles in Aegypten gesteckt; und doch ist es vielleicht wahr, dass diese Völker sämmtlich aus Aegypten kamen, aber nicht aus dem afrikanischen, welches selbst nur eine

---

Das Wort Balam, *balám*, scheint im Allgemeinen etwas Göttliches, einen Gegenstand religiöser Verehrung zu bezeichnen. Es kommt in den Mythen und einheimischen Benennungen der Mayas öfters vor; ein Landstrich z. B., wo sich unzählige Spuren von Ruinen und Trümmern künstlicher Hügel befinden, heisst Ekbalam, was durch »Schwarzer Balam« übersetzt wird, wahrscheinlich von einem Gotte, der hier verehrt und in schwarzer Gestalt gedacht und dargestellt wurde; Yum Balam wird durch »Vater und Herr« gegeben. Balam, Baalam könnte geformt sein wie Malcam, Milcom, die bekannten biblischen Götzen- und Personennamen, von Melech, Molech, König.

Colonie aus einem andern war, das man sich viel grösser und umfassender als das afrikanische, denken muss, so dass es sich dazu eignete, eine solche Fülle der verschiedenartigsten Völker und Stämme aus sich heraus zu schütten und nach Asien, Afrika und Europa zu ergiessen. Und welch anderes Land sollte das gewesen sein, als Amerika, dieses Land der allerräthselhaftesten und bis jetzt unerforschtesten Vergangenheit? — Ueber den Namen soll weiterhin ausführlicher die Rede sein; für jetzt bemerke ich nur, dass Aegypten im Hebr. Mizraim heisst und Doppelveste bedeutet — ein Name, den man sehr füglich auf das doppelte Festland von Nord- und Südamerika beziehen kann *).

*) Es wird zweckmässig sein, hier gleich noch Folgendes anzufügen: Aegypten wird in der Bibel *Mazor* und mit Dualform *Mizraim* genannt; Aegyptier heisst *Mizri*, Plur. *Mizrim*; *Misr* wird das Land noch jetzt genannt. Josephus schreibt *Μεσραΐα*. Altpers. lautet der Name *Mudaraya*, med. *Mutsariya*, babyl. *Missir*, arab. *massr*; Aegyptier heisst arab. *elmassri* Plur. *el massârue*. Hebr. *mazor*, *mezurah* ist Wall, Festungswerk, Feste; die Wurzel ist *zur*; *Zor* ist hebr. Name von Tyrus; *zor*, Fels, mit aramäischer Aussprache *tor*, lat. *turris*. In Amerika dürfte noch der Missuri diesen Namen tragen. Das biblische Mazor und Mizraim scheint eine theils engere, theils weitere Bedeutung gehabt zu haben. Man belegte damit zunächst wohl den westlichen Theil des Continentes mit seinen ausgedehnten Gebirgsketten und Hochebenen, wo das mächtige Volk und Reich, von welchem asiatische, afrikanische und europäische Culturvölker abstammten, seinen Sitz hatte, während die im Osten der Anden gelegenen Regionen von anderen, jenem westlich hausenden Culturvolke für Barbaren geltenden Stämmen besetzt waren — ein Verhältniss, wie es in ähnlicher Weise noch zur Zeit der Entdeckung bestand. Von der Hauptraçe und ihren Wohnsitzen jedoch, von welchen aus sich ihre

4.

Ein weiter zu beobachtender Umstand ist der folgende. Die Schrift nennt uns Orte, Städte, Völkerschaften, von welchen in der historischen Erinnerung der alten Welt nicht eine Spur zu finden. Das könnte nun bloss als ein Zeichen des hohen Alterthums gelten, aus dem uns diese Nachrichten kommen. Aber die Sache liegt zum Theile so, dass wir von jenen Gegenständen, wofern sie der Geschichte der »alten Welt« angehörten, Etwas wissen müssten. Zum Beispiel diene die Stelle der Genesis Cap. 10, wo Nimrod charakterisirt wird und wo es dann weiter heisst: »Und der Anfang seines Reiches war Babel und Erech und Acad und Chalne im Lande Schinear; von diesem Lande ging Assur aus und bauete Ninive und Rechoboth-Ir und Kalah und Resen zwischen Ninive und Kalah; das ist die grosse Stadt.« Es treten uns hier neben einigen bekannten mehrere unbekannte, nicht mit Bestimmtheit oder gar nicht nachweisbare Namen entgegen. Das würde, wie gesagt, nicht stören; aber dass Resen die grosse Stadt heisst, als solche neben Ninive steht und gleichwohl nicht auszumitteln ist, das ist sonderbar. Ein Theolog sagt: »Wer erkennt hier nicht den Mann, welcher schrieb, bevor noch Ninive zu der Grösse gelangt war, die wir im Jonas und bei den Griechen finden? Ein anderer, um einige Jahrhunderte späterer Schriftsteller würde das in den letzten Jahrhunderten der assyrischen Monarchie so erstaunlich grosse Ninive zur grössten Stadt gemacht haben.« Gut! Wir denken uns eine Zeit, wo Ninive noch nicht so gross

---

Herrschaft über den ganzen Welttheil erstreckte, mögen die Namen Mazor und Mizraim — Letzteres, wie wir »die beiden Amerikas« sagen — auf den ganzen Continent ausgedehnt worden sein.

und mächtig war und ein anderer Ort diese imposante Rolle spielte. Aber kann man es wahrscheinlich finden, wenn das Andenken an diesen hervorragenden Ort in Sage und Geschichte so gänzlich untergegangen sein soll? Man hat in der Verzweiflung den Namen corrigirt, aus dem R ein D gemacht*) und eine assyrische Stadt Dosen zum Besten gegeben. Es ist wahr, ein Name kann verschrieben, ähnliche Buchstaben können verwechselt worden sein. Aber auf dieses Dosen passt jene so ganz besondere Auszeichnung nicht. Und wie auffallend, wie bezeichnend ist der Name Resen, so wie er in unserer Bibel steht! Wie viel zu denken, zu ahnen giebt er! Er bedeutet hebr. Zaum, Zügel; er geht also wohl auf Bändigung und Zähmung unterworfener, in diesem Zustande jedoch schwer zu erhaltender, mit Aufruhr und Losreissung drohender Völkerschaften; und dieses Resen war ein uraltes Zwing-Uri, welches jene Stämme und Nationen überwachen und in Zaum halten sollte. Und solch ein geschichtlicher Gegenstand mit all den Gährungen und Kämpfen, die damit in Verbindung gestanden haben müssen, sollte dort in dem historisch so gut bekannten Asien in der Art verschwunden sein, dass nicht einmal ein sagenhaft dämmernder Rest von Andenken, Tradition, Mythe davon zu entdecken ist?

5.

Ich gehe zu einem anderen Punkt über. Die biblischen Patriarchen und Urväter des Menschengeschlechtes sprechen über ihre Söhne und Nachkommen Fluch und Segen aus und charakterisiren deren künftige Zustände und Schicksale. Auch hier ergreift den denkenden und kundigen Bibelleser

---

*) Beide Buchstaben sind sich im Hebräischen sehr ähnlich.

zum Theile eine grosse Verwunderung, sofern diese Prophezeihungen mit der ihm bekannten Völker- und Weltgeschichte in argem Widerspruche stehen.

Betrachten Sie z. B., was von der Art im 9. Cap. der Genesis vor Augen tritt! Noah segnet hier seine beiden besseren Söhne Sem und Japhet; den Ham oder Cham hingegen, über den er sich seines unziemlichen Benehmens wegen zu beklagen hat, verflucht er, indem er ihn mit dem Loose der tiefsten und schmählichsten Unterwürfigkeit und Knechtschaft bedroht. Aber es geschieht das auf eine eigene Weise, wie man sie nicht erwartet, und wie sie völkergeschichtlich gar nicht zu passen scheint. Ham hat vier Söhne: Kusch, Mizraim, Phut und Canaan; und dieser Letztere wird erwählt, um ihm die ganze Verwünschung aufzubürden, während Ham und seine anderen drei Söhne unerwähnt bleiben. »Verflucht sei Canaan, ein Knecht der Knechte sei er seinen Brüdern! Gesegnet sei Jehova, der Gott des Sem, und Canaan sei sein Knecht! Weit mache es Gott dem Japhet; er wohne in den Zelten Sem's und Canaan sei sein Knecht!« Das Geschlecht oder die Raçe, die hier mit Canaan bezeichnet wird, soll hiernach die allen übrigen gegenüber dienstbare sein. Was ist dies für eine? Es liegt nahe, an die schwarze africanische zu denken, die zu solchem Loose erkoren scheint; und es würde dies dem Namen Cusch entsprechen, wenn dieser an der Stelle zu lesen wäre, da man die dunkelfarbigen Südländer darunter verstehen kann; auch Ham, Cham selbst würde diese Bedeutung darbieten, denn das semitische *chamam*, *cham*. *chom*, *chamimah*, *chemah*, *chum* enthält die Begriffe von Hitze, Gluth, Sonne, Schwärze; und das ägyptische *chemi*. *kemi* heisst schwarz. Aber diese Namen sind vermieden; von der schwarzen Raçe ist also nicht die Rede; sie scheint hier von dem Fluche Noah's sogar ausgeschlossen zu sein;

es tritt uns als der Gegenstand desselben ganz nur, und das zu dreien Malen, der Name Canaan entgegen. Dieser eignete nun bekanntlich den phönizischen Völkerschaften. Sie selbst bezeichneten sich damit; er stand auf ihren Münzen und noch die Punier nannten sich so *). Wie, so muss man fragen, konnte Noah, sei es, dass er das Künftige bloss seherisch voraus erkannte, oder dass er mittelst seines Fluches in den Lauf der Dinge mit mystischer Vorbestimmung eingriff, eine Nation, die im Alterthum eine so grosse Rolle spielte, ihre Könige hatte, den Tempel in Jerusalem baute, mit Salomo Schifffahrt trieb etc., wie, sage ich, konnte der Altvater diese Engländer des Alterthums unter alle anderen Geschlechter der Erde herabsetzen und zu den elendesten Sklaven machen? Oder wenn wir vielleicht eine Dichtung vor uns haben, das Machwerk eines die Canaaniter hassenden Hebräers, der ihnen ein solches Loos wünschte und dichterisch anfluchte, wie es sich der kritische Rationalismus unserer Zeiten zu denken liebt, so ist die Sache auch so verwunderlich genug. Der Stand der Dinge sprach einer solchen Dichtung und Verwünschung entschieden Hohn, selbst was Palästina betrifft **).

---

*) Gesenius, Gesch. d. hebr. Sprache u. Schrift S. 16. 227.

**) Die canaanitischen Völker wurden von den Israeliten weder völlig vertilgt oder vertrieben, noch auch in der Art unterjocht, dass jener Fluch passen könnte. Man lese zunächst die merkwürdige Schilderung der Zustände und Verhältnisse im Buche der Richter! Die Israeliten wohnen inmitten der Canaaniter, Hethiter, Amoriter, Pheresiter, Heviter und Jebusiter, verschwägern und vermischen sich mit ihnen und treiben mit ihnen Götzendienst. Sie selbst gerathen wiederholt in Abhängigkeit und Dienstbarkeit, werden von ihren Feinden geschlagen und nur von Zeit zu Zeit wieder durch kühne und tapfere Volkshelden befreit. So z. B. werden sie 20 Jahre lang

Und dass die Genesis die Bedeutung des Namens Canaan in seinem ganzen Umfange kennt und geltend macht, das beweist die sogleich Cap. 10 folgende Völkertafel, wo es heisst: »Und Canaan zeugete Zidon, seinen Erstgeborenen, und Cheth« etc. »Und die Grenzen der Canaaniter erstreckten sich von Zidon gen Gerar bis Gasa« etc. Was soll man zu einer solchen Erscheinung sagen? —

Sie macht uns keine Schwierigkeit. Alles, was in den betreffenden Beziehungen von der Genesis erzählt und geschildert wird, gehört unserer Auffassung nach, einer ganz anderen Welt, als der sogenannten alten, an, und kommt mit den Thatsachen und Verhältnissen der letzteren in keine Collision. Das Schicksal, welches der phönizische

---

von Jabin, König von Canaan, gewaltsam niedergebeugt. 2 Sam. 24, 7 ist von der festen Stadt Tyrus und allen Städten der Heviter und Canaaniter die Rede. Salomo macht, wie 1 Kön. 9, 20 f. berichtet wird, die Amoriter, Hethiter, Pheresiter und Jebusiter, welche Israel nicht habe vernichten können, zinsbar; das ist aber immer noch nicht allertiefste Knechtschaft, wie sie jener Fluch verkündet. Und nach Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft ist mit diesen noch immer vorhandenen Bevölkerungen wieder bestes Einverständniss. Volk, Priester und Leviten sind, wie wir Esra 9 und 10 lesen, nicht abgesondert von den »Völkern des Landes;« es werden die Canaaniter, Hethiter, Pheresiter, Jebusiter, Ammoniter, Moabiter, Aegyptier und Amoriter genannt, mit denen man sich verschwägert und vermischt hat, so dass ein sonderndes Einschreiten nöthig. Man vergleiche, wie sich über diese Thatsachen der 107. Psalm v. 34 ff. erklärt und beklagt: »Sie vertilgten nicht die Völker, wie ihnen Jehova befohlen hatte; sie vermischten sich mit ihnen und lernten ihre Thaten..... und Jehova gab sie in die Hand der Völker, dass über sie herrschten ihre Hasser; es bedrückten sie ihre Feinde und sie wurden unter ihre Hand gebeugt.«

Volksstamm, dem Fluche Noah's gemäss, erdulden sollte, hat er, wie ich überzeugt bin, wirklich erduldet, aber in einer fernen, dunklen Vorzeit, von der nur noch die Bibel weiss und Auskunft giebt, und in einem andern Continente, als derjenige ist, in welchem die Phönizier eine so ausgezeichnete Rolle spielten. Dass sie rothe Menschen, gleich den Indianern Amerika's, gewesen, bezeugt ihr griechischer Name, denn φοινιξ heisst roth; eben so der römische Name Punier, *punicus*, *puniceus*, roth. Sie waren, mit einem Worte, ein amerikanischer Volksstamm, der in Folge grosser Wanderungen und Völkerzüge, die von einem Continente zum anderen gingen, in die jenseitige Hemisphäre gerieth und hier zu der wichtigen, seefahrenden Nation wurde, nachdem er in seiner ursprünglichen Heimath das erniedrigende Schicksal erduldet hatte, welches Noah's Fluch verkündet, welches sich sogar noch in dem Namen Canaan ausspricht, der von einer semitischen Wurzel kommt, welche niedergeworfen, gebeugt, gedemüthigt sein bedeutet *).

Etwas ganz Aehnliches finden wir in Israel selbst. Hier ist ein Stamm, der im »Segen Jakob's« auf's Härteste angeklagt und auf's Schonungsloseste verworfen wird, wiewohl wir gerade in ihm den bedeutungsvollsten aller israelitischen Stämme erkennen, da aus ihm der Retter und Gesetzgeber der Nation und sein hohepriesterlicher Bruder entsprossen war und da ihm als Priesterstamm überhaupt eine ganz besondere Auszeichnung hätte widerfahren müssen, wie sie ihm nachher auch in der That im »Segen Mosis« wird. Man höre! »Simeon und Levi, Brüder sind's **), Werk-

*) S. das hebr. chald. arab. כנע in den Wörterbüchern.

**) Brüder im schlimmen Sinne des Wortes, einer so tadelhaft, wie der andere.

zeuge des Frevels ihre Schwerter. In ihren Rath gehe nicht ein meine Seele; mit ihrer Versammlung eine sich nicht mein Geist! Denn in ihrem Zorne würgten sie den Mann, und in ihrem Uebermuthe entnervten sie den Stier. Verflucht ihr Grimm, dass er so hart, und ihr Uebermuth, dass er so grausam ist! Vertheilen will ich sie unter Jakob und zerstreuen unter Israel« *). Wie ganz anders im Deuteronomium, wo Mose vor seinem Tode die Stämme segnet! Und von Levi sprach er: »Deine Wahrheit und dein Licht **) sind bei deinem Frommen ..... Denn sie halten deinen Ausspruch und wahren deinen Bund; sie lehren Jakob deine Rechte und Israel dein Gesetz; sie legen Weihrauch vor deine Nase und Brandopfer auf deinen Altar. Segne, Jehova, seine ***) Kraft und das Werk seiner Hände gefalle dir! Zerschmettere die Hüfte seiner Widersacher und seiner Hasser, dass sie nicht aufstehen!« ****).

Welch ein Contrast! Allein auch hier wieder müssen wir uns die grosse Wendung der Dinge denken, welche durch eine Wanderung von einem Continente zum anderen, wie sie sich in der Geschichte des israelitischen Zuges unter Mose birgt und wie ich sie Ihnen weiterhin klar und glaublich zu machen hoffe, herbeigeführt wurde; auch hier müssen wir die Darstellung des uralten Buches als eine solche fassen, die es nur mit amerikanischen Dingen zu thun hat und in die sich späterhin in Asien gestaltende Volksgeschichte nicht hinübergreift. Bis zu Mose entsprach das

---

*) 1 Mos. 49, 5—7.

**) Es ist von dem geweihten Brustschilde mit Urim und Thummim die Rede, welches der Hohepriester aus Aaron's Geschlechte trug.

***) Levi's.

****) 5 Mos. 33, 9 ff.

Schicksal des Stammes Levi wohl ganz dem Fluche des Stammvaters. Nun aber erhob sich aus ihm ein ausserordentliches Individuum, welches den gewaltsamen Charakter dieses Stammes, wie ihn die Genesis so offen darlegt, zwar keineswegs verläugnete *), welches aber der Mann der Zeit war und das Ungeheuere vollbrachte, was damals zu vollbringen war. Damit änderte sich nicht nur die Lage der Nation, auch die specielle des bis dahin, wie es scheint, nebst Simeon vorzugsweise gesunkenen und zerrissenen Stammes ward eine andere und verwandelte sich in diejenige, welche der »Segen Mose's« schildert **).

---

*) »Unter diesem Geschlecht, aus dem gewaltsamen Stamme Levi, tritt ein gewaltsamer Mann hervor; lebhaftes Gefühl für Recht und Unrecht bezeichnen ihn; würdig seiner grimmigen Ahnherren erscheint er, von denen der Stammvater ausruft: »»Die Brüder Simeon und Levi«« etc. »Völlig in solchem Sinne kündigt sich Moses an«. Göthe im »Westöstlichen Divan«.

**) Als man sich nicht mehr in die Sache zu finden wusste und für den Ruhm des Priesterstammes fürchtete, wenn auf ihm ein solcher Vorwurf und Fluch des Stammvaters laste, suchte man der glänzenden Stelle im »Segen Mose's« gemäss auch die anstössige im »Segen Jakob's« erscheinen zu lassen. Onkelos und die übrigen Targumisten wenden die Letztere zum Vortheile der Leviten mittelst einer Umschreibung, wovon nicht ein Wort im Texte steht; der Samaritaner verwandelt sogar willkührlich אָרוּר, verflucht, in אָדִיר, ausgezeichnet. Wir aber erkennen in dem rücksichtslosen Bericht und Ausdrucke der Genesis nicht nur die Reinheit dieses Urbuches von allen hierarchischen und politischen Rücksichten, sondern auch das ausserordentlich hohe Alter seiner Entstehung und Verabfassung, wenigstens was Stoff und Grundlage betrifft. Es ist, wir zweifeln nicht daran, ein Buch von drüben her, ein altamerikanisches Buch, welches im Urlande entstand und von da die grosse Wanderung in den anderen Continent mitmachte. Noch

6.

Sehen wir uns nun die Geschichte des grossen Führers und Gesetzgebers etwas näher an! Derselbe wird in einem Rohrkästchen in das Schilf am Nil gesetzt und von der Pharaonentochter, die sich im Nil badet, mitleidig angenommen. Es sieht dies wie eine Fabel aus, deren Urheber Nichts von den gefährlichen, nach Menschenfleisch lüsternen Krokodilen wusste, von denen nach Beschreibung der Alten der Nil wimmelte und für welche der kleine Moses und die Königstochter ein Paar gute Bissen gewesen wären — der Naivität und Primitivität der Sitten zu geschweigen, die einer solchen Dame erlaubte, an einem so zugänglichen Orte unter Nilschilf zu baden! Aber nennt denn die Bibel den Nil? Sie spricht von einem Fluss oder Strome, und wir verstehen darunter den Nil, weil wir der festen, unzweifelhaften Meinung sind, hier in Afrika sei der Schauplatz der Begebenheit gewesen. Die Ungläubigen spotten über solche Erzählungen und Schilderungen — wäre es nicht wünschenswerth, ihrem Gelächter nicht länger so wehrlos ausgesetzt zu sein? Man suche nach einem anderen Land und Strome, wohin man die Begebenheit setzen könne; sollte man sich auch gezwungen sehen, den jenseitigen Continent zu verlassen, und dem unsrigen einen Besuch zu machen. Auch da giebt es Krokodile; aber Amerika ist gross und nicht überall wimmeln die Gewässer von Kaimanen und greifen den Menschen an. Hier in dunkler Vorzeit konnten

---

die Toltekan waren im Besitze eines solchen, welches sie »das göttliche Buch« nannten, wie wir die Bibel »die heilige Schrift« nennen; es soll ganz dieselben Ueberlieferungen enthalten haben, wie unsere Genesis. S. Boturini's zu Madrid 1746 erschienenen Entwurf einer Geschichte von Neuspanien und Clavigero's Geschichte von Mexico Buch II. Cap. 2 u. 3.

auch Sitten herrschen, welche die Genesis richtig schildert, die aber dort jenseits nicht mehr schicklich waren.

Mose soll ferner »die Gewässer Aegyptens, seine Flüsse, Ströme, Seeen und sämmtliche Wassersammlungen« in Blut verwandelt haben. Das erweckt die Vorstellung eines mit vielfältigem Wasserreichthum versehenen Landes; Aegypten aber hat nur den einzigen Nil. Nimmt man nun auch die Canäle und Arme dieses Stromes und die von ihm gebildeten Sümpfe in Anspruch, so sieht das von der Bibel entworfene Gemälde doch immer fremdartig aus. Wir können nothdürftig zurechtkommen; ich gebe es zu. Der gewöhnliche Bibelvertheidiger begnügt sich damit und muss es wohl. Aber es wird uns bei so vielen Verlegenheiten und gequälten Anpassungen an Localitäten und Verhältnisse widerstrebender Art nicht wohl; wir fühlen: es wäre besser, wenn die Sachen anders ständen.

7.

Wem ist es endlich unbekannt, welche Schwierigkeiten den Erklärern die räthselhafte Wanderung der Israeliten in der Wüste unter der Führung Mosis macht? Man hat die Dauer dieses Zuges, der vierzig Jahre lang gewährt haben soll, kritisch auf zwei Jahre reduzirt; und dabei eine Menge von Stationen hinweggestrichen, die nur erfunden zu sein scheinen, um eine grosse historische Lücke, wie sie durch eine fabelhafte Ausdehnung der Zeitdauer entstanden war, mit einigen leeren Namen auszufüllen. Aber es musste dann auch der Umstand erdichtet sein, dass durch das Elend und Irrsal einer so langen Wanderschaft eine ganze Generation zu Grunde gegangen sei. Dazu kommt noch, dass der Auszug aus Aegypten und die Wanderung von da nach Palästina überall als das Wunder aller Wunder bezeichnet wird, und dass es für Israel keine effektvollere

Charakterisirung seines Jehova gab, als diese, wenn er als die grosse, mächtige Gottheit, die dieses Wunder gewirkt, bezeichnet wurde. Wie Jerobeam die beiden goldenen Kälber zur Verehrung aufstellt, sagt er: »Siehe, Israel, das ist dein Gott, der dich aus Aegypten geführt.« Eben so hatte sich das abgöttische Volk schon bei Aufrichtung dieses Idotes in der Wüste ausgedrückt; »Und sie sprachen: Das ist dein Gott, Israel, der dich aus dem Lande Aegypten geführt« *). Dagegen Hosea, nachdem er von Ephraim's Kälberdienst gesprochen, Jehova also redend einführt: »Ich aber bin Jehova, dein Gott, vom Land Aegypten her **); und keinen Gott sollst du kennen ausser mir, und es ist

---

*) 1 Kön. 12, 28. 2 Mos. 32, 4.

**) Ein merkwürdiger Ausdruck, der an den Apollon der Griechen, als hyperboreischen Gott, zu erinnern geeignet ist. Denn als solcher, als ein Gegenstand des Cultus von drüben her, aus einem nicht nördlichen, sondern jenseits der kalten Nordgegend gelegenen, sich eines schönen Klimas erfreuenden Theile der Erdoberfläche, wo sein Dienst ursprünglich zu Hause gewesen und von wo er nach Griechenland, namentlich nach Delos gekommen, ist Apollon bezeichnet worden. Als ein dualistisch-geistiges, supranaturales Wesen, gleich dem Gotte Israels, hat ihn Ottfried Müller gefasst. Beide ihrer Natur nach so verwandte Culte, der apollonisch-griechische und der hebräische, haben ihre Wurzel offenbar nicht in Asien, Europa, Afrika, sondern in einer Gegend, die man, so deutlichen Fingerzeigen in Sage und Namen und der zum Theil völlig historischen Ueberlieferung gemäss, nur in dem Welttheile suchen kann, in welchen man von Asien aus über die Behringsstrasse oder die Aleuten hin gelangt — ein Weg, der, wie uns Alles lehrt, einst wohl bekannt gewesen und was die damaligen Wanderungen ganzer Stämme und Völker betrifft, in umgekehrter Richtung gegangen worden sein muss.

kein Helfer, als ich« *). Hier dreht sich der Streit höchst bezeichnend nur um die Frage: welcher Gott jenes grosse Werk vollbracht; dass es das Volk für sich, dass es Menschen, als solche, nicht hätten vollbringen können, darüber war man einig, mochte man Jehova oder das Kalb verehren. Das setzt aber doch etwas ganz Anderes voraus, als wir uns jetzt vorzustellen pflegen. Wenn das Volk so lange nur auf dem kleinen, öden Fleckchen des Erdbodens, den man für den Schauplatz jener Begebenheiten hält, jämmerlich hin und her gezogen wäre, während in unmittelbarer Nähe das verheissene Land und das Ziel der elenden und leidensvollen Wanderung lag, so hätte die Sache trotz aller Wunder, die dabei vorkamen, doch vielmehr den Charakter der Schwäche, Furcht und Ohnmacht für Volk und Gottheit gehabt. Aber hören wir schliesslich, was sich sonst noch in diesem Betreffe für Volkserinnerungen zeigen, wie sich darüber ein Prophet, wie Jesaias, äussert!

8.

Derselbe unternimmt es Cap. 40, sein Volk zu trösten und zu diesem Behufe Jehova's Grösse und Macht zu schildern, gegen welche alles Uebrige Nichts sei, namentlich die mächtigen Völker und Herrscher, vor welchen sich ein Völkchen, wie Israel, wohl fürchten konnte. »Wem denn,« heisst es v. 25 ff., »wollt ihr mich vergleichen, dass ich ihm ähnlich wäre? spricht der Heilige. Hebt zur Himmelshöhe eure Augen und schaut! Wer hat diese geschaffen? Der herausführet ihr Heer nach der Zahl, sie alle rufet bei'm Namen; ob seiner grossen Macht und gewaltigen Stärke bleibt keiner aus. Warum sprichst du, Jakob, und

*) Hosea 13, 4 f.

redest Israel: Verborgen ist mein Geschick vor Jehova, und mein Recht gehet vorüber vor meinem Gott? Hast du es nicht erkannt oder nicht gehört? Ein ewiger Gott ist Jehova, Schöpfer der Enden der Erde. Er ermattet und ermüdet nicht; keine Ergründung seiner Einsicht! Er giebt dem Erschöpften Kraft und dem Ohnmächtigen mehrt er die Vermögenheit. Es werden Jünglinge schwach und jugendliche Krieger straucheln; aber die auf Jehova harren, verjüngen ihre Kraft, treiben neues Gefieder, den Adlern gleich, laufen und ermüden nicht, gehen und ermatten nicht.« Dann heisst es weiter Cap. 41, v. 2 ff. »Wer erweckte vom Aufgang her ihn, dem Sieg auf jedem seiner Tritte begegnet; giebt ihm Völker Preis und unterjocht Könige; macht wie Staub ihr Schwert, wie verwehete Spreu ihr Geschoss? Er verfolgt sie und ziehet sicher den Pfad, den sein Fuss noch nie betreten hat. Wer that und vollbracht' es? Der die Menschengeschlechter hervorrief vom Anbeginn, ich, Jehova, der erste und bei den Letzten derselbe. Es schauen's die Inseln und schaudern; die Enden der Erde, sie zittern; sie nahen und kommen herzu. Einer hilft dem andern und spricht zu seinem Bruder: sei getrost! Es ermuthigt der Schmied den Schmelzer, der Hammer-Glätter den Ambos-Schläger, spricht von der Löthung: Sie ist gut! und heftet's mit Nägeln, dass es nicht wanke. Aber du, Israel, mein Knecht Jakob, den ich erwählte, Same Abrahams, meines Freundes, den ich ergriff von den Enden der Erde und von ihren Azilim — d. h. ihren ältesten, edelsten Geschlechtern*) — herrief und

*) Das hebr. אציל, azil, bedeutet Edler, Vornehmer, Auserwählter; so heissen 2 Mos. 24, 9—11 Mose, Aaron, Nadab

zu dem ich sprach: Mein Knecht bist du, dich erwähl' ich und verwerfe dich nicht, denn ich bin mit dir, zage nicht, denn ich bin dein Gott.« Weiterhin v. 25 ff. folgt eine besonders wichtige Stelle: »Ich erweckte ihn von Mitternacht her und er kam, von Sonnen-Aufgang, der meinen Namen anruft; er geht über Gewaltige wie Lehm und wie ein Töpfer Thon zertritt.«

Ich weiss wohl, wie man diese Stellen zu deuten pflegt und dass man an Abraham und Cyrus denkt. Der Zusammenhang scheint mir jedoch zu fordern, dies Alles nur vom Volke Israel, als solchem, und von seinem angeblichen Zuge aus Aegypten her zu verstehen. Aber welch ganz andere Gestalt nimmt dieser Zug dann an! Israel kommt hiernach von den Enden der Erde und ihren uralten Geschlechtern, von fernen Inseln oder Küsten, von da her, wo die Menschengeschlechter ihren Anfang nehmen. Auch die Weltgegend ist bezeichnet: von Osten und Norden her geht der Zug. Er geht gewaffnet und gerüstet und Alles unaufhaltsam überwältigend und beseitigend, was ihm in den Weg tritt. Die Sache erscheint dem Propheten so ungeheuer, dass er sie in die Reihe der Thaten und Werke Gottes stellt, in der er die Weltschöpfung nennt. Was muss das für eine Wanderschaft gewesen sein! Jenes elende, müssige Herumziehen in der arabischen Wüste, welches kritischen Köpfen so lächerlich vorkommt, war es gewiss nicht. Etwas beispiellos Grosses und Erstaunliches wird angedeutet, etwas,

---

und Abihu und die 70 Aeltesten Israels, die gewürdigt werden, Gott zu schauen. Arab. أصبل von altem, edlem Stamme, أصل, Wurzel, Stamm. Einen Azelus nennt Justin als einen der hebräischen Urkönige; griech. ἐσθλός, edel.

dem im Bewusstsein jenes Alterthums nichts Aehnliches an die Seite zu setzen war, bei dessen Vorstellung das Volk selbst, das die grosse Wanderung vollbrachte, in ein grenzenloses Staunen gerieth, wovon es sich selbst die Ehre nicht zuzuschreiben wagte, wobei es glauben musste, nur das passive Werkzeug einer göttlichen Macht gewesen zu sein. Etwas der Art sind wir daher auch positiv berechtigt, ja gezwungen, anzunehmen.

Das nun, meine Herren, ist es, was ich Ihnen zunächst zum Behuf einer Einleitung in das aufzustellende geographisch - historische System mittheilen und zu bedenken geben wollte. Sie werden nach diesen vorläufigen Bemerkungen und Fingerzeigen vielleicht nicht ungeneigt sein, zu vernehmen, was ich Ihnen über die biblischen Urgeschichten, die nach meiner Ansicht zugleich eine Geschichte des alten, zur Zeit noch mit Nacht bedeckten Amerika und der von daher in die sogenannte alte Welt gerichteten Völkerwanderungen sind, weiter vorzutragen die Ehre haben werde.

Zweite Vorlesung.

Naturwissenschaftliche Erörterungen über Alter und Tod der menschlichen Raçen mit besonderer Rücksicht auf die Urbevölkerungen Oceaniens und Amerika's.

1.

Wir werden uns in dieser Stunde mit einigen allgemeinen Fragen beschäftigen, bei denen ein Blick auf den jetzigen Stand der Naturwissenschaften gethan werden muss. Es handelt sich darum, ob wir diese, wie die gegenwärtige Lage der Dinge ist, für oder gegen uns haben.

Wir halten mit der h. Schrift an der Einheit des Menschengeschlechtes fest und führen alle seine Raçen auf einen gemeinschaftlichen Ursprung zurück; wir nehmen auch ebenso, wie die Bibel, einen bestimmten örtlichen Ausgangspunkt des Geschlechtes an. Wir sind hierin mit allen Gläubigen einig, stellen nichts Besonderes auf, gedenken überhaupt gar Nichts vorzutragen und zu behaupten, was dem allgemeinen Bibel- und Christenglauben, man müsste denn diesen Begriff in allzu pedantische Schranken einschliessen und namentlich auch die herkömmlichen, aber falschen Auffassungen biblischer Relationen dazu rechnen, nachtheilig sein könnte; da wir vielmehr den Werth und das Ansehen der

heiligen Bücher auf eine bis jetzt noch ungeahnte Weise zu erhöhen und auszudehnen im Sinne haben. Wir widersprechen aber, wenn man jenen Anfangs- und Ausgangspunkt des Menschengeschlechtes und seiner Verbreitung auf der Erde nach Asien setzt; wir glauben, dass derselbe weit davon entfernt im stillen Meere gelegen, dass von daher Amerika und dann erst von diesem Welttheil aus Asien bevölkert worden sei. Das ist, in aller Kürze ausgedrückt, die Meinung, die wir nach vielen und langjährigen Studien und Untersuchungen entschieden gefasst haben, und die wir uns mit vollem Vertrauen zu der Wahrheit derselben zu behaupten getrauen.

Nun fragt es sich aber: können wir dieselbe auch in Uebereinstimmung mit den jüngsten und reifsten Resultaten der empirischen Wissenschaften festhalten und geltend machen? Ist nicht vielmehr anzunehmen, dass der Mensch auf verschiedenen Punkten der Erde entstanden, dass namentlich der Indianer Amerika's nicht aus irgend einem anderen Welttheil eingewandert, sondern ein wahrer und wirklicher Autochthone, ein Erzeugniss dieses Bodens und Welttheiles sei? Oder wenn ein Theil der Erde den übrigen seine Bewohner gespendet hat, erlaubt es uns die Wissenschaft, von der altherkömmlichen Meinung abzuweichen, dass Alles von Asien ausgegangen; gestattet sei uns die Annahme, diese allerdings, doch nur in relativem Sinne des Wortes alte Welt habe hinter sich eine, ja zwei noch ältere, und diese seien Amerika und Oceanien? —

Sie werden sehen, meine Herren, dass die Wissenschaft solche Annahmen nicht nur erlaubt, sondern sogar dazu treibt und drängt; dass ein System, wie das meinige, mit Nothwendigkeit sogar aus den zur Zeit gewonnenen Einsichten der Zoologie und Botanik folgt.

2.

Es gab eine Zeit, da bemühte man sich, die Bevölkerung Amerika's von den Phöniciern, Aegyptiern, Juden, Tartaren, Chinesen und anderen Völkern der alten Welt herzuleiten. Das kam aus der Mode, und es galt für eine moderne Weisheit und philosophische Auffassung der Sache, dass Amerika seine Urbewohner, so wie auch andere Welttheile die ihrigen, selbstständig aus sich hervorgebracht habe. Die neueste Wendung ist endlich die, welche durch Darwin's Buch über die Entstehung der Arten eingetreten ist.

Dieser berühmte Forscher verneint und bestreitet die Meinung, dass für jede besondere Art der Thiere und Pflanzen ein besonderer Schöpfungsakt nöthig sei; er führt die verschiedenartigen Raçen auf einen Urtypus zurück und lehrt, dass z. B. die vielen für den Kenner sich scharf unterscheidenden Taubenraçen von der Felsentaube *(columba livia)* abstammen; dass Esel, Pferd, Zebra, Quagga, Hemionus gemeinsamen Ursprunges seien, indem es aus Gründen, die hier anzugeben zu weitläufig wäre, tausend und abertausend Geschlechter rückwärts ein wie das Zebra gestreiftes Thier gegeben haben müsse, von welchem die Pferdearten hergekommen. Er weist die Möglichkeit und Wirklichkeit der grössten Veränderungen nach; er glaubt an eine gemeinsame Abkunft aller Thiere, indem er sogar vom fliegenden Eichhörnchen zur Fledermaus und von dieser zu den Vögeln eine Brücke baut. Unabhängig von Darwin ist der Zoologe Wallace zu denselben Sätzen gelangt. Andere ansehnliche Forscher und Gelehrte haben ihnen beigestimmt; und es ist bekannt, in welcher Geltung zur Zeit diese Lehre steht.

Unter diesen Umständen machen erstlich die noch so verschiedenen Menschenstämme demjenigen, der sie sämmt-

lich von einer und derselben Urform ausgehen zu lassen geneigt ist, keine Schwierigkeit mehr; und die Theologen brauchen deshalb keinen Kampf mehr mit den Naturforschern zu führen. Wenn Vögel und Säugethiere einer gemeinschaftlich zu Grunde liegenden Art entsprossen sein können, so kann und wird auch wohl der Kaukasier, der Neger, die Rothhaut Amerika's von einem und demselben genealogischen Punkte und Urquell ausgegangen sein. Wie bestimmt sich aber weiter das ethnologische Verhältniss verschiedener Welttheile zu einander? —

Auch in dieser Hinsicht ergeben sich aus der Darwin'schen Lehre die wichtigsten und entscheidendsten Bestimmungen. Es kann hiernach gar keinem Zweifel unterworfen sein, dass die Völker Amerika's, Polynesiens, Australiens einer älteren Weltperiode angehören, als die in Asien, Afrika und Europa zur Entfaltung gekommenen, indem sie die verschwindenden Reste einer uralten Menschheit sind, aus der sich die asiatische, afrikanische und europäische erzeugt und in ihren neuen Wohnsitzen eigenthümlich weiter entwickelt hat. Es gründet sich diese Ansicht auf folgende Thatsache. Die amerikanischen und oceanischen Urvölker sind seit der Entdeckung und der damit verbundenen Berührung mit dem europäischen Menschenstamme in wundersam raschem, durch Nichts zu hintertreibendem Verkommen und Vergehen begriffen. Die Berührung mit der europäischen Raçe ist ihnen letal; die Entdecker haben in diese Welttheile den Tod, die Vernichtung getragen. Die Bevölkerung des altmexicanischen Reiches war schon innerhalb eines Menschenlebens fast bis auf den zehnten Theil zusammengeschrumpft; die Indianer im Norden sterben aus; die Prairie-Indianer gehen zu Grabe; und selbst das Schicksal der in unsere

Civilisation eingehenden Rothhäute ist sehr zweifelhaft *). Die ursprünglichen Bewohner Westindiens haben den Ankömmlingen aus Europa und Afrika daselbst schon längst den Platz geräumt; die der oceanischen Inselwelt nehmen seit einem halben Jahrhundert so eilig ab, dass wohl noch vor dem Ende dieses Jahrhunderts der ganze alte Menschenschlag des stillen Meeres so gut als ausgestorben sein wird. Nach einem Regierungsbericht aus Victoria im Jahre 1860 ist die Anzahl der australischen Eingeborenen in dem kurzen Zeitraum von 20 Jahren von 6000 auf eben so viele hundert zusammengeschmolzen. Die Urbevölkerung der Vandiemensinseln oder Tasmaniens ist bereits zu Grunde gegangen. »Der letzte Tasmanier,« wie man ihn nannte, erschien bei einem Feste des Gouverneurs von Hobbarttown, das, wenn mir recht ist, 1864 Statt gefunden. Wie der Stamm seinem Ende entgegenging, schilderte der zu Hobbarttown erscheinende »Mercury« in einem historischen Umrisse. Seitdem er mit den Weissen in Berührung gekommen, hat er begonnen, dahinzuschwinden, was doch wohl nicht bloss der allerdings grausamen Behandlung, die er erfuhr, allein zuzumessen ist. Noch im 1. Jahrzehnte dieses Jahrhunderts wurde er auf 4—5000, ja 7000 Köpfe berechnet. Unter dem Gouverneur Arthur wurden die Urbewohner abgefangen und auf die Flintersinsel transportirt, welche zwischen 1835 und 1846 die letzten Reste des Stammes aufnahm; diese kleine Insel ist nun ihr Grab.

Was ist das für eine Erscheinung? Wie soll man sie beurtheilen? Die Wissenschaft unserer Tage beantwortet diese Frage folgendermassen.

---

*) »Das Schicksal der Indianer,« sagt Andree, »ist ein ungewisses und ihre Zukunft unsicher, auch im Westlande, und selbst wenn sie sich der europäischen Gesittung, die doch innerlich ihrem ganzen Wesen widerstreitet, völlig zuwenden.«

Der tragische Prozess, welchem die Urvölker Amerika's und Oceaniens unterliegen, entspricht auf das Genaueste dem jetzt so klar erkannten und nachgewiesenen Naturgesetze, nach welchem im Verlaufe der organischen Entwicklungen das Frühere dem Späteren überall zum Opfer fällt, indem das in einer vorausgegangenen Bildungs- und Entwicklungsperiode des Erdlebens Kräftige und Mächtige das Vermögen und die natürliche Berechtigung, in dieser Art fortzudauern, verliert, und neue organische Lebensformen mit jugendlicher Energie hervortreten und überhand nehmen, während die älteren und, als solche, schwächeren vor ihnen mit unausweichlicher Nothwendigkeit dahinschwinden. Es giebt, was die menschlichen Geschlechter betrifft, allerdings noch andere, bestimmtere Ursachen, durch welche sie leiden und untergehen können, als diese Art von Altersschwäche; und man hat solche, namentlich in Beziehung auf die amerikanische Raçe, früher für die einzigen in Anschlag zu bringenden gehalten. Die Ungerechtigkeiten und Greuelthaten, die man an ihnen ausgeübt, die Krankheiten, die man zu ihnen herübergebracht, das »Feuerwasser,« zu dessen leidenschaftlichem Genusse man sie verleitet hat, sind keine unwichtigen Momente. Aber Alles bewirken sie nicht; sie allein erklären doch noch immer nicht genügend das rapide Verschwinden und die sich dadurch offenbarende ganz besonders grosse Vertilgbarkeit der vor unseren Augen so traurig zu Grunde gehenden Menschengeschlechter*). Sie würden bei all dem,

*) Von den Mandans am Missouri blieb 1835, als unter den Prairie-Indianern die Blattern hausten, kaum eine Seele übrig. Ueber das Aussterben der araucanischen Bevölkerung schrieb Dr. Philippi in Santjago der botanischen Zeitung: auch in Valdivia bewähre sich die merkwürdige Thatsache, dass die

was drückend, schadend, vermindernd auf sie einwirkt, doch wohl nicht so schnell, so sicher, so rettungslos ihrem Ende entgegenschreiten, wenn sie überhaupt lebensfähiger wären, wenn ihre Weltzeit nicht wirklich eine vergangene und die Berührung mit dem energischen Geschlechte einer späteren Entwicklungsperiode nicht schon ohne Weiteres verhängnissvoll für sie wäre. Die Urbewohner Amerika's und der Inselwelt des stillen Meeres konnten sich nur so lange erhalten, als sie ausserhalb des fortschreitend welthistorischen Prozesses standen und mit der europäischen Bevölkerung, in welcher dieser Prozess gährt, in keine Berührung kamen — in ähnlicher Weise, wie es sich auch bei Pflanzen und Thieren verhält, die auf abgelegenen Inseln ihr Dasein fristen, aber verloren sind, wenn andere jugendlichere und darum auch kräftigere Naturprodukte dahin versetzt werden. Madeira und St. Helena z. B. hatten ihre eigene Flora; als aber mit den Europäern auch europäische Pflanzenarten dahin kamen, breiteten sich diese rasch aus, verdrängten und erwürgten, so zu sagen, die einheimischen Arten. So geht es auch in Neu-Seeland; die daselbst einheimischen Organismen des Thier- und Pflanzenreiches werden von den Thieren und Gewächsen, die man aus Europa eingeführt hat, überflügelt und ausgetilgt.

Zahl der Indianer immer mehr abnehme, wiewohl sie sich in den günstigsten Umständen befänden. Sie seien freie Eigenthümer, hätten in Fülle Land und Vieh, bezahlten keine Abgaben etc. Sie setzten aber den epidemischen Krankheiten nicht denselben Widerstand, wie die Weissen entgegen, und Menschenblattern und Ruhr räumten fürchterlich auf unter ihnen. Vergl. Petermann's Mittheil. 1861. VI.

3.

Die von der Natur aufgegebenen und gleichsam zum Tode verurtheilten Menschengeschlechter fühlen auch ihre Schwäche; sie ahnen das Schicksal, das über ihrem Haupte schwebt, setzen ihm, wenn noch einiger Vorrath von Muth und Trotz vorhanden, eine fruchtlose Anstrengung entgegen oder verzweifeln und beschleunigen absichtlich ihren Untergang. Es ergreift sie dann ein Lebensüberdruss, der sich durch Vernachlässigung der Propagation und eine Art von Racenselbstmord äussert, wodurch ein so unglückseliges Geschlecht sein Dasein massenhaft abzukürzen sucht. In Mexico waren, wie Zurito berichtet, ganze Gemeinden verschworen, keine Nachkommenschaft mehr aufkommen zu lassen, so dass sie theils schon im Voraus verhindert, theils durch Tödtung der Frucht vereitelt wurde.

Die Ahnung eines unabwendbar bevorstehenden Verderbens war in den alten Bevölkerungen bereits vor dem Erscheinen der Europäer vorhanden. Eine tiefe Traurigkeit, ein Trübsinn ohne Gleichen breitete seine düsteren Fittige über den ganzen Continent. Visionen, Weissagungen, Orakel verkündeten die Dinge, die da kommen sollten und erfüllten Fürsten und Völker mit Schrecken, Furcht und Grauen. So in Peru, auf den Antillen, in Mexico. Einer der peruanischen Herrscher, dessen Gemüthsart mild und menschenfreundlich, aber schwermüthig, ängstlich und furchtsam war, hatte den auffallenden Namen Yahuarhuacac, d. h. der Blutweiner. Von seinem Sohne Viracocha*) schrieb sich eine Prophezeiung her, nach welcher dem Reiche der Incas der Untergang drohte; derselben erinnerte sich späterhin der Inca Huayna Capac, der Vater des Inca Atahualpa, mit welchem sich die Reihe

*) Sprich Wiracotscha.

dieser Herrscher schloss, und wiederholte sie noch im Sterben, nachdem sich unter seiner Regierung die schreckhaftesten Phänomene ereignet hatten, welche die Wahrsager sämmtlich auf grosse Unglücksfälle deuteten. Auf der Insel Haiti wollte der Vater des Kaziken Guarionex die Zukunft erforschen und fragte nach fünftägigem Fasten ein Orakel daselbst. Dieses sagte die Ankunft der Spanier und den Untergang der Bevölkerung voraus; darauf bezog sich auch ein Lied, das man auf dieser Insel an gewissen der Trauer grwidmeten Tagen zu singen pflegte. Die Seher, Wahrsager und Orakel Amerika's liessen sich selbst nicht durch den Zorn der Gewalthaber schrecken. Montezuma ergrimmte einst über einen Unglückspropheten dermassen, dass er dessen Haus einreissen und ihn unter den Ruinen begraben liess; ich finde nicht, dass sich Andere anders vernehmen liessen. Wie Bileam segnen musste, da er fluchen sollte, so scheinen diese Seher umgekehrt mit unwiderstehlicher Gewalt nur zum Verkünden schrecklicher Dinge getrieben worden zu sein. Auch auf den historischen Gemälden der Amerikaner waren nach Clavigero *) diese Ahnungen ausgedrückt. Dahin gehört das berühmte Gesicht der Schwester Montezuma's Papantzin, die 1509 in einen Scheintod verf[illegible] worin sie eine die kommenden Ereignisse anzeigende Visio[illegible] hatte. Sie erwachte wieder, ging aus ihrem Grab hervor und erzählte die Dinge, die sie gesehen und die ihren Bruder in die tiefste Schwermuth versenkten.

4.

Kehren wir zu den angeführten naturwissenschaftlichen Beobachtungen und Vegleichungen zurück! Der sich daraus

*) Geschichte von Mexico Buch V. Kap. 11.

ergebende, für uns so wichtige Satz ist dieser: Da die neueren organischen Formen immer und überall die kräftigen und siegreichen sind, so müssen die unterliegenden die älteren sein. Die ältesten Formen des Menschentypus sind dem zu Folge die Oceanier oder Urbewohner des stillen Meeres und die Indianer Amerika's; die jüngsten die Kaukasier und die afrikanischen Negervölker Mitten inne stehen die gelben Völker Ostasiens. Das ist die wörtlich ausgehobene Erklärung heutiger Naturforschung. Wenn wir nun die Menschengeschichte in grossem, einheitlichem Zusammenhange zu betrachten unternehmen, wo müssen wir anfangen? —

Asien ist alt; aber wir können es nicht für das Aelteste, Anfänglichste, Ursprünglichste halten. Hinter der asiatischen Welt steht eine noch ältere, und das ist jenen Erkenntnissen und Erklärungen gemäss die von Amerika und Oceanien. Da also müssen wir die Geschichte des Menschengeschlechtes ihren Anfang nehmen, von da müssen wir sie nach Asien übergehen lassen; und dann endlich können wir als die jetzige Spitze des Prozesses die europäische Menschheit betrachten, die, wie es scheint, sich über die ganze Erde zu verbreiten und alles Uebrige, so weit es einer veralteten Raçenbildung angehört und seine Weltrolle ausgespielt, zu besiegen und danieder zu leben hat. »Danieder zu leben,« sage ich. Denn wenn wir gegen andere ältere Raçen auch noch so schonend und wohlwollend verfahren, so werden sie, als solche, dem zur Sprache gebrachten Naturgesetze nach, wohl dennoch untergehen und nur noch etwa in der Vermischung mit dem gegenwärtig zum Leben und zur Herrschaft berufenen Geschlechte fortzudauern im Stande sein.

Was den Neger betrifft, so eröffnet die bedeutende Körperkraft und Fruchtbarkeit desselben auch ihm die Aus-

sicht in die Zukunft; es droht ihm zur Zeit kein Raçentod; er ist insbesondere für den heissen Erdgürtel die siegreiche Specialität. Auch diese Raçe wird daher, jenem Systeme zu Folge, als verhältnissmässig jung betrachtet.

Es giebt indessen noch eine andere Erklärungsweise. Die in Rede stehende schwarze Menschenart mag eben so alt, als die Urbevölkerung Amerika's und Oceaniens sein; sie hat aber niemals im welthistorischen Gange der Dinge eine Rolle gespielt, wie jene anderen Raçen, die zur Zeit im Vergehen und Verschwinden begriffen. Dieselben haben sich in ihrer vorzeitlichen Bethätigung erschöpft und sind nur noch alte, verbrauchte Werkzeuge des geschichtlichen Entwicklungsprocesses. Der Neger hat noch seine ganze rohe Kraft und ist desshalb dem Europäer so brauchbar und nützlich, für unsere Untersuchungen aber interesselos; dagegen jene hinsterbenden oder schon zu Grabe gegangenen Nationen dem Forscher, der in die Geheimnisse des Alterthums einzudringen wünscht, von allerwesentlichstem Interesse sind *).

---

*) Man vergleiche über den botanischen, zoologischen und ethnologischen Inhalt des Vorgetragenen: *Charles Darwin, on the origine of Species. London, Murray 1859. Dr. J. D. Hooker, The flora of Australia etc.*, ein sich an Darwin anschliessendes Werk *Victoria, Report of the Select. Committee of the legislative concil on the Aborigines*, besprochen im Athenäum vom 31. Dez. 1860. Andree, Amerika I. S. 181 ff. Ausland 1860. S 62 ff. 97 ff. 135 ff. 255 ff. 391 ff. 560 ff. Jahrg. 1862. S. 816. Noch Einiges über dieses wichtige Thema wird weiter unten bemerkt und beigebracht werden.

Dritte Vorlesung.

Fortgesetzte Betrachtung über das Alter, die Geschichte und das Schicksal der oceanischen und amerikanischen Urbevölkerungen mit auszüglicher Anführung der einschlägigen Beobachtungen und Reflexionen des Herrn v. Martius.

1.

Ich habe nunmehr, wie ich glaube, meine Ansicht, der Naturforschung gegenüber, hinlänglich begründet und gerechtfertigt. Ich fürchte jedoch, dass ich Sie, meine Herren, durch diesen Vortrag gleichwohl mehr abgestossen und indignirt, als zufrieden gestellt habe. Es erregt ihnen vielleicht ein widriges Gefühl, wenn der Mensch ganz nur wie Thier und Pflanze zu betrachten und die Bevölkerungen ganzer Welttheile das reine, fatalistische Opfer eines Naturprozesses sein sollen. Andere haben sich vorgestellt, es müsse auf Amerika's alten Geschlechtern eine eigenthümlich schwere Schuld und ein derselben entsprechender furchtbarer Fluch ruhen, in dessen Folge sie so elend untergehen. Es giebt eine dritte Ansicht, die jene beiden gewissermassen vereiniget.

Der Mensch ist, der religiösen Lehre gemäss, ursprünglich dem Tode nicht unterworfen, selbst was das Individuum betrifft; es könnte also, wenn er noch auf dieser

Stufe stünde, innerhalb des menschlichen Geschlechtes auch kein Raçentod eintreten; dem Tod aber ist er dieser Lehre nach durch eine allgemeine Verschuldung anheimgefallen. Eine besondere Verschuldung, einen speciellen Fluch, können wohl auch bestimmte Geschlechter auf sich laden und dann auch einem sie speciell treffenden Tode zu unterliegen haben. Es ist nicht undenkbar, dass eine furchtbare Entartung einen Theil der Menschheit auch physiologisch auf eine Stufe herabgesetzt habe, auf welcher derselbe, jenen veralteten Thier- und Pflanzenarten gleich, nur noch sehr bedingungsweise zu existiren vermag, ausserdem aber sofort der Vernichtung anheimfällt. Es sind in der That Spuren und Fingerzeige vorhanden, welche uns lehren, dass das uns historisch unbekannte amerikanische Alterthum, wenn auch nicht immer und überall, doch zu einer gewissen Zeit und bei manchen Völkerstämmen, ja vielleicht vorherrschend und nur mit wenigen Ausnahmen namenlos gräulich und entsetzlich gewesen. Kaum glaubliche Dinge der Art fanden sich ja auch noch in der historischen Zeit. Man denke nur z. B. an die Zustände in Montezuma's ehemaligem Reiche, das ein so civilisirtes und glänzendes war, und in welchem doch Culte und Sitten herrschten, die über alle Massen fürchterlich und abscheulich waren. Was die Vorsehung retten wollte, das musste aus diesem Welttheil hinausgeführt werden; und wir begreifen auf diese Weise um so mehr jenen wunderbaren Zug Israels unter Mose, der unserem Systeme gemäss nicht von Aegypten nach Palästina, was nichts weniger, als grossartig gewesen wäre, sondern von einem Continent zum anderen, von Amerika nach Asien ging.

Auf eine ungeheuere Verirrung und Entartung der menschlichen Natur ist auch Herr v. Martius, der berühmte deutsche Naturforscher und Reisende, geneigt, die ganz eigenthümlichen Zustände der Urbewohner Amerika's

und das traurige Schicksal zurückzuführen, dem sie, in Folge einer strafenden Gerechtigkeit, wie er meint, so rettungslos anheimzufallen scheinen. Wie es sich nun auch mit dieser Anschauungsweise verhalten möge — die Aeusserungen dieses bedeutenden Mannes sind mir in noch anderer Hinsicht von grossem Werth. Derselbe beweist aus einleuchtenden Gründen, wie sie ihm seine naturwissenschaftlichen und ethnologischen Kenntnisse und Einsichten liefern, das nothwendig anzunehmende sehr hohe Alter der amerikanischen Urbevölkerung. Er glaubt auch dass in diesem Continente ganz ausserordentliche Dinge vorgegangen seien, wie sonst nirgend in der Welt; dass hier entsetzliche Katastrophen Länder und Völker betroffen, den Sinn der Menschen verwirrt und verdüstert, ihrem Charakter ein so ungeselliges Gepräge aufgedrückt und eine so grosse Zersplitterung und Isolirung der eingeborenen Stämme verursacht hätten; er sagt es fast ausdrücklich, dass der Schauplatz der von der Genesis erzählten Sprachverwirrung und Völkerzerstreuung in Amerika gewesen sein müsse. Ich kann nicht umhin, Ihnen einige Stellen seiner Abhandlung »über die Rechtszustände unter den Ureinwohnern Brasiliens« vorzulesen, wo er die Gelegenheit ergreift, über Alter, Natur und Schicksale der indianischen Bevölkerung Amerika's überhaupt seine Stimme abzugeben. Er schildert die vorgefundenen rohen und traurigen Zustände derselben und fährt dann also fort: »Doch ist dieser Zustand nicht der erste, worin sich die amerikanische Menschheit befindet; er ist eine Ausartung und Erniedrigung. Weit jenseits und getrennt durch ein tausendjähriges Dunkel, liegt eine edlere Vergangenheit derselben, auf die wir nur aus wenigen Ueberresten schliessen können. Kolossale Bauwerke, in

Ausdehnung den altägyptischen vergleichbar, wie die von Tiahuanacu am See Titicaca, welche die Peruaner schon zur Zeit der spanischen Eroberung als Reste einer viel älteren Bevölkerung anstaunten, und ähnliche Schöpfungen, welche in räthselhaften Trümmern hie und da über die beiden Amerika's zerstreut sind, geben Zeugniss, dass ihre Bewohner in entfernten Jahrhunderten eine gegenwärtig ganz verschollene Bildung und moralische Kraft entwickelt hatten. Nur ein Nachklang davon, ein Versuch, die längst entschwundene Zeit wieder zurückzuführen, begegnet uns in dem Reiche und den Institutionen Montezuma's und der Inca's. Dieses Reich war aber so wenig festgewurzelt in dem Leben und der Denkart der entarteten Indianer, dass unter Einwirkung der spanischen Eroberung, bevor noch vier Jahrhunderte verflossen, das ganze Gebäude jener theokratischen Monarchieen wie ein Traum zerstob. In Brasilien ist bis jetzt noch keine Spur einer solchen früheren Cultur entdeckt worden; und wenn sie hier geherrscht haben sollte, so müsste dies in einer sehr weit entfernten Vergangenheit gewesen sein. Dennoch scheint in dem Zustand der brasilianischen, so wie jeder anderen amerikanischen Bevölkerung, ein Zeugniss anderer Art zu liegen, dass die Menschheit dieses, sogenannten neuen, Continentes keineswegs aus jungen Völkern bestehe, geschweige, dass wir wohl gar für ihr Alter und ihre historische Entwicklungen einen Massstab in unserer christlichen Zeitrechnung annehmen dürften. Dieses unabweisliche Zeugniss legt uns die Natur selbst in den Hausthieren und Nutzpflanzen ab, welche den Uramerikaner umgeben und einen wesentlichen Zug in seiner Bildungsgeschichte darstellen. Der dermalige Zustand dieser Thiere und Pflanzen beurkundet, dass die amerikanische Natur schon seit Jahrtausenden den Einfluss einer verändernden und umgestaltenden Menschenhand erfahren hat. Auf den

Antillen und dem Festlande fanden die ersten Conquistadores den stummen Hund als Hausthier und auf der Jagd dienend, ebenso das Meerschweinchen auf St. Domingo in einem heimischen Zustande. Manche Vögelarten, wie der Puterhahn, das Jacami, mehrere Hoccos u. dergl. wurden in den Höfen der Indianer gezogen. Das Llama war in Peru schon seit undenklicher Zeit als Lastthier benutzt worden, und kam nicht mehr im Zustand der Freiheit vor; ja sogar das Guanaco und die Vicunna scheinen damals nicht ganz wild, sondern in einer beschränkten Freiheit, den Urbewohnern befreundet, gelebt zu haben, da sie, um geschoren zu werden, eingefangen, sodann aber wieder frei gelassen wurden. Wie alt der Umgang mit diesen Thieren war, geht insbesondere daraus hervor, dass die Llama's von vielen Peruanern sogar als heilig verehrt wurden. Wo immer wir sonst einen ähnlichen Thierdienst finden, geht er in eine graue Mythenzeit zurück. So ward auch das Idol eines Hundes von den Bewohnern der peruanischen Provinz Huanca verehrt, und Andere beteten die Maispflanze an. Die Cultur dieser Pflanze, aus welcher die Peruaner auch Zucker bereiteten, ist uralt; man findet sie und die Banane, den Baumwollenstrauch, die Guinoa- und die Mandioccapflanze eben so wenig wild in Amerika, als unsere Getreidearten in Asien, Europa und Afrika*). Die einzige Palme, welche

*) »Eine auffallende Erscheinung, die auf das ungeheuere Alter des Cerealien-Anbaues hindeutet, ist diese, dass man bis jetzt, trotz vieler gründlicher Nachforschungen, nicht im Stande gewesen, die eigentliche natürliche Heimath der wichtigeren Kornarten aufzufinden. Keiner der fleissig forschenden Reisenden in Amerika hat dort den Mais anders, als cultivirt oder offenbar verwildert angetroffen. — — — — Es wäre gar nicht unmöglich, dass die Cerealien, als ursprünglich wildwachsende Pflanzen, in der That ganz von der Erde verschwunden sind.« Schleiden, die Pflanze und ihr Leben S. 324 f. der 4. Ausgabe.

von den Indianern gebaut wird, hat durch diese Cultur den grossen, steinharten Samenkern verloren, der oft in Fasern zerschmolzen, oft gänzlich aufgelöst ist. Eben so findet man die Banane, deren Einfuhr nach Amerika geschichtlich nicht nachgewiesen werden kann, immer ohne Samen*). Man weiss aber aus anderen Erfahrungen, welche lange Zeit nothwendig ist, um den Pflanzen einen solchen Stempel von der umbildenden Macht menschlichen Einflusses aufzudrücken. Gewiss auch in Amerika sind die dort heimischen Nutzpflanzen der Menschheit seit undenkbaren Zeiten zinsbar unterworfen. Nur zwei Fälle sind in dieser Beziehung denkbar; entweder sind jene nutzbaren Gewächse im Umgange mit der Menschheit so verändert worden, dass man gegenwärtig ihren, noch vorhandenen, aber gänzlich verwandelten, Urtypus nicht mehr erkennt; oder die Einwirkung der Menschen auf jene Gewächse ist von der Art gewesen, dass sie der Fähigkeit beraubt wurden, sich selbstständig zu erhalten, und nun bloss in der Nähe von jenen ein gleichsam veredeltes und künstliches Leben zu leben im Stande sind. Der tiefsinnige Denker, welcher in seinem »Systeme der Weltalter« alle verschiedenen Richtungen in dem Bewusstsein der Menschheit als eben so viele nothwendige Akte eines einzigen und innig verschlungenen Prozesses zu umfassen bemüht ist**), erkennt eine gewisse Magie an, die von dem Menschengeschlechte in jener vorgeschichtlichen Zeit auch über die Pflanzenwelt ausgeübt worden

*) »Die wilde Banane ist eine kleine, grüne, unschmackhafte Frucht, erfüllt mit zahlreichen Samen, Die cultivirte Pflanze dagegen enthält in ihrer nahrhaften Beere gar keine keimfähigen Samen; ihre Erhaltung und Vermehrung hängt ganz von der Thätigkeit des Menschen ab, der sie künstlich durch Setzlinge fortpflanzt.« Daselbst.

**) Schelling.

sei, als es sich aus dem Zustande unstäter Freiheit in ständigen Wohnplätzen zu Völkern abgeschlossen und ausgebildet hatte. Diese Idee, welche den Blick auf das fernste Dunkel der Urzeit unseres Geschlechtes hinlenkt, begegnet meiner Ueberzeugung, dass die ersten Keime und Entwicklungen der Menschheit von Amerika nirgends anders, als in diesem Welttheile selbst, gesucht werden müssen.«

»Ausser den Spuren einer uralten, gleichsam vorgeschichtlichen Cultur und eines verjährten Umganges der amerikanischen Menschheit mit der Natur, dürfen wir als Grund für jene Ansicht wohl auch die Basis ihres dermaligen gesammten Rechtszustandes anführen. Ich meine hier eben jene, schon erwähnte, räthselhafte Zertheilung der Völker in eine fast unzählbare Mannigfaltigkeit von grösseren und kleineren Menschengruppen, jene gegenseitige fast vollständige, Ab- und Ausschliessung, in welcher sich uns die amerikanische Menschheit wie eine ungeheure Ruine darstellt. Für diesen Zustand finden wir keine Analogie in der Geschichte der übrigen Völker des Erdbodens. Die Amerikaner müssen daher ehemals von einem Schicksale betroffen worden sein, das diesen fremd geblieben ist.«

Nachdem H. v. Martius diese wichtigen Sätze ausgesprochen, nimmt er ein physikalisches Gleichniss zu Hülfe, dessen Explication ich übergehen will. Die amerikanische Menschheit, rücksichtlich ihrer bis zum Aeussersten fortgeführten Zertrümmerung in kleine, oft gänzlich isolirte Völkerschaften, Stämme und Horden, kommt ihm »wie eine durch unaufhörlich arbeitende vulkanische Kräfte aufgelöste Formation von Menschen« vor. »Wir dürfen uns bei diesem Anblick wohl für berechtigt halten, dem dermaligen

gesellschaftlichen und rechtlichen Zustande der rothen Menschenraçe, welcher eigentlich nichts Anderes, als starre Ungeselligkeit ist, ein hohes, allgemein menschliches Interesse zuzuschreiben. Diese von babylonischer Sprachverwirrung begleitete, durch sie vervielfachte Auflösung nämlich aller Bande einer ehemaligen Volksthümlichkeit, das rohe Recht der Gewalt, der fortwährende stille Krieg Aller gegen Alle, aus eben jener Auflösung hervorgegangen, scheinen mir das Wesentlichste und für die Geschichte Bedeutungsvollste in dem Rechtszustande der Brasilianer und überhaupt der ganzen amerikanischen Urbevölkerung. Ein solcher Zustand kann nicht die Folge neuer Katastrophen sein. Er deutet mit unabweislichem Ernste auf viele Jahrtausende zurück. Auch scheint die Periode, in welcher ein solcher Zustand begonnen hat, um so ferner liegen zu müssen, je allgemeiner die Menschheit in Nord- und Südamerika durch irgend eine noch unenträthselte Veranlassung zu so vollendeter Zerstörung ursprünglicher Völkermassen und zu so unheilvoller Sprachverwirrung angetrieben worden ist. Lang anhaltende Wanderschaften einzelner Völker und Stämme haben ohne Zweifel weit hin über das gesammte amerikanische Festland Statt gehabt: und sie mögen vorzüglich die Ursache der Zerstückelung und Verderbniss der Sprachen und der damit gleichen Schritt haltenden Entsittlichung gewesen sein. Aus der Annahme, dass sich nur wenige Hauptvölker anfänglich auf gleiche Weise, wie wir es vom Tupivolke darzuthun bemüht waren, gleichsam strahlig zersplittert, untereinander gemischt und in gegenseitigen Reibungen aufgelöst, und dass diese Wanderungen, Theilungen und Umschmelzungen seit undenklichen Zeiten fortgedauert hätten, lässt sich allerdings der gegenwärtige

Zustand der amerikanischen Menschheit erklären: — allein die Ursache dieser sonderbaren geschichtlichen Missentwicklung bleibt darum nicht minder unbekannt und räthselhaft. Hat etwa eine ausgedehnte Naturerschütterung, ein Erdbeben, Meer und Land zerreissend — dergleichen jene vielbesungene Insel Atlantis verschlungen haben soll, — oder verderbliche Gasarten ausspeiend, dort die Menschheit in ihren Strudel hineingezogen? Hat sie etwa die Ueberlebenden mit einem so ungeheueren Schrecken erfüllt, der von Geschlecht zu Geschlecht forterbend, den Sinn verdüstert und verwirrt, das Herz verhärtet, und diese Menschheit von den Satzungen der Geselligkeit hinweg, wie in unstäter Flucht auseinandergejagt?« *).

Sie sehen, meine Herren, wie nahe dieser Forscher hier der Ansicht rückt, dass der Schauplatz der in der Genesis Cap. XI erzählten, den Sinn und die Sprache der Menschen verwirrenden und eine allgemeine Zersplitterung und Zersetzung der Gesellschaft bewirkenden Begebenheit in Amerika zu suchen sei. Erlauben Sie, dass ich Ihnen noch einige seiner interessanten Aeusserungen mittheile!

»Haben vielleicht verderbende Sonnenbrände, haben gewaltige Wasserfluthen den Menschen der rothen Raçe mit einem grässlichen Hungertode bedroht und mit unselig roher Feindschaft bewaffnet, so dass er, mit dem entsetzlichen Bluthand-

---

*) Dr. Louis (Westindien Th. II) bemerkt: »Der finstere Ernst, der Mangel an Empfindsamkeit, der Trübsinn — Charakterzüge, die schon bei den alten Mexicanern auffielen, sind auch noch den heutigen Indianern in Neuspanien eigen geblieben. Sie äussern sich auch in ihren Gesängen und Tänzen, indem jene klagend und diese nichts weniger, als frohe und sanfte Gefühle, sondern Schwermuth und Wildheit athmen «

werke des Menschenfrasses gegen sich selbst wüthend, von seiner göttlichen Bestimmung bis zur Verfinsterung der Gegenwart abfallen konnte? Oder ist diese Entmenschung eine Folge langeingewurzelter, widernatürlicher Laster, welche der Genius unseres Geschlechtes mit einer Strenge, die dem Auge eines kurzsichtigen Beobachters in der ganzen Natur wie Grausamkeit erscheint, am Unschuldigen, wie am Schuldigen, straft? —

Bei solchen Fragen lässt sich selbst der Gedanke an einen allgemeinen Fehler in der Organisation dieser rothen Menschenraçe nicht gänzlich abweisen; denn sie trägt, schon jetzt erkennbar, den Keim eines frühen Unterganges an sich, als wäre sie von der Natur bestimmt, wie der Repräsentant einer gewisssen Stufe der Menschenbildung, automatisch in dem grossen Getriebe der Welt dazustehen, mehr bedeutsam, als wirksam. Es unterliegt keinem Zweifel: die Amerikaner sind im Aussterben begriffen. Andere Völker werden leben, wenn jene unseligen Kinder der neuen Welt sich schon alle zum Todesschlafe hingelegt haben. — Was wird dann noch von ihnen vorhanden sein? Wo sind die Schöpfungen ihres Geistes, wo ihre Lieder und Heldengesänge, wo die Denkmäler ihrer Kunst und Wissenschaft, wo die Lehren ihres Glaubens oder die Thaten heldenmüthiger Treue gegen ein gemeinsames Vaterland? Schon jetzt bleiben diese Fragen unbeantwortet; denn so herrliche Früchte sind an jener Menschheit vielleicht nimmer gereift; und was immer einst die Nachwelt frage, giebt unbefriedigend ein trauriges Echo zurück. Die Lieder jener Völker sind längst verklungen, schon längst modert die Unsterblichkeit ihrer Bauwerke, und kein erhabener Geist hat sich uns von dorther in herrlichen Ideen geoffenbart. Unversöhnt mit den Menschen aus Osten und mit ihrem eigenen Schicksale, schwinden sie

dahin; ja fast scheint es, als sei ihnen kein anderes geistiges Leben beschieden, als das, unser schmerzliches Mitleiden hervorzurufen, wie wenn sie nur die thatlose Bedeutung hätten, unser Staunen über die lebendige Verwesung einer ganzen Menschenraçe, der Bewohner eines grossen Welttheils, zu erwecken.

In der That, Gegenwart und Zukunft dieser rothen Menschen, welche nakt und heimathlos im eigenen Vaterlande umherirren, denen selbst die wohlwollendste Bruderliebe ein Vaterland zu geben verzweifelt *): sie sind ein ungeheueres, tragisches Geschick, grösser, denn je eines Dichters Gesang vor unserem Geist vorübergehen liess. Eine ganze Menschheit stirbt vor den Augen einer theilnehmenden Mitwelt; kein Ruf der Fürsten, der Philosophen, des Christenthums vermag ihren trotzig finsteren Gang zu sicherer, allgemeiner Auflösung zu hemmen. Und aus ihren Trümmern erhebt sich in den buntesten Mischungen ein neues, leichtsinniges Geschlecht, begierig, das frisch erworbene Vaterland seinem ersten Herrn nur um so früher und entschiedener zu entfremden. Der Osten bringt gesellschaftlichen Verein und Ordnung, Industrie, Wissenschaft und Religion über den weiten Ocean, aber nur für sich: er baut sich eine neue Welt, und die Menschheit, welche einstens hier gewaltet, flieht wie ein Phantom aus dem Kreise des Lebens hinweg.«

So weit Martius. In einem Anhange führt er die Namen und Wohnsitze der ihm bekannt gewordenen Stämme und Horden an, um, wie er sagt, »die ausserordentliche

*) In diesem Sinne sprach auch Jackson, Präsident der nordamerikanischen Freistaaten; s. dessen Botschaft bei Eröffnung des 22. Congresses. Allg. Zeit 1832 Nr. 16 S. 32.

Zerspaltung der brasilianischen Urbevölkerung nachzuweisen« *).

In Rücksicht der Fragen und Bemerkungen des Herrn v. Martius über die uns unbekannten Zeiträume und Entwicklungen des vorgeschichtlich amerikanischen Alterthums, von denen er zweifelt, ob sie so gehaltvoll und bedeutsam, als man sich dieselben in Analogie mit der eigenen Vergangenheit, vorzustellen geneigt ist, jemals Statt gefunden, lässt sich von unserem Standpunkt aus Folgendes sagen.

Wenn Amerika, wie wir behaupten zu müssen glauben, der Ursitz der Nationen gewesen, die sich in Folge massenhafter Auswanderungen über den Norden beider Continente hin nach Asien, Afrika und Europa ergossen haben, so wird die früheste Geschichte dieser Nationen, von der sie zum Theil noch Erinnerungen bewahrt, nicht in den letzteren Erdtheilen, sondern hier in unserem Continente zu suchen sein, womit sich die ausserdem so dunkel und leer erscheinenden Jahrtausende des amerikanischen Alterthums bis dahin, wo alle Erinnerungen und Verbindungen abbrechen, immerhin ausfüllen lassen. Bestimmte Hindeutungen sind z. B. die, welche sich in den griechischen Hyperboreersagen finden. Die übernordische, jenseits des Boreas in einer glücklichen Zone gelegene Region der griechischen Vorstellung ist ohne Zweifel amerikanisches Land gewesen. Und wenn nun die Griechen sagen, von dorther seien die delischen Gottheiten, Apollon sei ein hyperboreischer Gott, seine Mutter Leto sei in Wolfsgestalt aus dem Hyperboreerlande gekommen, in Delos seien wiederholt hyperboreische Gesandte und Jungfrauen erschienen u. s. w.,

*) Jetzt hat man darüber in seinem Werke »Beiträge zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerika's« nachzusehen.

so erkennen wir, dass die apollonische Religion, die in Griechenland eine so wichtige Rolle gespielt, sich zunächst in Amerika gestaltet hat — freilich in einer frappant rohen Form, denn sie war ihrem Hauptsymbole nach, welches dem Gotte den Namen Lykeios gab, und welches auch in Griechenland nicht ganz abgestreift wurde, eine Wolfsreligion. Im Ganzen besitzen wir einen kostbaren Leitfaden für diese Untersuchungen in der Bibel, welche uns, wenn auch meist nur in sehr kurzer und gedrängter Darstellungsweise, wie namentlich in der Genesis geschieht, die Hauptpunkte der ältesten Geschichte Amerika's, ja einer noch früheren, deren Schauplatz ein nachher zertrümmerter Continent des stillen Meeres war, in geordneter Folge vor Augen stellt. Denn Alles, was sich, der biblischen Erzählung nach, vor und bei dem Auszuge Israels aus Mizraim, welches aber keineswegs das africanische Aegypten ist, begeben hat — einen Theil der in Sonora und Californien anhebenden semitischen Wanderung mit eingeschlossen — ist nicht asiatische, sondern oceanische und amerikanische Urgeschichte. Es kommt dazu der grosse Zug des Sesostris, der, wie gezeigt werden soll, eben so, wie der des Mose, von einem Continente zum andern ging; auch hier enthüllt sich ein Stück amerikanischer Urgeschichte. Es wird sich auch wohl in den germanischen Sagen Manches finden, was nach Amerika herüber zu verlegen sein möchte; es eröffnet sich hier überhaupt ein ganz neues, bis jetzt noch gar nicht geahntes Feld von Untersuchungen und Erkenntnissen.

In diesen Beziehungen also ist uns, wenigstens was die Hauptzüge der in Amerika vor sich gegangenen Menschheitsentwicklung betrifft, Vieles zu wissen möglich; und wir können es versuchen, mit Hülfe solcher Anhaltspunkte und dazu genommener amerikanischer Fingerzeige und Uebereinstimmungen, eine Geschichte dieses Welttheils zu construiren.

Da freilich, wo der biblische Faden reisst, wird plötzlich Alles Nacht und wir sind fast nur auf das beschränkt, was wir in Folge der Entdeckung Amerika's durch europäische Schifffahrt und der betreffenden archäologischen Studien wissen, und was nur eine höchst mangelhafte historische Erkenntniss gewährt. Doch hat das nicht viel zu sagen. Der Welttheil warf einst, durch ungeheuere Katastrophen bewogen, beinahe seinen ganzen völker- und culturgeschichtlichen Inhalt in die sogenannte alte, damals aber neue Welt hinüber; daselbst setzten sich die in Amerika begründeten und begonnenen Entwicklungen fort, und es blieb in dem Urlande nur ein verhältnissmässig schwacher Rest zurück, der an dem grossen, weltgeschichtlichen Prozess der jenseitigen Regionen nicht weiter Antheil nahm. Was sich bei der Entwicklung vorfand, das war theils eine zersprengte, verdüsterte und verwilderte Menschheit mit dem Charakter der Isolirung und gegenseitigen Feindseligkeit, theils stellten sich zwar geordnete Zustände, Reiche mit monarchischen und theokratischen Spitzen, socialen Organisationen, Civilisationen und Culturen dar; aber es waren offenbar nur Nachbilder ehemaliger Grössen und Herrlichkeiten, die von den europäischen Abenteurern bald vernichtet waren. Bis zu der Zeit Mosis und des von ihm ausgeführten Volkes, womit die Entleerung ihren Anfang nahm, war der amerikanische Continent noch welthistorisch lebens- und bedeutungsvoll; und es ist von höchstem Interesse, diesen Theil seiner Geschichte zu erforschen. Seitdem aber ist er eine ethnologische und archäologische Ruine, die erst wieder durch die von Osten her einströmende europäische Raçe neues Leben und neue Bedeutung erhalten hat; und die kümmerlichen Reste seiner vordem urkräftigen, zahlreichen und mächtigen Bevölkerungen sind im unaufhaltsamen Hinsterben und Vergehen begriffen.

Vierte Vorlesung.

Resultat der vorstehenden Betrachtungen nebst den sich daran knüpfenden Folgerungen und Combinationen.

Lassen Sie mich nun das Resultat unserer bisherigen Betrachtungen aussprechen. Sie haben gehört, wie sich der eben so denkende, als sachkundige deutsche Forscher und Reisende, dessen Aeusserungen über die uns beschäftigenden Gegenstände und Probleme ich ihnen auszüglich mitgetheilt, vernehmen lässt; wie hoch derselbe aus den gewichtvollsten Gründen das Alterthum der indianischen Bevölkerung unseres Welttheiles anschlägt. Nun bin ich zwar, wie Sie ebenfalls schon wissen, kein Autochthonist und stelle mir nicht vor, dass die Einwohner Amerika's in diesem Welttheil entstanden seien, indem ich einen noch älteren, jetzt verschwundenen Continent im stillen Meere annehme, wo der Mensch, wie ich glaube, zuerst aufgetreten und sich in das benachbarte Amerika hinüber verbreitet hat. Aber an eine Ablagerung von Bewohnern Asiens, Afrika's oder Europa's, wodurch Amerika die seinigen bekommen, ist nicht zu denken; das verträgt sich mit der so bestimmt ausgeprägten Eigenthümlichkeit der indianischen Stämme nicht. Sei es auch, dass etwa phönizische Schiffe dorthin verschlagen worden,

oder einige Asiaten, Afrikaner, Europäer sonstwie hingekommen — wesentliche Momente waren das nicht. Der Welttheil ist bis in das höchste Alterthum zurück bewohnt, cultivirt, von zum Theil verschwundenen und gar nicht mehr genannten und bekannten Einwohnern besetzt gewesen, welche eine bedeutende Cultur entwickelten, eine Cultur, wovon das, was Derartiges bei der Entdeckung des Welttheils vorhanden war und Erstaunen erregte, nur ein abgeschwächtes, zum Theil auch, wie in Mexico, mit grässlicher Barbarei vermischtes Nachbild und Nachspiel war. Aber ganz eigenthümliche, gewaltige, tiefgreifende Schicksale, wie sie der sogenannten alten Welt fremd geblieben, müssen in Amerika Statt gefunden, entsetzliche, Geist und Gemüth verstörende Schrecken erregt und der indianischen Menschheit den düsteren Charakter aufgedrückt haben, der ihr eigen ist. Insbesondere deutet Alles auf eine Zersplitterung und Isolirung von Nationen und Stämmen hin, wie diejenige ist, welche die Genesis als babylonische Sprachverwirrung und Völkerzerstreuung bezeichnet. Dies Ereigniss ist denn auch mit höchster Wahrscheinlichkeit gar nicht dort in Asien, wohin es nicht passt, sondern in dem diesseitigen *) Continente vorgegangen. Nehmen wir, auf solche Gründe gestützt, die Erzählung der Genesis für eine Erinnerung aus Amerika her, so sind wir genöthigt, noch mehr alte, von biblischer, wie von ausserbiblischer Tradition berichtete Thatsachen aus den jenseitigen Welttheilen hieher zu verlegen. Denn jenes Ereigniss, das so speciell auf diesen Continent hindeutet und sonst nirgend, als hier, so deutlich erkennbare Folgen und Spuren zurückgelassen hat, steht im Zusammenhange mit einer ganzen grossen Menschheits- und Völkergeschichte, von der sie nur ein Glied bildet. Und wenn von Erinne-

*) Dem amerikanischen.

rungen aus Amerika her die Rede ist *), so ist damit auch ausgesprochen, dass die Völker, welche sie hatten, ursprünglich dort zu Hause gewesen und von da in die andere Hemisphäre übergewandert seien. Hier fragt es sich dann freilich, zu welcher Zeit und auf welchem Wege, zu Land oder zu Meere, dies geschehen sei. Forschen wir nach, wann und wie es etwa bei den Hebräern der Fall gewesen, so bieten sich zwei Vermuthungen dar. Entweder Abraham, der von dem Feuerlande Ur ausgegangen sein soll, welches jedenfalls in Amerika zu suchen sein wird **), oder Mose mit seinen Israeliten war der grosse Wanderer. Das Letztere ist das Wahrscheinlichste, da der Zug mehrere Decennien lang dauert, mit so viel Noth und Elend verbunden ist, eine ganze Generation hinrafft und in den biblischen Büchern als etwas so Ungeheueres bezeichnet, ja von alttestamentlichen Propheten in der Art geschildert wird, dass sogar auf den Osten und Norden Asiens hingedeutet wird,

*) Eine solche war bei den Aegyptern gewiss auch jene in die Geschichte und Geographie der »alten Welt« nicht einzureihende von einer grossen, mächtigen Urstadt Athen und einer grossen Insel Atlantis, welche mit einander Krieg geführt haben und dann beide zusammen durch Erdbeben und Fluthen vernichtet worden sein sollen.

**) Ur bedeutet Feuer, Feuerland; so hiess wohl die heisse Zone; es kommt auch die Pluralform Urim vor; noch jetzt sind in Südamerika die mit Ur anfangenden Namen häufig und auffallend genug; so Uri, Urim, Urupa, Uraria, Urarira, Uropocari, Uruparu, Urubu, Uruwe, Uruguai, Ururahy, Urucuruni, etc. Die Erklärungen, die man von diesen Namen giebt, sind zum Theil sehr schwankend und ungewiss. Es zeigt sich jedenfalls die Beliebtheit dieses Lautes in diesen Gegenden. Wir kommen unten auf diesen Punkt zurück.

woher er gegangen sei, welcher Angabe auch der merkwürdige Umstand entspricht, dass Palästina nicht von Süden, sondern von Osten her angegriffen worden ist.

2.

Was in Amerika die socialen Bande löste und den Israeliten daselbst die Möglichkeit verschaffte, sich von ihren übermächtigen Herrschern und Unterdrückern zu befreien, das waren, der biblischen Schilderung gemäss, grosse Naturschrecken, physikalische Ereignisse und Umwälzungen, durch welche die ganze Existenz der bezüglichen Bevölkerungen in Frage gestellt wurde. Es sind dies die sogenannten ägyptischen Plagen, die sich, von dem Gesichtspunkte unserer Untersuchungen aus betrachtet, als eine grosse, ausgedehnte Krankheitsperiode des amerikanischen Continentes darstellen. Auch die Pflanzen- und Thierwelt desselben muss damals ausserordentlich gelitten haben und dadurch das Hirtenleben, welches daselbst die Patriarchen geführt, unmöglich geworden sein. Ganze Thiergeschlechter werden damals ihren Untergang gefunden haben; was von Menschen und Thieren übrig blieb und bei der Entdeckung vorgefunden wurde, ist gewiss nur wenig im Vergleiche zu dem, was einst vorhanden war und seinem grössten Theile nach entweder auswanderte oder zu Grunde ging. Es schneidet dies den Einwand ab, dass man die biblischen Urgeschichten, in welchen die hebräischen Altväter mit ihren Heerden im Lande herumziehen, nicht nach Amerika versetzen könne, wo die betreffende Thierwelt gefehlt. Man könnte dagegen die Llama's, Guanaco's und Vicugna's geltend machen, welche auch heerdenweise vorhanden waren. Allein auch ohne das kommt man aus, wenn man annimmt, dass damals, als namentlich fast

alle Gewässer untrinkbar wurden *), und Seuchen unter Menschen und Thieren **) wütheten, der grösste Theil der nutzbaren und gezähmten Thiere vertilgt worden sei.

3.

Nach welcher Himmelsgegend hin sich der Zug des Mose bewegte, das thut uns theils die Bibel selbst, theils die ausserbiblische Ueberlieferung kund. Jene nennt die Nordstadt oder Nordgegend Baal-Zephon, wohin man sich von Aegypten aus wandte; die arabische Sage giebt an, die Israeliten hätten sich nach Norden gewendet und des Nachts ein Nordlicht zum Wegweiser gehabt. Die biblischen Propheten sprechen noch überdies von einem heiligen Berge, der im äussersten Norden liege und der göttlichen Gegenwart theilhafter, als jeder andere der Erde sei — in sonderbarstem Widerspruche mit der Heiligkeit des Gesetzgebungsberges Sinai-Horeb, wenn dieser, wie man meint, in der arabischen Halbinsel lag. Da müssen wir doch wohl auf den Gedanken kommen, dass Israel einmal im Norden gewohnt oder sich daselbst bei einem Durchzuge befunden, und dass es dorthin von dem Mizraim aus, wo es geknechtet war, gekommen sei — welches Land nun aber nicht mehr das afrikanische Aegypten gewesen sein kann, sondern eine ganz andere Lage gehabt haben muss. Und wenn wir endlich auch hören, dass die Indier von einem doppelten Misr (Aegypten) wissen ***), die Juden von einem doppelten Afrika spre-

*) Die biblische »Verwandlung des Wassers in Blut.«

**) Von Viehseuchen spricht ausdrücklich auch die Schrift.

***) William Jones, Abhandlungen über die Geschichte, die Alterthümer etc. Asiens. Riga 1795. I. S. 238 — 242.

chen *), so werden wir um so dringender aufgefordert, ein anderes Land, als das uns bekannte Aegypten, anzunehmen, woher die Israeliten gekommen seien; und das wird wohl dasselbe sein, von welchem so viele Wanderer, Stämme und Völker ausgegangen sein sollen und wollen, wo am Ende die Aegytier selbst ursprünglich zu Hause gewesen. Und wo anders sollen wir das suchen, als hier in Amerika? Und wollen wir eine nähere Bestimmung haben, so werden wir in dem angegebenen Zusammenhang am natürlichsten auf die Hochebene von Anahuac (Mexico) geführt, wo schon zu Mosis Zeiten ein Culturvolk seinen Sitz gehabt, auch wohl andere Länder süd- und ostwärts beherrscht und fremde Stämme, die ihm als Barbaren und unedle Racen galten, zu seinem Dienste gezwungen haben mag. Die Rolle, die in der Geschichte Israels, wie sie jetzt verstanden wird, der arabische Meerbusen spielt, konnte in Amerika der californische spielen; es ist seltsam, dass Beide den Namen des rothen Meeres**) führen. Wenn nun der Schauplatz der Begebenheiten, welche das Buch Exodus beschreibt, in Mexico, Sonora, Californien gewesen, so ging bei einer weiter in den Norden gehenden Flucht und Wanderung der Weg der Behringsstrasse zu, die man nur zu überschreiten brauchte, um sich in dem neuen Welttheil zu befinden. Von Californien aus so weit fortzugehen, dazu mussten allerdings noch besondere Gründe vorhanden sein; und diese finden sich der Bibel gemäss in der göttlichen Weisung und dem inspirativen Bewusstsein des grossen Führers, der vielleicht als der Columbus des Alterthums zu betrachten ist, als ein kühner, ausdauernder Character, der, auf die ihm gewordene Offenbarung vertrauend, aller Unwahrscheinlichkeit und alles ihm entgegen-

*) Nach der Mittheilung eines jüdischen Gelehrten.

**) Letzterer heisst bekanntlich das Purpurmeer.

tretenden Unglaubens und Widerstandes ungeachtet, der Entdecker eines neuen Welttheiles wurde. Wer andere Gründe verlangt, der wird sie ebenfalls finden können. Es lässt sich denken, dass die wärmeren Länder Amerika's in jenen Zeiten ganz unwohnlich wurden, und dass sich daher Alles in den durch vulkanische Ausbrüche, Verderbung der Gewässer, Insekten, Seuchen weniger leidenden Norden drängte; dass ein Volk das andere fortstiess und dass so ein Theil der amerikanischen Bevölkerung über die Meerenge hinüber getrieben wurde, die man, wenn sie sich im gefrorenen Zustande befindet, zu Fusse überschreiten kann. Es lässt sich auch annehmen, dass schon früher, vielleicht schon zu der Zeit, da der Norden ein noch ganz anderes Klima und Ansehen hatte, und Amerika mit Asien noch unmittelbar zusammenhing, Wanderzüge nach Asien gegangen seien, dass man zu Mose's Zeiten bereits von einer anderen Hemisphäre wusste und sich in dieselbe absichtlich hinüber begab, wohl aber unter anderen, weit schwierigeren Umständen, nachdem der Norden bereits kalt und unfruchtbar geworden war. Mose wäre dann vielleicht der erste gewesen, der die Wanderung unter solchen Umständen gemacht — was immerhin etwas ebenfalls Grosses und Ausserordentliches wäre *).

4.

Etwas sehr Sonderbares und nur von unserem Gesichtspunkt aus zu Enträthselndes kommt im Koran **) vor.

*) 4 Mos. 10, 29 ff. redet Mose dem Hobab zu, den Zug mitzumachen und spricht zu ihm: »Verlass uns doch nicht! Du weisst, wo wir lagern sollen in der Wüste, und so sei unser Auge!« Hobab wusste also den Weg, den Israel zu nehmen hatte und den sonst Niemand im Heere wusste. Er hatte aber keine Neigung mitzuziehen, wohl deshalb, weil er die Schwierigkeiten kannte.

**) Sure XVIII »die Höhle« genannt.

Es wird hier von einer Kundschaftsreise des Mose zur Entdeckung des gelobten Landes erzählt, und da heisst es im Eingang: »Mose sprach zu seinem Diener: Ich will immer fortreisen, bis ich an den Ort komme, wo die beiden Meere zusammenfliessen; lange, lange achtzig Jahre will ich reisen.« Wir finden hier die Vorstellung von einer Meerenge, durch die zwei Meere verbunden werden und die so entlegen ist, dass man einen langen Zeitraum hindurch, dass man wohl achtzig Jahre lang zu wandern hat, bis man sie erreicht. Dies ist ein vom gewöhnlichen Gesichtspunkt aus unbegreiflicher Zug, der aber gewiss aus alter, ächter Ueberlieferung genommen ist und noch ein dunkles Andenken an die Behringsstrasse enthält, über welche hin die grosse Wanderung ging. Dass dies der Fall war, davon legen auch jüdische Sagen ihr Zeugniss ab. So sprechen diese von einem mythischen Flusse, Namens Sambatjon oder Sabbatjon d. h. der Ruhende, Stillstehende*), in dem man mit leichter Mühe jene Meerenge, und zwar in gefrorenem Zustande erkennt; woraus denn ersichtlich wird, dass die klimatischen Verhältnisse dieser Region zu jener Zeit schon ganz dieselben waren, wie jetzt. Das Nähere darüber spare ich für einen der folgenden Vorträge auf. Ich bemerke nur noch, dass die Juden jenseits dieses Flusses Stammverwandte wohnen lassen, die sie als die Rothen bezeichnen, denen sie sogar purpurrothe Angesichter zuschreiben. Man kann sich nicht enthalten, hier an die rothen Menschen Amerika's zu denken, die ihr natürliches Roth noch dazu durch Rothfärbung zu erhöhen suchen. Auch die Phönizier, welche dieselbe Sprache, wie die Hebräer redeten, waren ihrem Namen nach rothe

*) Dass er nur am Sabbath stille stehe, ist eine aus dem missverstandenen Namen geflossene Mythe.

Menschen*); eben so die Edomiter**); die Söhne Jakobs jedoch, von denen die 12 Stämme hergeleitet werden, waren mit den Töchtern Labans und deren Mägden erzeugt, und Laban bedeutet weiss, welche Farbe auch bei den Urbewohnern Amerika's keineswegs fehlt, indem z. B. unter den von Martius aufgezählten Stämmen Brasiliens einige sehr weisse sind***).

---

*) Φοινιξ, roth.

**) Hebr. edom, roth.

***) S. Martius, Rechtszustände, Reisebeschreibung und Ethnographie. Die Baccahiry's »sollen sehr weiss von Farbe sein.« Die Marauhas »sehr weiss.« Rechtsz Anh. S. 11, 16. »Die Chavantes im nördl. Theil von Goyaz sind von hohem Wuchse und sehr heller Farbe.« Spix und Martius, Reise in Brasilien II. S. 574. »Man erzählt, dass die Temem-Bos eine sehr weisse Hautfarbe hätten. Aehnliches berichtet die Sage von einem Stamme weisser Buschmänner, Coyaca genannt.« Das. II. S. 823. etc. Diese Färbung ist auch sonst bemerklich geworden. In den von Ternaux-Compans herausgegebenen Originalmemoiren ist öfters von hellfarbigen Indianern die Rede. So in dem Bericht über eine 1540 unternommene Reise nach Cibola C. 19: »Man sah hier eine Indianerin, die so weiss war, wie eine Spanierin, nur dass sie das Kinn bemalt hatte, wie eine Maurin.« Von weisser Farbe waren nach Catlin zum Theile die jetzt ausgestorbenen Mandan-Indianer. Von den Mona-Indianern, mit welchen Lieut. Moore bekannt wurde, heisst es: »Sie sind eine von den übrigen californischen Indianern offenbar ganz verschiedene Race, haben streng markirte, römische Gesichtszüge und sind fast ganz weiss.« Atlantische Studien. Göttingen 1853. Heft I. S. 65. Assal in seinen Nachrichten über die früheren Einwohner von Nordamerika S. 85 sagt von den Schawanesen, sie behaupteten, Florida sei vor Zeiten von einem weissen Volke bewohnt gewesen, das eiserne Werkzeuge besessen.

5.

Sie werden mir vielleicht einwenden: meinen Bestimmungen zu Folge hätten die Israeliten auf ihrer Wanderung zwei Meere zu überschreiten gehabt, erstlich den californischen Meerbusen und dann die Behringsstrasse, während die Bibel doch nur vom Schilfmeer spreche. Ich könnte mir in diesem Punkte dadurch zu helfen suchen, dass ich annähme, die beiden Meere und ihre Ueberschreitungen wären in der Sage, in Folge einer allmählich eingetretenen Verdunkelung des eigentlichen Thatbestandes, confundirt worden und in eine mythische Vorstellung zusammengeflossen. Ich kann jedoch etwas Besseres beibringen. Ich bitte Sie, das Stationenverzeichniss zu betrachten, das sich im 33. Capitel des 4. Buches Mose findet. Hiernach bricht das Volk auf von Raemses, lagert nacheinander zu Succoth, Edam, Pi-Hahiroth und geht von da »durch's Meer in die Wüste.« So heisst es wörtlich, ohne dass das Meer, welches überschritten wurde, näher bezeichnet ist. Hierauf folgen die Lagerorte Mara und Elim, und dann erst kommt man an's Schilfmeer, worauf man in die Wüste Sin geräth. Soll nun hier »Meer« und »Schilfmeer« identisch sein, so folgt, dass die Wanderer eine rückgängige Bewegung gemacht und zu dem verlassenen Meerbusen zurückgekehrt seien; was doch nicht wohl denkbar ist. In dem Falle wäre es auch natürlich gewesen, das Schilfmeer mit seinem vollen, bestimmten Namen zuerst zu nennen, und dann den abgekürzten Ausdruck folgen zu lassen, nicht umgekehrt. Und so werden Sie schwerlich daran zweifeln können, dass die Bibel zwei verschiedene Meere im Sinne hat, was unserer Vorstellungsweise zu Gute kommt. Aber, werden Sie mir vielleicht weiter einwerfen, ist denn das Schilfmeer nicht der arabische Meerbusen? Ich glaube,

man versteht den Namen Schilfmeer nicht, oder vielmehr, es ist dies eine falsche Uebersetzung des hebräischen Ausdruckes, welcher *jam-suph* lautet und eigentlich Grenzmeer bedeutet. Denn *suph* heisst aufhören, ein Ende nehmen, *soph*, Ende, *saph*. Schwelle, *histopheph*, an der Schwelle stehen. *Jam-suph* wurde demnach wohl das Meer oder die Meerenge genannt, wo der Welttheil im Norden ein Ende nahm und der Uebergang in den anderen Continent Statt zu finden pflegte. Die im Stationenverzeichnisse sofort genannte Wüste Sin nebst der weiterhin erwähnten Wüste Sinai deutet auf den Osten Asiens, auf China, Sina hin, wobei man sich zu erinnern hat, dass die Bibel *) ein Land Sinim kennt, welches sie als ein von Palästina sehr entferntes bestimmt und welches man für China hält. Sin und Sinai wird wohl die wilden und wüsten Gegenden im Norden und Osten Asiens bezeichnen, in welche man nach Ueberschreitung der Behringsstrasse gerieth; insbesondere wird sich darunter die Gobi, das chinesische Sandmeer Schamo bergen, in welches sich das Himmelsgebirge Thian-Schan oder Mustagh verflacht. Es hat eine hochverehrte, dreigipfelige Höhe, der heilige Berg oder Berg Gottes geheissen; auf der Nordseite befindet sich der Vulkan Pe-Schan und an der Südseite der Vulkan von Turfan oder Ho-Tscheu, der beständig Rauch ausströmt. Hier haben wir wohl auch den Berg Sinai zu suchen, der wie ein Ofen raucht und in dem, wie ihn die Schrift schildert, ein Vulkan unverkennbar ist.

*) Jes. 49, 12.

Fünfte Vorlesung.

Die Begriffe von „Alt" und „Neu", wie sie in Rücksicht auf geographische und völkergeschichtliche Dinge in Anwendung zu bringen, nebst Betrachtung und Nachweisung des Factums geographischer Namensübertragung von den ältesten Zeiten an.

Ich werde in dieser Stunde die Begriffe von Alt und Neu in Beziehung auf geographische und völkergeschichtliche Dinge entwickeln, so wie sie dem vorzutragenden Systeme gemäss in Anwendung kommen, namentlich um Sie auf einen Umstand von grosser Wichtigkeit, nämlich auf die Uebertragung heimathlicher Namen in die neu entdeckten und besetzten Länder und Erdtheile aufmerksam zu machen*). Die Sache ist nicht einfacher Natur; der Stand der Dinge hat sich zu verschiedenen Zeiten der Menschengeschichte mehrfach verändert, so dass sich drei verschiedene Bestimmungen darüber geben lassen.

Uns in gegenwärtiger Zeit gilt Asien, Afrika und Europa als die alte Welt, der gegenüber Amerika als eine neue bezeichnet wird. Dieser Theil der Erde war und ist

*) »Namen und Kulte verpflanzte der Kolonist in seine neue Heimath,« bemerkt schon Kanne, die goldene Aerse der Philister, Nürnb. 1820. S. 32 f. 40.

für den entdeckenden und daselbst einwandernden Europäer in der That eine neue Welt, und die europäische Raçe hat hier eine neue Geschichte begonnen. Es war aber, wie schon bemerkt, eine Zeit, wo das Umgekehrte Statt fand. Da ergoss sich Amerika mit seinen Bewohnern, Sitten, Sprachen, Religionen, Culturen und Barbareien nach Asien hinüber und drang von da weiter nach Europa und Afrika vor. Aber ich gehe noch einen Schritt weiter zurück. In allerfrühester Zeit war auch Amerika nicht die alte, sondern die neue Welt im Verhältnisse zu einer noch älteren, die im stillen Meere lag. Hier will ich denn nun gleich bemerken, dass wir von dieser ältesten Welt eine sehr interessante Nachricht in Plato's Werken*) finden. Sie erinnern sich nämlich der ägyptischen, durch Solon zu den Griechen übergegangenen und durch den genannten Philosophen auf uns gekommenen Tradition von der grossen Insel Atlantis, die durch Erderschütterungen und Fluthen zu Grunde gegangen sein soll. Von dieser Insel heisst es, sie sei grösser, als Libyen und Asien, somit ein ausgedehnter, continentaler, wenn auch vom Meere umflossener Erdtheil gewesen. So wie nun freilich die Sache bei Plato erscheint, lag die Atlantis vor den Säulen des Hercules, dem festen Lande von Europa und Afrika gegenüber, und die Atlantiker führten einen Krieg mit den Athenaiensern, welche in diesem Kampfe die Oberhand erhielten; deren Stadt dann zugleich mit der Atlantis unterging. Das ist jedoch eine wunderliche, monströse Vorstellung, da die Entfernung so gross, und zu solchem Kampf und gemeinsamen Untergang vielmehr eine unmittelbare Nähe der Kämpfenden und ihrer Stadt passte. Ich verlege daher den Schauplatz der Begebenheiten und gewinne dadurch eine sehr harmonische und zwanglose Ansicht der

*) Im Kritias und Timäus.

Sache, die, als solche, gewiss vorzuziehen ist und durch welche es möglich wird, eine so wichtige Notiz, mit der sonst Nichts anzufangen ist, in die Geschichte der Erde und der Menschheit schicklich einzuordnen. Ich nehme an, dass Aegyptier und Griechen aus Amerika stammen, und dass die Aegyptier die Atlantissage, die sie dem Solon mittheilten, von ihrem amerikanischen Ursitze herübergebracht, wo sie eigentlich zu Hause gewesen. Das Festland, dem die grosse Insel gegenüber lag, war Amerika, und die Insel lag nicht im atlantischen, sondern im stillen Meere, das Athen, von dem die Sage spricht, war eine auf der westlichen Küste von Amerika gelegene Stadt; und ein Theil des amerikanischen Küstenlandes, worauf sie lag, brach bei jener grossen Erschütterung, die einen ganzen Welttheil zertrümmerte, zugleich mit diesem, der benachbarten Atlantis, zusammen und wurde vom Meere verschlungen. Es war natürlich, dass man sich im langen Laufe der Zeiten, wo die Herkunft aus einer fernen, jenseitigen Welt vergessen war, die Localitäten näher rückte, die Begebenheiten in die diesseitige Region verlegte und die amerikanische Urstadt, des gleichlautenden Namens wegen, den aber im Alterthum viele Städte führten, und der auch im Indianischen nachweisbar ist und hier ganz einfach Stadt bedeutet, mit der damals berühmtesten dieser Städte in Attika verwechselte.

So viel musste ich sogleich bemerken, um die Einwendungen zurückzuweisen, die sich hier aufdrängen können. Mehr darüber denke ich Ihnen weiterhin mitzutheilen.

Hier also, auf der mit dem biblischen Eden identischen Atlantis, war es, meiner Ansicht nach, wo der Mensch entstand und seine Geschichte begann. Von da ging die völkerschaftliche und colonisirende Bewegung, wie es die Genesis ausdrücklich angiebt, ostwärts hin, und in dieser Richtung lagen die westlichen Küsten Amerika's, zu welchen

wahrscheinlich ein ganz leichter, durch dazwischen liegende Inseln vermittelter Uebergang ermöglicht war. »Aus der Atlantis,« heisst es im Timäus, »stand der Zugang zu noch anderen Inseln offen, und aus diesen Inseln zu dem gegenüberliegenden festen Lande, welches sich längst des Meeres hinzog.« Diese Beschreibung dürfte wohl die betreffenden geographischen Verhältnisse noch ganz getreu angeben, so jedoch, dass man sich die amerikanische Küste, näher wohl die von Peru und Chili, welche wie eingebrochen aussieht, nebst einer von da aus westlich gelegenen Ländermasse und mehreren dazwischen liegenden Inseln zu denken hat.

Ich ging bei dieser Mittheilung absichtlich rückwärts, um Sie vom Standpunkt der Gegenwart aus Schritt vor Schritt in die graueste Vergangenheit hinzuführen. Fangen wir nun umgekehrt von da an und gehen von Periode zu Periode bis zu unseren Zeiten fort, so ergeben sich, historischer Ordnung gemäss, folgende Weltlagen, Verhältnisse und Vorgänge, wobei ich die für diese Darstellung wichtigsten biblischen Namen angeben werde.

Voranzustellen ist der Continent im stillen Meere, von dem so eben die Rede war. Von diesem Urlande, als der allerältesten Welt aus, wird Amerika, als die damals neue Welt bevölkert. Der Wohnsitz der Menschen in ältester Zeit, der für uns somit in die Atlantis fällt, ist der Genesis zu Folge Eden, ein Name, der denselben Theil der Erde bezeichnet, nämlich die noch unzertrümmerte Continentalmasse, aus welcher in Folge der nachher eingetretenen Katastrophe die Inselwelt des stillen Meeres entstand. Biblischer Name Amerika's in Beziehung auf diese Periode ist Nod, das Land der Flucht und Verbannung, wohin Kain auswandert und die Stadt Chanoch baut. Weiterhin wird Amerika zur alten Welt in Beziehung auf Asien und die mit diesem zusammenhängenden

Ländermassen, worein es nun seinen völkerschaftlichen Inhalt ergiesst. Biblischer Name Amerika's in Rücksicht auf diesen Zeitraum ist Mazor, Veste, und Mizraim, Doppelveste, die beiden Amerika's im Norden und Süden bezeichnend, speciell von dem damals im Westen auf den Rücken der Anden errichteten Herrscherreiche zu verstehen, wo die Israeliten Sklavendienste verrichteten. Dieses ist nun das grosse Aegypten, aus welchem so viele Völker gekommen sein sollen, und das nicht das afrikanische sein kann, welches letztere vielmehr selbst von jenem älteren her, das in der anderen Hemisphäre gelegen, colonisirt worden ist.

Während nun aber in Asien, Afrika und Europa die Geschichte der Menschheit für sich fortrückt und ganz nur mit sich selbst beschäftigt ist, geräth ihr die alte amerikanische Heimath, aus der man über den Norden herüberkam, bis auf einige die Gestalt des Mythus und der Fabel annehmende Reste von Erinnerung *), in Vergessenheit; und ein erst verspotteter kühner Seefahrer entdeckt sie wieder nach Jahrtausenden als neue Welt, in welche nun, mit Umkehrung der früheren Richtung und des früheren Verhältnisses, die Abenteuerer und Auswanderer des europäischen Westens überströmen und übersiedeln.

Diese Trias von Weltlagen, Verhältnissen und Vorgängen lässt sich folgendermassen veranschaulichen, wie ich es Ihnen hier an die Tafel schreibe und für den ganzen Verlauf dieser Mittheilungen zur Erleichterung Ihrer Vorstellung im Auge zu behalten bitte.

---

*) Dahin gehört die Hyperboreersage, die Sage der Juden von den jenseits des Sambatjon wohnenden Stammverwandten, die Nachrichten des Theopompos von einem grossen Festlande »ausserhalb dieser Welt« etc.

Alt.	Neu.
I. Urland. Continent im stillen Meer. Atlantis. Eden. Alte Welt im ursprünglichlichsten, absoluten Sinne des Wortes.	Amerika, als die zum ersten Male neue Welt. Athen der Atlantissage. Nod und Chanoch der Genesis.
II. Das zur alten Welt gewordene Amerika. Mizraim der Genesis und des Buches Exodus; amerikanisches Ur- und Originalägypten im Westen des Continentes.	Jenseitige *) Hemisphäre, Asien, Afrika, Europa, wohin die amerikanischen Völker, als in die damals neue Welt, überfluthen und übersiedeln.
III. Die altgewordene jenseitige Ländermasse; alte Welt im heutigen Sinne des Wortes.	Amerika als die nunmehr zum zweiten Male neue Welt.

Hiebei will ich Sie nun auf einen begleitenden Umstand aufmerksam machen, den man sich bei Betrachtung dieser Vorgänge ebenfalls stets gegenwärtig erhalten muss. Ich meine die Wiederholung der Ortsnamen, die durch Auswanderer und Ansiedler von einem Lande und Welttheil zum anderen übertragen zu werden pflegen. Dies geschieht und geschah immer und überall einer ganz natürlichen, sich stets wieder von selbst erzeugenden Sitte gemäss, indem man den neuen Wohnsitzen die Namen der alten, verlassenen gab, um sich vorstellen zu können, selbst auf den entferntesten Punkten wieder im Mutterlande zu sein. So haben in den neueren Zeiten die Europäer nicht nur ihre Sprachen, Gewohnheiten, Religionen, Denkarten, Wissenschaften, Künste und Einrichtungen, sondern auch ihre

*) Vom Standpunkt des amerikanischen Autors aus bezeichnet.

geographischen Ortsbezeichnungen in reichster Fülle über die Erde verbreitet, indem sie den von ihnen entdeckten und in Besitz genommenen Inseln, Festländern, Gegenden, Bergen und Gewässern, und den daselbst angelegten Städten und Ortschaften spanische, englische, französische, deutsche und andere Namen beilegten. Es finden sich nun daselbst und das zum Theil mehrfach und in verwirrender Weise vervielfältigt, Benennungen, wie Valencia, Valladolid, Granada, Montserrat, Saint Denis, Montpellier, Vincennes, Sans-Souci, Portlouis, York, Boston, Portsmouth, London, Liverpool, Lancaster, Windsor, Amsterdam, Nassau, Frankfurt, Petersburg etc. etc. Die unter Stephan ausgewanderten und in der Kolonie Perry County angesiedelten 100 Sachsen haben ihren kleinen Niederlassungen vaterländische Namen gegeben, wie Altenburg, Frohna u. dergl. Den höheren östlichen Theil der Insel Barbados hat man Schottland, einen Landstrich in Guatemala Europa getauft *). Wer denkt wohl bei den Namen Lichtenfels und Lichtenau an Grönland? Und doch giebt's dort Ortschaften dieses Namens. Christliche Sekten, deren Phantasie mit biblischen Dingen und Namen erfüllt, haben die Benennungen palästinensischer Orte in ferne, fremde Welttheile getragen. So ist Salem ein Hauptort der Herrnhuter in Nordcarolina; ein anderes Salem ist in Massachusets; Beth-

*) »Don Pepe sagte uns, er verlasse uns hier in Europa, und wir nahmen Abschied von ihm. So hiess poetisch der Landstrich, den wir nun betraten, der zur Zeit der Eroberung der bevölkertste, civilisirteste und bestangebaute von Guatemala war und der noch, trotz des emporstarrenden Scheitels des gewaltigen Vulkanes Agua, dem schönsten Theile Englands in grossartigem Maassstabe gleicht.« Stephens, Reiseerlebnisse in Centralamerika. Leips. 1854. S. 357.

lehem ist ein Hauptort der Herrnhuter und mährischen Brüder in Pensylvanien; ebendaselbst ist Ephrata, ein Sitz des Dunkers. Auf der Antille Barbados sind die Herrnhutercolonien Saron und Tabor; andere solche Benennungen sind Hebron, Nain, Nazareth etc. Auf einer Karte von Surinam und Berbice an und zwischen den Flüssen Surinam und Saramaka finde ich eine Gruppe von Ortschaften, wo in wunderlichster Mischung die Namen Saron, Berlin, Schweizer Dörfer, Oranienweg, Carolinenburg, Rama bei einander stehen. Ortschafter, welche Canaan heissen, giebt es wenigstens sechs in Amerika. Man hat kein Bewusstsein davon, dass man auf solche Weise die biblischen Namen nur wieder dahin trägt, woher sie gekommen sind. Denn alle die Namen, die in der Patriarchengeschichte und der Geschichte Israels vor und bei dem Auszuge aus Mizraim d. h. Amerika vorkommen, wie Bethel, Salem, Moria, More, Mamre, Choba, Pniel, Sichem, Hebron, Ephrata, On, Gosen u. s. w. sind ursprünglich amerikanisch. Sie scheinen sich zum Theil noch im Urlande selbst erhalten zu haben; so kann man mit Bethel und Bethuel den Berg Baduel in Cayenne*), mit Choba den Inselnamen Cuba, mit Ammon den Namen der Bahama-Insel Amuana und den caribischen Inselnamen Amonhana, mit Charan den der Guaranis in Brasilien, der Guaraunos auf den Orinoko-Inseln und andere, mit Juda die Namen Yuta, Yutay, Yutahi, Uta-tlan, mit Joktan den der Halbinsel Yukatan, mit Canaan die westindischen Inselnamen Guanahani, Cannouan und andere ebenfalls sehr ähnliche Namen dieser Region, mit Mamre und Jabok die südamerikanischen Flussnamen Mamore und Oyapoc etc. vergleichen;

*) Hartsink, Beschryving van Guiana. Cap. 18.

und wie solche Namen wirklich verdoppelt und übertragen wurden, beweisen z. B. die beiden Gosen, da ein solches auch in Palästina war. In diesem Lande selbst gab es zweierlei Beth Dagon und zweierlei Bethlehem d. i. Haus des Brodes; und ein solches gab es auch im alten Mexico, zwar nicht dem Laute, doch dem Sinne nach, denn Tlascalan hatte dieselbe Bedeutung. Ein Beth-Schemesch d. i. Sonnenhaus war in Palästina dreimal vorhanden; zugleich war der Name so viel als das ägyptische On oder Heliopolis. Wir finden im Alterthume mehrere Babylon, Arados, Troja, Theben, Salamis, Athen u. s. w. In Italien gab es zwei Städte Namens Troja, welche von flüchtigen Trojanern gegründet sein sollten; Diodor spricht in demselben Sinn von einem Troja und Babylon am Nile *). Stephanus nennt neun Städte, welche Athen geheissen, nämlich in Attika, Laconica, Carien, Ligurien, Italien, Acarnanien und Euböa; Plinius **) setzt ein Athen nach Arabien. Es gab ein Alt-Tyrus, *Παλαιτυρος*, und ein Neu-Tyrus oder Insel-Tyrus; Kaiser Constantin wollte Constantinopel Neu-Rom genannt wissen. Es ist bekannt, dass es auch amerikanische Völker so gemacht. Die Toltecas gründeten Tollan oder Tula in Mexico, was, wie ausdrücklich bemerkt wird ***), nur ein aus früherer Heimath übertragener Name war. Es liegt hiebei nahe, an das *ultima Thule* der Alten zu denken ****). Der ebenfalls sehr auffallende Name

*) Livius I, 1. Diod. I, 56.

**) Hist. nat. VI, 28.

***) Clavigero, Geschichte von Mexico. Buch II. Cap. 1.

****) Dieses Thule (Thyle, Tyle, Thile, Tille), wurde zu einem Wandernamen, der auf verschiedenen Inseln und Halbinseln, wie Faroer, Mainland, Island, Friesland, Jütland, Scandinavien angewendet wurde. Humboldt, Kritische Unter-

Aztlan, womit die Azteken ihren Ursitz bezeichneten, hat mit Atlantis, Atlas so grosse Aehnlichkeit, dass man sich der Vergleichung nicht wohl erwehren kann. Haben die Mexicaner auch eine ganz andere Oertlichkeit, als die Atlantis der ägyptisch-griechischen Sage, gemeint, so scheint der Name doch derselbe zu sein; er kann sich wirklich von jenem Urlande herschreiben, indem er auf andere Länder und Reiche, wie sie in späteren Zeiten blühten, überging.

Zuweilen finden sich mit den gleichen Namen auch die gleichen Umstände, indem man auf Letztere bei der Benennung Rücksicht genommen. So hat Pompeji im Staate New-York seinen Namen von den Ruinen, die man in seiner Umgebung gefunden hat; in Georgia ist Athens mit einer Universität; die südamerikanische Stadt Venezuela ist wie Venedig auf Inseln und Pfählen erbaut, daher ihr die Spanier diesen Namen gaben; die Antilleninsel Montserrat hat ihren Namen von ihrer Aehnlichkeit mit dem bekannten Berge in Catalonien erhalten.

Der schon den Alten unter dem Namen der kaukasischen Pforten bekannte Engpass in der Gebirgsstrasse, welche von der Festung Wladikawkas nach Georgien führt, heisst Dariel *(Dariél)*, die Schlucht von Dariel. In Amerika findet sich derselbe Name; denn Darien lautet nach anderer Aussprache, welche wohl die ächtere ist, Dariel. Ein früherer Name war Uraba. Das ist wahrscheinlich derselbe Name wie Europa, und bedeutete eigentlich das amerikanische Abendland, so wie es nun den We-

---

suchungen übers. von Ideler I. S. 397 f. Das eigentliche Thule befand sich wohl im nordwestlichen Amerika und war das Tula, Tollan der Toltecas, wovon die Alten noch eine dunkele Erinnerung hatten.

sten der asiatisch-europäischen Ländermasse bezeichnet; vergl. griech. *ευρωπος*, hebr. ערב, *ereb*, Abend. Ich glaube, dass beide Namen Dariel und Europa (Uraba, Ereb) aus Amerika in die jenseitige Welt verpflanzt worden sind.

Man hat sich bei solchen Uebertragungen häufig des Vorsatzes von Neu bedient, wie wenn man die Namen Neu-Spanien, Neu-Orleans, Neu-Hannover, Neu-York, Neu-London etc. erfand. Sehr oft aber fehlt dieses Unterscheidungswort; und kommt nun noch dazu die mehrfache Anwendung eines solchen Namens in dem neu bevölkerten Lande selbst, so entstehen arge Verwirrungen. Vor einigen Jahren*) stand in einem öffentlichen Blatt: »Die deutschen Einwanderer in Amerika haben die Gewohnheit, ihre Niederlassungen daselbst nach deutschen Städten und Dörfern zu benennen. Dadurch haben sich nun die Hamburg's, Frankfurt's, Nürnberg's etc. dermassen vermehrt, dass die Postbeamten in Verzweiflung sind. Wenn es so fortgeht, so werden in 50 Jahren zwei Deutschlands vorhanden sein, deren Karten grosse Aehnlichkeit haben; doch mit dem Unterschiede, dass auf den nordamerikanischen ein und derselbe Name zwei- bis fünfmal zu finden sein wird.«

Nach all dem, was ich Ihnen nun vorgetragen und in Erinnerung gebracht, werden Sie es nicht ungereimt finden, wenn ich, unter der allerdings noch näher zu begründenden Annahme einer der jenseitigen vorausgegangenen Bevölkerung und Cultur Amerika's und deren dorthin gerichteten Ergusses, die Meinung aufstelle, ein grosser Theil der geographischen Namen des asiatischen, afrikanischen und europäischen Alterthums, ja fast alle diese Bezeichnungen von Ländern,

*) Im J. 1842.

Städten, Bergen, Flüssen, Seeen und Meeren seien ursprünglich nicht in dieser Hemisphäre, sondern in der unsrigen zu Hause, aus welcher sie durch wandernde Völker in die jenseitige hinübergekommen: Sie werden es nicht für allzu befremdlich und unglaublich halten, wenn ich z. B. zu behaupten wage, es habe noch ein anderes Babel, noch ein anderes Aegypten oder Mizraim, noch ein anderes Canaan gegeben, als die unter diesen Namen bekannten Länder Afrikas und Asiens und dies Original-Babel, Aegypten und Canaan gehöre der uralten Geographie und Geschichte Amerika's an. Von einem doppelten Aegypten wissen und melden, wie ich schon (S. 106) angeführt habe, die Indier in der That. William Jones führt Sagen an, nach welchen sich ägyptische Priester, die aber schwerlich aus Afrika kamen, in Indien niedergelassen; und ein indischer Pandit ertheilte den Bescheid: es gäbe zwei Länder mit Namen Misr, das eine im Westen unter der Herrschaft der Muhamedaner, was also das afrikanische Aegypten ist, das andere, dessen alle Sastras und Puranas gedächten, in einer bergigen Gegend im Norden von Ajodhia. Da man nun aber in Asien Nichts dieser Aussage Entsprechendes finden kann, so hat man sich wohl zu denken, sie deute nach Amerika hinüber und unter dem »bergigen Lande« sei der mit alten Culturstaaten besetzte Rücken der Anden zu verstehen.

Wie sehr nun aber eine solche Wiederholung geographischer Ortsbezeichnungen zu Verwechselungen und Irrthümern veranlassen und die Verlegung historischer Thatsachen an ganz falsche Oertlichkeiten herbeiführen kann, leuchtet ein. Nehmen Sie an, die nach Amerika übergesiedelten und mit dem Urlande jenseits des Meeres zur Zeit noch in steter, enger Verbindung stehenden europäischen Volksstämme würden von demselben völlig abgeschnitten und

lebten so für sich Jahrhunderte, Jahrtausende lang; so würde ihnen die alte Heimath immer mehr verdämmern und endlich wohl ganz aus dem Bewusstsein schwinden. Aber ihre alten Geschichten von Europa her könnten sie dabei immer noch wissen und forterzählen; und hiess es dann, Dies oder Jenes sei an einem Orte geschehen, dessen Name in Folge einer Uebertragung auch an einem amerikanischen Orte haftet, so würde man die erzählte Begebenheit gewiss an den letzteren hin verlegen. In einem solchen Nürnberg würde man vielleicht die Stelle zeigen, wo Eppelein von Gailingen über den Stadtgraben gesprungen; in einem solchen Wittenberg und Worms würde der Sage nach Luther seine Rolle gespielt, auf einer solchen Wartburg *) mit dem Teufel gekämpft haben; bei einem diesseitigen Lützen, Leipzig, Waterloo etc. würde man von daselbst gelieferten Schlachten sprechen, deren Schauplatz in Wahrheit weit davon in Europa war; bei dem erstgenannten Orte würde Gustav Adolph gefallen sein müssen u. s. w. Für die Vorgänge des Evangeliums würde man ein amerikanisches Nazareth, Bethlehem, Nain, Bethanien, Jerusalem etc. in Anspruch nehmen. Dabei aber würde wohl auch viel Sonderbares, Unbegreifliches und Ungereimtes herauskommen; und amerikanische Kritiker würden es geltend machen und diese alten Geschichten für märchenhaft erklären. Gerade so ist es nun, wenn mich nicht Alles täuscht, mit den biblischen Urgeschichten gegangen. Sie sind eigentlich bei uns in Amerika zu Hause; die nach Asien und Afrika auswandernden Völker haben ihre Geographie dorthin verpflanzt; die alte, wahre Heimath ist dem Gedächtnisse der Nachkommen

*) Ein Ort dieses Namens ist in Tennessee.

entschwunden, und es haben diese die bezüglichen Thatsachen mit den asiatischen und afrikanischen Localitäten verknüpft, zu denen sie nicht passen wollen. Da wird denn Manches angefochten und mit scheinbarem Rechte für unwahr erklärt; aber nicht die erzählten Thatsachen, sondern die geographische Auffassung und Verknüpfung derselben ist falsch; und so wie diese unnatürliche Zwangsehe gelöst ist, so nehmen sie wieder die Gestalt historisch möglicher und begreiflicher Begebenheiten an.

Sechste Vorlesung.

Sprachliche Erörterungen, namentlich zum Beweise, dass in Westindien (Haiti) vor Zeiten ein semitischer Dialekt gesprochen worden ist.

1.

Wenn Amerika der Erdtheil ist, von welchem aus die sogenannte alte Welt bevölkert worden ist, so werden sich wohl auch in den Sprachen beider Hemisphären Spuren und Anzeigen auffinden lassen, die dieser Wahrheit zur Stütze dienen. Zwar werden Aehnlichkeiten und Gleichklänge in einzelnen Wortformen, wie sie hier in der That in Menge vorhanden sind, grammatische Analogien, wie sie sich hier ebenfalls, namentlich in Hinsicht der semitischen Sprachen darbieten, es wird selbst die Nachweisung eines identischen Idioms, wenn eine solche möglich, nur so viel darthun, dass ein sprachlicher und somit auch völkerschaftlicher Zusammenhang nicht fehlt. Es lassen sich jedoch auch Fälle namhaft machen, aus welchen das höhere Alter der amerikanischen Sprachen und Wortbildungen erhellt. Da wir es vorzugsweise mit der Geschichte des hebräischen Volksstammes zu thun haben, so soll uns insbesondere die Frage beschäftigen, ob wir in den alten Indianersprachen dem Idiome dieses Stammes begegnen; und da unserem Systeme zu Folge der ehemalige Sitz desselben hauptsächlich in den

Osten unseres Erdtheils zu setzen, so haben wir zu sehen, ob diese Bestimmung auch sprachlich bestätigt wird. Hier kann ich nun den jedenfalls wichtigen Beweis führen, dass einst in unbestimmbarer Vorzeit auf der grossen Antillen-Insel Haiti hebräisch oder ein dieser Sprache ganz nahe kommender semitischer Dialekt gesprochen worden sei. Wollen Sie die Geduld haben, auf eine solche Erörterung einzugehen, so erlaube ich mir in dieser Stunde, Ihnen Einiges davon vorzutragen.

2.

Ich werde zuerst eine Anzahl merkwürdiger Einzelheiten anführen, welche aber die Hauptstärke meines Beweises noch nicht enthalten sollen.

Aus der Sprache der alten Einwohner Haiti's und der benachbarten Inseln schreiben sich mehrere noch gebräuchliche Wörter her, die zum Theil zu ganz gewöhnlichen Ausdrücken der europäischen Sprachen geworden sind. Solche sind Kazike, Nigua, Name des Sandflohes, Orkan, Tabak, Mais*). Von all diesen lässt sich zeigen, dass sie zugleich ein etymologisches Verhältniss zum Hebräischen haben.

Kazike, *cazique* nach spanischer Schreibart und Aussprache, Anführer, *regulus***), ist ein deutlich hebräisches Wort, und lautet als solches *chasek* mit der Bedeutung: stark, mächtig.

Nigua hiess haitisch der Sandfloh, *pulex penetrans*, der seine Eier unter die Nägel der Fusszehen legt und heftige Entzündungen verursacht; vergl. hebr. נגע, *nega'*, Plage von Gott gesandt.

---

*) Vergl. Martius, Ethnographie I. S. 760. II. S. 314 ff.

**) Daselbst II. S. 316: »cazic, cacique, caciqui, cáxicus, caziche (pronunciatione diversa).«

Das Wort *hurrican*, Orkan kommt von dem haitischen *uracane*, *huracane*, *urogan*, womit man die furchtbaren Stürme bezeichnete, von welchen Westindien heimgesucht ist. Damit kann man in Amerika selbst mehrere den verschiedensten Gegenden eigene indianische Wörter vergleichen, die etwas Feindliches und Verderbliches bedeuten; so Galibi *hyorokan*, böser Geist, irokesisch *areguan*, Krieg führen, *harego*, ich bekriege, araukanisch *hueracan*, beleidigen; und dies Alles lässt sich auf das hebräische *harag*, verderben, tödten, zurückführen.

Auch Tabak, *tabaco*, ist ein Haiti-Wort, zeigte jedoch bei den Insulanern nicht das Kraut, sondern das Instrument an, womit man rauchte. Dieses Wort ist ganz semitisch formirt; denn der Grundlaut ist *bak*, *pak*, hebr. *puach*, *japhach*, athmen, blasen, hauchen, wehen, duften, wovon *taphuach*, von duftigen Gewächsen und Früchten gebraucht *).

Das Wort Mais ist ebenfalls aus der Sprache von Haiti geflossen, wo *mahiz*, *maiz* für dieses nahrhafte Naturprodukt gebräuchlich war **). Es lässt sich mit dem Namen

---

*) Tschipiwäisch ist *poagan* Pfeife, wo man eine andere Formation ohne den Vorsatz מ, aber mit dem semitischen *an* am Ende wahrnimmt. Von *puach* kommt auch das hebr. *piach*, Asche; und *Piqua*, aus Asche gemacht, ist Name einer Schawanesenhorde. So gehen hebräische Wurzeln und Formationsweisen durch verschiedene Indianersprachen. Mit מ wird auch sonst formirt; so ist die indianische Streitaxt Tomahawk, *tamahican*, von מחק, *machak*, schlagen, gemacht.

**) Man sehe jetzt die Zusammenstellung der amerikanischen Namen für *Zea Mays L.*, türkisches Korn, bei Martius, Ethnographie II. S 427 f. Hiernach ist Taino, Yucatan *mahiz*, *mayz*, Cauixana *mazy*, Araicu *metschy*, Sabuja *maschicöh*, Cayriri *madzo*, Letzteres = *fructus tostus*; Caiopos *muschiu* etc.

des hebräischen Festbrodes *mazzah* combiniren, welches man in Amerika vor Israels Auszug wohl aus Mais bereitet hat. Speciell beweisend ist die Vergleichung nicht, da das Wort sehr verbreitet ist und auch in den indo-europäischen Sprachen vorkommt, so dass man nicht weiss, welchem Idiom es eigentlich angehört, oder ob es in einer Ursprache gegründet, woraus es in beiderlei Sprachfamilien gekommen ist. Sehr deutlich aber ist in diesem Falle doch immerhin der allgemeine Zusammenhang in den Sprachen der beiden Hemisphären. Das griechische *μαζα* bedeutet Gerstenbrod, *μασσω*, *μαζω*, knete, *μασσαομαι*, kaue, esse. Aber die Griechen haben diese Wörter wohl eben so, wie die Israeliten ihr *mazzah* von ihrer amerikanischen (hyperboreischen) Heimath her. Im Lettischen ist *maise*, Speise, lapp. *muese*, köstliche Speise, deutsch Muss, Gemüse. Auch in Amerika steht das Wort nicht einzeln und geht auch hier auf allgemeine Bedeutungen zurück. So im Delawarischen *mizin*, essen, *n'mizi*, ich esse, *n'mamizi*, ich bin essend. Was das süsse Brod der jüdischen Festfeier betrifft, so erklärt sich diese Eigenschaft aus der eigenthümlich amerikanischen Brodbereitung, indem das von den Indianern gebackene Maisbrod so süss ist, dass es Heckewelder widerstand *). Assal sagt: »Obgleich die Inseln der Caraiben Salz erzeugten, so bedienten sie sich dessen dennoch nicht; daher war ihr Kassava-Brod für manchen Europäer eckelhaft-süss« **). So findet man auch in anderen Fällen, dass die hebräischen Gebräuche auf dem Festhalten uralter amerikanischer Sitten beruhen, die sich in unserem Erdtheile

*) Heckewelder, Nachricht von den indianischen Völkerschaften. Göttingen 1821. S. 326.

**) Assal, Nachrichten über die früheren Einwohner von Nordamerika etc. Heidelberg 1827. S. 120.

noch bis in die Zeiten der Entdeckung und weiterhin erhalten haben.

3.

Mehr solche Einzelheiten anzuführen, enthalte ich mich, um Ihre Geduld nicht zu missbrauchen. Ich habe jedoch noch Etwas im Rückhalte, worauf ich ein grosses Gewicht lege, und womit ich Sie bekannt machen muss.

Es wurden nämlich auf der Insel Haiti wunderliche, ja abgeschmackte Sagen und Fabeln erzählt, welche an sich werthlos sind, aber eine wichtige Bedeutung für uns dadurch erhalten, dass sie sich, wie man darthun kann, mit Hülfe semitischer Wortspiele gebildet haben müssen. Es sind Spielereien jener Art, an welchen sich Volk und Kinder auch innerhalb der europäischen Raçe ergötzen, so dass eine auffallend in's Ohr tönende Reihe von Alliterationen und ähnlich klingenden Wörtern und Wortverbindungen die Hauptsache, Sinn und Inhalt aber gleichgültig ist, und die Sätze in letzterer Beziehung so nichtssagend und albern sein können, als nur immer möglich ist. Englische Beispiele werden Ihnen von selbst einfallen; ich will Ihnen ein Paar solche aus deutschem und französischem Sprachgebiete zum Besten geben.

»Wenn Wasser Wein wäre, wie wollten wir weisse wollene Westen waschen!«

»Fischer Fritz fischt vier frische Fische; vier frische Fische fischt Fischer Fritz.«

Didon dina, dit-on, du dos d'un dodu dindon.

J'ai un point dans mon pourpoint, qui me pique et qui me point. Si je savais le tailleur qui a fait mon pourpoint, je lui donnerais autant de coups de poings qu'il y a de points dans mon pourpoint, qui me pique et qui me point.

Uebersetzt man Etwas der Art in eine andere Sprache, wo die Lautähnlichkeiten und Wortspielereien wegfallen, so begreift man nicht, wozu das soll, und wie man an solchen Absurditäten ein Gefallen finden kann.

Dass die Hebräer ganz dieselbe Art von Wort- und Lautspielen gehabt haben, lässt sich aus der Bibel nachweisen. Der Unterschied ist nur der, dass der Inhalt der Sätze in diesem Falle sinnvoll ist und nicht zur Albernheit herabsinkt. So im Segen Jakobs, wo mit dem Namen Gad die Formen *gud*, drängen, und *gedud*, Kriegsschaar, verbunden werden, so dass der durch Häufung ähnlicher Klänge auffällige Satz entsteht: *Gad gedud jegudennu wehu jagud akeb*, d. i. »*Gad*, Dränger bedrängen ihn, doch er drängt sie auf der Ferse zurück.« So, in ernster Weise, begann wohl der Gebrauch, und sank dann zu bedeutungslosem Spiel und Scherze herab. Im Buche der Richter*) kommt das Lautspiel vor: *Bilchi hachamor chamor chamorathaim* d. i. »mit einem Eselskinnbacken (schlug ich) einen Haufen, zwei Haufen.« *Chamor* heisst nämlich Esel, ist aber auch so viel als *chomer*, Haufen. Jeremias**) ruft: *pachad wapachath wapach alecha!* Schrecken, Grube und Fallstrick über euch! Wo de Wette nachahmend: »Grauen und Grube und Garn« übersetzt.

Ich theile Ihnen nun eine jener haitischen Fabeln mit, wo sich die Erzählung ursprünglich an dem Faden des Laut- und Wortspieles fortleitet, was aber nicht unmittelbar erkennbar ist, weil in der Nacherzählung die Anklänge verloren sind. So heisst es: Nach einer grossen Ueberfluthung des Erdreiches seien vier Brüder hungernd umhergeirrt, hätten einen Bäcker getroffen und ihn um Brod gebeten.

---

*) Cap. 15, 16.

**) Cap. 48, 43.

Der aber habe statt dessen einem der Brüder auf die Wange gespieen; dadurch sei eine Geschwulst entstanden und aus dieser; als man sie öffnete, ein Weib gekommen, welches die vier Brüder, die ohne Weiber gewesen, zur Frau genommen *). Nun vergleiche man im Hebräischen und Chaldäischen **) folgende Formen: *aragh*, *arak*, Erde, *rachaz*, schwemmen, *arach*, wandern, *arbagh*, *rebagh*, vier, *rik*, *rek*, von ungestilltem Hunger gebraucht, *ragheb*, hungrig, von Hunger entkräftet, *rakik*, Kuchen, Fladen ***), *ghug*, Brodkuchen backen, *raghah*, begehren, *rakak*, spucken, anspucken, *rok*, Speichel, *rakkah*, Wange, *rachasch*, aufquellen, *rachab*, sich aufthun, in der Conjugat. Hiphil öffnen, *rachamah*, *rechem*, Weib, Mädchen, *racham*, lieben, *raghjah*, *reghah*, Geliebte, Gefährtin.

Eine absichtliche Combination von ähnlichen Lauten, wo besonders die Cônsonanten *r* und *k* nebst ähnlichen, wie *g*, *ch*, *gh*, vortönten und die Sylben *rak* und *kak*, in allerlei Modificationen wiederkehrten, ist hier wohl unzweifelhaft. Wie könnte so der Zufall spielen! An dem Faden dieser Lautähnlichkeiten spann sich das Märchen fort, unbekümmert um die wunderlichen und unsinnigen Vorstellungen, die dabei herauskamen, ja vielmehr an dieser Tollheit ein volksthümliches Wohlgefallen habend ****).

Ich könnte Ihnen noch ein zweites Märchen mittheilen und eben so aus den semitischen Idiomen erklären. Es be-

---

*) Petri Martyris Ocean. Dec. I. lib. IX. p. 106.

**) Das fremdartige ע ist hier immer durch *gh* ausgedrückt.

***) Vergl. amerikanisch Hudsonsbay *arakana*, Brod.

****) In mythologisch-ernster Weise hat Kanne die Sache behandelt; so in seinem Pantheon S. 598 f. Auch er hat *rakak* speien, *rakik* Kuchen verglichen.

zieht sich auf die Organisation des Weibes; es ist namentlich ein durch die Worte *nekebah* und *nakab* gebildetes Wortspiel darin zu erkennen; ich sage nicht mehr, um nicht Ihr Zartgefühl zu beleidigen *). Man scheint mit so unfeinen mythischen Spässen das weibliche Geschlecht geneckt zu haben. Das ist an und für sich sehr interesselos. Aber ich halte diese Spuren in sprachlicher Hinsicht für wichtig und entscheidend genug, um behaupten zu dürfen, man habe vordem in Haiti einen Dialekt gesprochen, der mit dem Hebräischen identisch gewesen oder doch die grösste Verwandtschaft und Aehnlichkeit gehabt.

4.

Reste dieses Sprachstammes fehlen auch in den benachbarten Theilen des Festlandes nicht; ich will Ihnen ein Paar Beispiele aus Yucatan und seiner Maya-Sprache, aus Florida und den östlichen Theilen von Südamerika nennen.

Die Halbinsel Yucatan fällt schon durch ihren Namen auf, der so deutlich an den biblischen Namen Joktan mahnt **). Hier findet sich z. B. *zac*, weiss, vergl. hebr. *zach* mit derselben Bedeutung; *cab*, hebr. *caph*, Hand ***);

---

*) Die Wissenschaft kennt keine Pruderie und darf Alles sagen, was zur Sache gehört. Man erzählte zu Haiti, das aus der Wangengeschwulst entstandene Weib habe Anfangs des sexualen Organs ermangelt; aber ein Vogel habe ihm dasselbe mit dem Schnabel gebohrt. Hebr. *nekebah* heisst Weib, und *nakab*, bohren.

**) Vergl. die Namen der Yucayos, der alten Bewohner der Bahama-Inseln, und die Form Jucati, welche durch *Indi Hispaniolae septemtrionales* erklärt wird.

***) Vergl. auch Insel-Cariben *nu-cabo*, maypurisch *nu-capi*,

cappel, zwei, chald. *kappel*, hebr. *caphal*, zweifach, doppelt machen, *caphul*, doppelt etc. In Florida befand sich ein den Apalachiten heiliger Cultus- und Tempelberg, Namens Olaimy, Olämi, der durch ein prächtiges Höhlenportal ausgezeichnet war *). Damit vergleicht sich hebr. *ulam*, *elam*, Halle, Porticus, besonders die Halle an der Vorderseite des salomonischen Tempels. In apalachitischer Sage tritt der See Theomi aus und verursacht eine grosse Fluth; hebr. *tehom*, Fluth, *tehom rabba*, das grosse Wasser, Meer. Als Endsylbe vieler Caraiben- und Cumanagotennamen kommt *cuar*, Bergschlucht vor, wie *Guaymacuar*, Eidechsenschlucht; hebr. *chor*, Berghöhle. Das tamanakische *puti*, Weib, stimmt wohl auch nicht zufällig mit dem hebr. *poth* überein. Arawackisch in Surinam *adajjahün*, Herr **), ist wohl das indianisch gedehnte hebr. *adon* ***). Das derselben Sprache angehörige *ulluahü*, welches durch *vita*, *anima*, *animus* erklärt wird, kommt mit dem hebr. *eloah*, Gott überein ****). Das ebenfalls arawackische *ruruu*, kothig

---

meine Hand etc., wo *nu* der pronominale Vorsatz ist; arawackisch in Surinam *ükabbuhu*, Hand.

*) Rochefort, Hist. des Antilles c. 8.

**) Im arawackischen Vaterunser bei Quandt; sonst ist *adajjahü* angegeben.

***) Adonai für Gott will der Jude Montesinus bei einem Indianerstamme gefunden haben, der sich vom israel. Stamme Ruben ableitete und Abraham, Isaak und Jakob als seine Ahnherren nannte. Es wird darüber näher in einer Nummer der II. Abtheil. die Rede sein. Maranha *atuyuna* bedeutet Greis, wohl in ehrendem Sinn.

****) Die Jumanas nehmen eine gute und böse Gottheit an, wovon sie die erstere Uauüloa nennen. Martius, Ethnogr. I. S. 485.

sein, *ruruli*, Roth, Moder, berührt sich mit dem hebr. *rur*, schleimen, *rir*, Speichel, Geifer. In Guiana finden sich ferner Aehnlichkeiten, wie nachstehende.

Puguli, ein Giftbaum, mit dessen Milch die Indianer ihre Pfeile vergiften; hebr. *piggul*, gräulich, abscheulich *). *Coumery*, Rothholz; hebr. *chamar*, roth sein, *camar*, entbrannt sein. *Hummari*, Kopfbinde von an einander gebundenen Federn; hebr. עמר, *omer*, *ghomer*, Garbe. *Pagaye*, ein dünnes Ruder, womit grosse Wellen auf's Schnellste zerschnitten werden; hebr. בקע, *baka'*, spalten. *Sura* ist in Guiana eine indianische Hütte, ein Stockwerk hoch, *kubuya*, ein niedriges Haus; vergl. arab. und hebr. *sur*, *schur*, Mauer, auch Stadtname, und *kubbah*, Schlafgemach, wovon spanisch *alcova*, Alcoven. *Tabui* ist in Guiana Halle, hebr. *ta*, chald. *tewah*, Zimmer, Gemach, von *tawah*, wohnen. Für Sonne und Tag ist im Süden ein Wort verbreitet, das ich in folgenden Formen angegeben und geschrieben finde: brasil. *cuarassi*, guaran. *quarasi*, *cuarazi*, Tupi *coaracy*, gemein-brasil. *arassu*, omaguisch *huarassi*. Das ist doch wohl kein anderes, als das hebr. *cheres*, *charsah*, persisch *khor*, *khorschid*, Sonne, Coresch, Cyrus, welcher Name von diesem Worte kommt **). So ist auch ein

---

*) Brasilianisch ist *mumuré*, eine Milch, die aus giftigem Holze fliesst; hebr. *merorah*, Gift, *meriri*, giftig. Wenn im Hebr. *chemah* zugleich Gift und Milch heisst, so kommt das wohl von dem milchartigen Safte solcher Giftbäume her.

**) Der Grundlaut ist wahrscheinlich *char*, *car*, *cor etc.* mit der Bedeutung Glanz, Pracht; daher auch die Namen für Gold und Putz, wie tamanak. *caricuri*, carib. *caricuru*, peruan. *cori*, *curi*, Gold; Humboldt, Reise IV. S. 718; hebr. *charuz*, Gold, *charusim*, Perlen- und Korallenschnüre; *charit*, Geldbeutel, auch

Wort für Stern in ziemlich durchgängigem Gebrauche: *Galibi serica, siricco*, Yaoi *chirikka*, tamanak. und otomak. *cirica*, wie es verschiedener Aussprache und Schreibart nach verzeichnet ist; »die Macusis, Cariben, Arawaaks etc. nennen einen Stern *seriko, serika, serigu*,« sagt Schomburgk*); Guiana *xeric*, das Siebengestirn; und diese Formen hängen doch wohl mit dem hebr. *sarach*, *serach*, aufgehen, Aufgang, von Licht und Sonne, zusammen.

Es giebt unter den Urbewohnern Amerika's bekanntlich eine eigenthümliche Klasse von Leuten, die sich als Zauberer, Beschwörer, Aerzte, Visionäre, Wahrsager, Traumdeuter bethätigen, ja die Rolle des Richters und Gesetzgebers spielen, ein grosses Ansehen geniessen und von wesentlichem Einflusse sind. Manche von ihnen stehen im Geruche einer besonderen Heiligkeit, so dass man sie, ihre Hütte und sonstige Habe selbst im Kriege und bei Plünderungen verschont. Sie erinnern zum Theile an die biblischen Propheten und Gottesmänner, einen Mose, Bileam, Elias etc.; man kann hier wenigstens eine Corruption oder Parodie jenes alttestamentlichen Charakters erblicken. Und nicht nur die Sache, sondern auch der Name stellt sich uns in weiter Verbreitung dar. Man findet ihn, wie er der Caraiben- Tamanaken-

---

als Frauenzimmerschmuck. Ein Halsschmuck der Cariben und das Metall, woraus er gefertigt war, hiess *caracoli*.

*) Reisen in Guiana und am Orinoko S. 424. Er bemerkt dazu, dass hingegen bei den Guinau's, deren Idiom von allen anderen Indianersprachen Guiana's abweiche, Stern *yuwinti* heisse. Hier scheint ein dem Westen eigenes, indogermanisches Element dazwischen gestreut. In der peruanischen Inca-Sprache (Quichua) bedeutet *inti* Sonne; Sanskr. *indh*, glänzen, *Indras*, der Gott des Himmels. *Yuw-inti* ist wohl aus *inti*, Licht und Glanz, und aus *yuw*, lat. *Jov-is, Ju-piter*, Gott, Himmel, zusammengesetzt und bedeutet Himmelsglanz.

und Tupisprache gemein ist, wiewohl in allerlei Modification der Aussprache und Verschiedenheit der Schreibart, in den Formen, *piaye*, *piajé*, *pajé*, *piaché*, *piaccé*, *boyé*, *boyaicou*, welchen wahrscheinlich ein semitischer Ausdruck zu Grunde liegt, so dass sie »Mund Gottes« bedeuten und eigentlich einen inspirirten, Orakel gebenden Priester und Propheten, einen Mann, durch den die Gottheit spricht, bezeichnen, nämlich von *peh*, *pejeh*, *pi*, Mund, und *jah*, Gott. Ich bitte, hiezu die Stelle im Buche Exodus zu vergleichen, wo Jehovah zu Mose sagt: »Ich will mit deinem Munde sein und dich lehren, was du reden sollst.« — »Und Aaron soll für dich reden; und er soll dir Mund sein und du sollst ihm Gott sein« *).

Ein merkwürdiger Fall ist endlich auch folgender. *Anni* heisst in Guiana ein schöner, starker Baum, aus dem sich die Indianer ihre Fahrzeuge verfertigen **); hebr. *oni*, Schiff, Flotte. Sollte man aus solchen Zusammenstimmungen nicht entnehmen dürfen, dass die semitisch redenden Völker hier im Osten Amerika's ihre Urheimath und ihren ältesten Wohnsitz gehabt?

Das Phänomen ist nicht auf diesen Theil des Continentes beschränkt; Spuren der Art sind auch sonst noch durch den ganzen Welttheil hin zerstreut, und das oft so augenfällig, dass sie auch hier nicht einem blossen Spiele des Zufalles zugeschrieben werden können ***). Doch haben

---

*) 2 Mose 4, 11—16. Man muss die ganze Stelle lesen.

**) Schomburgk a. a. O. S. 308.

***) Um ein Paar Beispiele aus der so eben erst erwähnten Incasprache zu geben, so heisst hier *pacar*, morgen, *pacaringa*, Tag werden, *pacarina*, Morgenröthe; hebr. *boker*, die Frühe, der Morgen. So ferner Quichua *yurac*, weiss; hebr. *jerakon*, Blässe des Angesichts. Quichua *sisa*, *sissa*, Blume; hebr. *zizah*, *ziz*, Blume, *siz*, glänzen, blühen. Es hängt damit das hebr. *sizith*,

sich mir dieselben nirgends in so auffallender Weise, wie in den genannten Gegenden des amerikanischen Ostens, namentlich was die alte Sprache Haiti's betrifft, dargeboten. Es kommt dazu der Name Canaan oder wenn man den in unserer Aussprache unterdrückten fremdartigen Kehlhauch darzustellen sucht, *Cana'an. Canaghan* *), womit in diesen Regionen so mancher alte indianische Name stimmt, dass sich die Vermuthung aufdrängt, der Osten Amerika's, speciell der mittlere Theil desselben, das jetzt sogenannte Westindien, habe in alten Zeiten jenen Namen geführt. Der erste Name, welchen der hier anlangende Entdecker des Welttheiles zu hören bekam, war bekanntlich das sehr ähnliche Guanahani; unter den Inselnamen, welche Breton von den Caraiben erfuhr und in seinem Dict. Caraib. mittheilt **), befindet sich für die Grenadilles die Form *Cannouan;* eine Bahama-Insel hiess *Canacan* ***), was der ächten Aussprache des hebr. Namens noch vollkommener entspricht ****).

Vorderhaar, Quaste, Troddeln, zusammen; und auch in dieser Bedeutung ist das Wort amerikanisch: Yucatan *tzotz*, Mixtica *ydzidzique, ydzidzini*, Haar etc. etc. Hebr. *schuschan* ist Lilie, damit stimmt Pebas *susuman*, Blume; Martius, Ethnogr. II. S. 301. 417. *Cocamas* (ein Tupidialekt) ist *sisi*, Blume, *sisou* Gestirn, das. S. 209. 300.

*) Nach der Punctation unseres Bibeltextes, *Cna'an, Cnaghan.*

**) Das Buch ist selten; die Inselnamen sind aber auch bei Humboldt und Martius verzeichnet, bei Letzterem in der Ethnographie I. S. 739 f. II. S. 535. Ein Paar derselben gehen auf *—gana* und *—ganaim* aus.

***) Humboldt, Krit. Unters. II. S. 134.

****) Peter Martyr, Oceanica, Dec. II. lib. X. nennt die Insel Bimini: Aguaneo; Ribero führt eine Insel Guanina oder Guanima unter den Lucayen auf, deren auch Ponce de

5.

Ueberaus merkwürdig finde ich es, dass unter den berühmten Vorfahren der Chiapanesen, einer zum mexikanischen Reiche gehörigen Völkerschaft, die nach diesen Vorfahren ihre Monatstage benannte, neben einander ein Votan, wie ein dort ganz einheimischer Heros hiess, und ein Ghanan erscheint, so dass der dritte Tag dem ersteren, der vierte dem anderen geweiht *). Dies scheint darauf hinzudeuten, dass sich hier ein wodanisches (germanisches) und ein canaanitisches (phönizisches, semitisches) Element gemischt.

Dem alten Systeme nach, welches Alles von der jenseitigen Sphäre ausgehen lässt, müsste man annehmen, dass Menschen und Völker verschiedener Raçe aus Asien nach Amerika gekommen, und daselbst die Spuren ihrer Namen

---

Leon gedenkt, Humboldt a. a. O. S. 150. 152. Columbus spricht von einer Insel Goanin, und *guanin* oder *goanin* ist Name einer Mischung von Gold, Silber und Kupfer, woraus die Indianer Waffen und Bleche verfertigten, Oceanica, Dec. I. lib. VII. Herrera, Dec. I. lib. III. cap. 9. Unter den virginischen Inseln im Osten von Porto-Rico ist eine Namens Guana. Auch der Name Guiana möchte hieherzuziehen sein. In Brasilien sind die Guaycanan. Mehrere Namen der Art, wie den der Paraguana, Jabacuyana, Guayanicomo, Guanimanasse nennt Humboldt in dem Verzeichniss der Völkerstämme am Orinoko; Reise in die Aequinoctialgegenden V. S. 341 ff. Mithridates III. Abth. II. S. 426. 462. 470. 474. Auch der Name Manasse fällt auf; es werden ausser den Guanimanasses auch die Manisipitanas genannt.

*) Clavigero, Geschichte von Mexico I. S. 412. Ein Ghanin kommt in dem Geschlechtsregister der Afghanen vor, welche sich *Bene Iisrael*, Kinder Israels, nennen. Baseler Missionsmagazin 1837. S. 701 f. Gewiss nicht von Palästina, sondern von Amerika her.

und Sprachen gelassen. Was die Phönizier und Hebräer betrifft, so hat es nicht an Gelehrten gefehlt, welche glaubten, das Goldland Ophir, nach welchem jene beiden Völker zusammen Schifffahrten unternommen, sei amerikanisches Land gewesen *). Bekannt ist ferner die so oft geäusserte Meinung, dass die verlorenen Stämme Israels einen Weg nach Amerika gefunden, und dass namentlich die nordamerikanischen Indianerstämme deren Abkömmlinge seien **). Um aber zu zeigen, dass die Sprachen Amerika's, denen jedenfalls ein hohes Alter zuzuschreiben ist und von den Sprachforschern wirklich eingeräumt wird, auch in Rücksicht der ihnen, wie es scheinen möchte, aus der jenseitigen Hemisphäre beigemischten Bestandtheile von sehr alter und ursprünglicher Natur seien, muss ich noch einige interessante Entdeckungen zur Sprache bringen.

6.

Wörter, die, was die Idiome der alten Welt betrifft, in keine einfacheren Elemente zu zerlegen sind, lassen sich mit Hülfe unserer alten Indianersprachen auf solche Ele-

---

*) Dafür lässt sich Manches sagen. Ayaviri und Cacayaviri hiessen peruanische Landschaften. Nach einem kosmogonischen Mythus der Societätsinsulaner umarmte der Sohn eines Felsen den Sand des Meeres, der sodann einen Sohn Ti und eine Tochter Opira gebar. So könnte es allerdings scheinen, als sei Ophir ein alter Name des Küstenlandes Peru gewesen. Auch kommt 2 Chron. 3, 6 eine goldreiche Gegend פַּרְוַיִם vor, woraus schon Kanne den Namen Peru, פרו, zu entnehmen gewagt.

**) Auch dafür lässt sich sehr viel anführen. Aber es beweist doch Alles nur irgend einen Zusammenhang, nicht welchen.

mente zurückführen, wobei sich Wortbildungen geltend machen, die den Indianersprachen eigen, in denen der jenseitigen Hemisphäre aber, so weit ich sie kenne, nicht getroffen werden. Ich wähle, um das darzuthun, folgende Fälle aus.

Hebräisch ist *tabbur* Berg; bekannt ist der Name des Berges Thabor, bei Josephus Itabyrion, Atabyrion. Hiemit ist in Amerika zu vergleichen: Jaoi *tabu*, maypurisch *tapu*, Galibi *tobu*, caribisch *tebu*, tamanakisch *tepu*. Stein, Fels, mexicanisch *tepetl*, Berg, mit der mexicanischen Substantivendung *tl*, tamanakisch *tepu-pano*, Steingegend, *tepu-iri*, Berg. Diese letztere Form stimmt mit den erstgenannten Wörtern und Namen, *tabbur*, Thabor, Itabyrion zusammen und hat ihnen auch wohl den Ursprung gegeben. Jene merkwürdigen Felsen mit Charakteren und Figuren, von welchen Gilii, A. v. Humboldt und Schomburgk melden, heissen maypurisch *tapu mereme*, bemalter Fels; sonst heissen sie bei den Indianern auch *tamurumu*, was Schomburgk für eine Verderbung aus *tapu mereme* hält; sie werden auch *timeri*, *timehri* genannt *). Im Hebräischen, Talmudischen und Arabischen finden sich die Formen *thimarah*, *thimorah*, *thimmur*, *thamur*, *thamrurim* für Palme, Säule, aufgerichtete Säule, Wegweiser, Thurm, architektonische Zierrath. Ist nun jenes indianische *tumurumu*, *timehri* in der That aus *tapu mereme* entstanden, und hängen auch hier die vergleichbaren semitischen Wortformen mit den amerikanischen zusammen, so ist das Verhältniss auch hier wieder dieses, dass die ersteren auf einer amerikanischen Wortbildung beruhen. Daraus wäre zugleich auf das ausserordentlich hohe Alter jener »bemalten Felsen« Südamerika's zu schliessen.

---

*) Rob. Herm. Schomburgk, Reisen in Guiana und am Orinoko. Leips. 1841. S. 399.

Hebräisch *khethoneth*, *cuttoneth* ist Unterkleid, Leibrock, *tunica*, griech. *χιτων*; im Chaldäischen, Syrischen, Arabischen dasselbe Wort mit verschiedener Aussprache: *khidan*, *khedono* etc. für Lein, leinenes Zeug, Baumwolle, baumwollenes Zeug, *cotton*, Cattun. Von den Morgenländern, sagt man, erhielten die Griechen ihr *chiton*, das Wort machte den Weg von Osten nach Westen bis zu uns. Aber es ist nicht im Orient entstanden; wir weisen es in der Quichua- oder peruanischen Incasprache nach und zeigen hier auch seine Entstehung auf. Hier heisst *catani*, ich decke, hülle, davon *catana*, Hülle, Kleid. Aber das *n* ist nicht radical; *catani*, ich decke, *catan*, er deckt; in anderen Formen fällt das *n* weg, Imperativ *catai*, Particip *catac* etc. Die Form auf *an*, *on*, *un* ist also wohl aus dieser Sprache her, die sehr alt zu sein scheint. Das männliche Gewand hiess in derselben *cuschma*, worin Sie leicht das griech. *κοσμος*, Schmuck, entdecken werden.

Das hebr. *til*, Lehm, Töpferthon, scheint ein sehr einfaches Wort; Tucano in Amerika ist *diita*, Sanskr. *ditis*, Erde, *dityas*, Erdgeist, womit in griechischer Mythologie der Name des Erdsohnes Tityos und der Titanen, die von ihrer Mutter Gäa wider den Vater Uranus aufgereizt worden, zusammenhängt. Araukanisch ist *tuetu*, irden, von *tue*, Erde, und der Endung *tu*. Hier ist also selbst das scheinbare Urwort *til*, *dit* zerlegt und seine Entstehung aus zwei amerikanischen Elementen klar.

Das hebr. *muth* heisst sterben, *maweth*, chald. *moth*, der Tod. Damit verhält es sich ebenso. Er vergleicht sich mit *muhat*, welches bei den Pimas in Sonora tödten bedeutet, dem *matai*, sterben, in der Chamori-Sprache der Marianen-Inseln, und dem malayischen *maout*. In der amerikanischen Corasprache ist *mueat* Tod; aber die Sylbe *mu* ist hier das Radicale, womit auch das koptische *muy*, Tod,

harmonirt. Wäre das Wort erst vom Hebräischen aus in jene anderen Sprachen gelangt, so würde ein solcher Fall, wie der in der Corasprache, schwerlich vorkommen.

Das hebr. *rosch*, Kopf, womit in Afrika: Harrer *rusa* stimmt, erklärt sich aus einer Wortbildung, die im Guaranischen erhalten, sonst aber unbekannt ist. Hier bedeutet *aca* Kopf, *rosaca*, mein Kopf; *ros*, *rosch*, *rusa* ist wahrscheinlich eine Abkürzung davon und heisst ursprünglich gar nicht Kopf, sondern bloss mein. Hier ist zu bemerken, dass im Amerikanischen die Wörter, welche Körpertheile bezeichnen, mit dem Possessiv-Worte mein oft dermassen zusammenwachsen, dass sie gar nicht mehr davon zu trennen sind *).

Hebr. *nin*, *na-non* ist Kind, Nachwuchs; das Verbum *nan* bedeutet in den abgeleiteten Formen sprossen, *subolescere;* bei den Pimas in Sonora heisst *nunuco* Kind; damit hängt wohl auch griech. *ναννος*, *ναννιον*, Zwerg, Puppe, zusammen. Aber das *n* am Anfang scheint nicht radical zu sein. Maypurisch am Orinoko ist *aniti*, Sohn; *nuani*, mein Sohn; *niani*, euer Sohn etc. und aus dieser zusammengesetzten Form mit Verlust der Pronominalbedeutung möchten wohl obige Wörter geworden sein.

Sehr merkwürdig ist auch der Umstand, dass Wortformen, die in den Sprachen der alten Welt vereinzelt stehen, in denen der neuen, die sich aber auch hier wieder als die eigentlich viel ältere bewährt, Bestandtheile eines systematischen Ganzen sind, aus dem sie dann offenbar herausgerissen und so für sich erhalten wurden. Ein solcher Fall ist rücksichtlich der schon oben angeführten hebr. und chald. Formen, *caphal*, *caphul*, *kappel*, welche Verdoppelung anzeigen, bemerklich zu machen. Das System, aus

*) Ein ähnlicher Fall ist das französische *monsieur*.

welchem sie genommen sind, findet sich noch in Yucatan: *hunppel*, eins; *cappel*, zwei; *oxppel*, drei. Das endigende *-ppel* ist gemeinschaftlich, somit abzuschneiden; die differenten Grundlaute sind *hun*, *ca*, *ox*. Mit *cappel* hängt auch wohl das lat. *copula*, *copulare*, zusammen, eine Verbindung von Zweien besagend *). Aber diese Form steht isolirt; das Ganze, woraus sie genommen, ist zerstört und findet sich nur noch in Amerika.

Sie erkennen aus diesen Beispielen wohl schon deutlich genug, wie, abgesehen von den sich unmittelbar bietenden Aehnlichkeiten, auch ein tieferes Sprachstudium, eine zerlegende Sprachenchemie, so zu sagen, den Beweis liefert, dass Amerika eine ältere Welt, als die sogenannte alte, dass sie insbesondere, was ich in dieser Stunde vorzugsweise darthun wollte, die ursprüngliche Heimath des hebräischen Volksstammes und der sogenannten semitischen Nationen, Sprachen und Dialekte sei.

---

*) Deutsch sagte man vordem »sich zweien« in dem Sinne »sich einer anderen Person zugesellen.«

Siebente Vorlesung.

Ueberblick über das Ganze.

1.

Soll ich Ihnen nun, nach den vorausgeschickten Erörterungen, einen schon etwas näher eingehenden, doch freilich immer nur noch die Gestalt einer hypothetischen Meinung und Vorstellung tragenden Ueberblick über mein geographisch-historisches System geben, so habe ich folgende Reihe von Sätzen aufzustellen, auf die ich in den späteren Vorträgen in geschichtlicher Reihenfolge einzeln und mit Angabe der nöthigen Stützen und Belege zu sprechen kommen werde *).

2.

Im Anfang der Menschengeschichte befand sich in dem stillen Meere, den westlichen Küsten des amerikanischen

*) Da diese Vorträge nicht in vollständiger schriftlicher Niederlegung hinterlassen worden sind, so hat es der Herausgeber für zweckmässig erachtet, manches Speciellere schon hier gleich in den Noten zu erwähnen. Noch Eingehenderes werden die Beilagen enthalten, welche die II. Abtheilung dieses Werkes bilden und, so viel als möglich, zum Ersatze der fehlenden Vorlesungen zu dienen, bestimmt sind; eben so die Abhandlungen der III. Abtheilung.

Festlandes gegenüber, ein jetzt als solcher verschwundener Continent, von dem noch die vorhandenen Gebirgsinseln Polynesiens den zertrümmerten und zerstreuten Ueberrest bilden *). Dieser sich noch jetzt einer paradiesischen Beschaffenheit erfreuende Erdtheil, ein damaliges Festland, oder eine grosse, continentale Insel, wie Neuholland, wird in der Genesis Eden, in der ägyptisch-griechischen Ueberlieferung Atlantis genannt; hier, in dem östlichen Theile desselben, pflanzt Gott, nach biblischem Ausdrucke, den Paradiesgarten, Adams ersten Aufenthalt. Das Heraustreten des Menschen aus seinem ursprünglich friedlichen und glücklichen Zustande wird von der Genesis an das Essen vom Baume der Erkenntniss geknüpft — Symbol des Zusichselbstkommens im schlimmen, zerreissenden Sinne des Wortes. Er war zuerst in reflexionsloser Einheit mit Gott und der gotterfüllten Natur; die Beziehung auf sich in einseitigem Wissen und Setzen seiner selbst brachte den grossen Bruch hervor, an welchem seitdem das ganze Menschen- und Erdenleben krankt. Der Mensch wird aus seinem paradiesischen Ursitz vertrieben und durch feurige Phänomene dahin zurückzukehren gehindert **). Dies deutet das bereits Statt findende Eintreten schreckhafter Erscheinungen an.

Die Menschen scheinen nun völlig an den Ostrand des nachher untergegangenen Continentes hingedrängt worden zu sein. Von da, wo der Uebergang sehr leicht gewesen

---

*) Die von Korallen gebildeten Inseln sind nämlich abgerechnet.

**) »Und Gott Jehovah vertrieb den Menschen und stellte vor den Garten Eden die Cherubs mit den Flammen des Schwertes, zu bewachen den Weg zum Lebensbaum«. Mos. 3, 20.

sein mag *), geht nun eine Auswanderung nach Amerika hinüber und es entsteht daselbst eine Colonie, die ich Gründe habe, ohngefähr in die Gegend von Peru zu verlegen. Hier ist das biblische Nod, das Land der Flucht und der Verbannung, wohin Kain verwiesen wird; hier gründet derselbe die erste Stadt, Chanoch genannt **), welche mit dem Athen der Atlantissage, das sich auf dem gegenüberliegenden Festlande befunden und mit der Atlantis zugleich untergegangen sein soll ***), identisch zu sein scheint; hier ist das rührige, den weltlichen Künsten und Betriebsamkeiten ergebene, Werkzeuge und Waffen erfindende und in Kraft derselben gewaltsam handelnde und herrschende Geschlecht der Kainiten angesiedelt und entwickelt die ihm eigenthümliche Energie. Die Genesis hat uns aus jener Zeit ein wildes Lied erhalten, welches unbändige Rachsucht athmet ****). Weiterhin ist von Riesen

---

*) So beschaffen war nach Plato's Schilderung der Uebergang von der grossen continentalen Insel Atlantis zu dem gegenüber liegenden Festlande in der That; s. oben Vorlesung V. S. 116.

**) Vergl. die amerikanischen Ortsnamen Guanuco, Tiahuanaco, haitisch *conúco*, Pflanzung.

***) Auch Athen, Athenai ist ein amerikanisches Wort; *otaeney* bedeutet nach Heckewelder (Nachrichten von den indianischen Völkerschaften) im Indianischen Stadt überhaupt.

****) 1 Mos. 4, 23:

»Ada und Zilla, horchet meinem Rufe!
Ihr Frauen Lemech's, höret meine Rede!
Ob meiner Wunde streck' ich Männer nieder,
Ob meiner Strieme schlag' ich Jünglinge.
Gerochen wurde Kain siebenfach,
Lemech soll's werden sieben- und siebzigmal.«

die Rede und von Gewaltigen, die von Alters her berühmt, so wie überhaupt von dem Uebermuthe, der Bosheit und äussersten Verderbtheit des Menschengeschlechtes vor der Fluth, wo nur Noah eine Ausnahme macht *).

Der in einseitiger Weise zu sich selbst gekommene, auf sich selbst concentrirte Mensch empfindet und bethätigt hiernach seine noch ungebrochene, gewaltige Kraft in einer Weise, welche die von ihm bewohnte Erde zu einem Schauplatze von Gewaltthaten, Lastern, Gräueln und Grausamkeiten macht, wovon wir uns vielleicht kaum mehr eine Vorstellung machen können. Nun aber, da der Missbrauch menschlicher Vermögenheiten seinen Gipfel erreicht hat, tritt auch die aussermenschliche Natur aus ihren Schranken heraus, und es findet jene kolossalste aller von Sage und Geschichte erwähnten Katastrophen Statt, die wir unter dem Namen der Sündfluth **) kennen, indem von unten vulkanische Kräfte die Erde erschüttern, Wassermassen aus der Tiefe dringen, und sich zu gleicher Zeit die ganze Atmosphäre in Wasser auflöst — eine Verbindung von Erscheinungen, die in partieller Weise auch sonst vorkommt. Die Hauptzerstörung ging im stillen Meere vor sich, traf aber auch einen Theil von Amerika. Die continentale Insel, von welcher wir sprachen, das Eden der Bibel, die Atlantis der ägyptischen Ueberlieferung, ward völlig zertrümmert; zu gleicher Zeit wurde ein Stück der amerika-

---

*) »Noah war ein gerechter und frommer Mann in seinem Zeitalter und wandelte mit Gott.« 1 Mos. 6, 9.

**) Es ist dies eine neuere, durch Verderbung und Umdeutung entstandene Form. Die älteren und ächteren sind die mit *sin*, *sint*, *sind*, d. h. immer, überall, vollständig, gebildeten; *sinfluot*, *sintfluot*, Sindflut, die eine grosse, allgemeine und andauernde Ueberschwemmung anzeigen.

nischen Küste im Westen des Welttheils, wo sich die Urstadt Athen befand, weggerissen und in's Meer versenkt*).

Mitten in der fürchterlichsten Ausartung hatte sich ein besseres Geschlecht erhalten, welches ein stilles, gedrücktes Leben führte **), den Zustand der Dinge beklagte und ahnungsvoll in die Zukunft sah, die dieser übermüthigen Weltzeit ein gewaltsames Ende bereiten würde. Es treten uns hier aus dem Dunkel des vorfluthlichen Alterthums vorzugsweise drei Namen entgegen: Scheth oder Seth, Chanoch oder Henoch und Noach oder Noah; mit ersterem beginnt die fromme Linie; »damals fing man an, den Namen Jehovah's anzubeten«***), — Anfang der Religionsgeschichte. Der »mit Gott wandelnde« Chanoch tritt früher, als es damals gewöhnlich war, vom Schauplatze ab; man glaubt in ihm den Annakos oder Nannakos der Alten zu erkennen, der vor Deukalion gelebt haben, die bevorstehende Fluth vorausgesehen, die Menschen in den Tempeln versammelt und mit vielen Thränen gefleht haben soll, der auch ein altes, von vorzeitlichen Dingen oder kläglichem

---

*) Was Asien betrifft, so büsste es zu dieser Zeit wohl ebenfalls einen Theil seines Festlandes ein, indem sich namentlich die ostindischen Inseln und Archipele bildeten. Doch haben wir uns hiemit in völkergeschichtlicher Rücksicht und was unseren Bibelcommentar betrifft, nicht weiter zu berühren; da die Schrift durchaus nur nach Osten hinweist und die Geschichte der Menschheit ihren Weg von Eden-Atlantis hinüber nach Amerika nimmt. Erst späterhin in Folge der von letzterem Welttheile nach Asien gehenden Wanderungen und Völkerzüge kommt dieses an die Reihe.

**) Es waren, so zu sagen, »die Stillen im Lande,« wie man unsere Pietisten geheissen hat.

***) 1 Mos. 4, 26.

Flehen gebrauchtes Sprüchwort war *). Noah endlich, ein ebenfalls »mit Gott wandelnder« Mann, ist der wunderbare Schiffer, der die grosse Katastrophe übersteht, mit seinem selbstgebauten Fahrzeuge über den die Erde bedeckenden Wassern schwebt und mit seiner Familie und einer Anzahl geretteter Thiere in die neue Periode hinüber lebt.

3.

Eine wichtige Frage ist nun die, wo die Arche gelandet; denn bei der gewöhnlichen Annahme von dem armenischen Berge Ararat kann ich, aus zum Theile schon berührten Gründen, nicht stehen bleiben. Für mich stellt sich die Sache so. Die Arche wird nach Osten getrieben und landet auf einem Gebirge in der Gegend von Westindien. Es ist besonders die Insel Cuba, wo die Untersuchung zu haften veranlasst ist. Dort war noch bei der Entdeckung des Welttheiles die Sage von Noah mit den speciellsten, den biblischen ganz gleichen Zügen von Alters her einheimisch und örtlich fixirt, und selbst in dem Namen Cuba ist, wie sich zeigen lässt, die Bedeutung: Schiff, Arche verborgen **).

Westindien mit seinen Inseln gehörte damals noch zum Festlande ***); das Antillenmeer und der Meerbusen von

---

*) Vergl. Buttmann, Mythologus. Berlin 1828. I. S. 176.

**) S. die betreffende Beilage, Abth. II.

***) Nach Peter Martyr († 1525) war in Amerika die Sage vorhanden, dass die westindischen Inseln ehedem in continentaler Weise zusammengehangen: *innumerabiles Mexicani sinus insulas, quas uno nomine Jucaias dicunt, cum caeteris majoribus, Aiti, Cuba, Jamaica, Borriquen, unam olim continentem fuisse. Ita ex majorum antiquissima traditione ipsos incolas asserere. Labentibus saeculis avulsas vi tempestatis et exiguis fretis divisas in tantum numerum excrevisse.* Ueber das Vulkanensystem der

Mexico, die sich erst später bildeten *), war ein niedrig gelegenes Flachland voll der üppigsten Vegetation, während im Osten ein grosser Gebirgsdamm dem Einbruche des atlantischen Oceans wehrte. Von diesem, wo die Arche aufgesessen, stiegen die Menschen nieder und nahmen die prachtvolle Niederung in Besitz. Daselbst gestaltete sich ein neues Herrscherreich; um diesem ein imposantes Centrum zu geben, fing man hier in einer gegenwärtig zum Meeresboden gewordenen Landschaft eine Stadt und ein pyramidales Riesengebäude zu bauen an, von wo aus Alles energisch zusammengehalten werden sollte. Es war den Unternehmern nicht vergönnt, damit zu Stande zu kommen; die Zeiten der Verwüstung waren noch lange nicht vorüber; ein Fluch lag auf allen Unternehmungen und Werken des in kolossaler Tendenz und Manier titanisch bemühten Menschengeschlechtes. Schreck auf Schreck, Zerstörung auf Zerstörung folgte, wie denn noch heutzutage Amerika ein Land voll physischer Katastrophen und Umwälzungen ist. Bei den damaligen Ereignissen scheinen besonders Orkane ihre Rolle gespielt zu haben, da von solchen in ausserbiblischen Nachrichten die Rede; es treten wohl damals zuerst jene Höllenstürme ein, an welchen noch zur Stunde Westindien leidet **); es war vielleicht der

Antillen, welches eine so grosse Gewalt besitzt, dass es von Zeit zu Zeit sogar das Festland erschüttert, s. Humboldt, Reise in die Aequinoctialgegenden des neuen Continentes, im I. u. III. Theile.

*) »Die niedrige Landschaft ostwärts der Anden von Guatimala und von Neuspanien scheint in's Meer versenkt worden zu sein und bildet jetzt den Grund des Antillenmeeres.« Humboldt, daselbst V. S. 398. Von der grossen Katastrophe, welche diese Umkehrung bewirkte, wird weiterhin die Rede sein.

**) Das Wort *hurrican*, Orkan, ist ein westindisches Wort; s. oben S. 129.

grösste und verheerendste Sturm, der je gewüthet hat, der wohl auch mit einer Erderschütterung begleitet war, welche die errichteten Gebäude umstürzte. Zugleich verfielen, nach Massgabe der alten Ueberlieferungen und einiger noch jetzt in Westindien zu entdeckenden Spuren und Reste des Uebels *), die Menschen in eine Art von Wahn-

*) Es kommt hier z. B. der Fall vor, dass ein epidemischer Wahnsinn ausbricht, von dem man keine Ursache entdecken kann. So geschah es während dem sich Pater Labat, der in den neunziger Jahren des 17. Jahrhunderts reiste und ein bekanntes Werk über diese Inseln geschrieben, auf der westindischen Insel Martinique aufhielt. »Sehr viele Menschen, »sagt derselbe,« verloren, ohne den mindesten Anfall von Fieber und ohne eine andere erhebliche Erkrankung, den Verstand und durchrannten als unsinnig die Strassen, wo sie unendliche Ausschweifungen begingen.« Es folgten darauf zwei andere Krankheiten. Labat beschreibt das betreffende Jahr überhaupt als ein wahres Unglücksjahr, voll Mord, Tod, Gefahr, unbegreiflicher, verhängnissvoller Thorheit, auch was die auf der Insel sich aufhaltenden Mönche und Missionäre betrifft. Man vergleiche mit diesem Berichte, was Graf von Görtz in seiner Reise um die Welt II. S. 9 f. von der Bevölkerung Cuba's (Habana) erzählt. Rücksichtlich der Sprachverwirrung, von der es auf diesen Inseln, selbst unter der weissen Bevölkerung, nicht an noch immer wahrnehmbaren Spuren fehlt, setze ich folgende Stelle aus Orbigny's amerikanischem Reisewerk her. »Guadeloupe ist in zwei Theile getheilt: Grande Terre und Basse Terre. Diese Benennungen sind fehlerhaft; denn Grande Terre ist der kleinste Theil, Basse Terre der höchste. Allein der Gebrauch hat nun einmal diese Ausdrücke geheiliget.« Gewiss sehr sonderbar; denn es ist schwer zu begreifen, wie man sich so verkehrt ausdrücken kann. So scheint in diesen Gegenden die uralte Geistesverwirrung, die hier, wenn wir recht sehen, zuerst hervorgetreten ist, bis in die letzten Jahrhunderte hinein, wenn auch in sehr vermindertem Grade, fortzudauern.

sinn und Geistesverwirrung, die sich auch in ihrer Sprache äusserte, und die sie in feindliche Parteien und isolirte Haufen spaltete, welche in verschiedener Richtung aus einanderstoben. Die Semiten zogen sich damals tief in den Süden, in die heisse Zone hinab, welche damals den uns in der Genesis aufbehaltenen Namen Ur, Feuer, Feuerland, führte *), und nahmen ihren Wohnsitz auf der Südseite des grossen, meerartigen Amazonenstromes, welche Eber, das Jenseitsgebiet hiess, wo sie denn nun als Casdim, wie sie die Bibel nennt, ihre Eigenthümlichkeit ausbildeten. Von

---

Dass die nämlichen Wörter bei verschiedenen amerikanischen Stämmen und Horden eine entgegengesetzte oder sonst seltsam veränderte Bedeutung haben, bemerkt Martius, Ethnographie I. S. 358. So ist Maxoruna *tzy*, Feuer, Cayriri *dzu* Wasser; Cayriri *nambi* Nase, bei den Tupis Ohr. Ist diese Veränderung, wie der genannte Forscher glaubt, eine absichtliche, so giebt sie eine so finster-feindliche Tendenz zur Zersplitterung und Isolirung kund, dass man eine im Wesen des Menschen eingetretene tiefe Störung und Verwüstung auch in diesem Falle erkennt.

*) *Ur, yr* und ähnliche Laute sind in den Sprachen Südamerika's sehr häufig, auch namentlich in Orts-, Fluss-, Thier- und Pflanzennamen. S. Martius, Ethnographie II. S. 95. 409. 415. 421. 451. 484 f. 531 f. Einige dieser Wörter scheinen auf ein Urland zu deuten, von wo aus Wanderungen gingen, wie Aruac *uria*, von, *a, de;* Tupi *ur*, kommen, anlangen; *oar*, geboren werden; man kann sich nicht enthalten, dabei das deutsche ur, lat. *orior, origo* zu vergleichen. Tupi *ore*, wir, wird mit Stolz gebraucht in *Ore-* oder *Ere-Manaos*, d. h. wir, die ächten, wahren Manaos. Es fehlt diesen Lauten in den süd-amerikanischen Sprachen auch nicht die Bedeutung von Licht, Feuer, Hitze, Röthe, Glanz; z. B. Jucuna *uiere*, Baniva *hiviri*, Gestirn; Pimenteira *iramugkquä*, warm; Baniva *ire*, Cotoxo *hyroh, kohira*, roth; Marauha *yrisy*, Feuer, Cariay *uruzy tamisa*, roth, Mayoruna *hourou*, weiss (glänzend, schimmernd) etc.

da nahm dann aus Gründen, welche der biblische Bericht nicht namhaft macht, welche aber wohl darin bestanden, dass das von Ur Casdim ausgehende Geschlecht eine religionsgeschichtliche Mission in den nördlicher gelegenen Theilen Amerika's zu erfüllen hatte, eine rückwärts gekehrte Bewegung ihren Anfang *). Die Familie Therach-Abraham wanderte zunächst nach Charan **) aus, d. h.

---

*) Aehnlich lautend sind viele Namen der über Südamerika hin zerstreuten Indianerstämme, so der der Guaranis, Garanhuns, Guaraunos, Caranaos, Aricorones oder Urucurynys, Uaranacoacena etc. *Guarani* soll in der Sprache des Stammes »Krieger« bedeuten. Auf dem Hochlande Quito finden wir das erobernd eingedrungene Caravolk, welches unter der Dynastie der Schyris von Caran das Königreich Quitu bildete, bis dasselbe 1487 von Inca Huayna Capac eingenommen und zu einer Provinz von Peru gemacht wurde. Velasco, Historia de Quito.

**) Bedeutsam erscheinen die genealogischen Namen 1 Mos. 10, 24 f. Cap. 11, 12 ff., wie namentlich bei Schelach, Eber und Peleg nicht zu verkennen ist. Man übersetzt und erläutert dieselben durch: Entsendung (aus dem chaldäischen Ursitze), Uebergang (in das Land jenseits des Euphrat) und Theilung (in verschiedene Wohnsitze). Vergl. Bohlen, Genesis S. 138. Delitzsch, Commentar S. 306 der 3. Ausgabe. Dass Peleg eine Trennung anzeige, wird von dem Erzähler selbst Cap. 10, 25 angegeben, vergl. hebr. *palach*, theilen, griech. *πελεκυς*, *πελεκαω*, und hebr. *pelech*, Bach. Das Wort erinnert aber auch an das griech. *πελαγος*, Meer; es wird eine Benennung des Riesenstromes gewesen sein, der Südamerika in zwei, auch wohl völkerschaftlich und sprachlich scharf getrennte Theile schied. Der tiefere Süden jenseits des Amazonenstromes mag mit dem im Westen befindlichen Culturreiche zusammengehangen haben, wo, vielen Anzeigen zufolge, der indogermanische Volks- und Sprachstamm herrschte. Es deutet in Abrahams Geschichte, wie schon Andere gesehen, Manches

sie ging mit Ueberschreitung des Riesenstromes in das Ländergebiet über, welches jetzt Guiana heisst, zwischen dem Amazonenstrom und dem Orinoko, dem Rio Negro und dem atlantischen Meere liegt und als ein amerikanisches Mesopotamien beizeichnet werden kann. Als von drüben, aus dem Lande jenseits des Amazonenstromes herkommend hiess Abraham der Hebräer, Ibri, und seine Nachkommen wurden Söhne Ebers und Hebräer, Ibrim, genannt — ein Name, der sich auch in Amerika erhalten zu haben scheint, indem z. B. bei den Apinages *iprié* Mann, *iprom* Weib bedeutet, wo sich die Bedeutung in's Allgemeine erweitert haben würde*). Weiter ging die Wanderung nach Canaan

---

sehr augenfällig auf's Indische hin; aber man hat ihn desshalb nicht aus Indien abzuleiten; denn das Indische selbst hat seine Wurzeln und Anfänge im amerikanischen Urlande. Die Namen Abram und Sarai, die nachher in Abraham und Sara verwandelt werden, sind offenbar nichts Anderes, als die Götternamen *Brahmâ* und *Sarâ* oder *Surasvati*. In den indoeuropäischen Sprachstamm schlägt auch der Name des Feuerlandes Ur, Urim ein, wie gleich aus dem lat *uro*, brenne, erhellt. So darf man auch wohl keinen Anstand nehmen, die Casdim, zu denen die abrahamische Familie gehörte, als die Reinen, *casti*, im Unterschiede von den ausgearteten Stämmen Guianas und Westindiens, zu fassen; vergl. die heilige, zu den Reinigungen im delphischen Heiligthum gebrauchte Quelle Kastalia. Verwandt ist hebr. *chasid*, fromm, *chasidc-Jehovah*, die frommen Jehova-Verehrer.

*) Die Form *iprom* gehört auch dem Dialekte der Carahos an. S. Castelnau, Expédit. und Martius, Ethnographie. Apinages *ipriré* ist Kind, Carahos *iprai-gai*, altes Weib. Die *Noticia do Brasil* vom Jahre 1589 S. 310 erwähnt unter den Tupistämmen die Amoipiras am südlichen Ufer des Rio de S. Francisco, welcher Name nach Einigen: »Leute auf der anderen Seite des Flusses« bedeutet, Hervas, Idea

d. h. in die nördlich vom Orinoko gelegene Region, die heutzutage Venezuela, Caracas, Westindien heisst. Die biblischen Namen haben trotz der Jahrtausende, die seitdem vergangen, in Südamerika und Westindien ihre Spuren gelassen, so die Namen Ur, Charan, Canaan, wie ich zum Theil schon erwähnt und späterhin vollständiger nachzuweisen gedenke.

Die moralische Entartung war zu der Zeit, da der Patriarch in das amerikanische Canaan einwanderte, daselbst auch wieder bis zum empörendsten Gipfel gestiegen; es waren namentlich die paradisischen Landschaften, welche nachher vom Meere überfluthet wurden und jetzt den Grund des Antillenmeeres bilden, mit Stämmen und Ortschaften besetzt, deren Gräuel zum Sprüchworte geworden sind *), und über

---

XVII. S. 25. Man könnte den Namen vom hebr. *am*, Volk, und *eber, Ibri* ableiten. »Die unter den Weissen ansässigen Indianer nennen sich *Canicarûs;* die weiter westlich, besonders längs dem Amazonas wohnenden Stämme dagegen werden von ihnen *Yapyruara*, Leute des oberen Flusses, der Wildniss, genannt.» Spix und Martius, Reise III. S. 1034.

*) Auch bei den Indianern sollen sich Redensarten gefunden haben, welche durch: »Sünde Canaans« und »die Getadelten Canaans« übersetzt werden. Daraus folgt jedoch nicht, dass diese Indianer versprengte Israeliten aus Palästina sind; jenes Canaan ist das amerikanische Urland dieses Namens. Es ist in der That kein Gräuel, kein Laster und keine Unnatur, die sich nicht bei den Urbewohnern Amerika's gefunden hätte; s. z. B. Martius, Rechtszustände und jetzt dessen Ethnographie S. 74 ff. 118. 121. 126. 129. Spix und Martius, Reise in Brasilien I. S. 381. III. S. 1123: »Die menschenähnliche Organisation des Lamantins hat die Indianer zu einem schändlichen Laster gereizt, das sie bei dem Fange eines Weibchens um so häufiger begehren, da sie glauben, dadurch ihr Jägerglück zu befestigen.«

die vom Schicksale nun auch wieder das Todesurtheil gesprochen war. Es erfolgte der Untergang von Sodom und Gomorrha; ein Regen von Sternschnuppen, Feuerkugeln und Meteorsteinen steckte die Ortschaften in Brand; wozu sich eine zweite Katastrophe gesellte, eine partielle Sündfluth, durch welche das ebene Land zum Meere wurde. Vulkanische Kräfte, wie sie hier zu Hause sind, entwickelten sich mit solcher Gewalt, dass der im Osten befindliche Gebirgsdamm, dessen Reste die Antillen sind, zerrissen wurde, der Ocean durchbrach, und Westindien mit dem Antillenmeere und dem mexicanischen Busen seine gegenwärtige Gestalt erhielt. Lot mit den Seinigen hatte sich auf ein Gebirge geflüchtet, das damals zur Insel wurde; daher glaubten seine Töchter, die ganze übrige Welt sei ausgestorben oder wenigstens für sie nicht mehr da, und sie müssten sich, damit ihr Geschlecht nicht ausgehe, des bekannten Mittels bedienen, das hier in der That das einzig mögliche war. Von diesem isolirten Zustande schreibt sich auch wohl der Name Lot d. h. der Verborgene, Verschwundene her.

Im Westen des Welttheils, in der Andengegend, auf den Hochebenen des grossen Gebirgszuges hatten sich damals andere Bevölkerungen entwickelt und andere Herrschaften aufgethan. Dahin war nach altindianischer Sage, wie sie noch bei den Chiapanesen, einer Völkerschaft des mexicanischen Reiches, lebendig war, vom Thurmbau her der Heros Votan gekommen. Die indogermanische Raçe fing ihre Geschichte an; jener ganz deutsche Name war dort so heimisch, dass sich eine ganze Familie so nannte *); und

*) Man könnte den Gleichklang: Votan, Wodan, so auffallend er ist, am Ende doch für zufällig halten; allein die Erscheinung steht nicht einzeln da, es bietet sich eine ganze Gruppe solcher Namen dar. Dahin gehören z. B. die peruani-

Spuren des betreffenden Sprachstammes sind im Westen eben so häufig und offenbar, als man im Osten das daselbst vorherrschende semitische Element gewahrt *). Die Urväter und

---

schen und chilesischen Personen- und Ortsnamen Huascar, Atahualpa, Lautaro, Sacsahuana etc., welche an Oskar, Adolph, goth. Athaulf, Lothar, Luther, Sachsen erinnern. Peruanische Incanamen sind Titu, Titucussi oder Titicussi; die Incas, sagt man, wurden vom Volke *capac titu* genannt, was so viel als Halbgötter sein soll. Man wird hier zunächst auf die römischen Namensformen *Titus*, *Titus Tatius*, *Titius Titienses*, *sodales Titii*; griech. τιω, τιτος, geehrt, lat. *titulus* geführt. Aber diese Namen sind zugleich auch ganz deutsch. In den angelsächsischen Stammtafeln werden als Nachkommen Vodens unter Anderen Titinon, Titmon, Tidil, Titilus oder Titulus genannt; altn. *Teitr*, ein üblicher Mannsname; dazu die Formen *thiuda*, *diot*, *Teuto*, *Tiuto*; *Tuisco* scheint aus *tiudisco* verkürzt, vergl. J. Grimm in der Mythol.

*) Von Sonora und Mexico bis zu Peru, Chili und der südlichen Spitze Amerika's hinab finden sich zerstreute Spuren des Indischen, Griechischen, Lateinischen und Germanischen. In Rücksicht des mit dem Griechischen und Lateinischen zu vergleichenden Chilesischen hat schon Molina eine Wörtersammlung geliefert, worunter sich Aehnlichkeiten, wie *και* und *cai*, *ναι* und nai, *λαμπειν* und *lampaicon*, *πηλος* und *pele*, *ρευμα* und *reuma*, *dapinare* und *dapin*, *lumen* und *lumiñmen*, *vellem* und *velem* etc. finden. Es sind auch peruanische und indische Wörter verglichen worden; die Quichua- und Aymarasprachen können ihre Berührung mit dem Sanskrit und der ganzen indo-europäischen Sprachenfamilie nicht bergen; wir führen aus dem reichen Vorrathe von ungezwungenen Vergleichungen und einleuchtenden Zusammenstimmungen, der uns zur Hand ist und den wir anderswo vollständig mitzutheilen gedenken, nur folgende an. Das indische *nasa*, lat. *nasus*, deutsch Nase, engl. *nose* vermuthet man nicht in den Ursprachen Ame-

Verfahren der Indier, Perser, Aegyptier, Griechen, Römer, Germanen und die Anfänge der Geisteserhebung und Cultur, die sich bei diesen Völkern in Asien, Africa und Europa entfaltete, sind in diese Welttheile von dorther, aus dem Westen Amerika's, gekommen. Dort befand sich das grosse Aegypten, aus dem so viele Völker stammen wollten, das Mizraim der Genesis und des Buches Exodus, das sich durch die beiden Amerika's hin erstreckende, darum Mizraim, Doppelveste genannte, wahrscheinlich jedoch in mehrere einzelne Herrschaften und Cultursitze getheilte Urreich, womit sich schon die hebräischen Altväter berührten, und welches in der Geschichte ihrer Nachkommen von Jakob bis Mose eine so bedeutende Rolle spielt. Dieses, nicht das afrikanische, welches nur eine entfernte Colonie des amerikanischen war, besucht bereits Abraham; späterhin kommt daselbst Joseph empor und noch später geräth hier das Volk Israel in eine schmachvolle, niederdrückende Dienstbarkeit.

---

rika's; es überrascht uns aber Quichua und Aymara *nasa*, Lule *nuo*, was doch schwerlich Zufall ist. Das deutsche und englische Heil, heil, *heal*, ist ebenso in Peru einheimisch gewesen; *haylli* war eine Art von Refrain und Jubelruf, der bei Anstimmung von Freuden- und Preisgesängen zu ertönen pflegte. Im Sanskr. ist die Wurzel *hil*, froh sein; davon ist griech. *ἱλαρος*, lat. *hilaris; hilaria* ein römisches Frühlings- und Freudenfest, peruanisch *illa*, glänzen, *illan*, *illari*, hell; damit hängt wieder eine ganze Reihe von Wörtern zusammen, welche Heiterkeit, Helle, Wohlsein, Rettung besagen, wie *εἰλη*, *ἰλη*, deutsch Helle, *εἰλαρ*, Schutz, Hülfe, *εἰλαπινη*, Festschmaus, *ἱλαυη*, *ἱλευη*, Fackel, *ἡλιος*, Sonne etc. Aus dem Mexicanischen ist ein bekanntes Beispiel *teotl*, Gott, wo *tl* bloss Endung ist, *tetéo*, Götter, *teogotl*, Gottheit, *calli*, Haus, *teocalli*, Gotteshaus, Tempel, Opferpyramide, welche Formen in der auffallendsten Weise mit den griechischen Wörtern *θεος*, *καλια*, *θεοκαλια* stimmen.

Der Osten Amerika's, namentlich das westindische Canaan, schon in seinem Namen das Land der Knechte *), war von Stämmen besetzt, welche von dem Herrschervolke im Westen als Barbaren und Parias betrachtet wurden; letzteren Namen führte das Küstenland Paria, und er ist von da nach Asien gekommen. Aus diesen Gegenden holte man sich die Sklaven und Arbeiter, die zum Städtebau und zur Errichtung kolossaler Bauwerke dienten. Auf diese Weise mussten sich — nicht in Afrika, sondern im Westen Amerika's — namentlich die Hebräer bethätigen **); aber auch andere

*) Von כנע, *cana', canagh*, gebeugt, unterworfen, gedemüthiget sein. Sehr ausdrucksvoll ist in dieser Hinsicht die Stelle 1 Mos. 9, 25 ff., wo Ham unter dem Namen Canaan verflucht und zur absoluten Knechtschaft bestimmt wird: »ein Knecht der Knechte sei er seinen Brüdern« etc. Vergl. was schon oben in der I. Vorles. darüber bemerkt worden ist. Mit den Namen Canaan, Guanahani, Guana, Guiana, Cayenne stimmen denn auch in verschiedenen Sprachen der beiden Hemisphären die Ausdrücke für eine niedrige und verächtliche Menschen- und Thierart zusammen. Die Sklaven in Peru hiessen *Yanaconas*, lat. *canis*, griech. κυων, Guanschen auf Palma *aguyan*, in Amerika huronisch *aguienon*, Camé *okong*, Botocudo *encong, inkan*, Hund; Cãmacans und Cataxo *caun*, Affe; Camacans *cuia*, Chavantes *cuhé*, Schwein, Botocudo *cuian*, Tamandua; s. M. v. Neuwied und Martius in den Wörterverzeichnissen. Die Wassermenschen, die es in Surinam geben soll, heissen *lukku kujaha*, wilde Menschen, arawackisch *lukku*, Mensch, s Quandt, Surinam S. 104. 300. Dazu rabbinisch *goi, gojah*, Heide, Nichtjude; in der Bibel *goi, gojim*, Volk, Völker, insbes. von Nicht-Israeliten gebraucht und oft mit dem Nebenbegriffe des Feindlichen und Barbarischen. Man nimmt auch hier wieder den grossen, beide Hemisphären umfassenden Zusammenhang wahr.

**) 2 Mos. 1, 11 ff.

altamerikanische Völkerstämme, wie die Azteken, Tolteken und Quiché's, welche ganz ähnliche Dinge, wie die Hebräer erzählen und wovon die Letzteren noch von Mose wussten und bei seinem Zuge gewesen sein wollten *), gehörten dazu — Dinge von höchstem historischem Interesse, welche weiterhin **) sämmtlich näher erörtert und erwiesen werden sollen.

4.

Nun kam aber auch über diese westlichen Nationen ein schweres Geschick; es ist unter dem Namen der ägyptischen Plagen bekannt; man hat aber keinen wahren Begriff davon. Es war eine grosse, fürchterliche Krankheitsperiode des alten Amerika, ohngefähr wie der »schwarze Tod« des Mittelalters, der Asien und Europa durchzog und so grauenhaft wüthete, dass es schien, es solle das gesammte Erdleben vernichtet werden ***). Diese altamerikanische Pest war mit grossen vulkanischen Phänomenen begleitet, wozu namentlich auch die sogenannte ägyptische Finsterniss, eine durch Staub- und Aschenregen bewirkte tief nachtende Dunkelheit gehörte. Diese Zeit des Entsetzens, der Noth und der Verzweiflung löste alle socialen Bande; die unterdrückten Völker versagten ihren Beherrschern den Gehorsam, und Mose, der Mann jener Zeit, führte sein Volk, dem sich

---

*) Stephens, Reiseerlebnisse S. 369. Nach einem Manuskripte des Don Juan Torres, des Enkels des letzten Königs der Quiché.

**) S. namentlich unten Abtheil. III. »Israels Wanderzug« §. 25.

***) S. hierüber die vortreffliche Schrift von Hecker und, was die von diesem Gesichtspunkt aus zu beleuchtenden »ägyptischen Plagen« betrifft, des geistvollen Schnurrer Chronik der Seuchen.

noch andere geknechtete oder wildfreie Völkerstämme anschlossen, in den Norden hinauf, der in der Bibel durch den Namen Baal Zephon und den heiligen Berg im äussersten Norden bezeichnet ist, und in den auch die arabische Tradition die Wanderer unter Wegweisung eines Nordlichtes ziehen lässt. Verfolgt zunächst und eingeschlossen konnte man sich nur über das rothe Meer, d. h. über das sogenannte Purpurmeer, Mare Vermejo, im Westen Amerikas, nach Californien hinüber retten. Gerade damals entstand nun, wie das Buch der Weisheit noch ganz bestimmt an die Hand giebt, in diesem Golfe eine vulkanische Bodenerhöhung, welche den Bedrängten zur Brücke diente und dann wieder unter dem Meere verschwand, was dem nachsetzenden Heere zum Verderben gereichte. Dann wurde noch weiter nordwärts gezogen; da stiess man zuletzt auf die gefrorene Behringsstrasse, die man auch wieder »trockenen Fusses« überschreiten konnte, und gelangte von da nach Asien, wo man südwärts zog, um ein warmes, gesegnetes Land zu erreichen.

Das war aber mit neuen, grossen Schwierigkeiten verbunden. Die asiatischen Südländer waren schon besetzt, China, Indien, Persien gestatteten das Eindringen der Wanderer nicht; und so wurde man durch Asien hin westwärts fortgetrieben, wobei man von einer Wüste zur anderen kam, von einer Noth und Calamität in die andere gerieth. Die amerikanischen Culturvölker hatten nämlich schon lange vorher Kolonien ausgesendet, welche in den damals noch wärmeren Norden und von hier aus weiter fort in den Süden Asiens, so wie nach Afrika und Europa zogen und übersiedelten. Die Perser wissen noch ganz bestimmt von ihrem Aufenthalt im Norden und wie sie, durch die eintretende Kälte dieser Region bewogen, von da herab nach Persien gewandert. Die griechischen Colonien, namentlich De-

los, standen mit den Hyperboreern oder übernordischen Menschen, wie man die Amerikaner nannte, in frühester Zeit noch in Verbindung; Reisende, Gesandte und Gaben kamen von Amerika her, und umgekehrt gingen Griechen dahin, um ihr Urland zu besuchen, wo, ihrer Aussage nach, namentlich ihr Apollodienst zu Hause war. Dieser Verkehr aber hörte allmählich auf, als das Klima im Norden rauher, die Wege ungangbarer, die völkerschaftlichen Verhältnisse ungünstiger wurden *). So hatte Israel den doppelten Nachtheil, erstlich dass es in die sogenannte alte Welt, die aber damals die neue war, zu einer Zeit kam, als die Wanderung durch klimatische Veränderungen bereits mit den grössten Nothständen und Gefahren verknüpft war; und dann, dass es Asien nicht, wie frühere Einwanderer, wie namentlich die Perser, die dies noch bestimmt versichern, menschenleer und unbesetzt fand; so dass es lange Zeit genöthigt war, sich in öden, unfruchtbaren Steppen und Wüsten aufzuhalten und daselbst das grösste Elend zu erdulden, bis es sich endlich an den Küsten des mittelländischen Meeres festzusetzen im Stande war.

Israel kam demnach, wie es Jesaias schildert, ja ausdrücklich angiebt **), nicht von Süden und Westen, nicht aus Afrika und dem Lande am Nil, sondern vom Norden und Osten Asiens her, wohin es von Mexico, Sonora, Cali-

*) Man sehe die betreffenden Stellen der Alten, besonders die gewichtvollen Nachrichten Herodot's und die mehr mythisch aussehenden, aber doch auch sehr merkwürdigen Pindar's, Pythia X., wo gerühmt wird, wie Held Perseus in das hyperboreische Wunderland gekommen: »denn Nichts scheine unglaublich zu sein, wenn Götter das Werk zum Ziele führen.« Ueber die Hyperboreer handelt insbesondere unten in der III. Abth. dieses Werkes §. 30 des »israelitischen Wanderzuges.«

**) S. Vorlesung I.

fornien aus gezogen war. Damit stimmt denn auch jener, der herkömmlichen Vorstellung gegenüber so befremdliche, unserer Auffassung hingegen vollkommen entsprechende Umstand, dass es nicht vom Süden, sondern vom Osten her in Palästina eindrang. Da aber gab es einen neuen Kampf. Auch Palästina war schon besetzt; man stiess auf stamm- und sprachverwandte Völker, die eben so, wie die Israeliten und wohl auch mit ihnen das jenseitige Urland verlassen, sich aber auf dem Wege von ihnen getrennt hatten und ihnen vorausgeeilt waren. Diese musste man erst bewältigen, um sich die in Anspruch genommenen Ländereien anzueignen. Erst wenn dies geschehen — es war überdies nur theilweise möglich — sah man sich am Ziele.

So hatte man nun halb Amerika und ganz Asien durchzogen. Die Anreger und Anführer der ungeheueren Wanderung, die Brüder Mose und Aaron, waren todt, eine ganze Generation war aufgerieben; alle, die nach Palästina kamen, waren auf dem Wege geboren, somit kein eigentlicher Amerikaner mehr übrig, zwei starke und unverwüstliche Menschen ausgenommen, Josua und Caleb *), welcher letztere 85 Jahre alt und von noch völlig ungebrochener Kraft war, da er seinen Antheil am Lande in Anspruch nahm, so wie es im Buche Josua als etwas Besonderes und Ausserordentliches verzeichnet ist **).

5.

Es ist wohl der Mühe werth, noch ein Paar besondere Worte über die Himmelsgegenden zu sprechen, von welchen her und nach welchen hin die Menschen vor und

*) Denselben Namen führen wohl in Amerika die Galibi.

**) 4 Mos. 14, 22 ff. Cap. 26, 65. 3 Mos. 1, 35 f. Jos. 14, 10 f.

nach der Fluth gewandert und sich ausgebreitet. Wir haben uns in dieser Hinsicht ganz nach den Angaben und Andeutungen der Bibel und den dadurch an die Hand gegebenen Folgerungen und Vermuthungen gerichtet, und hiebei gefunden, dass sich dieselben auf das Füglichste und Ungezwungenste den oceanischen und amerikanischen Localverhältnissen, die wir dafür in Anspruch genommen, anpassen lassen.

Innerhalb des Zeitraumes, den die Bibel von den paradiesischen Anfängen an bis zur Fluth schildert, nennt und hält sie constant die Richtung von Westen nach Osten fest. Es ist schon gleich der östliche Theil von Eden, wo Gott »den Paradiesgarten pflanzt« *); und von da aus geht der Weg nicht westwärts hin; diese Gegend wird vielmehr ganz unberührt gelassen und immer nur von der weiter nach Morgen fortrückenden Wanderung und Verbreitung des Geschlechtes gesprochen. Adams Weg geht augenscheinlich nach Osten hin; denn östlich vor den Garten d. h. an die östliche Seite und Grenze desselben stellt Gott die Cherubs, die ihm den Rückweg verwehren **). Was Kain betrifft, so nimmt er seinen Wohnsitz ganz ausdrücklich noch weiter weg östlich von Eden in dem

*) 1 Mos. 2, 8. Gewöhnlicher Vorstellung nach fällt Eden mit dem Garten in Eden, dem Paradiese, worin die ersten Menschen vor dem Falle leben, in Eins zusammen. Die Bibel aber unterscheidet. Der Garten ist ein besonderer Theil des Landes Eden; aus ihm, dem Garten, werden die ersten Menschen vertrieben, nicht aber aus Eden, wo sie noch fortwährend ihren Aufenthalt haben und behalten. Aus dem Lande Eden wird erst Kain verbannt. Vgl. Buttmann, Mythologus. Berlin 1828. I. S. 109 ff. 158.

**) 1 Mos. 3, 24.

ausserhalb dieses Landes gelegenen Nod *). Wenn nun Eden eine Insel, wenn es, wie wir anzunehmen geneigt, die Atlantis der Alten war, so ist damit eine, wenn auch nur kurze und unschwierige Ueberschreitung des Meeres ausgedrückt; und wenn wir, unserem Systeme gemäss, diese Insel in das stille Meer setzen, so bietet sich uns für die in Rede stehende Colonie die ostwärts gelegene Küste von Südamerika dar.

Nun kommt die Fluth; die Arche ruht auf den Gebirgen des Landes Ararat, denn dieser Name bezeichnet hier nicht einen Berg, sondern eine Gegend, ein Land. Wo dies gelegen, erfahren wir nicht; denn die Landung in Armenien auf dem daselbst befindlichen sogenannten Ararat ist eine Chimäre. Aber was sehr auffallend ist, die Richtung, welche in der nachfluthlichen Periode die Wanderungen nehmen, ist auf einmal eine ganz umgekehrte; sie geht von Osten nach Westen hin. Die Richtung, welche die Arche genommen, scheint demnach auch wieder eine östliche gewesen zu sein; und Alles, namentlich auch die so auffallend hervortretende und so einheimische Tradition von Cuba, spricht dafür, dass sie auf dem gebirgig erhöhten Theile der Antillenregion gelandet, die damals noch nicht insulanisch gestaltet war, vielmehr noch zum amerikanischen Festlande gehörte. Da man sich nun am Ostrande des Continentes, am Gestade des atlantischen Oceans befand, so begreift es sich, dass die neue Menschenverbreitung nicht weiter ostwärts vor sich ging, sondern die von der Bibel **) bezeichnete westliche Richtung nahm, wo zunächst ein üppig blühendes Flachland winkte. Das biblische Sinear und

---

*) 1 Mos. 4, 16: »Kain wohnte im Lande Nod *kidmath Eden*« — *kidmah* = *kedem*, Orient, Ostgegend.

**) 1 Mos. 11, 2.

Babel, als das Thal, die tiefliegende Ebene, בקעה, bezeichnet, in welche die Menschen hinabsteigen, liegt für uns in der Gegend des Antillen-Meeres, eine nachher zum Grunde dieses Meeres gewordene Niederung. Von hier aus, dem Schauplatze einer socialen Entzweiung und Zersplitterung, bei welcher Alles in jeder Hinsicht aus den Fugen geht, tritt eine Zerstreuung in alle Weltgegenden ein. Während der amerikanische Votan vom Thurmbau her im Westen des Welttheiles anlangt, deutet die Bibel die äquatoriale Zone als diejenige an, in welche die Semiten südwärts bis jenseits des Amazonenstromes hinabgeschleudert werden. Aus dem Feuerlande Ur, speciell dem Ur der Casdim oder Reinen, von dem moralischen Verderben der auf's Neue entarteten Menschheit unberührt Gebliebenen, geht dann Abraham aus, um seine Mission unter den anderen Völkern des Continentes, namentlich in Canaan und Mizraim zu erfüllen, unter welchen Namen erstlich eine mit wilden oder halbwilden Stämmen angefüllte Gegend im Osten, und dann ein Culturreich im Westen des Welttheiles zu verstehen ist. Wir gerathen hiebei auf's Neue besonders in die Antillen-Region, die nun aber zur Zeit Abrahams in Folge einer vulkanisch-neptunischen Katastrophe ihre gegenwärtige Gestalt erhält. Im Westen erdulden späterhin die Israeliten ihre Knechtschaft; dann treten Umstände ein, welche eine Völkerwanderung veranlassen, bei welcher sich die amerikanischen Völkerstämme aus den unwohnlich und verderblich gewordenen südlicheren Gegenden fast alle hinauf in den Norden drängen und einander von einem Punkte zum anderen fortstossen, so dass sich zuletzt der grösste Theil derselben mit oder wider seinen Willen über die Behringsstrasse oder die die beiden Continente verbindende aleutische Inselkette nach Asien ergiesst. Hier geht der Weg naturgemäss von Norden nach Süden, von Osten nach

Westen hin; es ist dies der Weg, den namentlich auch der israelitische Heerhaufen einhält, auf dem er theils durch das Suchen nach einem warmen, wohnlichen Aufenthalt, theils durch die Unmöglichkeit, in die schon besetzten Länder des östlichen und südlichen Asiens einzudringen, fortgetrieben wird, bis man sich endlich, nachdem man so viele Steppen und Wüsten durchzogen, hiebei ein ganzes Geschlecht seinen Untergang gefunden und ein gewissermassen ganz neues entstanden war, im äussersten Westen von Asien eine bleibende Wohnstätte erkämpft — eine Richtung, die sich nicht nur aus unserem ganzen Zusammenhange ergiebt, sondern auch, wie schon mehrmals berührt, sogar bestimmte Volkserinnerungen und ausdrückliche Angaben der heiligen Bücher für sich hat.

Wie wenig Willkür in diesen Bestimmungen herrscht, wie sehr sie sich namentlich nach den biblischen richten und wie harmonisch sich hiebei Alles zum Ganzen gestaltet, das dürfte Ihnen wohl jetzt schon einleuchten; es wird dies noch mehr der Fall sein, wenn Sie die Geduld haben wollen, mit mir der Reihe nach alles Einzelne und Besondere durchzugehen, wie es in einer zweiten Abtheilung dieser Vorträge geschehen soll.

6.

Das ist nun, meine Herren, in seinen allgemeinsten und wesentlichsten Zügen und Umrissen gezeichnet, das historisch-geographische System, das sich mir durch vieljähriges Nachdenken über die betreffenden Gegenstände gebildet hat, das die falschen Ortsbestimmungen urgeschichtlicher Dinge nebst den darauf beruhenden weiteren Irrthümern zu berichtigen und so eine in Rücksicht jener frühesten Zeiträume, Völkersitze, Völkerwanderungen, Katastrophen etc. ganz neue Geschichte zu construiren unter-

nimmt; durch welches einerseits die biblischen Berichte und Darstellungen in ihr wahres Licht gesetzt und von einer Menge sonst nicht zu beseitigender Widersprüche und Ungereimtheiten befreit, andererseits zwei in vorhistorischem Dunkel liegende Welttheile aufgehellt und in den allgemeinen welthistorischen Prozess hineingenommen werden, aus welchem sie in Folge der herkömmlichen Ansichten hinausgeschleudert erscheinen. Bis zu dem Punkte, wo wir unsere übersichtliche Darstellung abgeschlossen haben, d. h. bis zur Ankunft Israels in Palästina, wo sich das amerikanisch-asiatische Wandervolk endlich eine neue Heimath erkämpfte, erstreckt sich das System. Von da an ist in der Auffassung der biblischen Relationen und dessen, was in sonstiger Sage und Geschichte damit zusammenhängt, Nichts weiter zu rügen und zu ändern; die Zweideutigkeiten und Missverständnisse, die bis dahin gewaltet, hören auf, und es bleibt nunmehr in allen ferneren Beziehungen bei den angenommenen und gangbaren Vorstellungsweisen.

Zweite Abtheilung.

Beilagen

zu

Dr. George Brown's

Vorlesungen.

I.

Die Bibeln und Bibelsagen der amerikanischen Urvölker.

Da wir zu behaupten wagen, dass die Genesis, wenigstens ihrer reinen, primitiven Grundlage nach, ein altamerikanisches Buch sei, so ist es zweckmässig, darauf hinzuweisen, dass derartige Bücher, welche zunächst die allgemein kosmischen und menschlichen Urgeschichten enthielten und dann die Geschichte eines besonderen Volksstammes daran knüpften, auch sonst wohl alles Wissenswürdige und Massgebende in sich zu fassen bestimmt waren, bei den Urbewohnern jenes Welttheils in der That im Gebrauche gewesen. Wir heben in dieser Beziehung Folgendes aus.

Teoamoxtli, d. h. das göttliche Buch *), war eine Sammlung von Malereien der Tolteken, jenes berühmtesten und cultivirtesten Volkes von Anahuac, worin die Geschichte, Mythologie, Dogmatik, Moral und Astronomie desselben enthalten und namentlich vom Ursprung und den ersten Wanderungen der Indianer die Rede war, mehrfach entsprechend den Traditionen der Genesis von den ältesten Geschicken des Menschengeschlechtes. Was auch Boturini,

*) So wie wir unsere Bibel »die heilige Schrift« nennen.

der hierüber berichtet *), aus dem Kreise seiner Vorstellungen hineingelegt haben mag — so bemerkt doch auch der kritische Clavigero **): »Daran zweifelt Niemand, der die Geschichte der Toltecas studirt hat, dass sie deutliche und bestimmte Kenntnisse von der allgemeinen Fluth, von der Verwirrung der Sprachen und der dadurch veranlassten Zerstreuung der Völker gehabt, ja dass sie sogar die Namen derjenigen ihrer Vorfahren genannt, die bei jener allgemeinen Zerstreuung von den übrigen Familien getrennt worden waren.«

Dieselbe Gewohnheit, ihr historisches und sonstiges Wissen und Glauben durch Malereien auszudrücken, herrschte, wie bei den Tolteken, so auch »seit undenklichen Zeiten,« wie Clavigero ***) sagt, bei den Acolhuas, den sieben aztekischen Stämmen und allen cultivirten Nationen des Landes Anahuac. »Einige dieser Darstellungen waren historisch, wie z. B. die ersten 13 Gemälde aus der Sammlung Mendoza's, die Reise der Azteken in Gemelli's Reisebeschreibung; andere waren mythologisch und stellten Religionsgeheimnisse dar, von welcher Gattung ein Band in der Bibliothek zu Bologna ist; wieder andere enthielten Gesetze, Gebräuche, Verzeichnisse der zu entrichtenden Abgaben, wohin alle Gemälde vom 14. bis zum 30. in Mendoza's Sammlung gehören« etc. Es befanden sich ferner nach Acosta in Yucatan gewisse, nach indianischer Art gebundene Bü-

*) Lorenzo Boturini Benaducci von Mailand kam 1736 nach Mexico, verschaffte sich eine kostbare Sammlung von alten Malereien und Handschriften, die ihm aber von der spanischen Regierung weggenommen wurde, und machte 1746 zu Madrid einen Abriss des grossen Werkes bekannt, das er hatte schreiben wollen.

**) Geschichte von Mexico Buch II. Cap. 2.

***) A. a. O. B. VII. C. 47.

cher, worin die Eingeborenen ihre Kenntnisse von den Gestirnen, Thieren und anderen Naturgegenständen, ihre Eintheilung der Jahreszeiten, so wie auch die Geschichte ihres Alterthumes sehr genau verzeichnet hatten — kostbare Denkmale der amerikanischen Vorzeit, die ein unverständiger Eifer den Flammen übergab.

»An den Ufern des Ucayale im Osten von Peru fand ein Missionär noch gegen die Mitte des verflossenen Jahrhunderts Bücher mit hieroglyphischen Darstellungen und isolirten Charakteren, welche die Eingebornen von ihren Vorfahren als Ueberlieferungen ihrer früheren Schicksale erhalten haben wollten.« — »Die Pano's hatten alte hieroglyphische Gemälde mit Figuren von Menschen und Thieren und einer grossen Anzahl isolirter, mit bewunderungswürdiger Ordnung und Symmetrie in Linien abgetheilter Charaktere, die der P. Narcisso Gilbar an den Ufern des Ucayale ein wenig nördlich von dem Einflusse des Sarayasu fand, die zusammengelegt unsern Quartbüchern völlig ähnlich waren und die der Missionär mit grosser Mühe durch die Manoa, die einzige der Panos-Sprache kundige Völkerschaft, erlangte, da die Panos den Inhalt als ein vor den Weissen zu bewahrendes Geheimniss betrachteten. Ein alter Pano erklärte am Fuss eines Palmbaums jüngeren Stammgenossen jenen Inhalt, der ehemalige Wanderungen und Kriege ihres Volkes betroffen haben soll, aus diesen altväterlichen Ueberlieferungen« *).

Auf dieselbe Weise sind wohl auch ursprünglich die biblischen Urkunden und Traditionen verzeichnet gewesen.

---

*) Mithridates Th. III. Abth. II. S. 324. 582. Humboldt, Vues des Cordillères I. p. 72. Vorstellung der Caraiben von gebundenen Büchern, dessen Reise in die Aequinoctialg. V. S. 27.

C. Colton *) sagt: »Nicht selten äussern nordamerikanische Indianer beim Anblicke des Bibelbuches, das man ihnen übergiebt und dessen Geschichte man ihnen in grossen Zügen vorträgt: Dieses Buch hat einst unseren Voreltern gehört.« Sie erkennen in dessen Inhalt ihre eigenen amerikanischen Urgeschichten. Dergleichen Züge werden zu Beweisen der bekannten Meinung und Behauptung gebraucht, dass diese Indianer von den verlorenen Stämmen Israels stammen. Aber was man von ihren den biblischen Geschichten entsprechenden Sagen anführt, erstreckt sich nicht über das hinaus, was die Genesis enthält; und schon Clavigero hat die wichtige Bemerkung gemacht, dass die Amerikaner, namentlich die Mexicaner, in ihren Malereien und Traditionen zwar sehr deutlich das Andenken an die Schöpfung, die grosse Fluth, die babylonischen Vorgänge bewahrt, Nichts aber von den, ob auch noch so erheblichen, Begebenheiten gewusst, die sich in der alten Welt weiterhin zugetragen, und die ihnen, wenn sie daran Theil genommen hätten, schwerlich so spurlos aus dem Gedächtnisse gekommen wären. Noch nie hat man unseres Wissens bei den Indianern z. B. Etwas von Josua, David, Salomo, der Wegführung der Stämme gehört. Unseren Forschungen zu Folge findet sich im traditionellen Bewusstsein des alten Amerika alles Biblische bis auf Mose, diesen und einen Theil der mosaischen Heerführung und Wanderung mit eingeschlossen. Dann reisst der Faden ab; und so scheint sich zu ergeben, dass bis dahin Alles, was die Bibel erzählt, dem amerikanischen Welttheile angehört, daher sich daselbst auch so unver-

*) In seiner »Reise zu den nordamerikanischen Seeen und unter den Indianern im nordwestlichen Gebiete im Jahre 1830.« Baseler Missionsmagazin 1834. S. 498.

kennbar, selbst bis in die speciellsten Züge hinein, erhalten hat; alles Uebrige aber der anderen Hemisphäre zufällt, in welcher jene Indianer wohl niemals gewesen sind. Dass rückgängige Bewegungen Statt gefunden, ist nicht undenkbar; aber die mit der Genesis übereinstimmenden Indianersagen sind kein Beweis dafür; sie bilden, indem sie so allein dastehen, vielmehr einen nicht ungewichtigen Gegenbeweis.

So viel auch in den Traditionen der Uramerikaner, so wie in ihren Sitten und Gebräuchen, mit biblischen und jüdischen Dingen stimmt, so ist das doch keineswegs die einzige Analogie, welche bemerklich wird. Eben so sehr wird man in anderen Fällen z. B. an das Indische, Griechische, Aegyptische gemahnt. So hatten die Irokesen die Vorstellung von dem indisch-griechischen Höllenflusse und der mythischen Schildkröte, welche die Erde trägt. Nach der Schöpfungsgeschichte der Quiché, der alten Bewohner Guatemala's, war Anfangs nichts Bestimmtes und Bewegtes, nur Stille, Nacht und Finsterniss; aber ein Schöpfer und Bildner war da, eine mächtige Schlange — was ganz ägyptisch lautet *). Ausser der bibelgemässen Fluthsage hat sich bei den Indianern noch eine andere gefunden, über welche Gilii, Rich. Schomburgk und Humboldt **) berichten und die ganz der griechischen von Deukalion und der Entstehung des neuen Geschlechtes nach der Fluth entspricht.

Was die Literatur der amerikanischen Sagen und Mythen betrifft, so mögen hier noch folgende Citate stehen.

James Athearn Jones, Traditions of the North-American Indians. London 1830.

Ternaux-Compans, Essai sur la théogonie mexicaine. Paris 1840. (Annal. d. Voyag.).

*) Las historias del Origen de los Indios etc. von Pater Francisco Ximenos. Vienna 1857. Vergl. Einleitung S. 16 f.

**) S. auch Martius, Ethnogr. I. S. 646.

Rafn, Cabinettet for americanske Oldsager. (Antiquarisk Tidskrift. Kiöbenhavn 1852 — 54).

Müller, Geschichte der amerikanischen Urreligionen. Basel 1855.

Brasseur de Bourbourg, Popol-Vuh, le livre sacré et les mythes de l'antiquité mexicaine. Paris 1861.

J. G. Shea, Geschichte der kathol. Missionen unter den Indianerstämmen der Vereinigten Staaten 1829 — 60. Aus dem Engl. von Roth. Würzburg bei Etlinger. Der Uebersetzer hat zu diesem Buche einen ethnologischen Anhang gegeben, der S. 596 ff. auch die Mythologie, Theologie und Kosmogonie der Aboriginer berührt und die Gründe angiebt, welche man für die Abstammung derselben vom Volke Israel geltend zu machen pflegt. In letzterer Beziehung ist eine Hauptquelle, die sich durch Glaubwürdigkeit und Wichtigkeit der Angaben auszeichnet, Adair's hist. of. Americans Indians. London 1775 *). Dazu: »Beweis, dass die amerikanischen Indianer die Abkömmlinge der verlorenen Stämme Israels sind.« Von M. M. Noah, Major der Miliz zu New-York etc. Deutsch: Altona bei Hammerich 1838. Man kann aus all dem viel lernen, auch wenn man nicht die beschränkte An- und Absicht der Verfasser theilt. Ein Zusammenhang ist bewiesen; und es sollte nicht für erlaubt gelten, davon so ganz einfach ignorirend abzusehen, oder sich so vornehm-verächtlich darüber zu äussern, wie von Seiten Derer, die anderen Auffassungs- und Denkweisen huldigen, zu geschehen pflegt. Es ist ein Theil der Gesammtwahrnehmung, womit man es hier zu thun, den man anzuerkennen und zu den übrigen Theilen derselben hinzuzuneh-

*) Vergl. Vater's Urtheil in den »Unters. über Amerika's Bevölkerung« S. 15.

men hat, um dann eine Erklärung des Ganzen zu versuchen — das ist die allein aufrichtige und ächt wissenschaftliche Verfahrungsweise. Die Erklärung aber wird, wenn Alles allseitig erwogen wird, schwerlich eine andere, als die unsrige, zu sein vermögen.

II.

Die altamerikanischen Schriftcharaktere.

Die mexicanischen Handschriften sind bekanntlich grösstentheils vernichtet worden, indem man die fremden, unbekannten Zeichen für Zauberformeln hielt, die in Verbindung mit einem teuflischen Aberglauben und Götzendienst stünden — ein zu entschuldigender, sachlich aber nicht genug zu beklagender Irrthum und Verlust. Einige sind gleichwohl erhalten worden, haben zum Theil auch ihren Weg nach Europa gefunden, und werden in den öffentlichen Bibliotheken daselbst als seltene Schätze bewahrt. Die merkwürdigste darunter ist die Dresdner Handschrift, welche im III. Bande der Antiquities of Mexico vollständig in Kupfer gestochen ist. Humboldt hat einige Seiten derselben in seinem Atlas Pittoresque abgezeichnet. Sie wurde 1739 zu Wien für die öffentliche Dresdener Bibliothek erstanden; weiter zurück reicht ihre Geschichte nicht. Sie ist aus der amerikanischen Agave gemacht; man hat sie den mexikanischen Handschriften zugeordnet. Humboldt *) äussert keinen Zweifel über den aztekischen Ursprung derselben; sie hat jedoch in der Ausführung mit den anderen wenig Aehnlichkeit. Die Schriftzeichen scheinen, ungleich

*) Vues des Cordillères p. 266. 267.

den mexicanischen, rein willkührlich zu sein, und es ist möglich, dass sie Tonzeichen sind. Die Zeichnung derselben ist sauber, die Gestalt eine gewöhnlich unregelmässige, aber kreisförmige und sehr kleine; sie sind, wie die ägyptischen, sowohl wag- als senkrecht, meist in ersterer Weise geordnet und scheinen, nach der vorherrschenden Richtung auf die eine Seite hin zu urtheilen, von der Rechten zur Linken gelesen worden zu sein, wie die semitischen. Die in der Handschrift gemalten Figuren haben eine Art von Kopfputz, der einige Aehnlichkeit mit unseren Perücken hat; am Kinn der einen bemerkt man einen Bart; viele davon sitzen mit übergeschlagenen Beinen; die Gesichter sind von der Seite aufgenommen; die Zeichnungen mit einem Geiste und einer Ungezwungenheit entworfen, die sie den harten, eckigen Umrissen der Azteken sehr unähnlich machen. Das Ganze lässt auf eine weit höhere Bildung schliessen, als die aztekische gewesen ist.

Es ist keine Spur zu entdecken, von welcher Gegend man zu dieser Seltenheit gelangte. Man hat an Mittelamerika, an den Wohnplatz jener geheimnissvollen Stämme gedacht, welche die Monumente von Palenque und Mitla gebaut. Prescott, indem er von den Schriftbildern der amerikanischen Gebäude spricht *), sagt: »Man findet im Gebrauche gerader Linien und Punkte eine Aehnlichkeit zwischen der palenqueschen Schreibart und der Dresdener Handschrift. Es ist möglich, dass diese Punkte gleich den Kreisen in der mexikanischen Schrift, Jahre bezeichneten.« In Beziehung auf die palenquesche Schrift heisst es: »Man entnimmt aus den angenommenen willkührlichen Formen der Bilder, dass sie einen sinnbildlichen, vielleicht einen lautlichen Charakter gehabt. Die Bilder sind in senkrechten

*) Eroberung von Mexico II. Anhang.

Linien geordnet und die Köpfe durchgehends nach der rechten Seite gekehrt, wie in der Dresdener Handschrift.«

Der mexicanische Geschichtsforscher Abbé Brasseur de Bourbourg glaubt an das Vorhandengewesensein einer phonetischen Schriftart im alten Amerika. Auch Major Noah in New-York nimmt eine solche an.

C. S. Rafinesque*) hat die verschiedenen graphischen Systeme des Gedankenausdruckes bei den Urvölkern Amerika's in folgender Reihe aufgestellt.

1. Gemalte Symbole oder Hieroglyphen der Tolteken, Azteken, Pano's und Anderer.

2. Umrisse von Figuren oder abgekürzte Symbole zum Ausdrucke von Begriffen, selbst bei den rohesten Stämmen Nord- und Südamerika's.

3. Quipos oder Knoten an Strängen bei den Peruanern und anderen Bewohnern Südamerika's.

4. Wampums oder Stränge von Muscheln und Perlen bei den Indianern Nordamerika's.

5. Runische Schnitte oder Kerben an Zweigen, bei ebendenselben.

6. Runische Marken in Reihenfolge, Worte und Begriffe ausdrückend bei den alten Völkern Nordamerika's und Mexico's.

7. Alphabetische Symbole in Gruppenreihen, Sylben und Laute bezeichnend, das System der Denkmäler von Palenque.

8. Cursive Symbole in Gruppenreihen in den Manuskripten der Guatemaler und Anderer.

9. Sylbenlettern in Reihen, das neuere System der Cherokesen etc.

---

*) Brief an Champollion. Philadelphia 1832.

Ein Kikapuh führte bei seinem Stamm ein Gebet ein, welches auf Ahornstäbe eingeschnitten wurde, und zwar mit Charakteren, die einige Aehnlichkeit mit den chinesischen hatten.

Brachten nun die Israeliten ihre amerikanische Urbibel, welche jetzt das 1. Buch Mosis, die sogen. Genesis bildet, aus jenem Welttheile mit und entstand dann vielleicht in derselben Manier des schriftlichen Ausdruckes sofort auch eine Fortsetzung, wie sie in den übrigen mosaischen Büchern enthalten ist, so fragt sich, welcher Aufzeichnungs- und Darstellungsweise bediente man sich? War es die hieroglyphische der Tolteken und Azteken; war man bereits im Besitze eines alphabetischen Schriftcharakters? Auch Letzteres ist nicht undenkbar, wenn man das Beigebrachte im Auge hat. Wahrscheinlicher aber ist es uns, dass die ältesten Theile der Bibel zu allererst durch eine Art von symbolischer Malerei zu Stande gekommen, wie sie in Mexico gebräuchlich war. Die Mexicaner hatten ja, wie aus ihren Sagen erhellt, am mosaischen Zuge Theil genommen, waren aber nicht mit nach Asien übergegangen, sondern im Norden zurückgeblieben, von wo sie späterhin wieder südwärts zogen. Die hieroglyphischen Malereien wurden in dem Falle traditionell erklärt; und es gab wohl Leute, welche ein ganzes Buch der Art Wort für Wort auswendig wussten, so dass ihnen die Bilder und Zeichen des Buches nur zum Leitfaden und zur Unterstützung des Gedächtnisses dienten.

III.

Das Paradies in der Südsee.

Der Gedanke, dass der Mensch zu allererst auf den Inseln der Südsee aufgetreten, ist nicht ganz neu. Es hat ihn schon Dr. v. Autenrieth zu Tübingen in seinen academischen Reden über den Menschen *) geäussert. Gerade so, meint er, wie auf jener noch jetzt paradiesischen Inselwelt mussten die Naturverhältnisse sein, unter welchen der Mensch entstand und die ersten Zeiten seines Daseins zubrachte; und er setzt dies, wie mich dünkt, sehr schön auseinander, wenn auch nicht Alles, was er vorbringt, dem jetzigen Stande der Naturwissenschaft entspricht. Er macht namentlich die brodartigen Lebensmittel geltend, auf welche den Menschen sein ganzer Bau anweise und welche ihm dort die Natur in so reicher Fülle von selbst darbiete. Er glaubt aus der biblischen Beschreibung Edens sogar herauszulesen, dass es eine Insel war.

In ähnlicher Weise hat sich auch schon Haug **) erklärt. Er weist auf javanische Ueberlieferungen von Zertrümmerung eines Continentes hin und vermuthet, dort in der überschwänglich reichen Naturfülle, dem Vaterlande der Brodfrucht und des Pisangs, möge das älteste Verbreitungssystem des Menschen gewesen sein.

Man wird nicht sagen können, dass diese Ansicht irrationell, unwissenschaftlich, ungereimt sei. Man wird ihr wenigstens als einer Hypothese, wofür sich plausible Gründe vorbringen lassen, die Berechtigung, neben anderen der Art zu existiren und sich so gut, als möglich, geltend zu machen, einräumen müssen.

---

*) Tübingen 1825. S. 6 ff.

**) Allgem. Geschichte 1841. I. S. 77.

Dann aber ist ein System, wie das Brown'sche, eine blosse Consequenz, der man dasselbe Zugeständniss zu machen hat, bis es etwa, sie schlagend zu widerlegen, gelingt. So namentlich in Bezug auf die biblischen Urgeschichten, deren Verlegung in jene fernen Welttheile bis auf die Zeiten Mosis allerdings sehr seltsam und paradox erscheint, aber nur desshalb, weil wir gewohnt sind, sie uns in solcher Nähe vorzustellen. War Eden eine Insel im stillen Ocean, etwa eine ausgedehnte, vom Meere umfluthete Landschaft, die sich nahe mit Amerika berührte, und die dann in einer grossen von Erdbeben, Fluthen und Länderzerstörungen bewirkten Katastrophe in ihrer Totalität zu Grunde ging, so muss die nach Osten gerichtete Verbreitung der ersten Menschenfamilie, welche die Genesis erzählt, nothwendig auf Amerika's früheste Bevölkerung bezogen werden, und es muss sich im Wesentlichen Alles so gestalten, wie es sich unser Freund ausgedacht, sollte er auch in einzelnen, weniger sicheren Punkten fehlgegriffen haben, die dann, ohne dass das Ganze verurtheilt würde, nur als solche zu betrachten und zu berichtigen wären.

IV.

Dante's Vorstellung von der Lage des Paradieses und einer vorzeitlichen Veränderung der Erdoberfläche.

Bei Dante findet sich die frappante Vorstellung von einer vorzeitlichen Veränderung der Erdoberfläche, wobei auf der einen Halbkugel eine grosse Continentalmasse untergegangen, auf der anderen aber, die erst ganz mit Wasser bedeckt gewesen, eine solche neu hervorgetreten sei. Dort

auf der Antichthon oder Gegenerde hätten die ersten Eltern gelebt; dort hätte sich die *prima gente* des Anblicks jener vier herrlichen Sterne, *luce sante*, des südlichen Kreuzes erfreut, »welche zu schauen den nördlichen Gegenden in ihrem traurigen Wittwenstande niemals gestattet ist.« Dies habe sich geändert, indem in Folge jener Katastrophe auf der Erdhälfte, wo das irdische Paradies gelegen, die gesammte Ländermasse untergesunken, dagegen in unserer Hemisphäre ein gewaltiges Festland, dessen Mittelpunkt Jerusalem, emporgestiegen sei. Diese gewiss nicht willkührlich erfundene Annahme gründet sich wohl auf eine uralte Tradition, die mit der von der Atlantis zusammenhängt, welche letztere uns mit dem Eden der Bibel in Eins zusammenfällt. Auf der überflutheten Gegenerde erhebt sich nun nach Dante der Berg oder die Berginsel des Fegefeuers, wobei wir uns nicht enthalten können, an den ungeheueren vulkanischen Feuerschlund der Sandwich-Insel Hawaji zu denken *).

Wir führen diese merkwürdigen Aeusserungen des grossen italienischen Dichters deshalb an, weil sie erstlich zur Bestätigung der Ansicht dienen, dass sich das Paradies der Bibel auf einem durch die Fluthkatastrophe zu Grunde gegangenen Continente des stillen Meeres befunden, zweitens

*) S. bei Dante: Purgatorio I, 22. 37. XXVIII, 78. 91. XXX, 85. Inferno XXVI, 133. Eine Beschreibung des Vulkanes Kiranea findet man bei Ellis, Reise durch Hawaji. Deutsch: Hamburg 1827. S. 117 ff. Es ist hiernach ein Feuersee, ohngefähr zwei Meilen lang und eine breit; über 100 kegelförmige Inselchen, eben so viele Krater enthaltend, erheben sich um den Rand und über die Fläche des brennenden Sees. »Es stellte sich ein ungeheueres vulkanisches Rundgemälde dar, dessen Eindruck durch das beständige Brüllen des grossen, unterirdischen Ofens vermehrt wurde.«

auch darauf schliessen lassen, dass die jetzt sogenannte alte Welt in einem entfernt liegenden Alterthume, von dem aber doch auch noch diese Spur zurückgeblieben, für die neue gegolten, vielleicht sogar als solche bezeichnet wurde, so dass die Meinung entstand, diese Ländermasse sei, während auf der andern Hemisphäre in Oceanien und Amerika so viel Land unterging, zum Ersatze dafür aus den Fluthen emporgestiegen.

V.

Das Elysium des Westens, die Inseln der Seligen und die Gärten der Hesperiden, als Erinnerungen der Griechen von ihrer jenseitigen Heimath her.

Die Alten setzten ihr Elysium in den Westen, an die »Enden der Erde.« So weissagt bei Homer*) Proteus dem Menelaos: »Dich führen die Götter dereinst an die Enden der Erde, zu der elysischen Flur, wo der bräunliche Held Rhadamanthys wohnt und ganz mühlos in Seligkeit leben die Menschen; nimmer ist Schnee, noch Winterorkan, noch Regengewitter; ewig weh'n die Gesäusel des leis anathmenden Westes, die Okeanos sendet, die Menschen gelinde zu kühlen.« Hesiod**) nennt diese glückliche Westgegend *μακαρων νησους*, die Inseln der Seligen, »wo am Okeanosstrom die Helden in Freuden leben.« Nach Pindar***) ist auf diesen Inseln die Burg des Kronos; kühle Seelüfte weben, goldstrahlende Gewächse befinden sich

*) Odyss. IV, 561 ff.
**) Opp. 153.
***) Ol. II, 75 ff.

daselbst etc. Nun ist es doch gewiss auffallend, dass auch in Amerika der Glaube herrschte, die Todten gingen nach Westen über das Meer; so in Chili, Brasilien, Guiana, Nordamerika *). Woher diese Uebereinstimmung? Das System giebt folgende Antwort darauf.

Die in Rede stehende Vorstellung ist eine ursprünglich amerikanische und bezieht sich auf die reizenden Inseln der Südsee, die man einst im vorzeitlichen Amerika sehr wohl gekannt zu haben scheint, welche, wie wir anzunehmen Gründe haben, nachdem die frühesten Bewohner dieses Welttheiles in der Fluthkatastrophe umgekommen, von Amerika aus neu bevölkert worden sind. Die Griechen, eine hyperboreische d. h. amerikanische Nation, brachten jene Vorstellung aus ihrem Urlande nach Asien und Europa und gaben ihr die mythische Gestalt, in der wir sie bei den alten Autoren antreffen.

Wenn man eine Beschreibung der Südseeinseln liest, wie sie Autenrieth, der dorthin das Eden der Bibel setzt, in gedrängter Kürze giebt **), so erstaunt man wohl über die Aehnlichkeit, welche dieselbe mit dem Gemälde hat, welches die Alten von ihren im fernen Westen gelegenen Inseln der Seligen entwerfen.

»Innerhalb der Wendezirkel, auf den Inseln des grossen Südmeeres, wächst noch gegenwärtig der Brodfruchtbaum wild; neben ihm die Pisangstaude mit ihren mehlicht-süssen

---

*) Stevenson, Trav. in South-America I. p. 54. Frezier, Voyage p. 101. Barläus, Brasil. Gesch. S. 711. Gilii, Saggio etc., der von dem westlichen Paradiese der Ottomaken am Orinoko erzählt. Allg. Historie der Reisen XVII. S. 31. Die Chippewas-Indianer setzen nach ihrem Tode in einem steinernen Kahne nach einer schönen Insel an einem grossen See über. Mackenzie, Reisen S. 133.

**) Ueber den Menschen. Tübingen 1825. S. 7 ff.

Feigen; unter vielerlei anderen fruchttragenden Bäumen auch eine eigenthümliche Art wirklich goldfarbiger, apfelartiger Früchte *(Spondias dulcis)*, welcher Forster den Vorzug vor jedem andern Obste giebt *). Nach ebendemselben ernähren schon 3 — 4 von den Brodfruchtbäumen der Gesellschaftsinseln einen Menschen 8 Monate des Jahres hindurch, und selbst für die übrige Jahreszeit bieten sie ihm in überreif gewordenen Früchten noch einen von selbst gesäuerten essbaren Brodteig dar. Die Pisangfrüchte oder Paradiesfeigen, die in den heissen Ländern grösstentheils die Stelle unseres Brodes vertreten, reifen am meisten in der Zeit, wenn der Brodfruchtbaum ausruht, und in Bündeln, die zuweilen die Last eines Mannes sind.«

Wahrlich, das sind die Mutterbrüste der Natur, wie sie dieselben im Anfange der Zeiten ihrem Kinde, dem Menschen, gereicht haben muss.

»Auf jenen kleinen, paradiesischen Inseln drang nicht der Tiger Indiens, der Löwe, die Hyäne vor, noch auch das Krokodil; die Gebüsche bergen keine giftigen Schlan-

---

*) »Der Ewi, uneigentlich der gelbe Apfel genannt, ist so gross als eine Nonpareil, und von heller, goldener Farbe, aber länglich und an Geruch und Geschmack von unseren Aepfeln verschieden, indem er nicht nur eine Steinfrucht ist, sondern auch an Geschmack mehr einer Pfirsche gleicht. Man hat ihn mit dem Ananas oder Mango verglichen Er wächst auf einem grossen, sich prächtig ausbreitenden Baume, zu dreien oder vieren in einem Büschel, wird durch Samen oder Ableger fortgepflanzt, bringt bald Früchte hervor, und ist den grössten Theil des Jahres zeitig. Die Rinde liefert ein durchsichtiges Gummi, Namens Copau, welches dem von dem Pflaumenbaum nahe kommt, und dessen sich die Insulaner statt Pech zu ihren Canots bedienen.« Missionsreise in's südliche stille Meer unter James Wilson.

gen; die Plage aller heissen Länder, jene die Luft erfüllenden Wolken brennendstechender Insekten, aus gifthauchenden Sümpfen erzeugt, sie fehlen ebenfalls. Die Luft ist äusserst rein. Ein immerwährendes Grün bedeckt die Erde, Berge mit Wald beschattet voll klarer Quellen und Bäche, und erfrischende Seewinde kühlen die Glühhitze der tropischen Sonne; mässiger sind hier die durch ihren senkrechten Stand hervorgerufenen tropischen Regen, welche die eine Hälfte des Jahres hindurch unter den Wendezirkeln herrschen; es fehlen die Orkane, die in der Nähe der heissen Continente nicht selten so furchtbare Verheerungen anrichten; und Kälte ist ganz unbekannt.«

Man sieht: Nichts trifft so sehr mit jenen Vorstellungen des griechischen Alterthumes zusammen. Und wie müsste man hier nicht auch zugleich an die Gärten der Hesperiden und ihre goldenen Aepfel denken, welche die älteste Sage an die Enden der Erde, den Okeanosstrom und den äussersten Westen setzt! Das Alles, so fabelhaft es scheint, ist doch keine blosse Dichterfabel. Jene goldenen Aepfel sind vorhanden; sie finden sich dort in der Südsee in Wirklichkeit. Auch hätte man solche Vergleichungen wohl schon längst angestellt, wenn nicht die ungeheuere Entfernung wäre. Wie die Griechen dazu gekommen sein sollten, von der oceanischen Inselwelt und ihrer Beschaffenheit zu wissen, das konnte man sich nicht denken. Durch unser System wird es denkbar. Die scheinbar fabelhaftesten Dinge nehmen eine reale, natürliche und geschichtliche Gestalt an, wenn wir sie als Erinnerungen aus der uralt amerikanischen Heimath fassen. Ausserdem schwebt Alles fortwährend in der Luft; und man hat es mit lauter Mythen und Märchen zu thun, bei denen man oft gar nicht begreift, wie die Alten darauf gekommen sind.

VI.

Eva in den Sprachen und Sagen Amerika's und Oceaniens.

Schawanesisch nach Assal ist *equiwa*, Frau, *niwa*, mein Weib, *kiwa*, dein Weib, wie *nota*, mein Vater, *kota*, dein Vater, nadowessisch nach Carver *ota*, Vater. Weib wird also eigentlich *iwa* lauten; und das ist wohl Eva, *Vulg. Heva*, hebr. *Chawwah*, Eigenname des ersten Weibes; das appellative Wort ist hier zum *nomen proprium* geworden — ein Fall, der bei Vergleichung der Namen und Wörter der »alten Welt« mit denen Amerika's so häufig zu beobachten ist *). Panos nach Castelnau *aico*, Guaycurus nach demselben *iwawo*, Weib.

Bei den Chavantes heisst der Mond *herá* und *oud*, Cherentes *uoá*, Chicriabas *ua;* das bedeutet aber wahrscheinlich im Grunde nur Frau, d. i. Sonnenfrau, wie der Mond in diesen Sprachen sonst wirklich heisst; so bei den Macame-Crans *putt*, Sonne, *put-ourera*, Mond, eigentlich Frau der Sonne, Cayapos *puturua*, dasselbe Wort **).

Die Vorstellung, dass das Weib aus einer Rippe oder einem Knochen geschaffen sei, findet sich in amerikanischen und oceanischen Sagen. Mit Verwunderung hörte der Missionär Gilii ***) diese Tradition aus dem Munde der Indianer am Orinoco, bei welchen er 18 Jahre lang weilte: der Gott Purunaminari habe auf den erstgeschaffenen Mann einen Schlaf fallen lassen, eine seiner Rippen genommen und

*) So ist in den Indianersprachen Athen: Stadt, Hellene und Aegyptier: Mensch, Ibis: Vogel u. s. f., worauf wir in diesem Werke verschiedentlich zu sprechen kommen. Vgl. Einleit. S. 17.

**) Martius, Ethnographie I. S. 257 f.

***) Saggio di Storia Americana etc. Rom 1732.

daraus das Weib gebildet *). Bei den Arecunas, Accawais und Macusis heisst der Weltschöpfer Macunaima; derselbe erschuf erst Pflanzen und Thiere, und dann den Mann. Dieser verfiel in einen tiefen Schlaf; und als er erwachte, fand er an seiner Seite das Weib stehen **). Nicht eine asiatische Ueberlieferung haben hier die Indianer bewahrt; sondern die Genesis, als ein amerikanisches Buch, enthält in diesen, wie in anderen Fällen, eine amerikanische.

In Oceanien finden wir den Namen des Urweibes in der Form *Iva;* mit einem ähnlichen Worte wird Knochen und Bein benannt, dazu auch dieselbe Schöpfungsgeschichte erzählt. Auf der Insel Rotuma, zwischen den Schifferinseln und den neuen Hebriden, heisst der Gott, der die Insel erschaffen haben soll, *Raho* und seine Frau *Iva* ***). Und der englische Missionär Ellis ****) hörte auf Tahiti, der bekannten Societätsinsel, auch wieder ganz dieselbe Sage, wie sie Gilii am Orinoko vernahm: der Gott Taroa habe auf den Erstgeschaffenen, den er aus rother Erde gebildet, einen tiefen Schlaf fallen lassen, dann einen *ivi* d. i. Knochen von ihm herausgenommen und daraus das Weib gemacht. Diese Tradition, sagten die Insulaner, hätten sie gehabt, bevor noch zu ihnen ein Fremder gekommen. Einige behaupteten auch, das Weib hätte *Ivi (Eve* nach engl. Schreibart) ge-

*) »Wie verwunderlich mir das war«, setzt Gilii hinzu, »kann man sich denken; nicht weniger erstaunte ich, als sie mir sagten: Purunaminari habe das Licht vor der Sonne geschaffen.«

**) Martius, Ethnographie I. S. 645. Dazu auch eine Fluthsage, theils der biblischen, theils der griechischen ähnlich. »Diese Traditionen werden von alten Frauen von einer Generation auf die andere fortgepflanzt.«

***) Jahrbücher des Glaubens 1848. H. 5. S. 44.

****) W. Ellis, Polynesian Researches. Lond. 1730. II. p 38.

heissen. »Es ist dies«, bemerkt Ellis, »ein ursprüngliches Wort, und bezeichnet einen Knochen, eine Wittwe und ein Schlachtopfer im Kriege«. Auf Neuseeland ging die Rede, drei Götter, der oberste mit zwei anderen *), hätten den Urmenschen hervorgebracht, das Weib aus seiner Rippe gebildet und *Hevih* genannt, was noch immer Bein bedeute **).

Man sieht, dass dies Alles viel zu selbstständig, sogar in sprachlicher Besonderheit zu fest gewurzelt ist, als dass es durch Juden oder Christen in jene Welttheile getragen sein könnte. Und so wiederholen wir: der Inhalt der Genesis ist von dorther, ein amerikanisch-oceanischer.

VII.

Noah auf Cuba.

1.

Die Ueberlieferung von der grossen Fluth und dem Fluthmann Noah mit den speciellsten biblischen Zügen, so dass die Identität unläugbar ist, tritt uns in Amerika als eine von Alters her auch wieder ganz einheimische entgegen. »Die Mexicaner«, sagt Clavigero ***), »pflegten den Noah Coxcox und Teocipactli zu nennen, die Michuacanesen aber Tezpi. Dieselben erzählten: Es sei einmal eine grosse Sündfluth gewesen, und Tezpi habe sich mit Frau und Kindern, allerlei Gethier und Sämerei auf ein

---

*) Eine solche Trinität findet sich mehrfach in Oceanien und Amerika.

**) Nichola, Narrative of a voyage to New-Zealand. London 1827.

***) Geschichte von Mexico. Abhandl. I. Cap. 2.

Schiff gerettet, das wie ein Kasten gestaltet war. Wie die Wasser sanken, habe er den Vogel Aura fliegen lassen, der nicht wiedergekommen, da er sich von Aas genährt; auch andere nachher ausgesendete Vögel seien ausgeblieben; nur ein Kolibri sei zurückgekehrt und habe einen kleinen Zweig mitgebracht. Von dieser Familie glaubten sie sämmtlich abzustammen.«

Erstaunt man schon hier über die grosse Uebereinstimmung mit der Erzählung der Genesis, so wird man noch mehr in Verwunderung gesetzt, wenn man Folgendes liest. »Von den alten Indianern in Cuba erzählen einige amerikanische Geschichtschreiber, dass sie auf die Fragen der Spanier nach ihrer Herkunft Folgendes ausgesagt. Sie hätten von ihren Vorfahren vernommen, dass die Gottheit Himmel und Erde und alle Dinge geschaffen; dass dieselbe die Menschen wegen ihrer Frevel durch eine grosse Fluth zu strafen beschlossen, ein alter Mann aber die Katastrophe vorausgesehen, ein grosses Fahrzeug gebaut und sich mit seiner Familie und vielen Thieren darauf begeben. Als die Ueberschwemmung nachliess, habe er einen Raben ausgesandt, der nicht wiedergekommen, weil er Aas gefunden; darauf habe er eine Taube fliegen lassen; die sei wieder erschienen und habe einen Zweig des amerikanischen Baumes Hoba im Schnabel gehabt. Wie der Greis endlich wahrgenommen, dass die Erde wieder trocken sei, habe er sein Fahrzeug verlassen, sich Wein von wilden Trauben gemacht *) und sei in Folge dessen trunken geworden und in Schlaf verfallen. Wie er nun entblösst dagelegen, habe einer seiner Söhne dessen gespottet, ein anderer hingegen ihn

*) »Die Weinstöcke wachsen auf Cuba in Ueberfluss und werden so dick, als ein Mannsleib«. Baumgarten, Geschichte von Amerika I. S. 623.

sorglich zugedeckt, wesshalb der Alte bei'm Erwachen Jenen verflucht, diesen aber gesegnet habe. Von dem verfluchten Sohn glaubten sie selber abzustammen, und aus diesem Grunde sämmtlich nackt zu gehen; die Spanier, welche Kleider trügen, möchten wohl von dem anderen herkommen« *).

Je grösser freilich solche Ueberlieferungswunder sind, desto mehr ist der kritische Verstand unserer Zeiten zur Hand, der eine christliche Färbung und Fälschung darin wahrzunehmen glaubt. Allein man braucht bloss die von Catlin beschriebenen Gebräuche des jetzt ausgestorbenen Mandanerstammes zu lesen, um sich zu überzeugen, wie tief diese Dinge in Geschichte und Bewusstsein der amerikanischen Menschheit wurzeln. Dort ward auch noch die Arche nachbildlich dargestellt und zum Centrum eines Cultus gemacht; es kamen Taube und Oelzweig vor **). Solche Culte und Feste hatten die Indianer nicht von Europa her; sie müssen aus den ältesten Zeiten stammen. Wir zweifeln nicht daran, dass auch die westindische Tradition aus ältester primitivster Quelle stammt und nur wegen des gemeinschaftlichen Ursprunges in solchem Grade mit der biblischen stimmt.

---

*) Clavigero a. a. O.

**) George Catlin hat in London eine Schrift erscheinen lassen: O-kee-Pa, a Religious Ceremony and other customs of the Mandans. Diese Indianer waren zum Theile Weisse, keine Halbblütigen, und von zweifelhafter Abstammung, sondern wahre Indianer, ächte Söhne Amerika's. Die Mandans gehörten jedoch zu einer höheren Raçe, ein ruhiger, friedlicher Stamm, von dem man sagte, er hätte nie einen Weissen getödtet. Das O-kee-Pa war der religiöse Brauch zur Erinnerung an die grosse Fluth. Ein Aufsatz: »Feier der mosaischen Fluth bei den Mandan-Indianern« steht im »Ausland« 1867. Nr. 32. S. 765 f.

Die uns hier so ausnehmend wichtige westindische hat auch A. v. Humboldt, dem man eine unkritische Leichtgläubigkeit nicht vorwerfen kann, einer besonderen Aufmerksamkeit und Erwähnung gewürdigt. »Gabriel von Cabrera,« sagt er, »fand auf Cuba eine Ueberlieferung, welche jener der Völker semitischer Raçe von Noah gleicht, der zum ersten Male die Wirkungen eines durch Gährung erzeugten Getränkes verspürte. Er setzt hinzu, es knüpfe sich an diese Sage die Vorstellung von zweierlei Menschenraçen, einer nackten und einer bekleideten. Sollte Cabrera zu den Analogien des Weibes mit der Schlange, des Kampfes der zwei Brüder, der grossen Wasserfluth, der Flösse von Coxcox, des Ausspähervogels und so manch' anderer Mythen, die uns unzweifelhaft machen, dass ein Zusammenhang alter Traditionen zwischen den Völkern beider Welten vorhanden gewesen, einen neuen Zug beigefügt haben?«

2.

Dass sich in dem Theile von Amerika, den wir heutzutage Westindien nennen, die Arche niedergesenkt, die Geretteten ihre Wohnsitze genommen und von hier aus die Menschheit nach der Fluth sich erst über das übrige Amerika und dann über die ganze Erdoberfläche verbreitet habe, darauf führt uns nicht nur dieser ganze systematische Zusammenhang; es kommen auch sehr sprechende specielle Gründe dazu, insbesondere was Cuba betrifft. Diese Insel passt zum Schauplatze der von der Genesis berichteten Geschichte Noah's und seiner Söhne auch als Weinland. Auf derselben wurde in den ersten Jahren nach der Eroberung auch von den Spaniern aus wilden Trauben Wein gepresst *). Selbst der

*) Humboldt, Reise in die Aequinoctialgegenden etc. VI. S. 179.

Name scheint zu entsprechen und für diese Gegend, als den Niederlassungsort der Arche, zu zeugen. Ein Theil von Cuba hiess Cubanacan; ganz ähnliche Namen begegnen in der Nähe: Cubao, Cubana, Cacabo waren Provinzen von Haiti; eine kleine Insel hiess Cubagua. Es war dies wohl Alles nur derselbe Name in verschiedener Form, durch Verpflanzung verdoppelt, oder desshalb auf mehreren Punkten haftend, weil mit dieser Benennung, worin man leicht die Bedeutung: Kahn, Schiff, Kasten, Arche erkennt, das ganze Hochland, wo sich das rettende Fahrzeug senkte, und wo dasselbe wohl noch lange nachher, bis es zerfiel, ein Gegenstand des Staunens und der Ehrfurcht war, bezeichnet wurde *). Es liegt hier ein Urwort vor, wie es mit allerlei Modification des Lautes und des Sinnes noch in vielen Sprachen gefunden wird und etwas Gehöhltes, Vertieftes, Umfassendes, Bergendes ausdrückt. So ist z. B. hebr. und chald. *chob*, *choba*, *chuba*, *chubba*, Schooss, Busen; Cobe, ein äthiopischer Hafen, engl. *cove*, Hafen; Sanskr. *kûpas*, *kumbâ*, *kumbhi*, griech. *κυβη*, *κυββα*, cupa, *κιββα*, *κυβας*, *κυπη*, *κυμβη*, *κυμβος*, *κυπελλον*, *κυμβαλον*; mit vortretendem *s*: *σκυφος*, *σκαφος*. *σκαφη*, welche Formen Höhlung, Gefäss, Umkreis, Tasche, Sarg, Schale, Trog, Wanne, Napf, Becher, Kahn, Schiff bezeichnen; so ferner hebr. *caph*, hohle Hand, Pfanne, Schale, wozu die schon oben S. 134 f. angeführten amerikanischen Wörter *cab*, Hand, *nu-cabo*, *nu-capi*, meine Hand,

*) Nach unserer Annahme hatte Westindien nach der Fluth bis zu Abraham's Zeiten hin noch nicht seine insularische Gestalt und bildete einen Theil des Festlandes mit einer Gebirgsgegend, welche nachher durch vulkanische Ereignisse zerrissen wurde und dem atlantischen Meere das Eindringen gestattete; s. die Vorlesungen und die unten folgende Beilage über die Katastrophe von Sodom und Gomorrha!

gehören; lat. *cavus*, hohl, *capere*, fassen, in die Hand nehmen, *cacabus*, *καχαβος*, Topf; hebr. *kebah*, Thiermagen, *chuppah*, Brautgemach, *kubbah*, Schlafgemach, auch im Arabischen, daher spanisch *alcova*, Alcoven, lat. *cubare*, *cumbere*, in Guiana *kubuya*, Hütte, niedriges Haus, engl. und deutsch *coop*, Kufe, Koben, Kober, *coffer*, Koffer, Kübel. Mit *σκαφος*, *σκυφος* hängt Schaff, Schiff, *ship* zusammen. Es tritt theils vor *k* ein *s* und wird mit ihm zum *sch*; theils geht *k*, *ch* in *h* über, welches leicht abfällt, so dass der Anfangsconsonant ganz verloren geht. So haitisch *hara*, Korb, engl. und deutsch *haven*, Hafen, griech. *καπανη* und *απηνη* Wagen, womit sich denn auch sehr ungezwungen der Name Havana, Habana combiniren liesse. Gewisse Fahrzeuge heissen indianisch in Brasilien *ubaa* *), was mit Cuba sehr nahe zusammentrifft; es ist, um die höchste Wahrscheinlichkeit zu begründen, sogar auch das vollständige Wort nachweisbar, so wie es in der Sprache der Cherentes existirt, wo *couba-rai* durch *cymba magna* und *couba-ri* durch *cymba parva* übersetzt wird **).

Noch ist die Form *κιβωτος*, Kasten, zu nennen, die höchst merkwürdiger Weise zugleich ein Beiname der berühmten Stadt Apamea in Phrygien war. »Mir ist kein

---

*) P. Eckart in Murr's Reisen einiger Missionarien etc. S. 175. *Uba*, Einbaum, aus einem Baumstamme verfertigtes Fahrzeug; Martius, Ethnographie I. S. 195. 531.

**) Martius, Ethnographie II. S. 140. Vergl. daselbst S. 136: Chavantes *coubacré*, *cymba*, *couba-jowéreé*, *cymba magna*. Als Benennung eines Hafens von Cuba kommt *Baracoa* vor, worin vermuthlich dieselbe Bedeutung liegt, vergl. das indianische Wort *piraguas* (auf Boriquen oder Puerto Rico), franz. *pirogue*, womit auch *barca*, *barque* stimmt. Die Insel Portorico hiess indianisch *Boriquen*, welcher Name sich noch in dem eines Caps daselbst, *Punta Bruquen*, erhalten hat.

Zweifel«, sagt Buttmann*), »dass dieser Beiname seinen Grund in jener alten Sage gehabt, nach welcher sich der Kasten (Arche) des aus der grossen Fluth geretteten Stammvaters hinter dieser Stadt niedergelassen.« Auch hieher nach Phrygien nämlich wurde der Ararat gesetzt, auf welchem die Arche gelandet. Die sibyllinischen Bücher erzählen nach Erwähnung der Fluth: »In Phrygien lieget

Steil, fern sichtbar ein Berg, mit Namen Ararat heisst er.
. . . . . .
Aus ihm quellen hervor des Stromes Marsyas Adern;
Aber auf seinem Gipfel sich senkend ruhte der Kasten (κιβωτος),
Als sich der Regen gelegt.«

Dann gibt es auch eine Anzahl Münzen von Apamea, die einen auf den Wassern schwimmenden Kasten zeigen, worin ein Mann und eine Frau zu sehen. Auf dem Kasten sitzt ein Vogel und ein anderer fliegt heran, einen Zweig mit den Füssen haltend. Dicht dabei steht dasselbe Menschenpaar, mit aufgehobener Rechte, auf festem Land. Ueberdies sind auf einigen Exemplaren die Buchstaben *NΩ*, auf andern nur noch das *N* zu erkennen. Die Zweifel an der Aechtheit der Münzen, sowie an der von jüdisch-christlichem Ursprung freien Sage sind schon von Buttmann zurückgewiesen.

Hiernach könnte man wirklich glauben, die Arche sei in Phrygien niedergesessen, und Apamea habe davon den Namen Kibotos, Kasten, Arche erhalten. Allein auch hier, wie in Armenien, kann Uebertragung Statt gefunden haben. Das Wort κιβωτος — nebst κιβωριον, Fruchtgehäuse, κιβισις, κυβισις, Tasche etc. — gehört in die oben aufgezeigte, überall verbreitete Verwandtschaft, in welche allem Anschein nach auch Cuba einzureihen ist; man sieht hier

*) Mythologus I. S. 194.

jedenfalls, wie bestimmte Localitäten von der rettenden Arche benannt worden sind, wobei man sich eine Zeit zu denken hat, wo das grosse Ereigniss noch in lebhaftem Andenken stand. Am natürlichsten that man so, und zu allererst wird es geschehen sein, wo die wundersame Schifffahrt wirklich geendet hatte, und das Werkzeug derselben, so lang es dauerte, auch noch in der Folgezeit gesehen, besucht, angestaunt wurde. Wo auf der Erde dieser Ort gewesen, ist Gegenstand der Untersuchung; und die unsrige führt uns nach Westindien, Cuba, Haiti, Portorico hin, dieselbe Gegend, in welche Abraham geräth, als er bei seinem Kriegszuge den Feind bis Choba verfolgt, und in welcher seine Zusammenkunft mit dem Priesterkönig Melchisedek Statt findet.

3.

Sollen wir endlich auch noch unsere Meinung über den Namen Ararat sagen, so ist es nicht schwer, mit Hülfe einer allgemeinen Sprachvergleichung, wie sie bei so uralten Benennungen die oft allein mögliche Methode ist, einen entsprechenden Sinn auch hier zu entdecken. Das Wort ist mit einer in den Sprachen häufig vorkommenden Verdoppelung der Anfangssylbe gebildet, die Basis ist *arat*. Hiezu vergl. in Amerika: Oregones in Maynas *aratay*, Fahrzeug, *cymba* *), und im indogermanischen Sprachstamme Sanskr. *rathas*, *rathyan*, griech. ρεδη, ρεδιον, lat. *rheda*, *rota*, welche Wörter Wagen, Rad, Floss, Fahrzeug bedeuten, deutsch Rad, Ruder, engl. *rudder;* in ερεττω, rudere, ερετμος Ruder, ist auch noch der vorschlagende Vokal erhalten; aus ερετμος ist lat. *remus* geworden. Und so hat es den grössten Anschein, dass auch Ararat nichts Anderes, als Schiff, Arche heisse. Uebrigens scheint das Wort, als

*) Nach Martius, Ethnographie II. S. 297.

Bezeichnung des Landes, der Gegend, in die allgemeine Bedeutung: Land, Erde übergegangen zu sein; in dieser kommen die Formen: Arawacken *ororu*, Bare *raty*, Cayriri *rada*, *rattah* vor.

4.

Wenn nun aber — so fragt man vielleicht — diese ganze Tradition so rein amerikanisch ist, sollte denn in dem Welttheil nicht auch eine Spur vom Namen Noah zu finden sein?

Wenn dieser Name oder ein ihm ähnlicher in den Fluthsagen vorkäme, so würde das wenig helfen, ja sogar als ein Gegenbeweis betrachtet werden können; denn man würde überzeugt sein, dass er von den Europäern herkäme, namentlich von den Geistlichen und Missionären eingeschwärzt sei; und die Sagen selbst würden dadurch verdächtigt werden. Anders ist es, wenn bei den Tecuna's nach der Aufzeichnung von Spix der Grossvater durch *nooe*, die Grossmutter durch *nooeyte* bezeichnet wird *). Hiebei muss bemerkt werden, dass in den indianischen Idiomen die Begriffe: Vater, Grossvater, Greis öfters durch Wörter ausgedrückt werden, welche Aehnlichkeit mit dem Namen biblischer Patriarchen haben. So bei denselben Tecunas, wo nach der Aufzeichnung von Spix *yaquòe* Greis bedeutet **), welches Wort so nah an Jakob anklingt; vergl. Taino *ahiacabo*, Grossvater, Oyambi *cacouawa*, Bart —

*) Martius, Ethnographie II. S. 159. Der Oheim heisst seltsamer Weise *ooe* mit Wegnahme des Anfangslautes, wahrscheinlich um den geringeren Rang dieses Verwandten anzuzeigen, der aber in Amerika doch auch in hoher Achtung stand; s. daselbst I. S. 352 f.

**) Martius, a. a. O. S. 160.

wohl von dem bärtigen Alten benannt *). In der Sprache der Coretu heisst der Vater *tsiacko*, was wir kaum anführen würden, wiewohl es einigermassen an Isaak anklingt; aber Martius bemerkt dazu in einer Note: »Die Brasilianer finden hier Isaak oder Jakob und eine Andeutung jüdischer Abstammung.« Ich entdecke in derselben Sprache etwas noch Auffallenderes und wundere mich, es nicht ebenfalls geltend gemacht zu sehen. Weib wird hier durch *noómi* bezeichnet **); vergl. die Noomi des Buches Ruth. Im Idiome der Cayriri wird Weib durch *rutè* ausgedrückt; hier haben wir auch den Namen Ruth. Wenn das Zufälligkeiten sind, so sind es sehr sonderbare. Doch um wieder auf den Namen Noah zu kommen, so heisst der Grossvater Cayriri *nhiké*, was zwar nicht so unwiderstehlich, wie obiges *nooc* an Noah, Noe mahnt; aber insofern noch treuer ist, als es den zweiten Consonanten des hebr. *Noach* bewahrt. Eine dazwischen stehende Form ist Uainuma *nioho*, was ebenfalls Grossvater bedeutet. Patagon. *nuken*, Mensch, scheint sich auf Noah, als den Stammvater des Menschengeschlechtes nach der Fluth, zu beziehen und gleichsam Noachide zu bedeuten. Culino *noaway* ist Regenbogen, worin auch wohl eine Erinnerung an den Fluthmann und die Zeit liegt, wo sich dieses atmosphärische Phänomen zum ersten Male dargestellt. Sieht man also näher zu, so findet sich der Name Noah in Amerika noch mannigfaltig bewahrt und angewendet; und dergleichen Fälle würden sich bei weiterem Nachsuchen vielleicht noch mehr finden.

*) Daselbst. S. 314. 320.

**) Das Wort kommt auch sonst noch vor: Curetu *nomi*, Weib, *noimi*, Tochter; Cobeu *nomia*, Weib, *nomi hetokou*, Mädchen; Tucano *nomio*, Weib; Oyambi *nimene*, Weib, *nimeni*, Tochter. Martius, Ethnographie II.

VIII.

Ueber die babylonische Urgeschichte.

1.

Das alte Babel lag an der Stelle, die jetzt durch das arabische Dorf Hillah bezeichnet ist. Unter den weiten Ruinenhaufen, die sich hier zu beiden Seiten des Euphrat ausbreiten, imponirt durch Masse und Höhe insbesondere die sogenannte Nimrodsburg, Birs Nimrud, auf dem rechten Stromufer, ein pyramidaler Berg, der aus einer langhingestreckten Basis, einer darauf gethürmten kegelförmigen Masse und endlich einem thurmähnlichen Aufsatze besteht *). Man nimmt an, dass ein Stockwerk im Schutte vergraben liege und ein anderes von der obersten Höhe herabgestürzt sei. In dieser Ruine erblickt man das Ueberbleibsel des einst so berühmten Belustempels, den Nebucadnezar schon vorgefunden, aber verschönert habe; der Unterbau soll von dem vereitelten Unternehmen herrühren, welches die Bibel beschreibt **).

Und hier hat man nun ein Document entdeckt, welches diese Ansicht in der That zu erhärten scheint. Es war nämlich zur Zeit des babylonischen Reiches ein stehender Brauch, bei architektonischen Werken Urkunden einzumauern, welche über deren Entstehung Auskunft gaben; sie

---

*) Die Maasse nach Rich, Ker Porter und Layard: Basis etwa 60, die darauf gethürmte Masse 200, der Aufsatz 35 Fuss Höhe. Rawlinson hat sie indessen nach trigonometrischen Messungen bedeutend reducirt. Journ. of the Roy. As. Soc. 1859. Append. p. 14.

**) Franz Kaulen, die Sprachverwirrung zu Babel. Mainz 1861. Cap. 14.

pflegten in Keilschrift auf thönerne Cylinder eingedrückt zu werden, und solche sind in der Ruine gefunden, übersetzt und erläutert worden. Ob auf diese Interpretationen mit Sicherheit zu bauen, ist die Frage, und das um so mehr, da sie nicht ohne Schwanken und Widerspruch sind, und namentlich Rawlinson von Oppert's Erklärung in wichtigen Stücken abweicht *). Wir wollen indessen nicht weiter daran mäkeln, sondern einfach zusehen, was uns auf diesem Wege dargeboten wird.

Als Urheber des neuen Baues nennt sich in der entdeckten Inschrift Nabudochodonosor, *instaurator pyramidos et turris, filius Nabopallassaris regis Babylonis etc.* Die Wiederherstellung des alten Baues sei im Auftrage des Gottes Merodach geschehen. Er nennt das Gebäude *domum luminum VII. terrae, ultimae memoriae monumentum Borsipporum;* nach Rawlinson: *the wonder of Borsippa.* Ein früherer Fürst, *rex anterior* oder *rex primus*, der erste König, habe es bereits vor 42 Menschenaltern in Angriff genommen, aber nicht vollendet. Die Ursache wären die Menschen gewesen, welche die Worte nicht gehörig ausgesprochen, *sine ordine praeferentes verba;* auch wären störende Naturphänomene, Erdbeben und Gewitter eingetreten. Das ist ganz die Sage, wie wir sie in und ausser der Bibel treffen. Was folgt daraus? Ich führe in dieser Beziehung die Worte von Oppert und Kaulen an.

»*Personne ne contestera le grand intérêt qui se rattache à cette phrase et qui fait de ce monument un des plus remarquables, si non le plus important de tous les documents trouvés jusqu-ici. Elle nous enseigne, que la ruine aujourd'hui nommée Birs-Nimroud est le reste*

*) Journ. Asiat. 1857. T. IX. p. 125. T. X. p. 168. Daselbst 1860. T. XV. p. 445.

d'un édifice érigé par Nabuchodonosor en l'honneur des sept planètes et reconstruit sur l'emplacement d'une autre ruine qui, déjà à l'époque du destructeur de Jérusalem, passait pour le théatre de la confusion des langues.« So Ersterer; der Andere sagt: »Was wir hieraus entnehmen, ist die Gewissheit, dass der Birs Nimrud schon vor 2400 Jahren als das Denkmal der nämlichen Katastrophe angesehen wurde, wofür wir es nach der Genesis halten müssen.« Mit Abzug des Wortes »müssen« können wir den Satz gelten lassen.

Und dann ist der übrigens allerdings sehr interessante Fund gar nicht dazu geeignet, in unsere Auffassung störend einzugreifen. Ort und Bau galten schon zu Nebucadnezar's Zeit, 600 v. Chr., als der Gegenstand des Unternehmens und als der Schauplatz der Begebenheit, wovon die biblische Nachricht spricht, wovon so viele Sagen, auch die babylonische, melden — das ist Alles. Auch an die grosse Pyramide zu Cholula *) knüpfte sich die uralte, heimathlos umherschwebende, sich aber, wo und wie sie konnte, zu fixiren bestrebte Tradition. Wie sich die Sage von der grossen Fluth und der Landung der Arche bald an diesen, bald an jenen Berg anschloss, Letztere z. B. auf den höchsten Gipfel des Himalaya, der desshalb *Naubandhanam*, Schiffsbindung, genannt wurde, stehen geblieben sein soll, während anderwärts der Ararat in Armenien oder Phrygien, und andere Höhen der »alten Welt«, in Mexico der Berg Culiacan **) etc. dafür in Anspruch genommen wurde, eben so

*) Diese sollte Xelhua, einer der durch die Fluth hindurchgeretteten sieben Riesen errichtet haben, um dadurch den Himmel zu ersteigen; die Götter aber, erzürnt über seine Verwegenheit, warfen Feuer herab und unterbrachen den Bau, worauf jede Familie eine besondere Sprache erhielt.

**) Clavigero, Gesch. von Mexico. Buch VI. Cap. 2.

geschah es auch in Betreff des sagenberühmten Riesenthurms, der Himmelstürmung der Giganten, der Sprachenverwirrung und Völkerzerstreuung. Und dass sich diese Ueberlieferung hier in Babylon so einheimisch machte, war um so natürlicher, da es allem Anscheine nach dasselbe Geschlecht war, welches schon in dunkler Vorzeit im amerikanischen Urlande ein erstes Babel mit einem gigantischen Teocalli *) gebaut, dann in Folge einer grossen Völkerwanderung nach Asien übergesiedelt und daselbst ein zweites Babel gegründet und einen zweiten Teocalli der Art errichtet hatte. Es konnte gar nicht anders sein, als dass mit der Zeit, nachdem man Jahrhunderte und Jahrtausende vom Urlande abgeschnitten war, dergleichen Verwechselungen und Identificirungen eintraten, wozu besonders die verdoppelten Namen verleiteten, wie näher in unserer V. Vorlesung erörtert worden ist.

Hiebei erwäge man die in der Inschrift selbst enthaltene Zeitbestimmung! Von dem Urkönige, der den kolossalen Bau unternommen, bis zu Nebucadnezar seien 42 Menschenalter verflossen. Rechnet man hier nach gewöhnlicher Art, so dass drei Generationen auf ein Jahrhundert gehen, so fällt das erste Unternehmen 1400 früher, als die Wiederherstellung, 2000 vor Christus. Oppert bemerkt jedoch, dass nach chaldäischen Begriffen auf ein Menschenalter zwei Generationen zu je 35 Jahren gehen; dadurch wird das Ereigniss 1540 Jahre weiter zurückgeschoben, und der König spricht von einem Zeitraume von ohngefähr drei Jahrtausenden.

Es ist jedenfalls eine sehr lange Zeit, die man sich als die seit dem ersten Unternehmen vergangene dachte. Inner-

*) Der bekannte mexicanische Ausdruck für einen pyramidalen Tempelbau.

halb einer solchen — das wird einleuchten — konnte, ja musste sich wohl bei der Abgeschnittenheit vom Urlande und bei dem Mangel eigentlicher Historie das Bewusstsein über den wahren Sachverhalt trüben und eine Verlegung des jenseits Geschehenen, wovon man noch eine sagenhafte Vorstellung hatte, in das Diesseits erfolgen. Man hatte ein Babel, ein Borsippa vor sich; auch letzterer Name, der nach Oppert einen Theil von Babylon, wie Westmünster einen Theil von London, bezeichnete *), war wohl ein aus dem Urlande und der Urstadt übertragener; von einem Babel und Borsippa meldete die Tradition — was ist natürlicher, als dass man glaubte, sie spräche von den Localitäten und Gegenständen, die man vor sich hatte?

Der von Nebucadnezar vorgefundene und wiederhergestellte Bau, das asiatische Nachbild jenes urzeitlich amerikanischen, konnte ohne ausserordentliche Ereignisse durch das blosse Alter gelitten haben. Auch wieder des genannten Königs ausgeführtes Riesen- und Prachtwerk verfiel; wir wissen, dass es Alexander restauriren wollte; 10,000 Arbeiter waren in Thätigkeit, konnten aber in zwei Monaten mit Aufräumung des Schuttes nicht fertig werden **).

2.

Die Vorstellung und Sage von einem projektirten, aber gestörten Riesenbau des Alterthums und einer auf einen einheitlicheren Zustand folgenden Spaltung und Zerstreuung der Menschen und Sprachen ist jedenfalls eine auch in Amerika vollkommen einheimische; sie fehlt sogar auf den Inseln

*) Zeitschrift der deutschen morgenländ. Gesellschaft VII. S. 406.

**) Arrian, Exped. Alex. VII, 17.

des stillen Meeres nicht *). Bekannt genug sind in dieser Hinsicht die mexikanischen und chiapanesischen Traditionen; in der letzteren ist der Thurmbau in die auch sonst so höchst merkwürdige amerikanische Votanssage verflochten. Man müsste, wenn man das betreffende vorzeitliche Drama in Asien spielen oder es als Dichtung daselbst entstanden sein liesse, die davon sprechende Ueberlieferung aus diesem Welttheil nach Amerika, ja sogar bis auf die Inseln des stillen Meeres gelangen und in diesen fernen Regionen so feste Wurzeln schlagen lassen — und wäre das etwa einfacher, natürlicher, ungezwungener, glaublicher, als wenn man Amerika zum Ausgangspunkte macht? Ein Stamm in Brasilien erzählte, dass in uralter Zeit ein hohes

*) Vergl. Lüken, Traditionen des Menschengeschlechtes. Münster 1856. S. 222 ff. 285 ff. Kaulen a. a. O. S. 176 f. Wuttke, Gesch. des Heidenthums I. S. 157. 282. Delitzsch, Genesis. 2. Aufl. z. d. St. Der Besorgniss des Letzteren, es möchten die Sagen der Amerikaner und Oceanier von den Missionaren herrühren, widerspricht Kaulen in der Note S. 177. Immer wird die Erscheinung, dass die Traditionen der Genesis in jenen Welttheilen so heimisch, ja noch heimischer sind, als in der sogenannten alten Welt, höchst auffallend bleiben, und sich mit der herkömmlichen Meinung, dass Asien der Ursprung, Schauplatz und Ausgang der betreffenden Dinge gewesen, nicht wohl vereinigen lassen. Von unserem Standpunkte aus ist sie nicht mehr verwunderlich, sondern gerade das, was ganz so passt und zu erwarten ist. Es verhält sich eben so in architektonischer Hinsicht. Kaulen meint, die Stufenpyramiden der Mexicaner möchten noch eine Erinnerung an ihre ehemalige asiatische Heimat sein. Aber diese Pyramiden, Trocalli's, Nimrodsthürme sind vielmehr die der amerikanischen Cultur besonders eigenthümlichen Bauformen und ihr weit isolirteres Vorkommen in Asien und Afrika nur ein ausgebender Rest uramerikanischen Bauwesens und Baugeschmackes. Vergl. oben Einleit. S. 18 ff.

Gebäude bis zum Himmel empor gebaut worden sei, das aber einstürzte, worauf die Vielheit der Völker entstand *); und ganz so haben auch die Fidschi-Insulaner in der Südsee die Sage bewahrt, die Menschen hätten vor Alters einen Thurm gebaut, der bereits bis an den Himmel ragte, als die Fundamente brachen, worauf sich die Arbeiter in alle Welt zerstreuten. Ich glaube nicht, dass diese Tradition von Asien dahin gekommen ist; sie nahm nach Oceanien, wie nach Asien, ihren Weg von Amerika aus, wo man einst in ferner Vorzeit eine solche Riesenpyramide, mexikanisch *teocalli*, zu errichten begonnen, wobei jedoch durch unerwartete Ereignisse nicht nur der Bau unterbrochen, sondern auch die centralisirende Absicht auf's Niederschlagendste vereitelt und in ihr völliges Gegentheil umgewandelt wurde **).

Auch scheint sich die Sitte, mitten in Residenzstädten ***), einen pyramidalen Tempelberg und Königspallast anzulegen, von Babel und Nimrod, als amerikanischer Urstadt und urgewaltiger Herrscherperson her bis auf die Zeiten der europäischen Eroberung herab, in stereotyper Weise continuirlich erhalten zu haben. Der grosse Tempel, *teocalli*, des Kriegsgottes in Mexico, dem alten Tenochtitlan, war

---

*) Nach Martius, Ethnographie I. S. 282.

**) Die Region, wo dies vorgegangen, ist, unseren Spuren und Zusammenhängen gemäss, schon oben S. 152 ff. angedeutet worden. Sie bildet so wenig mehr ein über das Meer erhabenes Land, als das Eden der Bibel; es sind ehemalige Länder, die durch grosse Katastrophen in's Meer versenkt wurden: Eden im stillen Meer; der Schauplatz der babylonischen Sage im Osten Amerika's, wo sich jetzt der mexicanische Meerbusen und das Antillenmeer befindet.

***) Der Belustempel erhob sich nach Layard mitten in der Stadt.

zugleich die Citadelle der Stadt und, mit dem Palaste des Königes verbunden, der Sammelplatz aller Schätze. Das Arsenal bildete mit allen Nebenbauten einen eigenen ummauerten Stadttheil mit einem gewaltigen terrassirten Steinbau in der Mitte, von dessen plattem Dach man eine weite Umsicht über die Stadt und den See hatte, worin sie lag, und auf welchem der letzte, verzweifelte Kampf der Azteken beim Untergang ihres Reiches Statt gefunden hat. Der Belusthurm zu Babylon war genau nach den Himmelsgegenden orientirt, wie der grosse Teocalli in Mexico und die berühmte Pyramide zu Cholula. Diese Aehnlichkeit nebst anderen, welche die grossen amerikanischen Bauwerke mit den entsprechenden asiatischen haben, ist schon von A. v. Humboldt*) hervorgehoben worden. Man kann diese

*) S. dessen Vues des Cordillères etc. und Reise in die Aequinoctialgegenden V. S. 319: »Beim Lesen der Reise des Herrn Eversmann nach Bockhara war mir die Beschreibung eines durch Menschenhände aufgeführten Hügels auffallend, welcher eine halbe Meile im Umkreis hat und mitten in der Stadt liegt, und auf welchem der Palast des Chans erbaut ist. Dieser Kunsthügel, Aerk genannt, erhebt sich mitten aus der Ebene, so dass er den Blick des Reisenden schon aus der Ferne auf sich zieht. Er ist aus Backsteinen und Thonerde erbaut. Ich hatte öfters Gelegenheit, in meinen Werken die auffallende Aehnlichkeit anzudeuten, welche die mexicanischen Teocallis mit der Pyramide des Belus und anderen Stockwerk- oder Stufengebäuden des östlichen Asiens haben. In dem Aerk des Chans von Bokhara finden wir nun selbst auch die schichtenweise wechselnden Backsteine und Thonerde, welche im Bau der Pyramide von Cholula angetroffen werden.« Zusammenhänge sind hier nicht abzuweisen; die Frage ist nur die, wo die analogen Erscheinungen ihren Anfang und Ausgang gehabt, welcher der beiden Continente die primitive oder die secundäre Rolle spiele.

Analogien nicht wohl für zufällig halten; sie dienen aber auch nicht zum Beweise asiatischen Einflusses auf das alte Amerika, indem das Umgekehrte das offenbar bei Weitem Wahrscheinlichere ist.

3.

Die Absicht, welche man bei Errichtung des vorzeitlichen Riesenbaues gehabt — setzen jene Insulaner hinzu — sei diese gewesen, zu sehen, ob auch im Monde Menschen seien. In amerikanischer Sage wird die Entstehung der grossen Pyramide zu Cholula auf ein altes Riesengeschlecht zurückgeführt, welches die mexicanische Hochebene bewohnte, und einen Berg aufrichtete, um in den Himmel zu steigen u. s. w. In der griechischen Mythe thürmen die Giganten Berg auf Berg zum Himmel empor; Zeus aber spaltet die aufragende Masse mit seinen Blitzen und die Himmelstürmer werden unter den Trümmern begraben. Ueberall spricht sich die Vorstellung von etwas quantitativ, besonders in der Richtung nach oben hin, ganz Ungeheuerem, Ueberkühnem und Beispiellosem aus. Das Unternehmen, wovon diese sich an verschiedene Localitäten mythisch anknüpfenden Erinnerungen sprechen, ist allem Anschein nach ein in der That wahrhaft gigantisches und titanisches gewesen; und ich stehe nicht an, zu glauben, dass es kolossaler war, als Alles, was der Art in Asien und Afrika je zu Stande gekommen; dem entsprechend denn auch der Eindruck gewesen sein muss, wenn es, wie die Sagen melden, durch ein gewaltsames Naturereigniss plötzlich umgestürzt wurde. In Amerika findet man noch heutzutage die erstaunlichsten Gegenstände der Art. Baron J. W. von Müller hat den Cerro Montezuma oder Moctecuzoma, wie ihn die Eingeborenen nennen, besucht und gefunden, dass dieser Berg, mit einer relativen Höhe von

2000 Fuss, eine ungeheuere Pyramide gewesen, auf deren Spitze ein Heiligthum stand, und zu welcher die des Cheops, mit einer Höhe von etwa 500 Fuss, sich wie ein Zwerg zu einem Riesen verhält. Ein anderer Gegenstand der Art ist der Wunderberg von Altamira, bei welchem man zweifelt, ob man ein Werk der Natur oder einen von Menschenhand emporgethürmten Kunstberg vor sich habe *).

Jede Stufe und Periode lebendiger und bestrebsamer Menschheitsentwicklung hat ihre besondere Art von Kraft, Grösse und Leistungsfähigkeit und bringt es in diesem ihrem eigenthümlichen Genre zu einer Virtuosität, die zu anderer Zeit verschwunden ist, an die dann wohl gar nicht mehr geglaubt wird, oder deren Leistungen, wenn noch beweisende Reste davon existiren, das Erstaunen der ihr entfremdeten Zeiten und Geschlechter erregen und denselben als unbegreifliche Wunderdinge erscheinen. So hat es, wie nicht nur alte Sagen und mythische Vorstellungen, sondern auch historische Berichte und die noch übrigen Riesenwerke der Vorwelt lehren, Bildungsstufen und Zeiträume gegeben, wo man vor Allem, ja ausschliesslich das quantitativ und massenhaft Grosse und Ungeheuere zu lieben, zu bewundern und zu schaffen pflegte; das bezeugen uns namentlich jene allbekannten Pyramiden, Tempel, Felsengrotten und Kolosse des ägyptischen, babylonischen, indischen Alterthums **),

*) Von Beiden ist schon in der Einleitung die Rede gewesn.

**) Zu den grossartigsten Leistungen der indischen Kunst gehören die Grottentempel, welche sich in den nördlichen Theilen der westlichen Ghatgebirge und auf einigen gegenüberliegenden Inseln befinden. Sie sind in den Granit des Gebirges gehauen, oft in mehreren Geschossen übereinander, mit Vorhöfen, Pfeilerhallen, Grottenzellen und monolithen Tempeln. Unweit der Stadt Bombay in der Nähe des Dorfes Ellora ist das Gebirg im Umkreise von etwa einer Stunde zu solcherlei Tempeln ausgehöhlt, deren man gegen 30 gezählt hat.

der Koloss von Rhodos etc. In anderen Zeiten ist die Richtung eine mehr innere und geistige, ästhetisch feine, speculative, moralische; es waltet und wirkt, wie bei dem hierin so einzigen Hellenenvolke, das Schönheitsprincip, der poetische Sinn und reine Kunstgeschmack; es baut der Gedanke seine Systeme, die oft in ihrer Art nicht minder kühn und grossartig, ja noch unendlich bewundernswürdiger sind, als die Kunstberge, Felsentempel, Kolosse etc. eines gigantisch bauenden und bildenden Alterthumes; es leistet der Glaube, die Liebe, die Begeisterung für höhere und himmlische Dinge das Unglaubliche. Und das ist der der besseren und höheren Natur des Menschen entsprechende Gang der Dinge; dagegen die Schätzung und Hervorbringung des äusserlich und massenhaft Grossen und Erstaunlichen der ersten und untersten Stufe der Entwicklung angehört, daher auch hauptsächlich dem Continente zufällt, dessen Geschichte eine noch ältere, als die der »alten Welt« ist, und wo Werke geschaffen wurden, welche an quantitativer und materieller Grossartigkeit und an titanischem Aufragen die der anderen Hemisphäre noch übertroffen haben.

IX.

Nimrod und sein Reich in Amerika.

1.

Von Nimrod heisst es Cap. 10 der Genesis: er war ein grosser Jäger, גבר קיד, ein Held der Jagd, לפני יהוה, vor Jehova, wie man zu übersetzen pflegt. Aber לפני heisst auch gegen im Sinne der Feindschaft; und in צוד, jagen, liegt auch die allgemeine Bedeutung: nachstellen, auf Vernichtung ausgehen, צוד נפש, nach dem Leben

trachten, tödtlich anfeinden. Wir finden in jenen Worten einen Gegensatz zum Jehovaculte und Jehovaglauben; Nimrod, das ist wohl der Sinn, war ein grosser Gegner desselben und schoss, um seine Verachtung dieser Gottheit zu bezeigen, nach ihr in den Gewitterhimmel, wie die Thracier, von denen Herodot*) sagt: »Sie schiessen mit Pfeilen in den Himmel hinauf gegen Donner und Blitz und bedrohen den Gott, indem sie glauben, es sei kein anderer Gott als der ihrige« **). Der Erste, der so that, war wohl Nimrod; und dies erzählt uns die Genesis mit Hinzufügung eines Sprüchwortes: »Darum spricht man: wie Nimrod ein Held der Jagd gegen Jehova« d. h. ein grosser Feind des Jehovacultus, wie jener titanischer Urkönig, oder auch wohl allgemeiner: ein Mensch, so verwegen, dass er sich vor Nichts scheut und selbst wider Gottheit und Schicksal anzugehen wagt.

Die orientalische Sage bestätigt diese Auffassung, indem

---

*) B. IV, 94.

**) Das Schiessen in den Himmel kommt auch im Mittelalter und selbst noch, der Volkssage nach, in den neuesten Zeiten vor. Thomas Cantipratanus (Mirac. et exempl. sui temporis libri duo. Duaci 1605. p. 150) erzählt von einem Spieler, der aus Wuth, Alles in Würfeln verloren zu haben, einen Pfeil in den Himmel schoss, *quasi ipsum coeli dominum percussurus.* Eine ähnliche Geschichte, die sich 1553 begeben haben soll, steht bei Wolf, deutsche Sagen Nr. 191; hier wird ein Dolch gen Himmel geworfen. Ein polnischer Edelmann, Albert Perekonski, dem all sein Vieh gefallen, schiesst eine Pistole gen Himmel, daselbst Nr. 194. Noch im Sommer des Jahres 1838 soll ein Mann in der Gegend von Stettin, über ungünstiges Wetter ergrimmt, sein Gewehr ergriffen und dreimal nach dem lieben Gott in den Himmel geschossen haben; Temme, Volkssagen von Pommern und Rügen. Berlin 1840. Nr. 264. S. 311 f.

sie von Nimrod Folgendes erzählt. Er beschloss, dem hebräischen Gotte öffentlich den Krieg zu erklären. Zu diesem Behufe liess er sich einen grossen Kasten machen, setzte sich hinein mit Bogen und Pfeil und liess sich von vier angeketteten Lämmergeiern gen Himmel tragen. In der Höhe schoss er einen Pfeil ab, der einen vorüberfliegenden Engel streifte und blutig in den Kasten zurückfiel. Nimrod meinte, den Gott getroffen zu haben; als er aber den Flug zur Erde zurückgelenkt, war über Nimrods Volk des Herrn Gericht ergangen, die Erde hatte in ihren Grundfesten gebebt und Babylon war in Schutt und Graus verwandelt *). Von Gog und Magog wird geweissagt, sie würden eben so Gott den Krieg erklären und Pfeile in den Himmel schiessen **). Dass eine solche Vorstellung vorhanden und verbreitet war, ist jedenfalls gewiss.

Vergleichen wir nun die Sagen, Namen und Symbole des alten Amerika, so finden wir ganz entsprechende Aehnlichkeiten. So heisst es in einer mexicanischen Mythe: die Sonne des dritten Weltalters war erloschen, und es erschien eine neue. Nach dieser schoss Held Citli drei Pfeile gen Himmel; den letzten ergriff die Sonne und schoss ihn dem Helden in den Kopf ***). Ferner soll einer der mexicanischen Herrscher, Montezuma I., ein Mann von ausserordentlicher Stärke und unbeugsamem Muthe gewesen sein und so grosse Thaten verübt haben, dass man ihn Tlacaele, Mann von grossem Herzen, und Ilhuicamina, Schütze des Himmels, nannte. Abgebildet wurde er in der Art, dass über seinem Haupte die Figur, wodurch die Mexicaner

*) Rosenöl, Sagen und Kunden des Morgenlandes. Stuttg. u. Tübingen 1813. I. S. 51.

**) Daselbst S. 306.

***) Clavigero, Gesch. v. Mexico.

den Himmel andeuteten, von einem Pfeile durchschossen zu sehen war *). Er sollte also wohl als ein zweiter Nimrod bezeichnet werden; der amerikanische Urkönig wurde hier, wie es scheint, mit dem Namen Ilhuicamina bezeichnet; eine peruanische Erinnerung an denselben werden wir unten erwähnen. Am frappantesten ist es, dass die Sitte, bei schweren Gewittern Pfeile in das Firmament zu schiessen, bei den amerikanischen Aboriginern noch jetzt beobachtet wird **). So einheimisch zeigt sich die Sache in diesem Welttheil; und wir können in Folge dessen um so weniger zweifeln, dass die orientalische Nimrodsage hier in Amerika wurzele.

2.

Nimrod's Reich war der Genesis zu Folge ein doppeltes, indem er zuerst in Schinear, dann in Aschur herrschte. »Der Anfang seines Reiches war Babel und Erech und Accad und Calne im Lande Schinear. Von da zog er aus nach Aschur und bauete Ninive und Rechoboth-Ir und Kalah und Resen zwischen Ninive und Kalah, das ist die grosse Stadt.« אשור wird in dieser Uebersetzung als Accus. der Richtung gefasst, wie es die vorausgehenden Worte: »der Anfang seines Reiches« etc. fordern. Es ist von einer Erweiterung oder Verlegung der Herrschaft die Rede. Das zweite Reich, das amerikanische Assyrien, entstand wahrscheinlich nach der Katastrophe, welche das amerikanische Babylonien, welches wir in die Gegend verlegen, wo jetzt das Antillenmeer, durch Orkane

*) Clavigero B. III. C. 17. In Mendoza's Sammlung das 7. u. 8. Gemälde, bei Clavigero Tafel 15, wo die Köpfe und Symbole der mexicanischen Könige.

**) Martius, Ethnographie I. S. 329.

und Erdbeben erlitt. Dadurch soll eine Völkerzerstreuung bewirkt worden sein; in jener Stelle wird uns angedeutet, dass Nimrod oder, wenn unter diesem Namen eine ganze Dynastie zu verstehen sein sollte, das Herrschergeschlecht der Nimrode sich nach einem anderen Theile von Amerika wendete und da sein Reich wiederherzustellen unternahm.

Das zweite Reich, Aschur genannt, scheint nicht kleiner, als das erste, vielmehr noch ausgedehnter gewesen zu sein und noch grössere Städte gehabt zu haben. Als die grösste von all den in der Stelle genannten wird Resen bezeichnet, das in der »alten Welt« nicht aufzufinden ist *).

Resen heisst hebr. Zaum; also wohl eine Zwingburg für empörungslustige Völkerschaften. Nichts Anderes wird auch Calne und Kalah,-Khelach bedeutet haben; vergl. Sanskr. *khalinas*, griech. χαλινος, Zaum, χαλαστον, χαλαρα, Kette. In der Geschichte von Florida begegnet ein alter Ortsname Matike; vergl. hebr. *metheg*, Zaum, lat. *mitigare*, sänftigen, zähmen, bändigen.

Die Namen sind theils aus dem semitischen, theils aus dem indogermanischen Sprachgebiete, was für die Geschichte der Sprachen von Wichtigkeit, zumal wenn es, wie wir dafürhalten, lauter uramerikanische Benennungen und Wortformen sind.

Rechoboth-Ir bedeutet Strassen einer Stadt oder Strassenstadt. Auf dem Kamme der Cordilleren an der Grenze von Peru liegen die Ruinen der alten Stadt Chulucunas, wo man schnurgerade Strassen mit Häusern aus Porphyrblöcken, Trümmer von imposanten

*) Vergl. oben S. 62 f. Schrieben sich davon die Etrusker her, welche sich Rasener (*Rasna*, *Resna* auf etrusk. Gräberurnen) nannten?

Gebäuden und ein Bauwerk findet, das man im Lande das Incas-Bad nennt.

Dürfte man dieser Spur folgen, so würde sich für die nimrodische Wanderung die Richtung von Osten nach Westen ergeben. Vom Thurmbau kommend erschien der amerikanische Votan bei den Chiapanesen, einer der Krone Mexico zinsbaren Nation, die auf das höchste Alter Anspruch machte.

3.

Beide Reiche, Schinear und Aschur, haben vier Städte:

I. Schinear.
Babel, Erech, Accad, Calne.

II. Aschur.
Ninive, Rechoboth-Ir, Kalah, Resen.

Diese Wiederholung der Vierzahl ist wohl nicht ohne Bedeutung; die Tetras ist jedenfalls ganz amerikanisch und begegnet in der alten Geschichte des Welttheiles fast überall; es fehlt dabei auch nicht eine sagenhafte Erinnerung an den Urherrscher, von dem sich die Eintheilung der amerikanischen Reiche in vier Theile und Distrikte und Tetrarchien herschreiben sollte.

In Peru erzählte man: Nachdem sich die Wasser der Sündfluth verlaufen hatten, trat in Tiahunacu ein grosser Herrscher auf, der die Welt in vier Theile theilte und diese an vier zu Königen erhobene Männer verschenkte, so dass den nördlichen Manco Capac, den südlichen Colla, von dem die Landschaft den Namen erhielt, den östlichen Tocay und den westlichen Pinahua erhielt. Diese Eintheilung war das Vorbild derjenigen, die nachher die Incas vornahmen, als sie das Reich ebenso in einen nördlichen, südlichen, östlichen und westlichen Distrikt theilten, wovon der erste

Chinchasuyu von der Landschaft Chincha, der zweite Collasuyu von der Landschaft Colla, der dritte Antisuyu von der Landschaft Antis, der vierte Cuntisuyu von der Landschaft Cunti hiess.

Einige in Peru erzählten von vier Brüdern, welche aus den Oeffnungen gewisser Felsen zu Paucartampu bei Cuzco hervorgekommen. Sie wurden Manco Capac, Ayar Cachi, Ayar Vchu und Ayar Sauca genannt; dem ersten derselben schrieben sie die Gründung der Stadt Cuzco zu. Das dreimal vorkommende Wort Ayar wusste man aus dem Peruanischen nicht mehr zu deuten; was auf ein hohes Alter der Ueberlieferung führt *). Die uramerikanische Vierzahl scheint sich hier näher durch 1 + 3 zu bestimmen, so dass man sich einen obersten Herrn zu denken hat, der, wegen der Grösse des Reiches, dem er allein nicht vorstehen konnte, drei Mitregenten annahm, selbst aber doch immer den ersten Rang behielt.

Es gehören hieher auch wohl die vier Landstriche, *uthal mapu*, mit vier Toquis oder Oberhäuptlingen in Araucanien. Aehnliche Einrichtungen in Anahuac. Die Mexicaner theilten ihre Stadt in vier Quartiere und gaben jeder einen besonderen Schutzgott; »diese Eintheilung,« sagt Clavigero ist noch jetzt unter dem Namen St. Paul, St. Johann, St. Sebastian und St. Marie vorhanden.« Auch die Stadt und Republik Tlascala war in vier Theile mit besonderen Namen und Oberhäuptern getheilt, welchen letzteren auch die dazu gehörigen Ortschaften unterworfen waren, so dass der ganze Staat wie aus vier kleinen Monarchien gebildet war. Die vier Häupter formirten nebst den Vornehmen vom ersten Range eine Art von Senat und

*) *Eyeri*, Plur. *eyerium* hiess in der caraibischen Weibersprache Mann. Manao *n-eyeri*, mein Bruder.

Aristokratie, die über Frieden und Krieg entschied und sonstige Anordnungen traf.

4.

Was den Namen Nimrod betrifft, so liegt es nahe, an das semitische *marad*, abfallen, abtrünnig werden, wie »von Jehova« oder »vom Lichte,« *marad*, aufrührerisch, *marah*, *himrah*, widerspenstig sein, zu denken. Aber das wäre ein Scheltname, den der Semite dem antijehovistischen Urkönige gegeben hätte; er selbst oder eine nimrodische Dynastie könnte sich nicht so geheissen haben. War Nimrod Eigenname, Königstitel, fürstlicher Geschlechts- und Familienname*), so muss das Wort einen ganz anderen Sinn gehabt haben. Nehmen wir den indogermanischen Sprachstamm zu Hülfe, so bietet sich auch in der That eine zu der Grösse und dem Stolz eines solchen Despoten ganz passende Bedeutung an. *Ni-mrod* hiess der Gott oder der Göttliche, wörtlich der Nicht-Sterbliche von der Negation *ne*, *ni* und von *mrod*, *mord*, *mort*, dem griech. *βροτος* st. *μροτος*, lat. *mortalis;* vergl. Sanskr. *martas*, *martyas*, getödtet, tödtlich, *màras*, *martis*, Tod, Mord, griech. und lat. *μορος*, *mors*, *μαραινω* etc. Mit den verneinenden Präfixen *in* und *a* werden von diesen Wörtern gebildet *immortalis*, *αβροτος*, *αμβροτος*, *αμαραντος*, *αμαρατος*, Sanskr. *amartas*, *amartyas*, unsterblich, *ama-*

*) Vergl. die Wiederholung und erweiterte Bedeutung der Namen Cäsar, Augustus, Napoleon etc., in Amerika die drei Votane und die chiapanesische Votans-Familie; Nimrut (Nemaradu) findet sich auf ägyptischen Monumenten als einheimischer Name, nämlich im Stammbaum Schoschenk's I., des bibl. Sisak; Brugsch, Reiseberichte S. 141.

ras, göttlich *). Durch den ganzen Stamm hindurch geht aber auch die Negation *na*, *ne*, *ni*, *no*, wovon im Indischen *nakin*, nichts, *nakas*, niemand, lat. *nihil*, *nemo*, *nefas*, *nescius*, *nequeo* etc., engl. *nothing*, *never*, deutsch nicht, nichts, niemand etc. **). Der Grieche formirt gleichbedeutend *αχερος* und *νηχερος*, *απαθης* und *νηπαθης*, *ατρεκης* und *νητρεκης*. Setzen wir zu Wörtern, wie *μαρατος*, *βροτος*, *μροτος*, statt der Negation *α* die gleichübliche *ne*, *ni*, und ziehen wir die Endung ab, die dem betreffenden Idiome noch nicht eigen gewesen sein wird, so kommt Nemrod, Nimrod heraus.

5.

Nimrod wurde als Schütze, Jäger, Krieger, Riese unter die Sterne versetzt. Er ist der Orion der Griechen, ein mythisches Urbild gigantischer Grösse und Kraft, Jäger und Riese, Gewalt anthuend menschlichen und über-

---

*) Diese Composition, angewendet auf Himmel, Licht, Gestirn, Sonnenaufgang, als auf die Sphäre und Erscheinung des Ewigen, Göttlichen, findet sich auch im Amerikanischen, wie Uainuma am Yupura *hamahraita*, Himmel; *amaraki* und *hamahrae petschu*, Tag; *amaraá* und *amarãpatähbake* Morgenzeit, *hamarhohy opery pytische*, Morgenstern. Martius, Ethnographie II. S. 245. 247.

**) Auch das negirende *n*, einfach, verdoppelt, als Vorsatz etc ist ganz amerikanisch: so Miranha *nani*, nicht; Tupi *nhote*, nicht mehr, nur; *nitio*, nein, nicht; *nitio abà*, Niemand, *nitio goaçu*, leicht, und dergleichen Zusammensetzungen mehr; Tupi *gatu*, *igatu*, gut (griech *αγαθος*, deutsch gut), Oyambi in Guyana *icatou*, gut, *nicatou*, böse; Aroaqui *ne* und *nen* Verstärkung der Negation. Martius, Ethnographie I. S. 704. II. S. 7. 51. 74. 278. 320. Das maypurische *nuca*, nein, kommt mit noch, lat. *nec*, *negare*, überein etc.

menschlichen Frauen, von Göttern geliebt, aber auch gestraft und getödtet. Das Sternbild Orion heisst im Aram. und Arab. der Riese; im Hebr. wird ein solches כסיל, der Thor, genannt, und man glaubt, dass es dasselbe Gestirn, der nach orientalischer Sage an den Himmel versetzte Nimrod sei, welcher als Urheber des babylonischen Götzendienstes dem Hebräer der Thor d. h. der Gottlose war. In Amerika heisst der Orion Palicur *mahori* (3 *reges*); *mora, morox-aba, morubix-aba, murumuxaua* (*x* = *sch*) sind indianische Ausdrücke für die Anführer im Kriege *); hebr. *morch* ist Pfeilschütz, griech. *μωρος*, thöricht. Wie all dies, so weit es übrigens auseinander liegt, in Verbindung gebracht werden kann, macht unsere Erörterung klar. Sonst ist in Amerika Coeruna *ohori*, Orion; Tecuna *ouria*, Bogen, Geschoss, Carajas *uriathahuh*, Botocudo *oroun*, gross, hoch; und so ist es wahrscheinlich, dass Orion eigentlich ein altamerikanisches Wort für Schütze und Riese war. In der Tupi-Sprache wird das Gestirn *ererapari*, der Bogen *urapara*, *ouiouirapara* genannt; hier finden wir also den unter die Sterne versetzten Nimrod-Orion als Pfeilschützen bezeichnet. Mehrere indianische Wörter, welche Bogen, Jagd, Jagdrevier, Wald, Baum, wildes Thier bedeuten, können, besonders in Verbindung und sachgemässer Zusammenstellung betrachtet, wie Abkürzungen und Verderbungen des Namens Nimrod erscheinen. So Botocudo *nem*, *neem*, Bogen, Pebus *nemey*, Yaguas *nimbu*, Tiger, Zapara *numuno*, Cocamas *yumuneroki*, jagen, Maxuruna *nimuru*, Cayapos *inromu*. Carahos *irom*, Wald, Araquaju

*) Martius, Ethnographie I. S. 172. 620. Im *diccionario tupi* (daselbst II.) ist *mora*, *mura*, Krieger, Feind; *moraçaha*, Keule, *moramonhang*, Krieg führen, *moramonhangába*, Krieg, Streit.

ymira, Mura *moira*, Baum etc. Hier vergleicht sich jedenfalls mit *nimuru*, Wald: lat. *nemus*, *nemoris*, griech. *νεμος*; im Semitischen *namer*, *nemar*, Parder. Wer will, kann annehmen, dass Nimrod aus diesen oder ähnlichen Formen und Sprachwurzeln gebildet sei und eigentlich Waldmann, Weidemann, Jäger, Schütze bedeute, etwa wie lat. aus *nemus*: *nemoralis*, *nemorensis*, wie Diana heisst, *nemoriragus* formirt ist. Wir halten jedoch unsere obige Ableitung für die richtigere; wir vermuthen, dass auch die semitischen Wörter *marad*, *mered*, *marduth* für aufrührisch, abfallen, Abfall, Empörung *), aus dem Namen gemacht, nicht umgekehrt. Der letztere hat sich in vielfältigen Bruchstücken und Trümmern über die Erde zerstreut und offenbart so auch seinerseits die babylonische Verwirrung und Zersplitterung.

X.

Die Orkane und Erdbeben Westindiens.

Wir haben die amerikanisch-babylonische Katastrophe, die wir nach Westindien setzen, mit den in dieser Gegend einheimischen Orkanen — ein Name, der dorther stammt und althaitischen Ursprunges ist — in Verbindung gebracht. Ein solcher Sturm hat erst wieder in letzter Zeit, am 29. October vorigen Jahres, in Westindien getobt, wovon die Zeitungen viele, erst übertriebene, dann ächtere Nachrichten brachten, die aber gleichwohl noch immer entsetzlich genug lauteten.

Der Schauplatz der Verwüstung waren die kleinen An-

---

*) Hiob 24, 13. מרדי־אור, die abtrünnig werden vom Lichte, es hassen, ihm den Krieg ankündigen.

tillen. Um 11 Uhr des erwähnten Tages brach auf der Salzinsel der Orkan von Nordnordwest los; um $12^1/_4$ Uhr legte sich seine Wuth; es trat fast Windstille ein; doch wurde es dunkler und dunkler, und um $12^3/_4$ Uhr war es beinahe Nacht. Bald darauf brach ein zweiter Orkan los, der aber aus Südsüdost herblies, und wüthete bis gegen $2^3/_4$ Uhr. Auf St. Thomas traten diese Erscheinungen je $^3/_4$ Stunden später ein; durch die Strassen tobte der Regen vermischt mit dem herübergepeitschten Seewasser; auch will man einen oder mehrere Erdstösse verspürt haben. Als der Orkan ausgetobt hatte, boten die Küsten von St. Thomas und den benachbarten Eilanden einen grauenvollen Anblick dar. Etwa 80 Schiffe lagen zertrümmert oder schwer beschädigt am Strande, oder waren ganz zu Grunde gegangen; über 300 Leichname wurden zu St. Thomas aufgefischt oder gefunden; den Gesammtverlust schätzte man auf das Doppelte. Viele Häuser wurden theilweise, manche ganz zerstört. Die Werften waren geradezu weggeblasen; während des Orkans wurden ganze Stockwerke von Gebäuden weithin geschleudert, Fenster wirbelten durch die Luft; in einer Strasse fand man in einem Trümmerhaufen mehrere Karrenräder, einen Anker, Marmorplatten, ein Klavier und Schiffsplanken, Alles wie Schnee zusammengeweht. Auf der Insel Tortola hatte die Gewalt des Phänomens fast Alles umgerissen und es drohte eine Hungersnoth. Der Postdampfer »Douro,« durch welchen diese zuverlässigeren Berichte einliefen, nachdem vorher Gerüchte vom Untergange Tortola's etc. gesprochen, war am 29. October auf der Fahrt von Southampton nach Westindien noch 250 Seemeilen von St. Thomas entfernt. Es wurde auf ihm keine atmosphärische Strömung bemerkt; doch war der Horizont sehr dunkel, und es fiel der starke Wogenschwall an dem Tage und eine unerwartete Strömung nach Süden, so wie eine

düstere, fast schwarze Färbung des Meeres an der Stelle des tiefen atlantischen Blaues auf.

Um ein älteres Ereigniss zu vergleichen, so fügen wir die auszügliche Schilderung eines solchen an, wie es Don Alvar Nuñez Cabeça de Vaca im J. 1527 auf Cuba erlebt und in seiner Reisebeschreibung *) erzählt hat. Er war von den im Hafen von Trinidad, einer Stadt der genannten Insel, liegenden zwei Schiffen an's Land gegangen. Eine Stunde darauf gerieth das Meer in gewaltige Aufregung; der Nordwind war so heftig, dass die Boote das Land nicht erreichen konnten und die Seeleute auf den Schiffen bleiben mussten. Am nächsten Tage wurde der Sturm so furchtbar, dass zu Lande Häuser und Kirchen sämmtlich erschüttert, erstere zum Theil umgestürzt wurden. »Wir mussten uns, »sagt der Bericht,« zu sechs bis acht zusammenhalten, um nicht vom Winde fortgeführt zu werden.« Sie zogen die ganze Nacht umher, ohne einen Ort zu finden, der ihnen Sicherheit bot. »Am Morgen darauf gingen wir nach dem Hafen, erblickten die Schiffe nicht mehr und erkannten, dass sie untergegangen waren. Eine Viertelmeile vom Meere entfernt, erblickten wir die Schaluppe eines Schiffes auf einem Baume hängend. Zehn Stunden weiter an der Küste fand man die Leichen zweier Soldaten meines Schiffes und die Deckel einiger Kisten; die Leute waren durch Quetschungen dermassen entstellt, dass man sie kaum wieder erkannte. Siebzig Personen und zwanzig Pferde kamen in den zwei Schiffen um; bloss die an's Land Gegangenen, einige dreissig an der Zahl, wurden gerettet. Wir blieben mehrere Tage in diesem Zustande, vielfach leidend und dem äussersten Hunger ausgesetzt; denn die Stadt war zerstört, die Heerden versprengt, die Gegend

*) Cap. 1 bei Ternaux-Compans

in einem jammervollen Zustande, viele Bäume entwurzelt, die Waldungen verheert und blätterlos.«

Um auf die vorjährige Schreckensperiode in Westindien zurückzukommen, so wurde St. Thomas vom 18. Nov. an auch durch eine Reihe von Erderschütterungen heimgesucht. Einer von dort eingegangenen Nachricht vom 21. Nov. zu Folge wurden seit dem 18. Nachmittags 89 Stösse verspürt, von welchen 7 eine Minute lang anhielten. »Alle Häuser sind zerrissen und für die Bewohner unsicher. Am 18. stieg die See auf wie eine Mauer. Man zählt 50 Todesfälle. Die Zerstörung von Eigenthum ist ungeheuer und übertrifft bei Weitem die durch den Orkan angerichteten Verheerungen.« Die Stösse erstreckten sich in geringerem Masse auf Portorico, St. Croix, Tortola und andere benachbarte Inseln. »Das Unglück ist so gross, dass viele Kaufleute liquidiren und sich anderswo niederzulassen gedenken.«

Orkanen und Erdbeben ist besonders auch Jamaica ausgesetzt. »Da pflegt das Meer auf einmal stille und so glatt, wie ein Spiegel, zu werden. Kurz darauf verdunkelt sich die Luft und der Himmel wird mit dichtem Gewölke umzogen; dann erscheint er wie Feuer und es fängt furchtbar zu blitzen an; auf den Blitz folgen entsetzliche Donnerschläge. Nun erhebt sich ein Wind mit solcher Heftigkeit, dass die stärksten Bäume mit der Wurzel ausgerissen, die Häuser umgestürzt und alle in seinem Striche liegenden Pflanzungen verschüttet werden. Hat sich der Sturm gelegt, so ist es ein jammervoller Anblick, wenn man die Gebäude zerstört, ganze Wälder niedergelegt und andere solche Wirkungen sieht. Eine zweite Beschwerde, die diese Insel zu erdulden hat, sind die Erdbeben, womit sie gewöhnlich alle Jahre einmal, und zwar nach vorhergegangenem starkem Regen, heimgesucht wird. Hauptsächlich ist das zu erwähnen, welches sich den 7. Juni 1692 ereignet

hat. Ganze Städte wurden umgestürzt, Berge spalteten sich, die ganze Insel bot das Bild vollkommener Zerstörung dar. Noch wird jedes Jahr an diesem Tage ein Buss- und Bettag gehalten. Wenn sich solch ein Unglück, ein Orkan oder Erdbeben, ereignet, so wird die Luft sehr ungesund; und was der Wuth des Windes und der Erschütterungen entgangen, muss fürchten, durch eine sicher darauf folgende Krankheit hingerafft zu werden« *).

XI.

Die Katastrophe von Sodom und Gomorrha als ein Ereigniss der amerikanischen Vorzeit.

1.

Unsere Fassung der Katastrophe von Sodom und Gomorrha ist einer wichtigen Beanstandung ausgesetzt. Es kann scheinen, als hätten wir in diesem Stücke die Bibel selbst wider uns; und diesen verhängnissvollen Schein zu tilgen, dürfen wir nicht unterlassen.

Es ist hiebei vor Allem auf die Gestalt und Beschaffenheit der betreffenden Urgeschichten, wie sie uns gegenwärtig vorliegen, aufmerksam zu machen. Sie bestehen erstlich aus einer ursprünglichen, gewiss ächten, sehr alten, wahrscheinlich aus dem jenseitigen Urlande selbst herrührenden Grundlage, und dann aus einigen hie und da dazwischen geworfenen Einschaltungen und Zuthaten, welche von dem reinen, eigentlichen Texte unterschieden werden müssen und nicht die gleiche Autorität, wie dieser, in Anspruch nehmen

*) Baumgarten, Geschichte von Amerika. Halle 1753. II. S. 739 f. Ueber die westindischen Stürme und »das wilde Orkan-, Erdbeben- und Feuerjahr 1867« s. auch: »Unsere Zeit« von Rud. Gottschall, Jahrg. IV. H. 5. S. 389 ff. und »Globus« Bd. XIII. Lief. 3. S. 96.

können. Es finden sich insbesondere bei der Bezeichnung der Orte, wo sich das Erzählte ereignet haben soll, erklärende und erörternde Beisätze, welche offenbar späteren Ursprunges sind, ganz nur den Werth und das Gewicht von Randglossen und Noten haben, wider eine abweichende Ansicht Nichts zu beweisen und zu entscheiden, eben so wenig aber, wofern sie als unrichtig erkannt werden sollten, dem Grundtexte zum Vorwurfe zu gereichen und ihm Etwas von seiner Würde und seinem Ansehen zu entziehen im Stande sind. Den Letzteren nehmen wir wider eine destructive und entwerthende Kritik stets möglichst in Schutz; und es liegt ja in unserem eigenen, höchsten Interesse, die Gültigkeit desselben aufrecht zu erhalten, da wir dessen so sehr als Leitfaden und Stütze bedürfen, und mit ihm, als einer unbrauchbaren Quelle voll Erfindung und Irrthum, unser ganzes System dahinstürzte. Es wäre jedoch von einem Manne der Wissenschaft und historischen Forscher zu viel gefordert, wenn sich derselbe auch an die von fremder Hand eingefügten Erklärungen halten sollte, die sich selbst, als solche, so deutlich charakterisiren und zu erkennen geben. Dergleichen treffen wir wiederholt im 14. Capitel, wo der Krieg beschrieben ist, in welchen Abraham verwickelt ward. Die Scene ist dieselbe Gegend, welche, nachfolgendem Berichte gemäss, mit ihren Ortschaften und ausgearteten Bewohnern durch eine feurige Katastrophe unterging. Vers 2 steht: »Bela, das ist Zoar.« — »Thal Siddim, das ist das Salzmeer;« v. 8 steht noch einmal: »Bela, das ist Zoar,« und v. 17: »Thal Schawe, das ist das Königsthal.« Hier ist also das Salzmeer oder das todte Meer genannt. Zoar war eine wohlbekannte Stadt an diesem Meere; im Königsthale errichtete sich Absalom ein Denkmal *). Auf diese Weise ist nun freilich, ganz der

*) 2 Sam. 15, 18.

von uns bestrittenen gangbaren Vorstellung gemäss, Alles in die nächste Nähe gerückt, aber in so völligem Widerspruche mit den eigentlichen, zu Grunde liegenden Textangaben, die ja ganz andere Namen nennen, dass es in die Augen springt, wie sich hier in verhältnissmässig sehr später Zeit ein palästinensischer Erklärer bemüht, die ihm ausserdem in der Luft schwebende Ueberlieferung mit einem geographisch festen Boden zu versehen, für Begebenheiten, die in entfernten, aus dem Bewusstsein der Lebenden verschwundenen Regionen gespielt, einen bekannten Schauplatz zu ermitteln, und die in der heiligen Urkunde erwähnten Orte und Gegenstände in der eigenen Umgebung nachzuweisen. Von so fremder Einmischung abzusehen, wird um so erlaubter erscheinen, je mehr sie selbst gerade durch ihre willkührlichen und zwangvollen Bestimmungen den Beweis liefert, dass die alte Relation einen ganz anderen Schauplatz der Ereignisse und ganz andere Ortschaften, als die ihr durch Missverstand, Ortsverwechselung und Ausdeutung aufgedrungenen, gemeint.

Was die Ausdeutung des Städtchens Bela durch Zoar, d. h. Kleinheit, betrifft, so liesse sich dieselbe etwa dadurch rechtfertigen, dass letztere Benennung nicht sowohl Eigenname, als allgemeine Bezeichnung einer verhältnissmässig kleinen und geringen Ortschaft, so viel als Dorf, Flecken, Städtchen gewesen; vergl. Cap. 19, 20, wo Lot die Unansehnlichkeit und Unwichtigkeit des Ortes, wohin er zu fliehen gedenkt, geltend macht. Ist aber das Zoar am todten Meere gemeint, so müssen wir widersprechen. Dieses erfuhr kein vernichtendes Schicksal; es hatte zu des Eusebius und Hieronymus Zeit eine römische Besatzung, und Bischöfe von Zoar waren bei den Concilien von Chalcedon und Constantinopel zugegen. Das Zoar-Bela

der Genesis dagegen ging, wie wir sehen werden, ebenfalls unter und kann nicht identisch mit dem Ersteren sein.

2.

Der Text also nennt uns als die betreffende Region einfach das Thal Siddim und zwar im Gegensatze zu dem Gebirge, wohin sich schon Cap. 14, 19 nach der Schlacht, in welcher die Könige von Sodom und Gomorrha geschlagen werden, die Flüchtigen begeben. Da wir die Scene nach Westindien verlegen, so ist es interessant zu wissen, dass Haiti in der Sprache der alten Einwohner ein gebirgiges Land bedeutete. Der Name ist auch biblisch und lautet hier Ai, Vulg. Hai, sonst auch Ajja und Ajjath mit dem für uns unsprechbaren Kehlhauch am Anfange; ein Ai kommt schon in der Geschichte Abrahams vor. Cap. 13, 10 wird die untergegangene Landschaft als »der Kreis des Jordan« bezeichnet, der trefflich bewässert gewesen und in paradiesischem Flore gestanden, »bevor Jehova Sodom und Gomorrha verderbte.« Den wählte sich seiner Schönheit wegen Lot, als er sich von Abraham trennte; er wandte sich vom Osten ab und wohnte westlicher hin »in den Städten der Niederung,« als welche Sodom, Gomorrha, Adama, Ziboim und Bela-Zoar bezeichnet werden *). Der Name Gomorrha, der auch in ausgedehnterem Sinn für den ganzen District unterworfener Stämme und Völkerschaften im Osten der Anden, also wohl gleichbedeutend mit Canaan gebraucht worden sein mag **), hat

*) 1 Mos. 10, 19. Cap. 14, 2. Hosea 11, 8.

**) So werden in der Schrift die Namen Canaaniter und Amoriter bald in engerem, bald in weiterem Sinne gebraucht; und der letztere, hebr. *Emori*, ist vielleicht nur andere Aussprache für *Ghemori*; Ghemoriter, Gomorrhiter mit dialektischem Wechsel der Buchstaben Aleph und Ain.

sich, wie es scheint, in Amerika noch mehrfach erhalten und das in sehr kennbarer Form. So hiess das im J. 1502 von Christoph Columbus entdeckte Honduras zuerst Guaymura; unter den von Humboldt am Orinoko aufgezählten Völkerstämmen befinden sich die Guajamura, Guayumoros; unter den von Acunna und Martius verzeichneten in Brasilien die Cumayaris und die von den Portugiesen *Botocudos* genannten *Aimorés*, *Aimborés*, *Aimurés*, oder *Guaymurés*; in Guyana ist ein Fluss Kumaro, in Brasilien eine Ortschaft Camaru, als eine Nation in Maynas werden die Cahumari genannt. Es liegt in dem Namen, wie in Canaan, Guanahani etc., der Begriff der Knechtschaft, den man aus dem hebr., samarit. Wurzelworte עמר erkennt. Die Cap. 14 genannten Häuptlinge der Stämme und Ortschaften Siddim's »hatten zwölf Jahre dem Kedorlaomer **), gedient, und im dreizehnten waren sie abgefallen.« Es wird in diesem merkwürdigen Abschnitte der Genesis ein Aufstand der unterworfenen Nationen im Osten Amerika's wider ihre der westlichen Raçe angehörigen Bändiger beschrieben. Es kommen hier auch die Ortsnamen Choba und Schawe vor, welche den westindischen Inselnamen Cuba und Saba entsprechen. Was den Namen Jordan betrifft, der von *jarad*, gehen, fliessen benannt, vergl. syr. *jardo*, See, so bedeutet derselbe »Fluss« überhaupt, wie Rhein, verwandt mit Rinne, rinnen, goth. *rinna*, Sanskr. *rinas*, griech. *ρεων* etc. Der hier genannte Fluss, der Hauptfluss des Landes, der Fluss oder Strom *par excellence*, kann, wenn unsere Ortsbestimmung richtig ist, kein anderer gewesen sein, als der Missisippi, der sich

**) Dieser Name *Kedor-la-Omer* oder *Ghomer* mit dem orientalischen Kehlhauch Ain bedeutet Oberherr (vergl. *χιδαρις*, *χιταρις* hebr. *khether*) des Sklavenlandes Ghomer, Gomorrha.

jetzt in den Golf von Mexico stürzt, vor Zeiten aber, als dieser Meerbusen und das Antillenmeer noch nicht existirte, statt ihrer vielmehr sich Landschaften ausdehnten, die nach Osten hin mit dem antillischen Gebirgsrande, nach Westen hin mit dem hier befindlichen Theile des Festlandes zusammenhingen, seinen Lauf weiter in den Süden hinab verfolgte und auch diese blühenden Regionen durchströmte, worauf wir zurückkommen werden. Ausserbiblische Nachrichten sprechen von 13 Städten, die untergegangen; und die die Sache scheinbar vergrössernden Sagen sind hier wohl ganz in ihrem Rechte und beruhen keineswegs auf phantastischen Uebertreibungen. Die Genesis nennt und hebt in ihrer sparsamen, die Erklärer so oft in Verlegenheit setzenden Weise nur die Hauptpunkte hervor und lässt mehr errathen, als sie ausdrücklich sagt.

In dem Thale Siddim, der sogenannten Pentapolis, woraus nachher das todte Meer geworden sein soll, regierten, der biblischen Erzählung nach, fünf Könige; und vier mächtige Herrscher, »ostasiatische Zwingherren,« wie man meint, »zogen gegen sie in dieses Gebiet heran, um ihren Streit mit ihnen auszufechten und die abgefallene Pentapolis wieder unter ihre Herrschaft zu beugen. Wem müsste das nicht auffallen? Die Genesis hat offenbar eine viel grössere Landschaft, und ganz andere Verhältnisse, als die gemeinten, im Sinne gehabt; und war die Sache in der Weise der gewöhnlichen Auffassung nimmt und festhält, fordert den Hohn der Kritik heraus, wie wenn es dieselbe für ein Zeichen der ganz unhistorischen Natur des 14. Capitels bezeichnet, »dass die mächtigen Herrscher Oberasiens selber mit vereinter Macht gegen einen abgefallenen District von einigen Meilen heranziehen, da das ganze Ländchen Palästina kaum die Kriegsunkosten verlohnte und ohnehin

von einem einzigen Satrapen mit einer mässigen Schaar leicht zu unterwerfen gewesen wäre.«

3.

Erst gingen der Genesis zu Folge die im Thale Siddim gelegenen Ortschaften mit Ausnahme des kleinen Bela-Zoar, durch feurige Meteore unter. Dann aber wurden, indem zu dieser Zeit, wie es scheint, der ganze östliche Theil des mittleren Amerika's in vulkanisch-elementarischem Aufruhr war, auch ganze grosse Erdflächen vom Meere überfluthet. Dies ist in der biblischen Erzählung zunächst schon dadurch angedeutet, dass Lot beim Eintritte der Katastrophe nach Zoar flüchtet, dadurch zwar dem Feuer entgeht, sich aber dann auch hier nicht sicher glaubt, und deshalb auf das Gebirge flieht, ohne Zweifel weil die Wasser andrangen und jetzt auch Zoar verschlungen wurde, wie deutlich genug sogar der Name bezeugt. Denn der Erzählung Cap. 14 zu Folge hiess der Ort auch Bela, und dies bedeutet etwas Verschlungenes, von *bala'*, *billa'*, verschlingen, verschlucken, auch im Sinne des zu Grunde Richtens, Verderbens. Diesen Namen erhielt der Ort natürlich erst, nachdem er wirklich in den Wassern verschwunden war; da nannte man ihn »die verschlungene, versunkene Stadt,« von der vielleicht noch Spuren am oder im Meere bemerkbar waren. Es ist auch denkbar, dass im Texte ursprünglich noch Etwas stand, was man späterhin, nach bereits eingetretener Ortsverwechselung, so wenig mehr zu deuten wusste und mit dem angenommenen Schauplatze der Begebenheit so gar nicht zu vereinigen wusste, dass man es in der Verlegenheit lieber ausfallen liess. Auch dass die in den anderen Continent hinübergewanderte Ursage sich bei ihrer örtlichen Fixirung daselbst doch immer an ein Gewässer anschloss, wie in Palästina und Deutschland

der Fall, in welch letzterer Beziehung das Betreffende unten zur Sprache kommen wird, ist in Anschlag zu bringen.

4.

Das Benehmen Lots und seiner Töchter bei und nach der Katastrophe erscheint, vom gewöhnlichen Standpunkte aus betrachtet, in mehr als einer Beziehung in dem Grade wunderlich und unbegreiflich, dass eine Deutung wie die unsrige, wenn es auf's Verstehen ankommt, gewiss sehr wünschenswürdig und nöthig erscheinen muss; und es ist wohl der Mühe werth, noch etwas näher darauf einzugehen.

Der Engel befiehlt dem Lot gleich von vorn herein, auf das Gebirge zu fliehen. Aber vor diesem fürchtet sich Lot; es scheint ihn dort, wohl weil es daselbst an Nahrung und Obdach gebrach, oder weil daselbst wilde Thiere hausten, ebenfalls nur das Verderben zu erwarten; er bittet daher, ein Städtchen in der Nähe, jenes unbedeutende Bela-Zoar, zu seinem Asyle wählen zu dürfen. Es wird ihm gestattet, und er sieht sich hier in der That geborgen und von dem feurigen Ereigniss unberührt. Dass die Bewohner sich feindlich erzeigt, wird nicht gesagt. Gleichwohl bleibt er nicht an dem Orte; eine neue Furcht ergreift ihn, deren Ursache sich nicht herausstellt, und er begiebt sich mit seinen Töchtern — wohin? Auf eben das Gebirge, wovor ihm nur eben erst so sehr gegraut, und wo er nun ein nothgedrungenes, armseliges Troglodytenleben führt. Was soll man dazu sagen? Und jetzt meinen die Töchter gar, kein Mann sei mehr auf der Welt, mit dem sie sich naturgemäss verbinden könnten; und mit ihnen und ihrem bereits alten Vater werde auch dieser letzte Rest ihres, ja des menschlichen Geschlechtes überhaupt, untergehen. Und so greifen sie denn zu dem bekannten Mittel, welches den Stammvätern zweier bekannter, den Hebräern

nahe verwandter Völkerschaften, den Moabitern und Ammonitern, das Dasein verleiht.

Dieser letztere Zug hat von jeher viel Anstoss und Aerger erregt und den Apologeten viel Noth und Qual gemacht, so dass sie sogar zur allegorischen Auslegung griffen; von der Kritik hat sie viel zu leiden gehabt, ist von de Wette »eine Dichtung von sehr geschmackloser und gehässiger Art,« von Hartmann »eine saubere Erzählung, die dem Erfindungsgeiste des Verfassers keine Ehre macht,« von P. v. Bohlen »ein merkwürdiger Beleg für den Hass der Hebräer gegen Nachbarvölker, deren Verwandtschaft sie nicht ableugnen konnten,« genannt worden *). Alle diese Anstösse und Vorwürfe gehen durch unsere Erklärung in den Wind.

5.

Wir verlegen die Scene, wie unsere Leser schon wissen, und wie wir unserem Systeme und Zusammenhange gemäss nicht anders können, in die zerrissene, auf eine solche Katastrophe in Gestalt, Beschaffenheit und Sage selbst zurückdeutende Gegend des östlichen Amerika, welcher man den Namen Westindien gegeben hat, die in alten Zeiten der Wohnsitz canaanitischer und phönizischer Völker war und damals im Ganzen den diesen Nationen eigenen Namen Canaan (Guanahani etc.) führte **). Sie nimmt durch diese Verlegung und Beziehung auf das Schicksal und die Gestaltung eines so grossen Welttheiles, der durch sie nach Osten hin an continentaler Ausdehnung beträchtlich verlor, ganz andere Dimensionen an, als sie bisher in ihrer Beschränkung auf die palästinensische Localität gehabt hat. Man pflegt sich die Katastrophe als eine bloss feurige vorzustellen; und

*) Vergl. des Letzteren Genesis S. 215.

**) Vergl. oben S. 139.

das, im Verein mit der Gegend, wohin man sie setzt, und wohin sie so wenig passt, macht die Sache so unfasslich und scheinbar ungereimt. Aber sie erscheint in einem ganz anderen Lichte, sobald man sich eine nachfolgende Fluth denkt, wie sie durch die in Westindien thätigen vulkanischen Kräfte wohl bewirkt werden konnte. Man weiss, dass ähnliche Ereignisse hier noch in späteren Zeiten vorkamen *). Auch scheinen feurige Meteore mit nachfolgenden vulkanischen Schrecknissen und Zerstörungen in der Art zusammenzuhangen, dass sie ihnen gleichsam als Vorboten vorausgehen **). Um so mehr sind wir berechtigt, dem

*) »Es ist« sagt Humboldt, Reise in die Aequinoctialgegenden I. S. 480 »eine an den Küsten von Cumana und auf der Insel Margaretha sehr verbreitete Meinung, dass der Meerbusen von Cariaco einer mit Einbruch des Oceans verbundenen Länderzerreissung seinen Ursprung verdanke. Das Andenken dieser grossen Revolution hatte sich bei den Indianern bis zum Ende des 15. Jahrhunderts erhalten; und man erzählt, dass um die Zeit der dritten Reise des Columbus die Eingeborenen davon, als von einem sehr neuen Ereignisse sprachen.« — Der grosse Cayman, eine Insel zwischen Cuba und Jamaica, wurde erst 1843 durch ein Erdbeben verschlungen.

**) Humboldt und Bonpland haben in Amerika, einen Fall beobachtet, wo sich »die ausserordentlichsten leuchtenden Meteore« zeigten, die man in Masse ansteigen, Bogen beschreiben und niederfallen sah. Tausende von Feuerkugeln und Sternschnuppen kamen bei 4 Stunden lang wechselnd zum Vorschein; ein Theil des Himmels war ganz erfüllt davon; zu Anfang der Erscheinung bemerkte man am ganzen Himmelsraume keine, drei Monddurchmessern gleichkommende, Stelle, die nicht jeden Augenblick voll feuriger Meteore war. Das Nähere lese man in Humboldt's citirtem Reisewerk II. S. 284 ff. nach. »Die Einwohner von Cumana, welche fast alle diese Phänomene beobachteten, waren dabei gar nicht gleichgültig und unbe-

Feuerregen der Genesis eine vulkanische Länderzerreissung und Ueberschwemmung nachfolgen zu lassen. Das Gebirgsland am atlantischen Ocean, wovon die Antillen die diesen vormaligen Ostrand und Gebirgsdamm des Continentes noch immer sehr kennbar darstellenden Reste sind, wurde durch jene furchtbaren Potenzen gewaltsam zerbrochen und zerstückelt, der Ocean brach ein, die Niederung wurde zum Meere und das Gebirge, wohin sich Lot geflüchtet, zur Insel *). Die Familie sah sich hier in der That von aller

---

sorgt. Die ältesten von ihnen erinnerten sich, dass den grossen Erschütterungen von 1766 eine ganz ähnliche Erscheinung vorausgegangen.« Am 21. Oct. 1766 war Cumana durch ein fürchterliches Erdbeben völlig zerstört worden. — Im Canton Freiburg fand am 5. Juni 1850 ein Feuerregen von Sternschnuppen Statt. Am 6. wurde an mehreren Orten, in der Schweiz und in Deutschland eine vom Winde getriebene Feuersäule gesehen, die sich zu Villaranon auf einem Hause absetzte, das sogleich in Flammen stand und einen Augenblick nachher nur noch ein rauchender Trümmerhaufen war. Am 10. wurde ein Erdbeben verspürt. Die zerstörenden Kräfte und Vorgänge der Natur stehen gleichsam im Bunde mit einander und treten oft, wie gegen das Reich des Lebens, namentlich den Menschen, verschworen, mit und nach einander auf.

*) Ob sich bestimmen lässt, welche der westindischen Inseln dafür in Anspruch zu nehmen, darüber sind wir bis jetzt noch zweifelhaft. Es ist wahrscheinlich eine der kleinen, nur oder fast nur aus einem Felsen oder Berge bestehenden Eilande dieses Inselgebietes gewesen. Wir begnügen uns, nur die kurze Schilderung einiger kleinen Antillen aus einem modernen Reisewerk anzufügen. »Die Insel Nevis, nur eine halbe Stunde von der Südspitze der Insel St. Kitts entfernt, ist sehr klein, aber anmuthig; das ganze ist trefflich angebaut, bis auf einen hohen, gewaltigen Berg in der Mitte, dessen Spitze in die Wolken reicht.« — »Montserrat, klein und unbedeutend, hat weniger flaches Land und die Zuckerfelder ziehen sich an

Welt abgeschnitten und ganz nur auf sich selbst beschränkt — und so kann man sich über Nichts mehr wundern, was uns das alte Buch berichtet. In Palästina hätten die um ihren Familienbestand besorgten Frauen nur von ihrem Gebirge herabsteigen, nach Zoar, wo sie in jüngster Zeit ihre Zuflucht gefunden, zurückkehren oder sich sonst im Umkreise ein wenig umsehen dürfen; da hätte es ihnen schwerlich an Männern gefehlt; und um so zu handeln, dazu hätten sie auch wohl Verstand genug gehabt. Delitzsch *) meint, sie hätten sich als Uebriggebliebene einer fluchbetroffenen Stadt dermassen gebrandmarkt gefühlt, dass sie gefürchtet, es müsse mit ihrem greisen Vater und ihnen, den Männerlosen, ihre Familie aussterben. Allein ihr Verhältniss zu jener Stadt war ja ein ganz anderes, vielmehr gegentheiliges und ehrenvolles. Die Familie war in Sodom gar nicht eigentlich zu Hause; Lot wird **) von den Ein-

---

den Bergen hin. Letztere sind rauh und zerklüftet und ihre Häupter in Wolken gehüllt.« — »Die unbewohnte Felseninsel Redonda, ein seltsames Stück Welt von schroffem Aussehen. Sie bildet einen hübschen, weiten Bogen, ist aber der Brandung sehr ausgesetzt.« — »Wir lagen vor Basse Terre auf Guadeloupe; hübsches Ufer, flach, dann hügelig, im Hintergrund eine hohe Bergreihe, begrenzt im Süden durch die Soufrière, einen kegelförmigen, 5000 Fuss hohen Vulkan, dessen rauchenden Gipfel uns der Nebel verbarg. Der östliche Theil der Insel, eigentlich eine Insel für sich, hat das unglückliche Point à Pitre, welches vom Erdbeben zerstört wurde, zur Hauptstadt. Bald hinter Guadeloupe folgt eine Anzahl von Klippen und Inseln, die Saintes, und in der Ferne sieht man schon die hohen Berge Dominica's..... Diese Insel ist sehr gebirgig und hat grosse Gipfel und romantische Schluchten.«

*) In seinem Commentar über die Genesis S. 400 der 3. Ausgabe.

**) Cap. 19, 9.

wohnern ausdrücklich als ein Fremdling bezeichnet, der ihnen Nichts zu sagen habe. Er theilt ihre schändlichen Sitten nicht, er bewahrt das Gastrecht, er widersetzt sich dem Gräuel, den sie begehen wollen, so viel er nur immer kann; und die Familie konnte sich rühmen, dem Strafgerichte; durch welches die gottlosen Städte vertilgt worden waren, durch eine ganz besondere göttliche Huld und Führung entronnen zu sein. Wie also konnte sie sich als gebrandmarkt betrachten! Eben so wenig lässt sich, wie auf der anderen Seite geschieht, der Satz halten, man habe es hier ganz nur mit einem vom Volkshasse eingegebenen »Volksmärchen« zu thun. Man hätte ja bei so feindseligem Verfahren in Lot, dem Brudersohne Abrahams, und dessen Nachkommen, den Moabitern und Ammonitern, die eigene, nirgend verhehlte Verwandtschaft beschimpft; Lot wird sonst durchgängig als ein tadelloser Mann dargestellt und namentlich in scharfen Gegensatz zu den ausgearteten Einwohnern Sodoms gestellt; die Gottheit nimmt auch ihn in ihren ganz besonderen Schutz und entzieht ihn auf das Gnadenreichste dem hereinbrechenden Unheil; den »Söhnen Lots« wird ihre Abstammung nicht zum Vorwurf gemacht, sondern, wie im Deuteronomium geschieht *), vielmehr zur Ehre angerechnet, und Israel angewiesen, das ihnen, als solchen, verliehene Besitzthum unangetastet zu lassen; dazu kommt noch, dass König David von der Moabiterin Ruth abstammte, wie in der Geschlechtstafel am Ende des Buches Ruth ganz unbedenklich verzeichnet ist. Und so sieht man: Die Auffassungen und Erklärungen gehen, so lange man die wahren Verhältnisse nicht kennt, rechts und links auf lauter evidente Verfehltheiten und Ungereimtheiten hinaus. Die Genesis selbst ist unschuldig daran; sie ist namentlich

*) 5 Mos. 2.

von all den particulären Ab- und Rücksichten frei, welche man ihr angedichtet hat; sie, die einen Philisterfürsten zu einem frommen Manne macht, den Gott einer Erscheinung und Weisung würdiget, einen Melchisedek über Abraham stellt, vom sterbenden Jakob mehrere seiner Söhne, der Urväter der 12 Stämme, worunter nicht nur der erstgeborene Ruben, sondern auch Levi, von welchem Mose und Aaron stammte und der israelitische Priesterstamm herrührte, unnachsichtig verfluchen lässt, ganz offen auch alle die Sünden und Gräuel erzählt, welche die Söhne Jakobs, diese Urväter des Volkes, begangen, dieselben noch überdies aus einer Ehe entspringen lässt, die im Gesetze verboten ist*) — sie berichtet, zum Erstaunen rein und treu, nur der überlieferten Wahrheit gemäss.

6.

Von der Zerstörung des antillischen Gebirgsdammes und der dadurch bewirkten Fluth wissen und sprechen noch, wie es scheint, in ihren alther vererbten Sagen, doch ebenfalls mit mythischer Ortsversetzung und entsprechender Modification die Araber. Denn es ist dies vermuthlich die historisch-reale Basis der Tradition, nach welcher einmal vor Zeiten bei Saba ein colossaler Wall oder Damm durchgebrochen und dadurch die Ueberschwemmung und Verheerung einer herrlich blühenden Gegend oder vielmehr zweier solcher verursacht worden sein soll. Das Ereigniss ist unter

*) Diesen Umstand hebt auch Delitzsch im Commentar S. 464 der 3. Ausgabe hervor. »Jakob hat zwei Schwestern zu Frauen, was das mosaische Gesetz ausdrücklich verpönt; Lev. 18, 18..... Dieser durch Betrug zu Stande gekommenen, nach dem späteren Gesetze detestabeln Doppelehe verdankt das Volk des Gesetzes seine Entstehung. Mit unbeugsamer Wahrhaftigkeit und starrster Objectivität erzählt das die Thora.«

dem Namen *seil el arim*, Ueberfluthung der Dämme, bekannt; das gewaltige, felsenartige Werk wird der Damm von Mareb, gleichbedeutend mit Saba, genannt. Man errichtete, heisst es, Gebäude darauf; es hielt Jahrhunderte lang, aber die Einwohner des Landes waren so gottlos, dass ein Strafgericht erfolgte, der Damm brach, die Wasser über die Stadt Saba oder Mareb und viele andere Ortschaften gingen, eine Menge Menschen umkamen und eine grosse Anzahl von Stämmen zur Flucht und Auswanderung bewogen wurde. Reiske schrieb darüber eine Abhandlung: *de Arabum epocha vetustissima* etc. Leipz. 1748. Der Name Saba begegnet auch in Westindien; es heisst so eine schon erwähnte Insel, eigentlich ein blosser Fels, worauf man sich dennoch niedergelassen hat; wie denn diese Inseln oft nur aus blossen Felsen, Klippen und Bergen bestehen. In früheren Zeiten mag der Name, der hier haften blieb, eine grössere Ausdehnung gehabt haben. Auf Haiti befindet sich eine Gebirgskette, Cibao genannt, und bei den Indianern Südamerika's heisst seba Fels oder Stein*). Der Koran gedenkt der Katastrophe in der XXXIV. Sure, welche Saba heisst; er spricht von zwei rechts und links gelegenen Gärten oder blühenden Landstrichen, welche auf diese Weise zu Grunde gegangen. Als der mexicanische Meerbusen und das Antillenmeer noch nicht war, floss der Mississippi, der sich jetzt in den Ersteren ergiesst, weiter fort durch das niedrig gelegene Land und theilte es in zwei Theile, einen östlichen und einen westlichen; dies waren wohl die beiden Gärten, von denen Muhammed spricht. Schlagen diese Vermuthungen nicht fehl, so haben wir hier auch eine arabische

*) Rob. Herm. Schomburgk's Reisen in Guiana und am Orinoko. Leipz. 1841. S. 48. Aruac *siba*, Fels; Martius, Ethn. II. S 310.

Erinnerung von Amerika her vor uns. Sie siedelte sich ebenfalls im Diesseits an, so wie die hebräische Tradition das todte Meer für sich in Anspruch nahm. Es wäre noch mehr der Art anzuführen. In Temme's »Volkssagen von Pommern und Rügen« findet sich unter dem Titel: »Das Pommer'sche Sodom und Gomorrha« *) eine der biblischen Erzählung ganz ähnliche, aber auch wieder örtlich fixirte Volkssage, so dass man an irgend einen Zusammenhang nicht zweifeln, und doch nicht wohl annehmen kann, die Sage sei aus der Bibel genommen und nur örtlich angewandt. Man zeigt bei Gutzkow den See, in welchen die gottlose Stadt versunken sein soll; ein Engel, sagt man, führte die Einwohner heraus, die sich nicht umsehen sollten; eine Frau blickte zurück und wurde in einen Stein verwandelt; auch der wird gezeigt und noch dazu ihr ebenfalls versteinerter Hund. Der entfernte Ausgangspupkt all dieser Sagen ist wohl in einem anderen Welttheil zu suchen, von wo sie durch Auswanderungen, wie nach Palästina und Arabien, so auch zu uns nach Europa gekommen sind.

7.

Trotz der Jahrtausende, welche seit den in Rede stehenden Thatsachen verflossen sind, und trotz der vielen Veränderungen, die seitdem in Westindien und den benachbarten Theilen des Continentes vorgegangen sein müssen, lässt sich diese Gegend Amerika's, auf die Wahrnehmung vieler, verschiedenartiger Spuren und Zusammenstimmungen hin, doch immer noch als diejenige erkennen, in welcher die hebräischen Altväter gewohnt und insbesondere die Vorgänge Statt gefunden, welche die Genesis in Hinsicht der Kriegsführung Abrahams, des Schicksals des Thales Siddim und der Ent-

*) S. 208 f.

stehung der Moabiter und Ammoniter erzählt. Es tritt hier in der Genesis auch die erhabene Gestalt des Priesterkönigs Melchisedek hervor, der nach Beendigung des Krieges im Thale Siddim eine Art von Eucharistie mit Austheilung von Brod und Wein feiert; und man erstaunt, wenn man liest, wie diese harmlose Feier noch nach der Entdeckung Amerika's bei den alten Einwohnern der grossen Antillen beobachtet wurde *). Rücksichtlich der troglodytischen Lebensart Lots und der Entstehung der Moabiter und Ammoniter zu dieser Zeit und unter so seltsamen Umständen, die sie wohl selbst nicht verhehlten, ist der Höhlencultus, der auf den Antillen gefunden wurde, nebst den auf Höhlen bezüglichen Sagen daselbst beachtenswerth. Aus solchen, sagte man, seien die Menschen hervorgekommen, zu einer solchen, wie sie den Einwohnern Haiti's heilig, wallfahrtete man **). Der Name Ammon scheint sich auf den westindischen Inseln in den alten, indianischen Insel- und Ortsnamen mehrfach erhalten zu haben; so in *Amonhana*, *Ouahomoni*, *Oubouemoin* ***); eine Bahama-Insel hiess *Amuana*, eine Höhle auf Haiti *Amaiauna* ****). Ich habe,

---

*) Eine ausführliche Beschreibung derselben, wie sie auf Haiti und Porto Rico Sitte war, ist in Baumgarten's Geschichte von Amerika, Halle 1752. I. S. 627. II. S. 625 zu lesen.

**) Daselbst S. 615 f.

***) Bei den zwei zuletzt genannten Namen sind die vorgesetzten Laute abzurechnen; *oubaou* heisst caraibisch Wohnung, Insel; andere solche Inselnamen waren *Oualichi*, *Ouaitoucoubouli* etc. Vergl. Breton, Diction. caraibe. Petr. Martyr, Ocean. p. 54. Humboldt, Reise in die Aequinoctialgegenden V. S. 319 f. Martius, Ethnographie I. S. 739 f. II. S. 535.

****) P. Martyr 103. 107. Martius a. a. O. I. S. 758.

wenn ich nicht irre, in einem älteren Werke als südamerikanischen Ortsnamen auch Moab gefunden *). Die Nationalgottheit der Nachkommen Lot's hiess bekanntlich Camos; »Volk des Camos« steht für Moab; und ein der Sonne geweihter Felsen in Südamerika hiess Camosi **).

Das Alles, theils schon einzeln, noch mehr aber in seiner Anhäufung und Verbindung betrachtet, leitet dazu an, ja zwingt wohl am Ende, in diesen Regionen die ursprüngliche Heimath der erwähnten Völkerschaften, so wie der gesammten canaanitisch-phönizisch-hebräischen Stamm- und Sprachverwandtschaft zu erblicken, hier demnach auch, als auf ihrem wahren, nur durch Länge der Zeit und Missverständniss in andere Welttheile verlegten Schauplatze, die betreffenden Urgeschichten der Genesis spielen zu lassen.

8.

Zuletzt sei noch einiger interessanter amerikanischer Erinnerungen gedacht. Ein indianisches Volk, von den

---

*) Brown hat wohl die Stelle bei Jean de Lery, histoire d'un voyage fait en la terre du Bresil 1585. p. 49 im Sinne: »..... un fort des Portugais, nommé par eux Spiritus sanctus et par les sauvages Moab.«

**) Humboldt in seiner Abhandlnng über die Wasserfälle des Orinoco (Ansichten der Natur. B. I. S. 211 der 2. Ausgabe) erzählt: Der bei jenen Wasserfällen belegene Felsen Keri hat seine Benennung von einem fernleuchtenden weissen Fleck, in welchem die Indianer eine auffallende Aehnlichkeit mit der Mondscheibe erblicken. Dem Keri gegenüber auf dem basaltähnlichen Zwillingsberge der Insel Ouivitari zeigen die Indianer mit geheimnissvoller Bewunderung eine ähnliche Scheibe, die sie als das Bild der Sonne, Camosi, verehren. Keri ist gegen Abend, Camosi gegen Morgen gerichtet.

Canadiern Montagnais genannt, erzählte von einem ehemaligen Riesengeschlecht, von einer die ganze Erdoberfläche bedeckenden Wasserfluth und einer darauf folgenden Zerstreuung der Menschen in alle Gegenden. In der Fluthzeit hätten vier Personen auf einer schwimmenden Insel Zuflucht gefunden und sich so vom Untergange gerettet. Dann sei Feuer vom Himmel gefallen und habe die Welt verbrannt *).

Hier meint nun Lüken **): es sei die Sage vom künftigen Weltbrande »in seltsamer Verwirrung« mit der von der Sündfluth zusammengestellt und als vergangene Katastrophe bestimmt. Dem ist gar nicht so. Die Angaben jenes Volkes entsprechen der Reihe nach ganz den Berichten der Genesis. Die hervortretenden Punkte sind: Zeit der Riesen, Fluthperiode, babylonische Zersplitterung, Katastrophe von Sodom und Gomorrha. Dass auch die letztere in den Traditionen der amerikanischen Urvölker vorhanden, will unseren Gelehrten freilich nicht einleuchten, weil sie auf einen Distrikt von Palästina bezogen wird, von dessen Geschichte man nicht einsieht, wie sie nach Amerika gekommen und hier in den Sagen eine so bedeutende Rolle spiele. Anders liegt die Sache, wenn man weiss, dass die Genesis ein amerikanisches Urbuch ist, welches nur von diesem Welttheile spricht, und dass jene Katastrophe ein in diesem Welttheile vorgegangenes urgeschichtliches Ereigniss von grosser Bedeutung gewesen. »Sehr merkwürdig,« sagt Martius, indem er von den Manaos handelt ***), »ist die Sage von einer Zerstörung durch Feuer, von einem Brande, der sich

*) Jahrbücher des Glaubens 1852. Heft V. S. 9.

**) Traditionen des Menschengeschlechtes S. 209.

***) Ethnographie I. S. 579 f.

vom Gebirge her in erschrecklicher Ausdehnung verbreitet, die Wälder verzehrt und nur unfruchtbares Gestein übrig gelassen habe. Hängt diese Sage vielleicht mit den Flammen zusammen, die zuweilen aus dem Serro Duida und dem Guacaro hervorbrechen sollen? Eine ähnliche Sage wird weit im Süden von den Yuracares berichtet« *).

Nach der Vorstellung der Crens oder Guerens endlich ist der Mond ein furchtbares Wesen: er verursache Donner und Blitz, ja falle zuweilen auf die Erde herab, wodurch viele Menschen umkämen **). Hier ist, wie mich dünkt, ein deutliches Anzeichen der Meteore und Feuerkugeln gegeben, welche in früherer Zeit durch ihr Herabfallen Brände verursacht haben. Das Wort für Mond, welches jene Indianer brauchen, hat bei ihnen eine sehr umfassende Bedeutung und heisst auch Sonne, Donner, Blitz. Es lautet *taru;* bei den Betoi am Rio Casanare *teoro*, Mond; vergl. Sanskr. *târan*, *târâ*, Stern, griech. τερας, Wunderzeichen, *portentum*, *prodigium*.

XII.

Der Kriegszug Abrahams und die amerikanischen, insbesondere westindischen Zustände und Verhältnisse zu dieser Zeit.

1.

Nichts ist interessanter, als der Cap. 14 der Genesis beschriebene Krieg, in welchem wegen der Gefangennehmung

---

*) Andree, Westland I. S. 125.

**) Max v. Neuwied, Reise II. S. 59. Martius, Ethnographie I. S. 328.

seines Brudersohnes Lot auch Abraham verwickelt wird und sich als ein so kühner und glücklicher Kriegesheld erweist. Wird freilich der Schauplatz desselben nach Asien gesetzt, so kommen die ungereimtesten Dinge heraus. Die mächtigen Herrscher Oberasiens ziehen mit vereinter Macht gegen einen abtrünnigen Distrikt von einigen Meilen heran *), und der Nomade Abraham schlägt mit 318 Mann und 3 verbündeten Amoritern die vereinigten Kriegsheere derselben und verfolgt sie 20 Meilen weit durch alle canaanitischen Völkerschaften hindurch! Anders verhält es sich, wenn wir uns in die amerikanischen Verhältnisse versetzen, wie sie unserem Systeme nach vordem bestanden haben und wie sie uns durch diese nicht genug zu schätzende Schilderung der Genesis mit ihren speciellen Angaben näher bekannt werden. Es ist ein altamerikanischer Raçenkampf, was uns hier vorliegt, ein Kampf des westlichen Herrschervolkes gegen den empörten Osten, der nach Selbstständigkeit ringt und das ihm auferlegte Joch von sich abschütteln will. Den Mittelpunkt der Verschwörung und Empörung bildet die sogenannte Pentapolis, das Thal Siddim mit seinen fünf Städten Sodom, Gomorrha, Adma, Zeboim und Zoar **). Dies müssen wir uns in der zu jener Zeit

*) Ganz Palästina war ohngefähr halb so gross, als die Schweiz und ein Drittel so gross als Bayern. Raumer, Palästina. Leipz. 1838. S. 25.

**) Die Namen Siddim und Sodom (*S'dom*) enthalten die Bedeutung tiefer Lage und gebirglosen Flachlandes; vergl. hebr. *sadeh*, Acker, Feld; *schedemah*, *sch'demah*, Gefilde. Dieselbe Bedeutung hat das Thal Schawe v. 8 desselben Capitels; vergl. hebr. *schawah*, eben sein, amerikanisch *sarana*, Ebene, Grasflur. Aber auch Wörter mit moralisch böser Bedeutung scheinen mit diesen Namen in Verknüpfung zu stehen. So mit Siddim und Sodom hebr. *satah*, abweichen, untreu

noch nicht vom eingebrochenen Ocean überschwemmten Gegend des Antillenmeeres denken. Aber auch andere Völker, wider welche von Seiten des Herrschervolkes gestritten wird, und welche daher wohl auch mit im Aufstande waren, Rephäer, Susiten, Emiten, Choriter, Amalekiter, Amoriter, werden genannt. Die scheinbaren Herrscher Oberasiens, welche Amraphel, Arjoch, Kedorlaomer und Thidal heissen, gehören vielmehr dem westlichen Culturreiche des vorzeitlichen Amerika an, welches in den biblischen Urgeschichten Mizraim genannt wird. Es sind nicht sowohl selbstständige Monarchen, als Landvögte, Gouverneure, Satrapen, bestimmt, die unterworfenen Völker des Ostens zu überwachen und im Zaume zu halten *); und ihre Gebiete, welche unter den Bezeichnungen Schinear, Elassar, Elam und Land oder Wohnsitz der Gojim erscheinen, unter welchem letzteren Ausdrucke wohl die ganz wilden Stämme dieser Region verstanden und zusammengefasst werden **), sind Distrikte, Gouvernements, Satrapien, wofür sie zu sorgen haben. Die Namen verrathen das indogermanische, namentlich altindische Idiom, welches sich aber schon vor der Auswanderung der Indier

---

sein, *setim*, Vergehungen, *satam*, *satan*, hassen, verfolgen, anfeinden; mit Schawe hebr. שָׁוְא *schaw'*, Laster, Frevel. Zeboim bedeutet die Kriegerischen, von *zeba*, *zebah*, Krieg führen, wie Emim, Emiter v. 5 die Schrecklichen; *zabua* (mit Ain) bedeutet Hyäne, talmud. *zeboim*, Raubthiere.

*) Josephus macht die vier Könige zu assyrischen Feldherrn und Unterkönigen. Vergl. Jes. 10, 8.

**) *Goi*, Plur. *gojim*, Volk, Völker, besonders von auswärtigen Nationen, Nicht-Israeliten gebraucht. Im Rabbinischen ist *goi*, *gojah*, Nicht-Jude, Heide, Christ. Im Arawackischen heisst *kujaha* wild. Vergl. die diesen Punkt betreffende Note der VII. Vorlesung S. 161.

aus ihrem amerikanischen Urlande gebildet hatte. Amraphel ist *Amarapâla*, Beschützer der Götter, in Arioch lässt sich der indische Fürstentitel *Aryaka*, der Verehrte, in Schinear, Schinghar das Löwenland *Sinhara* erkennen. In Amerika selbst finden sich noch Anklänge, wie der Volksname Aruac in Guyana *) und der der Elamis in Florida, wo sich auch der Cultusberg Olaimy befand.

2.

Wie Abraham vernimmt, dass Lot gefangen ist, führt er 318 eingeweihte hausgeborne Sklaven und

*) Portugiesen, Spanier, Holländer, Franzosen, Engländer sagen Aroaqui, Aravacos, Arawaaken, Arouagues, Arawaaks. Die so geheissenen Indianer nennen sich selber *lukku*, Plur. *lukkunu*, Menschen; und jener Name soll ein Schelt-wort sein und Mehlmacher, Mehlesser bedeuten, von *aru*, *haru*, was in der Aruac-Sprache Salzmehl heisst. So mag man ihn auslegen; für die wahre, ursprüngliche Wortbedeutung kann ich das nicht halten. Lafitau, Moeurs des Sauvages, hat den Namen Arioch aus dem Irokesischen und Huronischen erklärt; hier heisst *aregouan*, Krieg führen, *harego*, ich bekriege, *ario*, *gario*, schlagen, tödten, *hariok*, *hariosk*, *rariosk*, Tödter, Ueberwinder; Galibi ist *erecou*, *erecourono*, Krieg, Zorn; es hängt damit auch wohl das westindische *urogan*, *huracane* für Sturm, Orkan, Galibi *hyorocan*, Dämon zusammen. Hebr. *harag* ist tödten, *hereg*, Mord, Schlachtbank, *haregah*, Schlachten, Würgen; vergl. oben S. 129. Wir haben hier ein uraltes Wort vor uns, welches schon die amerikanische Vorzeit für Kriegsfürsten, Feldherrn, Helden und streitbare Nationen angewendet zu haben scheint. Im Munde der Indianer, welche den Aroac diesen Namen gaben, konnte er auch wohl Feind, Fremdling bedeuten, wofür hingegen die Aroac das Wort *paletti*, Plur. *palettiju* haben. S. über dieselben Martius, Ethnographie I. S. 686 ff. Ueber *paletti* in Vergleich mit dem entsprechenden ägyptischen Worte bei Herodot war schon in der Einleitung S. 17 die Rede.

Krieger heraus und jagt mit ihnen den fremden Kriegsheeren nach *). Das ist ganz amerikanisch. Man lese, was Rochefort **), Biet ***) und Lafitau ****) von den Initiationen sagen, welchen bei verschiedenen Völkern des alten Amerika die Krieger, Anführer und Oberhäupter unterworfen wurden, und man wird verstehen, was der biblische Schriftsteller sagen will. Man wird sich vorzustellen haben, dass jene Leute, die durch die überstandenen Prüfungen und Weihen einen gewissen Rang erhalten hatten, der sie weit über andere Sklaven oder Untergebene stellte, nur der Kern des Heeres gewesen, mit welchen sich Abraham aufmachte, um seinen Brudersohn zu befreien. Und was die drei Verbündeten des Patriarchen, die Amoriter Eschkol, Aner und Mamre betrifft, so wird man sich unter ihnen grosse Häuptlinge zu denken haben, die im Stande waren, mit einer ebenfalls ansehnlichen Kriegsmacht zu ihm zu stossen. Noch scheint der Name Mamre in dem des südamerikanischen Flusses Mamoré nachzutönen †). Und was die Amoriter als Verbündete Abraham's betrifft, so ist Galibi *yamori* = *amicus, foederatus, socius* ††).

3.

Die Entdecker haben bei den alten Bewohnern Westindiens die grössten Contraste bemerkt. Sie schildern die Einen als sanftmüthige, mit den Künsten des Friedens nicht

*) 1 Mos. 15, 14.

**) Hist. morale des Antilles.

***) Voyage de la France equinoxiale en l'Isle de Cayenne.

****) Moeurs de sauvages Americains.

†) Eine sehr zweifelhafte Etymologie dieses Namens s. bei Martius, Ethnogr. II. S. 512.

††) Martius a. a. O. II. S. 329.

unvertraute Völkerstämme, bei welchen unter Anderem auch Frauenregiment und erbliche Dynastenwürde galt; die Anderen als solche, welche die grausamsten und wildesten Sitten hätten, wiewohl sie Beide nahe bei einander wohnten. Columbus sagt von den Ersteren, sie seien unkriegerisch und waffenlos und gehörten keiner Sekte an; er glaube, dass sie mit leichter Mühe *(ligeramente)* zu Christen gemacht werden könnten. In der Bulle des Papstes Alexander VI. vom 4. Mai 1493 werden sie als friedfertige, nackte, keine thierische Nahrung geniessende Menschen *(nudi incedentes nec carnibus vescentes)* bezeichnet, die an einen Gott, Schöpfer Himmels und der Erde, glaubten; sie schienen auch dem Papste leicht bekehrbar zu sein. Die Eingebornen von Cuba, Haiti und Portorico waren von den Caraiben total verschieden. Die caraibischen Bewohner der kleinen Antillen schildert Columbus als mit Sagaien *(azagayas)* bewaffnet, deren metallische Composition, in der Haiti-Sprache *guanin* genannt, seine Aufmerksamkeit erregte. Er nennt sie *Caribales*, woraus, wie man behauptet, »die Gelehrten,« um das Wort zu latinisiren, *Canibales* gemacht. Auf der zweiten Reise des Vespucci ward eine von Anthropophagen bewohnte Insel entdeckt, die von ungeheuerer Grösse gewesen sein sollen und *Camballi* oder *Cambasi* genannt werden. Es waren die Caraiben auf Trinidad, welche Insel auch »die Insel der Riesen« genannt ward. Von diesem anthropophagischen Gigantenvolke heisst es, dasselbe habe Streifzüge nach anderen Inseln gemacht, um Menschen zu rauben *).

*) Vergl. Humboldt, Krit. Untersuch. übers. von Ideler II. S. 342. 435 ff. 439. Garcia in dem Werke: Origen de los Americanos, leitet das Wort *canibal* aus dem Phönizischen her und bringt es mit dem Namen Hannibal zusammen. Ich werde nicht dieselbe Behauptung wagen; allein da hier so viel

Das Canaan, welches uns die Genesis schildert, zeigt uns ganz ähnliche Elemente und Gegensätze. Es haust und

---

Semitisches begegnet, so könnte in der Form *Caribales*, woraus *Canibales* verderbt sein soll, doch immer eine Zusammensetzung mit dem Gottesnamen Baal vermuthet werden, zumal, da von den Mayas in Yucatan, wie schon oben S. 59 angeführt worden ist, ein Balam verehrt wird. Garcia macht auch die interessante Bemerkung, dass das charakteristische Kennzeichen der caraibischen Ortsnamen die Silbe *car* sei, wie in *Cariaco*, *Caripe*, *Carupano*, *Caroni* der Fall, und dass eben so das ganze Volk *Carina*, *Carinago* heisse. Nun hat das hebr. *kari* die Bedeutung des Berufenen, Auserwählten, Bevorzugten, 4 Mos. 16, 2 und 1, 16. Dieses Prädicat mochte sich wohl jenes stolze Volk geben; und *Caribal* verderbt *Canibal*, bedeutete dann das auserwählte Volk des Baal. Nach Wilhelm von Humboldt ist der Name des caraibischen Gesammtvolkes *Calli*, oder *Cal; Callinago*, abgekürzt *Callina*, sagten die Männer, *Calliponam* die Frauen, indem Beide bekanntlich eine verschiedene Sprache hatten. Dict. Galibi. Paris 1763. p. 84. Wir haben hier den so oft bemerklichen Wechsel von *r* und *l* vor uns. Uebrigens kommt, wie oben erwähnt, auch der für die Caraiben auf Trinidad gebrauchte Name *Camballi* vor, und in dem Verzeichnisse der brasilianischen Stämme von Martius finden sich die *Uanibas*, *Anibas*, die vordem am Rio Aniba gewohnt; in Harthink's Guiana begegnen die *Annibali*; und das klingt doch wieder höchst auffallend an Hannibal, Annibal, *Ἀννίβας* an. In der Ethnographie von Martius I. S. 708 steht: »*Anibas*, *Anoiùba*, Männer von drüben.« Das wäre, dem Sinne nach, das hebr. *Eber*, *Ibrim*. In der Quichua heisst *cari*, *cari-runa* Mann. *Cari ayba* (*Caribi*), böse Männer, nannte man am Amazonas einfallende Anthropophagen; daselbst S. 687. *Cariba*, *Cari-apiùba*, nannten die Tupi sich selbst, dann einen siegreichen Fremdling, einen Weissen, Portugiesen; daselbst S. 150. 754. »In der *lingua geral brasilica* hat das Wort die Bedeutung Held, wie *carr* im Gälischen.«

frevelt hier das ausgeartete Geschlecht, welches im Thale Siddim seine Sitze hat; es werden uns noch andere Stämme genannt, welche sich mit jenem gegen ihre Beherrscher empört haben und wider welche diese mit Heeresmacht herbeiziehen: die Rephäer, ein Name für Riesengeschlechter, die unbekannten Susiten mit der ebenfalls unbekannten Stadt Ham, die Emiten d. h. die Schrecklichen, die Choriter, Amalekiter und Amoriter. Auf der anderen Seite steht der milde Priesterkönig Melchisedek in der Friedensstadt Salem mit seiner unschuldigen Eucharistie. Innerhalb dieser einheimischen Elemente und ihres Gegensatzes befinden sich die aus dem äquatorialen Südlande Ur herstammenden Fremdlinge Abraham und Lot, und Ersterer ordnet sich dem erhabenen Melchisedek unter und giebt ihm den Zehnten.

Letzterer spricht zu ihm: »Gesegnet sei Abram von Gott dem Höchsten, der Himmel und Erde geschaffen!« Hier also derselbe Gottesglaube, der sich auch bei jenen antillischen Indianern gefunden. Nehme man dazu den als Priester des höchsten Gottes und Weltschöpfers Brod und Wein spendenden »König der Gerechtigkeit,« und das einfache, harmlose Brodopfer, das auf Haiti und Portorico gefunden wurde, so wird die Annahme, dass Melchisedek in dieser Gegend gewohnt und gewaltet habe, und dass sich seine sanfte Religion daselbst bis auf die Zeit der Entdeckung erhalten, wohl nicht unbegründet erscheinen.

Die Meinung, dass Salem und Jerusalem identisch seien, fällt, wie sich von selbst versteht, bei unserer Ansicht dahin. Melchisedek's Stadt muss in der bezeichneten Antillengegend gelegen haben. Kurz bevor er mit Abraham zusammentrifft, was im Thale Schawe der Fall, wird als der nördlichste Punkt, den Letzterer auf seinem Kriegszuge erreicht und von dem er dann wieder südwärts zurück-

kehrt, Choba d. i. Cuba genannt. Hier finden wir ein Cap Maysi, ein Name, der mit dem Haytiworte *mayz, mahiz*, auf Cuba *maysi* *) übereinkommt, somit wohl so viel als Ort des Brodes, der Brodaustheilung, der Eucharistie im Sinne Melchisedeks. Vielleicht befand sich hier vor Zeiten ein Centralheiligthum der Antillenbewohner, wo eine heilige Brodspendung Statt zu finden pflegte, wie sie Melchisedek eingeführt zu haben scheint. Dasselbe bedeutet bekanntlich Bethlehem, von *beth*, Haus, und *lechem*, Speise, Brod. Es gab in Palästina zweierlei Ortschaften dieses Namens, die eine, Geburtsstadt David's und Jesu, lag im Stamme Juda **), eine andere im Stamme Sebulon ***). Der Name war wohl in beiden Fällen aus dem Urlande übergetragen.

Mythische Gestalten, die an den Melchisedek der Genesis erinnern, finden sich bei mehreren Völkern des Alterthums. Bei den Persern ist die Rede von einem alten Religionsstifter Hom oder Homanes, der schon vor Zoroaster gelebt und gewirkt habe. Mit ihm verbinden sich auch eucharistische Ideen; Hom heisst zugleich ein mythischer Lebensbaum und Trank der Unsterblichkeit ****); vergl. in Amerika: Quichua *umu*, Magier, Prophet; Cotoquina *oma*, Miranha *umaanha*, Baum; Culino *humynui-sautá*, Zweig; Pimenteira *umá*, Blatt †). Bei den Griechen erscheint ein alter Priesterkönig und Weissager auf Delos, mit Namen Anios, welcher drei Töchter hat, Oino, Spermo und Elais genannt; sie besitzen die Gabe, Alles, was sie wollen, in Wein, Getreide und Oel zu verwandeln, heissen

*) Martius, Ethnographie II. S. 319.

**) Micha 5, 1.

***) Jos. 19, 15.

****) Vergl. Offenb. Joh. 2, 7. Cap. 22, 2. 14.

†) Nach Martius, Ethnographie II.

auch Oinotropä, die Weinverwandlerinnen, weil sie im Stande sind, Wasser in Wein zu verwandeln. Ein wahrscheinlich symbolischer Mythus, die eucharistischen Weihen und ihre segensreichen Wirkungen andeutend. Die alten Einwohner von Haiti schrieben dem priesterlich geweihten und gesegneten Brode wunderbare Wirkungen zu; und so wird es auch sonst gewesen sein. Die Priesterkönige Melchisedek und Anios sind schon von Creuzer in der Symbol. und Mythol. auf eine lesenswerthe Weise verglichen worden. Ein Zusammenhang zwischen dem Allen wird schwerlich abzuweisen sein. Die Sagen von Hom und Anios sind vielleicht Nichts als mythische Erinnerungen an Melchisedek vom jenseitigen Urlande her, wo derselbe eine bedeutungsvolle, weithin anerkannte Rolle gespielt zu haben scheint *). Anios soll so viel als Sohn des Kummers, Schmerzensreich, Benoni sein, wegen des Kummers, den seine Mutter Rhöo um seinetwillen erduldet hatte (*ἀνιασθῆναι*). Ob aber nicht auch hier wieder eine Anspielung auf eucharistische Nahrungsspende begegnet? Die Laute *an*, *on*, *anan*, *anon* etc. sind Urwurzeln und Urformen, welche die Bedeutung des Nutzens, Helfens, Erquickens haben und besonders auf vegetabilische Naturproducte angewendet worden sind. Griech. *ονιος*, *ονειος*, nützlich, *ονημι*, *ονινημι*; ottomakisch am Orinoko *onnona* Mais, lat. *annona*, Vorrath von Lebensmitteln, Getreide, Wein, Milch etc. Amerikanisch ist ferner auch Ananas: *nana*, *anana*; in der Macusi-Sprache ist *anai*, *anain*, Pa-

*) Erinnerungen an ihn, so wie an Abraham, als an vorzeitliche Religionsstifter und Reformatoren, dürften sich auch wohl noch in Amerika erhalten haben; sie sind aber vielleicht unter Namen und Mythen versteckt, die ihre unmittelbare Erkennbarkeit hindern. Es würde dies der Gegenstand einer eigenen Untersuchung sein.

ravilhana *aihniain*, Mais; und am östlichen Fusse der Sierra Pacaraima liegt eine Ortschaft Anai*) — auch wieder ein amerikanisches Bethlehem, wie Maysi auf Cuba.

Und nun erlaube man uns noch schliesslich eine Vermuthung über Damascus zu äussern, welches die Genesis in der Erzählung vom Kriegszuge Abrahams mit Choba (Cuba) verbindet **). Wir können dasselbe, unserer Theorie nach, nicht für das bekannte syrische halten; auch dieser Name ist aus dem Urlande übergetragen; das originale Damascus muss in Westindien, dem originalen Canaan, gewesen sein; und der Name scheint auch wieder nichts Anderes als Ort des Brodes, oder der Brodspendung bedeutet zu haben. Er lautet hebr. *Dammeschek*, *Darmeschek*; das vorgesetzte *dar* = *dor*, arab. دار, ist Wohnung, Haus, wie *beth* in Bethlehem; *meschek* aber ist ein amerikanisches Wort für Mays; so Sabuja *maschikö*, Cayriri *mosiccih* ***), abgekürzt Panos *schequi*, Maxoruna *schuky* etc. Das Wort hängt wohl auch mit den Formen *mayz*, *mahiz*, *maysi*, Araicu *metschy*, Cauixana *mazy* zusammen ****). Hebr. ist diese letztere Form in *mazzah*, *mazzoth* übrig, was der bekannte Ausdruck für das ungesäuerte Pascha-Brod ist.

---

*) Rob. Herm. Schomburgk, Reise in Guiana S. 73.

**) 1 Mos. 14, 15.

***) Vergl. Baniva *matsuca*, *matschuca* = *Jatropha Manihot L. (farina)*; Zapara *imasacka*, Batata; Mariaté *mysakary*, Frucht überhaupt.

****) S. die Namen für Mays bei Martius, Ethnographie II. S. 427 f.

XIII.

Die Trinitäts-Idee des amerikanisch-hebräischen Alterthums, wie sie in Abraham's Geschichte begegnet.

Höchst eigenthümlich und merkwürdig ist die Erscheinung, welche kurz vor der Zerstörung Sodom's und Gomorrha's dem Abraham und dann dem Lot zu Theile wird. Jehovah stellt sich hier in Gestalt dreier Männer oder Engel und zugleich als doch nur Einer und Derselbe dar; wird auch als solcher von Abraham und Lot genommen, so dass dem Gedanken an eine trinitarische Vorstellung von der Gottheit, die sich hier ausdrücke, nicht wohl auszuweichen ist. »Und es erschien ihm Jehova unter den Terebinthen des Mamre ..... und siehe, drei Männer standen vor ihm.« Im Folgenden heisst es theils: »sie sprachen zu ihm,« theils: »Jehova sprach.« Abraham erkennt sogleich ohne Weiteres die Gottheit und spricht zu den Dreien in diesem Sinne. Nun trennen sich zwar diese, und zwei davon gehen nach Sodom, während der Patriarch mit dem noch verweilenden Jehova wegen der Schonung Sodoms unterhandelt, so dass es scheint, als sei nur eine der drei Gestalten der Gott, und die beiden anderen seien nur zwei ihn begleitende Engel; ja es werden diese in der That als Engel bezeichnet und sagen sogar zu Lot, Jehovah habe sie gesandt. Diese Auffassung wird gleichwohl wieder zweifelhaft, Lot redet die Erscheinenden erst mit: »Meine Herren!« dann jedoch einfach mit: »mein Herr!« an; er trägt eine Bitte vor und die Antwort lautet, als wenn nur Einer und zwar Jehova selbst spräche: »Siehe ich nehme auch in diesem Stücke Rücksicht auf dich« etc. *).

*) 1 Mos. 18, 1 ff. Cap. 19, 1 ff.

Eine alte Dreieinheitsidee liegt hier fühlbar zu Grunde, sei es auch, dass dieselbe durch die Darstellung, wie sie auf uns gekommen, theilweise verdunkelt werde; und wenn das christliche Alterthum in der Erscheinung seine Trinität erkannte, so war es wohl auf richtigerem Wege, als die dasselbe deshalb so grosser Beschränktheit beschuldigende Kritik *). Hat man doch nicht einmal nöthig, das christliche Dogma herbeizuziehen, um in der betreffenden Erzählung eine Art von Dreieinheit zu erkennen, wie sie mehrfach auch im heidnischen Alterthum vorhanden war! Welchem nur einigermassen Unterrichteten ist nicht der indische Trimurtis, d. h. der Dreigestaltige bekannt? Er wird theils durch eine Figur mit drei Häuptern, wie sie schon in den alten Felsentempeln erscheint **), oder durch die Verbindung eines Zirkels mit einem Dreiecke oder durch die Sylbe *Om*, die aus den Chiffern *A*, *U* und *M* besteht und mit der das Lesen jeder heiligen Schrift begonnen und beschlossen wird, ausgedrückt. Auch die Aegyptier wandten die Dreizahl auf die Gottheit an ***). Die heidnischen Pommern, besonders die zu Stettin und Julin, verehrten vor Allem ihren Triglaf, ein dreiköpfiges Idol, das von reinem Golde gewesen und zu Stettin auf dem mittelsten Stadtberge gestanden haben soll. Noch heisst so ein Dorf, wohin die Julinischen Priester, wie man sagt, ihren Triglaf gebracht, als St. Otto die Tempel brach ****). Zu

*) Bohlen, Genesis S. 206.

**) Die Portugiesen sahen sie als Darstellung des christlichen Dogmas an: hanno questi Bramini imagini che figurano la santa Trinità; honoran molto il numero trinario. Barbosa bei Ramusio I. p. 295.

***) Hermes trismegistos und ter unus.

****) Temme, Volkssagen von Pommern und Rügen. Berlin 1840. S. 49 f. mit der daselbst angeführten Literatur.

Romove in Preussen befand sich eine heilige Eiche, wo die drei Götter: Perkunnos, Pikollos und Potrimpos verehrt wurden. Man baute an der Stelle das Kloster der heiligen Dreifaltigkeit und vergrub unter dem Eckstein ein Crucifix und einen dreieckigen Ring *). In der Geschichte Abraham's kommt auch eine Trias ihm verbündeter Amoriter vor, welche Aner, Eschkol und Mamre heissen; es sind Brüder, und im Haine des Mamre wohnt der Altvater **). Es fragt sich, ob hier nicht die Namen vorliegen, welche die drei Personen oder Gestalten einer dreifach gedachten Gottheit im Dialekte der Amoriter geführt. Wir brauchen hiebei den drei Brüdern ihre historische Existenz so wenig streitig zu machen, als dem Abraham, der erst Abram d. h. Bram, Brahma geheissen; denn es war eine alterthümliche Sitte, die Namen von Gottheiten zu führen. Es liesse sich denken, dass die drei Amoriter mit Abram zusammen die Gottheit in der Art dargestellt hätten, dass sie der Letztere als die Eine, die Ersteren aber als die in drei Personen Unterschiedene repräsentirten. Auch bei den Indiern finden wir Brahma, das Grosse, als neutrales Abstractum, auch Parabrahma, das Urgrosse, genannt, welches als das absolut Höchste, Ursprüngliche und Wesenhafte angesehen wird, worin Alles seinen letzten Grund habe; erst eine Manifestation von ihm ist dann der weltschaffende Brahman, Nominativ *Brahmâ*, der mit *Vishnus* und *Sivas* den dreifachen Gott, Trimurtis, bildet. Dies Alles wird wohl auch historisch verknüpft sein, so dass sämmtliche, so weit auseinanderlaufende Fäden von einem Punkte ausgegangen; aber wo haben wir diesen zu suchen? Sollen wir Alles aus Indien

*) Tettau und Temme, Volkssagen Preussens und Litthauens. Berlin 1837. S. 19 ff. mit den Citaten daselbst.

**) 1 Mos. 14, 13 u. 24. Cap. 18, 1.

ableiten? Die indischen Dinge selbst sind unserem Systeme nach aus Amerika her; sehen wir, was sich etwa auch hier für Analogien bieten!

Drei gekrönte Köpfe fand del Rio in den Ruinen von Palenque, und die Bewohner des Plateaus von Bogota hatten einen Gott, der drei Namen führte, wovon der bekannteste Bochica (sprich Botschika) war: auch zeigten die Priester von Iraca den spanischen Eroberern Idole, die ihn mit drei Köpfen darstellten. Hierbei haben schon Andere an den indischen Trimurtis erinnert. Dazu kommt noch jene in Nordamerika unter der Erde gefundene Vase, der man den Namen Triune-Idol gegeben hat. Sie besteht aus drei Köpfen, die vermittelst eines Rohres oder Griffes mit einander verbunden sind. Das eine der Gesichter stellt eine alte, die beiden anderen zwei junge Personen dar. Die Farbe ist bei dem alten Gesichte gelb, bei dem zweiten rothbraun, bei dem dritten schwach scharlachroth und hochroth *). Hieraus geht jedenfalls so viel mit grösster Wahrscheinlichkeit, theilweise mit Gewissheit hervor, dass auf verschiedenen Punkten des alten Amerika eine Art von Trinität, eine einheitlich verbundene göttliche Trias verehrt worden ist; und wir dürfen zu Gunsten unseres Systems wenigstens die Vermuthung aussprechen, dass auch diese Idee eine ursprünglich amerikanische, und als solche dem Patriarchen, dem wir diesem Systeme nach seinen Aufenthalt in diesem Continente anweisen müssen, eigen gewesen sei.

*) Vergl. über diese amerikanischen Gegenstände Minutoli, Beschreibung einer alten Stadt etc. Berlin 1832. S. 50. Braunschweig, Altamerik. Denkmäler. Berlin 1840. S. 139. A. v. Humboldt in der Cottaischen deutschen Vierteljahrsschrift Januar — März 1839. S. 107 ff. Assal, Nachrichten etc. Heidelb. 1827. S. 67.

XIV.

Moria. Ueber die Cultusstätten des amerikanisch-hebräischen Alterthums.

In Abraham's Geschichte *) kommt ein Land (*eres*) und Opferplatz Moria, *Morijjah*, vor, den in einer späteren Erzählung auch ein Hügel in Jerusalem führt, wo Salomo seinen Tempel baut **). Die beiden Orte sind deshalb keineswegs für identisch zu halten ***); und der Name ist nicht sowohl Eigenname, als Benennung eines heiligen Ortes, Opferplatzes überhaupt. Blicken wir nach Oceanien und Amerika hin, so werden uns sehr einleuchtende und merkwürdige Analogien begegnen.

In der Südsee fanden sich die heiligen Haine, Einschliessungen und Opferstätten, welche Morai hiessen. Die Societätsinsel Eimeo heisst bei den Insulanern Morea, Muria****), oder es wird so ein District dieser Insel genannt †). Eine andere Societätsinsel ist Maurua. Es ist damit vielleicht auch der Name der südamerikanischen Insel Marayo zu verbinden, die sonst St. Johannes heisst.

Weiter werden in Abraham's und in späterer hebräischer Geschichte gewisse Bäume, Haine, Hügel mit dem Namen More bezeichnet — ein wohl zu der nämlichen Gruppe gehöriges Wort. In Brasilien, wohin wir den Ursprung des hebräischen Geschlechtes zu setzen, Gründe haben,

---

*) 1 Mos. 22, 2.

**) 2 Chr. 3, 1.

***) Die Samaritaner setzten bekanntlich statt des jerusalemischen Tempelberges den Garizim.

****) So der »Missionsreise in die Südsee mit dem Schiffe Duff unter James Wilson« und »Cook's dritter Reise« gemäss.

†) Nach Forster.

ist *mora, moira* Wald, Holz; es existiren hier Volksstämme mit dem Namen *Moira-Tapuya*, d. h. Wald- oder Holz-Indianer; ein Stamm daselbst sind die Muras *). Demnach scheint es, als ob *mor, more* etc. eigentlich so viel als Baum, Wald, Hain sei; *Morijjah* könnte dann mit dem hebr. Gottesnamen *jah* gebildet sein und Hain Gottes, heiliger Hain bedeuten. Moria hiess übrigens auch der der Athene geweihte Oelbaum auf der Burg zu Athen.

Baum und Hain spielt in der Geschichte Abraham's, theils als Wohn-, theils als Cultusort, eine auffallend hervortretende Rolle. Er wohnt unter den Terebinthen des Amoriters Mamre, seines Verbündeten **); er pflanzt eine Tamariske bei Berseba, verkündet daselbst den Namen Jehova's und nimmt da auch seinen Aufenthalt ***). An solchen Orten wird geopfert und geprediget. Wie sehr dies Alles dem oceanischen und amerikanischen Alterthum entspricht, wird noch mehr aus Folgendem erhellen.

Die Bewohner von Radack haben heilige Cocospalmen, in deren Krone sich ihr Gott Anis niederlässt ****), und auf Husheine war ein prächtiger Baum, der mit seinen sich zur Erde senkenden und zu neuen Bäumen emporsprossenden Zweigen einen dem höchsten Gotte der Insel, Tani, geweiheten Hain formirte †). Den interessantesten Vergleich

---

*) Martius, Rechtszustände S. 13. Anhang S. 18. Nr. 195 u. 196 und neuerdings Dessen Ethnographie.

**) 1 Mos. 14, 13. Cap. 18, 1.

***) 1 Mos. 21, 33. Cap. 22, 19.

****) A. v. Chamisso, Werke II, S. 229.

†) Baseler Missionsmagazin 1832. S. 140. »In der Nähe des Baumes befindet sich ein Tempel, in welchem die Regenten der Insel begraben liegen, und wo sie am Fusse des heiligen Berges, unter dem Schatten des prachtvollen Aoa in mehr als orientalischer Verzierung neben einander ruhen.«

aber bilden die amerikanischen Riesencypressen, wovon drei zur Bildung eines altindianischen Heiligthumes gehörten. Eine solche (*cupressus disticha L.*) erhebt sich in dem zapotekischen Dorfe Santa Maria del Tule östlich von der Stadt Oajaca innerhalb der Mauer, welche die Kirche umgiebt. Sie ist älter, als die spanische Invasion; ihr Stamm hat 124 span. Fuss im Umfang, und es rinnt aus ihr oben, wo sie sich in Zweige spaltet, eine Quelle hervor. »Die alten Indianer hielten diesen Baum für heilig. Fast immer findet man drei davon in der Nähe der Ruinen alter Adoratorien, oft in Gegenden, wo die Natur den Baum ursprünglich nicht hervorbringt und wohin er nur aus weiter Ferne gebracht sein kann. Auch zu Tule, dessen Kirche auf dem Platze des alten Adoratoriums gebaut ist, sind drei dieser Cypressen vorhanden. Die erste ist die beschriebene; eine zweite, nicht weit von jener, steht noch innerhalb der Mauer, eine dritte ausserhalb derselben, von der ersten kaum weiter, als die zweite, entfernt. Beide sind ebenfalls sehr grosse Bäume. Zu Mitla, in der Nähe der Paläste, befinden sich ebenfalls drei solche Cypressen« *). 'An einem anderen Orte, wo vom Staate Oaxaca in den vereinigten Staaten von Mexico die Rede **), lesen wir Folgendes: »In der ganzen Provinz findet sich der ungeheuere Stamm der *cupressus disticha*, der 36 Metres im Umfange hat. Dieser alte Baum ist dicker, als alle Boababs Afrika's, was minder erstaunlich ist, seit man entdeckt hat, dass er die Vereinigung von drei verschiedenen Stämmen ist.«

Die Auswahl dieses dreifachen Baumes zu religiösem Zwecke und dessen dreifache Anpflanzung — sollte

*) Ausland 1840. Nr. 10. S. 37.

**) In Orbigny's amerikan. Reisewerk.

sie nicht ebenfalls ein Anzeichen der schon oben nachgewiesenen altamerikanischen Trinitäts-Idee sein? Und berührt sich diese Spur nicht wieder augenscheinlich mit der Geschichte Abraham's? Was er pflanzte, wird wohl ein solcher Baum, die Haine, wo er wohnte, wo er opferte und predigte, werden eine Trias solcher Bäume gewesen sein und sich auf die von ihm verehrte göttliche Dreiheit und Dreieinheit bezogen haben. So namentlich der Hain des Mamre, wo ihm seine Gottheit in dreifacher Gestalt erscheint.

XV.

Die Circumcision in Amerika und Oceanien.

1.

Ein sehr befremdlicher, für unser System aber in demselben Masse sprechender Umstand ist der, dass sich jener sonderbare Ritus, den Abraham bei seinem Geschlechte eingeführt haben soll, und der für das nationale und religionsgesetzliche Abzeichen seiner Nachkommen gilt, auch in Amerika und Oceanien gefunden und sich selbst bei ganz fremdartigen und isolirten Volksstämmen von unbestimmbar alter Zeit her gebräuchlich und einheimisch gezeigt hat. Wir sind in Folge dessen um so berechtigter, den Schauplatz der patriarchalischen Urgeschichten und den Ursprung des hebräischen Geschlechtes mit seinen absonderlichen Sitten und Gebräuchen in diese Regionen zu verlegen, wo sich noch alle vorzeitlichen Seltsamkeiten in Spuren und Resten darstellen, die uns schliessen lassen, dass sie hier entstanden und aufgekommen. Keineswegs sind solche Dinge, wie die Circumcision, den bekannten Träumen gemäss, von der »alten Welt« nach der »neuen« gekommen; sie sind von Letzterer

durch auswandernde Völker und die von ihnen in Asien, Afrika und Europa angelegten Colonien in diese Welttheile verpflanzt worden. Wie die Hebräer, so haben auch andere alte Nationen, namentlich die Aegyptier, bei welchen der Priesterstand und die in die Mysterien Eingeweihten beschnitten sein mussten, diese uramerikanische Ceremonie hinübergebracht; sie war ohne Zweifel schon in dem jenseitigen Mizraim gebräuchlich, wo Israel geknechtet war. Im Buche Josua*) wird der Mangel der Circumcision sehr merkwürdig und ausdrucksvoll als die »Schmach« oder »Schande Mizraims« d. h. als etwas daselbst für Schmach und Schande Geltendes bezeichnet. Das hier gemeinte Land aber ist das amerikanische Ur- und Originalägypten, aus dem das Volk von Mose ausgeführt worden war.

2.

Es ist der Mühe werth, die betreffenden Thatsachen etwas genauer in's Auge zu fassen. Peter Martyr, der genau unterrichtete Zeitgenosse der Entdeckung Amerika's, berichtet wiederholt, dass die Spanier die Einwohner von Yucatan beschnitten angetroffen. Pater Gumilla, der 30 Jahre lang am Orinoko lebte, fand dieselbe Sitte bei den Salivas, namentlich bei jenen, die noch in ihren Urwäldern lebten, auch bei anderen Stämmen am Apure-Fluss. Hartsink in seiner Beschreibung von Guiana nennt als Solche, welche die Beschneidung hätten, ebenfalls die Salivas. Die Kinder würden am 8. Tage beschnitten und viele stürben in Folge der Operation; er fügt, als dieselbe Beobachtung darbietend, die Guamas und Ottomaken hinzu.

Dem Jesuiten Veigl**) zu Folge war bei den Panos

*) Cap. 5, 9.

**) Murr, Reisen einiger Missionarien etc. S. 67.

in der Landschaft Mainas eine Beschneidung der Mädchen im Gebrauche; nach Narc. Girval *) wurde die Operation an beiden Geschlechtern von allen Indianern am Ucayale vollzogen. Hugo Grotius **) giebt die Sitte von den Bewohnern Yucatans an, Acosta von den Mexicanern ***). »Der Pagé (Magier, Zauberarzt) der Indianer bethätigt sein Amt schon bei den Neugeborenen durch die Operation der Beschneidung.« — »Die Tecunas üben sie in ihren Wäldern an beiden Geschlechtern aus, und unmittelbar nach der Operation wird dem Kinde der Name beigelegt.« — Unter den Beweisen, welche die Carmeliter für die jüdische Abstammung der Indianer in den Sitten der Manaos zu entdecken geglaubt haben, war namentlich die Beschneidung und die Scheu vor dem Genusse des Schweines« etc. »Am Orinoko nahmen die Operation am 8. Tage der Säuglinge beiderlei Geschlechtes die Salivas, Guamos, Otomacos vor; andere Wilde an den Beiflüssen des Apure brachten den Kindern von 10—12 Jahren zahlreiche Verwundungen am ganzen Körper mit grossem Blutverlust, oft bis zum Sterben, bei« ****). Nach Alex. Mac Kenzie hatten auch die Chippewey-Indianer die Circumcision.

Sie ist eben so auch in Oceanien, auf den Inseln der Südsee, in Neuholland, auf Madagascar entdeckt worden. Nach Mariner †) wurde sie von den Fidschi-Insulanern auf völlig jüdische Manier vollzogen. Auf minder vollständige Art geschah es nach Forster und Langsdorf auf den Societäts- und Marquesas-Inseln. Es ist

*) Zach, Monatliche Corr. III. 1801. S. 463.

**) De orig. gentis Amer.

***) Hist. natur. y mor. de las Indias Lib. V. c. 26. Vergl Martius, Ethnographie I. S. 583. Note.

****) Martius a. a. O. S. 582 f. 587.

†) Nachrichten über die Tonga-Inseln. Weimar 1819. S. 505.

davon auch in Cook's Reisen die Rede. Man hatte auf Otahaiti sogar einen Schimpfnamen für einen Unbeschnittenen. Eine Art von Beschneidung bei den freien Stämmen der Philippinen-Inseln soll nach Chamisso ursprüngliche Sitte und nicht vom Islam herzuleiten sein. Die Fichten- oder Pinus-Insel, 28 Meilen von Neu-Caledonien, hat dunkelfarbige, wiewohl nicht negerartige Bewohner, bei welchen das männliche Geschlecht ebenfalls beschnitten wird *).

8.

Ein bekannter, vielfach behandelter Streitpunkt ist der, ob der Ursprung des Ritus hebräisch oder ägyptisch sei. Für die letztere Ansicht entscheiden sich Neuere. Sie halten es für undenkbar, »dass die stolzen ägyptischen Priester eine so schmerzhafte Ceremonie von nomadisirenden Hirten angenommen haben sollten.« Auch werde von Herodot und anderen alten Autoren ausdrücklich berichtet, wie es Phönizier und Syrer selbst eingestanden, den Gebrauch aus Aegypten zu haben. Zudem spreche die Genesis, indem sie

*) Mehrere dieser Nachrichten hat schon Autenrieth in seiner Abhandl. über die Beschneidung (Tübingen 1829) zusammengestellt und mit Citaten belegt. S. ausser dem bereits Angeführten: Gumilla, Historie de l'Orenoque. Avignon 1758. I. p. 183. Noah, Beweis, dass die amer. Indianer die verlorenen Stämme Israels sind. Altona 1838. Chamisso, Werke II. S. 127. Nautical Magazine 1848. Vol. XVII. Zeitschrift für vergleichende Erdkunde 1850. Bd. X. S. 353 ff. Eine Abhandlung über den Gegenstand hat auch der Medicinalprofessor Friedreich in einer besonderen Schrift, Ansbach 1844, und in seinem Werke »zur Bibel,« Nürnberg 1848, geliefert. P. v. Bohlen hat sich darüber in seiner »Genesis« und seinem Werke über Indien I. S. 290 ff. geäussert. Noch andere Citate findet man in den erwähnten Schriften und Abhandlungen.

die Einsetzung desselben erzählt, in der Art, als sei es eine schon hinlänglich bekannte Sache, was hier von Gott befohlen wird; und als solche erscheine es auch, so fern es bei so vielen Individuen, namentlich der grossen Anzahl von Sklaven, sofort an demselben Tage ausgeführt wird *). Hiebei kommt der alte Bibelglaube nothwendig in eine peinliche Verlegenheit: und es wagen neuestens selbst bibelfreundliche Ausleger nicht mehr, ganz einfach nur die Meinung früherer Zeiten festzuhalten und zu vertheidigen. »Wenn,« sagt Delitzsch, »Herodot die Ueblichkeit der Beschneidung bei den Kolchern, Aegyptiern und Aethiopen, bei den Syrern an den Flüssen Thermodon und Parthenius, bei den Phöniziern und Macronern bezeugt, und dabei bemerkt, dass die palästinensischen Syrer und die Phönizier dieselbe von den Aegyptern gelernt zu haben bekennen, wie die Syrer am Thermodon und Parthenius von den Kolchern **); so ist Verbreitung mittelst Nachahmung innerhalb dieses Völkerkreises, zu welchem nach Diodor ***) auch die Traglodyten, nach Jeremia ****) wie es scheint, auch Edom, Ammon und Moab gehören, zwar immer noch denkbar; und es liesse sich mit Ewald annehmen, dass der noch jetzt bestehende Brauch bei den äthiopischen Christen, den Congonegern etc. das Ueberbleibsel einer uralten vom Nilthale ausgegangenen afrikanischen Bildung sei †). Aber man hat den Gebrauch auch in Amerika, auf den Südsee-Inseln, und bei den südlichsten Negerstämmen ††) vorge-

*) Vergl. in diesen Beziehungen die schon oben angeführten Schriften von Bohlen und Friedreich.

**) Herodot II, 104.

***) III, 32.

****) Cap. 9, 25.

†) Alterthümer S. 103.

††) Klemm, Culturgesch. III, 255. 291. IV. 305.

funden, so bei den Damaras im tropischen Südafrika, deren Häuptlinge, wie uns Francis Galton erzählt, am Beschneidungstage, als einem Festtage, etwa ein halb Dutzend Ochsen schlachten. Hier kann man sich weder einen Zusammenhang mit der abrahamischen, noch mit der altägyptischen Beschneidung vorstellen«*).

Delitzsch sucht sich dadurch zu helfen, dass er annimmt, die heidnische Beschneidung stehe für sich und sei aus dem Gefühle der Unreinheit der menschlichen Natur hervorgegangen. Auch das schon ist eine gefährliche Concession. Dem Glauben wird es nicht gut denkbar sein, dass auf etwas von Gott durch eine besondere Offenbarung Eingesetztes der Mensch so ganz auch von selbst kommen könne. Und wenn die Operation auf den Fidschi-Inseln völlig auf jüdische Manier vollzogen wird, wenn amerikanische Indianer, gerade so, wie es in der Genesis vorgeschrieben wird, am achten Tage beschneiden, bei den Otahaitiern sogar ein Schimpfwort für einen Unbeschnittenen begegnet, so will sich ein äusserlicher, geschichtlicher Zusammenhang, der sich auf all diese Gebräuchlichkeiten erstreckt, nicht abweisen lassen. Die Sache ging allem Anschein nach von einem und demselben Punkte aus und verbreitete sich von da in ausstrahlender Weise und verschiedener Richtung in alle Welttheile hin**). Aber ist es glaublich, dass sich dieser Punkt in dem palästinensischen Alterthum und Hirtenleben befunden; dass, wenn wir den abrahamitischen Ursprung annehmen, von daher die exclusiven Aegyptier in Afrika zur Einführung des Gebrauches bestimmt worden seien; dass der palästinen-

*) Fr. Delitzsch, Commentar über die Genesis. Leipz. 1860. S. 384 f.

**) Auch die Tomuren zu Dodona waren, dem Namen nach zu urtheilen, Beschnittene.

sische Nomade und sein Geschlecht mittelbar oder unmittelbar bis in die weitesten Fernen hin, selbst auf die alten Bevölkerungen Amerika's und Oceaniens gewirkt?

4.

Wir unsererseits könnten es gleichwohl unternehmen, die altgläubige Auffassung zu retten. Von unserem Standpunkte aus wird nicht nur der allgemeine Zusammenhang der Sache und ihr Ausgang von einem und demselben — in die amerikanische Vorzeit zurückzuversetzenden — Punkte denkbar; wir könnten sie auch wohl vom hebräischen Altvater ableiten; denn wenn wir die Patriarchengeschichte in jenen Welttheil verlegen, so wird in derselben Alles weit grossartiger und der Ausdehnung fähiger; viele nationale und religiöse Differenzen und Scheidewände, die sich später bildeten, haben, wie wir aus der Geschichte Abrahams entnehmen können, der mit Cananitern, Amoritern, Philistern, Hethitern und Aegyptiern in so gutem Vernehmen steht und von ihnen so sehr geachtet und geehrt wird, zu seiner Zeit noch nicht gewaltet; es lässt sich somit denken, dass er als Prophet und Religionsstifter eine weit grössere und umfassendere Rolle gespielt, als wir uns vorstellen, und selbst auf das amerikanisch-ägyptische Mizraim gewirkt. Von da kann der Gebrauch auch auf die oceanische Inselwelt, die von Amerika aus befahren, besucht und bevölkert worden zu sein scheint, so wie in das südliche Afrika gekommen sein. Wie leicht in der Patriarchenzeit ein solcher Ritus auch zu anderen Völkern und Geschlechtern überging, zeigt die Erzählung der Genesis, wo sich die Sichemiten, damit der Sohn ihres Häuptlings Jakobs Tochter Dina zum Weibe erhalte, sämmtlich der Operation unterwerfen *).

*) Mos. 34, 24.

Herodot sagt, die Phönizier und die Syrer in Palästina, d. h. die Israeliten und die übrigen beschnittenen Stämme daselbst, gäben es selber zu, dass sie den Gebrauch von den Aegyptiern gelernt. Sie sagten vielleicht nur, sie hätten ihn von Mizraim, d. h. dem jenseitigen Urlande her. Es scheint nämlich, wie schon bemerkt, nicht nur speciell das ägyptische Urreich im Westen Amerika's, sondern auch im weiteren Sinne der ganze Welttheil so geheissen zu haben. Daher sollten und wollten so viele Wanderer, Menschenstämme, Völker, die schwerlich alle in Afrika gewesen, aus Aegypten sein; sie waren in Wahrheit von drüben aus Amerika her, von wo sie denn auch ihre uralten Gebräuche herübergebracht.

5.

Uebrigens lässt sich immerhin, auch ohne Schaden für Bibel und Bibelglauben, so viel annehmen, dass die von Abraham an sich und seinem Hause vorgenommene Ceremonie nicht absolut neu gewesen, wenn man nur begreift und bedenkt, worauf es hier insbesondere ankam und abgesehen war. Die Circumcision mochte bereits für gewisse Fälle, wie deren einer in Mosis Geschichte vorkommt *), auch in Beziehung auf priesterliche Würden und mysteriöse Weihen im Gebrauche sein; es mochten hochadelige Geschlechter und herrschende Klassen der Gesellschaft ihren Stolz darein setzen, das unterscheidende Zeichen an sich zu tragen, während niedriges Volk und Sklaven dessen entbehrten, ja sich dadurch gar nicht adeln durften. Der Sinn der Handlung Abrahams war vor Allem der, dass sein

*) 2 Mos. 4, 24 ff. Zippora beschneidet hier ihren Sohn, um den von einer schweren Krankheit befallenen Gatten zu retten.

ganzes Haus und Geschlecht ein heiliges und priesterliches sein sollte; er stellte sich und die Seinigen dadurch den höheren Classen der Societät gleich, in die er eingetreten war, und musste so verfahren, um in derselben sein Ansehen zu behaupten und auf sie prophetisch wirken zu können. Etwas aber scheint neu und originell gewesen zu sein, dass er nämlich auch die Glieder seines Hauses, die nicht seines Geschlechtes und keine freien Leute waren, dass er, wie mehrmals ausdrücklich bemerkt wird, mit sich und seinem Sohne auch Fremdlinge und Sklaven beschnitt. Dies war für Letztere eine Erhebung zu einem Stand und Rang, auf welchen sie gar keinen Anspruch zu machen hatten, eine Ausgleichung der socialen Differenzen durch eine gemeinsame religiöse Weihe, wie sie wohl ganz unerhört und gegen die bisherige Sitte war. Der Sklave, wenn er übrigens auch noch immer seine untergeordnete Stellung behielt, war nun nicht mehr Sklave im eigentlichen Sinne des Wortes; er wurde dadurch seinem Herrn gewissermassen gleichgesetzt; es war bereits eine Anticipation der christlichen Anschauung, dass vor Gott Alles gleich sei und kein Ansehen der Person gelte.

Hieraus erklärt es sich denn auch, weshalb sich sämmtliche Personen des Hauses sofort, nachdem der Patriarch die betreffende Offenbarung erhalten, ganz willig und ohne Widerrede eine so schmerzliche Verletzung gefallen lassen, wider welche sie, wenn dieselbe etwas ganz Neues und Ungebräuchliches gewesen und nicht jenen wahrhaft liberalen Charakter gehabt hätte, wohl hätten murren und sich auflehnen können. Es ist offenbar in diesem Sinne, dass es die Erzählung so aus- und nachdrücklich sagt und immer wieder auf's Neue sagt, es seien alle männlichen Personen im Hause Abrahams ohne Ausnahme beschnitten worden: »Acht Tage alt soll bei euch alles Männliche beschnitten

werden nach eueren Geschlechtern; der Hausgeborene und der mit Silber Erkaufte, jeder Fremdling, der nicht von deinem Samen ist. Beschnitten werde dein Hausgenosse und mit Silber erkaufter Sklave.« — »Da nahm Abraham den Ismael, seinen Sohn und alle seine Hausgeborenen und alle seine mit Silber erkauften Sklaven, alles Männliche unter den Leuten seines Hauses und beschnitt sie, wie Gott ihm befohlen hatte.« — »An diesem selbigen Tage ward Abraham und Ismael, sein Sohn, beschnitten, und alle Leute seines Hauses, die Hausgeborenen und die silbererkauften Sklaven von fremden Völkern wurden beschnitten mit ihm.«

Diese, wie es scheint, überflüssigen, ja unbegreiflichen Wiederholungen werden, von unserem Gesichtspunkt aus betrachtet, vollkommen klar und erregen das höchste Interesse, indem sie so angelegentlich ein universales Humanitätsprincip aussprechen und einschärfen, das man nicht erwartet, das hier die Ehre der Bibel, des Altvaters und der ihm gewordenen Offenbarung ausmacht, und das trotz der auffallenden Weise, mit der es geltend gemacht wird, so lange unbemerkt geblieben ist.

Die Gegner des Bibelglaubens meinen mit der Behauptung, dass der hebräische Ritus nicht originell, sondern von den Aegyptiern entlehnt sei, Etwas gesagt und gewonnen zu haben, und können dadurch eine den wahren Sinn der Sache ebenfalls nicht erkennende Apologetik wirklich in Verlegenheit bringen. Was uns aber in der erläuterten biblischen Darstellung entgegentritt, das ist nicht so wohl Annahme und Nachahmung eines fremden Gebrauches, als vielmehr, was die Art der Anwendung und Ausführung betrifft, Differenz und Gegensatz dazu; indem die stolze ägyptische Exclusivität in eine universale religiöse Gleichheit und Brüderlichkeit verwandelt wird.

XVI.

Jakob und seine Söhne. Die nach Amerika und Indien hinweisenden Sitten, Gebräuche und sprachlichen Momente dieses Theiles der hebräischen Urgeschichte.

1.

Dass die Genesis ein ächt amerikanisches Werk sei, welches entweder schon in dem jenseitigen Continente verfasst und bei der Auswanderung, gleich dem Mumienkasten Josephs*), mit hinweg und nach Asien hinübergebracht, oder doch dem Stoffe nach aus altamerikanischen Ueberlieferungen gebildet wurde, so dass die asiatischen und afrikanischen Vorgänge, Entwicklungen und Verhältnisse dabei ganz aus dem Spiele blieben — das beweist ganz vorzüglich die Geschichte Jakobs und seiner Söhne, namentlich des Joseph, der nach Aegypten d. h. in das westlich gelegene Cultur- und Herrscherreich verkauft wird, welches damals die überwiegende Rolle in dem Continente spielte, und der hier zum allmächtigen Günstling und Stellvertreter des Herrschers erhoben wird. In dieses Reich, das schon in der Geschichte Abrahams berührt wird, das von den östlich wohnenden, semitisch redenden Stämmen, die unter dem Namen Canaan zusammengefasst waren, Mazor, Veste, oder Mizraim, Doppelveste, genannt wurde, und von dem das afrikanische Aegypten nur eine Colonie und culturgeschichtliche Fortsetzung war, lässt uns nun die Genesis einen näheren Einblick thun. Alles, was sie hier erzählt und schildert, gehört der amerikanischen Vorzeit an; und es lässt sich dies auch noch sehr bestimmt nach-

*) 1 Mos. 50, 25. 2 Mos. 13, 19. Josua 24, 32. Cap. 33, 19.

weisen, indem wir die zum Theil bis auf unsere Zeiten herab in dem Continente erhaltenen Zustände, Sitten und Wortformen vergleichen. Wir wollen dies durch einige beispielsweise hervorgehobene Momente belegen.

2.

So ist erstlich das uns so fremdartige Dienen um die Braut ein ganz amerikanischer Brauch; und es konnte nicht fehlen, dass bei Erwähnung desselben, wie man ihn bei verschiedenen Indianerstämmen vorfand, schon Anderen der Gedanke an den biblischen Ahnherrn kam, der für seine Frauen Rahel und Lea bei ihrem Vater Laban zweimal sieben Jahre dient *). So sagt Martius **) in Beziehung auf die Ureinwohner Brasiliens: »Der Jüngling widmet sich, wie einst Jakob bei Laban, oft mehrere Jahre hindurch allen Diensten und Verrichtungen des präsumtiven Schwiegervaters mit unverdrossener Emsigkeit. Er geht für ihn auf die Jagd und zum Fischfange, er hilft ihm die Hütte bauen, den Wald reinigen, Holz tragen, Kähne zimmern, Waffen machen, Netze stricken etc. Bisweilen verdingt sich der Brautwerber an die Familie einer fremden Horde, ja sogar eines fremden Stammes.« So war es auch bei den Indianern Guatemala's im Gebrauche, eine Verbindung mit einem Mädchen durch Knechtsdienste auf bestimmte Zeit und durch Geschenke an die Eltern des Mädchens zu erkaufen ***); und Aehnliches fand Carver ****) bei den Nadowessiern; junge Menschen, die um ein Mädchen war-

*) 1 Mos. 29, 18 ff.

**) »Rechtszustände« und »Ethnographie.« I. S. 107 f.

***) Nach Orbigny's Reisewerk.

****) Reisen durch die inneren Gegenden von Nordamerika in den Jahren 1766—68.

ben, wohnten bei den Eltern ein Jahr lang, ordneten sich ihnen als Bediente unter, gingen auf die Jagd, brachten aber alles von ihnen erlegte Wild der Familie. Bei einigen Indianern Nordamerika's dient der Bräutigam, der aber bereits in die Rechte des Gatten eingetreten, im schwiegerväterlichen Hause so lange, bis eine Frucht der Verbindung geboren ist; dann trennt er sich und bauet eine eigene Hütte *). Auch das entspricht einigermassen, indem sich Jakob erst späterhin mit seinen Frauen und den bereits von ihnen geborenen Kindern von Laban trennt **).

3.

Jakob, hebr. יעקב, bedeutet Fersenhalter, Hinterlister, von עקב, *akeb*, Ferse, auch Nachsteller, *insidiator*; *akab*, die Ferse halten, zu Falle bringen, betrügen, *akob*, trügerisch, *okbah*, List; dies Alles mit dem für uns unsprechbaren Kehlhauch am Anfange. Die Kunst, die Umstände listig zu seinem Vortheile zu benützen, ist einer der Hauptzüge in Jakob's Charakter, der, unkriegerisch, und allem Trotzenden und Gewaltsamen abgeneigt ***), dieses Vermögen ausbildete, um nicht im Leben zu kurz zu kommen. Und wie die Genesis ganz ohne Hehl alle die Listen und Künste des israelitischen Urvaters erzählt, so scheint auch das amerikanische Alterthum, in welches unserem Systeme nach diese Geschichten fallen, keinen Anstoss daran genommen, ihm die Sache vielmehr zur Ehre angerechnet zu haben. Es ist nämlich auffallend, dass so viele Wörter und Redensarten in den Dialekten der südamerikanischen

*) Nach Charlevoix.

**) 1 Mos. 31, 17.

***) Dagegen sich Abraham im Nothfalle als ein kühner Krieger und Heerführer erwies.

Tupi-Sprache durch Formen, die an »Jakob« anklingen, intelligente Eigenschaften und Kraftäusserungen ausdrücken, wobei man sich jedoch auch denken kann, dass ein Andenken an den Patriarchen, insofern er Religionslehrer und Reformator war, darin enthalten sei. Es ist überhaupt sehr seltsam und wunderbar, wie sich in den Sprachen des südlichen Amerika, wir wissen nicht, ob sonst noch, die Geschichte Jakob's spiegelt. Wir heben, um dies zu zeigen, aus den von Martius *) gelieferten Wörterverzeichnungen der Tupidialekte Folgendes aus: *acuab*, *aycuáb*, *oicua* und *coáub*, kennen, erkennen, begreifen, wissen; *coáub ucár*, kund geben, wissen; *coáub morandúba*, das Geheime entdecken, *ojecoáub*, aufhellen, *moteco coáub*, lehren, belehren, den Weg zeigen; *ocaaubucár*, verkündigen; *jacoáub eté*, Scharfsinn, Betriebsamkeit, klug; *acoaub-eyma*, *jacoáub eyma*, unwissend, tölpisch **); *jacóa*, vernünftig urtheilen, *cuapába*, Weisheit, Wissenschaft, *cuapára*, gescheit — in welchen Fällen das Grundwort theils noch vollständig erkennbar ist, theils nur verschieden modificirt, abgekürzt und mit Ableitungssylben vermehrt erscheint. In bösem Sinn ist Tupi *ecopé*, Verrath. Noch mehr! Die Genesis ***) erzählt, wie Jakob zu Bethel einen Altar errichtet, zuvor aber Haus und Begleitschaft von allem Abgöttischen säubert, die anstössigen Gegenstände vergräbt, »Reinigung und Wechsel der Gewänder« vorschreibt. Dem entspricht sonderbar genug: Tupi *jucyb* und *yacuia*, waschen, reinigen, *jucyb oba*, die Kleider reinigen ****); waschen und baden heisst auch *ejauucka*,

*) Im II. Theile der »Beiträge zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerika's.«

**) *Eté*, viel, sehr; *eyma*, ohne.

***) 1 Mos. 35.

****) *Oba*, Kleid.

yasuka (Omaguas *yasuka*, waschen), wo man glauben kann, den Namen Isaak zu hören, der ebenfalls als ein derartiger altamerikanischer Reformator gegolten und im Andenken gestanden zu haben scheint. Noch nicht genug! *Jecodub* sagt man, wenn das Verlorene wieder zum Vorschein kommt.

»Jakob, dein verlorener Sohn
Kehret wieder, o gräme dich nicht!«

singt ein orientalischer Dichter. Und nun fragen wir: Ist nicht in diesen überraschend zutreffenden Ausdrücken der amerikanischen Sprachen gewissermassen die ganze Geschichte Jakob's enthalten, wie sie uns die Genesis vorführt? Und sind nicht auch sie demnach ein starker Beleg der Behauptung, dass die Genesis ein amerikanisches Urbuch und ihr Inhalt ein vorzeitlich oceanischer und amerikanischer sei?

4.

Joseph ist Jakob's Lieblingssohn, dem der Vater zur Auszeichnung einen bunten Rock macht *). In Guatemala hatte man einen Anzug von weissem Baumwollenzeuge, verschiedenartig getüpfelt, den aber nur die Adeligen tragen durften **). Das bunte Kleid erhob also den Bevorzugten über alle seine Brüder, machte ihn so zu sagen, adelig, während sie gegen ihn um eine Rangstufe tiefer herabgesetzt wurden. Auch im Segen Jakob's wird Joseph

*) Der Ausdruck ist כתנת פסים; man versteht: »Oberkleid der Enden, *passim*,« welches bis zu den Händen und Fersen geht. Die LXX. übersetzen: *χιτωνα ποικιλον*, Luther: einen bunten Rock. Saalschütz, Archäol. I. S. 3, vertheidigt dies durch *πασσειν*, *εμπασσειν*, bestreuen, besprengen, einsticken. Es ist dafür, was aber Niemand bemerkt und geltend macht, auch das alte Amerika.

**) Nach Orbigny.

als der Fürst seiner Brüder bezeichnet, wiewohl Juda Scepter und Herrscherstab hat *).

5.

Zur Zeit der Eroberung Mexico's ereignete sich etwas der Geschichte Joseph's sehr Aehnliches, nur dass die betreffende Person weiblichen Geschlechtes war. Ich habe die berühmte Mexicanerin Donna Marina im Sinne. Sie wurde in ihrer Jugend, um sie zu Gunsten ihres Bruders bei Seite zu schaffen, von ihrer Mutter heimlich an einige Kaufleute von Xicallanco ausgeliefert. Diese gaben sie an ihre Nachbarn weg, und diese schenkten sie dem Cortez. Sie wurde Christin und des Letzteren Geliebte, erhielt den erwähnten Namen und spielte eine bedeutende Rolle. Nachher wurde sie an einen angesehenen Spanier verheirathet. Auf der Reise, die sie im J. 1524 mit Cortez nach Honduras machte, hatte sie Gelegenheit, ihre Mutter und ihren Bruder zu sehen, welche wegen der Rache, die sie nehmen möchte, in grosser Furcht waren; aber die Verstossene und so unvermuthet Erhöhete behandelte dieselben mit Grossmuth und Zärtlichkeit **). Wir werden wohl nicht irren, wenn wir annehmen, dass sich die Geschichte Joseph's ohngefähr auf demselben Schauplatze zugetragen habe, da auch alles Uebrige auf diese Annahme hinführt.

6.

Dass die sieben Aehren auf einem Halme in Pharao's Traume vom Mais zu verstehen, hat schon Lafitau ***) bemerkt. Dieser ist wohl schon in hohem Alterthume in

*) 1 Mos. 49, 26.

**) Clavigero, Geschichte von Mexico Buch VIII. Cap. 5.

***) Moeurs des Sauvages Chap. 7. §. 3.

Amerika gebaut worden. Die Cultur der Mais-Pflanze, aus welcher die Peruaner auch Zucker bereiteten, ist nach Martius uralt; man findet sie und die Banane, den Baumwollenstrauch, die Quinoa und die Mandiocca-Pflanze eben so wenig wild in Amerika, als unsere Getreidearten in Asien, Afrika und Europa. Einige amerikanische Länder waren an Getreide besonders reich. Die Tlascalaner handelten hauptsächlich mit Cochenille und Mais. Der Mangel, der zuweilen selbst in den gesegnetsten Ländern des Continentes herrscht, wird besonders durch die daselbst thätigen vulkanischen Kräfte herbeigeführt. So litt Peru im J. 1678 in Folge des Erdbebens, welches sich in der Gegend von Lima und an der ganzen Küstenlinie fühlbar machte, an grosser Unfruchtbarkeit. Der Mais, der Roggen und die anderen Getreidearten wurden völlig vernichtet und einige Jahre hindurch erzeugte die Erde fast Nichts *). Auch Heuschrecken richten furchtbare Verheerungen an. Sie verfinstern zuweilen die Luft, einem dichten Gewölke gleich, fallen an den Seeküsten nieder und verbreiten Verwüstung über das ganze Pflanzenreich. Clavigero **) erzählt davon als Augenzeuge aus den Jahren 1738 und 39 und wie auf der Halbinsel Yucatan in Folge eines solchen Heuschreckenschwarms eine Hungersnoth entstanden sei.

7.

Die sieben schlechten und die sieben guten Jahre scheinen mythischer Natur zu sein; aber es giebt im Erdleben in der That dergleichen Perioden, Zahlen und Gegensätze. Ich finde sie namentlich in Amerika. Eines allgemeinen Misswachses, der Mais und Waizen traf, und der

*) Nach Orbigny.

**) Gesch. von Mexico Buch I. Cap. 14.

sieben Jahre lang anhielt, gedenkt Pater Sepp in seiner Reise nach Paraguay *); und in Jamaika will man ein alle sieben Jahre wiederkehrendes Sterben der Bevölkerung bemerkt haben **). Die nordamerikanischen Heuschrecken lassen sich nach Carver nur alle sieben Jahre sehen — was man die Heuschreckenjahre nennt. Ueber die Zahl Sieben als Naturperiode, in Beziehung auf Mensch, Thier und Witterung macht Schubert ***) interessante Bemerkungen.

8.

Die Aegyptier verkaufen sich dem Pharao in ihrer Hungersnoth um Brod. So gaben die Mexicaner, wenn die Mais-Ernte missrieth, ihre Freiheit um Mais-Aehren hin. Clavigero ****) beschreibt eine Hungersnoth, die durch schlechte Jahre und missrathene Mais-Ernte entstanden war. Sie wird in die Jahre 1448—53 und 54 gesetzt; im letzten Jahre 1454 erhielt man endlich wieder eine treffliche Ernte von Mais, Hülsenfrüchten und allen Arten von Obst. »Viele,« heisst es hiebei, »erkauften ihre Freiheit für Lebensmittel.« Eine Art der Sklaverei war diese, dass sich 2—3 Familien aus Armuth verbindlich machten, einem bestimmten Herrn fortwährend einen Sklaven zu stellen. Im J. 1506 sahen sich viele Familien aus Mangel an Lebensmitteln genöthigt, sich

---

*) Sie ist der Uebers. von Charlevoix's Geschichte von Paraguay beigegeben; s. hier II. S. 12 f., wo von jener siebenjährigen »pestilenzialischen Dürre« wiederholt die Rede ist.

**) Baumgarten, Geschichte von Amerika II. S. 740.

***) Abndungen einer allgem. Geschichte des Lebens. Th. II. Bd. II. Leips. 1821. S. 15.

****) A. a. O. Buch IV. Cap. 12.

zu diesem Vertrage zu entschliessen *). Man hatte übrigens Getreidehäuser **); und diese wurden geöffnet, wenn Noth eintrat. So geschah es zur Zeit einer Dürre, die im ersten Decennium des 16. Jahrhunderts in Mexico Statt fand; der König vertheilte Alles, was aufgeschüttet war. Joseph schüttete in den sieben fruchtbaren Jahren Getreide auf, und öffnete dann, als der Hunger kam, die Vorräthe ***).

9.

»Man trug für Joseph besonders auf und für seine Brüder besonders und für die Aegyptier, die mit ihnen assen, besonders; denn die Aegyptier dürfen mit den Hebräern nicht essen, weil es ein Gräuel ist« ****). Dazu halte man, was A. v. Chamisso †) von seinem Aufenthalt auf den Sandwich-Inseln erzählt: »Der Tisch war für uns in einem Hause, das im Umfange des königlichen Morai lag, auf europäische Weise gedeckt. Der König geleitete uns dahin mit seinen Häuptlingen; doch nahm weder er, noch einer von den Häuptlingen Antheil an dem Mahle; wir verzehrten es allein. Unsere Matrosen wurden nach uns auf gleiche Weise bewirthet. Nach uns speiste Tameiameia in seiner Wohnung allein, wobei wir ihm zuschauten, so wie er uns zugeschaut hatte.«

Dass die Insulaner des stillen Meeres mit den alten Amerikanern in enger Beziehung gestanden, sei es durch Abstammung und Verwandtschaft, oder durch Verkehr oder

---

*) Clavigero, Buch VII. Cap. 18.

**) Die peruanischen Korn- und Vorrathshäuser hiessen *pirua*; vergl. πυρος, Waizen, πυρινος, πυραμινος etc.

***) 1 Mos. 41, 48. V. 56.

****) 1 Mos. 43, 32.

†) Werke, I. S. 213. 224.

durch Beides zugleich, lässt sich aus vielen Gründen annehmen *). Die insulanischen Sitten und Einrichtungen werden dieselben gewesen und geblieben sein, wie sie in einem gewissen Zeitraume in Amerika bestanden; und so können wir unsere Vergleichungen wohl eben so gut von dorther, als von Amerika nehmen. Ja es mag sich dort noch Manches erhalten haben, was in Amerika bei den grossen Umwälzungen, die dieser Welttheil erfahren hat, verloren gegangen ist, und wovon uns hier, wiewohl es vielleicht daselbst ursprünglich zu Hause gewesen, kein erkennbarer Rest mehr entgegentritt.

10.

Was die sprachlichen Momente betrifft, so kommen in der Geschichte Josephs mehrere Namen, Titel und Ausdrücke vor, welche man für ägyptisch hält und die man aus dem Afrikanischen zu deuten sucht. Wir brauchten dagegen keinen Einspruch zu thun; denn indem wir das afrikanische Aegypten als eine Colonie des amerikanischen betrachten, können, ja müssen wir auch eine Identität oder nahe Verwandtschaft der beiderseitigen Sprachen annehmen. Allein wir haben schon bemerkt, dass sich im Westen Amerika's, unseren Spuren zu Folge, der indogermanische Sprachcharakter entwickelt hat; und schon K. v. Bohlen hat eine Anzahl ägyptischer Wörter und Namen mit so viel Glück aus dem Sanskrit gedeutet **), dass man erkennt, wie auch hier in Afrika das indogermanische Element gewaltet hat, und dass wir unsere Behauptung in Beziehung auf das amerikanische Urland um so zuversichtlicher und widerspruchsloser aufrecht halten können. Nun sind die

*) Vergl. unten Abth. III. Nr. III, 6.

**) Altes Indien II. und unten in dieser Abtheil. Nr. XXIII. und XXV.

Erklärungen, welche unsere Aegyptologen und Bibelausleger von jenen in der Genesis vorkommenden Ausdrücken geben, nicht eben die ungezwungensten und sichersten; und Manches würde sich viel leichter und ansprechender aus dem Indischen, Griechischen, Lateinischen, Deutschen ausdeuten lassen. Wir legen unsere Versuche der gelehrten Welt zur Prüfung vor.

Den Königstitel פַּרְעֹה, *Φαραω*, Pharao, können wir, so sonderbar es scheine, als ein rein deutsches Eigenthum ansprechen. Es ist das altgermanische *fráuja*, *fraho*, *frô*, Herr. Das Wort ist eben so sehr in Amerika zu Hause, wo *uara*, Herr, Mann, Krieger bedeutet; man nimmt an, dass es einen Bestandtheil der südamerikanischen Nationalbenennung *Tobayaras*, *Toba-uara*, *Tupyares* bilde *). Als eine Tupihorde werden die *Uara-guaçu* oder *Araguaju* genannt; »die grossen Männer,« erklärt Martius **), »vielleicht auch, mit der vollen Bedeutung des angelsächsischen *Vare*, die grossen Wehrmänner.« Sie befinden sich am Rio Paru; es scheinen auch mehrere Ortsnamen der Art, wie Paru, Peru in diesen Zusammenhang zu gehören. Die Bibel kennt ein Goldland *Parwaim* ***). Man findet den Namen auch bei den Insulanern des stillen Meeres; so in den Formen Faaroau, Faarua, Faori, wie wir sie geschrieben finden ****); ein Geschlechtsregister der Könige von von Hawaji trägt an der Spitze den Namen Poorahoo †). Dies deutet, unserem Systeme nach, auf Amerika zurück, da jene Inselwelt ihm zu Folge von Amerika aus bevölkert

*) Martius, Ethnographie I. S. 171.

**) Daselbst S. 708.

***) 2 Chron. 3, 6.

****) Baseler Missionsmagazin 1827. S. 263. Jahrgang 1830. S. 8. Jahrgang 1838. S. 88.

†) Nach Cook's dritter Reise. Englische Schreibung.

worden ist *). Das Wort ist auch in's Semitische übergegangen; im hebr. und arab. פרע liegen die Bedeutungen: anführen (im Kriege), *summum tenuit*, frei sein, frei machen, פְּרָעוֹת, Fürsten, Edle, Barone. Sanskrit ist *caras*, *viras*, Mann, Gemahl, *vairin* Krieger **).

Potiphar wird der Oberste der Leibwache Pharao's, und Potiphera der Schwiegervater Joseph's, Priester zu On, genannt. Die Namen sind wohl im Grunde dieselben, indem *-phar* und *-phera* = *pharao*, Herr, König ist, *poti* aber die Bedeutung des Untergeordneten, Dienenden hat; vergl. unsere Bote, Dienstbote, poln. *pod*, altpreuss. *po*, unten, unterhalb ***), Botocudo *po*, Fuss; die

---

*) Nach der Fluth nämlich, s. Abth. III. Nr. III. F.

**) Das Wort Pharao ist von unseren Gelehrten aus dem Aegyptischen, nämlich aus *uro*, mit dem Artikel *piuro* oder *phuro* erklärt worden. Nach Schwarze, Koptische Grammatik 1850. S. 240, aber ist diese Form unbelegbar und incorrekt. Dem thebaischen *erro*, basmur. *rra*, steht unser Herr, lat. *herus* etc. nahe. Auf ägyptischen Monumenten kommt nach H. Brugsch (Aus dem Orient. Berlin 1864. S. 36) als Bezeichnung des Herrschers *Per-aa*, *Pher-ao* vor, und ist »wörtlich so viel als das grosse Haus oder das hohe Haus, ganz analog dem bekannten Titel morgenländischer Fürsten: die hohe Pforte, das hohe Haus.« Wir lassen den eigentlichen, urersten Sinn des Namens dahingestellt; doch will uns diese Erklärung nicht einleuchten. Unseres Wissens wird der Herrscher, Sultan selbst nicht so genannt; Thor, Pforte, in den semit. Sprachen שער, תרע, bedeutet zunächst das grosse Thor orientalischer Königsburgen, dann Königsburg, Serail. Was die heutige Türkei unter der hohen Pforte, Bab, Ali, versteht, wird von Herm. v. Vampery im Globus von Andree 1868. Bd. XIII. Lief. 1. S. 15 f. erläutert.

***) Daraus hat man den Namen Preussen: *Porussi*, *Borussi*, die unterhalb den Russen Wohnenden, erklärt.

indianischen Sklaven in Amerika heissen Poitos; griech. *ανθραποδον*, Sklave. Sanskr. ist *pad*, *pádas*, Fuss, griech. *πους*, *ποδος*, lat. *pes*, *pedis*, engl. *foot*, griech. *πεδον*, *πεζα*, deutsch Boden; in brasilianischen Ursprachen finden sich für Fuss und Bein die Formen *patá*, *idpatá*, *ingpatá* *). Ein Stamm der Tupis in Brasilien führte den Namen Potyuara, der von einem so geheissenen Anführer kommen soll **). Dieses Potiphar, Potiphera, Potyuara, Diener des Herrschers, war wohl ein altamerikanischer Ehrentitel für höhere Staatsbeamte, ähnlich unserem »Minister,« welches eigentlich auch bloss Diener bedeutet ***).

Pharao setzt den Joseph über ganz Mizraim, schmückt ihn mit seinem Siegelringe, mit einem feinen, seinem Range gemässen Gewand und goldener Halskette, lässt ihn auf dem zweiten, unmittelbar nach dem königlichen kommenden Staatswagen fahren und vor ihm ausrufen: *abrech!* Dies Wort lässt sich aus dem Semitischen selbst durch *ab*, Vater, und *rech*, König oder Reich erklären. »Vater des Königes« ist ein orientalischer Ausdruck für Wesir, und Cap. 45, 8 sagt Joseph: »Gott hat mich zum Vater Pharao's und seines ganzen Hauses und zum Herrscher im ganzen Lande Mizraim gemacht.« Dies ist, wie es scheint, die Erläuterung jenes Rufes, welche die Genesis selber giebt. Aber die ihn bildenden Laute sind keineswegs nur semi-

*) Nach M. v. Neuwied u. Martius, Ethnogr. II. S. 169. 171.

**) Martius, daselbst I. S. 54. 192. Andere Erklärungen des Namens s. ebendaselbst.

***) Nach unseren Bibelauslegern sollen jene biblischen Namen »einen der Sonne (*ra*) Geweihten« bezeichnen, koptisch *p-et-e-ph-rae*, *ille*, *qui solis est*; memphitisch *φρη*, mit aspirirtem Artikel, die Sonne. Delitzsch, Commentar 1860. S. 526. Brugsch, Gramm. démotique p. 82.

tisch; sie gehören eben so sehr oder noch mehr dem indogermanischen Stamme an, konnten somit auch dem Idiome des amerikanischen Reiches eignen. Griech. ist *απφα*, lat. *avus*, *abavus*, *atavus*, Vater, Grossvater etc., in Amerika Uirina *apa*, Vilela *op*, Vater, Cariay *apii*, Grossvater etc. Mit *rech* vergl. *rex*, *regere*, die deutsche Heldenbenennung Recke, *recchio;* ferner reich, Reich; Gott heisst in alter Sprache *der rîche*. In Occanien finden sich die Formen *ariki*, *hariki*, *hieri*, *erih*, *jeri*, — mit englischer Schreibart *ereekee*, *eree*, *orooaeeka* — für Anführer, Häuptling, Herr *).

Die Gemahlin Joseph's, die Tochter Potiphera's, wird Asnath (LXX. Ἀσενέθ) genannt. Darin, sagt man, sei der Name der Göttin Neith, der ägyptischen Athene, nicht zu verkennen. Wir können das immerhin gelten lassen; bemerken jedoch, dass Asnath, als Zusammensetzung gefasst, die grösste Aehnlichkeit mit den altgermanischen und nordischen Wörtern und Namen hat, welche mit vorgesetztem *as*, *ans*, *os* gebildet sind, wie z. B. *âsmegin*, die göttliche Macht, *âsbiörn*, *âsbirna*, *âspirn;* so viel als *ursus divinus*, *ursa divina; anshelm*, *anshilt*, *ansnôt* etc. **). Letzterer Name *ansnot*, *âsnot* kann sogar völlig mit Asnath zusammenzufallen scheinen. Eine uns durch die Sprachen und Culte Amerika's an die Hand gegebene Vermuthung ist übrigens diese.

Asnath ist wohl eigentlich der Name einer in jenem

---

*) Man erklärt *abrech* aus dem koptischen: *abork*, wirf dich nieder! von *bor*, hinwerfen. Aber weshalb sollte sich das Volk niederwerfen? Das musste dasselbe aus dem Aufzuge errathen. Man erwartet einen bezeichnenderen Ausdruck, einen solchen, der ganz bestimmt die Würde des Mannes, vor dem man sich zu demüthigen hatte, zu erkennen giebt.

**) Vergl. Grimm, Mythol. unter GOTT.

amerikanisch-ägyptischen Urreiche verehrten Erdmutter und Getreidegöttin gewesen, welchen die Gemahlin Joseph's nicht schon von Anfang an führte, sondern mit Beziehung auf die das Land versorgende Getreide-Aufspeicherung Joseph's annahm. Mit *nath* vergleicht sich nämlich *naty*, *yuanathy*, was in mehreren amerikanischen Sprachen den Mais bedeutet *). Die Göttin und das Naturprodukt, das ihr Geschenk war, ja in dem sie selbst als gegenwärtig gedacht wurde, konnte durch dasselbe Wort bezeichnet sein, wie lat. *Ceres* auch für Getreide und Brod steht **). *Asnath* wäre dann etwa so viel als *diva* oder *sancta Ceres*. Beide, die Göttin und die Frucht, scheinen auch abgekürzt bloss *as* genannt worden zu sein; im Hebr. ist davon *asam*, Speicher, Vorrathskammer, und der Mais hiess indianisch auch *aouassi*, *ouassi*, *oos*, *ayaze*, *yasit*, *hasez* ***). In Mexico hatte man eine Göttin der Erde und des Getreides, Centeotl, auch Tonacajohua d. h. »die uns erhält« genannt; sie hatte 5 Tempel und 3 jährliche Feste, und wurde ganz besonders von den Totonacas — und zwar ohne Menschenopfer — verehrt. Es wird wohl dieselbe gewesen sein, die im höheren mexicanischen Alterthume *Asnath* hiess. So thun wir hier vielleicht auch einen Blick in die vorzeitliche Mythologie des alten Amerika.

Pharao giebt dem Joseph auch einen ganz besonderen Ehrentitel, der in unserer Bibel צָפְנַת פַּעְנֵחַ geschrieben und punctirt ist. Man hat ihn theils aus dem Semi-

*) Martius, Ethnographie II. S. 427 f. In einigen bedeutet *natay*, *nâti* Wurzel, daselbst S. 415.

**) Eben so bekanntlich Bacchus für Wein. *Sine Cerere et Baccho*, ohne Brod und Wein.

***) Martius, Ethnogr. II. S. 348. 364. 427.

tischen*) durch: »Enthüller des Geheimen,« theils aus dem Koptischen **) durch: »Retter der Welt« erklärt. Beides gezwungen genug. Doch scheint das Zweite dem Sinne nach der wahren Bedeutung ziemlich nahe zu kommen; denn so Etwas, wie »Retter des Landes« oder »Volkes« erwartet man hier. »Es liegt noch näher,« sagen neuestens die Ausleger, »ענח als das mit dem Artikel versehene altägyptische *anch*, Leben ***), anzusehen und den Namen durch »»Stütze«« oder »»Erhalter des Lebens«« zu übersetzen.«

Wir unsererseits können uns nicht enthalten, bei פ־ענח, einfach ענח, an das dem Laute nach so entsprechende Anahuac zu denken, welches der Name der mexicanischen Hochebene war, deren civilisirte Bewohner Anahuatlaca oder Nahuatlaca genannt wurden. Das Wort soll, mexicanisch ausgelegt, »nahe dem Wasser« bedeuten und sich zunächst auf die Städte, welche auf kleinen Inseln und am Ufer zweier Seen lagen, bezogen haben. Wir lassen die eigentliche Bedeutung dahingestellt, halten aber den Namen für sehr alt. Botocudisch in Brasilien ist *naak* so viel als Erde, Land ****). So ohngefähr, wie *Anahuac*, *Anaak*, *Naak* hiess wohl schon zu Joseph's Zeit ein grosses, amerikanisches Reich, dasselbe, was die mo-

---

*) Von צפן, verbergen, und פענך, eröffnen.

**) *P-sot-om-ph-anch* von *sot*, Heil und *anch*, Zeitalter. Das hat mit der ersten Hälfte des Namens gar keine Aehnlichkeit.

***) Wonach ein Quartier von Memphis *p-ta-anch*, die Welt des Lebens, genannt wurde.

****) Maxim. von Neuwied, Reise nach Brasilien II. S. 306. Auch bei Martius, Ethnogr. II. S. 181.

saischen Bücher mit dem semitischen Mazor oder Mizraim bezeichnen. Jene Formen scheinen mit vielen Wörtern der indogermanischen Sprachen, auch mit anderweitig biblischen und amerikanischen Namen und Titeln zusammenzuhängen, welche die Bedeutung des Hohen, Machtvollen, Herrschenden, Gewaltigen, ja Gigantischen haben. So ist im Griech. *ανακ*, König; *Ανακες* heissen die Dioskuren; *ανακτορον* und *ανακτιον*, Palast, Tempel, Dioskurentempel; *Ογκα*, ein Name der Athene; *ανωγω*, befehle, *ανωγη*, Befehl; *αναγκη*, Zwang, Nothwendigkeit; *Ancus*, röm. Königsname; Inachos, Urkönig von Argos, Stammherr der Inachiden, daher Argos »das Land des Inachos;« peruanisch Inca; lat. *ungere*, salben, eigentlich wohl zum König machen; in der Bibel sind Söhne Anaks, *Anakim*, Anakiten ein altes Riesenvolk; otomitisch *nahnuoqhá*, wird durch *gloria* erklärt, *ñdhque*, grosser Herr *); auf den grossen Antillen mit gegnerischer Bedeutung *anaki*, Feind **), was schon Andere mit den *Anakim* der Bibel verglichen haben. Aber was bedeutet der ganze Titel, den Joseph erhält? Was will צפנת, *Zaphnath*, sagen?

Wir glauben darin eine indogermanische Participialform auf *nt*, *ant*, *and* zu erkennen. Es ist wohl *zaphant* auszusprechen; und das ist = *savant*, lat. *salvant-*, *salvans*, helfend, rettend. Die Wurzel ist *zaph*, *zav*, *sav*, Sanskr. *śáv*, griechisch *σαος* mit ausgefallenem Digamma = *savos*, nebst dem Verbum *σαοω*; im lat. *salvus*, *salvare* scheint ein *l* eingesetzt, wenn diese Form nicht vielmehr die ältere und in den andern das *l* ausgestossen ist. Der Ehrenname Joseph's würde demnach bedeuten:

*) Nach Piccolomini.

**) Nach Oviedo. Martius, Ethnogr. II. S. 315.

»Retter des Landes und Reiches *Anach*, *Anahuac*,« des späterhin sogenannten Mexico.

Zum Beweise, dass Participialformen jener Art dem alten Amerika in der That nicht fremd gewesen, scheint Folgendes zu dienen. Der Hauptgott der alten Deutschen war Wodan, Wuodan, Wuotan, Voten; in der Biographie des h. Columbanus heisst er Wotant; es ist unser wüthend, wenn auch nicht in dem Sinne eigentlicher Raserei, sondern nur in dem des ungestümen Angehens in Kampf, Krieg und Jagd. »*Wodan*, *id est fortior* (nach anderer Lesart *furor*), *bella regit*,« sagt Adam von Bremen; er ward in kriegerischer Rüstung abgebildet; er ist und heisst Krieger, Jäger, Weidemann; der wilde Jäger heisst Wod; derselbe ruft »wod, wod,« und »woid gut!« ist ein Jägerschrei. Nun ist aber der Name Votan bekanntlich auch der eines alt- und uramerikanischen Stammhelden von grosser, nationaler Bedeutung; und es widerstreitet dem Gefühle, anzunehmen, dass eine so grosse Aehnlichkeit oder vielmehr Identität des Lautes rein zufällig sei *). Ist es aber wirklich der deutsche Name, der uns hier in Amerika so unerwartet entgegentritt, so ist damit wohl auch zugleich die Participialform auf *ant* gegeben, nur dass eben so, wie in der gewöhnlichen Aussprache des Namens Wuotan etc. das *t* abgefallen, was dagegen in צפנת erhalten ist.

---

*) Ueber den Wodan der Völkertafel s. Abth. III. Abhandl. II. B.

XVII.

Esau-Edom in Brasilien.

1.

Die Genesis *) führt uns die dualistisch contrastirenden Zwillingsbrüder Esau und Jakob vor, von Anfang einander feindlich und äusserlich, wie innerlich, völlig verschieden von einander. »Esau ward ein jagdkundiger Mann, ein Mann des Feldes, Jakob aber ein frommer Mann **), der in Zelten wohnte.« Als sie geboren wurden, »kam Esau heraus: *admoni*, röthlich, oder rothbraun und ganz wie ein haariger Mantel.« Damit stimmen denn auch die Namen Esaw, Esau, der Haarige, und Edom, der Rothe. Er war der Stammvater der Edomiter oder Idumäer, der Rothen auf dem Gebirge Seir. Die beiden Brüder werden auch gleich von vorn herein als die Stammväter, Repräsentanten und Vorbilder zweier, trotz ihrer nahen Verwandtschaft sehr differenter und uneiniger Volksstämme bezeichnet. Als sich Rebekka Mutter fühlt, und »die Kinder sich in ihrem Leibe stossen,« wird sie besorgt und fragt desshalb die Gottheit, die ihr zur Antwort giebt: »Zwei Völker sind in dir und zwei Nationen scheiden sich aus dir« etc. Es ist in diesem Orakel, wie in den Segensverleihungen und Zukunftsbestimmungen Isaak's, die den beiden Söhnen werden ***), von der Oberherrschaft Jakob's, des jüngeren, und der Dienstbarkeit Esau's, des

*) Cap. 25.

**) Das hebr. תם, fromm, hat hier die Bedeutung ruhiger, stiller, allem Wilden und Gewaltthätigen abholder Sinnes- und Lebensart.

***) 1 Mos. 27, 28 und 39 f.

älteren, der jenem nachstehen und unterworfen sein werde, die Rede. Die uns bekannte Geschichte der beiden Volksstämme will damit nicht recht stimmen; es zeigt sich nur ein mit wechselndem Glück und Vortheil geführter Kampf. Die Edomiter haben ihr Land, »das Land ihrer Besitzung,« und ihre Könige; sie werden zu Zeiten geschlagen und unterworfen, siegen aber auch, dringen vor und erobern; zur Zeit des Judas Maccabäus besitzen sie Hebron, und es wird ihnen dasselbe von diesem wieder abgenommen *). Im Deuteronomium wird sogar untersagt, eine feindliche Stellung gegen sie anzunehmen; die Israeliten sollen sich hüten, sie zu bekriegen, denn Jehova werde ihnen nicht einen Fuss breit vom edomitischen Lande geben **). Sie selbst halten sich für unbezwinglich. Der Prophet Obadja, wider Edom weissagend, spricht: »Der Trotz deines Herzens verführte dich, weil du wohnst auf Felsenhöhen, deinem erhabenen Sitz; du sprichst in deinem Herzen: Wer stürzt mich zu Boden hinab?« Und aus einer Stelle des Propheten Jeremias ***) sieht man, dass sie ihrem Landbesitze auch Judäa hinzuzufügen hoffen: »Weil du sprachst: Diese beiden Völker und Länder müssen mein sein, und wir wollen sie einnehmen« etc. Wie reimt sich das mit der in der Genesis zugesicherten Herrschaft Israels über Edom? — Wie Isaak dem Esau seinen Segen ertheilt, spricht er, nach richtiger Uebersetzung, von einem Umherschweifen, Wandern und Irren Edoms, wobei sich derselbe von Israel losreissen werde ****). Das ist ganz unbegreiflich.

---

*) 1 Maccab. 5, 63.

**) 5 Mos. 2, 5. Vergl. Jos. 24, 4.

***) Cap. 35, 10.

****) 1 Mos. 27, 40. Das Nähere kommt unten §. 5 zur Sprache.

Zur Zeit der Herodianer herrschten edomitische Könige über Israel — das ist mehr als Emancipation, hier kehrt sich die Sache völlig um. Allein mit dem Theile der israelitisch-edomitischen Volksgeschichte, der im Westen Asiens spielt und den patriarchalischen Orakeln so wenig entspricht, haben wir es, was diese betrifft, gar nicht zu thun; es sind hier bloss die weit abgelegenen amerikanischen Verhältnisse nebst dem, was sich auf dem Wanderwege der semitischen Völker von dem einen Continent in den anderen und ihrem Aufsuchen neuer Wohnsitze begab, in's Auge zu fassen. Auf diese Weise kommt man stets zurecht; ausserdem entgeht man nirgend den Widersprüchen und Dunkelheiten.

2.

Der Stammvater der Edomiter zeichnete sich, nach der Beschreibung der Genesis, durch seine rothe (rothbraune) Körperfarbe, so wie auch durch eine anormale Ueppigkeit der Haarbildung, Hypertrichosis, aus, wie sie hie und da in der That vorkommt, sogar bei weiblichen Personen *), auch an Neugeborenen beobachtet wird. Diese Beschaffenheit wird sich wohl, wenigstens theilweise, auf seine Nachkommen vererbt haben **); wegen ihrer Haut-

*) Wie bei der berüchtigten Julia Pastrana. Nach der Abbildung zu urtheilen, die ich von ihr gesehen, muss sie ein wahres Scheusal gewesen sein.

**) Es lässt sich hiebei an die Merowinger erinnern. Sie hiessen *cristati*, χριστιανοι, τριχοφατανοι, die Borstigen, weil, der Sage nach, allen Königen dieses Geschlechtes Borsten auf dem Rücken wuchsen. Ein Ungeheuer sollte die Stammmutter überwältigt und diese dann einen Sohn von seltsam wundersamem Ansehen geboren haben, der Merowig geheissen ward.

farbe konnten wohl auch sie den Namen des rothen Edom führen, wie die Phönizier und Punier, ohne Zweifel aus gleichem Grunde die Rothen hiessen. Etwas Besonderes war Esau's üppige Körperbehaarung. Der Stamm führt bei den biblischen Schriftstellern auch diesen letzteren Namen; wiewohl Edom der gewöhnlichere ist. Die Ausdrücke »Haus Esau's« und »Gebirge Esau's« kommen wiederholt bei Obadja vor.

3.

Blicken wir nun nach Brasilien hin, so finden wir in den Vorstellungen der Indianer daselbst etwas frappant Aehnliches, so dass wir nicht umhin können, an den biblischen Esau-Edom zu denken. P. Eckart, einst Missionär in der Capitania von Pará *), erzählt, der Mittheilung eines Ariquena-Indianers gemäss, von dem südamerikanischen Dämon Gurupira, der den noch in der Wildniss wohnenden Indianern zuweilen erscheinen solle, und das in folgender Gestalt. Er ist, den Kopf ausgenommen, völlig mit Haaren überzogen; seine Zähne sind schneeweiss; seine Kopfzierde ist der indianische Federbund; aus schönen Federn, wie dieser, bestehen auch Halskragen, Armbänder und Schurz. In der einen Hand trägt er Bogen und Pfeil, in der anderen einen Stock von dem kostbaren Holze *ybycá pinima* **). Wenn er kommt, so fragt er die

---

Grimm, Sagen II. Nr. 419. Ein todtgebornes Kind der Pastrana soll einen ebenfalls ungewöhnlichen Haarwuchs gehabt haben.

*) Bei Murr, Reisen einiger Missionarien etc. S. 585 ff.

**) »Die Camacans bereiten zur Zierde gewisse Pfeile, die mit vieler Kunst aus festem, schönem Holze gearbeitet und äusserst glatt und glänzend polirt sind; die Bewickelung daran ist mit gefärbter Baumwolle weiss und rothbraun auf

Anwesenden, ob sie Etwas zu essen hätten; antworteten sie mit Nein, so schiesst er einen Pfeil ab, und sofort liegt zu seinen Füssen ein erlegtes Thier. Zuweilen führt er einen der Versammelten mit sich hinweg »in seine Heimath« *). Eine andere Beschreibung entnehmen wir aus dem »Globus« von Andree **). Eine Art von Waldgott kommt hiernach bei allen Tupivölkern vor; er wird Gurupira genannt und verschiedentlich beschrieben; doch immer als eine Art von Ungeheuer. In Ega erscheint er mit rother Haut und lang herabhängender, rothhaariger Zottelmähne. Er beherrscht unterirdische Wiesen und waldige Jagdgründe, wo er Wild in Menge findet.« Auch in der brasilianischen Reise von Spix und Martius ***) ist von dem Gurupira oder Corupira der Indianer die Rede; er ist hiernach ein neckischer Waldgeist, der ihnen unter allerlei Formen begegnet und weniger schrecklich, als andere von ihnen gefürchtete Dämonen — der Jurupari, Ypupiara und Uaiuara — ist.

Sollte nicht auch diese so überraschende Zusammenstimmung den Beweis verstärken, dass die hebräischen und canaanitischen Völkerschaften zu allererst in diesen Gegenden — dem östlichen Süd- und Mittelamerika — zu Hause gewesen? Esau-Edom, als Stammherr und Repräsentant

---

eine zierliche Art gemacht. Auf ähnliche Art verfertigen sie lange, glatte Stäbe, welche man vor Zeiten zuweilen in den Händen ihrer Anführer sah.« Maximilian v. Neuwied, Reise nach Brasilien II. S. 216. Der Stock des Gurupira ist wohl eine solche Häuptlingszierde, ein altindianischer Herrscherstab. Vergl. 1 Mos. 49, 10.

*) Das dürfte auf Menschenopfer deuten.

**) »Am oberen Amazonas« im XII. Bande, 3. Lief. 1867. S. 71.

***) Th. III. S. 1109.

eines solchen Geschlechtes, wurde wohl in der beschriebenen Weise abgebildet, auch wohl als eine Art von Feld- und Jagdgott verehrt: er ist unter dem Namen *Ουσωος* d. i. **Usow**, auch in den phönizischen Sagenkreis aufgenommen; und jene Indianer haben ihre Vorstellung von ihm dort, wo er allem Anschein nach gelebt und sich in seiner Art ausgezeichnet, noch bis in die letzten Zeiten herab bewahrt.

4.

Es ist jedenfalls von Interesse, wahrzunehmen, wie stark und wie ausdrücklich in der Geschichte der hebräischen Urväter, besonders in der des Jakob, die äusserlichen Eigenthümlichkeiten, durch welche sich Menschen- und Völkerstämme unterscheiden, hervorgehoben sind. Man sieht sich hier in eine Vorzeit versetzt, wo die Natur, wie es scheint, dergleichen Differenzen, nicht etwa nur allmählich durch Auseinandergehen der Geschlechter in genealogische, örtliche und klimatische Entfernungen, sondern gleichzeitig, sogar in derselben Familie und aus demselben Mutterschosse, wie bei den Zwillingen Esau und Jakob der Fall, mit contrastirender Entgegensetzung erzeugte. Jakob sagt zu Rebekka: »Esau, mein Bruder, ist ein behaarter Mann und ich bin ein glatter Mann«*). Rebekka ist die Schwester Labans, und hebr. *Laban* heisst eben so der Weisse, wie *Edom* der Rothe.

Was nun die Urbewohner Amerika's betrifft, die man sich als durchgängig rothe Menschen mit mangelnder oder schwacher Bart- und Körperbehaarung vorzustellen pflegt, so ist zu bemerken, dass man auch bei ihnen bedeutende Differenzen trifft, namentlich was die südamerikanischen Gegenden betrifft, die wir für den Uraufenthalt des he-

*) 1 Mos. 27, 11.

brälschen Geschlechtes halten. Der erwähnte P. Eckart berichtet: »Am Flusse Xingu war eine Nation mit Namen *Coriberé*, die an Weisse viele Europäer übertraf.« Und an einem anderen Orte heisst es von den Carapachos am Maragnon: »Sie sind weiss und haben äusserst starke Bärte. Das Nämliche hat der Missionär P. Narciso Girval de Barcelo bei dem zahlreichen Stamme der Chipeos bemerkt.« — »Die Carapachos sind wegen ihrer weissen Gesichtsfarbe und ihrer Bärte berühmt; auch sollen ihre Weiber von vorzüglicher Schönheit sein« *). Die monströse Körperbehaarung eines Esau kann ich in Amerika nicht so bestimmt nachweisen; doch lässt sich auch in dieser Beziehung Einiges beibringen. Volney sah Wilde mit erstaunlich langen Achselhaaren; Spix und Martius trafen einige Indianer mit dichtem Bart und stark behaarter Brust. Ein Mann mit weisslichen Flecken und Punkten — Symptomen eines eigenthümlichen Krankheitszustandes — hatte einen auffallend starken Wuchs des Haupthaares. Letzteres fällt oft sehr stark in die Augen. Von den Camacans wird erzählt, wie sie das Haupthaar unbeschnitten und von ausserordentlicher Länge wild herabhängend trugen, während Barthaare nur an einigen Männern sichtbar waren. Die genannten Reisenden überraschten eine wilde Schöne, die mit allerlei Zeichen und Figuren seltsam bemalt war, und deren schwarz glänzendes Haupthaar wie ein Mantel auf die rothbraunen Schultern herabhing. Es giebt in Brasilien auch sogenannte Confusos, Mischlinge mit übermässig langem Haupthaar, das sich von der Mittelstirne an auf $1-1^1/_2$ Fuss Höhe fast lothrecht erhebt, so eine ungeheuere Frisur und natürliche Perücke

*) Fischer, die spanischen Besitzungen in Amerika. Dresden 1802. S. 258. 264. Vergl. oben S. 110.

bildend, die oft so hoch ist, dass sie sich tief bücken müssen, um die Thüre ihrer Hütten zu passiren *). Dass in Amerika eine Monstrosität, wie die von der Genesis dem Esau zugeschriebene, vorhanden gewesen, scheint jedenfalls die Vorstellung zu bezeugen, welche sich jene Stämme von ihrem Gurupira oder Curupira machen. Es steht mit einer solchen vorzeitlichen Hypertrichose vielleicht auch die indianische Sitte in Verbindung, sich die Bart- und Körperhaare auszuraufen. Es war dies der Gegensatz dazu, die Bemühung, sich von jener Ungestalt möglichst zu entfernen und frei zu erhalten; und der Mangel an Behaarung, der sich bei diesen Völkern zeigt, möchte, wenn auch nunmehr zur natürlichen Eigenschaft geworden, doch nur durch die, viele Generationen hindurch geübte Sitte entstanden sein **).

5.

Ueber den Segen, welchen der hintergangene Isaak statt des Esau dem Jakob und dann, nachdem diesem so grosse Vortheile zugesichert waren, in sehr abgeschwächter Weise, so dass er fast einem Fluche ähnlich, dem Esau ertheilt, ist folgendes Nähere zu bemerken.

Es werden hier, wie schon angedeutet, keine asiatischen und keine nachmosaischen Verhältnisse geschildert, sondern ganz nur urheimisch amerikanische, wie sie vor dem Auszuge aus Mizraim (Amerika, Mexico) Statt gefunden, dann aber eine wesentliche Veränderung erfahren haben müssen. »Dienen sollen dir Völker und huldigen Nationen. Sei ein Herr deinen Brüdern, dass sich dir beugen deiner

*) Vergl. Vater, Ueber Amerika's Bevölkerung S. 73 f. Spix und Martius, Reise I. S. 366. 376. II. S. 693. 820. III. S. 1148.

**) Vergl. Vater a. a. O. S. 83 f.

Mutter Söhne.« Dies bezieht sich auf die Erhöhung und Machthabung Joseph's in dem westlichen Cultur- und Herrscherreiche, das er verwaltete, so dass er gewissermassen der Gebieter des ganzen Welttheiles wurde, namentlich auch die östlich wohnenden Völkerschaften, unter welchen so nahe Anverwandte (Brüder) der Israeliten waren, in seiner Gewalt hatte. Denn jenes Reich befasste dieselben zwar nicht staatlich, es schloss sie als Barbaren und Parias vielmehr aus, hielt sie aber doch in seiner Botmässigkeit *) und nahm aus ihnen seine Knechte und Arbeiter. Ein weiterer Bezug findet Statt auf das mosaische Zeitalter, wo sich der grosse Heerführer an die Spitze einer amerikanischen Völkerwanderung stellte, wovon Israel nur der Kern, die übrigen Völker — in der Bibel *ereb* genannt — die sich anschliessenden, so ebenfalls unter des Mose Leitung und Oberbefehl stehenden Theilnehmer waren. »Von deinem Schwerte sollst du dich nähren und deinem Bruder dienstbar sein; wenn du aber auf der Wanderung bist und irrend umherschweifest **), magst du sein Joch von deinem Nacken schütteln.« Hier wird Esau-Edom, d. h. der edomitische Volksstamm, als ein Glied des sich unter Mose gestaltenden Völkerzuges gedacht und ihm an-

*) Daher der im 14. Capitel der Genesis geschilderte Krieg des Herrschervolkes gegen die abgefallenen canaanitischen Stämme und Häuptlinge in dem damals noch continentalen Westindien.

**) Das im Texte stehende Wort ist *rud*, umherirren, umherschweifen, das auch eine merkwürdige Verwandtschaft hat, sowohl in dem indoeuropäischen, als in dem semitischen Sprachgebiete. Vergl. hebr. *ruz*, laufen, *rusch*, im Elend sein; griech. ῥοδος, Gang, böotisch ein rauher Gebirgsweg; engl. *rout*, *rot*, franz. *route*, deutsch Rotte, in welchen Wörtern die Bedeutungen: Lauf, Weg, Strasse, Zug, Marsch, Trennung, Zerstreuung, Untergang liegen.

gezeigt, dass er bei dieser Gelegenheit, sich vom Zuge lösend, eine freie, ganz unabhängige Stellung gewinnen werde. Die Edomiter gehörten, wie ohnehin anzunehmen, unter diejenigen Theilnehmer der semitischen Wanderung, welche auf dem Wege durch Asien hin sich absonderten, den Israeliten voreilten und sich schon vor deren Ankunft in Palästina ein Besitzthum verschafften.

XVIII.

Die Aino's in Jesso.

Als Zusatz zu vorstehendem Aufsatze möge hier Einiges über die Aino's auf der zur japanischen Gruppe gehörigen Insel Jesso stehen. Die Japanesen nennen sie Mosino's, die Allbehaarten. Ihr Haupthaar ist dick und mattenartig verflochten, einen ungeheueren Büschel bildend; sie haben einen langen und dichten Bart, und ausserdem sind Antlitz, Arme und Hände, ja fast der ganze Leib mit dunklen Haaren bedeckt. Sie zeigen übrigens ein sanftes, dunkles Auge und eine nicht unschöne Stirne. Um das 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, als in Japan der erste Mikado herrschte, sollen diese Aino's die Herren nicht nur Jeddo's, sondern auch des nördlichen Nippon gewesen sein; sie wurden aber von den Japanesen bis in den Norden Jesso's zurückgedrängt. Ihre Hauptgottheit ist der Bär. Sie sind gastlich und haben eine Art von Sündenfallsgeschichte, doch mit merkwürdiger Umkehrung des Verhältnisses. Der erste Mensch war ein Weib, welches von einem Manne den Apfel der Erkenntniss nahm und dadurch die Glückseligkeit des paradiesischen Zustandes verlor. Es muss ein sehr altes, zum aussterbenden Theile des Menschengeschlechtes

gehöriges Volk sein; sie schwinden unter japanischer Herrschaft dahin *).

XIX.

Bedeutung und Gebrauch der Zwölfzahl bei den Indianern Amerika's.

Sehr merkwürdig ist die Bedeutung und der Gebrauch der Zwölfzahl bei den amerikanischen Aboriginern. Dem Feuer, welches der Urvater aller Indianer sein soll **), giebt die Mythologie derselben 12 Genien zu, Manittos genannt. Es wird ihm ein Opferfest begangen, wobei man eine Art Ofen baut, zu welchem 12 Stangen, jede von einer besonderen Holzart, genommen werden, welcher mit 12 glühenden Steinen geheizt wird, und in welchen sich 12 Männer begeben; so wie auch 12 Pfeifen Taback zur Opfergabe auf die glühenden Steine geschüttet werden. In ähnlicher Art begeht man auch andere Feierlichkeiten: 12 Stöcke werden im Kreise befestiget und mit Decken behangen, dann 12 glühende Steine in den Kreis gerollt, deren jeder einem Gotte oder Genius geweiht; eine durch seine Grösse ausgezeichneter Stein ist »dem grossen Gott im Himmel gewidmet.« Sonderbarer Weise hielten es auch einige Indianer für gut, sich zur Reinigung von ihren

---

*) Allgem. Zeitung. Beilage vom 7. Jan. 1865.

**) Man erinnere sich hiebei, wie oft sich der Gott Israel's vermittelst feuriger Phänomene manifestirt. Die Cheeraken sind nach Adair von *cheera*, Feuer, benannt, und ihre Magier heissen *cheera-tahge*, Männer von himmlischem Feuer erfüllt.

Sünden mit 12 verschiedenen Stöcken schlagen zu lassen *). Es ist oder war ferner eine Sitte der Indianer, ihre Altäre aus 12 Steinen zurecht zu legen, gerade so wie es bei den Israeliten gebräuchlich war **). Es existirte sogar eine Ueberlieferung, nach welcher sämmtliche Indianer von einem Manne, der 12 Söhne hatte, abstammen sollen ***).

Wir setzen noch folgende Notizen hinzu. Zu Tenayuca sollen die Chechemecas eine Volkszählung veranstaltet haben, weshalb die Stadt den Namen Nepohualco, Ort der Zählung, erhalten; und Torquemada berichtet, es hätten sich daselbst noch zu seiner Zeit 12 Haufen Steine befunden, die während der Zählung hingeworfen worden waren ****). Dieses Volk scheint sich also ebenfalls in 12 Stämme oder Tribus getheilt zu haben. — In Florida war ein eigenthümliches Gebäude, welches zum Todtentempel, zur Schatzkammer und zum Waffen- und Geräthemagazin diente. Vor dem Eingang standen 12 hölzerne Figuren von Riesengrösse, die vordersten 8 Fuss hoch, die folgenden immer etwas kleiner; alle führten Waffen oder andere Werkzeuge, aber jedes Paar andere; die vordersten hielten Keulen in einer Stellung, als wollten sie damit zuschlagen; die zweiten Streithämmer, die dritten Ruder, die vierten Aexte, die fünften Bogen und Pfeil, die letzten Piken †). Man wird hier unwiderstehlich an den Segen Jakob's erinnert:

---

*) Wir entnehmen dies Alles der »Geschichte der Mission unter den Indianern in Nordamerika« von Loskiel. Barby 1789. S. 55 f. 566. 50. Vergl. 2 Mos. 24, 4. Jos. 4.

**) Noah, Beweis, dass die nordamerikanischen Indianer die verlorenen Stämme Israels sind. Altona 1838. S. 22.

***) Baseler Missionsmagazin 1834. S. 498.

****) Clavigero, Gesch. v. Mexico B. II. C. 4.

†) Garcilasso de la Vega, Historia del Florida. P. I. Lib. I. c. 4. Lib. IV. c. 16.

»Simeon und Levi, Brüder sind's, Werkzeuge des Frevels ihre Schwerter« etc.

Es sind seltsame Commentare, welche das alte Amerika in seinen Sagen, Sitten, Denkmalen etc. zur Bibel schreibt.

Ein Zusammenhang mit Israel, ja eine Abstammung der betreffenden Völkerschaften von demselben scheint hier kaum zweifelhaft zu sein. Den Schluss aber kann man deshalb noch nicht machen: »Also sind diese Indianer Israeliten von dem nach Assyrien verschleppten Zehnstämmereich.« Diesem Theile der Nation konnte die Zwölfzahl nicht mehr so bedeutsam, werthvoll und heilig sein, da sie bei ihm gar nicht mehr vorhanden war; und jene Lieblingsmeinung gewisser, namentlich englischer Theologen, Gelehrter und Reisender, wie sie besonders durch Adair und Noah geltend gemacht worden ist, findet hier eher ihre Widerlegung, als ihre Bewahrheitung. Der übrigens auch von uns angenommene Zusammenhang muss sich aus einem noch höheren Alterthume herschreiben. Ich halte die Indianer, bei denen sich die Zwölfzahl auf die beschriebene Weise in Ansehen und Gebrauch gefunden hat, für Abkömmlinge solcher Israeliten, die an dem mosaischen Wanderzuge entweder schon von Anfang an keinen Theil genommen, oder auf dem Wege, bevor man den Continent verliess, um nach Asien überzugehen, zurückgeblieben sind Man wird sich wohl mehr als einmal genöthigt gesehen haben, Greise, Weiber, Kinder, Kranke, von Noth und Anstrengung Erschöpfte zurückzulassen; die Mexicaner erzählen, dass sie auf ihrer Wanderung so verfahren hätten; und diese Wanderung ist ein augenscheinlicher Spiegel der israelitischen *). Auch haben sich wohl ganze Schaaren von

*) »Wo sie Halt machten, errichteten sie ihrem Gott einen Altar und liessen alle ihre Kranken zurück, so wie auch ver

Unzufriedenen, Verzweifelnden, Widerspenstigen abgetrennt. Die Bibel erzählt uns ja so viel von dem Murren des Volkes, den Vorwürfen, die man den Führern machte, den Zwistigkeiten und Empörungen, die zum Theil nur auf die gewaltsamste Weise niedergeschlagen wurden. Namentlich scheint sich der Stamm Ruben grösstentheils losgerissen und desshalb unter den Stämmen Israels eine so geringe Zahl ausgemacht zu haben *), worauf wir sogleich näher zu sprechen kommen werden.

XX.

Ruben in Amerika.

Ein im 17. Jahrhundert in Amerika reisender Jude, **Montesinus** genannt, soll zu seinem Führer einen Indianer gehabt haben, der seinen Gott **Adonai**, seine Stammväter **Abraham, Isaak** und **Jakob** nannte und sich vom Stamme **Ruben** ableitete. Durch ihn soll Montesinus mit einem ganzen Stamm von Indianern bekannt geworden sein, die ihn als ihren Bruder anerkannten, mit welchen er sich jedoch nicht näher verständigen konnte. So Rabbi **Manasse** in seiner Schrift *Mikveh Israel*. Sowohl jüdische, als christliche Schriftsteller haben auf diese Erzählung gebaut. Ist sie richtig, so beweist sie noch keineswegs, dass Rubeniten aus Asien nach Amerika gegangen; es konnten ja **Zurückgebliebene** gewesen sein, wie in

muthlich Einige zu ihrer Wartung, und solche, die des Herumziehens und der Strapaze müde waren.« **Clavigero** B. II. C. 15.

*) 5 Mos. 33, 6: »Ruben lebe und sterbe nicht, und seine Männer seien eine Zahl.«

Asien die Afganen, welche sich, wie schon oben bemerkt, »Kinder Israels« nennen. Die Rubeniten erscheinen von Anfang an in einem eigenthümlich ungünstigen Licht. Ruben wird schon im Segen Jakobs, 1 Mos. 44, 4, übel bedacht, indem ihm die Erstgeburt genommen wird, und sehr kühl und zweideutig im Segen Mose's, 5 Mos. 33, 6. Männer dieses Stammes zeichneten sich bei der Empörung wider Mose und Aaron aus. 4 Mos. 16, 1. Cap. 26, 9. 5 Mos. 11, 6. Bei dem Eindringen in Palästina wollen die Rubeniten nebst den Gaditen nicht mit über den Jordan gehen, sondern jenseits zurückbleiben und werden desshalb von Mose hart angelassen, eine Brut von Sündern, wie ihre Väter, genannt 4 Mos. 32. In diesem Lichte betrachtet wird uns ein theilweises Zurückbleiben des Stammes Ruben in Amerika bei dem mosaischen Zuge um so denkbarer erscheinen können. Haben aber die verschleppten Stämme in der That ihren Weg nach Amerika genommen, so lässt sich das um so leichter begreifen, wenn man annimmt, sie seien unter Mose von da nach Asien hinübergekommen; sie kehrten dann eben nur in ihr uraltes Vaterland zurück, von dem sie eine Erinnerung bewahrt.

XXI.

Die ägyptischen Plagen, namentlich was die „ägyptische Finsterniss“ betrifft.

Unter den sogenannten »ägyptischen Plagen,« welche wir nach des geistvollen Schnurrer*) Vorgang als eine zusammenhängende Folge von Naturerscheinungen betrachten, ist auch eine dreitägige Finsterniss. Es wäre, bei

*) In dessen Chronik der Seuchen. Tübingen 1823.

isolirter Auffassung, nicht gerade nöthig, an einen vulkanischen Auswurf zu denken, welcher die Luft verdeckt und verdunkelt habe. Eine solche Verfinsterung des Luftkreises kann verschiedene Ursachen haben, worüber Mehreres bei Friedreich *) zu lesen ist, der die Sache zwar in seiner Art zu erklären sucht, doch sehr ungewiss darüber ist und die alte Relation der Uebertreibung beschuldiget. Wir dürften nicht einmal weit ausholen, um ägyptische Finsternisse zu finden. So sind die Londoner Nebel berüchtiget; und es kommen in diesem Betreffe sehr ausgezeichnete Fälle vor. Im Januar 1865 war zu London solch ein dunkler Tag, wie er allerdings auch hier nur sehr selten ist, indem besonders von 4 Uhr Abends an Stadt und Umgegend in undurchdringlicher Finsterniss starrte und selbst die Fackelträger, die sich anboten, nur eine schwache Hülfe gewährten. Wenn das vereinigte Licht mehrere Fackeln, vom Rücken her auf den Fussgänger fiel, der dicht an den Häusern hinschlich, so wandelte aufrecht vor ihm sein eigener Schatten, den der Nebel gleich einer festen Wand auffing **). Damit könnte man die Nachricht im Buche der Weisheit combiniren, dass die von der verhängten Finsterniss bedeckten Aegyptier auch durch Gespenster und Schreckgestalten geängstet worden sein. Riesige Figuren in der Luft will man aber auch bei vulkanischen Ereignissen bemerkt haben ***).

Schon Schnurrer spricht bei Erklärung der ägyptischen Calamitäten von einem Aschenregen, der die Luft verfinstert und auf unbedeckten Theilen Anthraces hervor-

*) »Zur Bibel.« Nürnberg 1848. I. S. 111 f.

**) Allgemeine Zeitung vom 27. Jan. 1865.

***) Schnurrer, Chronik der Seuchen S. 83. Vergl. daselbst S. 69. 73.

gebracht habe; und es ist das in der That das Natürlichste, namentlich dem hier entwickelten Systeme und Zusammenhange Gemässeste, eine solche Ursache anzunehmen. Betrachten wir ein Paar uns historisch bekannte Fälle der Art.

Im J. 79 n. Chr. ereignete sich der grosse Ausbruch des Vesuvs, durch welchen Herculanum und Pompeji untergegangen. Hiebei trat nach angebrochenem Tage eine solche Dunkelheit ein, dass man in ein finsteres Gewölbe, von dem jeder Lichtschein abgehalten, versetzt zu sein schien. Diese rabenschwarze Dunkelheit wurde nur zuweilen durch Feuerströme unterbrochen, bis sich endlich wieder die Sonne, doch mit mattem Scheine, zu zeigen begann. Der Aschenregen verbreitete sich bis Afrika, Syrien und Aegypten; zu Rom war er so bedeutend, dass er die Sonne verdunkelte; bald darauf entstand eine Seuche, an welcher täglich 10,000 Menschen starben; auch verbrannten zu Rom durch unterirdisches Feuer, wie man glaubte, mehrere Tempel.

Im April 1768 spie der Andenvulkan Cotopaxi einen so dichten Aschenregen aus, dass es in Ambato und Tacunga nachtete und die Bewohner nur mit Laternen umhergehen konnten. Besonders aber ist hier an den am 20. Januar 1835 Statt gefundenen Ausbruch des Cosequina zu erinnern, eines der grauenvollsten und entsetzlichsten Naturereignisse, das wir kennen, wobei ein Getöse entstand, welches die Bevölkerung von Guatemala 400 Meilen davon in Schrecken setzte, ja selbst auf der Insel Jamaica in 800 meiliger Entfernung vernommen wurde. Hören wir, was ein Beobachter dieses Phänomens darüber berichtet hat.

Es befand sich derselbe an dem genannten Tage auf dem Abhange des 120 Meilen entfernten Vulkanes San Miguel; da bemerkte er im Süden eine dichte Wolke, die in pyramidaler Form aufstieg, und vernahm ein Getöse, das dem Brausen des Meeres glich. Bald darauf wurde das

Gewölke von rosenrothen und gespalteten Flammen erhellt, die es durchzuckten und wieder verschwanden. Diese Erscheinungen nahmen in der Art zu, dass seine Leute erschracken und meinten, das Ende der Welt sei nahe. Er kehrte zu Pferde nach der Stadt San Miguel zurück und empfand noch während des Reitens drei Erdstösse. Die Einwohner waren von Entsetzen ergriffen, Vögel flogen wild in den Strassen umher und fielen todt zur Erde nieder. Um 4 Uhr war es so finster, dass jener Beobachter seine vor die Augen gehaltene Hand nicht zu sehen vermochte; niemand ging ohne Licht aus, welches einen trüben, nebligen, nur wenige Fuss weit reichenden Schein von sich gab. Eine Bussprocession mit Kerzen und Fackeln ward gehalten, bei welcher ein neuer Stoss erfolgte, der viele der Theilnehmer zu Boden warf. Die Finsterniss währte bis 11 Uhr des nächsten Tages, wo die Sonne wieder theilweise sichtbar war, aber glanzlos, trübe, nebelig. Der Staub lag vier Zoll dick auf der Erde, die Zweige der Bäume brachen unter seiner Last, und die Menschen sahen so entstellt aus, dass man sie nicht wieder erkannte. Am nächsten Morgen um 2 oder 3 Uhr erfolgte ein mit einer heftigen Erderschütterung begleiteter Knall, der dem Losbrechen des furchtbarsten Donners oder dem Abfeuern von mehreren tausend Geschützen gleich. Nach diesen Vorfällen war das Antlitz der Natur ein anderes geworden, als es gewesen war. Der Kegel des Vulkans war verschwunden, ein Berg und ein Lavastrom floss zum Meere hinab, ein Wald, »so alt, wie die Schöpfung,« existirte nicht mehr, im Meere hatten sich zwei Inseln gebildet, ein Fluss war zugedämmt und ein anderer entstanden, der in umgekehrter Richtung strömte. Menschen wurden vermisst. Was die wilden Thiere betrifft, so hatten

die Vorgänge auf dieselben eine so erschreckende Wirkung, dass sie heulend ihre Gebirgshöhlen verliessen und den Wohnungen der Menschen zuflohen; es werden Onzen, Leoparden, Schlangen genannt *).

Solche Ereignisse muss man sich vergegenwärtigen, um sich von der Grösse und Furchtbarkeit der vorzeitlichen Phänomene, welche uns die biblischen Schilderungen andeuten, eine ohngefähre Vorstellung zu machen. Kam dergleichen in häufiger Wiederholung vor, und nahmen die dadurch angerichteten Verwüstungen und plötzlichen Umwandlungen ganzer Gegenden und Länder immer mehr überhand, so dass es auf die Vernichtung alles Lebenden, ja auf den Untergang des ganzen Welttheiles abgesehen zu sein schien, so war es natürlich, dass eine physische Schreckensperiode der Art auch zu einer völkerschaftlichen Flucht- und Wanderungsperiode wurde. Und da der eigentliche Heerd der vulkanischen Thätigkeiten wahrscheinlich das mittlere Amerika war und die nördlicheren Gegenden weniger litten, so ist es wiederum begreiflich, dass sich die entsetzten Nationen und flüchtigen Völkerstämme zunächst dahin begaben, daselbst einander fortstiessen und fortdrängten und so zuletzt ein Ueberströmen der angehäuften Menschenmassen nach Asien erfolgte.

Mose scheint den Anfang der Bewegung gemacht zu haben, indem er sein Volk nebst anderen ihm vertrauenden Stämmen zuerst den Norden hinauf an den Küsten des stillen Meeres hin bis zum Ende des Welttheils und dann entweder, was das Wahrscheinlichste ist, über die Behringsstrasse, oder über die aleutische Inselkette nach Asien führte, Weiterhin mögen noch andere solche Züge gefolgt, ja das

*) Stephens, Reiseerlebnisse S. 283 f. Scherzer, Wanderungen durch Nicaragua, Honduras u. San Salvador S. 481 ff.

amerikanisch-ägyptische Herrschervolk selbst zum Auszug bewogen worden sein: denn der grosse Zug des Königs Sesostris, der 9 Jahre lang ganz Asien durchzogen haben und auch nach Europa gekommen sein soll, wo er fast aufgerieben wurde, war allem Anscheine nach eine ganz ähnliche Unternehmung, wie die hebräische, ging nicht geradewegs, sondern unter unsicherem Suchen und Umherirren, von einem Aegypten zum anderen, von dem amerikanischen Urlande zur Colonie am Nil, und war nicht sowohl in dem freien Entschluss eines eroberungs- und ruhmsüchtigen Monarchen, als in dem Verlangen begründet, dem in den Ursitzen drohenden Verderben zu entgehen.

XXII.

Aegypten und die ägyptische Meereszunge bei Jesaias, das Land Arsareth und die Enge des Euphrat im 4. B. Esra in dem Sinne von Amerika und der Behringsstrasse.

Ein, wie uns scheint, evidenter Beweis der Behauptung, dass die Bibel zweierlei Mizraim oder Aegypten kennt, ist in einer sehr sonderbar lautenden, mittelst unseres Systems aber leicht zu erklärenden Stelle des Propheten Jesaias *) enthalten. »Dann verbannet Jehova,« so lautet dieselbe, »die Zunge des ägyptischen Meeres und schwingt seine Hand über den Strom mit gewaltigem Sturm und zerschlägt ihn in sieben Bäche, dass man in Schuhen durchgehen kann. Und das ist eine Strasse für den Rest seines Volkes, das übrig ist aus Assy-

*) Cap. 11, 15 f.

rien, so wie sie war für Israel, als es herzog aus Aegyptenland.« Die Ueberreste der von den Assyriern weggeführten Stämme Israels befinden sich hiernach jenseits der ägyptischen Meereszunge, und über diese sollen sie in ähnlicher Weise wieder zurückgeführt werden, wie das Volk, da es aus Aegypten zog, mittelst eines von Jehova an der erwähnten Meereszunge gewirkten Wunders. Dies ist, nach bisheriger Auffassung der hebräischen Urgeschichte, nach welcher das Volk in dem Lande des Nils gewesen und von da über den arabischen Meerbusen ausgegangen sein soll, der vollkommenste Unsinn. Jene verschleppten Stämme kamen ja nicht nach Aegypten, sondern in eine in ganz anderer Richtung gelegene Gegend von Asien *). Der Prophet muss demnach ein ganz anderes Land, als das afrikanische, und ein ganz anderes Gewässer, als das arabische, im Sinne gehabt haben.

Man hatte, scheint es, die Vorstellung, die verlorenen Stämme seien von Assyrien aus weiter ost- und nordwärts gezogen und hätten sich wieder in das alte Vaterland Israels, aus welchem sie auf diesem Wege nach Asien und Palästina gekommen, zurückbegeben. Andere, schon namhaft gemachte Stellen in Jesaias beweisen, dass man von diesem Urland und dieser Herkunft wirklich noch wusste; und unter solchen Umständen konnte sich eine Sage, wie die von uns vermuthete, leicht bilden. Letztere begegnet auch ausdrücklich 4 Esra 13, 40 ff., wo es heisst, die von den Assyrern weggeführten Stämme hätten den Entschluss gefasst, in eine ferne, menschenleere Gegend zu ziehen, und

*) 2 Kön. 17, 6. Cap. 18, 11: »Der König von Assyrien führte Israel weg nach Assyrien, und brachte sie nach Halah und an den Habor, den Strom von Gosan, und in die Städte der Meder.«

sich in ein Land begeben, welches Arsareth heisse, und in welches zu kommen, eine Reise von anderthalb Jahren erforderlich sei. Sie wären aber in dasselbe eingezogen durch die Enge des Euphrat, und Gott habe gemacht, dass die Wasser stille gestanden, so dass sie trockenen Fusses hindurchziehen konnten: *per introitus angustos Euphratis introierunt.* Der Euphrat passt hier offenbar nicht; deutlich aber ist von einer Meerenge die Rede; und man wird so auf die Behringsstrasse geführt, über die man, wenn sie gefroren war, in der That zu Fusse hinüberzuziehen im Stande war *). Dasselbe wird auch die Meereszunge Aegyptens bei Jesaias sein. Das jenseits gelegene Land wird hier Mizraim, dort Arsareth genannt; Beides mus Benennung Amerika's oder eines Theiles davon gewesen sein. In der Stelle des Jesaias steht parallel mit der ägyptischen Meereszunge der Ausdruck *nahar.* Dies Wort bedeutet Fluss, Strom, und wird besonders zur Bezeichnung des Euphrat gebraucht, steht aber auch von den Strömungen des Meeres **). Es zeigte, wenn vom grossen israelitischen Zuge die Rede, wohl auch auf die Meerenge hin, welche Asien und Amerika trennt. In diesem Sinne kommt es in der citirten Prophetenstelle vor; man mochte dafür auch »die Enge des Stromes, der Meeresströmung *nahar;*« sagen. Spätere nahmen das Wort auch hier für den Euphrat; und so wurde »die Enge des Euphrat« daraus, über welche die versetzten Stämme in das Land Arsareth gedrungen sein sollten. Zum Beweise, dass sie wirklich nach Amerika

*) Sie ist im Winter durch ungeheuere, sich fest aneinander drängende Eisbänke geschlossen; selbst im Sommer treiben in ihr Eismassen umher.

**) Jona 2, 3: »Und (des Meeres) Strom umfängt mich.«

gekommen, dienen diese Sagen nicht; man würde von dieser Thatsache im Westen Asiens schwerlich benachrichtiget worden sein. Nicht undenkbar wäre es übrigens, dass die nach Assyrien geführten Israeliten auf den Gedanken gekommen seien, in ihre, ihnen noch erinnerliche, Urheimath zurückzukehren, welche sie vielleicht, nach so viel Unglück, verlassen zu haben bereueten.

XXIII.

Aegyptische Namen und Wörter aus dem Indischen erklärt mit Hinblick auf Amerika.

Unserem Systeme zu Folge ist der Ursitz der alten Aegyptier im Westen Amerika's auf den Hochebenen der Anden gewesen; sie waren das Hauptvolk des Welttheiles, und hatten ein grosses Reich errichtet, welches den barbarischeren Osten von sich aristokratisch ausschloss, aber doch unter seiner Botmässigkeit hielt. Die Sprache stand in naher Verwandtschaft mit dem sogenannten Indogermanischen oder Indoeuropäischen, welches sich hier in seiner Besonderheit zu entwickeln begonnen hatte; hier ist die arische Ursprache zu suchen, die sich vielleicht auch schon in mehrere dialektische Zweige theilte, welche dem Indischen, Griechischen, Lateinischen, Deutschen entsprachen, da man von all dem in Amerika und besonders auf dieser Seite des Welttheiles so deutliche Spuren entdeckt. Dass das Altägyptische mit dem Sanskrit zusammenhängt, hat bereits P. v. Bohlen zu zeigen gesucht, indem er eine Anzahl ägyptischer Namen und Wörter aus diesem Idiome deutete*). Wir stimmen nicht Allem

*) Altes Indien II. S. 457 ff.

bei; aber ein Theil seiner Etymologien ist, scheint es, zu evident, als dass man ihn bezweifeln könnte; und diesen heben wir aus*); indem wir einiges Eigene hinzufügen und zugleich ein drittes Moment, das amerikanische, berücksichtigen.

Der Nil, *Νεῖλος*, heisst hebr. *schichor*, griech. Melas, lat. Melo; das Alles bedeutet: der Schwarze; er floss mit schlammiger Fluth, *χειμαρι πηλωεντι*, erhielt auch das Beiwort *nigricans*. Und so wird auch wohl Nil nichts Anderes als »der Trübe, Dunkle, Schwarze« heissen; und Sanskr. *nilas* bedeutet dies in der That.

Der koptische Name dieses Flusses: *jaro*, würde Sanskr. *yâras*, *yaro* lauten; die Bedeutung ist: »der Gehende,« analog den gleichbedeutenden Flussnamen Jordan, Rhein etc. Hebr. *jeor* ist allgemein Fluss; so und nicht *schichor*, Nil, wird in den biblischen Urgeschichten der Strom des Landes Mizraim genannt, welchen man hier ebenfalls für den Nil hält. Aber wir sind hier nicht im Nillande Afrika's, sondern im amerikanischen Urlande; und dort konnte ein Strom sehr wohl ebenfalls *jeor* heissen. Auch führen amerikanische Flüsse ganz ähnliche Namen, wie namentlich der Yaro in Guatemala.

König Necho umschiffte Afrika und heisst wohl auch der Schiffer; der Name gehört in die grosse, weit verbreitete Gruppe: Sanskr. *naus* Schiff, *naukâ*, Nachen, *nâvikas*, Schiffer; griech. *νεω*, *ναω*, *ναυω*, *νηχω*, schwimmen, *ναυς*, Schiff; lat. *nare*, *navis*, *navigare*; deutsch Nachen, Nix, Nixe, *nichus*, altn. *nikr*, schwed. und dän. *nek*, *näk*, *nök*, *nok*, *nocke*; haytisch in Westindien *nae*, Ruder, *Nicao*, ein haytischer Fluss; Guaycurus *niogo*,

*) Mehrere Citate, die bei B. zu lesen sind, lassen wir weg und weisen in dieser Beziehung auf das Buch selbst hin.

Wasser; das Wort ist wohl auch in dem Flussnamen *Orinoco*, arawackisch *Wulinucko* enthalten.

Isis und Osiris sind aus dem Indischen sehr einleuchtend durch *isi*, Herrin, vom Stamme *is*, herrschen, und *isvaras*, Herr, zu erklären; es findet sich auch Isiris geschrieben, und Hellanicus hörte so aussprechen.

Plutarch*) berichtet, dass die ägyptische Isis die drei Namen führe: *Moyth*, *Athyri* und *Methyer*. Wären uns diese Namen unerklärt und wollten wir eine indogermanische Etymologie darauf anwenden, so böte sich für *Moyth* und *Methyer* unser Mutter, engl. *mother*, lat. griech. *mater*, μητηρ, Sanskr. *mâtar* dar; Ersteres aber wird von dem alten Schriftsteller wirklich durch Mutter übersetzt. *Methyer* zwar soll »Fülle und Grund« bedeuten; das scheint aber nicht sehr natürlich zu sein; es ist wohl auch dieser Name, als die vollere Form, wie jener andere zu verstehen, so dass wir fast wähnen könnten, man habe in Aegypten einen deutschen Dialekt gesprochen.

Als erster irdischer König der Aegyptier wird Menes genannt, was mit dem kretischen Minos, dem indischen Manus, dem Mannus des Tacitus stimmt. Letzterer Name zeigt in allen deutschen Zungen Mann und Mensch an, goth. *man*, *mann*, *manna* etc. mit dem abgeleiteten *manisk*, *mennisco*. In Amerika ist otomitisch *manoho*, gross, und Manoas, Manaos ist Name eines ehedem zahlreichen und mächtigen Volksstammes in Brasilien, wovon sich eine Abtheilung die *Ore-* oder *Ere-Manaos* d. h. die Aechten, nennt **).

*) De Isid. p. 531. Wyttenb.

**) S. über diese Manoas jetzt Martius, Ethnographie I. S. 565. 577. Der Name ist, wie hier bemerkt wird, unerklärt. Die Sepibos am Ucayale sollen auch Mananaguas heissen.

Anysis wird ein blinder König genannt; auch bezeichnet ihn dieser Name als solchen; er würde Sanskr. *anishis*, blind, von *ish*, sehen, mit der Negation *an*, lauten.

Amenthes, wie der Ort der Abgeschiedenen hiess, lat. *mundus* in der Bedeutung Unterwelt, ist Sanskr. *amanthas;* und Radamanthys ist von diesem Worte und *rhad*, *rhat:* König der Unterwelt; kopt. *rhat* und Sanskr. *rât* heisst König.

Sothis war Name des Hundsgestirnes, Sanskr. *sotis*, Erzeugung, ein schicklicher Name für den die Ueberschwemmung einführenden Genius. Kopt. *so*, Sanskr. *su*, erzeugen.

Ein der Isis heiliges Kraut hiess Somi; vergl. *soma*, die geheiligte Mondpflanze der Indier.

Der Nilkahn hiess nach Herodot βαρις; Sanskr. *bharas* von *bhri*, Transportboot; deutsch fahren etc.

Den Namen βαρβαρος brauchten nach Herodot die Aegyptier für Alle, die nicht ihre Sprache redeten. Sanskr. *barbaras* und *varvaras* steht für das krause Negerhaar und für barbarisch, wild, grausam überhaupt. Das Wort ist Verdoppelung von *bar*, *var* und hängt mit dem Namen der indischen Parias und dem Küstenlande Paria im

---

Ore-Manáo soll wörtlich bedeuten: »Wir, die Manao.« Sonst wäre das deutsche ur, lat. *orior*, *origo* zu vergleichen. Der Name Manao tritt auch in dem »geographischen Märchen vom Dorado« auf, dahin das Goldland und der Goldsee Manoa des *Acunna* gehört. Ein Reich dieses Namens scheint doch einmal vorhanden gewesen zu sein, wenn auch jetzt nichts mehr, als eine realitätslose Mythe, davon übrig. Vergl. Deuber, Gesch. der Schifffahrt im atlant. Ocean. Bamb. 1814. S. 4 f. *Manua* ist ein indianischer Name des Madeira; Martius, Ethnogr. I. S. 415.

östlichen Südamerika zusammen, wo barbarische Stämme im Gegensatze zu den cultivirten Staaten des Westens hausten.

XXIV.

Die Stationen des israelitischen Wanderzuges.

Die lange Reihe von Stationen (Rastörtern, Reisestätten) des israelitischen Wanderzuges, wo so viele sonst ganz unbekannte Namen auftreten, ist ein Räthsel, welches man allzu einfach dadurch zu lösen gesucht, dass man die obskuren Benennungen für erfunden und willkürlich zusammengestellt erklärte *). Wie aber, wenn sich diese Namen als ursprünglich in Amerika und Oceanien zu Hause gewesen nachweisen liessen? Wenn sich in den Sprachen dieser Welttheile sogar sehr passende Bedeutungen dafür darböten? — Wir wollen einige Beispiele geben.

Eine jener Ortschaften heisst Rithma, was hebr. arab. Ginsterkraut bedeuten würde. Omaguisch in Amerika ist *ritama* Wohnsitz **), was nicht nur dem Laute nach so gut als identisch ist, sondern auch eine viel ansprechendere Bedeutung hat. Eine Insel des stillen Meeres heisst Rotumah.

Eine andere Station ist Mathana; das würde Geschenk, Belohnung oder Opfergabe bedeuten, was übel zu passen scheint. Dasselbe Wort bezeichnet auf Otahaiti einen ausgezeichneten Wohnsitz, dem andere untergeordnet sind; und die Insel Huaheine finden wir in 8 Matenas oder

*) So Göthe im Divan und Bohlen, Genesis S. LXVI f.
**) Mithridates Th. III. Abth. II. S. 608.

Distrikte getheilt *). So werden aus diesen Namen ganz einfache Ortsbestimmungen allgemein sprachlicher, appellativer Art. Es sind dazu auch wohl die amerikanischen Inselnamen Matinina und Matitina zu gesellen **).

Weiter ist eine jener Reisestätten Tahath; das würde hebr. unter, unten, das Untere bedeuten. Im stillen Meere begegnen Namen von ganz ähnlichem Laut, wie der der Marquesas-Insel Tahuata und der berühmten Societäts-Insel Tahiti, Otahaiti. Dieselben kommen auch in den von Ellis verzeichneten Sagen der Sandwich-Inseln vor.

Die Station Abarim lässt sich mit der Insel Aborima combiniren; die Ortsnamen des Verzeichnisses, welche Hiroth, Kehelata, Makheheloth, Phunon oder Punon lauten, klingen an die der Sandwich-Insel Hawaji: Hiro, Kohala, Puna und Ponahohoa an ***); und Puna ist der Name einer amerikanischen Insel, mit welcher der Inca Huayna Capac im Kampfe lag.

Wir dürfen wohl unsere Leser fragen, ob sie das Alles für ein blosses Spiel des Zufalles halten, oder lieber einen geschichtlichen und etymologischen Zusammenhang darin sehen wollen. Man wird uns hoffentlich nicht in der Art missverstehen, als glaubten wir, die Israeliten seien auf ihrer Wanderung an all den Orten gewesen, welche solche Namen tragen. Es sind uralte amerikanische Wortformen und Benennungen, die verschiedentlich angewendet und von Auswanderern da und dorthin getragen, so auch auf die

---

*) Baseler Missionsmagazin 1827. S. 214.

**) Darüber handelt Humboldt, Krit. Unters. I. S. 276. Matinina ist St. Lucia, Matitina scheint Martinique zu sein.

***) S. die Schrift von Ellis über die Sandwich-Insel Hawaji und die Charte dieser Insel daselbst.

oceanische Inselwelt hingebracht wurden, welche, wie wir anzunehmen Gründe haben, in alten Zeiten von Amerika aus besucht und colonisirt worden ist. Nach Asien kamen sie durch die Wanderer und Flüchtlinge, welche sich, wie die Israeliten unter Mose, von Amerika aus nordwärts hinüber in diesen Welttheil begaben. So treffen wir den oben berührten Namen Puna und Punon im stillen Meere, in Amerika und Asien; Punon hiess eine Stadt in Idumäa, die durch ihre Bergwerke bekannt; und ein Puna ist im Marattenstaate.

XXV.

Einzelheiten aus der Geschichte Mosis und der israelitischen Wanderung unter ihm.

Wie viel auch wieder in der Geschichte des Mose an Amerika mahnt, mögen folgende Beispiele lehren.

Wir heben zunächst eine Stelle aus A. v. Humboldt's amerikanischem Reisewerk aus.

»Kurz vor der Katastrophe des 14. Dec. 1797 sah man an den Ufern des Rio Manzanares, bei dem Hospitz der Kapuziner und in dem Meerbusen Cariaco bei Mariquitar Flammen erscheinen. Dieses in einem nicht vulkanischen Lande so fremdartige Phänomen ereignet sich ziemlich häufig in den Gebirgen von Alpenkalkstein bei Cumanacoa, in dem Thal des Bordones, auf der Insel Margaretha und mitten in den Savannen oder Llanos von Neuandalusien. Hier erheben sich Feuerbüschel zu einer beträchtlichen Höhe; man beobachtet sie Stundenlang an den trockensten Orten, und man versichert, dass, wenn man den Boden untersucht, der den Brennstoff liefert, keine Spalten zu bemerken

seien. Dieses Feuer theilt sich dem Grase nicht mit, ohne Zweifel, weil die Säule von Luft, die sich entwickelt, mit Stickluft und Kohlensäure gemischt ist und nicht bis an den Boden brennt. Das Volk bezeichnet diese rothen Flammen mit dem bizarren Namen der Seele des Tyrannen Aguirre, indem es sich einbildet, das Gespenst des Lopez d'Aguirre irre in diesen Gegenden umher« *).

Man wird, wenn man dies liesst, auf eine unwiderstehliche Weise an das eigenthümliche Phänomen erinnert, welches im Buche Exodus **) beschrieben ist. Mose weidete die Schafe seines Schwiegervaters Jethro am Horeb. »Da erschien ihm der Engel Jehova's in einer Feuerflamme aus dem Busche. Und er schauete, und siehe, der Busch brannte mit Feuer, und der Busch ward nicht verzehrt. Und er sprach: Ich will doch hingehen, dass ich dies grosse Gesicht sehe, warum der Busch nicht verbrennt. Da rief ihm Gott aus dem Busche und sprach .....«

Das Schauen in die vulkanische Flamme erweckte, wie es scheint, die in dem wunderbaren Manne schlummernde ekstatische und seherische Naturanlage, in ähnlicher Weise, wie den Theosophen Jakob Böhme der Glanz des gescheuerten Zinnes in den Zustand ekstatischer Anschauung versetzte ***). Auch nachher blieb Mose mit vulkanischen und elektrischen Dingen vertraut und hatte auf rauchen-

*) Humboldt, Reise in die Aequinoctialgegenden I. S. 484.

**) 2 Mos. 3, 1 ff.

***) In der seinen Werken vorgedruckten Biographie wird erzählt, er habe 1600 im 25. Jahre seines Alters im Zimmer ein blankgescheuertes zinnernes Geräthe gesehen, und sei »durch den gählichen Anblick des lieblichen jovialen Scheines,« den dieses Metall von sich gegeben, in den Mittelpunkt der geheimen Natur und das Licht des göttlichen Wesens eingeführt worden.

den, brennenden, blitzenden und donnernden Bergen seine Offenbarungen.

Was den amerikanischen Vulkanismus betrifft, so lässt sich noch etwas hieher Gehöriges beibringen.

Als eines der grössten Wunder der neuen Welt wurde zur Zeit der Entdeckung der Vulkan Masaya betrachtet; vergl. hebr. מַשָּׂאָה, *massaah*, Brand, Feuersbrunst. Der Chronist Oviedo besuchte ihn 1529 und hinterliess einen Bericht über dessen Zustand in jenem Zeitraume. Es stieg daraus ein Rauch empor, der so glänzend, wie eine Flamme war; man sah davon, wenn kein Mondschein war, das ganze Land erleuchtet: »ich selbst habe diesen Glanz auf 16 — 20 Leguas weit gesehen.« Was hier brannte, war, nach Oviedo kein eigentliches Feuer; »ein solches,« sagt er, »würde weder Bäume, noch Laub, noch Grün stehen lassen; allein es ist ganz im Gegentheile der ganze Berg fast bis zum Rande des Kraters mit Bäumen und Gras bedeckt.« Fray Blas de Castillo, der 1534 in den Krater stieg, sagt: »Während der Nacht ist die Kuppe des Berges vollkommen erleuchtet, so wie es auch die Wolken sind, die eine Art Tiara darüber zu bilden scheinen, welche man auf dem Lande 18 — 20, zur See über 30 Leguas weit sehen kann. Je finsterer die Nacht, desto glänzender der Vulkan.« Jetzt ist der Krater erloschen und erkaltet *).

Mose macht bitteres Wasser süss, indem er ein gewisses Holz hineinwirft, das ihm Jehova gezeigt **). In Arabien, wo sich dies begeben haben soll, giebt es nach Niebuhr ***) ein solches nicht, da sich die Bewohner der Gegend, wenn es vorhanden wäre, desselben gewiss bedienen

*) Vergl. hierüber Squier, Nicaragua.

**) 2 Mos. 15, 25.

***) Beschreibung von Arabien S. 403.

würden. Aber es finden sich Pflanzen der Art in Amerika und in Ostindien. Eine solche, von den Spaniern *yerva Caniani* genannt, wächst in Peru. Sie hat die Kraft, jedes Wasser, es sei noch so salzig und verdorben, zu reinigen und in trinkbaren Zustand zu versetzen. Die Peruaner führen das Kraut auf Reisen mit sich und trinken mit Hülfe desselben unbedenklich jedes Wasser, das sie treffen, wie es auch beschaffen sein möge *). Dann ist auf der Küste von Coromandel ein Baum, tamulisch *nellimaram* geheissen, der dieselbe Eigenschaft hat. Missionäre haben sich desselben mit dem besten Erfolge bedient. Die Tamulen legen, wenn sie einen Brunnen graben, das Holz zum untersten Kranze, auf welchen sie dann weiter bauen **).

Wenn man zu dem durch Asien hindurchgehenden Theil der grossen Wanderung Belege und Bestimmungen zu haben wünscht, so darf man nur ein ausführliches geographisches Werk, wie das bekannte von Ritter, zur Hand nehmen; man wird mit leichter Mühe die merkwürdigsten Uebereinstimmungen finden. Es ist namentlich die grosse mongolische Wüste Gobi, das Sandmeer Schamo der Chinesen, das Himmelsgebirge Thian-Schan oder Mus-Tagh und seine Vulkane, der furchtbare Gletscherpass Mussur-Dabahn, wo man zu haften veranlasst ist. Wir heben hier beispielsweise folgende Momente hervor.

Unter den israelitischen Lagerstätten ist eine, Namens Oboth. Das würde hebr. Schläuche bedeuten; es ist aber wohl ein ganz anderes, fremdartiges Wort, wenn auch hebräisch lautend gemacht. Ein in der Gobi öfters vor-

---

*) Donat's Auszug aus Scheuchzer's Physica sacra II. S. 182.

**) Neuere Geschichte der evangel. Missionsanstalten in Ostindien. St. XXXII. Halle 1787. 8. 871

kommender Name ist *Obo;* so *Ulan Obo*, rother *Obo*, ein Berg mit einem *Obo* oder hohem Steinhaufen; ein heiliger *Obo* ist im Gebiete der Tsakhoo-Mongolen. Die ambulanten Ortschaften der Mongolen in der Gobi heissen Uluss, und eine israelitische Station ist Alusch. Man kommt auf dem Wüstenzuge nach Elim, wo 12 Brunnen und 70 Palmen sind *). In der Gobi ist Khailassatu von den Khailassu oder Ulmen benannt; daselbst befinden sich einige Baumgruppen, ein Wunder in der sonst baumlosen Wüste. Auf den Höhen trifft man Aprikosenbäume und in einer geschützten Einsenkung eine Gruppe von einigen 30 Ulmen, welche die Reisenden überrascht. Von solchen Stellen sprechen die Mongolen mit Entzücken. Die Hebräer haben sie Elim, Baumplätze, genannt. Wir finden ferner ein Moser, wo Aaron stirbt, und, im Stationenverzeichniss des 4. mosaischen Buches, ein Moseroth erwähnt **). Diese Namen bedeuten hebr. Band, Bande; allein es möchte auch hier wieder ein fremdes Wort zu Grunde liegen. Auf der Südseite des Thian-Schan ist ein furchtbarer Gletscherpass, wo jeder Schritt gefährlich ist und die Reisenden oft den Tod finden; Menschen und Thiere ziehen hier mit Zittern hinter einander her. Dieser Pass heisst Mussur-Dabahn; Mussur scheint = Moser zu sein; *dabahn, davan, davagan* heisst im Mongol, Ost-Turki, Mandschu Passage; und auch dieses Wort scheint sich in der biblischen Erzählung zu bergen. Auf diesen Eisbergen befinden sich Ruinen von alten Gräbern; das sind die Gräber des Passes Dabahn, Davan, hebr. *kibroth-hattaawah;* das Wort wurde von den Hebräern in *taawah*, Gelüste verwandelt, weil das hungernde Wandervolk vom Genusse der

*) 2 Mos. 15, 27. 4 Mos. 33, 9.
**) 5 Mos. 10, 6. 4 Mos. 33, 30.

Wachteln starb, an denen es sich zu plötzlich gesättiget hatte. »Und man nannte den Ort: Gräber des Gelüstes, weil sie daselbst die Lüsternen im Volke begruben« *). Ein Vogel von der Grösse einer Wachtel, chinesisch Tschakeou, fliegt auch in der That in grossen Schaaren auf den Gletschern umher und legt, wie man sagt, seine Eier auf das Eis, um sie daselbst zerplatzen zu lassen.

Unter den Calamitäten des Zuges ist ferner eine Schlangenplage. Eine Menge Menschen starb von den Schlangenbissen, und Mose richtete das rettende Schlangenbild auf, dem die Israeliten bis auf Hiskia Verehrung erzeigten **). In der mongolischen Gobi erhebt sich ein Tempel auf dem Abhange des Berges Aburga d. h. Schlange; der Name kommt, wie man sagt, von den Schlangen, die es daselbst vor Zeiten gegeben haben soll, und im Tempel fanden sich kolossale Holzidole, worunter eines mit der Schlange in der Hand.

Einmal zündet Jehova unter dem Volke ein Feuer an, und die Stätte heisst *tabeera*, Entzündung, Brand ***). Hier bietet sich die grosse Solfatara von Urumzi am Fusse des Bodgo-Oola zur Vergleichung an. Sie hat 8 Meilen im Umfange und heisst die flammende Ebene, weil sie mit Flugasche bedeckt ist und, so wie man Etwas hineinwirft, Flammen zeigt. Die lamaischen Bücher enthalten, wie die Kalmücken aussagen, die Tradition von einem Zorngerichte Gottes, wodurch die zerrüttete Gegend am Tarbagatai durch Feuer zerstört wurde. Hiebei sei eine Nation verschwunden, von welcher weder Name, noch Sprache geblieben, indem ein Theil von den durch den Brand toll

*) 4 Mos. 11, 34.
**) 4 Mos. 21, 6 ff. 2 Kön. 18, 4.
***) 4 Mos. 11, 1 ff.

gewordenen Heerden zertreten, ein anderer unter den Wohnungen begraben worden, der Rest entflohen und verschwunden sei. Das soll schon vor ein paar Jahrtausenden geschehen sein. Es ist mir sehr wahrscheinlich, dass diese Nation die hebräische gewesen. Die lamaischen Aufzeichnungen würden in diesem Falle die Notiz von Israels Zuge durch Asien enthalten *).

XXVI.

Der Name Mose.

1.

Der Name Mose, *Moscheh*, *Μωϋσῆς*, wird von der Bibel auf die Rettung aus dem Wasser bezogen: »Das Kind wurde der Sohn der Tochter Pharao's, und sie nannte ihn Mose; denn, sagte sie, aus dem Wasser habe ich ihn gezogen« **). Aus dem Hebräischen ergiebt sich das nicht; denn wenn man *Moscheh* für das Particip von *maschah* nimmt, so bedeutet es nicht einen Herausgezogenen, sondern einen Herausziehenden ***). Sehr gut erklärt sich aber der Name, wenn man folgende ägyptische und amerikanische Grundlaute und Bildungsformen dafür in Anspruch nimmt. Koptisch *moui*, Norton-Strasse *mooe* ****). Villela *ma*, Wasser. Das ist die Basis; *sche* aber ist das amerikanische *che*, *tsche*, *tshae* †), welches Mann und

---

*) Ueber dies Alles kann bei Ritter nachgelesen werden.

**) 2 Mos. 2, 10.

***) Schon von Andern eingewendet.

****) Nach Cook, sec. Voy.

†) Bei Martius ist Pimenteira *tschae*, *tschähe*, Mensch.

Mensch bedeutet, eben so auch am Ende vieler amerikanischer Volks- und Parteinamen erscheint und da eine Herkunft oder Gemeinschaft anzeigt, wie in dem der Pehuenchen, d. h. Fichtenmänner, von *pehuen*, Fichte, *pinus*, der Puelchen, Leute des Ostens, von *puel*, Osten etc. Nach Pöppig's *) Bemerkung haben die Begleiter eines mächtigen Kaziken in Chili die Gewohnheit, den Namen ihres Führers mit Hinzusetzung der Silbe *che* anzunehmen z. B. *Mariluanches*, Leute von der Truppe Mariluan's, welcher ein zu seiner Zeit sehr gefürchteter Moluchenhäuptling war. Dieses *che*, *sche*, *tsche* entspricht dem germanischen *sch*, *isch*, *isk*, *ish*, wie es in Mensch, *mannisk*, *menisco*, englisch, *english* etc. erscheint. Ein deutscher Dialekt sagt: »die Müllerischen« statt »die Familie Müller« u. dergl. Und so wäre denn *Mo-ische*, *Mo-sche* ganz sprach- und sachgemäss: der vom Wasser, *mo*, her, das Wasserkind.

2.

Zu dem in dieser Weise gedeuteten Namen bietet sich nun überdies eine sehr hübsche Analogie in einer deutschen Sage dar. Ein longobardisches Weib, das 7 Kinder auf einmal geboren, warf dieselben in einen Fischteich. Hierauf ritt König Agelmund vorüber, bemerkte die Kinder und wendete sie mit dem Spiesse, den er trug, von einer Seite zur anderen. Da griff eines der Kinder nach dem Speer und hielt ihn fest. Das gefiel dem König; er befahl, das Kind herauszuziehen und aufzunähren. Und weil es aus dem Teiche genommen, der in der Sprache der Longobarden *lama* **) hiess, so nannte man das Kind Lamissio.

*) Reise in Chili etc. Leipz. 1835. I. S. 461 ff.

**) Vergl. *s-lam*, Schlamm, Lehm, lat. *lama*, *limus*, griech. λαμος, λιμνη

Er wuchs zu einem streitbaren Helden auf und wurde nach Agelmunds Tode König *). *Lam-issio* ist ebenso gebildet, wie *Mo-ische*, *Mo-sche*; *issio* ist das engl. *ish*, das deutsche *isk*, isch. Und nun kann noch dazu bemerkt werden, dass auch diese Bildungsform auf *issio* ganz amerikanisch ist. Die Sprache der Arawacken hat Adjectiva oder Participien auf *issia*, Plur. *issiannu*; so z. B. *kansin*, lieben, *kansissia*, Plur. *kansissiannu*, geliebt **).

XXVII.

Yucatan und Joktan. Der israelitische Kalbs- und Peordienst auf altamerikanischen Tapirdienst zurückgeführt.

1.

Der Name der Halbinsel Yucatan, wo sich so merkwürdige Ruinen finden, gehört zu denjenigen geographischen Benennungen Amerika's, über deren Ursprung und eigentliche Bedeutung man nicht im Klaren ist. Man lässt ihn nicht für ächt gelten; das Land hiess vordem Chacnouitan und Maya oder Mayapan; die Spanier nannten es Yucatan, man weiss nicht, warum. Nun trifft aber dieser Namen so auffallend mit einem der biblischen Völkertafel, nämlich Joktan, zusammen, dass wir uns der Vergleichung der beiden und der Vermuthung eines Zusammenhan-

*) Paulus Diac. Lib. I. c. 15.

**) Quandt, Surinam S. 299. Vergl. 312. H. Brugsch in seinem Buche: Aus dem Orient. Berlin 1864. S. 46 bringt den Namen Mose mit einem ägyptischen zusammen, welcher *Mas* oder *Massu* lautet und Kind bedeutet. Diese Namen haben wohl Nichts mit einander zu thun.

ges nicht erwehren können. Auch giebt es noch andere, nähere Gründe, in Yucatan ein ächtes, altes Wort zu sehen. Wir finden *Jucati* als ein indianisches Haiti-Wort verzeichnet und durch *Indi Hispaniolae septemtrionales* erklärt *). Ein frappanter Umstand ist ferner dieser, dass die Pataschos in Brasilien den Ochsen *juctan* nennen **). Was ist das für ein Wort? —

Man wird wohl auf das in Amerika früher unbekannte Rindergeschlecht einen schon vorhandenen, einheimischen Thiernamen übergetragen haben. Man weiss mehrere Fälle, wo solches Statt gefunden. So wurde der Ochs in Brasilien *tapiira*, in Peru *uagra* genannt; Beides bedeutete eigentlich den Tapir ***). In den Dialekten der Camacans heisst der Letztere *ere*, *herä*, und der Ochse *hererö*. Bei den Coëruna's ist *auwäi*, bei den Miranha's *zuhnwa* oder

*) Murr, Reisen einiger Missionarien S. 407.

**) Nach Maxim. von Neuwied im Wörterverzeichniss.

***) »Ich bemerkte,« sagt de la Condamine, »dass sie den Gestirnen Thiernamen gaben. So nannten sie das Siebengestirn oder den Kopf des Stieres *tapiira rayuba*, was jetzt Ochsenkinnbacken bedeutet, indem Brasilianer und Peruaner, seitdem man nach Amerika Ochsen gebracht, diesen Thieren den Namen beigelegt haben, der in ihrer Sprache den Tapir bezeichnete; denn dies war das grösste vierfüssige Thier, welches sie vor Ankunft der Europäer kannten.« Sie hatten also den Kinnbacken des Tapirs unter die Gestirne versetzt; wer muss hier nicht an den Eselskinnbacken denken, mit welchem Simson die Philister schlägt? Der starke Walter, von dem in den Grimm'schen Sagen die Rede, schlägt die Feinde mit dem Schulterblatt eines Kalbes; Walter von Wasichenstein in der Wilkina- und Niflunga-Sage bedient sich zu dem Behufe des Rückens eines Wildschweines. Dergleichen Sagen haben vermuthlich auch die alten Amerikaner gehabt.

ucághi Tapir und Ochs, und so Mehreres*). Es scheint daher auch *juctan* eigentlich ein Name des Tapirs gewesen zu sein, wiewohl ich dies nicht angegeben finde**). In Guyana heisst er auch *maypuris****); ein diesen Namen tragendes Volk am Orinoko sind die Maypuris; Martius führt die Mepurys auf; so auch eine Tupihorde, Namens Tapirapés am Rio Tapirapés. Wie sich hier die betreffenden Stämme einen Tapirnamen gaben, so konnte sich ein Volk und Land auch wohl Juctan, Yucatan in der Bedeutung: Volk und Land des Tapirs nennen. Ziehen wir ferner folgende Tapirnamen herbei: Malalis *amajö*, Guanas *maionaikamon*, Yaguas *maicha*, Guato *maou*, Cotoquina *mu*, Botocuden *mopran*, wohl nur eine andere Aussprache des obigen *maypuris*, und *mou*, *may* derselbe Grundlaut, wie in den Formen *mu*, *maou*, *amajö* etc. Omagua *mia* bedeutet Thier; und der chinesische Name des Tapirs ist *me*****). Sollten nun diese Wortformen keine Anwendung auf den Namen Maya und Mayapan gestatten; nicht auch hier die Bedeutung: Volk und Land des Tapirs, und Yucatan nur ein anderer, aber gleichbedeutender Name der Halbinsel und seiner alten Bevölkerung sein, die sich jenes Thier zu ihrem Abzeichen gewählt, und das vielleicht nicht ohne religiösen Grund und Sinn, indem ihr der Tapir ein heiliges, göttlich verehrtes Thier war, wie der Apis dem Aegyptier, das goldene Kalb dem abgöttischen Israel?

*) S. Neuwied und Martius.

**) Zusammenstellungen von Tapirnamen s. in der Ethnographie von Martius II. S. 436. 453. 479.

***) Nach Condamine und Anderen; vergl. Juri *poory*, *poari*, Tapir.

****) Abel Remusat im Journal des Savans 1820. S. 217. Ueber den asiatischen Tapir steht ein Aufsatz in W. v. Schlegel's indischer Bibliothek I. S. 393 ff.

2.

Es sind wirklich Gründe vorhanden, einen altamerikanischen Tapircult anzunehmen, der auch nach Asien, Afrika und selbst nach Europa überging, daselbst aber in verschleierter Weise vor Augen tritt. Wir gedenken darüber eine besondere Abhandlung zu liefern, da die Sache von grosser religions- und völkergeschichtlicher Wichtigkeit ist, und ohne eine solche Erörterung die Lösung gewisser Räthsel und Probleme nicht möglich sein wird. Für jetzt werfen wir nur Folgendes hin.

Auf den altamerikanischen Tapirdienst geht höchst wahrscheinlich der angebliche Kalbsdienst der Israeliten, — eine der sonderbarsten Cultusformen des Alterthumes — zurück. Jenes wasserliebende Thier war das Symbol eines Naturdienstes, der mit dem spiritualistischen Jehovaculte, welcher seine Gottheit so vorzugsweise in Feuer und Flamme verehrte, den schärfsten Gegensatz bildete; man denke an die betreffenden Scenen während des mosaischen Wüstenzuges und die Theilung des Reiches nach Salomo, wo Jerobeam, im oppositionellen Widerspruche mit dem Culte zu Jerusalem, seine beiden Idole zu Bethel und Dan aufrichtet. Es ist hier auch Bileam, der Sohn Beor's, zu nennen, der das Volk zum Dienste des Baal Peor verleitete. Beor und Peor ist im Grunde wieder nichts Anderes, als der Tapir, der in Amerika auch Beori heisst *). Ausserdem nannte man das Idol עגל, *egel*, *ghegel*, was sonst Kalb bedeutete. Es war auch sehr natürlich, es für die Gestalt eines Kalbes anzusehen, ja ihm mit der Zeit diese Gestalt zu geben, da es im Westen Asiens, wo man sich nunmehr befand, keine Tapire gab. Man mag zum

*) Nach Clavigero. Juri *pouri*.

Theil auch den Esel dafür gesetzt haben *), daher die Sage von dem israelitischen Eseldienst, welchen Cult man selbst noch den Christen zum Vorwurfe machte **).

3.

Reste eines alten Tapircultus sind in Amerika noch in neueren Zeiten bemerklich geworden. So sagt der Missionär Veigl in seiner Beschreibung der Landschaft Mainas ***): »Das Fleisch des Tapirs, welches viele Völker essen, wollen die von Mainas nicht kosten, jagen dem Thiere auch nicht nach, trotz des vielen Schadens, welchen es ihnen verursacht. Ich vermuthe, dass sie von der Jagd und dem Genusse desselben durch einen abergläubischen Grund abgehalten werden. Sie tragen doch oft kein Bedenken, ihren Hunger mit Ratten, Kröten, Schlangen, Krokodilen und anderen so unreinen Thieren zu stillen; wie sollten sie also ohne ein solches Motiv ein Thier verschonen, durch dessen Erlegung sie sich mit leichter Mühe eine so ausgiebige Nahrung verschaffen würden!« Eine andere Spur der Art scheint sich aus den indianischen Benennungen des Thieres zu ergeben. Bei den Macunis in Brasilien heisst es *tia* ****); und wir dürfen hiebei keinen Anstand

*) Der Tapir hat mit beiderlei Thieren einige Aehnlichkeit; de Lery beschreibt ihn unter dem Namen *tapirousson* als ein Mittelding zwischen Kuh und Esel. Histoire d'un voyage faict en la terre du Bresil. Chap. 10.

**) Nach Tacitus, Hist. V, 3 haben die Juden das Bild eines Esels im Heiligthume geweiht, weil sie, von wilden Eseln geleitet, Brunnquellen gefunden. Den Gott der Christen nannten die Heiden *Onomychites*, Eselsklauen habend. Tertull. Apol. 16.

***) Bei Murr, Reisen etc. S. 210.

****) Martius a. a. O. S. 453.

nehmen, an *θεος*, *θειος*, *divus*, Sanskr. *dévas*, *daivas*, Gott, göttlich zu denken. Denn dieses Wort ist auch in Amerika zu Hause, und das wohl vom Ursprung an. Es kommt nicht nur in den mexicanischen Formen *teotl*, *teo-* (*teocalli*, *teopan* etc.), *teteo*, *teoyotl*, sondern auch ganz genau in der griechischen Form *theos* vor *). Tamanakisch bedeutet *tiva* gross und sehr **), eigentlich wohl göttlich, und ist in diesem Sinne wahrscheinlich das *tia* der Macunis, bei welchen es das, wenn nicht mehr jetzt, doch vor Zeiten für göttlich gehaltene oder als repräsentatives Bild der Gottheit, die man verehrte, betrachtete Thier anzeigt. Galisch ist *dia*, *dée*, *diathan* Gott, Götter. In Surinam führt der Tapir nach Quandt den Namen *kamma*; bei Martius finden sich dafür die Formen: Aruac *camma*, Uirina *camd*, Maraüha *gama*; dasselbe Wort bezeichnet aber in den amerikanischen Sprachen auch Herr und Gott; so auf den grossen Antillen *guama*, welches in den Wörterverzeichnissen durch *magnus*, *princeps*, *dux*, *dominus*, *magister* erklärt wird; Cuba *guama-coti*, *guama-oxocoti*, Puerto Rico *guama nomocon*, Canamirim *ghamatschy*, Patachos *kamissum* Gott ***). Wollte man das Indische vergleichen, so würde sich Sanskr. *kâmas*, Liebe, der indische Amor Kamas bieten; denn der Cult war ein bacchisch-erotischer ****); im Griechischen ist *κωμος* ein lustiger Aufzug, besonders am Dionysos-Feste, Prozession, Gelag, davon *κωμαζω*, *κωμαξ*, *κωμαστης*, *κωμαστια*, *κωμικος*; *καμμα* heisst ein Backwerk mit Lorbeerblättern, wie es wohl vordem zum Kamas- und Tapirdienste bereitet wurde.

---

*) Nach Gilii.

**) Nach demselben.

***) Nach Martius, Ethnographie Bd. II.

****) 2 Mos. 32, 6. V. 18 f. 4 Mos. 25, 6 ff.

Die Oregones in Maynas, wo die erwähnten Spuren von Tapirismus bemerklich, nennen das Thier *igataiman* *), wobei man versucht wird, an Agathodämon zu denken. Er würde so bezeichnet worden sein als Symbol der guten Gottheit im Sinne eines Cultus der Lust, des Naturgenusses; auch heisst in einigen Sprachen Amerika's *catu, icatu*, gut, so wie *nigatu* schlimm **) — wo man jedenfalls das griechische *αγαθος*, das deutsche gut erkennt.

4.

Das sich der amerikanische Tapirismus durch die von Asien aus sich westwärts bewegenden Völkerwanderungen auch weit hin nach Europa verbreitet hat, davon sind deutliche Spuren vorhanden. Das Idol wird auch hier zum Theil als Kalb bezeichnet und soll ein goldenes oder vergoldetes gewesen sein. So ist zu Ypern eine Strasse, die Kälberstrasse genannt; da soll einst, als noch Götzendienst getrieben ward, ein reicher Mann gewohnt haben, der ein kupfernes und vergoldetes Kalb anbetete. Alle Samstage opferte er ihm ein lebendes Kalb und theilte Sonntags das Fleisch an alle aus, die es haben wollten. Man glaubt, er sei nach seinem Tode verwünscht worden, als schwarzes Kalb zu spuken ***). Es gehen auch Sagen von einem unter der Erde verborgenen Idole der Art. So liegt bei Brüssel ein Hügel, der Hunsberg genannt; da herum sollen vor Zeiten Hünen gewohnt und in dem Hügel ein goldenes Bild ihres Gottes, welches die Gestalt eines Kalbes hatte, begraben haben ****). Es

*) Castelnau und Martius, Ethnographie II. S. 298.
**) Daselbst S. 6. 51. 320 f.
***) Wolf, deutsche Sagen, Nr. 395.
****) Wolf, Niederl. Sagen Nr. 527.

kommen aber in entsprechenden Sagen noch andere Thiergestalten vor *), woraus zu entnehmen ist, dass die eigentliche, ursprüngliche Gestalt verloren gegangen und mit verschiedenen anderen, sei es nur der Benennung, oder auch der bildlichen Darstellung nach, vertauscht worden ist.

XXVIII.

Die Bedeutung des Eisens und des Basaltes in den amerikanisch-hebräischen Urgeschichten. Das verheissene Canaan, ein Land des Eisens, im Unterschiede von dem Urcanaan, als einem Gold- und Silberlande.

1.

Man kennt den Mangel eiserner Werkzeuge bei den Ureinwohnern Amerika's und Oceanien's. Columbus in seinem Schreiben an Raphael Sanxis, königlichen Schatzmeister von Spanien, sagt, dass es auf den von ihm entdeckten Inseln vielerlei Metalle gebe, namentlich Gold, nur Eisen werde vermisst. In einem alten Schriftchen: »Copia der Newen Zeytung aus Presillig Land« **) heisst es: »Die Eingeborenen ermangeln des Eisens und geben Alles hin, was sie besitzen, um eine Hacke zu erlangen. Die Hacken und Spaten der Indianer sind meist nur von Stein.« Dabei ist von einem Reichthum an Gold, Silber und Kupfer die Rede. Die Caraiben hatten Zierrathen von schönem Metall, welches, wie der Schmuck selbst, *caracoli* hiess; man hielt es für eine glückliche Composition

*) Siehe z. B. ebendaselbst Nr. 235 u. 234.

**) Bei Humboldt, Krit. Untersuch. III. S. 181.

aus Silber, Kupfer und Gold und machte es nach, doch unvollkommen. Die caraibischen Pfeilspitzen und Schlachtkeulen jedoch bestanden aus einem sehr harten Holz. Die mexicanischen Künstler fertigten mit grossem Geschicke Gold-, Silber- und Juwelierarbeiten, eine Kunst, die sie von den gebildeten Tolteken gelernt hatten. Aber ihre Werkzeuge waren von Stein oder Kupfer, die Spitze ihrer Lanze war von einem Kiesel, zuweilen auch von Kupfer; die Waffe, welche die Stelle des Schwertes vertrat, bestand aus einem Stabe, der auf beiden Seiten mit einem Messer von Kieselsteinen versehen war. Der mexikanische Wurfspiess war von Holz, Kupfer oder Knochen gemacht *). »Die Quichuas (Peru) waren Bergleute; sie gewannen und verarbeiteten Gold, Smaragde und andere Edelsteine, Silber, Blei, Zinn und Kupfer. Aber sie kannten das Eisen nicht« **).

Ganz gefehlt hat der Gebrauch des Eisens im vorzeitlichen Amerika nicht. Aus den nordamerikanischen Hügeln hat man nicht nur Silber und Kupfer, sondern auch einiges Eisen ausgegraben; einige eiserne Geräthschaften wurden 1496 auf Guadeloupe gefunden; und die Schawanesen behaupteten, Florida sei vor Zeiten von einem weissen Volke bewohnt gewesen, welches im Besitze eiserner Werkzeuge war ***). Aber das war partiell; allgemein war die Sache offenbar nicht; sie fehlte zur Zeit der Entdeckung selbst so civilisirten und in anderer Beziehung geschickten Nationen, wie die Mexikaner und Peruaner waren.

So waren denn auch wohl die Israeliten in ältester Zeit

---

*) Clavigero B. VII. Cap. 23 und 51.

**) Martius, Ethnographie I. S. 460.

***) Assal, Nachrichten über die früheren Einwohner von Nordamerika. Heidelberg 1827. S. 41 f. 44. 46. 79.

ohne alle eisernen, ja überhaupt metallenen Werkzeuge und Waffen. Noch zeugt die Sprache davon, welche für Messer, Stein und Schärfe dieselben Wörter: *zor* und *zur* hat. Mit einem solchen *zor*, worunter ohne Zweifel ein Steinmesser zu verstehen, beschneidet Zippora ihren Sohn *). Ganz wie von den Amerikanern wird auch von den Israeliten der höchste Werth nicht auf Silber, Gold und Edelstein, sondern auf Eisen gelegt. Jehova führt sein Volk in ein Land, dessen Steine Eisen sind **), und dem Stamme Ascher wird im Segen Mosis verheissen: »Eisen und Erz soll dein Riegel sein« ***). Das war das Allerwerthvollste und Geschätzteste, was man dem Volke in Aussicht stellen konnte.

2.

Was den Cultus betrifft, so tritt ein anderes Verhältniss ein. Das Eisen, so nützlich für die bezüglichen Lebenszwecke, ist hier ein profaner Stoff, der untersagt wird, indem es sich in dem Falle vielmehr nur darum handelt, das Andenken an das Urland und die Simplicität des Urcultus daselbst aufrecht zu erhalten. Der heilige Stoff ist hier der Stein, und zwar der unbearbeitete; daher soll man den Altar Jehova's, des Gottes von Mizraim d. h. von Amerika her, von unbehauenen Steinen bauen und darüber kein Eisen schwingen ****). Denn solche Altäre hatte man ihm in der amerikanischen Urzeit errichtet, und das wollte der conservative Geist des Cultus nicht abgeändert wissen.

---

*) 2 Mos. 4, 25. Vergl, Jos. 5, 2.
**) 5 Mos. 8, 9.
***) 5 Mos. 33, 24.
****) 5 Mos. 27, 5 f. Vergl. Jos. 8, 31. 2 Mos. 20, 25.

3.

Bei dieser Gelegenheit erkennen wir auch wieder recht deutlich, dass die Bibel, wie zweierlei Mizraim, ein amerikanisches und ein afrikanisches, so auch ein zweifaches Canaan, ein amerikanisches und ein asiatisches, hat, wovon jedoch die Genesis nur das erstere vor Augen stellt. Das Canaan, in welches Jehova mittelst des langwierigen Wanderzuges sein Volk führt, ist, wie gesagt, ein Land des Eisens und Erzes. Ein solches ist jenes nicht, in welchem die hebräischen Altväter umherziehen; das wird als ein Land des Silbers und Goldes geschildert. »Und Abraham war sehr reich an Heerden, an Silber und an Gold« *). Sein Knecht Elieser giebt der Rebekka einen goldenen Nasenring **). Und die Schätze, welche das Volk aus Mizraim mitnimmt, sind silberne und goldene ***). Vergleichen wir den Segen Mosis mit dem Segen Jakobs, so fällt es auf, dass in dem Letzteren einzelnen bevorzugten Stämmen alles mögliche Gute und Schätzbare zugesagt wird, von Eisen aber keine Rede ist; namentlich Ascher, dem der Segen Mosis eine Fülle solchen Metalles verspricht, bloss mit Lebensmitteln bedacht wird ****). Solche hatte der Stamm ohne Zweifel in vorzüglichem Masse in seinem jenseitigen Wohnsitze, und nur von diesem spricht die Genesis; das Deuteronomium hingegen bezieht sich auf den palästinensischen Distrikt, der hier dem Stamme zugetheilt wird.

*) 1 Mos. 13, 2.

**) 1 Mos. 22, 24. Auch dieser Schmuck ist ächt amerikanisch, wie Alles in diesen Urgeschichten.

***) 2 Mos. 22, 35.

****) 1 Mos. 49, 20.

4.

Der Ausdruck, dass Palästina ein Land sei, dessen Steine Eisen sind, »scheint sich,« sagt Raumer *) »nicht sowohl auf das Eisenerz des Libanon, als auf die weit verbreitete Basaltformation von Hauran, Ledscha und Dscholan zu beziehen.« Schon Plinius **) sagte vom Basalt, dass er von der Farbe und Härte des Eisens sei; man kann auch sehr wohl ihn selbst als ein Eisenerz betrachten und darauf den angeführten biblischen Ausdruck beziehen, da er sich auf allen Feldern und Wegen wie ein gemeiner Stein findet und noch jetzt in Palästina für Eisenstein gehalten wird. Josephus ***) sagt, dem westjordanischen Bergzuge gegenüber erstrecke sich von Julias bis Petra ein zweiter, und in diesem befinde sich bis Moabitis hin der sogenannte Eisenberg ****). Der Basalt wird als ein trefflicher Pflasterstein in Bosra, Kanuath und anderen Städten Haurans gebraucht; und Josephus †) berichtet, Salomo habe Jerusalem mit schwarzen Steinen, d. h. mit Basalt, pflastern lassen. »Jemanden goldene Berge versprechen,« ist ein Sprüchwort bei uns; das amerikanische Alterthum hätte statt dessen von eisernen Bergen sprechen müssen; es dachte sich wohl in der That ein Dorado von Eisen, ein eisernes Canaan, wo es ganze Berge von Eisen gebe und wo fast alles eisern sei; und Israel wurde in gewissem Sinne wirklich in ein solches hineingeleitet. Ein Wunderland der Art, wo man mit einem dem Eisen ähnlichen Stoffe (Basalt) baute, besass insbesondere der König Og von Basan, dem man die Gegend Argob

*) Palästina S. 93.

**) Hist. nat. 36, 7.

***) Bell. Jud. IV, 8. 2.

****) το σιδηρουν καλουμενον ορος.

†) Antiqu. VII, 7, 4.

mit 60 Städten abnahm, welche, wie gerühmt wird, sämmtlich hohe Mauern, Thore und eherne Riegel hatten *). Die Städte Basans mit ihren schwarzen Basalt-Häusern, Thoren, Thüren und Riegeln setzen den europäischen Reisenden noch heute in Verwunderung; und wir sehen daraus, wie richtig die Schilderung der Bibel ist **). Der Riesenkönig Og hat ein eisernes Bette, 9 Ellen lang und 4 Ellen breit ***), — was ohngefähr dasselbe bedeutet, als wenn da, wo Gold für das Kostbarste gilt, ein solcher Fürst eine goldene Lagerstatt gehabt haben sollte. Ritter vermuthet hier ein Bette aus Basalt; für uns bleibt sich die Sache gleich, da auch Basalt für Eisen gelten konnte. Der Name Basan hängt mit *βασανος*, *βασανιτης* und *basaltes* zusammen; es ist das Land des Eisens, in dem Sinne, wie für uns ein Peru, ein Californien Goldländer sind.

XXIX.

Juden und Spartaner. Auflösung eines biblischen Räthsels.

Im 1. Buche der Maccabäer ****) treffen wir auf eine seltsame Nachricht. Ein spartanischer König sendet einem jüdischen Hohenpriester einen Brief, worin es heisst: »Es ist in einer Schrift gefunden worden von den Spartanern und Juden, dass sie Brüder seien und vom Geschlechte Abrahams stammen.« Wie? die Spartaner sollten von Abraham gewusst haben; es sollte dieser

*) 5 Mos. 3, 4.

**) Vergl. Raumer, Palästina S. 78 ff.

***) 5 Mos. 3, 11.

****) Cap. 12. 19 f.

Name in ihren alten Schriften vorgekommen sein; sie sollten sich von dem Patriarchen, als welcher ebenfalls ihr Urvater gewesen, abgeleitet haben? Die uns bekannten Völkerverhältnisse und Genealogien des Alterthums sind weit entfernt, damit im Einklange zu stehen.

Man könnte an den Mythus von Kadmos, als etwaiger Veranlassung zu jener Vorstellung und Annahme, denken. Aus den von Kadmos gesäeten Zähnen des Drachen, den er erlegt hatte, erwuchsen Männer, welche Sparten d. i. Gesäete, hiessen. Sie erschlugen einander bis auf fünfe, worunter ein Udäos war. Hier kommen zwei ähnliche Namen, wie Spartaner und Juden, *Judaei*, in enger Verknüpfung vor. Aber die fünfe galten in der Sage als Ahnherrn der Thebäer: und die Spartaner haben den Mythus schwerlich in Anspruch genommen.

Obad. 20. kommt Sepharad oder Spharad als Name einer Gegend vor, wo israelitische Deportirte lebten. Das giebt auch keinen Aufschluss.

Unter den Nachkommen Abrahams von der Hagar und der Ketura *) findet sich kein ansprechender Name, der auf die Spartaner bezogen werden könnte; auch unter den Abkömmlingen Esau's, im Geschlechtsregister der Edomiter **), wird kein solcher bemerklich.

Aber Eines ist, was für einen, wenn auch historisch verdunkelten, Zusammenhang des dorischen Geschlechtes mit dem hebräischen spricht: die Religion. Apollon war ein dorischer Gott; vom delphischen Orakel schrieben sich die drei Rethren des Lykurg her, und die dorische Verfassung ruhte ganz auf apollinischem Cult. Dieser war der des Geistes im Gegensatze zum Naturcult und seinen Gottheiten; Apollon war ein supernaturalistischer und

*) 1 Mos. 25.

**) 1 Mos. 36.

spiritualistischer Gott und wird als solcher von Ottfried Müller *) mit dem Gotte Israels verglichen. Selbst der Name Sparta, Spartiate, Spartaner scheint sich auf diesen Cult zu beziehen; vergl. Sanskr. *spartan*, Hauch, verwandt mit *spiro* und *spiritus*; Zapara in Amerika *paratu* = *spiritus*; Spartaner hiess wohl eigentlich so viel als Geistverehrer, Spiritualist. So verehren die Indianer Amerika's den grossen Geist, den sie Yohewah (Jehova) nennen. Und von dorther war den Griechen nach ausdrücklicher Angabe diese Religion gekommen. Apollon war ja ein hyperboreischer Gott; er stammte aus dem übernordischen Jenseitslande, der anderen Hemisphäre, dem amerikanischen Continente her, wo seine Verehrung ursprünglich zu Hause gewesen sein sollte. Dort in dem Urlande der Hellenen, wie der Hebräer, wird denn auch wohl eine Berührung derselben Statt gefunden, der dorische Stamm die Religion des Geistes angenommen und sich den amerikanisch-hebräischen Jehova unter dem Namen Apollon angeeignet haben, der aber dann in die allgemeine Götterlehre der Hellenen eingefügt wurde und seine untergeordnete, wiewohl immer noch hochwichtige und grossartige, Bedeutung erhielt. An den schönen Gott der hellenischen Kunstreligion dürfen wir hier noch nicht denken; dieser ist ein verhältnissmässig sehr spätes Erzeugniss des Griechenvolkes; wir wissen, dass die Statuen des Gottes Anfangs noch sehr roh und ungestalt waren, die zu Amyklä z. B. einer ehernen Säule glich **); es wurde ihm, als einem furchtbaren Wesen, sogar die symbolische Gestalt des Wolfes und der Name Lykeios, Lykaios, Wolfsgott, gegeben ***).

*) Dorier I. S. 200 ff. 203.

**) Pausan. Lac. 19.

***) O. Müller's Dorier I. S. 303.

Wie ganz besonders sich die Spartaner diesem Cultus geweiht hatten, bezeugen auch die Namen Lakon, Lakedaimon, Lakedaimonier. Sie kommen von *λακεῖν*, welches vom Sprechen des Orakelgottes gebraucht wurde: *ἔλακεν ὁ Φοῖβος*. Lakedaimon hiess eigentlich der Gott als sprechender Dämon, Orakelgott. Ein Name für Lakonien, der offenbar denselben Ursprung hatte, war Lelegia; er wurde auf einen Urkönig Lelex zurückgeführt; es war im Grunde auch nur wieder eine Benennung des dorischen Orakelgottes; Sanskr. *lagh*, *lok*, griech. und lat. *λεγω*, *lego*, *loquor*, *Aius loquens* oder *locutius*, ein sprechender Gott, *λαλαγη* etc.

XXX.

Die Hyksos.

Wer jene Hyksos gewesen, welche in Aegypten einfielen und Land und Volk daselbst lange Zeit im Drucke hielten, das werden sich unsere Leser jetzt leicht von selbst beantworten. Sie waren ein Theil der grossen amerikanisch-asiatischen Völkerwanderung, zu der Mose den Anlass gegeben und von der er mit seinen Israeliten nur das Centrum ausmachte, während die Uebrigen, wie sie die Bibel ausdrücklich erwähnt und als besonders unbändig schildert, *Ereb*, ערב, Fremd- und Mischvolk, hiessen. Auf dem Wege zerstreute man sich; es schlugen insbesondere die den Israeliten fremden oder nur verwandten Stämme ihre besonderen Wege ein und versuchten es auf eigene Faust, sich bleibende Wohnsitze zu erobern. Von den im Osten und Süden Asiens bereits ansässigen Nationen abgewehrt, verbreiteten sich die Völkerschwärme bis in den Westen Asiens

und selbst darüber hinaus nach Afrika. So wie die Israeliten in Palästina, so drangen die Hyksos in Aegypten ein und betrugen sich daselbst als Eroberer in ähnlicher Manier.

Letztere waren Semiten, Stammverwandte der Ersteren von drüben, dem amerikanischen Urlande, her, nicht Israeliten und in keiner Beziehung zu solchen im Nillande stehend, wohl aber Hebräer, Söhne Eber's und auch diesen Namen führend; daher ihr Heerlager *Hauar* oder *Avaris* und sie selbst auf ägyptischen Monumenten *Apuru* genannt, welcher Name übrigens in Aegypten auf alle kriegsgefangenen Sklaven und Arbeiter ausgedehnt worden zu sein scheint. Was Brugsch in seinem Buche: »Aus dem Orient« *) in diesen Beziehungen vorträgt, ist sehr interessant, bezieht sich aber mit Sicherheit nur auf die Hyksos; für den Aufenthalt der Israeliten im Nillande von den Zeiten Jakob's und Joseph's bis zu Mose und dem Auszuge derselben aus diesem Aegypten giebt es unseres Wissens keinen monumentalen Beweis. Die Städtenamen Pithom und Ramses sind amerikanisch und nach dem Nillande nur übergetragen. Ueber diese Art von Namensübertragung ist ausführlich schon in der V. Vorlesung die Rede gewesen. Nicht in den Städten des Nillandes, die jene Namen führten, hat Israel gebaut, sondern in denen des jenseitigen Urlandes, welche zuerst so geheissen waren; denn wie man in Palästina ein geographisches Nachbild des amerikanischen Canaan, das sich, wie wir nachgewiesen, im Osten des Welttheiles befunden und so viele Namensspuren hinterlassen hat, herzustellen bemüht war, so geschah ein Gleiches wohl auch in dem afrikanischen Aegypten, als einer Colonie des östlich gelegenen amerikanischen Original-Aegypten. So

*) Unter der Aufschrift: »Moses und die Denkmäler« S. 30 ff.

lange man sich nicht mit diesem Gedanken vertraut macht, wird man fortwährend unendlichen Täuschungen unterliegen, welchen aber endlich ein Ziel zu setzen, der Zweck dieses Werkes ist.

Die fremden Eindringlinge werden auf den ägyptischen Inschriften bald mit dem Worte *Amu*, welches durch »Ochsephirten« erklärt wird, bald mit dem Epitheton der *Aadu*, der Verhassten, der Frevler, bezeichnet. Bei Herodot kommt, als ein von hassenden Gegnern gebrauchter Ausdruck, der Hirte Philition vor. Dass derselbe amerikanisch ist, haben wir schon in der Einleitung *) bemerkt; *palettiju* nennen die betreffenden Indianer die Stämme, mit denen sie keinen Frieden und Verkehr haben. Was das Wort *Amu* betrifft, so vergleicht sich Tupi *amó*, ein Anderer, *amo abá retáma goara*, ein Fremder **); Galibi *ayamouti*, Gefangener, *amoti*, Sklave ***). Der Name Hyksos haftet vielleicht, mit etwas modificirtem Laute, noch an einigen Indianerstämmen, wie diejenigen sind, welche man, mit englischer Schreibung, Chikkasah, Chikotaw, Chictaw, Choktah, genannt findet. In Ungarn wird Csikos, sprich Tschikosch, für Rosshirt, Gestüthüter gebraucht.

*) S. 17 Note.

**) Zapara *amu* bedeutet Bart — als Eigenheit eines fremden Menschenstammes im Unterschiede von dem bartlosen Indianer? Tupi *amotaba*, Knebelbart.

***) Nach Martius, Ethnograph. II. in den Wörterverzeichnissen der Tupi- und Galibi-Sprachen.

XXXI.

Irland und Wales in Amerika.

1.

Die Fahrten der Normannen von Island und Grönland aus nach Nordamerika sind bekannt. Theile von diesem führten Namen wie *Ginnungagap, Helluland it mikla, littla Helluland, Markland, Bjarney, Vinland it göda, Kjalarness, Ireland it mikla, Huitramannaland* *). Letztere beide Benennungen sind sehr auffallend und merkwürdig. *Huitramannaland* bedeutet *terra alborum hominum*, Weissmännerland. Auch die nordamerikanischen Indigenen hatten bekanntlich Sagen von einer weissen Bevölkerung und deren Untergang. Als Thorfinn's Expedition **) nach Grönland zurückkehrte, fing man in Markland einige sogenannte Skrälinger, Eingeborne von kleiner Statur, welche aussagten, dass südlich von ihnen, im Inneren des Landes, weisse Männer wohnten, die auch weisse Kleider trügen. Wir denken hiebei an die *Wittim* und *Wodanim*, die Weissen und die Wodan's der mosaischen Völkertafel ***). Noch mehr Interesse erregt der Name *Ireland it mikla*, d. i. *Hibernia magna*, was geographisch gleichbedeutend mit *Huitramannaland*. Also ein von weissen Menschen bevölkertes Gross-Irland in Amerika. Hier fand Gutleif im J. 1027 den Björn Asbrandson in der Rolle eines indianischen Häuptlings. Ersterer, nach Südwesten in ein ihm unbekanntes Land verschlagen, wurde daselbst von Leuten, die eine der irischen ähnliche Sprache redeten, überfallen und mit seinen Begleitern in Fesseln gelegt. Ein Mann

*) Antiquitates Americanae. Hafniae 1837. Rafn, Entdeckung von Amerika im 10. Jahrhundert. Stralsund 1838.

**) Antiqu. Americ. p. 57.

***) S. hierüber unten Abtheil. III.

jedoch, den sie als einen Landsmann erkannten, befreite sie. Es war der oben Genannte, ein berühmter Held und Dichter, der 999 wegen seiner Liebe zur schönen Thurid aus Island vertrieben worden war. Er fragte nach dieser und sandte ihr einen goldenen Ring und ein Schwert für ihren Sohn, und Gudleif überbrachte die Geschenke *). Braunschweig **) gedenkt der Sagen von nordamerikanischen Indianerstämmen, welche irisch sprächen, und ist geneigt, ihnen einen historischen Grund einzuräumen; er versteht darunter »eine uralte Verbindung skandinavischer und irländischer Abenteuerer, die sich hier zu Ansiedelungen verbanden.«

Es lässt sich darüber etwas ganz Anderes sagen. Die Irländer — so erscheint die Sache vom Gesichtspunkt unseres Systems aus — waren von drüben her; dort in Amerika, in *Ireland it mikla*, war ihr ältester Wohnsitz gewesen; von da waren sie — und das wohl vom nordöstlichen Amerika aus — auf ihre Insel gekommen. Daher denn auch die frühe Kenntniss Amerika's im europäischen Norden und die Fahrten dahin. Nicht entdeckt wurde der Welttheil von den nordländischen Seefahrern und Abenteuerern; es waren rückwärtsgekehrte Bewegungen, welche übrigens für das Schicksal Amerika's keine wesentlichen Folgen hatten. In ähnlicher Weise blieben auch die Griechen mit ihrem hyperboreischen d. i. amerikanischen Urlande noch eine Zeit lang in Verbindung; Gesandtschaften und Gaben kamen von dort her einen weiten, beschwerlichen Weg herüber, wie ihn Herodot beschreibt; es gingen aber auch wiederum griechische Reisende und Abgesandte hinüber; und die alten mythischen Helden mussten, um in aller Weise

*) Antiqu. Americ. p. 245 etc.

**) Amerikan. Denkmäler S. 84.

gross zu erscheinen, auch bei den Hyperboreern gewesen sein.

2.

Der alte Sagenschreiber Nyniaw (Nennius) aus dem 6. Jahrhundert *) führt die Sage an, es wären ägyptische Auswanderer, welche die Kinder Israels nicht über das rothe Meer verfolgen wollten, über Spanien nach Irland gekommen. Also auch Irländer, wie Israeliten und andere Völker, wollten aus Aegypten sein; und unsere Leser wissen schon, wie wir das erklären; Aegypten ist hier Amerika. Was Spanien betrifft, so kommt dies wohl durch einen Missverstand oder eine falsche Namensdeutung herein. Spanien hiess *Iberia*, ein Fluss daselbst *Iberus*, *Iber*, jetzt Ebro; hebr. *eber*, das Jenseitige, die Gegend jenseits eines Stromes oder Meeres. Das Wort ist auch im Indoeuropäischen, wie Sanskr. *upari*, griech. ὑπερ, lat. *super*, goth. *ufar*, deutsch über, Ufer lehrt. Ein Ausdruck der Art, welcher anzeigen sollte, dass die Auswanderer aus einem jenseits des Meeres gelegenen Lande gekommen, wurde, wie es scheint, auf Iberien, Spanien, gedeutet.

Nennius theilt noch eine andere Sage mit, die von einer dreimaligen Einwanderung aus Spanien spricht. Zuerst kam Partholomus mit 1000 Menschen, die in Irland zu 4000 anwuchsen, dann aber in einer Woche starben. Hierauf erschien Nimech, kehrte aber nach langen Jahren wieder heim. Drittens kamen drei Söhne eines spanischen Königes mit 30 Kielen, in jedem 30 Weiber; sie sahen im Meere einen gläsernen Thurm und menschenähnliche Geschöpfe, *quasi homines*, darauf. Als sie ihn stürmen woll-

*) The historia Brittorum of Nennius published by Gunn. London 1820.

ten, verschlang sie das Meer; nur der 30ste Kiel, der nicht mitstürmte, blieb übrig und bevölkerte Irland, wozu noch mehrere spanische Ansiedler kamen; es war davon zu des Sagenschreibers Zeit noch manches Geschlecht, wie das des Hektor, übrig.

So seltsam und fabelhaft auch diese Ueberlieferungen klingen, so möchten sie doch nicht ganz zu verachten sein. Sie zeigen auf eine Zeit zurück, wo sich die Völker Amerika's, die sich hier unter dem Namen spanischer Auswanderer bergen, durch grosse Nothstände zur Verlassung ihres Continentes veranlasst sahen. Der grösste Theil scheint sich nordwestlich hinaufgedrängt und über die Behringsstrasse oder die Aleuten nach Asien ergossen zu haben, ein anderer hingegen von den östlichen Küsten Nordamerika's aus auf dem Seewege ausgewandert und nach Britannien gekommen zu sein.

8.

Ich füge auszüglich hinzu, was ich bei A. v. Humboldt*), obschon unter der Bezeichnung von Fabeln und Märchen, erwähnt und zusammengestellt finde.

Die Sage von den Waleser-Indianern, welche die walesische oder celtische Sprache redeten, ist sehr alt; schon zu den Zeiten des Chevalier Raleigh hatte sich in England ein Gerücht verbreitet, es sei auf den Küsten von Virginien der Waleser Gruss *hao, houi, iach* gehört worden. Owen Chapelain erzählt, es sei ihm durch Aussprechen einiger celtischer Worte gelungen, sich aus den Händen der Indianer von Tuscarora zu retten, die im Begriffe waren, ihn zu skalpiren. Ein Gleiches erfuhr, wie man versichert,

*) Reise in die Aequinoctialgegenden V. S. 314 f. mit den Citaten daselbst.

Benjamin Beatty auf einer Reise aus Virginien nach Karolina. Derselbe wollte eine ganze walesische Völkerschaft angetroffen haben. John Filson in seiner Geschichte von Kentucky giebt an, Kapitain Abraham Chapelain habe auf der Station von Kaskasky Indianer getroffen, die sich mit einigen aus dem Waleserlande gebürtigen Soldaten in der Landessprache derselben unterhielten. Am Red River von Nadchitoches, wollte ein brittischer Kapitain, Isaak Stewart, Indianer von weisser Farbe und mit rothen Haaren entdeckt haben, die in walesischer Sprache redeten und pergamentene Rollen besassen, welche sorgfältig in Otterfelle gewickelt und mit grossen, blauen Charakteren beschrieben waren, die weder Stewart, noch sein aus dem Waleslande gebürtiger Reisegefährte Davey zu entziffern vermochten. »Dies sind ohne Zweifel jene walesischen Bücher, von denen in französischen und amerikanischen Zeitschriften die Rede war.« Ein in europäischen Journalen wieder abgedruckter Brief des Herrn Owen vom 11. Febr. 1819 verlegt die Stationen der walesischen Indianer an den Madwaya und theilt dieselben in zwei Stämme, die Brydonen und die Chadogeen. »Sie sprechen das Walesische reiner, als man es im Fürstenthum Wales sprechen hört, weil keine Anglicismen beigemischt sind.«

Alle diese Nachrichten, seien sie auch zum Theile mit unächten Zusätzen vermischt *), für blosse, leere Erfindungen und Gerüchte zu halten, ist zu gewaltsam. Es ist ein ganz ähnlicher Fall, wie mit dem so vielfach bezeugten Alleluja-Singen der Indianer und dem rubenitischen Indianerstamme, den der Jude Montesinus entdeckt haben wollte. Sehr merkwürdig sind jene Urkunden, welche, wie angege-

*) Wir haben Einiges, was uns verdächtig war, in dem Auszuge weggelassen.

ben wird, die Herkunft der betreffenden Indianer aus Wales bezeugen sollten. Sie waren den Europäern unleserlich und man erkannte nichts auf Wales Bezügliches darin. Es waren wohl rein amerikanische Documente, die einen ganz anderen Inhalt, als den vermeintlichen, hatten. Man erinnere sich jener in Chiapan, welche auf den amerikanischen Votan zurückgeführt wurden. Dies Alles weist nicht über den Welttheil hinaus in einen anderen, sondern gehört dessen eigener ethnographischer Urgeschichte an.

4.

Eine Vergleichung von Wörtern und Redensarten der alten Sprache Irlands und eines nordamerikanischen Idioms, des algonkinischen, hat bereits Valancey *) versucht. Es sind auffallende Zusammenstimmungen darunter; so algonk. *isca*, irisch *uiske* (sprich *iske*), Wasser; algonk. *bogo*, irisch *bog*, weich etc. Der Bär heisst algonk. nach la Hontan *mackoua*, nach Valancey *makaun;* tschipiwäisch nach Carver *mackua*, engl. geschrieben *makwah*, Bär, *mäkon*, junger Bär; im Irischen ist dafür ein Wort, welches *magowuin* gesprochen wird. Tschipiwäisch *auisquiba* bedeutet betrunken, im Bergschottischen *usquebaugh*, Branntwein.

Wir haben schon öfters des merkwürdigen Stammes der Mandan-Indianer gedacht, die einen auf die grosse Fluth bezüglichen Cultus hatten und offenbar einer der ältesten Stämme Amerika's, ja der Erde überhaupt waren, was sich auch dadurch zu erkennen gab, dass viele von ihnen von jedem Alter und Geschlechte silbergraues, ja fast weisses Haar hatten. Uebrigens hatten sie nach Catlin

*) Antiquity of the Irish language und Grammar of the Ibero-Celtic or Irish language. Dubl. 1773. S. IV f. der Vorrede.

eine so helle Gesichtsfarbe, wie Leute von gemischter Abkunft (*half-breed*); besonders unter den Frauen gab es Individuen, die eine fast weisse Haut, hellbraune, graue oder blaue Augen, höchst regelmässige Gesichtszüge mit sanftem Ausdrucke hatten, sehr anmuthig und zugleich sehr bescheiden waren. Catlin glaubt, sie hätten einen von den übrigen Urbewohnern dieser Gegenden ganz verschiedenen Ursprung gehabt, und nimmt die (von Humboldt abgewiesene) Sage von den walesischen Indianern und die Nachricht von der Reise des Madoc-op-Owen zu Hülfe, um die Erscheinung zu erklären; er stellt auch eine Sprachvergleichung an. So mandanisch *me*, wälisch *mi*, ich; mand. *e*, wäl. *a*, er; mand. *ca*, wäl. *e*, sie; mand. *ount*, wäl. *hwynt*, nach engl. Schreibart *hooynt*, es; mand. *noo*, wäl. *ni*, wir; mand. *eonah*, wäl. *hwna*, engl. ausgedrückt *koona*, sie; mand. *pan*, wäl. *pen*, Kopf. Wir lassen das Alles gelten, ohne daraus auf eine Mischung dieser Indianer mit brittischem Blute zu schliessen. Es wäre möglich, dass solche Elemente dazu gekommen; wir aber von unserem Standpunkte aus bedürfen dieser Annahme nicht; das Irische, Wallisische, Celtische ist hier in Amerika ursprünglich zu Hause gewesen und brauchte, um daselbst vorhanden zu sein, nicht von Europa herüberzukommen, wohin es vielmehr von Amerika übergegangen war.

Die Leute in Wales nennen sich *Kymeru*, *Kymeri*, *Cymro*, Kymern, das Land *Cimry*, lat. *Cambria*. Man bringt diesen, dem Klange nach so einstimmigen Namen, mit Gomer, dem Sohne Japhet's in der mosaischen Völkertafel, zusammen. Wohl nicht mit Unrecht. Jene Urkunde aber spricht, wie wir behaupten zu dürfen glauben, ganz nur von Amerika und von daselbst vor Zeiten wohnhaften Völkerschaften. Und so weiset uns, was die Bewohner von Wales

betrifft, auch sie auf diesen Welttheil, als auf deren ursprüngliche Heimath, hin.

XXXII.

Alte Thiergeschlechter in Amerika.

1.

In den Alluvialniederschlägen der Pampas, an den Ufern des Parana, des Uruguay und an verschiedenen Gegenden der Küste finden sich ungeheuere Massen fossiler Ueberreste, darunter die Knochen des Megatheriums, des Mastodons, des Riesenarmadills etc. Unter den steinigen Ebenen Patagoniens trifft man die Knochen eines untergegangenen Llamas, welches die Grösse des Kameeles hatte. »Die Zoologie Amerika's hat augenscheinlich in einer verhältnissmässig kurzen Periode eine grosse Aenderung erfahren. Die zahlreichen grossen Thiere, die es einst bewohnten, haben Thieren von geringerer Grösse Platz gemacht. Indess kann die Natur des Landes von der jetzigen nicht wesentlich verschieden und die Pampas können damals kein Sumpf gewesen sein. Die Thatsache, dass das Pferd, welches sich seit seiner Einführung durch die Spanier so ausserordentlich vermehrt hat, in der alten Ordnung der Dinge ein sehr zahlreiches Thiergeschlecht bildet, spricht so ziemlich gegen eine bedeutende Veränderung des Bodens oder Klimas *).

*) Narrative of surveying voyages of H. M. S. Adventure and Beagle. Ausland vom 29. Juni 1839. Nr. 180. S. 719.

2.

Einer Nachricht Gomara's*) zu Folge lebte im Nordwesten von Mexico, unter 40° Breite, noch im 16. Jahrhundert ein Volksstamm, dessen grösster Reichthum in Heerden gezähmter Bisons bestand. Gallatin**) macht Einwendungen und meint, Gomara möge durch falsche Gerüchte irre geführt worden sein. Nun hat aber ein amerikanischer Reisender, seiner Behauptung nach, im fernen Westen einen Stamm gefunden, den er Munchies nennt und als weisse Indianer bezeichnet; derselbe, nur 800 Köpfe stark, wohne in Höhlen, treibe Ackerbau, habe viele Pferde, Kühe, Schaafe, spinne und webe, habe eine patriarchalische Regierung mit republicanischer Basis, besitze einen moralischen Charakter *and makes butter and cheese.* Er wohne in einem Gebirgsthale der Sierra de los Mimbres, an einem Zuflusse des Rio Gila im äussersten Nordwesten der Provinz Sonora***). Ob weiterhin Etwas über diese exceptionelle Erscheinung in Erfahrung gebracht worden, ist mir unbewusst. Wenn es damit seine Richtigkeit hat, so glaube ich hier einen Rest uralter Viehzucht, wie sie in Amerika zur Zeit der hebräischen Altväter bestand, erkennen zu dürfen; die im übrigen Amerika untergegangenen Thiergattungen hätten sich hier noch auf einem einzigen Punkte des Continentes erhalten.

---

*) Historia general de las Indias. C. 214.

**) Origin of American Civilisation in Transactions of the Americal Society. New-York 1845. I. 201.

***) Scenes in the Rocky Mountains, Oregon, California, New-Mexico, Texas and Grand Prairies etc. By a New-Englander. Philadelphia 1846.

XXXIII.

Noch Einiges über das naturgemässe Aussterben der oceanischen und amerikanischen Urvölker.

Was das schon in der Einleitung und in den Vorlesungen zur Sprache gebrachte Aussterben der oceanischen und amerikanischen Urbewohner betrifft, die durch dieses naturgemässe Hinschwinden, diesen grossen, allgemeinen, durch Nichts zu verhindernden Raçentod unsere Behauptung, dass sie älter seien, als die noch immer so lebensfähigen und thatkräftigen Geschlechter der »alten Welt,« so augenscheinlich bewahrheiten: so wird man es uns vielleicht verzeihen, wenn wir über einen so wichtigen Punkt und eine so wesentliche Stütze unseres Systemes noch einige Notizen und Zeugnisse beibringen.

Martius in der Ethnographie *) spricht von den vier grossen Hauptvölkern in der Indianerwelt der nordamerikanischen Union und bemerkt hiebei: »Jedes Jahr vermindert ihre Zahl, verdunkelt ihre Traditionen. Manche Horden und Sprachen sind bereits erloschen ..... Nord- und südamerikanische Völker kommen mit einander auch darin überein, dass sie im Conflicte mit den Europäern ihre Nationalität nicht behaupten können. Einzelne gehen in der Vermischung alsbald auf; kleine Gemeinschaften verlieren sich in der Berührung durch Tod oder Flucht aus der civilisirteren Sphäre; grössere vermögen sich nur zu erhalten, wo sie sich dem europäischen Einflusse vollkommen entziehen.« In Maximilian Perty's anthropologischen Vorträgen **) ist von der Grausamkeit der Eroberer die Rede, welche die amerikanischen Urvölker herunterbrachte, beson-

*) Th. I. S. 168 f.

**) 1863. S. 105 f.

ders von dem Verschwinden der antillischen Urbevölkerung; die von Haiti hatte fast eine Million betragen. Dann aber wird hinzugesetzt: »Merkwürdig ist, dass auch die freien Araucaner im Aussterben begriffen sind.« Von Neuseeland heisst es: »Man nimmt an, dass von 1811 — 44 die Bevölkerung um 13, und von da bis 1854 um fast 20 Procent abgenommen habe. Und doch sind die Maori-Frauen fruchtbar; Blattern sind unbekannt, der Branntweingenuss nicht bedeutend, Kämpfe selten.« In der Geschichte der Missionen unter den Indianerstämmen der vereinigten Staaten 1529 — 1860 von John Gilmary Shea*) heisst es von den daselbst aufgezählten Nationen, namentlich den Illinois und Miamis: »Als man sie kennen lernte, waren es mächtige Völker; nach kurzer Dauer ihrer Berührung mit den Weissen sind sie beinahe ganz verschwunden..... In anderen Welttheilen bekehrt der Priester den sterbenden Sünder, in Amerika das aussterbende Volk. Einige Stämme sind ganz erloschen; keiner von ihnen kann sich je wieder zusammenlesen und wieder die frühere Stärke gewinnen; die meisten sterben in der Stille hinweg.« Sehr beachtungswerth ist auch noch, was im »Globus« von Andree Bd. XIII. 1868. S. 99 — 102 zu lesen ist. Tyrannei, Völkermisshandlung, mörderische Pesten und Seuchen, Branntweingenuss und andere verderbliche Genüsse spielten und spielen fortwährend ihre Rolle auch in der »alten Welt« und bei den ihr entstammenden Völkerschaften. Blattern und Branntwein kamen ja in die »neue« von ihr. Warum sieht man da die Menschheit nicht eben so im Vergehen begriffen? Die schwarzen Söhne Afrika's lassen sich fern hin verschleppen und verpflanzen; sie dauern im fremdartigen Welttheil

*) Cap. 22.

und Klima aus und widerstehen darin mit unverwüstlicher Zähigkeit den härtesten Bedrückungen der Sklaverei, während der Uramerikaner ebendaselbst, in seinem Vaterlande, auf seinem eigenen Grund und Boden, und selbst wenn er im Zustande der Freiheit beharrt, zu Grunde geht. Es kann nicht die ganze Erscheinung auf Ursachen der erwähnten, von aussen hinzugebrachten Art zurückgeführt werden; der eigentliche, allgemeine Grund muss tiefer liegen, es muss ein, was man umsonst zu läugnen gesucht, in der That innerer und naturnothwendiger sein.

XXXIV.

Vermischte Bemerkungen, vornehmlich was Personen-, Volks- und Ortsnamen und die damit zusammenhangenden Gegenstände betrifft.

1.

Es ist bemerkt worden, dass unter den Völkerstämmen am Orinoko der Name Manasse begegnet. Dergleichen Aehnlichkeiten können allerdings sehr täuschen, und Sprachkenner sind vielleicht im Stande, dies darzuthun. Manche ihrer Etymologien sind aber auch sehr ungewiss, und der in Rede stehenden Fälle kommen so viele zusammen und sind oft so frappant, dass die Sache doch so ganz nicht abzuweisen sein dürfte. Den Namen Jakob haben wir oben *) in sehr auffallender Weise, so dass man unwiderstehlich selbst an die Geschichte des Altvaters erinnert wird, in Wörtern und Redensarten der Tupisprache entdeckt. Derselbe scheint auch in einigen Völkernamen seine zum Theil sehr deutlich in's Ohr klingende Rolle zu spielen.

*) S. 275 ff.

Eine grosse, weitverbreitete Nation in Brasilien sind die *Gês*, *Crans*, *Bos* oder *Bus*. Dazu gehören die *Man-acob-Gês*, die *Paicob-Payco-Piocob-Gês*, wo sich *Pio*, *Pai* wie in *Pio-came-Crans* verhalten wird; *pay* heisst brasilianisch Vater, so dass wir vielleicht einen »Vater Jakob« annehmen dürfen. So auch *Acob-Aco-Bus*. Es werden ferner die Accawais am Rupununi genannt; Hartsink zählt in seiner Beschreibung von Guiana unter anderen Stämmen daselbst die Acquowais und Akoquowas auf. Eine Horde der Guaycurus heisst, verschiedener Angabe und Schreibart gemäss, *Pagachoteó*, *Pacajudeos*, *Apacatschudehos* *), welcher Name mit Abschneidung von *Paga*, *Paca*, *Apaca* auch wieder an Juda, Jude anklingt. Wenn in solchen Fällen statt des *j* ein Zischlaut erscheint, so bildet das keinen Einwand; denn auch in indianischen Dialekten ist ein solcher Wechsel bemerklich **). Eine andere Horde dieses Volksstammes heisst Xaguteos, Echocutehos etc., wo ein ähnlicher Anklang Statt findet ***). Noch ein anderer wird *Lauteo*, *Lota ne uo* genannt, wo man glauben kann, den Namen Lot zu hören.

Betrachten wir die südamerikanischen Flussnamen, so treffen wir auch hier auf Mehreres, was an die hebräischen Stammväter, namentlich an Jakob, seine Geschichte und seine Söhne mahnt. So kann der Rupununi oder Rupunuwini, wo *uni*, *wini* Beisatz ist und Fluss bedeutet — in mehreren Indianersprachen ist *uni*, *wini*, *weni* Wasser, Fluss —nebst dem sich mit ihm verbindenden Roiwa oder

---

*) Nach Prado, Franco d'Ameida, Castelnau. Martius. Ethnogr. I. S. 229.

**) Beispiele gibt Gilii.

***) Man halte dazu die Jutah's oder Utah's in Nordamerika, den alten Stadtnamen Uta-tlan etc.

Rewa — Rupununi, Roiwa und Rewa sind wohl nur verschiedene Formen desselben Namens — an Ruben, so wie der der nämlichen Gegend angehörige Bononi an den Schmerzenssohn Benoni-Benjamin, der Jussiape an Joseph und der Jutahy an Juda erinnern; *hi*, *hy*, *y* etc. bedeutet Fluss, und es sind damit eben so auch andere Flussnamen zusammengesetzt. Der Oyapoc stimmt mit dem in Jakob's Geschichte vorkommenden Jabok; Issaica klingt wie Isaak; der Awarihuta, der sich in den Parima ergiesst, deutet, wie es scheint, zugleich auf Eber (Wurzel: *avar*) und Juda (*Jehudah*) zurück.

In einigen amerikanischen Idiomen wird »Indianer« oder »Mann, Mensch« überhaupt durch Wortformen bezeichnet, welche in zuweilen frappantester Weise den Benennungen hebräischer Stammväter und Stämme gleichen. So nach Castelnau Guachis *jacob*, *chacup*, Mann, Corrado *tschimeon*, Indianer, Passé *schimana*, Mensch, Uainuma *atzütschari*, Yabaana *yutaahi*, Mann, wo sich der Gedanke an Jakob, Simeon (Schimeon), Issaschar und Juda (Jehudah, Jehudi, Judäer, Jude) aufdringt. Cotoquina *yuty* heisst Bruder — eine sehr auffallende Bedeutung *).

Eine Indianergemeinschaft, welche Martius **) zu der weit verbreiteten Hordengruppe der Guck oder Goco rechnet, sind die Arecuna, Urrequena. Sie standen vordem im Rufe entsetzlicher Wildheit und waren sehr gefürchtet. Doch entwirft Rich. Schomburgk ***) von den Arecunas an den Quellen des Caroni eine nicht ungünstige Schilderung. Es ist ein schlanker, hoch und kräftig ge-

*) Martius, Ethnogr. I. S. 628. II. S. 133. 162. 197. 202. 234. 268.

**) Daselbst I. S. 620.

***) Reise II. S. 235 ff.

bauter Menschenschlag, von angenehmer, zuweilen schöner Gesichtsbildung und prächtigem Haarwuchse. Die Hautfarbe ist dunkler, als die der anderen Indianer in Guiana. Das Interesse der Missionäre haben sie vorzüglich dadurch erregt, dass sie, gleich den Manaos *), mehrere Gebräuche mit den Juden gemein haben sollen. So die Beschneidung und einen tiefen Abscheu vor dem Genusse des Schweines, welcher am allerentschiedensten bei den verwandten Uapixana hervortreten soll **). Auch will man bei ihnen hebräische Personennamen gefunden haben, wie Mariana, Joab, Jacub, Davidu. In den Wörtern ihrer Sprache, die mitgetheilt werden, haben wir nichts Besonderes bemerkt; sie sind überhaupt die reinen Söhne Amerika's, wie sie sich in ihrer Originalität auch dem Anblicke boten. Ihre kräftigen, wohlgebauten Leiber waren fast immer mit Rocou in unregelmässigen Flecken rothgefärbt; ihr langes, wild umherhängendes Haupthaar, die Rohrstücke in den Lippen und den Ohrmuscheln, die oft so erweitert waren, dass sie bis auf die Schultern herabreichten, Alles gab den Charakter indianischer Barbarei und Besonderheit kund.

Ich setze der Hypothese israelitischer Abstammung solcher Indianerstämme von Asien her, wie schon geäussert wurde, keinen absoluten Widerspruch entgegen; nur fasse ich die Sache, wenn sie nicht abzuweisen sein sollte, als rückgängige Bewegung, als Wiederkehr in's alte, urerste Vaterland des Geschlechtes auf. Wie die in die babylonische Gefangenschaft verschleppten Juden späterhin in ihr zweites Vaterland im Westen Asiens zurückkehrten, so könnten sich die in das assyrische Exil geführten Israeliten des Zehnstämmereiches in ihre amerikanische Urheimath, die sie noch nicht vergessen haben mochten, zurückgewendet

*) Martius a. a. O. S. 582.

**) Schomburgk, Reise II. S. 389.

haben. Ich habe mich jedoch bis jetzt noch nicht gezwungen gesehen, zu dieser Annahme zu greifen. Es wäre nicht einmal nöthig, sämmtliche Indianer jener Art für solche Söhne Israels anzusehen, welche in der Auswanderungsperiode zurückgeblieben. Sitten und Namen, wie die angeführten, beschränkten sich nicht bloss auf die Nachkommen Jakob's; sie waren der ganzen hebräischen und semitischen Verwandtschaft eigen und wohl namentlich im östlichen Südamerika, in Brasilien, Guyana, den Ländern am Amazonenfluss und Orinoko, wo sich die Raçe entwickelte und die hebräischen Stammväter zunächst ihre Rolle spielten, einheimisch, verbreitet und beliebt. Man sehe die Stammregister der Genesis an! Wir finden schon hier z. B. einen König Saul, da nämlich, wo sie die alten edomitischen Könige nennt, »welche geherrscht, bevor noch die Söhne Israels Könige hatten« *).

2.

Wir haben die brasilianischen Bus erwähnt; so heisst ein Sohn des Nachor **); es mag damit auch der Name Jebus, Jebusiter zusammenhängen. Eine canaanitische Völkerschaft waren die Pheresiter; das hebr. Wort ist *Perissi, Prissi; perasoth*, eigentl. Pläne, ist Ausdruck für das offene, platte Land; *perasi*, Bewohner des platten Landes. In Brasilien waren die Parecis, Paricys, Parisis die ehemals vorherrschende Nation auf den Fluren des Plateaus von Mato Grosso, welche von ihnen *Campos dos Parecis* heissen; Tupi *perys*, Sumpfwiese ***). Zahlreich und mächtig

*) 1 Mos. 36, 37.

**) 1 Mos. 22, 21.

***) Martius, Rechtszustände der Ureinwohner Brasiliens. Anhang S. 10. 13. Dessen Reise II. S. 823. III. S. 1344. Dessen Ethnographie I. S. 240. II. S. 82.

waren vordem die Guanans, Guana auf der Westseite des Paraguay. In den *Campos de Vaccaria* der Provinz Rio Grande do Sul sind die Guahanas, Guanhanas, Guannanas, Guaycanans, ein Name, der in verschiedener Aussprache und Modification durch Westindien und Südamerika bis zu den Horden Brasiliens geht, so dass man den Gedanken an Canaan, wie schon erörtert, nur gewaltsam abweisen kann. Ein kleiner Fluss, der in den Orinoko fällt, heisst Sodomoni, eigentl. Sodom, da *oni*, *uni* Fluss bedeutet; wobei es unmöglich ist, nicht an das biblische Sodom zu denken, sei es auch, dass man sich einen Zusammenhang, wie wir ihn aufzeigen, nicht vorstellen kann und darum kein Gewicht darauf legt.

3.

Vorstehendes war geschrieben, als uns in den Büchern der Maccabäer zwei Stellen auffielen, in welchen die Namen Charaka, Tubin und Tubiener begegnen *). Wir konnten nicht umhin, sogleich an Carracas und das alte Tupi-Volk in Brasilien zu denken. Denn so wie nur einmal der Blick für diese Zusammenhänge geöffnet ist, so drängen sich die Wahrnehmungen, ohne dass man sie sucht, nicht selten so reichlich, als gewaltsam auf.

Eine moabitische Stadt war Kir-Moab, später auch Karak, Karaka, Kerek genannt; Kerek hiess das ehemalige Moabitis schon zu Abulfeda's Zeit. Plinius **) hat den Namen Charax: *Charax oppidum Persici sinus intimum.* Es sind das für uns Namen, die aus dem Urlande übertragen worden sind. Das Tubin im 1. Buche der

*) 1 Maccab. 5, 13. 2 Macc. 12, 17. An letzterem Orte heisst es: »Und sie zogen nach Charaka zu den Juden, die man Tubiener nennt.« Luther hat statt Charaka: Tharah.

**) H. N. VI, 31.

Maccabäer wird mit dem Lande Tob combinirt, in welches Jephthah flieht *).

Was die Tupis betrifft, so waren diese das vordem in Brasilien vorherrschende Indianervolk; Martius **) spricht von der ausserordentlichen Ausdehnung desselben über einen grossen Theil von Südamerika. Nach Vasconcellos ***) war Tupi der Ort, wovon sie ausgegangen. Das entspräche dem Lande Tob im Buche der Richter. Aber was bedeutet das Wort, sei es Orts- oder Personenname? Andere Formen, wie sie bei Nennung verschiedener Stämme vorkommen, sind Tupinas, Tupinambas, Tupinaquis, Tupiniquins, Tupajaros, Tobbajares ****), Tobayara etc. Es ist Vieles in sehr verschiedener Weise darüber gemeint und vorgebracht worden, was man bei Martius †) nachsehen kann. Tupixaba d. h. *Tupi-aba*, Herr der Tupi, nannten sich die Oberhäupter. *Topa* heisst Antlitz, *toppa*, Donner und Gott. Nach P. Eckart's ††) genauen Unterscheidungen wird für Gott *tupa*, *tupan* nach portugies. Aussprache, und *tupana*; für Donner nur *tupa* oder *tupána-pororóca* d. h. Gottesgeräusche, Gottesgetöse gebraucht; den Blitz nennen sie *tupana-berdba*, Gottes-Wetterleuchtung. Bei einigen Natio-

*) Richt. 11, 3.

**) Ethnographie I. S. 52 f.

***) Chronica do Brasil p. 91.

****) Der Name Tabajaris kommt unter den Namen der Guiana-Indianer vor, welche A. v. Humboldt, Relat. hist. III. p. 173 verzeichnet hat.

†) Rechtszustände, Anhang; und jetzt Ethnographie I. S. 170 ff.

††) Bei Murr, Reisen einiger Missionarien etc. S. 585 f. S. auch Maximilian von Neuwied, Reise nach Brasilien. Frankf. a. M. 1820. I. S. 144.

nen Südamerika's heisst *tupan*, *tupana* die Pisangfrucht oder, wie bei den Coroados, das Zuckerrohr*) — wohl als Gabe der Gottheit oder die in ihren Producten selbst erscheinende und gegenwärtige Gottheit, wie die Alten die Namen *Ceres* und *Bacchus* auch für Getreide, Brod, Wein gebrauchten. Wir fürchten kaum, zu irren, wenn wir die in Rede stehenden südamerikanischen Ausdrücke der semitischen Sprachenfamilie zutheilen. Hier ist טוב, *tob* Alles, was gefällt, behagt, wohlthuend, vorzüglich ist; es bedeutet gut, schön, hold, glücklich, froh, gross. Das Substantiv ist *tobah, tub;* es wird auch von schöner, glänzender Erscheinung, besonders jener der Gottheit**) gebraucht. Und so begreifen sich leicht auch die Bedeutungen Angesicht — hervortretender, ansprechender Theil der persönlichen Erscheinung — und Gott, wie sie in den amerikanischen Formen *toba*, *toppa*, *tupa*, *tupan*, *tupana* gefunden werden. Es liesse sich noch ausserdem der altarabische Fürstentitel Thobba, تبّع, vergleichen. Derjenige, welcher diesen Titel auf alle folgenden Könige von Jemen vererbt haben soll, war der Vater jenes in der orientalischen Sagengeschichte so sehr berühmten Dulkarnain. Beide, Vater und Sohn, sollen grosse, weite Züge in ferne, fremde Länder unternommen haben, denen des Sesostris und Alexander ähnlich, mit welchem Letzteren Dulkarnain denn auch, doch fälschlich, identificirt wird. Es spricht von ihm der Koran in der XVIII. Sure, »die Höhle«

*) Für Frucht steht in der Tupi- und Mandrucu-Sprache *iá*, vergl. hebr. *jah*, Gott.

**) 2 Mos. 33, 19: »Ich will all meinen Glanz (meine Herrlichkeit, Majestät) vorübergehen lassen.«

genannt *). Sein Name bedeutet den Zweigehörnten, was man auf die von ihm besessene Herrschaft über zwei Landstriche bezieht **). Sein Enkel Afrikis soll zur Zeit des Josua gelebt und als Eroberer in Afrika eingedrungen sein ***). Es ist einleuchtend, dass wir auch hier wieder eine Erinnerung an die grossen Wanderungen haben, welche in jenen Zeiten von einem Continente zum anderen gingen. Das symbolische Doppelhorn des arabischen Fürsten will sagen, dass er ein Machthaber und Wanderer in zweien Welttheilen gewesen. Was für die Perser Dschemschid, für die Aegyptier Sesostris, mit deren Zügen es dieselbe Bewandtniss hatte, was für die Israeliten Moses, das war Dulkarnain für die Araber.

4.

In Nordamerika findet sich ebenfalls viel Semitisches. Mit Niagara z. B. vergl. hebr. und aram. *nagar*, *negar*, ausgiessen, in den Conjugationen ausgegossen sein, ausgegossen, herabgestürzt werden, vom Wasser. Wörter, die mit dem semitischen Vorsetzbuchstaben *th*, *t* gebildet, kommen in Amerika öfters vor; wir haben ein solches S. 129 im haitischen *tabaco* hebr. *taphuach* aufgezeigt; so sind auch wohl die Benennungen der indianischen Streitaxt *tomahawk*, *tamahican* vom hebr. *machak*, schlagen, geformt. Die Irokesen, jene berühmte Conföderation indianischer Völkerschaften, nannten sich selbst *Aquanuschioni*, Bundesvölker, Verbündete; in den semit. Sprachen heisst *canasch*, *canas*, sammeln, versammeln, häufen, und *kenissi* hiess eine canaanische Völkerschaft. *Pal* oder *pel*, den delawarischen Wörtern vorgesetzt, zeigt eine Verneinung, auch etwas

*) Koran von Wahl S. 251 ff. mit den Noten daselbst.

**) Horn ist in alter Symbolik soviel als Kraft und Macht.

***) Vergl. oben S. 343 über die Hyksos.

Unrechtes, Böses an, so in *pelsittank*, Ungläubiger; hebr. *bal*, *beli*, nicht, *belijjaal*, Nichtswürdiger. Bei *pelsittank* möchte man fast hebr. *Peleseheth*, Philistäa, *Pelischti*, Philister vergleichen. Delawarisch *welsettamen* heisst glauben*); *wel* und *pel* bilden Gegensätze und in dem *sitt*, *sett*, welches diese Wörter enthalten, scheint sich der Name Seth, Scheth zu bergen; zur Zeit dieses Sohnes Adams »fing man an, den Namen Jehova's anzurufen« **), und Yohewah ist nach Adair Name des grossen Geistes bei den Indianern Amerika's. Indisch ist *sadhu*, fromm; *Siddhàs* sind Fromme, die Indra's Stadt bewohnen; und der Bruder Marcus von Niza erzählt in seiner Reisebeschreibung ***), wie ihn die Indianer *Sayota* d. h. Mann des Himmels genannt. Wenn diese Combinationen nicht fehlschlagen, so sehen wir einen grossen Zusammenhang, in welchem die Fäden bis in die Urzeiten des Menschengeschlechtes zurückreichen.

5.

Eine sonderbare Mischung von Sprachelementen giebt sich in Sonora kund. Hier in der Sprache der Pimas heisst *ani* ich; dies ist das hebräische Wort dafür, das sich auch sonst in Amerika findet ****). Tödten heisst *muhat;* das ist wieder hebräisch: *muth*, sterben, *motheth*, tödten, *maweth*, *moth*, Tod. Nun wird aber bei einigen Zeitwörtern der Pimassprache die vergangene Zeit durch Wiederholung der ersten Sylbe angezeigt; wie bei eben diesem *muhat*,

---

*) Ich folge in Hinsicht des Delawarischen den Angaben Heckewelder's und Loskiel's.

**) 1 Mos. 4, 26.

***) Bei Ternaux-Compans, Amerika. Meissen 1839. II. S. 146.

****) Muskohg. *ani*, delawar. und verwandte Sprachen *ni* etc.

tödten, Präter. *mumuhat*. Dies erinnert an die Reduplication des Perfekts, wie wir es im Indischen, Griechischen, Lateinischen kennen. Wenn nun die Pimas sagen: *ani mumuhat*, ich habe getödtet, so dringt sich uns zu gleicher Zeit die Vergleichung mit der semitischen und mit der indoeuropäischen Sprachenfamilie auf.

6.

Noch ein Paar interessante geographische Namen sind Canada, Oregon, Anian.

Als Jaques Cartier im J. 1535 den St. Lorenzstrom entdeckte und aufwärts schiffte, hörte er die Eingeborenen des Landes ihre Ortschaften *kanada* nennen, welchen Namen er daher dieser Gegend gab *). Auch hier wohl tönte dem Entdecker, so wie dem des ganzen Welttheiles, als er den Namen Guanahani d. i. Canaan vernahm, ein hebräisches Wort entgegen. *Kenath* Besitz, hiess eine Stadt im Gebiete von Gileaditis. Der Name ist gleichbedeutend mit *kinjan, mikneh, miknah* von *kanah*, besitzen, so wie mit *nachalah, nachalath* von *nachal* mit demselben Sinn, welche Ausdrücke sehr häufig sind, wenn von Erlangung, Vertheilung und Besitznahme örtlichen und landschaftlichen Eigenthums die Rede ist **). Der Name Canada scheint daher eine Spur zu sein, dass auch dieses Land vor Zeiten von einem semitisch redenden Volke in Besitz genommen worden sei.

In Oregon ist vielleicht der Name einer Wanderstrasse zu entdecken, auf welcher semitische und andere

*) Discours du voyage de J. Cartier aux terres neuves etc. Rouen 1548. J. R. Forster's Gesch. der Entdeckungen und Schifffahrten im Norden. Frankf. a. d. O. 1784. S. 502.

**) Siehe z. B. 4 Mose 26, 52 ff. Cap. 27, 7 ff. 5 Mos. 2, 5. V. 9. 19. Josua 11, 23. C. 13 ff.

Völker in den Norden des Continentes und von da in den jenseitigen Welttheil hinübergezogen. Hebr. chald. ist *arach*, gehen, wandern, Part. *oreach*, wandernd, Wanderer; *orach*, *orchah*, Weg, Pfad, auch Wanderer, Reisegesellschaft, Carawane. Das Wort scheint auch zu den germanischen Völkern, die ohne Zweifel denselben Weg gemacht, übergegangen zu sein; oder es war ein beiderlei Raçen und Sprachfamilien aus gemeinsamer Quelle kommendes Urwort. Denn an die Namen Erich, Erik, Rigr, Iring, Irung knüpft sich Begriff, Prädicat und Sage des Wanderns und Wanderers; man sprach von einem Erichs- und Iringswege; nach Musäus in seinen Volksmärchen braucht die Redensart: »Rübezahl zog seine Erichsstrasse fort.« Rigr ist der irdische Name des Gottes Heimdallr; das eddische Lied von Rigr dem Wanderer lässt ihn die Erde durchziehen, um die verschiedenen Geschlechter der Menschen zu erzeugen. Man sehe, was J. Grimm in der Mythologie und in einer besonderen Schrift: »Irmenstrasse und Irmensäule« *) darüber zusammengestellt. Der Norden Europa's ist voll von Erinnerungen an grosse Wanderwege und Wanderer und von Namen dafür, die verschiedentlich angewendet wurden, sogar für die Milchstrasse am Himmel. Solche Namen sind Watlingstret, Ermingsträt, Irmingsträt; *watle*, *armink*, *earming*, *irming* sind in den germanischen Dialekten Ausdrücke für arme Leute, Wanderer, Bettler, Vagabunden **). Es deutet dies, glaube ich, Alles auf jene grosse Strasse im Norden Amerika's und Asiens zurück, wo Auswanderer, Flüchtlinge, Unglückliche aller Art hinzo-

*) Wien 1815. S. hier besonders S. 48 ff.
**) Daselbst S. 36 ff.

gen und neue Aufenthalte suchten *). Darauf bezieht sich denn auch wohl der dritte von jenen geographischen Namen, die wir zu erklären versprochen, ein Name, der uns noch weiter hinauf in das nordwestliche Amerika bis zu dem Punkte führt, wo man von dem einen Welttheile in den anderen gelangt.

»Meerenge von Aniane« sagte man ehedem statt Behringsstrasse, wie man gegenwärtig spricht. Ein dunkler Name; denn, wie Humboldt **) bemerkt: »noch ist nichts einigermassen Sicheres aufgefunden, um diese Benennung zu erklären.« Hebr. bietet sich *anah*, *anan*, trauern, *aniijah*, Trauer, Klage, griech. *ανια*, Kränkung, Kummer; hebr. mit dem für uns unsprechbaren Kehlhauch im Anfange *anah*, leiden, *ani*, *anaw*, leidend, hülflos, arm. Der Name zeigte also wohl eine Gegend und Zone an, wo man, wegen ihrer Oede, Rauheit und Unfruchtbarkeit, viel zu leiden hatte.

Und so scheinen in diesen Namen, wenn man sie von unserem Gesichtspunkte aus betrachtet und erklärt, ganze Stücke altamerikanischer, so wie allgemeiner Menschheitsgeschichte enthalten zu sein.

---

*) Ich kann hiebei nicht umhin, an *miser*, elend, zu erinnern, was vielleicht ursprünglich nichts Anderes, als das hebr. *Misri*, Aegyptier, war, aber in dem Sinne eines aus dem amerikanischen Misr, Mizraim Ausgezogenen und dadurch in's Elend Gerathenen. Uainuma *misare* wird durch *bonus, missa* durch *pulcher* übersetzt. Martius, Ethnogr. II. S. 245. 248. Diese Bedeutungen beruhen auf einer entgegengesetzten Anschauung, die aus der Blüthezeit des amerikanisch-ägyptischen Urreiches zu stammen scheint.

**) Kritische Untersuchungen übers. von Ideler I. S. 477.

Dritte Abtheilung.

I.

Israels Wanderung

aus Aegypten nach Palästina.

Mit

besonderer Beziehung auf die Hypothesen

Radenhausen's und Brown's.

Vorwort.

Nachstehende Abhandlung ist durch Radenhausen's Schrift: »Die Bibel wider den Glauben« und die darin vorgetragenen, den Aufenthalt Israel's in Aegypten und in der Wüste betreffenden Ansichten und Behauptungen veranlasst worden. Sie war bestimmt, für sich zu erscheinen und im Gegensatze zu der Hypothese des genannten Schriftstellers die total verschiedene des Amerikaners G. Brown geltend zu machen. Aeusserliche Umstände verhinderten das Erscheinen derselben; und so wurde sie nun dem gegenwärtigen Buche, als ein integrirendes Glied des Ganzen, einverleibt. Sie war in erster Fassung stärker an Umfang, als jetzt, indem darin Manches explicirt wurde, was nun bereits in den zwei ersten Abtheilungen hinlänglich besprochen ist. Ich habe, um Wiederholungen zu vermeiden, Vieles entfernt; alles schon irgendwie Berührte konnte des Zusammenhanges wegen nicht gestrichen werden; und für diese Fälle und Stellen wird um billige Nachsicht gebeten. Des völlig Neuen wird hier so überwiegend viel vorkommen, dass diese Bitte vielleicht kaum nöthig ist.

Zwei Forscher, in Tendenz und Auffassung der bezüglichen Dinge so verschieden, wie Radenhausen und Brown, kommen doch in dem Punkte zusammen, dass sie das Aegypten, in welchem Israel gewesen sein soll, anderswohin setzen, als nach Afrika. Das dürfte, wie man auch übrigens denken mag, immer merkwürdig bleiben und als ein Fingerzeig zu betrachten sein, dass es mit der herkömmlichen Ansicht nicht so richtig sei, als man anzunehmen pflegt, dass sie schärferer Kritik und gründlicherer Forschung nicht genüge, und dass es daher auch nicht für immer dabei bleiben könne. Dass wir selbst durchaus keine destructive Absicht haben, vielmehr in aller Weise nur auf die Ehrenrettung der geheiligten Büchersammlung — aber auf eine bessere, als die herkömmlich apologetische zu sein pflegt — bedacht sind, ist schon in der Einleitung versichert worden.

§. 1.

Der berühmte Wanderzug Israels aus Aegypten nach Palästina mit seinen auf gewöhnlichem Wege unlösbaren Räthseln und Sonderbarkeiten ist ein Problem, welches denkende Geister, deren Studien auf solche Gegenstände gerichtet sind, stets neu anziehen und zu irgend welchen, wenn auch noch so absonderlichen, Erklärungsversuchen anreizen wird, bis endlich ein solcher als gelungen erscheinen und sich allgemeiner Anerkennung erfreuen mag. Nun giebt es aber bei Behandlung dieses streitigen und schwierigen Gegenstandes, abgesehen von der herkömmlichen mit ihren kümmerlichen Nothbehelfen, zweierlei völlig entgegengesetzte Methoden, indem man erstlich Zeitdauer und Schauplatz auf ein möglichst geringes Mass beschränkt und so das Faktum — das nach unserer Ueberzeugung vielmehr eines der ausserordentlichsten in der ganzen Geschichte der Menschheit gewesen — um so viel kleiner, geringfügiger und unbedeutender macht; oder indem man sich zweitens ganz im Gegentheile den Ausgangspunkt des Zuges als einen viel ferner, als nach gewohnter Vorstellung der Fall ist, gelegenen denkt und der Sache auf diese Weise einen bei Weitem grossartigeren und bedeutungsvolleren Charakter giebt.

Den ersteren Weg hat bereits Göthe in seinem Divan eingeschlagen, dabei namentlich die 40 Jahre, welche der Bibel zu Folge die Wanderung gedauert, auf zwei reducirt;

und Gelehrte, wie P. v. Bohlen *) haben ihm beigestimmt. Die nicht aufzufindenden Stationen oder Rastorte des Zuges sind von diesen Forschern, als willkührlich erdichtete Namen, einfach genug beseitigt, doch der Ausgangspunkt, als afrikanisch-ägyptische Localität beibehalten worden.

Andere, wie Dr. G. Brown haben, doch nicht ohne wichtige Gründe, einen Riesensprung gewagt, indem sie ein ursprüngliches Mizraim (Mazor, Misr, Aegypten), so wie ein ursprüngliches Canaan, in der jenseitigen Hemisphäre annahmen. Die jetzt sogenannte alte Welt nämlich sei in den Zeiten eines fernen, vorgeschichtlichen Alterthums vielmehr die neue, die jetzt sogenannte neue umgekehrt die alte gewesen. Aus Amerika, als dem Urlande der Bevölkerungen und Culturen Asiens, Afrikas und Europas sei Alles hergekommen; es habe dieser Welttheil seinen völkerschaftlichen Inhalt zunächst nach Asien über den amerikanisch-asiatischen Norden herüber auf ähnliche Weise, wie in den letzten Jahrhunderten nach der Entdeckung Amerika's, Europa den seinigen über das atlantische Meer hin dort hinüber, ausgegossen; wobei denn auch die altamerikanischen Völker- und Ländernamen nach Asien, Afrika und Europa übertragen worden seien. Innerhalb dieses Ganges der Dinge habe sich denn auch der mosaische Zug ereignet, der demnach von einem Welttheil zum anderen, von Amerika nach Asien gegangen und deshalb so lange gedauert, durch so viele unbekannte und nicht mehr nachweisbare Ortschaften hindurchgegangen und so grosse Opfer an Menschenleben gekostet habe.

Radenhausen **) endlich, im extremen Gegensatz zu dieser erweiternden und vergrössernden Auffassung der

*) Genesis S. LXV.

**) Die Bibel wider den Glauben. Hamburg 1865. S. 9 ff.

Sache, bemüht sich, die Ortsverhältnisse vielmehr ganz und gar nur auf Palästina zu beschränken, indem er behauptet, dieses Land sei zu den Zeiten Abraham's und Mose's von den Aegyptiern erobert und besetzt und so das in der hebräischen Urgeschichte vorkommende Mizraim nicht in Afrika oder sonst irgendwo ausser Palästina, sondern in letzterem selbst gewesen; wodurch das ganze Faktum zu einem in dem Grade geringfügigen und unbedeutenden wird, dass es kaum mehr der Rede werth, und dass die viele Mühe, die man sich damit gegeben, als eine wahrhaft lächerliche erscheint.

So höchst sonderbar gehen die Versuche, das dunkle Räthsel der israelitischen Urzeit zu lösen, in zwei äusserste Widerspiele auseinander, wobei die Brown'sche Hypothese auf den ersten Anblick allerdings den Charakter des Excentrischen und Phantastischen trägt und am unglaublichsten bedünken kann; die von Radenhausen dagegen nebst den verwandten, die wir angeführt, weil sie vermindern und heruntersetzen, leicht als die besonneneren und kritischeren gehalten werden können; allein, wenn man sie näher betrachtet und vorurtheilslos beurtheilt, gleichwohl die bedenklicheren und unwahrscheinlicheren sind. Die einschränkende, wegschaffende, degradirende Methode kann, wenn sie der Sache, wie sie überliefert vorliegt, eine zu grosse Gewalt anthut, wenn sie die vorhandenen Anstösse nicht genügend hebt und noch dazu neue hinzufügt, nicht die in Wahrheit rationelle und bedachtsame sein; und es ist ihr die andere, entgegengesetzte, wenn sie in solche Fehler nicht verfällt, bei aller Parodoxie und scheinbarer Extravaganz, gewiss entschieden vorzuziehen. Unsere Explicationen werden die Anwendbarkeit dieses Satzes auf das in Frage stehende Problem wohl einleuchtend genug darthun.

§. 2.

Die die älteste Menschheits- und Völkergeschichte betreffenden Relationen unserer heiligen Schriften haben von der modernen Kritik viel zu leiden gehabt; und das namentlich nur aus dem Grunde, weil man, wie Brown darthut, eine ganz falsche Vorstellung von der Lage der Oertlichkeiten hat, die darin vorkommen und durch Namen getäuscht wird, die in Folge der Wanderungen, die von Amerika nach Asien und Afrika gingen, und der daselbst angelegten Colonieen von jenem Welttheile in diese übergetragen worden sind — eine von jeher bis auf unsere Zeiten herab beliebte und gebräuchliche Verfahrungsweise. Besonders die Erzählung von der Auswanderung aus Aegypten und dem langen, schicksalvollen Wüstenzuge wird nicht nur prahlerischer Uebertreibungen, sondern auch reiner Erfindungen und Fälschungen beschuldigt. So sagt man, es sei unmöglich, »dass hier über zwei Millionen Menschen 40 Jahre lang gewandert seien, da die ganze Halbinsel Sinai kaum die Bevölkerung von 4000 Seelen hat und wenig mehr fassen könne.« — »Israel war, der biblischen Angabe zu Folge, nach dem geringsten Anschlage zu dritthalb Millionen Menschen erwachsen; eine solche Menge hätte der beschränkte Distrikt von Gosen nicht fassen können, noch weniger die Provinz Ramses, welche ausdrücklich als Versammlungsort genannt wird, 2 Mos. 12, 37. Was den Zug durch Arabien betrifft, so wären über 5000 Menschen auf die □ Meile gekommen, wie es kaum in den cultivirtesten Ländern der Fall ist; selbst Rosenmüller*) hat hier Bedenklichkeiten« **). Die Angaben werden nicht den geringsten Anstand haben, wenn man sich andere, ausge-

*) Bibl. Alterth. II, 1. S. 243.

**) Bohlen, Genesis S. LXVII. LXXVII.

dehntere Localitäten und Wanderwege, als die bis jetzt angenommenen denkt. Die Namen der nicht nachweisbaren Stationen oder Lagerorte soll der Verfasser ganz nur willkührlich ersonnen haben. »Es sind 15 Stationen aufgeführt, von denen man Nichts erfährt, und das Verzeichniss der Lagerorte 4 Mos. 33 hat unter den bekannten nicht weniger als 24 Namen, die sonst nirgends erwähnt sind« *). — »Die übrigen arabischen Ortsnamen des Pentateuches, besonders der Genesis, haben sich entweder bei den Griechen oder selbst bis auf die Gegenwart erhalten; und einige sollten sich auch hier, auf einer bekannten Karawanenstrasse nach Aegypten, wiederfinden. Allein die Mohammedaner haben daselbst, trotz der Bemühung, heilige Namen, besonders solche, die ihr eigenes Land betreffen, nachzuweisen, nur Brunnen Mosis in Menge geschaffen; Brunnen aber sind in jener Gegend Arabiens ein Werk des Augenblickes; man findet sie nach oberflächlichem Graben allenthalben und würde sie noch jetzt mit den alten Namen stempeln können; ja es wäre kein Wunder, wenn uns die Araber sämmtliche Stationen aufwiesen« etc. **). Sonderbar ist es, wenn man die Erdichtung der Namen daraus folgert, dass sie bedeutsam sind. »Wir finden Bitterkeit, Süssigkeit, Annehmlichkeit, Fettigkeit, Schattigkeit, Nomadengehöfte, das Untere, Schrecken, ein Verweilen, eine Menge, eine Versammlung und abermals eine solche; der Verfasser giebt uns einen Donnerberg, einen Schönheitsberg, ja selbst einen Bergberg, welchen Aaron besteigt und darauf stirbt; er bildet sogar Fesseln, Thau, Günsterkraut, Schläuche, Granatäpfel zu Ortsnamen« etc. ***).

*) Göthe im Divan. Bohlen a. a. O. S. LXV.

**) Bohlen a. a. O. S. LXVI.

***) Daselbst S. LXVI f.

»Schrecken,« *Charadah*, kommt doch auch als der Name einer Stadt in Juda vor *) — wie sich geographische Namen so oft wiederholen; der Donnerberg deutet auf einen Vulkan, wie der Sinai, der »wie ein Ofen raucht« und »mit Feuer brennt;« einen ähnlichen Namen, wie der biblische Schönheitsberg, hat der Schönwetterberg im nordwestlichen Amerika. Die Namen, welche Menge, Versammlung, Zusammensein des Ganzen anzeigen, sind sehr wohl aus der Natur der Wanderung zu verstehen; die Bibel selbst giebt an, dass mit Israel eine Menge von Fremdlingen (*erev*) ausgezogen; man hat sich eine Art von Völkerwanderung zu denken, wobei man zu Zeiten wohl auseinanderkam, sich verschiedener Ursachen wegen trennte und zerstreute und dann auch wohl wieder zusammenfand. Dass auf einer grossen Wanderung, wie man sich unserer Auffassung gemäss die mosaische zu denken hat, ganze lange Zeiträume fast nur in Suchen, Irren, Dulden, Darben, Elend und Hinsterben der Erliegenden ohne sonstige, besonders hervorragende Ereignisse verstreichen, und nachher in so unbestimmter Erinnerung fortleben, dass, wie in dem vorliegenden Falle, am Ende bloss noch einige in alten Verzeichnissen enthaltene Namen von Ortschaften und Reisestätten übrig sind und durch ihre Bedeutung auf die Beschaffenheiten der betreffenden Localitäten und Umstände schliessen lassen — das ist sehr möglich und begründet nicht den geringsten Verdacht. Im Gegentheile, das Kurze, Dürftige, Fragmentarische in solchen Nachrichten ist ein Zeichen ächter Ueberlieferung, bei welcher Dichtung und Phantasie keine ausschmückende und fälschende Rolle gespielt.

---

*) Ein Heiligthum des Apollon hiess Ptoon, Schreckenshain, er selber Ptoos, der Schreckbare.

Einige Namen in der langen Stationenreihe des Pentateuches können allerdings sonderbar und unpassend erscheinen. Aber das ist erstlich kein Grund, sie für erdichtet zu halten; denn ein Namenserfinder hätte sich ja wohl gehütet, allzusehr wider die Wahrscheinlichkeit zu verstossen. Zweitens haben wir bereits in der zweiten Abtheilung*) mehrere der betreffenden Benennungen als uralte amerikanische und oceanische Ortsnamen von sehr einleuchtender Bedeutung nachgewiesen, solche zum Theil auch auf fremdartige, aber zu hebräischen umgeformte Ortsbezeichnungen, wie sie sich im östlichen Asien, namentlich in der Wüste Gobi finden, zurückgeführt.

Und so weiset uns hier Alles durchaus nicht auf eine wohlbekannte Nähe oder gar auf eine Identität des Schauplatzes mit den palästinensischen Wohnsitzen des Volkes, sondern weit, weit in die Ferne hin und lässt uns eine räumliche und zeitliche Ausdehnung dieser Wanderung ahnen, bei welcher die 40 Jahre als eine sehr mässige Angabe erscheinen, so dass man, wenn es nur sonst anginge, gar sehr versucht wäre, diese 40 Jahre als eine runde Zahl zu betrachten, mit der man es nicht genau zu nehmen habe, und so die Wanderung, statt sie zu verkürzen, vielmehr über diesen Zeitraum hinaus zu verlängern.

§. 3.

Wenden wir uns nun bestimmter den Untersuchungen und Behauptungen Radenhausen's zu! Derselbe sagt, es komme darauf an, zu ermitteln, wo die Israeliten vor dem Auszuge gewohnt, wo Gosen, Goschen gelegen und das »Schilfmeer« zu suchen sei, welches überschritten wurde. Er leitet den Namen jenes Landes von *Gusch*, Schmutz, ab, und bezieht ihn auf eine angeschwemmte Marsch, welche das fetteste Weideland gebe, den Thon zum

*) S. 317 ff.

Ziegelmachen enthalte, im Regen aber sich zu bodenlosem Schmutze aufweiche *). Der Name Mizraim sei durch Aegypten übersetzt worden; dieses, das Land am Nil, von seinen alten Bewohnern Keme oder Chami, auch Kah-p-tah, Land des Tah, genannt, woraus die Hellenen wahrscheinlich ihr Aigyptos gemacht **), werde im Hebräischen allerdings Mazor, Mizraim, arab. Misr ***) genannt. Und so habe man den Zug aus den Nilmarschen beginnen lassen, daselbst das Land Gosen an der Ostseite gesucht und für das Schilfmeer, welches durchschritten wurde, das nahe liegende Westhorn des rothen Meeres gehalten. »Die Forscher verfolgten den Zug durch die Halbinsel nach dem jetzigen *wadi el araba*, der wüsten Erdspalte, welche sich vom Rothmeere (Osthorn) bis zum todten

*) Das hebr. *goschem*, *geschem* heisst Regen; chald. *geschem*, Leib, eigentl. wohl Lehm, Thon und das daraus geformte Bild; hebr. *gusch*, Hiob 7, 5, chald. *guscha*, Erdscholle. Die Grundvorstellungen sind Feuchtigkeit, feuchte Erde Schlamm etc. Der Grundlaut *gos*, *gosch*, *kosch*, *kusch* etc. findet sich in gleicher oder ähnlicher Bedeutung in den verschiedensten Sprachen und Erdtheilen, vergl. zigeunerisch *kutschahu*, hindostan. *kitsch*, der Thon des Töpfers, franz. *couchis*, Unterlage von Sand, Kies etc. unter dem Pflaster, *gâchis*, flüssiger Koth, Pfütze, *gacheux*, schlammig, kothig; im Peruanischen ist *cotscha* Sumpf, See. Mehrere Wörter der Art bedeuten im Amerikanischen auch Hund und Schwein.

**) Bohlen, Altes Indien II, 457 erklärt das Wort aus dem Sanskrit, wo *aguptas* das Verborgene und Beschützte, *guptas* (Koptos) heilig und beschützt bedeute, was auf die Festigkeit und Unzugänglichkeit des Landes passe und dem hebr. Mazor, befestigt, für Aegypten, entspreche. Dass der Name sehr deutlich auch in Amerika vorkommt, ist bereits in der Einleitung S. 17 zur Sprache gebracht worden.

***) Mit dem Namen Misr bezeichnen die arabisch redenden Bewohner des Nillandes dasselbe noch jetzt.

Meere erstreckt und sich durch das Jordan-Thal bis an das Libanon-Gebirge fortsetzt. Die Bibel nennt eine Menge Rastorte, welche nicht aufzufinden sind; nur Andeutungen über die Beschaffenheit geben Anhalt, und diese dienten den Erforschern jener Länder, um mit endlosen Mühen und gewagten Deutungen einen Weg zu erkunden, längs welchem sie die biblischen Rastorte zu erkennen glaubten oder mindestens auf ihren Landkarten andeuteten, als ob sie dort vorhanden seien« *).

R. weist nun, um seine Hypothese zu begründen, auf das Gosen in Palästina selbst hin, welches in der Geschichte der Eroberung dieses Landes unter Josua genannt wird **), und nimmt an, dasselbe habe aus der niederen Ebene (Saron) am Mittelmeere bestanden. Was den Namen Schilfmeer betrifft, so passe er nicht auf das rothe Meer, wohl aber auf das todte, wo dichter und hoher Schilfwuchs sei. Zum Beweise, dass Letzteres im Alterthum in der That den Namen Schilfmeer geführt, weist

---

*) Dies ist nur allzuwahr. Man sehe z. B. die Schrift: »Der Zug der Israeliten aus Aegypten nach Canaan« von K. v. Raumer. Leipz. 1837. Mit einer Karte. Auf Letzterer ist mit herkömmlichem Zwang der lächerlichste aller Züge veranschaulichet, der zum Glück nicht in der Bibel, sondern nur in den Köpfen dieser Ausleger, Apologeten und Localitätenschöpfer existirt. Der wohlmeinende und ehrenwerthe Verfasser zeigt sich so gereizt wider die Rationalisten, welche »die heilige Schrift als ein aus unzuverlässigen Fragmenten zusammengeflicktes Ungethüm« betrachten. Aber wenn man nichts Besseres vorzubringen weiss, um die Ehre und das Ansehen der Bibel zu retten, so kann man es den Ungläubigen wahrlich nicht verargen, wenn sie so schlecht von ihr denken.

**) Jos. 10, 41. Cap. 11. 16. Eine Stadt Goschen wird Cap. 15, 51 erwähnt.

R. auf einige Bibelstellen hin, die dies allerdings zu erhärten im Stande sind *). Doch wird bemerkt, dass der Name auf das rothe Meer übergegangen sei, wie 1 Kön. 9, 29 lehre. Von Osten her gehe, wie R. weiter geltend macht, in das todte Meer hinein eine Halbinsel, die mit dem Westufer durch eine Untiefe in Verbindung stehe, eine Furt, die in wenigen Stunden brauchbar oder lebensgefährlich zu werden vermöge. Hier, behauptet er, sei der Uebergang geschehen. Für den Sinai und Horeb wird der am Gebirge Seir hervorragende Gipfel Hor in Anspruch genommen. Mizraim sei die semitische Bezeichnung der fremden Eroberer aus dem Nillande gewesen, die das Land besetzt hatten. Als die Israeliten unter Josua zurückkehrten, fanden sie, so lautet die Hypothese weiter, die Mizraim nicht mehr, indem sich andere wilde Völkerschaften, Kanaaniter, Chethiter, Enakiter, Jebusiter etc. des Landes bemächtiget, die Aegyptier verdrängt und ihre Festungen eingenommen hätten, aus denen sie jetzt wieder von den Israeliten vertrieben wurden.

Auch das Mizraim, welches in Abraham's Geschichte vorkommt **), lag, nach R., »mitten in Palästina;« der Pharao residirte wahrscheinlich da, wo später Jerusalem lag. Der Umfang dieses Distriktes könne nur klein gewesen sein, was bei einer Grossmacht, wie die ägyptische war, freilich auffallend sei. Allein man habe sich nur eine ägyptische Colonie oder Niederlassung zur Zügelung und Ausbeutung der unterjochten Völker zu denken.

Die ganze, nach dieser Annahme gestaltete Oertlichkeit wird durch eine beigegebene Karte, der Zug durch eine

---

*) 2 Mos. 23, 31. 4 Mos. 21, 4; vergl. 4 Mos. 20, 23. 5 Mos. 1, 1. 5 Mos. 2, 1.

**) 1 Mos. 12.

Linie darauf mit Andeutung der verschiedenen Richtungen veranschaulicht. Derselbe geht hiernach von Saron am Mittelmeere (Gosen) auf das todte Meer (Schilfmeer) zu, bewegt sich über die erwähnte Furt daselbst östlich hinüber, dann südwärts hinab zum Gebirge Seir und Hor (Horeb, Sinai) und dann weiter auf's rothe Meer zu, kehrt dann um und geht nordwärts an der Ostseite des todten Meeres hin und drüber hinaus, wo dann der Jordan überschritten wird.

Der berühmte Zug verkürzt sich demnach zu einer hin und hergehenden Wanderung auf einem Gebiete, dessen äusserste Punkte, Goschen im Norden und Ezeongaber im Süden, nur 36 Meilen entfernt. »Der langjährige Wüstenzug bewegte sich in dem tiefen *Wadi el araba* hin und her, wobei die zahlreichen Schluchten der Ostseite die Rastorte boten, mit denen sie je nach der vorhandenen Nahrung wechselten. In diesen Schluchten und Thälern rinnen Bäche vom Gebirg herab, klar und reichlich, aber in den Boden sinkend und versiegend, so bald sie unten das dürre, sandige Wadi erreichen. Die Abhänge dagegen sind sehr fruchtbar, ergiebig für Menschen und Vieh« etc.

§. 4.

Was nun dieser Hypothese entgegensteht, ist vor Allem dies, dass sie mit dem israelitischen Nationalbewusstsein, wie es sich durch und durch bei allen biblischen Autoren, so verschieden sie seien, gleichmässig kund giebt, in direktem Widerspruche steht. Nicht nur etwa im Pentateuche *), sondern überall zeigt sich jener Ausgang und

*) »Frage doch nach den vergangenen Zeiten, die vor dir gewesen, von dem Tage an, wo Gott auf Erden Menschen geschaffen, und von dem einen Ende des Himmels bis zum ande-

Wanderzug der Erinnerung und Vorstellung des Volkes als etwas ganz Ausserordentliches, Ungeheueres, Beispielloses eingeprägt und so in ihr fortlebend durch alle Zeiten, Verhältnisse, Differenzen und Spaltungen hindurch ohne Widerspruch. Sehen wir uns besonders die Erwähnungen an, die davon bei den Propheten zu finden, und den Gebrauch, der auch hier davon gemacht wird, um die Grösse, Macht und Herrlichkeit des Gottes Israels in's Licht zu setzen und Vertrauen auf seine Hülfe zu erwecken!

Diese Autoren berichten hier und da über die Urgeschichte Israels, namentlich über den Aufenthalt in der Wüste, die Gesetzgebung und den Cultus daselbst auf eine ganz besondere Weise, wie sie Niemand erwartet, der mit den gangbaren Vorstellungen erfüllt; sie geben Nachrichten und behaupten Dinge, von denen man sonst Nichts weiss und die mit dem herkömmlich Angenommenen, namentlich aus dem Pentateuche Geschöpften im allerüberraschendsten und sonderbarsten Widerspruche stehen. So Jeremias, Ezechiel, Micha, Amos *). Aber die Grösse und Bedeutung, der ausserordentliche und wunderbare Charakter des Wanderzuges wird von ihnen nie abgeschwächt; man

---

ren, ob je so Grosses geschehen oder ob dergleichen gehört worden ist! ..... Du hast es sehen sollen, um zu erkennen, dass Jehovah Gott ist und Keiner ausser ihm..... Und darum, dass er euere Väter liebte und ihren Saamen erwählte nach ihnen, so führte er euch aus Mizraim mit seinem Angesichte, mit seiner grossen Macht.« 5 Mos. 4, 32 ff.

*) Jerem. 7, 22 ff. Ezech. 20, 25 f. Micha 6, 6. Unmittelbar vorher ist von der Ausführung aus Aegypten die Rede; vergl. daselbst 7, 15. Amos 5, 21 f. v. 25 f. Letzteres ist die in so hohem Grade auffallende und schwierige Stelle, wo der Prophet dem Volke vorwirft, die 40 Jahre in der Wüste nur Götzendienst getrieben zu haben.

bekommt durch sie im Gegentheile eine nur noch grossartigere Vorstellung davon *).

Ein sehr sprechender Zug ist ferner dieser. Wie sich die Israeliten, vom mosaischen Cultus abfallend, ihr »goldenes Kalb« gemacht, so tragen sie auf die Gottheit, die dasselbe darstellen soll, die Ehre über, die sonst dem von Mose zur Anbetung eingesetzten Jehova zugetheilt ist und sprechen: »Das ist dein Gott, Israel, der dich aus Mizraim geführt« **). Und wie späterhin zur Zeit der Könige und der Spaltung des Reiches nach Salomo Jerobeam seine goldenen Kälber aufgestellt, um die Anhänglichkeit des Volkes an den Cultus zu Jerusalem zu paralysiren, bedient er sich der nämlichen Phrase und spricht: »Siehe, das ist dein Gott, Israel, der dich aus Mizraim geführt ***). Das Volk schwankte zwischen den beiden Gegenständen der Verehrung seit ältester Zeit hin und her. Aber welche dieser Gottheiten seine Verehrung und sein Vertrauen haben sollte, die musste für diejenige gelten, die es aus Mizraim geführt. Und diese Ausführung sollte eine so geringfügige, mehr schmach- als ruhmvolle Thatsache gewesen sein?

---

*) Man sehe und vergleiche überhaupt Stellen, wie folgende: 5 Mos. 1, 19. Cap. 4, 32 ff. Cap. 8, 14 f. 1 Chron. 17, 20. Jes. 41, 1 ff. v. 25. Cap. 43, 16 f. Jerem. 2, 6. Cap. 7, 22. v. 25. Cap. 32, 20 f. Amos 2, 9 f. Cap. 4, 10 f. Micha 6, 4 f. Cap. 7, 15. Hosea 12, 10. v. 14. Cap. 13, 4 f. In den Psalmen Nr. 74. 77. 78. 105. 106. Jud. 5, 12. Weish. 10, 15 ff. Cap. 16 und die folgenden bis zum Schlusse des Buches. Baruch 2, 11.

**) 2 Mos. 32, 4.

***) 1 Kön. 12, 28.

§. 5.

Man könnte das Beigebrachte zur Noth doch noch der nationalen Eitelkeit und der mythischen Ausschmückung einer zunächst nur sagenhaft überlieferten Thatsache zuschreiben. Aber es kommt noch etwas dazu, was von höchst auffallendem und, wie mich dünkt, entscheidendem Charakter ist. In den prophetischen Büchern ist von einer kolossalen Wanderung die Rede, welche von den entferntesten Gegenden der Erde, und zwar von Norden und Osten her gegangen *); und es wird daselbst auf einen heiligen Berg, als den eigentlichen Sitz Jehova's, hingedeutet, der im äussersten Norden liege **). Solche Nachrichten und Fingerzeige dürfen wir

*) Jes. 41, 2 ff. V. 8 f. V. 25. Israel wird hiernach »vom Aufgang her« erweckt, von den Enden der Erde herbeigeführt; es wandelt siegreich einen Pfad, den es nie betreten, durch die Veranstaltung dessen, welcher die Menschengeschlechter hervorrief von Anbeginn. Vergl. was darüber schon Abtheil. I. Vorles. I. vorgetragen ist.

**) Jes. 14, 14. »Du sprachst, zum Himmel will ich aufsteigen, über die Sterne Gottes meinen Thron erheben, und wohnen auf dem *har mo'ed* im äussersten Norden.« *Ohel mo'ed* heisst das Zelt der Zusammenkunft oder der Festversammlung; die sogenannte Stiftshütte; *mo'ed* heisst auch Festtag, Festopfer; der durch diesen Ausdruck charakterisirte Berg ist also in jedem Falle ein heiliger Berg, ein jehovistischer Cultusberg. *Jarcthe-zaphon* sind die fernsten Gegenden des Nordens, so wie *jarcthe-erez* die fernsten Gegenden der Erde; Jerem. 6, 22: »Sieh ein Volk kommt vom Lande des Nordens und eine grosse Nation steht auf vom Aeussersten der Erde.« Vergl. daselbst 25, 32. In räthselhafter Weise wird auch Psalm 48, 3 des entferntesten Nordens gedacht: »Gross ist Jehova und sehr preiswürdig in unseres Gottes Stadt, auf seinem heiligen Berge. Schön erhebt sich der ganzen Erde

doch wohl nicht achtlos bei Seite schieben, wenn es uns um Wahrheit zu thun ist und wir uns nicht geflissentlich dagegen verblenden wollen. Wie Indier, Perser, Griechen in Hinsicht ihrer Herkunft und des Ursprunges ihrer Culte auf den Norden und Osten deuten *), ganz so auch Israel; und wir haben keinen Grund und dürfen uns nicht erlauben, von dieser allgemeinen Tradition die hebräische loszureissen, wenn sie selbst sich so entschieden an dieselbe anschliesst.

§. 6.

Die Ueberlieferungen, welche das hebräische Geschlecht von seinen Urzeiten her bewahrt, sind nicht alle in den beschränkten Umfang der biblischen Bücher eingeschlossen. Dasselbe hat auch noch ausserdem Sagen und Schilderungen, die, wenn auch mit mythischen Ausschmückungen und Corruptionen behaftet, doch keinesweges ganz zu ignoriren

---

Lust, der Zionsberg *jarcthe-zaphon*, des grossen Königes Stadt.« Benennungen des heiligen Nordberges, des eigentlichen Zion, scheinen hier auf die Burg in Jerusalem übergetragen zu sein. Ein Berg der Pracht, Herrlichkeit (Sapher) kommt in dem Stationenverzeichnisse 4 Mos. 33 vor. Auch die Indier sagen von einem heiligen Nordberge; denn »nach der älteren Ansicht ist der Meru nicht der Mittelpunkt der Erde, sondern das äusserste Gebirg des Nordens.« Ganz die biblische Vorstellung und Ausdrucksweise. »Es waren dort die Wohnungen des Brahma und Wishnu..... Er erleuchtet die nördliche Gegend, es umwandeln ihn die Gestirne.« S. Lassen, Indische Alterthumskunde II. S. 511. 847.

*) Wir werden hierauf weiterhin näher zu sprechen kommen. Die Perser haben eine der hebräischen sehr ähnliche Wandersage mit Stationenverzeichniss vom Norden her. Bei den Griechen ist es besonders die hochwichtige und ganz deutliche Hyperboreersage, die hieher gehört.

sind. Auch bei Arabern und Muhamedanern findet sich Einiges, was Aufmerksamkeit verdient. Wir wollen Nichts unbeachtet lassen, was in dem dunklen Gebiete, welches wir zu betreten gewagt, irgend ein Licht zu entzünden, oder das schon aufgegangene zu verstärken im Stande sein mag.

Wie, wenn wir auch hier wieder auf jene nördlichen und östlichen Gegenden, aus welchen Jesaias sein Volk herkommen lässt, hingeführt würden, wenn da sogar noch bestimmter eine unverkennbare Erinnerung an die Behringsstrasse und an den jenseitigen Continent begegnete? —

Es ist wirklich so. Die Juden reden von einem gewissen, scheinbar rein fabelhaften und chimärischen Flusse Sambatjon, welcher 17 Meilen breit sei, über der Wüste Calicut jenseits der in Asien zerstreuten Judengeschlechter liege, das grosse Indien scheide und ein ausgedehntes Land begrenze, wo viele besondere Länder und Königreiche befindlich, ein grosser, schöner, dicker Weizen wachse, und Menschen mit purpurfarbigen Angesichtern wohnten, die Berge Goldes besässen, aber Mangel an Eisen hätten. Man wird hier nothwendig an die zwischen Asien und Amerika liegende Meerenge, an den amerikanischen Mais, an die alten Einwohner Amerika's, die ihr natürliches Roth durch Rothfärbung zu erhöhen suchten *),

*) »Auf Verzierungen ihres Gesichts wend[illegible] meisten Fleiss und Kunst..... Vorzüglich lieben sie [illegible]nnoberfarbe und bemalen sich damit zuweilen den ganzen Kopf, so dass er feuerroth aussieht..... Am Muskingum findet man eine gelbe Ockererde, die gebrannt eine schöne, rothe Farbe giebt. Damit bemalen sich vornehmlich die huronischen Krieger, denen es nicht zu viel ist, eine Reise von mehr als 20 Meilen zu

und den Mangel und Werth eiserner Werkzeuge bei ihnen erinnert. Der Sambatjon, Sabbatjon heisst der ruhende, stillstehende von *schabath*, ruhen; er wird auch *nehar abanim*, Steinfluss genannt, soll austrocknen und sich in einen weissen Sand verwandeln — was Alles auf ein zu Zeiten gefrierendes Gewässer, wie die Behringsstrasse ist, gedeutet werden kann. Er soll ferner Steine rollen und ein donnerartiges Getöse machen, was ganz genau auf dieselbe Meerenge passt, wo selbst im Sommer eine Menge Eismassen treiben und mit donnerartigem Getöse aneinanderschlagen *).

Das Alles zusammen wird nicht zweifeln lassen, dass die Israeliten schon vor Zeiten eine Kenntniss jener Gegend gehabt, ja dass sie selbst einmal dort gewesen, indem sie von ihrer jenseitigen Heimath her nach Asien übersetzten. Sehr auffallend ist in dieser Hinsicht auch eine Stelle im Koran **) wo Folgendes erzählt wird: »Mose sprach zu seinem Diener: ich will fortreisen, bis ich an den Ort komme, wo die beiden Meere zusammenfliessen; lange, lange 80 Jahre will ich reisen.« Dies lässt sich schwerlich anders verstehen, als dass von einer äusserst entfernten Meerenge die Rede ist, wohin sich Mose begeben will, was somit ganz in diesen Zusammenhang passt. Auch

---

thun, bloss um sich mit dieser Farbe zu versorgen.« Loskiel, Missionsgeschichte. Barby 1789. S. 63.

*) Vergl. darüber Wrangel's Reise längs der Nordküste Sibiriens und auf dem Eismeere. Ausland 1839. Nr. 361. S. 1441. Ueber den Sambatjon und was damit zusammenhängt s. Eisenmenger, Entdecktes Judenthum II. S. 533 f. Bodenschatz, Kirchliche Verfassung der Juden IV. S. 262. 265. Oertel, »Was glauben die Juden?« Bamberg 1823. S. 189.

**) Sure XVIII.

der dritte jener amerikanischen Votane will so lange reisen, bis er seine Verwandten, die Culebras, gefunden *).

Israels Wanderung ging, nach Radenhausen, von Westen und Norden (Gosen, Saron) ost- und südwärts hinab. Der Bibel zu Folge ging sie nach Norden, Baal Zephon **); und die arabische Tradition, wie sie in Tabari's berühmter Geschichte vorkommt, stimmt damit merkwürdig überein; hiernach wendeten sich die Hebräer bei ihrer Wanderschaft nach Norden und hatten zum Wegweiser ein Nordlicht ***). Das Buch der Weisheit spricht in derselben Beziehung von einem »Sternenlichte.«

§. 7.

Noch ein Paar Gründe, aus welchen zu erhellen scheint, dass die biblischen Autoren ganz andere Ortsverhältnisse, als die, welche wir in den betreffenden Beziehungen anzunehmen pflegen, im Sinne gehabt; dass in den Ueberlieferungen und Erzählungen wenigstens ursprünglich ganz andere Vorstellungen, als die später durch Verwechselung der Localitäten entstandenen und gangbar gewordenen, gewaltet haben, sind nachstehende.

Man erwäge erstlich die Stellen, wo es die Propheten entschieden mit dem afrikanischen Mizraim zu thun haben! Im Jesaias spricht sich das ganze 19. Capitel über Aegypten aus und bedroht es mit Unglücksfällen. Wie natürlich

*) Näheres darüber wird weiter unten vorkommen.

**) Baal ist der bekannte Vorsatz vor geograph. Namen; *zaphon* ist Mitternachtsgegend, Norden, Nordwind. Baal Zephon konnte den Norden von Amerika über Mexico (Anahuac) hinaus, auch wohl den Hauptort dieser Gegend, eine Nordstadt, Feste des Nordens, bedeuten.

***) Rosenöl, Sagen und Kunden des Morgenlandes. Stuttg. u. Tübingen 1813. I. S. 100.

war es hier, wenn der Prophet nur ein Mizraim kannte, an jene Schrecken der Vorzeit zu erinnern, die sich nunmehr erneuern würden! Aber nicht die leiseste Andeutung davon ist zu finden. Eben so Cap. 30 und 31, wo sich der Prophet wider das Bündniss mit Aegypten erklärt, bei dem man Hülfe suchte; auch da wäre es am Orte gewesen, daran zu erinnern, wie dieses Reiches Macht und Herrlichkeit schon vor Zeiten zu Schanden geworden. Aber auch da ist keine Rede davon. Dieselbe Erscheinung bei Ezechiel; er eifert wider Aegypten mehrere Capitel hindurch *); es sollen über Volk und Herrscher göttliche Strafgerichte ergehen, damit sie Jehova's Macht erkennen. Aber hatte sich dieselbe nicht schon ehemals so beschämend an ihnen geoffenbart? Warum auch hier keine Erinnerung daran, kein Vergleich des Angedroheten mit dem bereits vor Zeiten Geschehenen? Davon scheinen diese Propheten gar nichts zu wissen.

Aber so ist es nicht; sie wissen, wie andere Stellen lehren, sehr wohl darum; hier aber gedenken sie dieser Dinge desshalb nicht, weil dieselben nicht in dem afrikanischen Aegypten vorgegangen, sondern ganz anderswo, in einem Aegypten nämlich, welches zwar unserer Ansicht nach die ursprüngliche Heimath, der erste Sitz und Ausgangspunkt des diesen Namen führenden afrikanischen Volkes und Reiches gewesen, von welchem aber Letzteres zu lange gesondert und für sich gestellt war, als dass man es füglich damit identificiren konnte.

Ein anderes Beispiel ist dieses. Da, wo das Buch Exodus den Durchgang durch das Meer beschreibt, wird dieses durch einen starken Ostwind getheilt und getrocknet, der die ganze Nacht durch weht. In dieser Nacht wird

*) Cap. 29—32.

hinübergezogen; da hätte man nun, wenn man über das rothe oder über das todte Meer von Westen nach Osten zog, diesen Wind gegen sich gehabt, wobei man schwerlich fortgekommen wäre. Es ist hiebei zu bemerken, dass der Ostwind, *ruach kadim*, im Orient ein in der That äusserst heftiger Sturmwind ist. Verlegt man den Ort der Begebenheit, so dass der Zug in umgekehrter Richtung, von Osten nach Westen, vor sich geht, so lässt sich die Sache eher denken; und so ist es der Fall, wenn man sich vorstellt, es sei keines der genannten Meere, sondern ein ganz anderes, in der jenseitigen Hemisphäre gelegenes, es sei, wie Brown annimmt, der californische Meerbusen überschritten worden, indem man sich von Sonora aus zunächst nach der californischen Halbinsel hinüberrettete. Auf diese Weise scheint sich die alte Relation den Vorgang in der That gedacht zu haben; und insofern möchte auch hier noch ein Bewusstsein des wahren Sachverhaltes in den biblischen Erzählungen durchschimmern.

§. 8.

In den Erzählungen der Genesis und des Buches Exodus wird da, wo der Schauplatz der Begebenheiten das fragliche Mizraim ist, mehrmals von einem Strome oder Flusse *par excellence*, auch von Strömen und Flüssen und anderen Gewässern gesprochen. Nun sollte man denken, es müsste da bestimmt der Nil, der einzige Strom Aegyptens, genannt sein, wofern man einen besonderen Namen dafür hatte. Ein solcher war vorhanden; der Nil heisst hebr. Schichor, der Schwarze, weil er mit schlammiger Fluth *) dahinströmt, griech. eben so Melas, lat. Melo; der Name Nil wird, dem entsprechend, aus dem Sanskrit

*) χειμαρρος πηλωδης.

erklärt, wo *nilas* der Schwarze, Dunkelblaue, heisst. Allein davon kommt in jenen Erzählungen Nichts vor. Es werden lauter Wörter mit allgemeiner Bedeutung gebraucht, die jedes fliessende Gewässer bedeuten können. So besonders *jeor*, Fluss, womit man allerdings ein ägyptisches Wort *jaro*, *jero* vergleicht, das aber eine ebenfalls allgemeine Bedeutung hat, von P. v. Bohlen *) aus dem Sanskrit durch *yaras*, *yaro*, der Gehende (Fliessende), erklärt wird und nicht nothwendig den Nil bezeichnet. Im Daniel **) steht *jeor* von einem anderen Flusse; Plur. *jeorim*, Bäche, Ströme, Canäle. In der Stelle: »Recke deine Hand aus über die Wasser Aegyptens, über seine Ströme, Flüsse, Seen und all seine Wassersammlungen« ***) steht für Strom *nahar*, für Fluss *jeor*, womit also gar nicht einmal der Hauptfluss des Landes gemeint zu sein scheint, sondern ein geringerer, aber der Residenz des Herrschers näherer. Wir werden so keineswegs gezwungen, an das Land des Niles zu denken; aber auf Palästina werden wir darum nicht hingeführt. Die Formen *jaro*, *jero*, *jeor* finden ihren Anklang auch in Amerika; mehrere Gewässer daselbst haben ähnliche Namen, wie Yaro ****), Yary, Jura, Yurua, Juruary, Yuruena, Yabari, Jubuari. Und so liegt uns, wie es scheint, in jenen Bibelstellen ein im amerikanischen Mizraim gangbar gewesener Flussname vor, den Hebräer und Aegypter von dorther hatten, und der sich bei den Ersteren insbesondere in der Erzählung der Begebenheiten erhielt, deren Schauplatz jenes amerikanische Urland gewesen.

---

*) Altes Indien II. S. 487 f.

**) Cap. 12, 5. 6. 7.

***) 2 Mos. 7, 19.

****) In Guatemala.

§. 9.

Radenhausen setzt, wie schon angegeben, das fragliche Mizraim der Bibel mitten in Palästina selbst hinein. Nun würde aber bei der in den biblischen Büchern so häufigen Erwähnung des Aufenthaltes in Mizraim und des wunderbaren Auszuges aus diesem Lande, wenn dasselbe ein Theil von Palästina selbst gewesen wäre, doch wohl irgendwo eine Spur von noch nicht ganz verwischtem Bewusstsein davon vorkommen. Es ist aber eine solche meines Wissens weder im Pentateuch, noch sonstwo aufzufinden. Dem einheimischen Namen Aegyptens entsprechend ist der im Hebräischen für dieses Land und Volk gebrauchte Name Ham, Cham; damit wird in den Psalmen mehrma's das Aegypten bezeichnet, wo Israel geknechtet war. So heisst es daselbst: »Jehova schlug die Erstgeburt in den Zelten Ham.« — »Jakob war Fremdling in dem Lande Ham.« — »Mose und Aaron thaten Jehova's Wunder im Lande Ham.« — »Sie vergassen Gott, ihren Erretter, der Grosses gethan in Mizraim, Wunderbares im Lande Ham, Furchtbares am Schilfmeer«*). Mizraim wird auch als »Gefilde Zoans« bezeichnet: »Vor ihrer Väter Augen that er Wunder im Lande Mizraim, in Zoans Gefilde«**). Zoan wird für Tanis in Unterägypten am östlichen Ausflusse des Niles gehalten***). Aber alle diese Namen können aus dem Urlande übertragen sein. Im Gesetze wird vorgeschrieben: Gegen Fremdlinge solle man wohlwollende Gesinnungen hegen; denn Fremdlinge seid auch ihr gewesen im Lande

*) Ps 78, 51. Ps. 105, 23 u. 27. Ps. 106. 22. Amerikanisch ist *haam*, *aam*, *hamu* Erde (Land) überhaupt. Martius, Ethn. I. S. 312.

**) Ps. 78, 12. Eben so v. 43.

***) Vergl. Jes. 19, 11. 13. Cap. 30, 4. Ezech. 30, 14. Madecassisch, malayisch etc. *tany*, *tane*, *tana*, Erde.

Mizraim *). Die Israeliten betrachteten Palästina als das ihnen von Gott gegebene Eigenthum; sie sahen sich hier nicht für Fremdlinge an, die keinen Anspruch auf das Land zu machen hatten. Eine solche Art zu sprechen, wie bei den angeführten Stellen getroffen wird, begünstigt daher Radenhausen's Ansicht keineswegs. Es liesse sich indessen annehmen, solche Lieder und Bücher, wie die citirten, seien zu einer Zeit verfasst, wo die Verwechselung der beiden Mizraim bereits vollzogen, die Differenz aus dem Bewusstsein des Volkes und der Zeit verschwunden gewesen. Allein sollten in der biblischen Sammlung nicht auch noch Bücher und Stellen erhalten sein, die älteren Ursprunges sind und sich über den betreffenden Sachverhalt noch besser unterrichtet zeigen? — Wir stossen, wie bereits bemerkt worden ist, wirklich auf Aeusserungen und Schilderungen, welche sich mit der herkömmlichen Auffassung der Dinge im offenbaren Widerspruche befinden, nicht aber zu Gunsten der Verminderungs- und Beschränkungsmanier, indem sie vielmehr der ganz entgegengesetzten zur Unterstützung dienen. So namentlich bei den Propheten, welche, wie aus ihren Hindeutungen auf die hebräische Vorzeit erhellt, noch recht gut wussten, woher ihr Volk gekommen, und deren Darstellungen nicht nur der gewöhnlichen Vorstellung widerstreiten, sondern auch, und das noch weit mehr, der Hypothese Radenhausen's entgegentreten.

§. 10.

Der biblischen Erzählung nach war das Land, welches Israel einnehmen sollte, ein ihm völlig unbekanntes, sowohl was die natürliche Beschaffenheit desselben, als was die Einwohner betrifft. Wie Mose Kundschafter nach ihnen aussendet, sagt er zu ihnen: »Sehet das Volk, das darin wohnet, ob es stark oder schwach, ob es wenig oder viel;

*) 5 Mos. 10, 19.

und wie die Städte, in welchen es wohnet, ob in Lagern oder Festungen; und wie das Land ist, ob gut oder schlecht, fett oder mager, ob darin Bäume sind oder nicht« *). Die Hebräer hatten über 400 Jahre in Aegypten gewohnt. War nun dies ein von Palästina völlig verschiedenes Land, so ist eine solche Unkunde und Ungewissheit über das Letztere weniger auffallend, auch wenn daselbst schon ihre Stammväter gewohnt. Aber wenn das betreffende Mizraim in Palästina selbst befindlich war, so konnte man auch nach einer 400jährigen Entfernung aus den bewohnten und bebauten Theilen des Landes, und nachdem man bloss im *wâdi el araba* herumgezogen, so ganz unbekannt damit nicht sein. Die Erzählung scheint sogar vorauszusetzen, dass die Hebräer gar nie in dem Lande gewesen, auch nicht in der Patriarchenzeit, was der Brown'schen Hypothese zu Gute kommt. Ist doch in der Geschichte der Patriarchen so viel von Bäumen, Hainen, Waideplätzen und bewohnten Orten die Rede; und Mose weiss nicht einmal, ob Bäume darin sind! Wenn irgend ein Umstand sprechend ist, so ist es dieser.

§. 11.

Die Israeliten trafen bei ihrer Ankunft in Palästina auf Völkerstämme, die ihnen verwandt waren und ihre Sprache redeten, so dass sie sich ganz einfach mit ihnen zu verständigen vermochten. Dies könnte einerseits zu einem Einwurf gegen unsere Ansicht dienen; es könnte scheinen, als wären die Israeliten, wie nach gewöhnlicher Annahme der Fall, schon in der patriarchalischen Zeit in dem Lande zu Hause gewesen. Allein dem widerspricht nicht nur die völlige Unkunde des Landes, wie sie Mose zu erkennen giebt; in mehr als 400 Jahren und bei so grosser Verschie-

*) 4 Mos. 13, 18.

denheit der Wohnsitze und Verhältnisse während dieser Jahrhunderte hätten sich auch wohl die Dialekte verändern müssen, so dass man sich wundern muss, statt dessen eine so grosse sprachliche Einheit und Einfachheit zu finden.

Von unserem Gesichtspunkte aus stellt sich die Sache so. Jene stamm- und sprachverwandten Völker gehörten sämmtlich zu der grossen semitischen Völkerwanderung aus Amerika, welche sich zu Mosis Zeiten gebildet hatte und unter seiner Führung unternommen worden war. Anfangs stand derselbe an der Spitze des ganzen Zuges, wobei Israel bloss dessen Centrum bildete. Aber auf dem langen Wege durch einen Theil Amerika's und ganz Asien durch zerstreute man sich; ein Theil blieb hinter den Israeliten zurück, ein Theil eilte ihnen vor; und so waren mehrere der vereinigten Stämme schon vor ihnen nach Palästina gekommen und hatten sich daselbst festgesetzt.

Auf diese Art wird dann auch das sonderbare Benehmen der Gibeoniten in's Licht gesetzt, die zwar auch schon im Lande angesiedelt waren, sich aber, um nicht gleich den Uebrigen behandelt zu werden, für arme, wegmüde Wanderer ausgaben, die so eben erst angelangt seien*). Sie sprachen von einem sehr fernen Lande und einem sehr weiten Wege, den sie dahergezogen seien. Wenn sie aber ein ganz fremder Volksstamm waren, der mit den Israeliten nie in Berührung gestanden, wie konnten sie sich mit ihnen verständigen? Wie die Erzählung vorliegt, so geschah dies ohne alle Vermittlung; sie sprachen eben auch »die Sprache Canaans,« und das hätte sie denn auch sogleich als Eingeborene des Landes kenntlich gemacht und ihre Absicht vereitelt, wenn die Sachen so standen, wie man es sich zu denken pflegt. Allein sie

*) Josua 9, 3 ff.

hatten eine solche Entdeckung nicht zu fürchten. Sie hatten zu dem allgemeinen Wanderzuge gehört, waren ein Theil des *ereb*, der nicht-israelitischen Völkerschaften gewesen, welche mit den Israeliten zusammen den gesammten mosaischen Heerhaufen bildeten *), hatten sich aber von ihm abgelöst, waren ihren besonderen Weg gegangen und auf diese Weise früher, als die Israeliten, im Lande angekommen. Nun wollten sie, um sich vor feindlicher Behandlung zu schützen, nicht als Abtrünnige und Vorgeeilte, sondern als harmlose Nachzügler angesehen sein, was ihnen Anfangs auch gelang, bis ihre bereits in Besitz genommenen palästinensischen Wohnplätze bekannt wurden.

§. 12.

Dass so viele der von der Bibel genannten Stationen oder Rastörter so gar keine Spur gelassen, das dürfe, sagt Badenhausen, nicht befremden; denn diese Oerter und Namen hätten eine nur momentane Bedeutung gehabt und wären dann wieder vergessen worden. Allein man hat doch ihre Namen bewahrt und in die Verzeichnisse gesetzt; man hat die Absicht gehabt, sie im Gedächtnisse zu behalten und den Nachkommen zu überliefern. Und hätte sich die ganze Begebenheit auf einem so heimathlichen Boden abgespielt, so würde doch wohl eine und die andere dieser Stationen auch in örtlich fixirtem Andenken geblieben sein. Insbesondere hätte dies bei dem Meere, das man durchschritten, und dem Berge der Gesetzgebung der Fall sein müssen, wenn sich dieselben in so unmittelbarer Nähe befunden hätten. Diese Lokalitäten wären, als so wichtig und hervortretend in der Geschichte des Auszuges und der Wanderung, als so bedeutsam für Religion, Gesetzgebung, Cul-

*) 2 Mos. 12, 38.

tus, ganz gewiss in lebhaftester Erinnerung geblieben. Ewig und ewig hätte man gesagt: »Hier war es, wo Israel über das Meer gegangen, und hier, wo es sein Gesetz erhalten.« Wie ausdrücklich wird das Volk ermahnt, diese Dinge im Gedächtnisse zu behalten!. »Nimm dich wohl in Acht, dass du die Dinge nicht vergessest, die deine Augen gesehen, und dass sie nicht aus deinem Herzen weichen all dein Leben lang; und thue sie kund deinen Söhnen und Enkeln: den Tag, da du vor Jehova standest am Horeb« etc. *). Hat man doch andere, zum Theil viel unbedeutendere Thatsachen und Vorgänge durch Denkmale bezeichnet und fortwährend die Orte gezeigt, wo sie sich zugetragen hatten! Wie die von den Philistern erbeutete heilige Lade zurückkommt, wird sie auf einen grossen Stein gesetzt; »und Zeuge ist der grosse Stein, worauf sie die Lade Jehova's setzten, bis auf diesen Tag, im Felde Josua's, des Bethsemiters« **). Der Berg, auf welchen Simson die Thore von Gaza trug, wird eine halbe Stunde weit von der Stadt gezeigt ***) etc. Und rücksichtlich des Schauplatzes, wo der berühmte Uebergang über das Meer, die Gesetzgebung unter furchtbaren Naturerscheinungen Statt gefunden, sollte sich keine örtliche Erinnerung bewahrt haben, kein Denkmal errichtet und von Geschlecht zu Geschlecht gezeigt und ausgedeutet worden sein? Dergleichen hätte ganz gewiss nicht gefehlt. Allein man hatte in den ersten Zeiten ohne Zweifel die Vorstellung sehr entfernter Oertlichkeiten; und da im Verlaufe der Zeit die Erinnerungen dunkler und unbestimmter wurden, und man, durch die Gleichheit der Benennungen getäuscht, das ursprüngliche, weit entlegene

*) 5 Mos. 4, 9.

**) 1 Sam. 6, 18.

***) Raumer, Palästina S. 190.

Mizraim, Mazor, Misr mit dem nahen Nillande verwechselte, so musste man das Meer und den Berg in einer diesem Lande entsprechenden Lage suchen; und so bot sich das westliche Horn des rothen Meeres und das Gebirge in der Halbinsel dar, die zwischen den Hörnern dieses Meeres liegt, und die, weil man das Gebirge für den Gesetzgebungsberg Sinai erklärte, die sinaitische genannt worden ist.

§. 13.

Das Gosen, Goschen, welches im Buche Josua vorkommt, mag immer identisch mit der Ebene Saron gewesen sein; wenn der Name (von *gusch*) eine Marsch überhaupt, ein aus Anschlämmungen des Meeres entstandenes feuchtes, fettes, zu Zeiten schmutziges Weideland bezeichnet, wie R. erklärt, so hat die Wiederholung des Namens an geeignetem Orte gar nichts Auffallendes. Wandervölker und Colonisten übertrugen ja, wie G. Brown hervorhebt, überhaupt von jeher die Namen ihrer alten Heimath in die neue, um sich so gleichsam jene in dieser wieder herzustellen *). Auch der Name Schilfmeer wird ein auf solche Weise übertragener Name gewesen sein und konnte eben so, wie Gosen, schon um seiner Bedeutung willen, verschiedentlich angewendet werden. Der hebr. Ausdruck ist: *jam-suph;* und das bedeutet wohl eigentlich Grenzmeer; vergl. *suph*, aufhören, ein Ende nehmen, *soph*, Ende, *saph*, Schwelle; *suph* in der Bedeutung Schilf, Meertang, Seegras ist secundär, von dem schilfigen Grenzmeer abgeleitet; man berücksichtige Stellen, wie 2 Mos. 23, 31:

*) Richter 1, 22 ff. wird erzählt, wie Lus (Bethel) eingenommen wird; nur ein Mann und sein Geschlecht blieb am Leben und der zog in's Hethiterland und bauete eine Stadt mit Namen Lus.

»Und ich will als deine Grenze setzen das Grenzmeer (Schilfmeer) und das Philistermeer und die Wüste bis an das Wasser.« Dass auch das rothe Meer so hiess, bemerkt R. selbst. Schon aber im Urlande kann und mag ein Grenzmeer so geheissen haben, dasjenige, wo der berühmte Uebergang in der That Statt gefunden, nach Brown das Purpurmeer oder der californische Meerbusen. Derselbe hat ein ganz ähnliches Verhältniss zu den anstossenden Landschaften, namentlich Sonora und Californien, wie der arabische zu Aegypten und der sinaitischen Halbinsel. Nur musste er in umgekehrter Richtung überschritten werden, wozu, wie schon oben bemerkt, ganz gut der Umstand passt, dass ein heftiger Ostwind das Meer getheilt und getrocknet haben soll. Denn wenn Israel von Aegypten her die Flucht ergriff, so hatte es den von der Morgengegend her tobenden Sturm gegen sich und musste demnach am Fortrücken entschieden gehindert werden. Eben so hätte es beim Uebersetzen des todten Meeres den Wind gegen sich gehabt. Dort in Amerika aber, wenn es von Sonora aus über das Purpurmeer ging, hatte es ihn im Rücken; vergl. oben §. 7.

§. 14.

Mizraim, sagt Radenhausen, sei die Bezeichnung der in Palästina herrschenden Aegyptier gewesen; es sei die Mehrzahl von *mazor*, arab. *misr*, und hätte demnach, wenn es das Land bezeichnen sollte, durch »die Aegypten« übersetzt werden müssen. Das besondere Wort für Aegyptier ist jedoch im Hebräischen *mizri*, Plural *mizrim*; *mazor*, Veste, wird ebenfalls für Aegypten gebraucht; und *mizraim* ist Dual und heisst Doppelveste; Brown ist der Meinung, es bedeute eigentlich »die beiden Festländer« oder »Continente,« und bezeichne so die bei-

den Amerika's im Norden und Süden; speciell den Sitz des alten, mächtigen Cultur- und Herrschervolkes, welchem Israel im amerikanischen Urlande unterworfen gewesen und den er sich vornehmlich in der Gegend von Mexico, auf der Hochebene von Anahuac, denkt *). Der Auszug Israels aus Aegypten mitsammt der 40jährigen, eine ganze Generation aufreibenden Wanderung **) sei im Ganzen und Allgemeinen der Ausgang aus dem amerikanischen Continente über den Norden (die Behringsstrasse oder die sich bogenförmig von einem Welttheile zum anderen erstreckende aleutische Inselkette) nach Asien, zunächst aber die Entfernung von jenem Herrschervolke und seinem Hauptsitze in Mexico mit Ueberschreitung des californischen Meerbusens und von da in den Norden Amerika's gewesen, der durch den Namen Baal Zephon bezeichnet wird. Auf diesem von einem Continent zum anderen hinüberführenden Wege seien denn auch wohl die den Hebräern auf ihrem Zuge heilig und bedeutsam gewesenen Berge, der Sinai, der Horeb, der heilige Nordberg, Jehovahs Sitz »im äussersten Norden,« der ursprüngliche Zionsberg zu suchen, mögen dieselben für verschiedene Höhen oder für

*) Im Frühjahre 1866 wurde aus New-York geschrieben: »Der Congress hat einen Antrag angenommen, wonach die Vereinigten Staaten ihren Namen ändern und sich künftig Amerika nennen.« So nun also erstlich der ganze Welttheil und dann speciell ein Theil desselben — ganz dem Gebrauche ähnlich, den man obiger Vermuthung nach im Alterthume von dem Namen Mazor und Misraim gemacht.

**) »Ihr sollt nicht in das Land kommen, ausser Caleb und Josua. Euere Kinder bringe ich hin. Aber euere Leiber sollen fallen in dieser Wüste und euere Söhne sollen weiden in der Wüste 40 Jahre lang, bis euere Leiber aufgerieben sind.« 4 Mos. 14, 30 ff.

eine und dieselbe, die nur verschiedene Namen geführt, zu halten sein. In dem Stationenverzeichnisse 4 Mos. 33 kommt nur »die Wüste Sinai« v. 15, dann ein Berg Sapher (*schepher*, Schönheit, Pracht), einer mit Namen Hor-Gidgad, der Berg Hor, wo Aaron stirbt, und das Gebirge Abarim vor. 5 Mos. 10, 6 stirbt Aaron zu Moser, von da zieht man nach Gudgod. In dem Berge der Schönheit, Herrlichkeit liesse sich der erhabene Nordberg des Jesaias vermuthen, als dessen Nachbild Psalm 48 der Zionsberg erscheint und mit demselben Namen bezeichnet wird *). Dieser heilige Nordberg war wohl eine befestigte Höhe im Norden Amerika's, wo sich die in der mosaischen Zeit auswandernden Völker zunächst gesammelt und festgesetzt hatten, vielleicht um für immer da zu bleiben, bis sie durch irgend ein störendes Ereigniss zum Weiterziehen genöthigt wurden. Darum hiess er *har-moed*, Versammlungsberg, wie die sogenannte Stifthütte *ohel-moed* Versammlungszelt, weil sie während des Zuges ein eben solches Centrum ausmachen sollte.

In jenem nach Radenhausen's Behauptung in Palästina selbst gelegenen Mizraim hätte ein ägyptischer Pharao mit seinem Hofstaate residirt — das Unglaublichste, was man aufstellen kann, es müsste denn dieser Pharao eigentlich nur ein Statthalter oder Unterkönig gewesen sein. Allein dass er von einem Höheren abgehangen, davon ist keine Spur; die biblische Relation lässt ihn einfach und unbedingt das ganze Reich beherrschen. Sehr ausdrucksvoll ist namentlich die Stelle: »Vom Erstgeborenen Pharao's der auf seinem Throne sitzt, bis zum Erstgeborenen der Magd, welche hinter der Mühle ist **). Pharao ist

*) S. oben §. 5. S. 386 f.
**) 2 Mos. 11, 5.

auch da, wo unzweifelhaft von dem Nillande die Rede, der Name des Beherrschers *). Das angebliche Mizraim in Palästina soll nach R. nur einen geringen Umfang gehabt haben **); die Bibel aber schildert das, was sie so nennt, als ein grosses, namentlich an Gewässern reiches Land ***). Dies Letztere passt auch nicht wohl auf das Land des Nil es, welches nur diesen einzigen Strom hat, dessen Arme, Canäle, Abflüsse, Sümpfe man bei dieser Stelle, um nothdürftig auszureichen, in erzwungenen Anspruch nimmt. Wie ganz anders ist die Beschreibung, die Jesaias ****) von den Gewässern Aegyptens — des afrikanischen Aegyptens — giebt, wie deutlich ist hier, dass Alles im Grunde nur der einzige Nil ist!

§. 15.

Die Annahme, dass nicht das rothe, sondern das todte Meer (Salzmeer) überschritten worden sei, und dass dies bei jener Furt geschehen, »durch welche von Alters her eine Verbindung zwischen Jerusalem und dem Ostlande am Euphrat gegangen sein wird,« hat es mit mehreren sehr ungünstigen Umständen zu thun. Die Furt wird selten benützt; sie ist, wie Radenhausen selbst bemerkt, »nur zu begehen, wenn Trockenheit herrscht und Ost- und Südwinde das Wasser nach Norden drängen.« Zwar ist die

*) So Jes. 19, 11. Jerem. 46, 2. v. 17, v. 25. Ezech. 29, 2 ff. etc.

**) Weil die Berichte ergeben, dass das Gebiet Misraim von Kenitern, Philistern und anderen Völkern umgeben war, so steht ausser Zweifel, dass es von geringem Umfange war.«

***) 2 Mos. 7, 19. »Recke deine Hand aus über die Wasser Aegyptens, über seine Flüsse, Ströme, Seeen und alle seine Wasserammlungen.«

****) Cap. 19, 5 ff.

Wassertiefe »bei niedrigen Seeständen so gering, dass man von einem Ufer zum anderen in 5 Stunden waten kann.« Es schält sich aber beim Durchwaten die Haut an den Beinen völlig los, was ein schlechtes Vergnügen sein wird. Nach einem solchen Gange wäre man zu Triumphgesängen und Siegestänzen wohl wenig aufgelegt gewesen. Auf keinen Fall konnten, scheint es, in diesem Meere die Aegyptier in der Art, wie es die Tradition meldet und beschreibt, zu Grunde gehen; denn das Wasser erleichtert durch seinen Salzgehalt das Schwimmen und lässt nicht untersinken *). Nach dem Berichte des Buches Exodus und dem Lobgesange Mosis kamen die nachsetzenden Aegypter sämmtlich um; und zwar durch Untersinken: »Sie sanken in den Abgrund, wie Steine.« — »Sie sanken in dem gewaltigen Wasser, wie Blei.« So auch sonst: »Jehova liess über die Aegyptier, ihre Rosse und Wagen das *jam-suph*-Meer strömen und vertilgte sie« **). — »Das Wasser deckte ihre Dränger; nicht einer von ihnen blieb übrig« ***). — »Die Heiligen wurden durch die Fluthen geleitet, ihre Feinde aber ersäuft und aus der Tiefe des Abgrundes an's Land geworfen« ****). Das ist das gerade Gegentheil von dem, was im Salzmeer geschehen konnte, wenn nicht auch hier ein Wunder waltete und die Natur des Wassers verwandelte, was jedoch die moderne Kritik nicht zu glauben geneigt sein wird. Wir könnten zwar annehmen, dass die Darstellung des Buches Exodus und der sonst citirten Bücher, als eine verhältnissmässig sehr späte, nur sehr sagenhaft und mythisch berichte, dass in ihr bereits die Ver-

*) Vergl. Raumer, Palästina. Leips. 1838. S. 64 f.
**) 5 Mos. 11, 4.
***) Psalm 106.
****) Buch der Weisheit.

wechselung der wahren Localitäten mit den später angenommenen herrsche, dass also Manches darin, was der Hypothese widerspricht, billigerweise nicht in Anschlag zu bringen sei. Allein dass die nachsetzenden Aegyptier im Meere umgekommen, kann ich doch nicht für erdichtet halten. Das 15. Capitel des Buches Exodus enthält zunächst den künstlich ausgeführten »Lobgesang Mosis und der Israeliten,« woraus die oben citirten Stellen gezogen. Dann aber folgt ein sehr einfacher und kurzer Gesang, von der Prophetin Mirjam angestimmt, welcher die Frauen mit Pauken und Reigen folgen:

»Singet dem Herrn! Er ist herrlich und hehr;
Ross und Wagen, er stürzt sie in's Meer.«

Wenn nun auch das erstere Lied ein erst lange nach der Begebenheit gedichtetes und hier nur zur Ausschmückung der Erzählung eingeschaltetes sein sollte, so möchte doch jenes schlichte, aber ausdrucksvolle auf das höchste Alterthum Anspruch machen *).

§. 16.

Eine ganz besondere Darstellung der alten Geschichte Israels mit sehr eigenthümlichen Zügen, wie sie sonst nicht vorkommen und namentlich im Pentateuche nicht zu finden sind, enthält das Buch der Weisheit **). Es kommen

*) Vergl. 4 Mos. 21, 17: »Damals sang Israel dieses Lied:
Brunen herauf!
Singt ihm entgegen!
Brunnen von Fürsten gegraben,
Von den Edlen des Volkes
Mit Zepter und Stabe gehöhlt!«
Eine grössere Ausdehnung scheinen diese ältesten, sich unmittelbar auf eine historische Thatsache der Gegenwart oder nächsten Vergangenheit beziehenden Gesänge kaum gehabt zu haben.

**) Cap. 10 f. Cap. 16 ff. bis zu Ende des Buches.

hier Nachrichten und Schilderungen vor, in welchen die Erinnerung an ausserordentliche vulkanische Vorgänge und Erscheinungen wie sie zur Zeit des Auszuges Statt gefunden haben müssen, nicht zu verkennen ist. Wir werden hier auf die Vorstellung eines durch Aschenregen verfinsterten und verdickten Luftkreises, der Thätigkeit eines unterseeischen Vulkanes und der Emporhebung von Land durch eine solche hingeführt. In der tiefen Finsterniss, die sich verbreitete, vermochte, so lesen wir daselbst, keine Fackel zu leuchten, noch waren die Sterne sichtbar; wohl aber wurde »ein selbstentzündetes, schreckenvolles Feuer erblickt.« — »Die Gottlosen wurden mit ungewöhnlichen Regengüssen und Hagel verfolgt und durch Feuer verzehrt. Dabei war das Wunderbarste dies, dass das Feuer in dem Alles löschenden Wasser um so wirksamer war.« — »Das Feuer war im Meere stärker, als sonst, und das Wasser vergass seine löschende Kraft.« Es ist besonders der wundersame Durchgang durch das Meer, der hier in ein überraschend eigenes Licht gesetzt wird, so dass man statt der gewöhnlichen Vorstellung davon eine ganz andere erhält. »Man sah,« so heisst es, »trockenes Land emporsteigen, aus dem Meere einen ungehinderten Weg und ein grünes Feld aus stürmischer Fluth. . Dasselbe durchzogen sie in vollem Heere und schauten grosse Wunderdinge. Denn sie wurden geweidet, wie Rosse, und hüpften, wie Lämmer« etc. Es stieg, hienach zu urtheilen, ein durch vulkanische Kräfte emporgehobenes Land aus der Tiefe, erhob sich über die Wasserfläche, und diente den Verfolgten zu einer gangbaren Brücke darüber. Nehmen wir dies an, so bleibt es zwar immer wunderbar genug, dass sich ein so seltenes Naturereigniss gerade zur rechten Zeit und zum Glücke eines bedrängten Volksstammes be-

geben, der ausserdem verloren gewesen wäre; aber es bildet sich doch auch zugleich eine, die Sache wenigstens nach einer Seite hin fasslicher und natürlicher machende Vorstellung; und wir bedürfen so weder der sonst zur Hülfe genommenen Ebbe und Fluth des arabischen Meerbusens, noch auch der fatalen Furt im Salzmeere, auf die uns Radenhausen hinführt und die, wie gezeigt, nur neue Bedenken schafft. Ein Vorgang jener Art, wie ihn das Buch der Weisheit andeutet, kann naturgemäss überall Statt finden, wo sich vulkanische Kräfte bethätigen und ein dazu passender Schauplatz vorhanden ist. Das Faktum würde aber nach Brown, wie wir schon wissen, in keinem Meere der alten Welt, sondern im californischen Meerbusen, der auffallender Weise ebenfalls den Namen des rothen Meeres trägt und wirklich ein nicht selten geröthetes Ansehen hat, Statt gefunden haben.

§. 17.

Es wird nicht undienlich sein, über solche Naturphänomene, wie die uns hier speciell interessirenden sind, noch Einiges beizubringen und zusammenzustellen, um eine bestimmtere Vorstellung von ihrer Beschaffenheit und Geschichte in alten und neuen Zeiten zu geben, so weit sie uns poetisch und historisch überliefert und beschrieben ist. Wie Land zu Meer geworden und aus dem Meere Land aufgestiegen, hat man oft beobachtet. Ovid lässt den Pythagoras sagen:

> Vidi ego, quod fuerat quondam solidissima tellus,
> Esse fretum, vidi factas ex aequore terras.

Und dergleichen Metamorphosen haben bis in unsere Tage hinein nicht aufgehört, zur Erscheinung zu kommen.

Strabo*) berichtet: Zwischen Thera**) und Therasia seien vier Tage lang Flammen aus dem Meere hervorgebrochen, so dass die ganze See kochte und brannte. Allmählich sei, wie durch Hebel, eine aus Glühmassen zusammengesetzte Insel emporgehoben worden, die an Umfang 12 Stunden habe. Als der Ausbruch nachgelassen, hätten zuerst die Rhodier den Muth gehabt, an den Ort heranzuschiffen, und auf der neu entstandenen Insel dem Poseidon Asphalios einen Tempel gebaut. — Ein Jahr vor dem Bundesgenossenkrieg sollen nach Plinius***) im Modenesischen zwei Berge auf einander gerückt und wieder auseinandergewichen, hierauf Feuer und Rauch zum Himmel gestiegen sein.

Bei dem Erdbeben von Lissabon im J. 1755 versank der Quai; an einigen Stellen dagegen erhob sich der Boden, In einem See oder Sumpfe, der im Winter eine beträchtliche Menge Wasser aufnahm, verschwand die Senkung dermassen, dass jetzt Alles daselbst mit dem Boden in gleicher Höhe ist. Bei Colares konnten zwischen dem Festlande und gewissen Klippen auch bei niedrigem Wasserstande die Küstenschiffe fahren; jetzt kann man bei gleichem Wasserstande »trockenen Fusses« zu jenen Felsen gehen****). — Im J. 1819 erhob sich aus einem bis dahin eben und flach gewesenen Lande eine Hügelreihe von 50 engl. Meilen Länge und 16 engl. Meilen Breite und unterbrach den Lauf des Indus. In einiger Entfernung davon senkte sich, jener Erhebung parallel, der Boden. In Folge dessen ward ein

*) Im 1. Buche seiner Geographie.

**) Jetzt Santorin, vergl. die unten berührten Erscheinungen aus neuester Zeit.

***) Hist. nat. II, 83.

****) Briefe über A. v. Humboldt's Kosmos von Cotta, Schaller, Wittwer und Girard. Abth. II. Leips. 1860.

Dorf und ein Fort unter Wasser gesetzt, und die Mündung des Flusses erhielt eine grössere Tiefe. — Das Naturereigniss, welches am 22. Nov. 1822 die Stadt Copiapo zerstörte, war von der Erhebung einer beträchtlichen Landstrecke der Küste begleitet; und während des ganz gleichen Phänomenes vom 20. Febr. 1835, welches der Stadt Concepcion so verderblich wurde, brach nahe bei dem Littoral der Insel Chiloe ein unterseeischer Vulkan aus, der anderthalb Tage feurig wüthete *). — Capitän Thayer machte 1824 und 25 eine Reise nach den südlichen Polargegenden; auf der Rückreise nach den Fidschi-Inseln hin stiess er auf ein kleines, felsiges Eiland, aus welchem ein dichter Rauch aufstieg. Das sehr heisse Wasser verbrannte den Matrosen, als sie hier in's Wasser sprangen, die Füsse. Noch in der Entfernung von 4 engl. Meilen fand man die Temperatur des Wassers erhöht. Am Rande des Kraters war viel Schwefel bemerklich; daher der Name *Brimstone-Island*, den die vielleicht seitdem wieder versunkene Insel erhielt. In einer nördlicheren Gegend des Oceans wurde 1828 eine ziemlich grosse, vegetationslose Insel entdeckt, aus deren Mitte am Tag eine Rauchsäule, des Nachts eine Feuersäule emporstieg **). — Im J. 1831 erschien in dem Meere von Sicilien die neue, aber bald wieder zertrümmerte Feuerinsel Ferdinandina. — Im J. 1839 trug sich unfern des grossen Magdalenenstromes ein mächtiger Flammenausbruch und eine Erdumwälzung zu, die zu vergleichen, hier ebenfalls von Interesse sein wird. Der eigentliche Centralpunkt des Phänomenes war eine in das Meer hervortretende schmale Halbinsel, Cap Galera Zamba genannt. In ihrer Mitte befand sich ein konischer Hügel, aus dessen

*) Humboldt, Kosmos IV. S. 550.

**) Vergl. Pöppig, Reise in Chili etc. S. 161 ff.

Krateröffnung zuweilen Dampf- und Gasarten ausströmten. Derselbe verschwand bei einem Feuerausbruch und die Halbinsel wurde zu einer vom Continente durch einen Canal getrennten Insel. Späterhin 1848 stiegen an der Stelle des früheren Durchbruches wiederum Flammen empor, welche Erscheinung mehrere Tage lang anhielt und 10 — 12 Meilen weit gesehen wurde. Der Auswurf bestand nur in Gasarten, nicht in materiellen Stoffen. Als die Flammen verschwunden waren, fand man den Meeresboden an der Stelle des Vulkanes zu einer kleinen Sandinsel erhoben, die aber in Kurzem wieder verschwand *). — Bedeutende Veränderungen finden an der Küste von Chili Statt, wie namentlich in den Jahren 1822, 1835 und 1837 beobachtet wurde. Es haben sich damals die Küsten von Valdivia bis Valparaiso erhoben und der nahe Meeresgrund ist 2 — 3 Meter über den Wasserspiegel getreten. — Im J. 1843 bei dem am 8. Febr. in der Antillen-Region Statt gefundenen Erdbeben erlitt die Insel Martinique eine Veränderung ihres Boden-Niveaus, so dass sich an der Nordseite das Terrain um 2 Fuss erhob, während es an der Südseite um eben so viel gesenkt erschien **). — Bei dem Ausbruche des Vesuvs und dem Erdbeben von Torre del Greco im J. 1861 ist das Niveau des Brunnenwassers an verschiedenen Orten um mehr als 60 Centimeter gestiegen. Die schwefelhaltigen Quellen, die im Meere bis zu einer Höhe von 25 Centimeter hervorsprudelten, tödteten eine Menge von Fischen. *Torre del Greco ist dabei erhöht worden, der Boden hat* sich 1 Meter 12 Centimeter gehoben — welches Faktum durch drei Universitätsprofessoren von Neapel, die Herren

*) Comptes rendus de l'Acad. des Sc. T. XXIX. 1849. p. 530 — 534.

**) Nach dem »New-Orleans-Tropic.«

Palmieri, Guiscardi und Napoli constatirt worden ist *). — Nach F. Hochstetter's Schilderung von Neuseeland **) waren alle Niederungen beider Inseln noch in jüngster Zeit vom Meere bedeckt gewesen. Grosse Theile wurden erst vulkanisch auf 2000 bis 5000 Fuss gehoben; andere Theile sind in die Südsee versunken. — Die Entstehung der Salsen oder Schlammvulkane ist durch Erdbeben, unterirdischen Donner, Hebung einer ganzen Landstrecke und einen hohen, aber auf eine kurze Zeit beschränkten Flammenausbruch bezeichnet ***). — Vulkane stürzen zuweilen bei ihren Ausbrüchen zusammen, wovon wir schon oben ein Beispiel gesehen. Ein Berg in Japan wurde 1793 in's Meer und über eine ganze Provinz geschleudert; ein anderer auf Java sank 1772 nebst einem meilenweit umher liegenden Landstriche grösstentheils in die Tiefe.

§. 18.

Es war im Frühjahre 1866, gerade, wie ich mit diesen Betrachtungen und Aufzeichnungen beschäftigt war, als man in öffentlichen Blättern Nachrichten aus Griechenland las, welche über ein Emporsteigen neuer Inseln aus den Fluthen unter Erscheinung von Rauch, Flammen, Lichtverbreitung und Röthung des Meeres handelten. Man meldete aus Athen: »Am 3. Febr. entstand eine ungewöhnliche Bewegung in den Gewässern des Golfs, welchen die Insel Santorino ****) umschliesst und in dessen Mitte sich zwei Inselchen, eine kleinere und eine

*) Aus der »Patrie« vom 21. Dec. 1861.
**) Stuttgart 1863.
***) Humboldt, Kosmos I. S. 233.
****) Das alte Thera.

grössere befinden. In der Nacht, die diesem Tage folgte, erhoben sich Flammen aus dem Meere, und am anderen Tage erschien das Meer noch immer unruhig und ziegelroth gefärbt; eine neue Insel hatte sich zu dieser Zeit etwa 30' über den Meeresspiegel erhoben, dagegen die kleinere jener beiden Inselchen etwas gesunken schien.« .... »In der Nacht vom 4. auf den 5. Febr. gestaltete sich fortwährend die bis dahin noch nicht vorhanden gewesene Insel unter Rauch, phosphorischem Lichte und Flammen aus dem Krater, der sich in der Höhe der bereits kegelförmig geformten Insel gebildet hatte.« — »Der Rauch, der sich aus den Spalten der neuen Insel hervordrängt, ist denjenigen, welche sich ihr nähern, nicht beschwerlich, sondern äussert nur die Wirkung von Steinkohlenrauch.« ... »Die Insel hat sich gegen Osten mit dem Festlande der Hauptinsel Santorin verbunden.« ... »Prof. Dr. Landerer in Athen sagte in seinem Buche über die Heilquellen Griechenlands schon 1843 die Entstehung dieses neuen Emporhebungshügels, wie er ihn nennt, voraus. Aus diesem Buche erklärt sich auch die rothe Färbung des Meeres in dem gegenwärtigen Augenblicke, indem das auf dem Boden befindliche Eisenoxydhydrat durch die Einwirkung des Vulkans aufgeschwemmt wird.« Hier haben wir also auch ein während des Vorganges so gefärbtes rothes Meer. Weiter wurde über die vulkanische Thätigkeit im Golfe von Santorin folgendes gemeldet: »Die ältere Insel *Nea Kaimeni* genannt, auf welcher sich die vulkanischen Erscheinungen zuerst zeigten und deren südwestlicher Theil zu sinken begann, ist nun bereits 3 Faden tief unter dem Wasser und sinkt fortwährend. Die neuaufgetauchte Insel, die man St. Georgsinsel getauft, hat sich mit der älteren vollständig vereinigt,

bildet ein Vorgebirge und ist ein Vulkan, der ununterbrochen Feuer und Steine auswirft. Die Erhebung der Insel nach allen Richtungen geht rasch vor sich. Abends um 11 Uhr wurde eine neue Klippe entdeckt; da sah man die See gewaltigen Dampf ausstossen, sie war siedend; in der Tiefe sah man das schwarze Gestein. Wenige Stunden später blieb ein Kahn auf der Klippe sitzen, so rasch hatte sich der Meeresboden emporgehoben. Zwei Tage nachher am 13. Febr. Morgens sah man den ersten Stein dieser neuen Insel aus dem Meere auftauchen, dem bald viele andere folgten. Von Augenblick zu Augenblick hoben und senkten sich Steine bald aufrecht, bald horizontal. Am 17. Febr. stieg aus den nunmehr zusammengefügten Steinen Feuer empor. Man nannte diese Insel Aphroessa.« Nach ferneren Nachrichten aus Athen vom 3. März fing der Vulkan bei Santorin am 22. Febr. auf's Neue zu arbeiten an, und zwar mit solcher Heftigkeit, dass auf einem vor Santorin in Ladung begriffenen Fahrzeuge der Kapitän von dem herabfallenden Gestein getödtet, das Schiff aber von den glühenden Massen verbrannt wurde und unterging. Auch der Commandant eines in der Nähe ankernden Kriegsschiffes wurde verwundet und das Oberdeck durchlöchert. Auf der neuentstandenen Insel hat sich ein förmlicher Krater gebildet, welcher fortwährend grosse Steinmassen auf 9—1200 Fuss ringsherum auswirft. Dazu bemerkt man hellen Rauch und weissliche Gasflammen.« Noch wurde im März gemeldet: »Die Insel Santorino schwebt in grosser Gefahr; die Bewohner leben in fortwährenden Schrecken; Kriegschiffe sind hingesendet worden, um sie im Nothfalle aufzunehmen. Die vulkanischen Umwälzungen und Eruptionen in ihren Umgebungen dauern fort. Die unterseeischen Ausbrüche müssen sehr stark sein, was schon daraus

hervorgeht, dass das Meer an der Küste der Insel Melas eine Temperatur von 60° R. hat« *).

§. 19.

Die Darstellung des Buches Exodus ist mit der des Buches der Weisheit, was jene wunderbare Ueberschreitung des Meeres betrifft, schwer zu vereinigen. Es liefen hier offenbar zwei sehr verschiedene Traditionen neben einander her, von denen der eine Schriftsteller die eine, der andere die andere giebt. Indem wir uns zunächst an die eine halten, die durch ihre eigenthümliche Schilderung den ganzen Vorganz in ein so helles Licht setzt, wollen wir darum die andere nicht unbeachtet zur Seite schieben. Sie hat Züge, welche ebenfalls merkwürdig genug und zur Ergänzung unserer Vorstellung von dem berühmten Vorgange sehr wohl dienlich sind. Die sich darbietenden Momente **) sind folgende.

Erst haben die Ausziehenden, indem sie sich noch diesseits des zu durchschreitenden Gewässers befinden, die Feuer- und Wolkensäule vor sich, dann aber hinter sich, so dass dieselbe ihre Stelle zwischen den beiden Heeren bekommt und die Aegyptier den Israeliten die ganze Nacht hindurch nicht nahen können. In derselben Nacht weht ein starker Ostwind und trocknet den Meeresboden, auf welchem die Letzteren hinziehen; zugleich theilt sich das Gewässer und steht auf beiden Seiten, rechts und links, einer Mauer oder einem Damme gleich. Die Aegyptier setzen nach; aber um die Morgenwache blickt Jehova aus der Feuer-

*) Es sind, seitdem dies geschrieben wurde, noch andere Berichte über jene Ereignisse erschienen; das Ausgehobene wird jedoch für unseren Zweck genügen.

**) 2 Mos. 14.

und Wolkensäule, verwirrt sie und erschwert ihren Zug. Nun wenden sie sich zur Flucht; das Meer kehrt zurück, sie fliehen ihm entgegen und gehen in den sie bedeckenden Fluthen unter.

Die hier zu Anfang namhaft gemachten Umstände würden sich leicht durch den Ausbruch eines Vulkanes erklären, durch eine vulkanische Feuer- und Rauchsäule nämlich, an welcher man vorbeizog, und welche man hinter sich bekam, während die Aegyptier sich vor ihr entsetzten und aus Furcht zurückblieben. Weiterhin könnte man annehmen, der Vulkan habe zu arbeiten aufgehört; da hätten die Nachsetzenden den Muth bekommen, vorzurücken, bis ein neuer, heftiger Ausbruch erfolgt sei und sie zur Umkehr bewogen habe, wobei sie gleichwohl ihren Untergang gefunden.

Eigen ist die Stelle v. 20: »und es war Wolke und Finsterniss und erleuchtete die Nacht.« Damit scheint eine Rauchsäule mit aufsteigenden Flammen und sonstiger Lichtentwicklung, wie sie bei vulkanischen Eruptionen vorkommt, angezeigt zu sein. Und wenn es v. 24 heisst, Jehova habe auf das ägyptische Heer aus der Wolken- und Feuersäule geblickt, und sie dadurch verwirrt, so scheint damit eine neue, schreckhafte Erscheinung jener Art bezeichnet zu sein. Auch der Gläubige könnte die Sache unbedenklich so ansehen, indem er annähme, Gott habe sich der Kräfte und Phänomene der Natur in solcher Weise zu seinem Zwecke bedient, wie ja auch in den »ägyptischen Plagen« und anderen biblischen Wundern die Natur in Thätigkeit gesetzt ist und z. B. Insekten, Seuchen, Donner, Hagel, Regen, Sturmwinde etc. bekannte und gewöhnliche Naturerscheinungen sind, die aber in solchem Falle gleichwohl als Wunder betrachtet werden.

Das Alles nun liesse sich mit der vulkanischen Erhe-

bung eines Landes aus dem Meere, wie sie, dem Buche der Weisheit nach, Statt gefunden, sehr wohl vereinigen. Auch dies noch, dass ein Sturm das Meer getrocknet. Es wäre darunter das aus dem Meere emporgestiegene Land zu verstehen. Allein dass das Wasser auf beiden Seiten wie eine Mauer gestanden, wüsste ich vom naturkundlichen Standpunkt aus nicht zu erklären; hier würde, wie es scheint, nur ein reines Wunder anzunehmen sein, dessen Zweckmässigkeit jedoch nicht einzusehen wäre, wenn man über einen über die Wasserfläche erhobenen Boden zog. Dem Erzähler ist diese letztere Vorstellung auch wohl ganz fremd, indem er vielmehr diese an die Hand giebt, man sei über einen in seiner Tiefe ruhig beharrenden Meeresboden hingezogen, nachdem ein von Morgen her stürmender Wind das Wasser weggeblasen, das ihn an dieser Stelle bedeckte; rechts und links aber seien die Fluthen an ihrem Eindringen in den entstandenen Zwischenraum wunderbar gehindert worden, so dass sie stockten und starrten, einer Mauer gleich *); wie aber die Aegyptier zurückwichen, habe dasselbe seine natürliche Flüssigkeit wieder erhalten und sei von beiden Seiten über sie hergestürzt. Eine solche Vorstellung mag man sich gebildet haben, als man die wahre Weise des Vorganges nicht mehr kannte und nur noch wusste, dass man im Meere mitten hindurch auf festem Lande gegangen, die Nachsetzenden aber dabei verunglückt seien. Der Cap. 25 eingeschaltete Lobgesang drückt sich so aus: »Beim Hauche deiner Nase häuften sich die Wasser auf; es standen die Ströme wie ein Damm; es zerrannen die Fluthen inmitten des Meeres..... Pharao's Rosse mit seinen Wagen und Reitern kamen in's Meer: da führte Je-

*) Vergl. Psalm 78, 13: »Er spaltete das Meer und führete sie durch und stellte die Wasser, wie einen Damm.«

hova über sie die Wasser zurück und die Söhne Israels gingen trocken mitten durch's Meer.« So weit sind Erzählung und Lied im Einklange. Soll nun aber der Zug der beiden Heere unten auf dem Meeresboden vor sich gegangen sein, so widerspricht dem das Lied durch die Aussage, die Aegyptier seien wie Stein und Blei im Wasser tief hinab gesunken. »Die Fluthen deckten sie; sie sanken in den Abgrund gleich Steinen.« — »Es deckte sie das Meer, sie sanken in dem gewaltigen Wasser, wie Blei.« Noch etwas Befremdliches begegnet v. 12, wo es heisst: »Du recktest deine Rechte aus und es verschlang sie die Erde.« So ist hier die Darstellung mit sich selbst im Streite und voll des seltsamsten Widerspruchs, indem sich ein unbegriffener Vorgang in der Tradition bald so, bald so gestaltete. Aber die Erhebung eines Landes aus dem Meere, welches bei einer neuen Thätigkeit der unterirdischen Kräfte wieder zusammenbrach, blickt doch auch hier, wie durch einen Schleier hindurch.

§. 20.

Eine besondere Berücksichtigung muss dem Berge der Gesetzgebung (Sinai, Horeb) zu Theil werden, dessen Beschaffenheit, wie sie von den mosaischen Büchern geschildert wird, offenbar in denselben Kreis und Zusammenhang vulkanischer und elektrischer Ereignisse gehört, die in dem betreffenden Zeitraume in so ausgezeichneter Weise Statt gefunden haben müssen. Denn wenn derselbe »gleich einem Ofen raucht« und »mit Feuer brennt,« womit auch ein gewaltiges Getöse und Gedröhne verbunden, das einem Posaunenschall verglichen wird *), so

*) »Der ganze Berg Sinai rauchte..... und es stieg sein Rauch auf, wie der Rauch des Ofens, und der ganze Berg bebte

kann man sich nicht enthalten, an einen mächtig arbeitenden Vulkan zu denken. Auch Radenhausen bemerkt: »Die Beschreibung deutet auf Feuer, Rauch und Getöse, so dass manche Erklärer den Ausbruch eines Feuerberges zu erkennen glaubten; was jedoch zu keinem der Berge passt, welche von irgend Jemand als Sinai oder Horeb gedeutet werden.« Es passt auch nicht zu dem Hor am Wadi el Araba, den R. zu dem Gesetzgebungsberge macht. Er bezieht es ungenügend auf die heftigen Gewitter, die sich daselbst bilden. Es ist bei dem Sinai allerdings auch von einem Gewitter die Rede: »Als es Morgen war, da nahm man Donner und Blitze wahr und eine schwere Wolke auf dem Berge und einen sehr starken Posaunenschall« u. s. w. Allein es ist hier der meteorologische Prozess beschrieben, den man als »vulkanisches Gewitter« bezeichnet hat. »Der heisse Wasserdampf, der während der Eruption aus dem Krater aufsteigt und sich in den Luftkreis ergiesst, bildet beim Erkalten ein Gewölk, von dem die viele tausend Fuss hohe Aschen- und Feuersäule umgeben ist. Eine so plötzliche Condensation der Dämpfe nnd die Entstehung

---

sehr. Und der Posaunenschall war fort und fort sehr stark.« 2 Mos. 19, 18 f. »Und das ganze Volk gewahrte die Donner und die Flammen und den Posaunenschall und den rauchenden Berg, und sie flohen und traten von Ferne.« Daselbst 20, 15. »Ich stieg herab vom Berge, der mit Feuer brannte.« 5 Mos. 9, 15. »Der Berg brannte im Feuer bis hoch in den Himmel, bei Finsterniss, Gewölk und Dunkel.« 5 Mos. 4, 11. Deutlicher kann ein Vulkan nicht beschrieben werden. Dass die Phänomene, die nach Philo's Beschreibung die Gesetzgebung Jehova's auf dem Sinai begleiteten, »lebhaft an den Ausbruch eines feuerspeienden Berges« erinnern, bemerkt Gfrörer, Jahrhundert des Heils. Stuttg. 1838. Abth. II. S. 397.

einer Wolke von ungeheuerer Oberfläche vermehren die elektrische Spannung. Blitze fahren schlängelnd aus der Aschensäule hervor, und man unterscheidet dann *) auf das deutlichste den rollenden Donner des vulkanischen Gewitters von dem Krachen im Inneren des Vulkanes. Die aus der vulkanischen Dampfwolke herabfahrenden Blitze haben einst in Island 2 Menschen und 11 Pferde getödtet« **). Dort in der mosaischen Relation wird von dem Donner, den man hörte, das unterirdische Getöse und Getöne als zugleich Statt findender fortwährender »Posaunenschall« unterschieden. »Und der Posaunenschall war fort und fort sehr stark. Mose redete und Gott antwortete ihm im Donner.« Jene Schallphänomene sind sehr verschiedener Art, rollend, rasselnd, klirrend, donnerartig krachend, Kanonenschüssen ähnlich und hell klingend. Ein ununterbrochenes Getöse ohne Erdbeben, das von Mitternacht den 9. Jan. 1784 über einen Monat dauerte, ist unter dem Namen des Gebrülles und unterirdischen Donners (*bramidos y truenos subterraneos*) von Guanaxuato bekannt ***). Es entstand Hungersnoth, da aus Furcht vor den *truenos* aus der kornreichen Hochebene keine Zufuhr kam. Ein sonderbares, bisweilen von Erdstössen begleitetes Getöse wurde vom März 1822 bis September 1824 auf der dalmatischen Insel Meleda, 4 Meilen von Ragusa, vernommen.

Der Berg der Gesetzgebung wird theils Horeb, theils Sinai genannt. An den Horeb kommt Mose schon, da er

---

*) Wie am Ende des Ausbruches des Vesuves im Oct. 1822.

**) Am Vulkan Katlegia im Oct. 1755 nach Olafsens Bericht. Vergl. Humboldt, Kosmos I. S. 243 f.

***) Humboldt, Essai polit. sur la Nouv. Espagne T. I. p. 303.

aus Aegypten nach Midian flieht und die Schaafe seines Schwiegervaters weidet; Jehova erscheint ihm daselbst im feurigen Busch. Diesen Berg dürfen wir also nicht allzu weit suchen; er wird wohl im Norden von Mexico gelegen haben. Aber unter den beiden Namen sind wohl mehrere Berge verborgen, namentlich Vulkane, zu welchen man an verschiedenen Orten der grossen Wanderung kam, und welche Mose zu besteigen wagte, um daselbst mitten in den Schrecken der Natur, von welchen sich die Menge bebend ferne hielt, seine Ekstasen zu haben und seiner Inspirationen theilhaft zu werden *), und welche dann in der

*) »Das Volk stand ferne; und Mose nahete sich dem Dunkel, worin Gott war.« 2 Mos. 20, 17. »Und es nahe sich Mose allein zu Jehova; sie aber sollen sich nicht nahen und auch das Volk komme nicht heraut mit ihm!« Das. 24, 1. »Und so stieg Mose auf den Berg und die Wolke bedeckte den Berg. Und die Herrlichkeit Jehova's ruhte auf dem Berge Sinai, und die Wolke bedeckte ihn 6 Tage lang, und Jehova rief Mose am 7. Tage aus der Wolke. Und das Ansehen der Herrlichkeit Jehova's war ein fressend Feuer auf der Spitze des Berges vor den Augen der Söhne Israels. Und Mose ging hinein in die Wolke und stieg auf den Berg, und war auf ihm 40 Tage und 40 Nächte lang.« 2 Mos. 24, 18. »Und als das Volk sah, dass Mose verzog, herabzukommen vom Berge, sprach es: Dieser Mann, der uns aus Mizraim geführt, wir wissen nicht, was ihm geschehen ist.« 2 Mos. 32, 1. Mose scheint als Ekstatiker, und zwar einer der grössten, die es gegeben hat, den gefährdenden Wirkungen der Naturprocesse, denen er sich so furchtlos aussetzte, weniger, als Andere unterworfen gewesen zu sein, so wie er als solcher auch längere Zeit hindurch über das Bedürfniss der Ernährung hinausgehoben war. Den Zustand der Ekstase verräth auch sein leuchtendes Angesicht. Es bleibt in diesen Geschichten Vieles ausserordentlich und wunderbar genug, auch wenn wir sie nicht bloss vom

Sage in einen zusammenflossen. An der Westseite Amerika's ragen die Bergriesen Elias und Schönwetter (Fairwather) empor, wo mitten aus Schneemassen das Feuer hervorsprudelt; und mit ihnen beginnt eine Reihe von Vulkanen, die bis zur Halbinsel Alaschka und noch auf den Aleuten weiter zieht. In Asien würde sich das Himmelsgebirge mit seinen Vulkanen der Aufmerksamkeit dessen empfehlen, der den Specialitäten des Zuges genauer nachforschen wollte. Man sehe in Ritter's Erdkunde die Beschreibung des Gebirges Thian-Schan oder Mus-Tagh, welches den Namen »heiliger Berg« oder »Berg Gottes« führt. Er bietet viele vulkanische Erscheinungen dar und hat auf der Nordseite den vormals sehr thätigen Vulkan Pe-Schan, an der Südseite den von Turfan oder Ho-Tseu, der unaufhörlich Rauch ausströmt.

§. 21.

Die Schauplätze der in Rede stehenden Begebenheiten, wie wir sie annehmen zu müssen glauben, sind die Gegenden und Landschaften des westlichen, mittleren und nördlichen Amerika, wo wir uns erstlich ein grosses Reich mit einer herrschenden Raçe denken, welches durch das biblische Mizraim bezeichnet wird. Das wohl weithin mächtige Herrschervolk hatte seinen Hauptsitz wahrscheinlich auf der Hochebene von Anahuac, da wo in späteren Jahrhunderten die Tolteken und Azteken ihr Reich errichteten. Daselbst befanden sich nach Brown die ältesten Pharaonen, von denen die im Nillande nur Abkömmlinge oder Verwandte waren. Ihre Macht erstreckte sich wohl auch

---

Standpunkte des altherkömmlichen Wunderglaubens betrachten und auch der natürlichen Seite, die sich darin offenbart, ihr Recht einräumen.

in den Süden hinab; es scheint namentlich das Reich der Incas in Peru nur ein spätes Nachbild des Pharaonenreiches in Amerika gewesen zu sein, welches auch diesen Theil des Continentes umfasste. In Nordamerika mögen jene mächtigen Könige bis an den Missouri und Missisippi hin gewaltet haben; in dem Namen des ersteren dieser Flüsse scheint sich noch eine Spur der Formen Misr, Mizraim, Mazor erhalten zu haben *). Aber schon zu Mosis Zeiten scheint Nordamerika in der Gewalt barbarischer Stämme gewesen zu sein, welche die dortigen Städte und Festungen eroberten und da sich selbst festsetzten, wobei an die in diesen Gegenden sich findenden räthselhaften Befestigungswerke zu erinnern ist, welche den Alterthumsforschern so grosses Interesse erregen, ohne dass sie im Stande sind, über den Ursprung und das Alter derselben etwas Sicheres und Bestimmtes auszusprechen. Die feindlichen Stämme waren wohl schon im Begriffe in Mexico einzubrechen **), als jene furchtbare, mit so viel Schrecken und Verderben erfüllte Periode eintrat, welche die mosaische Wanderung und dann wahrscheinlich noch andere, mit historischem Dunkel bedeckte Bewegungen und Züge der Art zur Folge hatte.

Im Inneren des um jene Zeit noch bestehenden grossen Reiches selbst lösten sich unter solchen Umständen begreiflicherweise alle socialen und politischen Bande, namentlich was die unterworfenen und geknechteten Stämme betrifft; bei dieser Gelegenheit war es, dass Israel die Flucht ergriff, hiebei von einem ägyptischen Heere verfolgt wurde, welches

*) In Südamerika ist ein Stamm, Maysuren genannt.

**) Wohl in ganz ähnlicher Weise, wie Rom von den Barbaren des europäischen Nordens bedroht und angefochten wurde.

die Verbindung desselben mit den Feinden des Reiches verhindern sollte, sich aber, durch die erwähnten Naturereignisse begünstiget, über das Purpurmeer hinüber nach Kalifornien rettete, dann seinen Weg nordwärts an den Küsten des stillen Meeres fortsetzte, während zur Seite fortwährend vulkanische Feuer- und Rauchsäulen aufstiegen und herrliche Nordlichter, von denen noch die arabische Sage weiss, die Nacht erleuchteten, bis man endlich an ein neues Wunder, an ein von ungeheueren, einander mit donnerartigem Krachen zertrümmernden Eismassen erfülltes Meer kam, wie es noch die jüdische Sage weiss und beschreibt, von welcher schon oben §. 6 die Rede gewesen. Als sich dann diese Massen zusammenschlossen und ein gefrorenes Meer entstand, konnte man auf's Neue, ohne Fahrzeuge zu gebrauchen, ein Meer überschreiten und so in die damals neue Welt eindringen, wo man indessen noch lange nicht zur Ruhe kam, weitschichtige Steppen und Wüsten zu durchdringen, namentlich die mongolische Wüste Gobi zu durchwandern und so Noth und Elend genug zu bestehen hatte, bis man sich endlich, an die Gestade des mittelländischen Meeres hinabgedrängt, auf dem Wege gewaltsamer Besitznahme bleibende Wohnstätten erzwang.

§. 22.

Diese ganze, grosse Wanderung in all ihre Details hinein zu beleuchten, ist hier unsere Absicht nicht; nur was die Schauplätze der nächsten Ereignisse des Auszuges betrifft, wollen wir noch einige Bestimmungen zu geben versuchen. Die betreffenden Oertlichkeiten und Landschaften sind hier die an beiden Seiten des californischen Meerbusens befindlichen nebst diesem und seinen Inseln selbst. Oestlich an den Golf, der Halbinsel Californien gerade gegenüber liegend, stösst die Provinz Sonora, die jetzt fast

unbewohnt ist; die wilden Indianer haben daselbst schrecklich gehaust und namentlich den Bergwerkdistrikt von Arizona seit 1862 fast vollständig ausgemordet. Der Missionär Pfefferkorn, der über Sonora ein eigenes Buch herausgegeben *), rühmt das Land im Ganzen sehr, wiewohl sich daselbst auch wasserlose, sandige und dürre Gegenden befinden. Dasselbe ist zum Theile von der Art, dass man keinen Anstand zu nehmen hat, daselbst das Gosen der Bibel zu suchen. »Sowohl auf den Bergen,« sagt der erwähnte Missionär, »als auf den Ebenen findet man die vortrefflichsten Weiden, auf welchen das auserlesenste Gras sammt allerhand gesunden Kräutern im Ueberflusse wächst; daher dies Land zu einer häufigen Viehzucht aller Art die erwünschtesten Vortheile und Bequemlichkeiten hat, auch noch vor einigen und 30 Jahren eine Menge Viehes das ganze Jahr hindurch auf seinen fetten Weiden ernährte.«

Mit Gosen wird Ramses identificirt. Joseph schafft seiner Familie einen Wohnsitz »im besten Theile des Landes, im Lande Ramses« **). Späterhin müssen die Israeliten dem Pharao Pithom und Ramses bauen ***); und von Ramses ziehen sie aus ****). Das waren wohl Grenzfestungen im Norden von Anahuac, um die dort einzubrechen drohenden Völkerstämme abzuhalten. Von Ramses ziehen die Israeliten nach Succoth; das bedeutet Hütten und zeigt den Aufenthalt eines ausserhalb des pharaonischen Culturstaates lebenden Volkes an, welches in elenden Hütten oder Gezelten wohnte, hebr. *succah*, *soch*, *siccuth*, Hütte, Zelt, Wanderzelt, auch Gehege, Umzäumung für das

*) Beschreibung von Sonora. Köln 1794.
**) 1 Mos. 47, 11.
***) 2 Mos. 1, 11.
****) 2 Mos. 12, 37. 4 Mos. 33, 2. v. 5.

Vieh. Es ist dies eigentlich ein amerikanisches Wort und von drüben herübergekommen. Chikkas. nach Smith-Barton ist *chuohka*, japan. *chukutche* mit engl. Aussprache, Haus. Spuren und Reste von Succa, Succoth sind wohl die nordischen Namen Tschugazzen, Tschuktschen, Tschukotsken, Tschukotskoi-Noss. Mit Succoth, Siccuth hängen auch wohl die Namen Scoten und Skythen zusammen; sie bedeuten dem Worte nach barbarische Nationen, welche in armseligen Hütten wohnen.

§. 23.

Dem Buche Exodus zu Folge zogen die Israeliten von Ramses nach Suchoth bei 600,000 Mann, die Männer ohne die Kinder, mit ihnen eine Menge Fremde (*ereb*) und viel Vieh *). Nachdem sie von Suchoth aufgebrochen, lagerten sie sich in Etham, am Ende der Wüste. Hiebei hatten sie die Wolken- und Feuersäule vor sich **). Weiter wird ihnen der Befehl, sich zu wenden und zu lagern vor Pihahiroth zwischen Migdol und dem Meere vor Baal-Zephon; »ihm gegenüber sollt ihr auch lagern am Meere.« Hier werden sie von den Aegyptern erreicht, und es erfolgt dann der berühmte Uebergang ***). Weiter brechen sie auf vom Meere und ziehen in die Wüste Sur, wo sie drei Tage lang ohne Wasser sind u. s. w. ****). Nach dem Buche Numeri, wo die Reisestätten verzeichnet, wie sie Mose selbst aufgeschrieben haben soll †), brach man auf von Ramses und lagerte zu Succoth, dann zu Etham am Ende der Wüste; dann wandte man sich gen Pi-Hahiroth vor Baal Zephon

*) 2 Mos. 12, 37 f.
**) Das. 13, 20 ff.
***) Das. 14, 2. v. 9 ff.
****) Das. 15, 22.
†) 4 Mos. 33.

und lagerte vor Migdol; von Pi-Hahiroth ging man durch das Meer in die Wüste Etham u. s. w. Für Sur steht hier zum zweitenmale Etham, so dass sich dieser Name auf das Küstenland an beiden Seiten des Meeres bezieht.

Alle diese Oertlichkeiten müssen unserem Systeme nach in den westlichen Theilen Amerika's gesucht werden, welche heutzutage die Namen Mexico, Sonora, Californien führen. Sehen wir zu, ob und in welchem Grade etwa diese Localitäten mit ihren natürlichen Beschaffenheiten, Namen, Bevölkerungen, Alterthümern noch jetzt einigermassen als diejenigen zu erkennen sind, von welchen die alten Ueberlieferungen sprechen.

An einigen Orten der Landschaft Sonora befinden sich an beiden Seiten hohe Gebirgsketten und dazwischen lange, schmale und tiefe Thäler, wie Hohlwege, *Quebradas* oder Brüche genannt, auch als Oeffnungen bezeichnet, durch welche die Flüsse laufen, was den Weg hindurch oft äusserst beschwerlich und unbequem macht. Pfefferkorn*) hatte in seiner Mission ein Paar solche *Quebradas*, die 6—8 Stunden lang waren und wo man 42—45 mal den Fluss durchwaden, ja in der Regenzeit, wenn die Flüsse schwollen, sogar einen Umweg über ein hohes und rauhes Gebirg nehmen musste. Wahrscheinlich sind diese Thäler durch gewaltige Erdbeben entstanden, die vor Zeiten daselbst gewüthet, die Gebirge zerrissen und den Flüssen einen Durchgang gestattet haben. Das passt nun auffällig zu dem Ausdrucke Pi-Hahiroth, welcher »Oeffnung der Höhlen« bedeutet. Pfefferkorn erwähnt in seiner Aufzählung sonorischer Ortschaften dreierlei Punkte, wo sich Ruinen alter Gebäude und Städte befinden, 1) *Casas grandes*, grosse Häuser, »sind Trümmer von uralten india-

*) Sonora I. S. 28 ff.

nischen Gebäuden.« 2) *kiburi*, Häuser, »sind Trümmer von alten indianischen Gebäuden.« 3) *Vestigios de una cindad indiana*, Ueberbleibsel einer altindianischen Stadt. Es befinden sich in Sonora merkwürdige Ruinen, welche von den Indianern *kiburi* und *hottai ki* *), von den Spaniern *Casas grandes*, grosse Häuser, genannt werden. Eine Beschreibung dieser Alterthümer haben zuerst die Franziscaner-Mönche Garces und Font gegeben, welche dieselben im J. 1773 besuchten. Ihnen zu Folge nehmen die Gebäude über eine Quadratmeile ein, sind genau nach den 4 Weltgegenden orientirt und haben mehrere Stockwerke. Sämmtliche Ruinen waren mit Befestigungslinien umgeben, wovon man noch die Ueberreste fester, durch Mauern mit einander verbundener Thürme wahrnimmt **). Wäre es erlaubt, diesen Gebäuden ein so hohes Alter zu geben, dass sie bis zu den mosaischen Zeiten zurückreichten, so würden wir hier wörtlich das Migdol der Bibel haben. Hebr. *migdal* heisst Festungsthurm, Castell, hohes Gerüst, Wachtthurm; das Wurzelwort ist *gadal*, gross sein, *gadel*, *gadol*, gross. Ich weiss sehr wohl, dass man jene Ruinen den Azteken zuschreibt, welche um 1160, aus dem unbekannten Lande Aztlan ausbrechend, in Anahuac erschienen. »Sie liessen sich eine Zeit lang am Gila-Strome nieder. Südlich von diesem, der sich mit dem Rio Colorado in den californischen Meerbusen ergiesst, liegen einsam in der Steppe die von den Spaniern *las casas grandes* genannten Trümmer des Aztekenpalastes« etc. So Humboldt. Es mag dies

---

*) In der Sprache der Pimas heisst *hottai* Stein, *ki* Haus, Plur. *kuburi* Häuser, *gu hottai ki*, grosses, steinernes Haus d. i. Kirche.

**) Humboldt, Essai politique T. I. p. 298 und dessen Atlas de Mexiques, die Charten 1 u. 2.

Volk hier einige Zeit gewohnt haben. Vielleicht aber bemächtigte sich dasselbe, wie es auch in Mexico der Fall gewesen zu sein scheint, nur einer Ruinenstätte aus höherem Alterthume und richtete sich daselbst in seiner Weise ein, baute Manches neu auf etc. Insofern mögen diese Antiquitäten immerhin aztekisch sein. Es hindert uns jedoch Nichts, eine ältere Basis anzunehmen und der Vermuthung Raum zu geben, dass grandiose Gebäude, Residenzen von Befehlshabern und Statthaltern oder Paläste der höchsten Herrscher selbst, wenn es ihnen gefiel, hier ihren Aufenthalt zu nehmen, Festungswerke mit militärischen Besatzungen wider Einfälle barbarischer Nationen oder Aufstände unterworfener Stämme im Lande etc. schon in jenem Alterthume, mit welchem wir uns beschäftigen, daselbst vorhanden gewesen.

In dem Namen Baal-Zephon liegt der Begriff der Nordgegend; als bestimmter Ort gedacht ist unter diesem Ausdrucke wohl der nördlichste Ort des altamerikanisch-ägyptischen Reiches zu verstehen. Hier bietet sich eine Analogie der neuesten Zeit zur Vergleichung dar. Der nördlichste bewohnte Ort Mexicos ist nämlich Paso del Norte mit 5000 Einwohnern am Rio Grande, wo der Rio del Norte den Bergzug am Ostende des Plateaus durchbricht. Es ist eine wichtige militärische Station, in fruchtbarem, wohlbewässertem Thale, in welchem Mais, Waizen, Obst, Wein, Branntwein gewonnen wird. Es befindet sich hier ein Grenz-Zollamt für den durch bewaffnete Karawanen betriebenen Handel. Aehnliche Verhältnisse mögen auch schon in jenem Alterthume Statt gefunden haben.

Vor und nach dem Uebergang über das Meer ist eine Wüstenei mit Namen Etham, nach der Schreibart der LXX. *Οθωμ*, *Othom*. Dieser Name begriff wohl die an beiden Ufern des Meerbusens westlich und östlich liegenden

Gegenden mit ihren barbarischen Einwohnern. Man hält dazu das ägyptische ATIOM, Meeresgrenze, was auch für unsere Betrachtungsweise ganz passend wäre. Es entspräche dem Namen *jam-suph*, Grenzmeer, wie wir ihn verstehen zu müssen glauben. In Sonora wohnen die Papagos, welche nach Pfefferkorn *) auch Papabi-Ootam heissen, ihren sich in südwestlicher Richtung erstreckenden Wohnsitz am Rio Gila haben und vornehmlich von der Jagd und wildwachsenden Früchten leben. Ihr Land ist grösstentheils sandig und leidet grossen Mangel an Wasser, zuweilen missräth sogar das wilde Obst. Vermuthlich ist der Name Ootam noch ein Ueberbleibsel aus jenen Urzeiten her; und sie selbst wohl sind der Rest einer Nation, die damals im Lande gewohnt und daselbst geblieben ist. »Man hat sie,« sagt Pfefferkorn, »im Ganzen niemals bereden können, ihr armseliges Land zu verlassen und mit fruchtbareren Distrikten, die man ihnen anbot, zu vertauschen.« Bei einem solchen Stamme kann sich wohl Jahrtausende lang Alles in stereotypem Zustande erhalten, und Sitte, Glaube, Cultur eines solchen kann von hohem Alterthume Zeugniss geben. Um so interessanter ist, was von den Papagos in Sonora Gabr. Ferrey erzählt.

»Die Papagos feierten ihren Jahreswechsel. Die Männer verkleideten sich in Thiergestalten und nahmen Thierstimmen an. Es war die Nacht durch im Walde ein wildes Saturnal. Als der Tag graute, sangen Indianerinnen, auf den Köpfen Blumenkörbe, ein frommes Morgenlied; der Häuptling zündete das Zeltdach der freien Waldstelle an, warf seine Puma-Haut ab, zeigte sein ruhiges, stolzes Angesicht im Strahle der Morgensonne und fing in feierlichem Tone also an: »Wer kann sagen, wie viele Jahre vergin-

*) Sonora I. S. 10 ff.

gen, seit der grosse Geist diese Sonne erschuf? Unsere Väter vermochten sie nicht zu zählen. Aber wie dieses Feuer diese Baumwolle verzehrte, so hat die Sonne die Finsterniss vertrieben, welche die Erde bedeckte, während ihre Wärme dem Leblosen Leben gab und ihr Licht das Lebende vollkommener machte. Durch sie sind die Thiere zu Menschen geworden« *).

Diese Feier hat etwas sehr Primitives und erinnert zugleich stark an die biblischen Vorstellungen. Das Wilde in dem Vorgange ist nicht subjektiv-wild; es ist symbolischer Art; es sollten erst die Finsterniss und ihre dem Lichte und dem Menschengeschlechte vorausgegangenen monströsen Erzeugnisse dargestellt werden. Beim Aufgang der Sonne ward nicht diese, sondern ihr erhabener Urheber, »der grosse Geist« verehrt. »Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht.«

Die Acagchemem in Californien, über welche P. Boscana berichtet hat, nahmen als den Anfang aller Dinge Himmel und Erde an; diese erzeugten ein Geschlecht von Ungeheuern, welches aber vor Chinigchinig, dem Allmächtigen, schwand, welcher den Menschen und die Thiere erschuf. Diesem erbauten sie Tempel und stellten darin die Haut des Coyote, eines dem Hund, Fuchs und Wolf ähnlichen Thieres, auf, gefüllt mit allerlei Theilen von Vögeln und Vierfüsslern. Ihr Cultus bestand aus Tänzen und anderen Ceremonien **). Hier werden wir mehr an die griechische Mythologie, an den als Wolfgott be-

*) Shea, Geschichte der kath. Missionen, übersetzt von Roth. Würzburg bei Etlinger S. 601.

**) Das. S. 115 f. Die Gegend »Acagchemem« liegt eine Seemeile vom Meere entfernt, in einer anmuthigen Ebene, am Ufer eines Flüsschens, das auch in Zeiten grösster Trockenheit nicht versiegt.

zeichneten Apollo *) und die ihm dienenden Hyperboreer erinnert, in welchen man schon dem Namen nach eine amerikanische Nation erkennt.

In dem Idiome der Pima's in Sonora, zeigt sich eine sonderbare Sprachenmengung, indem man ganz deutlich theils semitische, theils indogermanische Elemente erkennt **). Man sieht daraus, wie hier im Alterthume die Dinge standen; wie sich in dem Völkerdrange, der im nordwestlichen Amerika Statt gefunden zu haben scheint, ganz verschiedene Geschlechter und Sprachen berührten.

Sonora hat so mancherlei Bewohner, dass daselbst, auch die europäischen Bestandtheile abgerechnet, die differentesten Racenqualitäten und Bildungsstufen an den Tag treten. So leben namentlich an einem Nebenflusse des Rio Gila die sogenannten Munchis, weisse Indianer »mit der Haut der circassischen Raçen und schönen Formen,« sind friedlich, redlich, sittlich und haben manche Verfeinerung der Lebensbedürfnisse. Handschriften älterer Reisenden, die im Vatican aufbewahrt werden, sollen von ähnlichen Stämmen in den Cordilleras Nachricht geben ***).

---

*) Der Apollodienst war, seinem Ursprung und primitivem Wesen nach gewiss nur ein amerikanischer Wolfscult, was zur idealisirten Kunstgestalt dieses erhabenen Gottes freilich nicht passen will. Allein der Wolf war nur Symbol und bezeichnete eine spiritualistische Gottheit in ihrer furchtbaren negativen Eigenschaft, wie ja auch der verwandte Jehova eine furchtbare Gottheit ist, und als ein »fressendes Feuer« etc. geschildert wird. Vergl. oben S. 340 f.

**) Beispiele sind schon in der II. Abth. Nr. XXXIV, 5 gegeben worden.

***) Vergl. Litterary Gazette Nr. 1561; Schleiden und Froriep, Notizen, März 1847, Nr. 21; und was oben Abth. II. Nr. XXXII, 2. S. 353 beigebracht worden ist.

Was den Meerbusen von Californien betrifft, der auch das rothe oder Purpurmeer heisst, so nimmt derselbe oft in der That eine rothe Farbe an *). In diesen Meerbusen ergiesst sich ein bekannter Fluss, der Rio Colorado, der ebenfalls der rothe heisst. Im engsten Theile des Golfes befinden sich mehrere Inseln, die ihn beinahe sperren, wozu namentlich Angel de la Guardia und Tiburon gehört. Hier ist wohl der berühmte Uebergang geschehen, und die Inseln möchten das noch übrige Resultat jener plötzlichen Bodenerhebung sein.

Die langgestreckte californische Landzunge, den Küsten von Sonora parallel, ist vorherrschend vulkanischer Natur. Eine Kette schroffer und hoher Gebirge durchzieht die Halbinsel, die höchste Kuppe steht östlich vom Cap St. Domingo. Im Jahre 1146 fand daselbst ein Ausbruch des Vulkanes de las Virgines Statt, welcher sich im mittleren Theile von Alt-Californien, etwas mehr nach Norden, der östlichen Küste und dem Meerbusen nah befindet **). Eigenthümlich ist die Vertheilung des Wassers auf dieser Halbinsel; es sprudelt da, wo unfruchtbare Felsen starren, und den Thälern mit gutem Boden fehlt es gewöhnlich ***) — was an Mose erinnert, der Wasser aus dem Felsen schlägt.

§. 24.

Die uralten Länder- und Völkerverhältnisse mit den daraus entspringenden Begebenheiten scheinen sich in späterer Zeit, als die Spanier in diesen Gegenden ihre Herrschaft gegründet, einigermassen erneuert und wiederholt zu haben.

---

*) Ausland 1845. Nr. 365.

**) Humboldt, Kosmos IV. S. 440.

***) Westermann's Monatshefte Juni 1861. Nr. 57. S. 337 f.

Der Missionär Pfefferkorn giebt eine Beschreibung von Sonora und den Kämpfen der Spanier mit den unbändigen und empörten Völkerschaften daselbst, welche viel Aehnlichkeit mit der Vorstellung hat, die sich uns gestaltet, wenn wir das Mizraim des Pentateuches nach Mexico verlegen. Er handelt namentlich von den wilden Apaches und Seris, durch welche das Land beunruhigt wurde, und gegen welche die Spanier Nichts auszurichten vermochten. Die Seris waren von den Jesuiten zum Christenthume bekehrt, durch die Gewaltthaten und Tyranneien der Spanier aber zum Aufstand bewogen worden und hausten furchtbar im Lande. Ihr Schlupfwinkel war das schwarze Gebirg, *Cerro prieto*, das sehr rauh, felsig und steil, mit dichten Waldungen bewachsen ist und sich bis zum californischen Meerbusen erstreckt. Im J. 1750 beschloss der Gouverneur des Landes einen Vertilgungskrieg wider sie und zog mit einer Armee von Spaniern und Pimas wider das Gebirge heran. Die Seris ergriffen die Flucht; sie brachen zur Nachtzeit mit Sack und Pack, Weib und Kind in aller Stille auf, und es gelang ihnen, unbemerkt bis an das Gestade des californischen Meerbusens zu gelangen, wo sie stets einige kleine, aus Holz und dickem Schilfrohr gefertigte Flösse, deren sie sich zu ihrem Fischfange bedienten, in Bereitschaft hatten. Auf diesen setzten sie nach einer kleineren, etwa $^1/_2$ Meile von der Küste entfernten Insel über. Ihr Abzug ward von den Spaniern erst am folgenden Tage entdeckt. Sofort setzten die Letzteren mit der grössten Hitze den Flüchtigen nach. Da sie aber am Meere anlangten, und keine Schiffe vorhanden waren, so konnten sie Nichts weiter thun und mussten unverrichteter Sachen wieder abziehen.

Im J. 1751 empörten sich die Pimas. Der Gouverneur

hatte einen Indianer, dessen er sich wider die Apaches zu bedienen hoffte, zum Chef seiner Landsleute gemacht, ihn mit spanischer Kleidung und Bewaffnung versehen und mit dem Titel eines Generals geschmückt. Derselbe aber, von heimlichem Hasse gegen die Spanier erfüllt, brachte eine Verschwörung der Pimas zu Stande, deren Folge ein verwüstender und mörderischer Aufstand war. Die Pimas beruhigten sich zwar wieder; ein Theil jedoch blieb feindlich und vereinigte sich 1756 mit den Seris, die nun nicht mehr flohen, sondern sich in ihrem Gebirge verschanzten. Als der Nachfolger jenes Gouverneurs 1758 einen neuen Feldzug beschloss und mit einem noch zahlreicheren Heer, als das frühere gewesen, das schwarze Gebirge angriff, wurde man von einem so entsetzlichen Regen vergifteter Pfeile empfangen, dass man sich sofort zur Flucht wandte. Späterhin wurde der Gouverneur durch einen solchen Pfeil tödtlich in die Brust getroffen.

Es fehlen hier zwar die ausserordentlichen Naturerscheinungen, die in der Geschichte Israels eine so grosse Rolle spielen, und es kann dies Alles nur für ein schwaches Nachbild jener uralten Begebenheiten gelten, welche von unendlich grösserer Bedeutung waren. Allein der nächtliche Abzug der Seris, ihre Flucht über das Meer und die fruchtlos nachsetzende spanische Armee sind mit den in der biblischen Relation berichteten Vorgängen nicht ohne Aehnlichkeit. Der Golf diente auch hier einem verfolgten und bedrohten Volksstamme zur Zuflucht und Rettung vom Untergange. Der zum Nachtheile der Spanier ausgezeichnete und gehobene Indianer kann an Mose, den die Tochter des Herrschers beschützte, der im Schoosse der Pracht und Herrlichkeit dieses grossen Reiches erzogen wurde und der dann auch später eine so hervorragende Stellung daselbst

einnahm *); an die verstärkende Verbindung der abtrünnigen Pimas mit den wilden Seris und an die Besorgniss einer ähnlichen Wendung der Dinge erinnern, welche der biblische Pharao zu erkennen giebt **).

§. 25.

Von besonderem Interesse wäre es für uns, wenn sich von dem grossen völkerknechtenden Mizraim der amerikanischen Vorzeit, von Mose und der mosaischen Wanderung noch einige traditionelle Spuren in Amerika selber fänden. Es ist wirklich so; es wurden von einigen Völkern Amerika's ganz ähnliche Vorgänge, wie die im Buche Exodus vorkommenden, erzählt. So z. B. von den Azteken in Mexico. Auch sie wollten einmal in der Art unterworfen gewesen und auch so ausgezogen sein, wie die Israeliten; und was sie von ihren Wanderungen berichteten, sieht den hebräischen Traditionen oft so gleich, wie ein Ei dem anderen. Ein König von Colhuacan, so heisst es, habe sich bereit erklärt, ihnen einen Wohnort anzuweisen, wo sie mit viel Bequemlichkeit leben könnten; aber als sie dieser Einladung gefolgt, habe er sie zu Sklaven gemacht. Dann habe ihr Cultus Anstoss erregt, und man habe ihnen desshalb befohlen, das Land zu verlassen. Sie hätten es gethan und wären nördlich gezogen; da hätten sie auch Freudenfeste gefeiert, eine ganze Nacht durch getanzt und Sieges- und Danklieder gesungen, weil sie ihr Gott aus der Gefangenschaft befreit ***) — ganz der Schilderung 2 Mos. 15 ge-

*) »Der Mann Mose war sehr gross im Lande Mizraim, in den Augen der Knechte Pharao's und in den Augen des Volkes.« 2 Mos. 11, 3.

**) »Wir wollen klug sein gegen das israelitische Volk, dass es sich nicht wehre und nicht, im Falle eines Krieges, sich zu den Feinden schlage und uns bekriege.« 2 Mos. 1, 9.

***) Clavigero, Geschichte von Mexico Buch II. Cap. 16.

mäss. Mag das für zufällig und bedeutungslos, oder für eine aus unserer Bibel geflossene unächte Einmischung halten, wer da will und kann; ich meinerseits zweifle nicht daran, dass die mexikanischen Völkerschaften einst mit Israel zusammen im amerikanischen Urreiche gedient und dann auch Theilnehmer am mosaischen Zuge gewesen. Aber sie gingen nicht mit nach Asien hinüber, sondern blieben im Norden Amerika's zurück, von wo sie späterhin wieder südwärts zogen und nach den ehemaligen Sitzen des amerikanisch-ägyptischen Urreiches zurückkehrten, welches sich zu der Zeit wohl längst schon aufgelöst hatte, und an dessen Stelle sie nun ihre Herrschaften aufrichteten. Die sehr civilisirten Völker Neuspaniens, die Tolteken, Chichimeken und Azteken behaupteten bekanntlich vom 6. — 12. Jahrhundert unserer Zeitrechnung von drei nördlich gelegenen Nachbarländern herabgezogen zu sein. Das gewerbfleissige und gebildete Volk der Tolteken, welches sich, wie die Azteken, einer hieroglyphischen Schrift bediente und ein Jahr hatte, welches genauer, als das der meisten Völker Europas war, bewohnte die Hochebene bereits 500 Jahre vor den Azteken, welche im J. 1190 erschienen und 1325 die Stadt Mexico gründeten. Sie scheinen sich von der Civilisation jenes Urreiches, in welchem sie eine dienende Rolle gespielt, am meisten angeeignet zu haben, während die Azteken, namentlich was ihren Cultus betrifft, Züge furchtbarer Barbarei und Unmenschlichkeit darbieten. Jenes merkwürdige Volk, dem man die alten, grossartigen Bauten und Denkmale Mexico's zuschreibt, war indessen schon seit dem 11. Jahrhundert vom Gipfel seiner Macht gestürzt und zu grosser Erniedrigung herabgesunken *). Es scheint auf

*) Clavigero, Geschichte von Mexico, Humboldt, Vues des Cordillères und Essai politique sur le royaume de la Nou-

eine ähnliche Weise, wie nach unserer Vermuthung im mosaischen Zeitalter das amerikanisch-ägyptische Urreich daselbst, aufgerieben worden zu sein; Misswachs, Hunger und Pest führten die Auflösung des Reiches herbei und die Ueberbleibsel der hingerafften Bevölkerung zerstreuten sich. Von den fremden Volksstämmen, die mit Israel nach Asien übergingen, ja von ihnen selbst, wie es scheint, blieb ein Theil im Norden und Osten Asiens zurück, so z. B. die Afganen, welche sich Kinder Israels nennen, sich auch zum Theil ebenfalls aus Aegypten (d. h. wohl: dem amerikanischen Mizraim oder Urägypten) herleiten.

Das Merkwürdigste und Frappanteste aber, was ich in diesen Beziehungen anführen kann, ist Folgendes.

Nach einem Manuskripte des Don Juan Torres, eines Enkels des letzten Königes der Quiche *), waren die Tolteken Abkömmlinge des Hauses Israel, die durch Mose von der Tyrannei des Pharao erlöst wurden; die aber dem Götzendienste ergeben waren, sich aus Furcht vor Mose von ihm trennten und unter der Leitung ihres Hauptes Tanub an den Ort gelangten, wo sie die berühmte Stadt Tula gründeten. Von Tanub entsprossten die Königsfamilien von Tula und Quiche und der erste Herrscher der Toltekas. Nimaquiché, der fünfte König dieser Linie, erhielt durch ein Orakel Befehl, Tula mit seinem Volke zu verlassen und es nach Guatemala zu führen. So kamen sie an den See Atitlan und liessen sich in dessen Nähe in einem Lande nieder,

---

velle Espagne. Dessen kritische Untersuchungen etc., übersetzt von Ideler I. S. 381 f. 383.

**) Die Civilisation des Königreiches von Quiche hält A. v. Humboldt für älter als die Ankunft der Azteken in Anahuac. Dessen »Krit. Untersuchungen« übers. v. Ideler I. S. 383 Note.

welches sie Quiche nannten*). Bemerkenswerthe Züge sind noch ausserdem folgende. Es wird in den Traditionen von der toltekischen Wanderung und dem alten Reiche der Quiche-Indianer ein Ort erwähnt, der »die sieben Höhlen« geheissen. Das gemahnt an das schon oben zur Sprache gekommene Hachiroth oder Pi-Hachiroth, Oeffnung der Höhlen, welches in der Geschichte der israelitischen Wanderung vorkommt**). Ferner bewahrten jene Indianer einen Stein, den ihre Vorfahren von Aegypten her mitgeführt haben sollten, und der zur Zeit der Eroberung plötzlich zerbrach, woraus die Priester den Untergang des Reiches erkannten***). Es kommt dazu, dass manche Namen des Quiche-Stammes so deutlich an biblische anklingen, oder sich so zwanglos aus dem Hebräischen erklären. So erinnert Balam an Balaam, Bileam; Acan an Achan; Zutugil lässt sich durch *zedek*, Gerechtigkeit, und *el*, Gott, erklären****); Iloacab, von *eloah*, Gott, und *kaw*, Richtschnur, lautet ganz hebräisch und scheint: »Gott, Gottes Wille ist Richtschnur,« zu bedeuten; die Namen Ulil und Ulmil erklären sich aus *ul, elem*, Kind, Jüngling und *el*, Gott etc. Das Alles zusammen möchte doch wohl in's Gewicht fallen; und wir wenigstens würden es nicht begreifen, wie so vielen und so auffallenden Spuren und Zusam-

*) Stephens, Reiseerlebnisse S. 369.

**) 2 Mos. 14, 29. 4 Mos. 33, 7 f.

***) Stephens a. a. O. S. 371.

****) Vergl. den hebr. Namen Zidkijjahu, Sedekias, Gerechtigkeit Jehovah's. Aber der Name Jehova, Jahu, Jo ist, wie es scheint, in jenen Benennungen der Quiche-Indianer absichtlich vermieden, und dafür El und Eloah gesetzt. Der Name Jehovah war mosaisch, 2 Mos. 6, 3. Die antimosaische Stellung dieser Indianer verrathen auch die bei ihnen gebräuchlichen Namen Bileam und Achan.

menstimmungen, so ausdrücklichen Angaben, so bestimmten Erinnerungen zu widerstehen sein soll. Unsere Auffassung der Sache lässt sich so gut beweisen, als in einem so dunklen und schwierigen Felde der Untersuchung nur immer Etwas dargethan und nachgewiesen werden kann. Und wollen die Forscher darauf eingehen, so wird sich wohl noch Vieles darbieten und herausstellen, was der Sache, die jetzt nur noch in ihrem wissenschaftlichen Anfange begriffen, zur Unterstützung und Förderung dient.

In dem Namen Utatlan, wie die Hauptstadt des Königreiches der Quiche-Indianer hiess, hat die Endung *tlan* dieselbe Bedeutung, wie in den Namen Aztlan, Atitlan, Cuscatlan *) etc., und ist als ortsbezeichnender Zusatz abzurechnen, um das specielle Wort zu erhalten, welches hier Uta ist und stark an Juda erinnert, so dass wir, wenn uns diese Aehnlichkeit nicht täuscht, ein amerikanisches Judäa erhalten. Die Formen Uta, Utah, Yuta, Yutahi, Yutay **) spielen auch sonst eine dem Aufmerksamen sehr auffallende Rolle in Amerika; es mag sich das Wort sogar in dem Namen der Aleuten bergen.

§. 26.

Dass man objectiv berechtigt ist, im alten, vorgeschichtlichen Amerika ein zweites oder vielmehr erstes Aegypten anzunehmen, das leidet nach unserem Urtheile keinen Widerspruch.

---

*) Indianischer Name des Staates San Salvador. Stephens, Reiseerlebnisse S. 207.

**) In dem Gebiete Utah haben sich die Mormonen angesiedelt und daselbst mehrere Städte errichtet. Die Yutas gehören unter die *Indios de paz* oder »Friedensindianer« in Chihahua, mit welchen man in gutem Vernehmen steht. Der Fluss Jutay oder Yutay fliesst von den peruanischen Gebirgen zum Amazonenstrom.

Es deutet dieser Welttheil namentlich in seinen mexikanischen, centralamerikanischen und peruanischen Alterthümern zu vielfach und zu deutlich auf das Land des Nils hin; und wiederum weiset dieses in den seinigen in zu unverkennbarer Weise auf Amerika zurück. Wollte man die bei der Entdeckung des Welttheiles vorgefundenen civilisirten Nationen und Reiche, insbesondere die in Neuspanien, einfach von den Aegyptiern am Nile oder diese von jenen ableiten, so wären die beiderseitigen Differenzen und Originalitäten allerdings viel zu gross; die Hypothesen müssten, bei aller Aehnlichkeit im Einzelnen, an der Verschiedenheit und Besonderheit der verglichenen Totalitäten scheitern. Das ist aber nicht unsere Verfahrungsweise. Wir glauben, dass die Tolteken, Chichimeken, Azteken etc. die Nachkommen amerikanischer Urstämme gewesen, die gleich den Israeliten dem ehemaligen amerikanischen Mizraim unterworfen waren und sich zu ihm als dienende Glieder oder abgesonderte und ausgestossene Paria's verhielten, keineswegs also zu der herrschenden Raçe gehörten, welche in gleicher Weise so in jenem Ur- und Original-Aegypten des amerikanischen Continentes, wie, als hievon ausgegangene Colonie, am Nile wohnte, in letzterem Lande das uns bekannte Reich errichtete und den davon herrührenden Monumenten ihren Ursprung gab. Die unterworfenen Stämme haben indessen von ihren Beherrschern ohne Zweifel Manches angenommen; einige scheinen ihnen näher gestanden zu sein, wie namentlich die Vorfahren der kunstreichen Tolteken, die vor den Azteken in Anahuac herrschten, und die cultivirte Bevölkerung, von welcher die berühmten Ruinen von Palenque herrühren. Und so kann man immerhin annehmen, dass sich uns Spuren jener urägyptischen Cultur, die sich in Amerika gebildet und am Nile weiter entwickelt hat, vermischt mit fremden Eigenthümlichkeiten, in den Bildungs-

stufen, Sitten, Kenntnissen und Denkmalen der betreffenden indianischen Nationen darstellen. Einzelne Reste mögen sogar noch unmittelbar aus jenen urältesten Zeiten stammen, in welchen das Mizraim der biblischen Urgeschichten bestand.

»Man hat,« sagt Vater *), »zwischen den Mexicanern und den alten Aegyptiern so viele Aehnlichkeiten hervorgesucht, dass sie zusammengenommen das wirklich auffallende Bild einer ähnlichen Aussenseite gewähren. In den Pyramiden, den Hieroglyphen, der Zeitabtheilung, der Kleidung und anderen Gewohnheiten der Lebensweise werden in den Mexicanern die alten Aegyptier gezeigt.« Und ferner: »Man wird überrascht, wenn man in den treuen Nachahmungen mexicanischer Gemälde, welche man in Herrn v. Humboldt's *Essai politique sur la nouvelle Espagne* findet, ganz den Styl, die Gesichter und die Gliederverhältnisse bemerkt, welche die ägyptischen Menschenfiguren charakterisiren.« Pyramiden, Bilderschrift, Baustyl, die 5 Ergänzungstage in der Jahresrechnung, Tracht, Pflanzenpapier, Sculpturen etc. bieten sich nach Wuttke **) als Vergleichungspunkte zwischen Azteken und Aegyptiern dar. Man trifft in Amerika auch die Richtung der Pyramiden nach den Weltgegenden ***), Mumien mit ägyptischen Bändern,

*) Ueber die Bevölkerung Amerika's S. 13.

**) Geschichte des Heidenthums. Breslau 1852. I. S. 348. Vergl. 281. 285.

***) »Die grosse Pyramide von Ghiza,« sagt Champollion-Figeac, »ist genau nach den Weltgegenden gestellt; jede ihrer 4 Ecken sieht gegen einen der 4 Cardinalpunkte; heutzutage würde man einen Meridian von so grosser Ausdehnung, ohne abzuweichen, nur mit grossen Schwierigkeiten zeichnen können; und aus dieser Stellung der grossen Pyramide hat man eine Thatsache von hoher Wichtigkeit für die physische Geschichte

Begräbniss heiliger Thiere, das ägyptische Kreuz in Form des lat. T und den Scarabäus an. Von einem amerikanischen Helme, denen gleich, die auf ägyptischen Monumenten gefunden werden, so dass an eine zufällige Aehnlichkeit nicht zu denken sei, spricht Ernst v. Bibra*). In A. v. Humboldt's *Vues des Cordillères et monumens des peuples indigènes du nouveau continent* findet man Vergleichungen amerikanischer Dinge mit babylonischen, chinesischen, indischen und griechischen; darunter die Büste einer mexicanischen Priesterin, deren Kopfanzug der Calantica der Isisköpfe, der Sphinxe und anderer ägyptischer Bilder ähnlich und mit Perlen geschmückt ist. Eine Sammlung amerikanischer Alterthümer enthält einen kolossalen Kopf, »der an den Osymandias in erhabener, edler Ruhe und seinen Kopfschmuck, das Prachtstück der Turiner Sammlung, erinnert.« So drückt sich Karl Ritter in seiner Vorrede zu Braunschweig's Schrift über die altamerikanischen Denkmäler **) aus, wo zugleich des Volkes mit rother Hautfarbe, Bartlosigkeit und dem Kopfschmucke peruanischer Incas auf ägyptischen Monumenten gedacht ist. Das sind doch wohl unabweisbare Fingerzeige nach Amerika hin!

M. M. Noah, Major der Miliz zu New-York, früher Hafencommandant und nordamerikanischer Gesandter, lässt in Amerika dasselbe Geschlecht walten, welches die Tempel und Pyramiden Aegyptens gebaut, indem er jedoch, herkömmlicher Ansicht gemäss, Alles von unserer Hemisphäre

---

des Erdkörpers gezogen; dass sich nämlich die Stellung der Erdaxe seit mehreren 1000 Jahren auf keine merkliche Weise verändert hat.«

*) Reise in Südamerika. Mannheim 1854.

**) Berlin 1840.

ausgeben lässt. »Wenn,« sagt er *), »von den mexicanischen Alterthümern die Rede ist, so muss man die rohen Arbeiten einer neueren Zeit nicht mit den glänzenden Meisterwerken verwechseln, welche von denen herrühren, welche die ägyptischen Pyramiden thürmten und die Tempel von Theben und Memphis bauten. Die Alterthümer von Toltecan muss man im Auge haben, und zu den Ruinen von Palenque die Pyramiden von Cholula, Otamba, Oaxaca, Mitla, Tlascala und die auf den Bergen von Tescoca fügen, die grösser als die ägyptischen sind; ferner die Hieroglyphen und Thierkreise, ein symbolisches und phonetisches Alphabet, Papyrus, Metopen, Triglyphen, Tempel und Gebäude von colossaler Grösse, Militarstrassen, Wasserleitungen, Landstrassen, Poststationen und Distanzen, Brücken von bedeutender Grösse und massiver Bauart, die alle den deutlichsten Beweis von dem Dasein einer mächtigen, unternehmenden Nation liefern, welche 2000 Jahre vor der spanischen Eroberung geblüht haben muss.«

Von den Resten eines alten peruanischen Bauwerkes sagt ein Beobachter: »Man sieht in den Mauern ungeheuere Steinblöcke, und die Thürme sind oben enger, als unten. Dieser Tempel des Inca scheint ein vierseitiges Gebäude, an jeder Seite 20 Metres lang, gewesen zu sein. Man kann noch 4 Aussenthore und 8 Gemächer erkennen. Die Symmetrie der Thüren, die Regelmässigkeit der Nischen, die Behauung der Steine, Alles erinnert an die ägyptische Bauart in deren minder vollkommenen Schöpfungen« **).

---

*) In seinem »Beweise, dass die amerikanischen Indianer die verlornen Stämme Israels sind.«

**) Aus Alcide d'Orbigny's amerikanischem Reisewerk.

§. 27.

Ein Gegner von Vergleichungen und Beziehungen, die den Zweck haben, die amerikanischen Alterthümer von den Künsten und Culturen der alten Welt abzuleiten, ist bekanntlich John L. Stephens, der den von ihm besuchten Ruinen Amerika's einen durchaus originellen und selbstständigen Charakter vindicirt. Er giebt bedeutende und charakteristische Differenzen an, welche keine Ableitung aus dem Bereiche asiatischer, europäischer und afrikanischer Architektur und Sculptur zuzulassen scheinen. Er weist selbst die Beziehung auf Aegypten ab, wiewohl die Pyramidalform der amerikanischen Denkmäler dazu einlade. Die ägyptischen Pyramiden seien isolirte, ein Ganzes für sich ausmachende Bauwerke, viereckig und mit Stufen, die bis zu einer Spitze aufsteigen; die amerikanischen hätten nur zwei, höchstens drei Seiten, gehörten als Theile anderen architektonischen Werken an und seien errichtet worden, um zum Unterbau für Gebäude zu dienen. Die ägyptischen hätten ursprünglich glatte Seiten gehabt und die Stufen keinen Theil des Planes gebildet, und so höre vollends jeder Vergleich der sogenannten Pyramiden Amerika's mit ihnen auf. Stephens bestreitet auch das hohe Alterthum der von ihm besuchten Ruinen von Centralamerika, Chiapas und Yucatan, und lässt als die Urheber jener alten Bau- und Kunstwerke keine verschwundenen Raçen gelten; es seien diese Werke vielmehr die Schöpfung von Völkerstämmen, welche das Land zur Zeit der spanischen Eroberung oder nicht sehr lange zuvor bewohnt hätten.

Bei so bestimmten Ansichten und Aussprüchen ist es um so merkwürdiger, dass Stephens doch zuweilen nicht umhin kann, sich eine Vergleichung mit Aegypten zu gestatten; die Aehnlichkeit war zum Theile so gross und

augenfällig, dass er auf den ersten Blick entschieden an die ägyptischen Denkmäler erinnert wurde.

Einige der entdeckten Alterthümer waren »von geschmackvollerer Zeichnung;« manche waren in kunstmässiger Arbeit den schönten Monumenten der Aegyptier vergleichbar; von einem dieser Monumente heisst es: »Es kommt in künstlerischer Ausführung den kostbarsten ägyptischen Sculpturen gleich.« Es fanden sich Figuren »von guter Zeichnung und in Symmetrie der Verhältnisse vielleicht vielen gleich, die auf den Mauern der zerfallenen Tempel Aegyptens eingegraben sind.« Dabei zeigten sich Hieroglyphen, »welche uns an die Art erinnerten, wie die ägyptischen Denkmäler den Namen, die Geschichte, das Amt oder die Würde der dargestellten Personen dem Gedächtniss überlieferten.«

Bei einer Beschreibung von alten Altarbildern heisst es: »Zwischen den beiden Hauptpersonen ist eine merkwürdige Schnörkelei angebracht. Sie enthält zwei wohlerhaltene Hieroglyphen, welche uns stark an die ägyptische Weise erinnerten, die Namen der Könige oder Helden zu bezeichnen, zu deren Ehre die Monumente errichtet wurden.« Etwas sehr Frappantes fiel bei einer Thüre in's Auge. »Ueber ihr und längs der ganzen Fronte des Gebäudes lief eine grosse Stuckverzierung hin, die uns durch ihre auffallende Aehnlichkeit unwillkürlich und auf den ersten Blick an die beflügelte Erdkugel über den Portalen der ägyptischen Tempel erinnerte.« Im Einzelnen werden nun allerdings gewisse Unterschiede bemerkt. »Die Schwingen sind umgekehrt; es sind noch Reste einer kreisrunden Verzierung zu sehen, die eine Erdkugel vorgestellt haben mag, aber von sie umwindenden Schlangen ist keine Spur mehr übrig.« Gleichwohl ist bei solchen Analogieen dem Gedanken an einen Zusammenhang nicht wohl auszuweichen; denn einige Differenzen bei sonst frappanter Aehn-

lichkeit schliessen einen solchen nicht aus. In einem alten Gebäude »war ein Bogen mit gemalten Figuren im Profil bedeckt, die sehr verstümmelt waren; an einer Stelle aber war eine Reihe von Beinen übrig, welche einem Zuge angehört zu haben schienen, und die mir beim ersten Blicke die Leichenzüge an den Mauern der Gräber zu Theben wieder in's Gedächtniss zurückführten. Die Figuren waren roth gemalt, die Zeichnung gut, die Stellungen geistvoll und dem Leben ähnlich.« In einem Ruinenzimmer waren Ueberreste von Gemälden. »Sie erinnerten uns im Allgemeinen in Lage und Wirkung an die Prozessionen in ägyptischen Gräbern. Die Farbe des Fleisches war roth, wie dies bei den Aegyptiern der Fall war, wenn sie ihr Volk darstellten.« Es fanden sich auch »die Ueberreste eines kolossalen Affen oder Pavians, der in Zeichnung und Aussehen eine auffallende Aehnlichkeit mit den vier monströsen Thieren hatte, die einst vorn am Fusse des Obelisken von Luxor — jetzt in Paris — standen und unter den Namen der *Cynocephali* in Theben verehrt wurden.« Stephens glaubt, dass diese Thiere auch von dem Volke, welches Copan erbaute, als Gottheiten verehrt worden seien.

Was die von Stephens in Amerika beabsichtigten Pyramidalbauten betrifft, so sagt er: »Die grösste Aehnlichkeit mit den Pyramiden Aegyptens findet sich bei den Pyramidalbauten in Copan; aber auch an diesem Orte giebt es keine ganze, allein und unverbunden dastehende Pyramyde mehr.« Doch ist in eben demselben Buche von einer isolirten und ziemlich vollkommen erhaltenen Pyramide in Copan die Rede *).

*) Stephens, Reiseerlebnisse in Centralamerika, Chiapas und Yucatan S. 60. 81. 82. 83. 425. 478 f. Dessen Begebenheiten auf einer Reise nach Yucatan S. 229. 275.

Die Differenzen, welche Stephens hervorhebt, widerstreiten unserem Systeme nicht. Denn dasselbe betrachtet Mexico und andere Culturreiche des alten Amerika nicht als ägyptische Colonieen, nimmt auch nicht an, dass die ägyptischen Dinge, ganz so, wie sie sich uns in den Monumenten darstellen, aus Amerika stammen, sondern nur, dass daselbst ihre Anfänge und Grundlagen gewesen. Es hält überdies die betreffenden Alterthümer dieses Welttheiles, wie wir sie kennen, nicht durchaus nur für einen einfachen Rest von dem angenommenen vorzeitlichen Mizraim Amerika's her; sie sind ihm, wenn nicht ganz, doch grossentheils Produkte von Völkerstämmen, die in diesem Urägypten nicht zur herrschenden Raçe gehört und eine sehr untergeordnete Rolle gespielt. Was insbesondere die mexicanischen Teocallis oder Opfer- und Tempelpyramiden betrifft, so hat dieselben schon Gesenius*) mit den palästinensischen Cultushöhen, *Bamoth* verglichen, wider welche im alten Testamente geeifert wird.

§. 28.

Wir nehmen in und nach der mosaischen Zeit nicht nur eine von Amerika nach Asien hin gerichtete und übergehende semitische Völkerwanderung an, sondern glauben uns denken zu müssen, dass um jene Zeit auch das urägyptische Volk in Amerika dazu gedrängt worden sei, eine solche Unternehmung zu versuchen, seinen Wohnsitz und seine Herrschaft im Urlande aufzugeben und völlig nach Afrika überzusiedeln, wo sich wahrscheinlich eine schon früher, unter besseren Umständen, von ihm gegründete Colonie befand, von der man aber lange schon getrennt sein mochte und mit der wenig oder gar keine Verbindung

*) In seiner Vorrede zu Gramberg's Religionsideen

mehr bestand. Diese Auffassung der Sache haben wir namentlich aus den Nachrichten geschöpft, welche die Alten über den grossen Zug des Königs Sesostris oder Sesoosis geben. Auch über diesen haben wir schon oben in der Kürze unsere Meinung geäussert, die nun hier näher dargelegt werden soll.

Es hat damit wohl eine ganz ähnliche Bewandtniss, wie mit dem mosaischen. Er ging von einem Continente zum anderen, von einem Aegypten — dem ursprünglichen in Amerika — zum anderen, der Colonie in Afrika; er dauerte nach Diodor's Angabe *) neun Jahre lang, und man war dabei ebenfalls in Gefahr, zu Grunde zu gehen.

Die ägyptischen Priester erzählten dem Herodot **), wie es Sesostris erst auf dem Seewege versucht habe, aber, an den Küsten des erythräischen Meeres hinfahrend, an ein Meer gekommen, wo er der Seichte wegen nicht weiter konnte, desshalb umgekehrt sei und den Landweg gewählt habe. Er fuhr wohl eigentlich von Mexico aus an den Küsten des nordwestlichen Amerika hin, bis er an ein mit Eis bedecktes Meer kam, wo er von seinen Schiffen keinen Gebrauch mehr machen konnte. Wir hören weiter, dass er ganz Asien durchzogen, auch nach Europa übergegangen und mit Scythen und Thraciern gekämpft. Dann habe er sich wieder rückwärts gewendet und sei an den Phasis-Strom gekommen, wo ein Theil der Aegyptier zurückgeblieben. Herodot legt hiebei auf die bei den Kolchiern vorgefundene Sitte der Beschneidung Gewicht; auch die Leinarbeit sei bei ihnen die ägyptische, die Sprache und das ganze Leben derselben habe Aehnlichkeit. In Thracien, meldet Diodor, wäre Sesostris bei dem Mangel an Lebens-

*) Buch I, 55.

**) Buch II.

mitteln und der ungünstigen Beschaffenheit der Gegend beinahe aufgerieben worden. Diese ganze Unternehmung hat demnach mehr das Ansehen eines durch äussere Umstände veranlassten Wanderns und unsicheren Herumirrens, als das eines aus blossen Eroberungsgelüsten entsprungenen Kriegszuges. Dazu kommt das Schicksal, welches den König bedrohte, als er, wie man sagt, wieder nach Aegypten zurückgekommen, oder vielmehr, wie wir glauben, die gesuchte Colonie nach langem Irren und Suchen endlich erreicht hatte. Sein Bruder, so heisst es, der in seiner Abwesenheit über Aegypten geherrscht, suchte ihn aus dem Wege zu schaffen; er legte bei einem Gastmahle, zu welchem er ihn geladen, Holz um das Gebäude und zündete es an; und nur mit Aufopferung zweier seiner Söhne, die er auf das Holz warf, um darüber hinwegzusteigen, soll sich Sesostris gerettet haben.

Wenn der Regent, der ihm den Tod zu geben suchte, nur, wie es scheint, gleichsam sein Bruder gewesen sein sollte, wie sich ja Fürsten auch sonst als Brüder bezeichneten *), so ist es um so begreiflicher, dass dieser Pharao der Colonie sich nicht von dem plötzlich erschienenen und auf die Herrschaft Anspruch machenden Pharao des Urlandes verdrängen lassen wollte. Die Ankunft dieses Fürsten mit seiner Armee wird trotz seiner Verwandtschaft so ziemlich den Charakter des Einfalles eines erobernden Heerführers und Volkes gehabt haben. Dass Aegyptier eben so, wie Israeliten, in die nördlichen Gegenden gekommen, wo Amerika und Asien einander so nahe sind und ein so leichter Uebergang von einem Continente zum anderen möglich, dafür scheint der Umstand zu sprechen, dass sich die hier so wenig zu vermuthende Sitte der Einbalsamirung der Leichen

*) »Mein Bruder,« sagt König Hiram zu Salomo 1 Kön. 9, 13.

auch auf dem Archipel der aleutischen Inseln gefunden hat. Daraus ist freilich noch Nichts speciell für den Zug des Sesostris zu entnehmen. Nur so viel scheint sich zu ergeben, dass das ägyptische Urreich in Amerika, an welches zu glauben wir durch so viele Gründe veranlasst, ja gezwungen sind, bis an die äusserste Nordgrenze des Continentes hin seinen Einfluss geübt und seine Gebräuche verpflanzt. Wahrscheinlich gingen von ihm aus schon in viel früherer Zeit, als die klimatischen Verhältnisse im Norden noch ganz anderer Art waren, vielleicht auch die beiden Welttheile daselbst noch zusammenhingen, Entdeckungsreisen und Heerzüge in jene Gegenden aus und erstreckten sich in die jetzt sogenannte alte Welt hinüber, die damals die neue war. Wir hören ja auch von einem grossen Zuge des Osiris, der dem des Sesostris ganz ähnlich gewesen *). Eben so erzählt man ja auch von einem grossen, mit dem des Osiris, wie es scheint, identischen Dionysoszuge. Auch dieser Gott soll viele Länder durchirrt, durch ganz Asien gezogen, über den Euphrat und Tigris gegangen sein; er heisst auch der Meerdurchwanderer. Sein Zug nach Indien soll 3, nach Anderen aber 52 Jahre gedauert haben, ohngefähr wie Israel 40 Jahre lang geirrt und gezogen sein soll. Vor Allem aber ist, was die allerältesten Wanderungen betrifft, die persische wichtig, über welche wir noch Einiges insbesondere beibringen wollen.

§. 29.

Die Perser besassen in Betreff der Einwanderung in ihr Land uralte Ueberlieferungen, welche mit den israelitischen viel Aehnlichkeit haben, und namentlich eine dem biblischen

*) Diodor I, 17.

Stationenverzeichniss entsprechende Aufzählung der Wohnsitze enthalten, die der Reihe nach in Besitz genommen wurden. Es ist vor Allem von einer durch den bösen Ahriman bewirkten Steigerung und Verlängerung der Winterkälte die Rede. Erst hatte die warme Jahrzeit 7 Monate, der Winter nur 5 gedauert. Nun gab es 10 Winter- und nur noch 2 Sommermonate; daher man von dieser erkälteten Gegend weg nach Soghdo zog, wo man jedoch durch Fliegen, die das Vieh tödteten, beunruhigt wurde. Man verliess auch diesen Ort, kam aber noch lang nicht zur Ruhe. In Moore gab es Streit, in Bakhdi eine Insektenplage, in Nesai wurden verdammliche Zweifel rege; in Haroin gerieth man in die äusserste Dürftigkeit u. s. w. So wurde man durch verschiedene Uebel und Nothstände von einem Orte zum anderen getrieben, bis man unter Dschemschid's Anführung in ein südliches, warmes Land kam und daselbst seinen bleibenden Wohnsitz nahm. Oben an steht, was höchst bemerkenswerth, die klimatische Veränderung. Man muss somit im Norden gewohnt haben, und das zu einer Zeit, wo daselbst noch keine rauhe, lang andauernde Winterkälte herrschte. Durch das Eintreten einer solchen bewogen, verliess man den ältesten Aufenthalt, dessen man sich noch erinnerte, und zog sich allmählich von Ort zu Orte in den Süden Asiens hinab.

Hiebei ist nun ferner auch der Umstand wichtig, dass Dschemschid und sein Volk auf dem ganzen Wege überall, wohin sie kamen, die Länder noch unbevölkert und unbebaut gefunden haben sollen. Damals erst, versichert uns die Tradition, seien Menschen und Thiere dahin gekommen, sei Feuer von Menschenhand daselbst angezündet worden.

Das ist ein gewiss sprechender Beleg für unsere Behauptung, dass nicht Asien das Urland der Menschheit ge-

wesen, dass dieser Welttheil nebst Afrika und Europa in ältester Zeit eine für entdeckende und bevölkernde Nationen noch ganz neue Welt gewesen. Als die Europäer nach Amerika kamen, fanden sie diese für sie neue Welt schon von unbestimmter Vorzeit her bewohnt und sogar mit civilisirten Völkern und mächtigen Reichen besetzt, die sie zu erobern hatten. Als die Perser vom Norden Asiens in den Süden einwanderten, war noch Alles leer und unbenützt. Das Erdreich d. h. die Gesammtheit der Länder, die Dschemschid durchzog und in Besitz nahm, wird in den betreffenden Sagen und Liedern in 3 Haupttheile und jedes Drittel wieder in 300 Theile getheilt. Und diese alle, so wird ausdrücklich gemeldet, »wurden erfüllt und gesegnet mit Thieren des Hauses und Feldes, mit Menschen, Hunden, Geflügel und rothbrennenden Feuern. Vor ihm waren in diesen vortrefflichen Ländern weder Thiere des Hauses und Feldes, noch Menschen zu finden.«

Ganz anders verhielt es sich zur Zeit des Mose und Sesostris. Diese trafen allem Anschein nach im Norden Amerika's und Asien's schon dieselben Naturbeschaffenheiten, wie sie gegenwärtig Statt finden; auch waren ihre Unternehmungen nicht bloss durch klimatische und elementarische Umstände erschwert, man hatte auch wider menschliche Feindseligkeiten, Kräfte und Massen zu kämpfen. Am schlimmsten war Mose daran; ihm stand so viel entgegen, dass er in der That der wunderbarsten Eigenschaften bedurfte, um sich zu behaupten und seine Sache durchzusetzen. Denn er hatte es nicht nur mit dem Widerstande fremder Menschenstämme zu thun; in seinem eigenen Heere, in seinem eigenen Stamme und nächsten Familienkreise standen ihm die Gegner auf. Sesostris zog mit einem doch in sich selbst einigen, in seiner Art hochgebildeten und disciplinirten Volke und Heere aus und

konnte sich mit allem Nöthigen und Nützlichen versehen. Mose mit seinem Volke und den anderen sich anschliessenden Stämmen (*erev*) riss sich erst mühsam von einer bedrückenden Herrschaft los, nahm vor einem verfolgenden Heere die Flucht und stand an der Spitze einer durch Knechtschaft erniedrigten und durch Befreiung aus ihr nicht sofort auch innerlich gehobenen, vielmehr in's Zügel- und Sittenlose gehenden Nation und eines Gemisches von anderen Flüchtlingen, Horden und Abenteurern, die noch viel wilder und unbändiger gewesen sein mögen. Des Sesostris Name war über Alles glorreich im Alterthum; die Aegyptier erlaubten dem Darius nicht, seine Bildsäule vor die jenes grossen Königes zu setzen *). Und doch war dieser, wie es scheint, nur ein von äusserlichen Umständen begünstigter Nachahmer des im Grunde viel grösseren Führers und Gesetzgebers Israels.

§. 30.

Der für unsere Untersuchung so höchst wichtigen Hyperboreersage haben wir zwar schon mehrmals gedacht. Aber es ist der Mühe werth, ihr eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Sie ist mehr als Sage und Mythe; sie hat, wie sie uns bei Herodot entgegentritt, ein historisches Ansehen und Gewicht; sie spricht geradezu von Amerika, der Herkunft griechischer Culte von dort herüber, von einem griechisch-amerikanischen Verkehr, der zuerst unmittelbar durch persönliche Erscheinungen und Ueberbringer von Gaben aus dem Urlande, dann, bis er

*) Herodot II, 110. Diodor I, 58. Der Oberpriester zu Memphis widersetzte sich dem Vorhaben mit der Bemerkung: Darius habe sich durch seine Thaten noch nicht über den Sesostris erhoben.

völlig aufhörte, durch vermittelte Uebersendungen, eine Art von Post, unterhalten wurde. Es ist daran vernünftiger Weise gar nicht zu zweifeln; es fehlt Nichts, als dass auch noch der Name Amerika genannt würde, der damals noch nicht existirte — und das wird man doch nicht fordern, um uns oder vielmehr den so bestimmten Aussagen der Griechen Glauben zu schenken!

Hyperboreer sind dem Namen nach nicht nordische, im Gebiete des Boreas wohnhafte, sondern ganz ausdrücklich übernordische, jenseits der borealen Region wohnende Menschen, solche nämlich, zu welchen man gelangt, wenn man sich in den entlegenen Norden Asiens und Amerikas und von da wieder in die südlicheren Länder des jenseitigen Continentes begiebt. »Sie heissen so,« sagt Diodor*), »weil sie über das Gebiet des Boreas oder Nordwindes hinaus liegen.« Ihr Land, wie ebenderselbe nach Hekatäus und Anderen meldet, ist ein gesegnetes, wo man zweimal im Jahre ernten kann. Daselbst ist Latona geboren und wird vor allen anderen Göttern Apollon verehrt, indem die Einwohner eigentlich als dessen Priester zu betrachten sind. Hain, Tempel und Stadt ist dem Gotte geweiht. »Sie leben mit den Griechen in grosser Vertraulichkeit, besonders mit den Athenern und Deliern, ein Verhältniss, das sich aus hohem Alterthume herschreibt. Es gab der Sage nach Griechen, die zu ihnen reisten und bei ihnen Weihgeschenke mit griechischen Inschriften zurückliessen. Eben so kam nach Griechenland ein Hyperboreer, Namens Abaris, der die alte Bekanntschaft mit den seinem Volke verwandten Deliern erneuerte. Das hebr. *abar* heisst übergehen, übersetzen, das hebr. chald. *eber, abar* drückt Jenseitigkeit aus. Abaris wäre hiernach ein

*) B. II, 47.

Mensch der amerikanischen Jenseitswelt. Die Sage von den Hyperboreern oder übernordischen Jenseitsmenschen d. h. Amerikanern des Alterthums war nach Herodot *) besonders bei den Deliern zu Hause. Zu den Letzteren sendeten jene in frühester Zeit zwei Jungfrauen nebst fünf Geleitsmännern mit heiligen Gaben; die Gesandten starben auf der Insel und wurden hoch verehrt. Da nun aber diese Boten nach der hyperboreischen (amerikanischen) Jenseitswelt nicht mehr zurückkehrten — ohne Zweifel, weil die Reise zu gross und zu mühselig war, um von denselben Personen zweimal gemacht zu werden — so sandten die Hyperboreer in der Folge ihre Gaben zu den Scythen, damit sie von da weiter gegeben würden; und so kamen dieselben von Volk zu Volk, von Land zu Land, von Stadt zu Stadt bis nach Délos; die verschiedenen Durchgangs- und Vermittlungspunkte giebt der Vater der Geschichte der Reihe nach auf das Genaueste an. Wir wollen ihn selber hören.

»Von den Hyperboreern,« sagt er, »hat Hesiod gesprochen, so wie auch Homer in den Epigonen, wofern er wirklich dieses Gedicht gemacht. Am allermeisten aber sagen von ihnen die Delier« — Delos, jetzt Dili, die berühmteste unter den Cycladeninseln des ägäischen Meeres und hochheilig als angeblicher Geburtsort des Apollo und der Artemis — »nämlich dass heilige Gaben in Weizenbündeln von den Hyperboreern aus zu den Scythen kommen und von den Scythen sodann durch die Hände der jedesmaligen Nachbarn in's Abendland bis zuletzt zum Hadrias« — so hiess das Delta des Po am adriatischen Meere — »von da gegen Mittag weiter geschickt, zuerst unter den Hellenen in die Hand der Dodonäer« — Dodona in Epirus, ein altpelasgisches Orakel des Zeus und der

*) B. IV, 33.

Diana *) — »und von da zum melischen Busen hinabkommen, dann aber nach Euböa« — jetzt Negroponte — »hinübergehen, wo sie eine Stadt der anderen zusende bis Karystus, worauf Andros« — jetzt Andro, Cyclade — »ausgelassen werde, indem die Karystier selbst sie nach Tenos« — jetzt Tine — »die Tenier endlich nach Delos bringen.« Wie bestimmt sind diese Angaben; wie deutlich und unzweideutig ist der Weg verzeichnet, den die heilige Sendung vom jenseits gelegenen Urlande über den Norden und dann vom Norden und Osten her nach Süden und Westen hin bis zur delischen Colonie genommen! So aber, sagt der alte Geschichtschreiber, sei es keineswegs von Anfang gewesen; es sei dies nur noch der Rest eines früheren Gebrauches. Man erzähle nämlich: »Zuerst hätten die Hyperboreer mit den heiligen Gaben zwei Jungfrauen gesandt, welchen die Delier die Namen »Hyperoche und Laodice gaben« — Letztere bedeuten »die Herrliche« und »Volksrecht;« waren es Uebersetzungen in's Griechische? — »auch hätten sie ihnen der Sicherheit wegen von ihren Bürgern fünf Geleitsmänner mitgegeben, die jetzt sogenannten Perphereer« — *perferentes*, Ueberbringer — »die auf Delos hoch verehrt werden.« Diese Verehrung hat ohne Zweifel einen historischen Grund gehabt, und die Sage von dieser Gesandtschaft ist daher gewiss kein Märchen. »Da aber den Hyperboreern ihre Gesandten nicht wiederkamen, so sei ihnen das ein Arges gewesen, weshalb sie nun ihre Gaben an die Grenzen trügen und es den Nachbarn anbeföhlen, dieselben von ihrem Lande aus zu einem anderen Volke weiter zu fördern. So, sagen sie, komme nun das heilige Geschenk durch Versen-

*) Im *Etym. magn.* (in *Δωδωναιος*) wird Dodona ein Ort der Hyperboreer genannt.

dung nach Delos.« Es ist dann auch von der hohen Verehrung die Rede, welche die hyperboreischen Jungfrauen empfingen. »Jenen Jungfrauen aber, die auf Delos starben, widmen daselbst die Mädchen und Jünglinge ihre Haare, indem sich die Ersteren vor ihrer Vermählung eine Locke abschneiden und dieselbe, um eine Spindel gewickelt, auf das Grabmal legen, das im Artemisheiligthume zur Linken liegt, mit einem Oelbaume darauf; die Jünglinge aber ihre Haare, um eine Pflanze gewickelt, ebenfalls auf diesem Grabmale niederlegen. Diese Ehre also geniessen die hyperboreischen Jungfrauen bei den Deliern.« Wir wiederholen mit verstärktem Nachdrucke, dass ein solches Andenken, ein solcher Cult nothwendig als vollkommen historisch begründet gelten muss. Nun nennt Herodot auch eine ältere Gesandtschaft der Art: »Die Delier behaupten, es seien von den Hyperboreern auf dem gleichen Wege durch jene Völker hindurch auch die Jungfrauen Argo und Opis gekommen, noch früher, als Hyperoche und Laodice. Diese seien gekommen, um der Ilithyia ihren Dank für die glückliche Niederkunft zu bringen; Argo und Opis aber seien zugleich mit den Göttern gekommen« d. h. zu derselben Zeit kam der Cult des Apollo und der Artemis von dem jenseitigen Urlande her; die mit grossen Schwierigkeiten verbundene Gründung der apollinisch-hyperboreischen Colonie und Religion wird durch die lang verzögerte Niederkunft der Leto ausgedrückt. Auch diese Jungfrauen, erzählt Herodot weiter, hätten ihre Ehren erhalten; sie würden in einem Hymnus angerufen, welchen der uralte lycische Poet Olen gedichtet, von welchem überhaupt die alten Hymnen herrührten, die man zu Delos singe*); auch werde, wie er gehört, die Asche von den Schen-

*) Es ist auch von einem delischen Festgesange der Sängerin Böö die Rede, und nach diesem war der Priesterpoet

kelstücken auf dem Opferaltare genommen und auf die Grabstätte der Opis und Argo ausgestreut; »dieselbe ist aber hinter dem Artemisheiligthume, gegen Morgen gelegen, dem Festsaale der Coer zunächst.«

Auch Plinius im IV. Buche seiner Naturgeschichte kommt auf die Hyperboreer zu sprechen. »Wir mögen,« sagt er, »nicht an der Existenz dieses Volkes zweifeln, da so viele Autoren berichten, es sei bei ihm Sitte gewesen, die Erstlinge der Früchte nach Delos zu dem von ihm besonders verehrten Apollo zu senden. Zuerst überbrachten Jungfrauen dieselben und wurden eine Reihe von Jahren hindurch gastfreundlich geehrt; als sie aber einmal treulos behandelt wurden, traf man die Einrichtung, dass man die Gaben an die Grenzen der anstossenden Nachbarn niederlegte und diese sie bis zum nächsten Volke trugen; auf welche Weise sie bis nach Delos gelangten. Doch auch dieser Gebrauch hörte später auf.«

Aelian *) erwähnt, wie die Delphier alle 9 Jahre eine Gesandtschaft nach dem der apollinischen Religion heiligen Thale Tempe schickten; dieselbe ziehe die sogenannte pythische Strasse, »und überall geleitet man sie mit eben so viel Achtung und Ehrerbietung, als Jenen erwiesen wird, welche die Opfergaben aus den hyperboreischen Ländern bringen.«

Apollo's heiliges Thier war der Wolf und seine Mutter Leto sollte aus dem Hyperboreerlande in Wolfsgestalt gekommen sein **). Dies weist auf das deutlichste auf eine altamerikanische Wolfsreligion zurück. Und Pausa-

---

Olen selbst ein Hyperboreer, Pausan. X, 5. Er war der älteste Sänger, von dem die Griechen wussten, älter noch als Pamphos und Orpheus.

*) Var. hist. III, 1.

**) Aristot. Hist. anim. VI, 35.

nias *) spricht von einem Tempel der Ilithyia, »von welcher die Delier sagen, dass sie von den Hyperboreern nach Delos gekommen sei, um der Leto bei ihrer Entbindung beizustehen.«

Die Alten erzählten auch von einem delphischen Tempelchen, welches von Bienen aus Wachs und Federn kunstreich bereitet und auf Apollo's Geheiss als Geschenk den Hyperboreern zugeschickt worden sei **). Hiernach wären auch hinwiederum von Griechenland aus Gesandtschaften und Geschenke in's jenseitige Urland gegangen; dasselbe giebt, nach Obigem, Diodor an. Helden, wie Perseus und Herakles sollen auch zu den Hyperboreern gekommen sein. Trotz der grossen Entfernung und des rauhen nördlichen Klima's, welches man zu passiren hatte, war dennoch zwischen den Colonien in Griechenland und der Heimath der griechischen Stämme und Culte im jenseitigen Urlande in den ältesten Zeiten immer noch verschiedenartiger Verkehr; man suchte den Zusammenhang aufrecht zu halten, bis zu wesentliche Veränderungen eintraten und der Abbruch erfolgte.

Herodot, auf dessen Aussagen wir billig das grösste Gewicht legen, war 484 v. Chr. geboren; zu seinen Zeiten war, wie man gesehen, der Cult der hyperboreischen Jungfrauen, welche die heroische Reise gemacht, die sie nicht wiederholen konnten, um ihre Heimath wiederzusehen, und die ihnen daher zum höchsten Ruhme gerechnet wurde, noch im vollen Gange; alle betreffenden Erinnerungen noch lebendig und frisch und von keinem mythischen Dunkel umzogen; man kann Alles nehmen, wie es lautet, wenn man nur die Sprache der alten Welt versteht. Weit später, in

*) In seiner Beschreibung von Griechenland I. Attica 18.

**) Pausan. X, 5.

den ersten Jahrhunderten der römischen Kaiserzeit, schrieben die meisten anderen von uns citirten Gewährsmänner. Doch auch ihre Nachrichten sind von Interesse; man sieht daraus namentlich, wie vielfach und gut bezeugt die Sache war, an welcher daher Plinius, seiner ausdrücklichen Bemerkung zu Folge, nicht zu zweifeln wagte.

So viel über dieses Thema für unseren Zweck; und nun mögen unsere Leser selbst entscheiden! Wir berufen uns bloss auf ihre natürliche Vernunft, nur dass sie dieselbe nicht mit altem, eingewurzeltem Vorurtheile verwechseln mögen; auf ihr nüchternes, besonnenes Urtheil, nur dass dasselbe nicht durch hyperkritisches Abweisen alles Ausserordentlichen zur Aufnahme auch der evidentesten Wahrheit dieses Charakters unfähig geworden sei. Sie werden erkennen und zugeben müssen: Das sind keine Phantasien und mythischen Hirngespinnste; hier liegen die positivsten Ueberlieferungen vor; es sprechen Monumente, Gebräuche, Culte so laut als möglich; wir stehen hier auf dem sicheren Boden lebendig historischen Bewusstseins und Andenkens. Delos mit seiner apollinischen Religion und Heiligkeit*) ist eine Gründung von Amerika her; da herüber kamen jene Jungfrauen, Gesandte, Gaben; sie kamen wiederholt, so lange die Verhältnisse diesen Verkehr der »alten« und »neuen« Welt mit einander, welche Prädicate sich hier aber augenscheinlich umkehren, gestatten wollten. Für diese Sätze brauchen wir nicht um Zustimmung zu betteln; wir können Letztere fordern; und glauben somit, wenigstens was wahrheitsliebende und aufrichtige Beurtheiler betrifft, vor dem Vorwurfe allzu

*) Eben so nach obiger Notiz auch Dodona.

verwegener, extravaganter und unstatthafter Ideen und Aufstellungen hinlänglich gesichert zu sein.

§. 31.

Wir können noch Etwas hinzufügen, was recht laut und deutlich die Wahrheit verkündet, dass Alles in unserer sogenannten alten Welt seine Wurzel nicht in ihr selbst, sondern dort drüben hat, von wo es herübergekommen. Es ist bekannt, dass man an dem Marannon, dem Riesenstrom des südlichen Amerika, einen Stamm von kriegerischen Frauen gefunden haben will, die dem in Sage und Kunstdarstellung vorkommenden Amazonenthum des Alterthums entsprechen, weshalb denn auch, wie man glaubt, dieser Strom der Amazonenstrom genannt worden ist. Weniger bekannt ist, dass dort auch das Wort, womit die Alten jene kriegerischen Frauen nannten, urheimisch ist. Denn *Amazona*, *Amassona* ist ein indianischer Name des Stromes selbst, welcher »Boot-Zerstörer« bedeutet *). Niemand wird glauben können, dass eine solche Uebereinstimmung ein blosses Spiel des Zufalls sei, und die erwähnte indianische Benennung des Stromes mit den Amazonen Nichts zu schaffen habe. Es ist vielmehr einleuchtend, dass an demselben die Urheimath des Amazonenthums war, welches sich mittelst einer weiten Verbreitung auch in die andere Hemisphäre erstreckte, und dass die kriegerischen Frauen daselbst ihren Namen, der nun auf einmal eine ganz unerwartete Etymologie erhält, von dem

*) Orellana erfuhr, dass die Indianer den Strom in der Nähe seiner Mündung *Amassona* d. h. den Boot-Zerstörer, nannten, was er vermöge der fürchterlichen Pororoca (einer gegen den Strom laufenden grossen, rollenden Fluthwelle) auch wirklich ist. Vergl. Klöden, Handbuch der Erdkunde III. Berlin 1862. S. 570.

Strome, an dem sie wohnten, erhalten haben. Ueber dieses Thema wäre eine eigene Abhandlung zu schreiben. Hier nur noch folgende Bemerkungen.

Zur Verstärkung der Behauptung, dass der Name *Αμαζων* amerikanischen Ursprunges sei, dienen ganz ähnliche Volks- und Thiernamen. In dem Verzeichniss, welches Humboldt von den Völkerstämmen am Orinoko und an den Verzweigungen und Zuflüssen desselben giebt *), kommen die Formen *Amozana* und *Amuisana* vor. Und der Missionär Quandt **) spricht von dreierlei Papagei-Arten, deren indianische Namen er angiebt; die grösste davon heisse bei den Urbewohnern *Amazona* — also genau wieder derselbe Name! Warum der Vogel so heisst, ist uns unbekannt; vielleicht war er im Wohnsitze der Amazonen zu Hause oder ein Lieblingsvogel derselben. »Er ist selten jung zu bekommen,« sagt Quandt, »weil er tiefer im Lande nisten soll.«

Als die Heimath der Amazonen wird der Fluss Thermodon bezeichnet; auch war Thermodossa ein Amazonenname. Von dem Flusse meldet Plutarch ***): er habe vordem Krystallos geheissen, weil sein Wasser so kalt sei, dass er selbst im Sommer friere. Man hat es sonderbar gefunden ****), und es ist auch wirklich seltsam genug, dass man diesem eisigen Flusse gleichwohl einen Namen gab, welcher Wärme, Hitze anzeigt; denn dieser Begriff liegt unstreitig in »Thermodon«. Aber wer sieht nun nicht ein, dass diese Benennung nur eine übertragene war und zuvor einem in der früheren, jenseitigen Heimath der Amazonen gelegenen Flusse eignete? Es wird einer der Namen

*) Reise in die Aequinoctialgegenden etc. V. S. 341 ff.

**) Nachricht von Surinam. Görlitz 1807. S. 214.

***) In dem Buche von den Flüssen.

****) Nagel, Geschichte der Amazonen. Stuttg. u. Tüb. 1838. S. 133.

gewesen sein, den einst in amerikanischer Vorzeit der Amazonenstrom führte.

Ein anderer Fluss des Amazonenlandes ist der Iris; es ist dies auch ein Amazonenname. Aehnliche Fluss- und Ortsnamen finden sich im Süden Amerika's in ziemlicher Anzahl; so z. B. *Iruçuy* oder *Iruzui*, *Irituia*, *Iriuana*, *Iriri*, *Iriquiriqui*, *Irapuan*, *Iraja*, *Iraria* *). De la Condamine**) erzählt: »Ein Indianer zu Mortigura, einer Misson bei Para, erbot sich, mir einen Fluss zu zeigen, auf welchem man, wie er sagte, sehr nahe zu dem von den Amazonen bewohnten Lande kommen könne. Dieser Fluss heisst Irijo, und ich fuhr hernach seine Mündung zwischen Macapa und Nordcap vorbei. Den Nachrichten desselben Indianers zu Folge musste man von da, wo dieser Fluss der Wasserfälle wegen nicht mehr schiffbar ist, viele Tage lang in den Wäldern westwärts und durch ein Land voller Berge reisen, um in das der Amazonen zu gelangen.«

In der griechischen Mythengeschichte wird dem Bellerophon ein Kampf mit den Amazonen, und eben so einer mit den Solymern aufgetragen. Ist es nun nicht sonderbar, dass sich auch der letztere Name mit den Amazonenstrom und den amerikanischen Amazonen verknüpft? Der obere Amazonas heisst *Solimões;* er soll diesen Namen von den Sarimaguas, Sorimao, Plur. im Portugies. *Sorimões*, erhalten haben — ein vordem mächtiges Volk, das jetzt verschollen ist ***). Wir wollen auf diese ebenfalls merkwürdig

---

*) Martius, Ethnographie: »Ortsnamen der Tupisprache.« II. S. 504.

**) Relation abregée d'un voyage fait dans l'interieur de l'Amerique meridionale. Maestricht 1778. p. 99—110.

***) Martius, a. a. O. I. S. 12. 199. 434. Der Name soll »die Lustigen« *(sorib, çorib)* bedeuten, was wir dahin gestellt sein lassen.

scheinende Zusammenstimmung keine Behauptung gründen, wie etwa die wäre, dass der Mythus von Bellerophon eine Erinnerung der Griechen aus ihrem hyperboreischen Urlande sei. Wir wünschen nur, dass sich die Aufmerksamkeit sinniger Alterthumsforscher, wie überhaupt auf die von unserem Standpunct aus zu betrachtende Amazonensage, so auch auf diesen Umstand hinrichte.

§. 32.

Diodor *) berichtet, wie sich die Aegyptier gerühmt hätten, in die ganze Welt eine Menge von Colonien ausgesendet zu haben. Denn nicht nur Juden und Colchier seien ägyptischen Ursprunges, es sei von ihnen auch Belus nach Babylon, Danaos nach Griechenland gegangen; die Athener seien von Sais her und schwüren als ursprüngliche Aegyptier noch bei der Isis; Kekrops **) werde als Doppelwesen dargestellt, weil er in zweierlei Staaten heimisch gewesen; eben so sei Erechtheus aus Aegypten gewesen und habe von daher die eleusinischen Mysterien gebracht. Es wurde diese Behauptung durch mehrere Gründe unterstützt, die man a. a. O. lesen kann. Sie war in der That keine leere Prahlerei; es stimmen mit ihr die eigenen Aussagen zahlreicher Völker und Stämme überein, die sich diesen Ursprung geben. Aber nicht das Land am Nile, welches selbst nur eine Colonie aus dem eigentlichen, ältesten Aegypten war, sondern dieses Letztere, d. h. der jenseitige Continent und das einst daselbst von der herrschenden Raçe errichtete Urreich, das Mizraim, mit welchem sich die hebräischen Patriarchen berührten und aus welchem Mose sein Volk führte,

*) Buch I, 29.

**) Derselbe ist zwar in der ausgezogenen Stelle nicht genannt; aber es ist dort offenbar, wie auch die Philologen annehmen, eine Lücke im Text.

war die Quelle und der Ausgangspunkt all dieser völkerschaftlichen Strömungen und Ausbreitungen. Wenn Diodor *) sagt, die Bevölkerung Aegyptens sei vor Zeiten viel stärker gewesen, als in allen bekannten Gegenden; es hätte mehr als 18000 Städte und ansehnliche Ortschaften gehabt — so ist damit wohl jenes Ur- und Original-Aegypten in Amerika bezeichnet. Theopomp **) erzählt von einer Unterhaltung des Phrygiers Midas mit Silen, welcher ihm mitgetheilt: Europa, Asien und Afrika seien im Grunde nur Inseln; aber ausserhalb dieser Welt gebe es ein unermesslich grosses Festland und darin eine Menge grosser Städte mit eigenthümlichen Lebensverhältnissen und mit Gesetzen, die den unsrigen geradezu entgegengesetzt. Darunter sei eine Stadt mit ungemein streitbaren Einwohnern, welche sehr viele Völker beherrsche; die Zahl der Einwohner sei nicht weniger als zwei Millionen. An Gold und Silber hätten sie so grossen Ueberfluss, dass das Gold bei ihnen einen geringeren Werth habe, als bei uns das Eisen. Weiter sagte Silen von den Meropern daselbst, die in vielen grossen Städten wohnten; an der Grenze ihres Landes sei ein Ort, Anostus genannt, wo weder Finsterniss noch Licht herrsche; es liege vielmehr ein Nebelschleier von schmutzig rother Farbe darauf. Ich übergehe die eingemischten mehr fabelhaften Züge. Niemand aber wird hier ein noch erhaltenes Andenken an das jenseitige Urland, das amerikanisch-ägyptische Herrschervolk und dessen grosses, auf den Rücken der Anden errichtetes Urreich, den Nordwesten des Welttheiles mit seinen nach Asien hinüberführenden Wanderwegen und die dämmernde Region des Nordens verkennen.

Die Mittheilungen, welche dem Midas von Silen ge-

*) Buch I, 3.

**) Nach Aelian: Var. Histor. III, 18.

macht worden sein sollen, haben eine grosse Berühmtheit über die Zeiten der alexandrinischen Dichter und Philosophen hinaus behalten und erscheinen wieder als *fabella de Sileno* bei Cicero *). Perizonius hat darin unzweifelhafte Spuren von Amerika gesehen. *„Non dubito, quin veteres aliquid sciverint quasi per nebulam et caliginem de America, partim ab antiqua traditione ab Aegyptis vel Carthaginiensibus accepta, partim et ratiocinatione de forma et situ orbis terrarum* **). Die eigentliche Quelle solches Wissens und Vorstellens waren aber nicht bloss Schiffersagen und Vermuthungen, sondern historisch-mythische Erinnerungen von dem jenseitigen Continente als dem Urlande der asiatischen, africanischen und europäischen Bevölkerungen.

Was den Doppelmenschen Kekrops betrifft, so heisst derselbe auch *διφυης geminus*, der Zweifache, Gedoppelte — wohl desshalb, weil er und das Geschlecht, das er repräsentirte, in zwei Erdhälften oder Hemisphären zu Hause war. Es werden mehrere Kekrops genannt; es soll so der Gründer des attischen Athen, so auch ein Herrscher über Böotien, der Athen und Eleusis am Triton gebaut, ferner der Gründer Athens auf Euböa geheissen haben; man spricht endlich auch von einem Aegyptier dieses Namens, der um 1580 v. Chr. nach dem attischen Athen oder nach Böotien gekommen. Der Name zeigt sich stets, wie man sieht, mit dem Namen Athen, Athenai verknüpft, welchen bekanntlich mehrere Städte im Alterthum führten; derselbe ist aber nachweislich amerikanisch; denn *otaeney* heisst nach Heckewelder im Indianischen Stadt; vergl. Knistenaux *ethini*, Chepewyan *dinnie*, Nagailer *dinay*, Kinai *tinna etc.*

*) Tusc. Quaest. I, 38.

**) Aelian ed. Lugd. 1701. p. 217.

Mensch, Mann *). Und so ist es wohl klar genug, dass überall, wo die Namen Kekrops und Athen vorkommen und örtlich fixirt erscheinen, eine Ansiedelung von Amerika her Statt gefunden. Athen wurde auch Asty, Stadt (die Stadt *par excellence*, wie Rom *urbs*) genannt; und die Aegyptier bemerkten nach Diodor a. a. O., dass dies ein ägyptisches (eigentlich wohl ebenfalls amerikanisches) Wort sei.

§. 33.

Schliesslich und gleichsam als Anhang zu vorstehender Abhandlung über Israel's Wanderzug und die damit in Verbindung stehenden Dinge sei es uns gestattet, einige Stellen aus der Schrift von H. Brugsch: »Wanderung nach den Türkisminen und der Sinai-Halbinsel« **) auszuheben und zu Gunsten unserer Ansicht geltend zu machen!

»Ein berühmter Gelehrter, Professor Schleiden hat mit einem grossen Aufwande von Wissen, Belesenheit und Schärfe in einer besonderen Schrift zu beweisen gesucht, dass Mose das auserwählte Volk Gottes nicht durch das rothe Meer, wie man bisher geglaubt, sondern über die schmale Landzunge am Sirbonis-See geführt habe. Dort soll sich seiner Meinung nach das Wunder ereignet haben, dass Pharao mit sammt seinen Rossen und Wagen in den Wogen des plötzlich heranstürmenden Meeres ertrunken sei. Was

*) S. Mithridates. In Brasilien sind die Aethonias, oberhalb Trois Rivières die Atticamagues; Virginien hiess Attanougkomouk. Die uralt griechischen Stamm-Länder- und Stadtnamen sind wohl sämmtlich amerikanisch; der Name Hellene begegnet in Amerika vielfach, wie Schawanno *elene, ilenni*, Miami *helania*, Illinois *ilinni*, delawarisch *lenno, lenni-lenape* etc. Mann, Eingeborner, Urvolk.

**) Leipzig 1860.

Schleiden in geographischer Beziehung zur Illustrirung des Zuges bemerkt, ist ganz vortrefflich; und sein und mein Migdol ist eine arge Schwierigkeit für die gewöhnlichen Ausleger.« Brugsch beharrt übrigens bei der Annahme, dass das rothe Meer mit seiner Ebbe und Fluth der Schauplatz der berühmten Begebenheit gewesen sei. Wie höchst unbedeutend aber im Grunde, wenn nichts Anderes dahinter stäcke, das gefeierte Wunder gewesen wäre, giebt er durch seine Schilderung kund. Es zeigte sich der trocken gelegte Meeresboden, auf dem sich in wildem Chaos Muscheln, Seepflanzen, zerbrochene Flaschen und Schiffstrümmer jeder Art vereinigt fanden. »Ich spazierte getrost in das Meer hinein, und wäre mir nicht ein ziemlich breiter Streifen Meereswasser in die Quere gekommen, mit dessen Tiefe ich noch unbekannt war, ich hätte bis auf die andere Meeresseite laufen und mich rühmen können, wie einst die Hebräer, durch das rothe Meer trockenen Fusses gegangen zu sein.« Den wirklichen Gang dieses Volkes durch's Meer nachzumachen, wird sich so leicht Niemand rühmen können; denn es war, wie nachgewiesen und wie zum Theil die Bibel ausdrücklich meldet, die Benützung eines durch vulkanische Kräfte im Momente der höchsten Gefahr plötzlich erhobenen Meeresbodens. Ebbe und Fluth bleibt dabei ganz ausser Spiel.

»Vor uns zeigte sich die Station der Mosisquelle, inmitten einer palmenreichen Hügelgegend . . . . . Ain Musa (die Quelle Mosis) ist keineswegs so reizend, als der Name klingt. Die Reisenden, welche die Epitheta »»lieblich«« »»anmuthig«« an sie verschwendet haben, müssen durch den Gegensatz der grünen Vegetation daselbst zu dem gelben Wüstensande der Umgebung verführt worden sein.«

Wo es an Wahrheit gebricht, da hilft Phantasie und

Erfindung aus. Reisenden hat man den Ort gezeigt, wo die Rotte Korah verschlungen wurde; man wies ihnen den steinernen Kopf der goldenen Kuh *(sic!)*. Dahin gehört auch die Salzsäule, in welche Loth's Frau verwandelt worden sein soll etc. Das für uns Wichtigste, was wir aus der citirten Schrift zu entnehmen haben, ist aber Folgendes.

Brugsch führt die Namen auf, welche, den Felseninschriften und sonstigen alterthümlichen Quellen nach, für die Sinai-Halbinsel und für Theile und Oertlichkeiten derselben gebräuchlich waren, und bemerkt dazu S. 84: »Alle diese geographischen Benennungen, für deren sichere Lesung und Beziehung zum Türkislande« — der Halbinsel — »ich getrost einstehe, bieten auch nicht die mindeste Aehnlichkeit mit den Eigennamen dar, welche uns die h. Schrift als Stationen der wandernden Israeliten auf der Sinai-Halbinsel aufzählt. Waren sie ihnen unbekannt, hatten sie die dadurch bezeichneten Localitäten nicht berührt, hatten sie die Namen nach israelitischer Ueberlieferung benannt — wer kann es wissen?«

Wir unsererseits fragen unsere Leser, ob nicht auch dieser auffallende Umstand für unsere Annahme spreche, dass die israelitische Wanderung eine geographisch ganz andere gewesen und mit der Sinai-Halbinsel gar nichts zu schaffen gehabt?

II.

Ueber den Stamm Dan.

Die Gibeoniten gaben sich für erst neustens Angekommene, d. h. für Nachzügler des allgemeinen semitischen Völkerzuges aus, da sie doch vielmehr den Israeliten vorausgeeilt, mit einem früheren Heerhaufen angekommen, und schon

längst im Lande ansässig waren *). Dagegen war einer der Stämme Israels selbst, wiewohl man annimmt, er sei gleich den anderen, mit dem israelitischen Gesammtzuge unter Mose und Josua eingetroffen — ich meine den Stamm Dan — das, was Jene zu sein vorgaben, in der That. Davon dürfte man sich wohl durch folgende Erörterungen überzeugt finden, wiewohl es zunächst, wenn man die Geschichte der Eroberung und Austheilung des Landes liest, einen ganz anderen Anschein hat, indem hier sämmtlicher Stämme, auch schon des Stammes Dan und seines Antheils, Erwähnung geschieht.

Letzteres ist im Buche Josua der Fall, wo unter den Besitzungen, welche den einzelnen Stämmen durch das Loos zufallen, auch die der Daniten angegeben wird, worauf auch noch von einer weiterhin erfolgten Erweiterung dieses Gebietes die Rede ist, indem die Daniten Lesem, eine im Nordende Palästinas gelegene Stadt, sonst Lais genannt, überfallen, die Einwohner niedergemacht, sich des Ortes bemächtigt und ihm den Namen Dan gegeben hätten **). Dem aber widerspricht in sehr auffallender Weise eine Erzählung, die wir im Buche der Richter ***) finden. Da hat der Stamm noch Nichts empfangen, hat noch gar keinen Wohnsitz inne, sondern sucht sich einen solchen erst zu verschaffen, und zwar ganz für sich, auf eigene Faust, durch gewaltsame Aneignung eines Ortes, der ausserhalb des Schauplatzes der damaligen Kämpfe lag und wegen seiner einsamen Lage und der Schutzlosigkeit seiner Einwohner leicht zu nehmen und zu behaupten war. »Zu dieser Zeit suchte sich der Stamm Dan eine Besitzung zum Wohnen; denn bis

*) S. oben »Israels Wanderzug« §. 11. S. 396 ff.

**) Jos. 19, 40 ff.

***) Cap. 18, 1.

dahin war ihm unter den Stämmen Israels Nichts zur Besitzung zugefallen.« So bestimmt und ausdrücklich lautet die Nachricht, die das Buch der Richter giebt. Die Daniten senden nun fünf Männer aus, um das Land zu erspähen und zu erforschen, gerade wie Moses und Josua ihre Kundschafter ausgesendet hatten. Diese Leute kommen auf das Gebirge Ephraim zu einem gewissen Micha, der sich »ein geschnitztes und gegossenes Bild« — »ein überzogenes Bild und Teraphim« hatte fertigen lassen und einen Leviten aus Bethlehem-Juda zum Priester seines Gotteshauses angeworben und eingesetzt hatte. Weiter kommen sie in ein stilles, einsames Thal, wo Lais liegt, derselbe Ort, der im Buche Josua Lesem genannt wird; sie sehen, dass hier ein sanftes, ruhiges Völkchen wohnt und ein gutes, gesegnetes Land im Besitze hat. Nachdem sie dies ihrem Stamme berichtet, machen sich 600 kriegerisch bewaffnete Daniten auf und lagern sich auf dem Zuge an einem Orte, der seit der Zeit Mahaneh-Dan, Dans Lager, heisst. Hierauf kommen sie zu dem erwähnten Micha und entführen ihm seine Heiligthümer und seinen Priester. Er setzt ihnen nach, weicht aber vor ihren Drohungen zurück. Hierauf fallen sie über Lais her, stecken den Ort in Brand, machen die Einwohner nieder, bauen ihre Stadt Dan und richten das geraubte Idol auf, das an dem Orte eine andauernde Verehrung empfängt.

Diese Darstellung trägt das vollkommene Gepräge der Aechtheit und Wahrhaftigkeit. Sie schildert so einheitslose und zerrissene Zustände, erzählt so barbarische und empörende Thatsachen ohne alle Verschleierung, Milderung, Beschönigung und Rechtfertigung; nur dass, wie schon im vorhergehenden Capitel und an anderen Orten dieses Buches geschieht, die Bemerkung gemacht wird, es sei damals noch kein König d. h. noch kein geordneter Zustand in Israel

gewesen, so dass Jeder thun konnte und that, was ihm gefiel. Es ist da durchaus nichts Rücksichtsvolles, Absichtliches, Tendenziöses bemerklich; es wird einfach angegeben, wie es zugegangen und was geschehen ist; stehen in diesem merkwürdigen und aufrichtigen Buche doch selbst die hervorragendsten Helden jener Zeit nicht im Lichte makelloser Glorie da, indem z. B. Gideon eben so wie Micha, ein »überzogenes Bild« macht und in seiner Stadt Ophra aufstellt *). In der Erzählung des Buches Josua dagegen ist man versucht, eine, gewissen Interessen gemäss, eingerichtete Gestaltung der Sache zu sehen. Dieselbe bringt den Stamm Dan in systematischen Zusammenhang mit dem nationalen Ganzen und seinem gemeinsamen Auftreten in Palästina, beschreibt auch die Eroberung von Lesem-Lais nicht so grass und verletzend für das Rechts- und Menschlichkeitsgefühl, während das Buch der Richter jede Decke hinwegzieht und uns in jene wilde, wirre Vorzeit krystallhell hineinblicken lässt. In Folge dessen erkennen wir theils unmittelbar, theils vermittelst statthafter Folgerungen, dass die Daniten zur Zeit der Richter noch sehr fremd im Lande gewesen und also wohl erst zu dieser Zeit daselbst aufgetreten; dass sie, als ein isolirter, von der eigenen Nation nicht sofort aufgenommener und eingereiheter Volksschwarm, heimatlos umhergezogen und gelegentlich, wo sie konnten, geraubt und blutige Gewaltthaten verübt; dass sie, was die Religion betrifft, keinen legalen, ja gar keinen Cult gehabt, sich fremder Heiligthümer götzendienerischer Art als einer guten Beute bemächtiget und dieselben zu eigenem vermeintlichen Nutzen verwendet. Dergleichen historisch kostbare Geständnisse — wie man sie nennen kann — sind nach kritischen Regeln für unbedingt wahr und unverfälscht zu

*) Richt. 8, 27.

halten und andersartigen Relationen im Falle der Collision entschieden vorzuziehen *).

Es ist auch sonst noch in Betreff des Stammes Dan eine wunderliche, widerspruchsvolle Verwirrung bemerklich. Bei Austheilung des Landes durch das Loos fallen demselben unter Anderem die Orte Esthaol (*Eschtaol*) **), Zarea und Ekron zu ***). Aber eben dieselben waren schon dem Stamme Juda gegeben worden ****). Die Geschlechter von Esthaol und Zarea werden auch in der Chronik als dem Stamme Juda zugehörig aufgeführt †). Ekron war eine Philisterstadt, wo man den Baal-Sebub verehrte. Es wird in der Richterzeit nebst Gaza und Askalon von Juda erobert ††). Die Philister senden dahin, wie das 1. Buch Samuel erzählt, die genommene Lade Gottes; es ist eine ihrer fünf Hauptstädte †††); Ahasja befragt das Orakel daselbst ††††).

---

*) In ähnlicher Weise urtheilt Bohlen, Genesis S. 475: »Nach Josua 19, 40 ff. sollen die Daniten zwischen Manasse und den Philistäern in der Gegend von Joppe ihre Wohnsitze erhalten und von hier aus eine Kolonie nach Norden gesendet haben; wogegen eine glaubwürdigere Erzählung, Richt. 18, 1 ff., berichtet, dass sie anfänglich gar kein Erbtheil besessen und sich deshalb eigenmächtig in den fetten Thälern des Gebirges Basan angesiedelt hätten.« Vergl. 5 Mos. 33, 22: »Dan ist ein junger Löwe, der aufspringet aus Basan.«

**) Ein ganz ähnliches Wort: *ishtohoollo* mit englischer Aussprache kommt nach Adair bei den nordamerikanischen Indianern vor; *nana ishtahoollo*, Genius, *ishtohoollo echeto*, Hoherpriester.

***) Jos. 19, 41 u. 43.

****) Jos. 15, 33 u. 45.

†) 1 Chron. 2, 53 f. Cap. 4, 1.

††) Richt. 1, 18.

†††) Asdod, Gaza, Askalon, Gath, Ekron. 1 Sam. 5, 10. Cap. 6, 16 ff.

††††) 2 Kön. 1, 2 f.

Auch Saelabin und Ajalon wird vom Buche Josua *) den Daniten zuerkannt; aber im Buche der Richter **) heisst es: »Und es drängten die Amoriter die Söhne Dan's in's Gebirge; denn sie gestatteten ihnen nicht herabzukommen in das Thal. Und die Amoriter liessen es sich gefallen zu wohnen zu Har-Heres, Ajalon und Saalbim,« welcher letztere Name wohl identisch ist mit jenem Saelabin. Ferner ist als eine Grenzstadt Dan's Thimna, Thimnatha angegeben ***); das ist aber zur Zeit Simson's eine Philisterstadt, zu welcher er hinabgeht und wo er mit einem philistäischen Weibe Hochzeit hält. Im 2. Buche der Chronik ****) wird Juda von den Philistern geschlagen; sie fallen in die Städte der Niederung und des Südens von Juda ein und nehmen daselbst unter Anderem Ajalon und Thimna. Die Orte waren also theils in Juda's, theils in der Philister und Amoriter Besitze; und doch sollen sie danitisches Eigenthum gewesen sein.

Die Orte Esthaol und Zarea werden in der danitischen Geschichte allerdings wiederholt namhaft gemacht. Die Kundschafter Dan's gehen von ihnen aus †); Simsons Vater ist aus Zarea; ihn, den Helden selbst, »treibt der Geist Jehova's zu Mahaneh-Dan zwischen Esthaol und Zarea.« Zwischen beiden Orten wird er auch begraben. Er erscheint zwar als Philisterfeind, aber nicht aus allgemein nationalem Grund und Interesse, sondern nur, um sich zu verschaffen, was er braucht, oder um sich zu rächen; übrigens lebt er in nur allzu gutem Vernehmen mit diesen

*) Cap. 19, 42.
**) Cap. 1, 34.
***) Jos. 19, 43.
****) Cap. 28, 18.
†) Richt. 18, 2.

mächtigen Gegnern Israels. Er nimmt sich eine Philisterin in Thimna zum Weibe, macht daselbst Hochzeit und giebt hiebei den Philistern das bekannte Räthsel auf. Um die Gewänder zu bekommen, die er wegen des von den Philistern errathenen Räthsels entrichten soll, geht er nach Askalon, schlägt 30 Mann todt und nimmt ihnen ihre Kleider. Weiterhin hat er Gemeinschaft mit einer Buhlerin der Philisterstadt Gaza. Einmal, nachdem er den Philistern allerlei Böses zugefügt, wohnt er in einer Felsenkluft; da kommen 3000 Mann von Juda, binden ihn und überliefern ihn den Philistern, die zu der Zeit die Herren des Landes sind und auch über Juda herrschen. Und so sieht man wohl, dass in dieser Gegend Daniten gewohnt, aber, wie es scheint, nur als Eindringlinge und halbe Fremdlinge, die keine eigenen, festbestimmten, gesetzlich zugesicherten Wohnsitze besassen, ja zuweilen nicht einmal ein ordentliches Obdach hatten und ein armseliges, troglodytisches Leben führten. Simson wird zwar ein Richter Israels genannt; aber man sieht ihn niemals, wie andere solche, an der Spitze des Volkes oder auch nur seines Stammes; er steht und handelt für sich allein, schlägt todt, thut Schaden, liefert aber keine Schlacht, befreit auch Israel nicht von der Fremdherrschaft. Sein Charakter ist überhaupt ganz der danitisch-wilde, ungesetzliche, isolirte, in einem riesenstarken Individuum ausgeprägt, welches nur seiner ungeheueren Körperkraft wegen eine so hervorragende Rolle spielt. Einen Richter d. i. Anführer, Herrscher, *schofet*, hatte zu dieser Zeit Israel im Grunde gar nicht.

Dass es mit den Daniten eine ganz besondere Bewandtniss gehabt, so dass man sie als einen eigenthümlich israelitischen Stamm kaum oder gar nicht gelten liess, davon sind redende Spuren vorhanden. So heisst es im Segen Jakobs: »Dan wird richten sein Volk wie einer

der Stämme Israels« *). Höchst sonderbar! Also war Dan kein Stamm Israels, war nur ein hinzugenommener Fremdlingsstamm? — Die Apokalypse **) lässt bei Aufzählung der 12 Stämme den Stamm Dan weg und Hyppolytus und Theodoret, auf jüdische Ueberlieferung gestützt, erklären sogar, es werde aus ihm der Antichrist hervorgehen ***).

Eine dunkle Stelle begegnet im Siegesliede Debora's und Barak's ****); sie wird verschieden verstanden und übersetzt: »Warum wohnet Dan bei den Schiffen?« Oder: »Warum war er Fremdling auf Schiffen?« Der Stamm war nicht in den Krieg gezogen; darüber beschwert sich das Lied; aber was sollen die Schiffe? Die Stelle ist wahrscheinlich verdorben; doch lässt sich der Sinn wohl ahnen. Das darin vorkommende Wort *gur* hat unter Anderem die Bedeutung: sich als Fremdling, Gast irgendwo aufhalten; *ger*, Fremdling, *megurim*, Aufenthalt in der Fremde. Das Lied bezeichnet in seinem Unwillen den Stamm als einen fremden, der mit Unrecht in Israel wohne und zu Israel gerechnet werde.

Sehr bedenklich ist endlich die Stelle im Segen Jakobs, nach welcher Dan »eine Schlange auf dem Wege und ein Basilisk auf dem Pfade« ist, »der beisset in des Rosses Ferse, dass rücklings sich sein Reiter stürzt« †). Demzufolge will es scheinen, als hätten

*) 1 Mos. 49, 16: *Dan jadin* etc. Es wird hiebei an die Bedeutung des Namens Dan, welcher Richter bedeutet, angeknüpft. Vergl. oben S. 132.

**) Offenb. Joh. 7, 4 ff.

***) Vergl. Gfrörer, Jahrhundert des Heils. Abth. II. S. 237.

****) Richt. 5, 17.

†) 1 Mos. 49, 17.

sich die Daniten sogar auf Wegelagerung und Strassenraub gelegt. Um so weniger kann man annehmen, dass sie, das eroberte Lesem-Lais im Norden Palästina's abgerechnet, irgend einen festen Besitz mit Ackerbau und sonstiger Betriebsamkeit gehabt und dem nationalen Ganzen als ein civilisirtes Glied desselben förmlich einverleibt gewesen.

Man kann sich die Sache etwa so denken. Es gab allerdings einen ächten Danitenstamm, der sich jedoch mit einem nicht israelitischen Elemente dermassen befreundete und vermischte und seinen nationalen Charakter in dem Grade verlor, dass er in Rücksicht auf diese Metamorphose nicht ohne Grund als ein halb oder ganz fremder in Israel betrachtet werden konnte. Ein so unharmonisches Verhältniss zu dem nationalen Ganzen mochte auch die Ursache sein, weshalb sich dieser Stamm auf dem grossen Zuge abtrennte *), nicht mit den anderen Stämmen nach Palästina kam, sondern erst später, da er doch ebenfalls immer weiter in den Westen Asiens und an das mittelländische Meer hin gedrängt wurde, in's Land eindrang, daselbst ein kaum geduldetes Dasein hatte, und sich daher, bis an die nördliche Grenze des Landes hin schweifend und suchend, eines abgeschieden im Thale liegenden Ortes bemächtigte, dessen unglückliche Bewohner der bewaffneten Schaar keinen Widerstand zu leisten vermochten, deshalb auch nur diesem Orte seinen Namen beilegte, der unter den übrigen angeblich von Dan besessenen Städten nicht gefunden wird.

Unter Jerobeam wurde dieses Dan auffallend begünstigt und gehoben; indem der König des abgefallenen Reiches Ephraim-Israel eines seiner goldenen Kälber daselbst auf-

*) Man vergl. die Erzählung 3 Mos. 24, 10 ff., wo der Sohn eines ägyptischen Mannes und eines danitischen Weibes dem Jehova flucht und deshalb gesteinigt wird. Es war vielleicht bei dieser Gelegenheit, dass sich der Stamm losriss.

stellte. »Und er stellete das eine auf zu Bethel und das andere setzte er in Dan. Und es gerieth diese Sache zur Verschuldung und das Volk ging vor das eine hin bis gen Dan« *). Auch scheint das danitische Idol ganz besonders beliebt gewesen zu sein; denn Amos **) prophezeit: »Zu selbiger Zeit verschmachten die schönen Jungfrauen und Jünglinge vor Durst, welche schwören bei der Schuld Samarias, und sprechen: Beim Leben deines Gottes, Dan!« etc. Man schwur sonst »beim Leben Jehovah's***)! Es war eben im Gegensatze zu dem Centralheiligthum in Jerusalem, von welchem das Zehnstämmereich abgelöst werden sollte, dass Jerobeam in der erwähnten Weise verfuhr, wie dies ausdrücklich gemeldet wird ****). Namentlich dort zu Dan war gleich von Anfang und lange Zeit nachher ein separatistischer Bilderdienst getrieben worden. »Und sie stelleten sich das geschnitzte Bild Micha's auf, die ganze Zeit, da das Gotteshaus zu Silo war †). Dieser von Juda am Meisten verabscheute Ort mit seinem fremdartigen, abgesonderten und abgöttischen Danitengeschlecht, dem nun eines der abgöttischen Reichsidole zugewendet wurde, war so recht das extreme Widerspiel zu Jerusalem und dem legalen Jehovacult, dem man nichts Kränkenderes zufügen konnte, als wenn man einem solchen Ort und Geschlechte Ansehen, Würde und Wichtigkeit verlieh.

Um noch einmal auf den Segen Jakob's zurückzukommen, so folgt hier auf die angeführte Schilderung des Stammes Dan der sonderbare Halbvers: »Auf deine Hülfe, Je-

*) 1 Kön. 12, 19 f.
**) Cap. 8, 12.
***) Vergl. Jerem. 12, 16.
****) 1 Kön. 12, 27.
†) Richt. 18, 31.

hova, hoffe ich.« Die Erklärer haben ihre Noth damit; für uns ist er klar. Der sterbende Patriarch hatte in seinem Gemälde schon so viel Schatten herauszuheben gehabt. Er hatte seinen Erstgebornen degradirt, Simeon und Levi mit seinem Fluche belegt, Issaschar bezüchtiget, dass er sich um der Ruhe willen zu Knechtsdiensten entwürdige; nun kommt er auf den durch Mischung corrumpirten, halbfremden Danitenstamm, dem er zwar seine Stelle in Israel nicht nehmen will, dem er jedoch ein ehrloses Wegelagerer- und Räuberleben vorzuwerfen hat. Da seufzt er auf und hofft auf Jehova's Hülfe, der seine Nachkommenschaft, trotz all dem nicht völlig entarten lassen, vielmehr dennoch mit Segen, Macht, Glück und Ehre beschenken werde.

III.

Zur Erläuterung der Völkertafel

1 Mos. 10,

vornehmlich, was den Stammbaum der indogermanischen Völkerfamilie und deren vorzeitlichen Zusammenhang mit Amerika betrifft.

A.

Gog und Magog in und aus Amerika.

1.

Die Völkertafel der Genesis, dieses hochwichtige Document vom Urlande her, mit dem man sich von Josephus*) und Bochart**) an bis auf diesen Tag so viele Mühe ge-

*) Ant. I, 6.
**) Phaleg et Canaan 1640.

geben, ohne ein befriedigendes Resultat zu gewinnen, sieht jetzt, nachdem der richtige Gesichtspunkt gefunden, einer ganz neuen, die überraschendsten Ergebnisse liefernden Behandlung entgegen. Das Ganze zu beleuchten, ist unsere Absicht nicht; es würde dies allzu viel Raum erfordern; wir werden uns vielleicht einmal in nachfolgender Zeit dieser Arbeit unterziehen. Hier wollen wir nur ein paar Proben unserer Erklärungsweise geben und insbesondere einige Partien hervorheben, welche dazu geeignet scheinen, die Blicke des Forschers auch in dieser Beziehung nach Amerika hinzulenken.

2.

Als Kinder Japhet's nennt die Urkunde sieben Völker: Gomer, Magog, Madai, Javan, Thubal, Mesech, Thiras; und, als von Gomer stammend, die drei: Askenas, Riphat, Thogarma. Mehrere dieser Namen kommen auch in späteren biblischen Büchern vor, und zwar zur Bezeichnung von Völkerschaften, welche man als gegenwärtige vor Augen hatte. In diesem Falle erkennen wir, dass dieselben ihre jenseitigen Ursitze verlassen hatten und in der anderen Hemisphäre, in welche die alten amerikanischen Nationen zum grossen Theil hinüberströmten, einheimisch geworden waren.

So finden wir in einer sehr ausgeführten und ausdrucksvollen Schilderung des Propheten Ezechiel *) Gomer, Magog, Thubal und Mesech nebst Rosch unter dem Hauptnamen Gog zusammengefasst. »Richte dein Gesicht,« spricht da Jehova, »wider Gog im Lande Magog, den Fürsten von Rosch, Mesech und Thubal, und prophezeie wider ihn!« Und dann in der Anrede an Gog: »Ich

*) Cap. 38 u. 39.

führe dich heraus, dich und dein ganzes Heer, Rosse und Reiter, herrlich gekleidet sie alle, einen grossen Haufen mit Tartsche und Schild, Schwerter führend sie allzumal«. ... »Gomer und alle seine Schaaren, das Haus Thogarma's, vom äussersten Norden« ..... »Du sollst kommen aus deinem Wohnsitze, aus dem äussersten Norden, du und zahlreiche Völker mit dir« ..... »Bist du es, von dem ich geredet in den vorigen Tagen durch meine Knechte, die Propheten Israels, welche prophezeiten Jahre lang, dass ich dich führen wolle wider sie?« Wiederholt wird dann »Gog, Fürst von Rosch, Mesech und Thubal« genannt; Jehovah will ihm den Bogen aus der Linken und die Pfeile aus der Rechten schlagen; die ganze das Land überfluthende Volksmasse soll fallen und begraben werden in dem »Thale des Haufens Gogs.« Auch werde der Name einer Stadt Hamona, d. i. Haufen, sein.

3.

Ein Name, der in der Völkertafel nicht vorkommt und hier hinzugesetzt wird, ist Rosch. Die byzantinischen Schriftsteller nennen ein wildes Volk um den nördlichen Taurus Ros. Man kann an die Russen denken. Es wird aber auch nicht unstatthaft sein, dieses *Rosch*, *Ros* für unser Ross zu nehmen. Man erinnere sich an den altdeutschen Rosscultus, an die vom Rosse hergenommenen Namen altgermanischer Ahnherren, Helden und Heerführer, wie z. B. an die angelsächsischen Stammnamen: *Hengistus et Horsus*, Hengest und Horsa, *Victa*, *Vecta*, *Victgisl*, altn. *vigg*, Pferd, lat. *vehere*, *vectare*; *Vecta*, die Insel Wight bei England. *Horsa* ist = *Hrosa*, *Hrossa*, Ross. Der thrakische Rhesus ist bei den Alten der Mann mit den herrlichen Pferden, »weisser als blendender Schnee und hurtigen Laufs wie die Winde;« die

Reiterei des nordischen Heeres wird von Ezechiel ausdrücklich hervorgehoben.

4.

Die Darstellung des Propheten ist sehr lehrreich. Gog, Gomer, Mesech, Thubal, Thogarma und Rosch werden in den äussersten Norden gesetzt. Es sind grosse Volksmassen, deren Einfall in die südlicheren Gegenden man fürchtet und mit deren furchtbarem Erscheinen Propheten drohen. Aber es sind keinegswegs bloss rohe Horden und Schwärme; sie sind sämmtlich herrlich gekleidet, beritten und mit den besten Waffen versehen. Zu dieser, wenn auch nur relativen, Cultur und Pracht hatten sich diese Stämme wohl nicht im »äussersten Norden« erhoben. Sie deuten damit über den Norden hinaus in's amerikanische Urland, in das Hyperboreerland der Griechen hinüber, aus dem auch sie gekommen waren. Sonderbar ist, dass mit Gog aus dem äussersten Norden auch Perser, Aethiopier und Lybier*) kommen sollen, sämmtlich mit Schild und Helm**). Wie kommen diese dort hinauf? Aus dem südlichen Asien, aus Afrika? Gewiss nicht! Wenn Völker der Art im Norden wohnten, so waren sie eben auch aus Amerika gekommen, ein Theil dieser Geschlechter

*) So übersetzt man; im hebr. Texte steht *Paras*, *Cusch* und *Put* oder *Phut*. Die beiden letzteren Namen erscheinen in der Stammtafel Cap. 10, 6 als Söhne Cham's. Der Name Cusch weist allerdings auf den Süden hin und war bei den Aethiopen selbst im Gebrauche. Put, Phut, altägyptisch *Phet*, auf den Denkmälern durch neun Bogen (*phet*, *pet*, ägyptische Benennung einer Bogenart) bezeichnet; der Name war noch zu Hieronymus' Zeiten üblich: *Mauritaniae fluvius usque in praesens Phut dicitur omnisque circa eum regio Phutensis.*

**) Cap. 38, 5.

wollte noch dort und das wusste und meinte der Prophet: Ausserdem ist die Stelle, so viel ich einsehe, ganz unpassend und ungereimt *).

5.

Die Völkertafel hat nur Magog, nicht das einfache Gog; ersterer Name bezeichnet bei Ezechiel das Land. In dem Vorsatze *ma* erkennt man das indische *maha*, gross; mit *Gog* vergleicht sich das griech. γιγας, Gigant, nordisch *gygr*, Riesin. In Deutschland treffen wir die *Cauci*, *Cauchi*, *Chauci*, in *majores* und *minores* getheilt, *Caucones* in Bithynien. Eine Stadt Goch ist im Klevischen. Blicken wir nun nach Amerika hin, wo sich diese Namen sehr deutlich und das zum Theil in ganz allgemeinem Sinne für Mensch und Mann erhalten haben! So heisst nach Gilii salivisch am Orinoco *cocco*, Mensch, *mumeseche cocco*, Sonne, eigentl. Mensch des Himmels, und *Maguacoccio* war auf Haiti der Name einer bekleideten Nation **), was sehr merkwürdig nicht nur dem Namen Magog, sondern auch der Beschreibung Ezechiels entspricht, nach welcher Gog's Schaaren »herrlich gekleidet« sind. Sonst finde ich in dieser Region: *ma*, *magua*, gross, und *cochio*, Kleid; Corruna *mucoahugh* ist Berg ***). *Coco*, *Guccu*, *Guck* ist ferner Bezeichnung eines weit verbreiteten Stammes und einer Sprachengruppe, worüber Martius in dem oft citirten ethnographisch-linguistischen Werke handelt ****). In

*) Herodot erkannte in den Kolchiern Aegyptier und glaubte, sie seien von dem Zuge des Sesostris zurückgeblieben. Es war auch wohl so; aber aus Afrika waren sie nicht; der Zug des Sesostris ging, wie der des Mose, von drüben her.

**) Murr, Reisen etc. II. 402. 407.

***) Martius, Ethnographie II. S. 316. 317. 274.

****) Das. I. S. 346 ff.

vielen Dialekten derselben bedeutet der Name den Oheim; so Maxuruna *cucu*, Cayriri *cuccuh*, Subuja *cuccu*, Pimenteiras *kucku*, Manao *ghooko*, Macuschi *koko*, Marauha *oky*. »Höchst auffallend musste es sein,« sagt der genannte Forscher,« »gerade dieses Wort unverändert in zahlreichen Mundarten zu finden, während andere auf das Mannigfachste verdorben oder vertauscht erschienen. Es hängt dies mit einem durch die Sitten der amerikanischen Wilden weit verbreiteten Zug, der hohen Autorität des Oheims in der Familie zusammen. Derselbe ist der geborne Rathgeber, und tritt nach dem Tode des Vaters, dem Herkommen vieler Völker gemäss, bei der Wittwe und den Kindern in die Rechte und Pflichten des Verstorbenen ein.« Wir können somit den Namen Gog als einen altamerikanischen Ehrennamen fassen. Bei den Botocuden findet sich *kuntschung* als Name des Tatu, und *kuntschung-cocan*, als der des grossen Tatu, *Dasypus gigas Cuv.*; mit *gikaram*, sehr, werden in der Sprache dieses Stammes Superlative gebildet, so *fakjiam-gikaram*, sehr tapfer, *fortissimus* *). Martius **) hörte von einem sehr grausamen Häuptling der Manao-Indianer sprechen, welcher Cocui hiess. Dass Magog als eine kriegerische Nation auch in Amerika gefürchtet war, scheinen mehrere sprachliche Ausdrücke zu verrathen, so Otomi *magagni*, Krieg ***) und abenakisch *magoue* grausam ****).

Was wir beweisen wollten, ist dies: dass Gog und

*) Nach Max. v. Neuwied.

**) A. a. O. I. S. 63.

***) Nach Piccolomini, Gramm. della lingua Otomi.

****) Nach Lafitau, Moeurs des Sauvages. Chap. VIII, 37 Er erzählt, wie die Irokesen wegen ihrer Grausamkeit in besonders üblem Rufe stünden, auch bei den Wilden selbst, und wie sie daher von den Abenakis nicht anders als *Magoue* genannt würden.

Magog sowohl dem Namen, als den daran haftenden Vorstellungen nach ganz einheimisch in Amerika ist, und daher auch wohl in diesem Welttheile ursprünglich zu Hause war.

B.

Der Wodan der Völkertafel.

1.

Wir haben den deutschen Wodan auch in der Bibel entdeckt, und zwar vor Allem in der Völkertafel der Genesis. Unsere Leser wissen, dass wir dieses Buch als ein amerikanisches Urbuch betrachten, welches durchaus nicht von der Geschichte der »alten Welt,« sondern von lauter Dingen handelt, welche der anderen Hemisphäre angehören. So denn auch insbesondere die so vielfach und mit so wenig Erfolg behandelte Völkertafel; sie beschreibt, wie sich nach der Fluth vom Westen Amerika's, dem jetzigen Westindien, das aber damals noch festes Land war, die Völker geschieden und in den Osten, Norden und Süden des Continentes hin verbreitet haben. Finden wir nun daselbst einen Wodan, so wird das wohl derselbe Votan sein, von welchem die Chiapanesen sprachen, dem sie einen ihrer Monatstage weiheten, nach dem sich eine Familie nannte, den sie sogar als das Herz des Volkes bezeichneten.

Der Name liegt freilich nicht ganz offen da, sondern ist durch eine Verderbung oder Correctur verdunkelt, so dass er nicht sogleich auf den ersten Blick in die Augen springt. Es ist der letzte der Japhetiden-Liste, den die Genesis *) *Dodanim*, die Chronik aber, welche denselben Stammbaum hat **), *Rodanim* schreibt ***). Eines von

*) 1 Mos. 10, 4.

**) 1 Chron. 1, 7.

***) Eine andere Differenz ist, dass sie — in derselben

Beiden muss falsch sein, oder es sind beiderlei Schreibarten verderbt und es liegt eine dritte zu Grunde, aus der die obigen geworden sind. Dies ist das Wahrscheinlichste; und diese ächte Form zu suchen, sind wir vollkommen berechtigt, indem wir sehen, wie schwankend und widersprechend die vor Augen tretenden Formen des Textes sind.

Hier muss man aber nothwendig die hebräischen Schriftzüge betrachten und die leichte Möglichkeit der Verwechselung gewisser Buchstaben bedenken, die einander in dieser Schriftart sehr ähnlich sind. *Dodanim* sieht hier: דדנים, und *Rodanim:* רדנים aus. ד = *D* und ר = *R* sind wenig verschieden; es fragt sich nun, ob es nicht noch einen dritten Buchstaben der Art gebe, der vielleicht die älteste und ächteste Schreibart war. Ein solcher ist ו = *W;* erlauben wir uns, diesen zu setzen und ודנים zu lesen, so erhalten wir *Wodanim;* und ziehen wir die Pluralendung *im* ab, mit welchem das Wort die Bedeutung: Wodaner oder Wodan's, als Benennung eines ganzen Geschlechtes, bekommt, so bleibt *Wodan* über — der deutsche Name in reinster, vollkommenster Form.

Um den von uns angenommenen Hergang der Sache um so begreiflicher zu finden, muss man Folgendes erwägen. Wörter, welche mit den Buchstaben ו = *W* anfangen, sind im Hebräischen selten. Der Name ודנים = *Wodanim* konnte einem Schreiber oder Bearbeiter der biblischen Bücher befremdlich sein; er konnte meinen, er müsse anders heissen, es sei דדנים oder רדנים zu setzen, oder er konnte ganz einfach so lesen. Und das ist noch nicht Alles. Es stehen an jener Stelle zwei Namen beisammen, die durch וְ, *we*, und, verbunden sind; denken wir uns nun, es stand ur-

japhetischen Stammliste — für *Riphat*, wie die Genesis hat, *Diphat* schreibt.

sprünglich ודנים, *we-Wodanim*, so kamen zwei ו zusammen, was um so wunderlicher aussah und um so mehr zu irgend einer Aenderung reizte.

2.

Der Name, der mit *Wodanim*, wie wir lesen, verbunden wird, ist *Chittim*, hebr. כתים. Auch diesen Namen zu ändern, dürfte allzu kühn erscheinen; aber man möchte darin doch Etwas finden, was speciell zu *Wodanim* passt und in Folge dessen zu einer so engen Verknüpfung damit geeignet ist. In *Chittim* lässt sich das nicht erkennen. Und so erlaube man uns denn, auf die Gefahr hin, fehl zu greifen, einen eigenthümlichen Gedanken zu äussern, der uns bei'm Nachdenken über diese Stelle der Völkertafel auch rücksichtlich des letzteren Namens gekommen ist!

Auch כ = *C*, *Ch* und ו = *W* sind ähnliche Buchstaben. Wie wenn auch hier wieder ו gestanden und die Stelle: *Wittim we-Wodanim* geheissen hätte? Auch in diesem Falle konnte der seltene Anfangsbuchstabe befremden; Spätere wussten so wenig von einem Volke, das *Wittim*, als von einem, das *Wodanim* hiess; und so war man auch hier veranlasst, die Schreibart zu ändern und das auch sonst in den biblischen Schriften erscheinende *Chittim* daraus zu machen. *Witt* aber ist ein eben so deutsches Wort, wie *Wodan* und bedeutet weiss, engl. *white*, Schneewittchen für Schneeweisschen noch im bekannten Kindermärchen. Die Stelle hiess: »die Witt's und die Wodan's,« vielleicht zwei Namen für dasselbe Geschlecht und so viel als »die weissfarbigen Wodans« im Gegensatz anderer Geschlechter von dunklerer Hautfarbe *). Man wird einräumen, dass dies jedenfalls sehr

*) Dass weise Menschen auch unter den Urbewohnern Amerika's vorkommen, haben wir schon mehrmals zu bemerken und

passend ist. Wir können noch hinzusetzen, dass die beiden Namen durch Alliteration verbunden sind, was ganz urdeutsch ist. Man denke an die Götter- und Heldenpaare *Vidar* und *Vali*, *Mothi* und *Magni*, *Hengist* und *Horsa etc.* *).

Ganze Reihen von Namen, die mit demselben Buchstaben anfangen, treten in deutschen Stammlisten vor Augen; und das beginnende *W* ist hier eben so häufig, als es im Hebräischen selten ist. So in den angelsächsischen: *Vôden*, *Vecta*, *Vitta*, *Vihtgils* — *Woden*, *Withelgeatus*, *Waga*, *Wihtleagus*, *Weremundus* u. dergl. mehr; s. Grimm. Im gothischen Geschlechtsregister: *Vuldulf*, *Valeravans*, *Vinitharius*; dieser hat drei Söhne: *Theodimir*, *Valemir* und

---

nachzuweisen Gelegenheit gehabt. Europäisch weisse Farbe hat man z. B. unter den Bergvölkern von Chili angetroffen, in einem Theile des Welttheils, wo auch sonst so viel in Sitte und Sprache an Germanen und Hellenen mahnt. »Darf man wohl,« fragt Humboldt, Reise II. S. 250, »jenen blauen Augen der Boroas in Chili und der Guaynas vom Uruguay, die uns als Völker von odinischer Raçe dargestellt werden, Glauben beimessen?« Wir wundern uns über solche Erscheinungen nicht, da unserem Systeme nach Amerika die Urheimath auch der weissen Menschen und des indogermanischen Geschlechtes ist. Molina, Saggio sulla storia nat. del Chili; Ed. 2. p. 293. Azzara, voyage tom. II. p. 76.

*) Es ist interessant zu sehen, wie sich diese uralte Reimweise, die jetzt durch eine andere verdrängt, noch so vielfach in allerlei Redensarten und Sprüchwörtern erhalten hat. Man sagt z. B.: Wind und Wetter — Land und Leute — Haus und Hof — Thür' und Thor — Ross und Reiter — Dorn und Disteln — Nacht und Nebel — Lust und Liebe — Schimpf und Schande — sanft und selig — frank und frei — ganz und gar — null und nichtig — in Bausch und Bogen — mit Stumpf und Stiel — mit Haut und Haar — mit Mann und Maus — ohne Ruh' und Rast — durch Dick und Dünn — über Stock und Stein u. s. f.

Videmir. In der nordischen Götterlehre nimmt *Börr* des Riesen *Bölthorns* Tochter *Besla* zum Weibe; sein Sohn ist *Buri* und dessen Söhne sind *Odhinn*, *Vili* und *Ve*. Bei den Brüderdreiheiten sind die beiden Male Nr. 2 und 3 durch die gleichen Anfangsbuchstaben *W* verbunden.

3.

Die Schreibart ורך tritt uns übrigens auch unmittelbar entgegen, nämlich in einer Stelle des Propheten Ezechiel *), wo er wider die Tyrier prophezeit und deren ausgebreitete Handelsverbindungen aufzählt. Es ist וֶרֶךְ, *Wedan*, punctirt, worauf Nichts ankommt; es kann auch *Wodan* gelesen werden. Die Stelle ist sehr verschieden verstanden worden: »Wedan und Javan brachten Gewebe auf deinen Markt; geschmiedetes Eisen, Cassa und Calmus kamen dir zum Tausche.« Oder: »Und Dan und Javan aus Usal oder Meusal brachten auf deinen Markt geschmiedetes Eisen dir zum Tausche.« Im letzteren Falle nimmt man ו für das verbindende und; allein das ist unstatthaft, da in der langen Reihe von Aufzählung handelsverbündeter Nationen von V. 8 an die Verse nirgend mit und beginnen. Jedenfalls sieht man auch hier wieder, wie unsicher in solchen Fällen die Auslegung ist und wie man da verfährt, um sich eines dunklen, unverständlichen Namens, wie jenes ורך ist, zu entledigen. Uns schliessen sich gerade in solchen Fällen die interessantesten Geheimnisse auf.

C.

Die amerikanische Votanssage.

Die Existenz einer amerikanischen, namentlich in Chiapan, einer vordem zum altmexicanischen Reiche gehörigen

*) Cap. 27, 19.

Provinz, vollkommen einheimischen Votanssage bezeugt uns vor Allem Don Francisco Nuñez de la Vega, Bischof von Chiapan, welcher 1702 in Rom seine Diöcesan-Constitution herausgab und in der Vorrede dazu dieser höchst merkwürdigen Tradition gedenkt *).

Er erzählt, wie er 1690 bei seiner Kirchenvisitation von Tocoaloya in der Provinz Soconusco einen viele Zeitalter hindurch verehrten und bewachten Schatz von Alterthümern gefunden, den er aber, als einen Gegenstand heidnischen Aberglaubens, öffentlich den Flammen übergeben. Der Fund bestand aus einigen irdenen Gefässen mit gleichartigen Deckeln, woraus man die alten Gottheiten, deren Namen im indianischen Kalender standen, abgebildet sah, nebst einigen grünen Steinen mit superstitiösen Figuren. Der Bischof versichert ferner, er habe die historischen Werke der Eingeborenen besessen, dieselben aber, damit sie nicht dem Nahualismus **) zur Nahrung dienten, ebenfalls vernichtet. Der Alterthumsforscher kann es nicht genug beklagen, dass mit Antiquitäten und Documenten, die ihm so überaus wichtig und nützlich wären, auf solche Weise verfahren worden ist. Einiges jedoch hebt der Bischof aus der Sage oder vielmehr der eigenen Relation des chiapanesischen Ahnherrn und Häuptlings aus.

Votan erzählte in diesen urkundlichen Aufzeichnungen, an welchen Orten, bei welchen Völkern er gewesen sei. Er habe das grosse Gebäude gesehen, welches gebaut worden sei, um bis zum Himmel zu reichen; dort sei jedem Volke eine eigene Sprache gegeben worden, er selber sei von Gott

*) Constitutiones synodales p. 74.

**) Die geheime Anhänglichkeit der Eingeborenen an ihren alten Cultus.

hieher gesandt worden, um die Angelegenheiten der Indianer zu ordnen. Es war hier ferner von einer Anzahl von Familien der Tzequil-Nation die Rede, welche die Stadt dieses Namens gebaut. Votan habe sie sämmtlich in Dingen der guten Lebensart — wie in dem, was bei Mahlzeiten anständig, unterrichtet; sie dagegen hätten ihn mit dem wahren Gotte und der demselben gebührenden Verehrung bekannt gemacht. Hierauf hätten sie ihn einstimmig zu ihrem König und Priester gewählt. Man erkennt hieraus deutlich eine im amerikanischen Alterthum Statt gefundene Mischung von Geschlecht, Sitte, Religion. Der Bischof fügt hinzu, es habe sich in Teopizca bis auf den heutigen Tag, also bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts, eine Votansfamilie erhalten; der alte Heros werde von allen Indianern in hohen Ehren gehalten, in einer Provinz sogar als das Herz des Volkes betrachtet.

Die Chiapanesen hatten einen Kalender mit 20 Monatstagen, zu deren Bezeichnung sie die Namen von 20 berühmten Männern ihrer Vorzeit wählten. Hier erscheinen vorn herein die Namen: Igh, Votan, Ghanan. Wie Votan an den germanischen Wodan und Odin, so erinnert Ghanan an Canaan, was auch wieder eine Mischung anzuzeigen scheint. Igh klingt an *Vig*, *Wigg*, *Vigga* in den angelsächsischen Stammtafeln an *).

Dieser offenbar rein amerikanischen, mit der in demselben Welttheile gleich einheimischen Vorstellung vom Riesenthurm und der Sprachzertheilungssage so wundersam verknüpften Votanssage gedenkt ohne allen Anstand auch der keineswegs unkritische Clavigero in seiner bekannten Ge-

*) Grimm, Mythol. Anhang.

schichte von Mexico *); es beruft sich darauf auch Abt Hervas, Verfasser des Werkes: »Idee des Weltalls« in einem Briefe an Clavigero vom Jahre 1780. A. v. Humboldt**) will zwar die Verknüpfung des amerikanischen Votan mit dem deutschen Wodan oder Odin auf den blossen Grund der Namensähnlichkeit hin nicht wagen; im Uebrigen jedoch stellt er die Richtigkeit und Bedeutsamkeit der Sache nicht in Abrede.

Der uralte Häuptling kam von der Gegend her, wo jenes gigantische Bauwerk unternommen worden und jene verhängnissvolle sprachliche und sociale Zersprengung eingetreten war, von der so viele Ueberlieferungen, namentlich auch in Amerika, sprechen. Wir setzen unserem Systeme nach, wie unsere Leser schon wissen, den Schauplatz dieser vorzeitlichen Begebenheit in die Gegend des Antillenmeeres, welche damals noch zum Festland gehörte und erst durch einen späterhin erfolgten Einbruch des atlantischen Oceans zum Meere ward. Von da nach Chiapan war kein zu weiter Weg. Es wird aber von drei Votans erzählt, auch eine theilweise Auswanderung des Geschlechtes in einen anderen Welttheil angedeutet, was zu jenen schon so grossen Merkwürdigkeiten eine neue hinzufügt, die besonders für unsere Untersuchung auch wieder von grosser Bedeutung ist.

Wir beziehen uns hier auf die Mittheilungen Cabrera's ***). Derselbe giebt für das eigentliche schriftliche Document der Votanssage 5—6 in der Tzendalsprache beschriebene Blätter in Quartformat aus, die sich in den Hän-

---

*) T. I. p. 150. IV. p. 15.

**) Vue des Cordillères Tom. 1. p. 382. Tom. II. p. 356. Kritische Untersuchungen, übers. von Ideler I. S. 545.

***) Minutoli, Beschreibung von Palenque, und Braunschweig, Altamerikanische Denkmäler S. 37 ff.

den des Don Aguiar, eines Eingeborenen aus Ciudad Real, befanden; nach dessen mündlicher Erzählung referirt er Folgendes:

Votan bezwecke durch dieses Document den Beweis zu geben, dass er eine Culebra (Schlange) sei; er habe sieben Familien von Valum Votan auf das Festland gebracht; er sei der dritte der Votans und habe sich vorgenommen, so lange zu reisen, bis er auf den Weg zum Himmel (?) gelange, um seine Verwandten, die Culebras aufzufinden und sich ihnen zu erkennen zu geben. Er habe Reisen von Valum Votan nach Chivim gemacht — Cabrera meint: viermal, weil diese Worte viermal hintereinander stehen; er sei auf der Strasse gewandert, welche von seinen Brüdern, den Culebras, gebahnt worden war, er habe Marken auf ihr gemacht und sei bei den Häusern der 13 Culebras vorbeigekommen.

Rücksichtlich der Zahl 13 ist zu bemerken, dass dieselbe in Amerika in grosser Achtung stand — nach Siguenza desshalb, weil die grösseren Götter der Mexicaner der Zahl nach 13 waren; 13 Tage, Monate, Jahre bildeten Perioden, nach welchen man zu rechnen pflegte *). Eben so kann aber auch erwähnt werden, dass die nordische Mythologie 13 Götter (*aesir*) und gleichviel Göttinnen (*asyniur*) hat **).

Auf dem erwähnten Documente waren zwei Rechtecke gezeichnet; in einem derselben befanden sich zwei Theilungsstriche mit *SS* und in dem anderen ein Theilungsstrich mit einem *S*. Man glaubte darin eine Art von Landkarte der alten und neuen Welt zu erkennen.

Cabrera vermuthet, dass die Urkunde bald nach der Eroberung von Mexico aus dem Hieroglyphen-Original in die

*) Clavigero, Gesch. von Mexico B. VI. Cap. 25.

**) Mone, Gesch. des nord. Heidenthums I. S. 385.

Tzendalsprache übersetzt oder vielmehr einer Ausdeutung der Bilderschrift gemäss niedergeschrieben worden sei. Da fragt sich denn freilich, ob man Alles richtig verstanden habe. Aguiar und Cabrera selbst bringen die aus blosser Vermuthung geflossene Fälschung hinein, dass Votan in Spanien und Rom gewesen *). Bei all dem nehmen diese Notizen das grösste Interesse in Anspruch. Denn es scheint in der That von den beiden Continenten die Rede zu sein und Votan die Absicht auszusprechen, auf der von seinen Vorfahren gebahnten Strasse in die jenseitige Welt hinüber zu reisen, wohin sich mittelst einer früheren Wanderung seine Stammverwandten, »die Culebras,« begeben hätten. Eine beträchtliche Strecke weit hatte er den Weg bereits untersucht und mit Marken versehen. Die Absicht scheint jedoch in dieser späteren Zeit nicht ausgeführt worden zu sein.

D.

Die Viatans und Vuatos in Südamerika.

Mit dem Namen Votan hängen vielleicht ein paar andere zusammen, die wir unter denen der südamerikanischen Horden treffen, wie sie Martius verzeichnet hat. So war eine Osttupi-Horde, mit Namen Viatani's, Viatan's; und im Gebiete des Paraguay finden wir die Vuato, Guato, von welchen man höchst interessante Beschreibungen liest.

*) Vergl. hierüber Braunschweig a. a. O. S. 70. 156. Hier wird übrigens das Steckenpferd des Buddhismus geritten, aus Votan ein reisender Buddha-Priester, der aus dem himmelhohen Gebäude, bei dessen Ausführung die Sprachentheilung Statt gefunden, ein Buddha-Tempel gemacht. Man hat aber gesehen, dass Votan nicht als Religionsprediger auftrat, vielmehr selbst eine andere Religion annahm.

Sie sind ein sehr rüstiger und muthiger Menschenschlag, der aber doch keine feindliche Stellung gegen die Europäer angenommen hat. Die Brasilianer rühmen die Schönheit ihres Körperbaues und die lichte Farbe ihrer Haut; und wenn auch der neueste Reisende, der sie besucht hat, in letzterer Beziehung keinen Unterschied von den benachbarten Horden bemerkt hat, so erklärt er sie doch für die schönsten Indianer, die er gesehen, von ganz europäischem Aeusseren *). Ihre Gesichtszüge sind von angenehmem, regelmässigem Schnitt: eine Habichtsnase, grosse, offene, am äussersten Rande nicht hinaufgezogene Augen; die Weiber schön, doch von melancholischem Ausdrucke **). Vor Allem erinnert ein starker, oft dichter Bart auf Lippe und Kinn an kaukasische Natur; die Brasilianer nennen sie desshalb *Barbados*. Sie sind auch am übrigen Körper behaart. Hände und Füsse sind klein. Schwere Waffen, der Bogen über 7, die Lanze 12 Fuss lang, zeugen von grosser Muskelstärke. Sie sind eben so geschickt, den Vogel im Fluge zu erlegen, als sie die Onze kühn mit der Lanze angreifen. Diese gefährliche Jagd muss der Jüngling mit Erfolg bestanden haben, um für heirathsfähig zu gelten.

Sie leben und hausen sehr isolirt, indem jeder seinen eigenen, abgesonderten Hausstand bildet, »was in merkwürdigem Gegensatze zu der hohen Geistesentwicklung steht, worin sie die meisten Indianer übertreffen, die in volkreichen Gemeinschaften leben.« Zweimal im Jahre kommen die Männer an entlegenen, von den Anführern bestimmten Orten zu grösseren Versammlungen u. s. w.

*) Castelnau, Expedit. II, 374. III, 10.

**) Die vorherrschende Trübe und Traurigkeit des amerikanischen Wesens und Bewusstseins drückt sich also doch auch bei diesem sich von anderen Indianerstämmen so vortheilhaft unterscheidenden Geschlechte aus.

So viel im Auszuge. Martius*) bemerkt, dass mehrere Züge dieses Gemäldes auf eine von den benachbarten Stämmen sehr verschiedene Herkunft deuten. Es ist, wie man sieht, nicht bloss der Name, was uns bewegen kann, hier einen in Amerika — nicht eingewanderten, sondern bei der Auswanderung der Raçe zurückgebliebenen — Zweig und Rest des wodanischen (germanischen) Geschlechtes zu erkennen. Castelnau und Martius deuten auf das Caucasische und Europäische in der Bildung und dem Wesen dieses Stammes ausdrücklich hin; wir glauben die Erscheinung als einen der Belege der Ansicht, dass auch die Germanen ursprünglich in Amerika zu Hause gewesen, in Anspruch nehmen zu können.

E.

Elisa-Tharsis und Javan (Ravan) der Völkertafel.

1.

Die Völkertafel der Genesis nennt als von Javan ausgehend vier Völkerschaften, die sie aber paarweise verbindet, so dass je zwei durch und verbunden werden: *Elisa* (hebr. *Elischah*) und *Tharsis* (hebr. *Tharschisch*), *Chittim* und *Dodanim* (nach der Chronik *Rodanim*). Die beiden letzteren haben wir zu deuten versucht, indem wir, den angegebenen Gründen gemäss, *Wittim* und *Wodanim* lasen und die weisse, odinische oder wodanische Raçe, wie sie sich bereits im Urlande entwickelt, darunter verstanden haben. Nun möchte man wohl auch gerne wissen, was es mit dem anderen Paare, *Elisa* und *Tharsis*, für eine Bewandtniss habe. Wir erlauben uns, darüber Folgendes vorzutragen.

---

*) Ethnographie I. S. 217.

2.

Was erstlich den Namen *Elisa* betrifft, so finden wir in den angelsächsischen Stammtafeln *) die vortrefflich stimmenden Formen *Alusa*, *Elesa*, *Elisius*, *Elicius*; und Tacitus **) liefert uns ein deutsches Volk *Elysii*. Das *Elisa* der Genesis ist also wohl auch wieder ganz deutsch und insofern vollkommen entsprechend dem zweiten Namenspaare. Es scheint so insbesondere ein Stamm geheissen zu haben, welcher Schwan und Ring zu seinem Abzeichen hatte, woraus die deutschen Sagen und Wundermähren von den Schwanrittern entstanden, in welchen die Namen Helias, Else, Elsam und Elisa eine so auffallende Rolle spielen ***). »Der gute Gerhard Schwan« erhält zur Frau eine Adalis oder Elisa; dem Schwanritter Lohengrin wird eine Els oder Elsam zu Theil. Ein altes Geschlecht waren die Schwanringe zu Plesse, welche Schwannenflügel und Ring im Schilde führten; einer davon hiess Heiso Schwanenflügel, und in einer von Grimm erwähnten Urkunde von 1411 kommt ein Johannes Schwaneflügel vor. Von Cleve, wohin Helias auf dem Schwanenschiffe gekommen, heisst es: Seine Nachkommen sind noch vorhanden, und im Schlosse steht ein hoher Thurm, auf dem ein Schwan sich dreht, genannt der Schwanenthurm ****). Wir treffen ähnliche Spuren auch in der griechischen Sage und Mythologie. Mehrere alte Fürsten und Helden heissen hier Kyknos, Schwan; einer derselben kämpft im trojanischen Kriege mit seinem Sohne Tennes

*) Von J. Grimm in der Myth. ausgezogen und zusammengestellt.

**) Germ. 43.

***) Grimm, Sagen II. Nr. 533 ff.

****) Grimm, Sagen II. S. 306.

auf Seiten der Troer, und Letzterer hatte auf Tenedos Heroendienst.

Das in Rede stehende Geschlecht muss ein sehr kriegerisches, heldenhaftes, ja riesiges gewesen sein. Die mythischen Könige und Helden, welche Kyknos heissen, werden zum Theil für Söhne des Kriegsgottes Ares ausgegeben; und damit hängt es wohl zusammen, dass in volksthümlicher Vorstellung der Schwan, das Abzeichen jenes Geschlechtes, ein »Krieger« ist. So lautet ein deutscher Kinderreim, den Kanne *) in seiner Jugend zu Detmold hörte:

»Swane, Swane, pek up de Nesen!
Wanehr bist du Krieger wesen?«

oder:

»Wanehr wut du Krieger weren?«

d. i. »Schwan, Schwan, schwarz auf der Nase! Wann bist du Krieger gewesen?« oder: »Wann willst du Krieger werden?« Von dem Schwanenritter Helias heisst es: »Er war gross von Leibe, gleich einem Riesen.« Auch scheint sich mit dem Namen Elisa, Helias etc. die Vorstellung von etwas Gewaltigem, Gigantischen und, was das weibliche Geschlecht betrifft, Amazonischem, ja Dämonischem verknüpft zu haben. Halesus hiess ein Lapithe und ein Führer der Aurunker und Osker; die kriegerische Göttin Athene hatte den Beinamen Hellesia, und die mannhafte Dido wird auch Elisa genannt. Auch der Name Heloise dürfte hier einzureihen sein. »Die rauhe Els« ist eine Königin, die auf hohem Gefelse wohnt und von welcher Wolfdieterich entführt wird; sie legt zuletzt, im Jungbrunnen badend, ihr rauhes Gewand ab, erscheint als das schönste Weib und heisst Frau Sigeminne **).

*) Pantheon. Tübingen 1811. S. 263 f.

**) Grimm, Myth. »Waldfrauen.«

Die wiederkehrenden und ohne Zweifel bedeutsamen Vorstellungen und Bilder, die sich in diesen merkwürdigen und inhaltsvollen Sagen- und Märchenkreisen bemerklich machen, sind, wie wir gesehen haben, Schwan, Schwanflügel, Schiff, Schwanenschiff, Ring. Dazu kommt noch Axt, Beil, Barte. Elsam von Brabant wird von einem Ritter verläumdet; Lohengrin fährt mit dem Schwan die Schelde herauf, kämpft für sie und siegt, worauf der Ritter mit Schlägel und Barte gerichtet wird. Auf Tenedos walten griechische Schwanhelden, Kyknos und Tennes genannt; die tenedische Axt war zum Sprüchwort für alle strenge Gerechtigkeit geworden, und die Tenedier prägten sie auf ihre Münzen. Der Schwan d. i. das uralte Geschlecht der Schwanritter und Schwanhelden Elisa, Helias, Kyknos war nicht nur ein kriegerisches, sondern auch unnachsichtig richtendes, jeden Frevel tödtlich ahnendes, auf diese Weise namentlich die Frauen schützendes. Und so begreift es sich, wesshalb Vogel, Schwan, Schärfe, Schneide, schneidendes Werkzeug, insbesondere Axt, Beil in den Sprachen so häufig denselben Namen führen. Altrömisch ist *pennus*, scharf, *penna*, Beil; sonst heisst lat. *penna* Flügel und Vogel; *bipennis*, zweigeflügelt, aber auch Axt; Odin hat eine Axt Gugner; griech. *κυκνος*, lat. *cygnus*, *kygnus*, Schwan; franz. *cognée*, *coignée*, Axt; plattdeutsch Schwane, ein Werkzeug der Schnitter; Wasservögel heissen *πελεκαν*, *πελεκινος*, Pelikan, und *πελεκυς* bedeutet Beil; so hängt vielleicht auch ahnden, strafen, mit Antvogel, Ente, *χην*, *anas*, *anatis* indisch *hansas*, deutsch Gans zusammen. Helena kommt nach gewöhnlicher Annahme aus dem Ei der Leda; aber eine abweichende Sage erzählt, wie sich Nemesis, die Göttin des Rechts, um dem Zeus zu entgehen, in eine Gans verwandelt habe, von ihm aber, der die Gestalt des Schwans

annahm, überwältiget worden sei; das von ihr geborene Ei habe dann Leda gefunden etc. Die Begebenheit wird in den attischen Flecken Rhamnus verlegt, wo Nemesis ein bekanntes Heiligthum hatte.

Es wäre auch über die Bedeutung des Ringes und der Kette zu handeln. Hier nur so viel! Jünglinge werfen in Märchen und Sage Hand, Ring oder Kette über und werden dadurch zu Schwänen *). Das geht wohl auf eine Einweihungsceremonie zurück, wodurch der Jüngling in den Männer- und Heldenbund des Schwanengeschlechtes aufgenommen wurde. Der mythische Gyges ist ein Hirt, der sich mit Hülfe eines Zauberringes der lydischen Königsherrschaft bemächtiget **); γυγης aber bedeutet einen Wasservogel und hängt mit κυκνος etc. zusammen; γυγγυλος, rund, κυκλος, Ring. Die Sage spricht von einem Schwane, der, auf dem See eines hohlen Berges schwimmend, im Schnabel einen Ring halte; lässt er ihn fallen, so geht die Welt unter ***). Die Fabel sollte wohl bedeuten: Wenn das Heldengeschlecht Elisa-Kyknos mit seinen ritterlichen Tugenden und seiner Handhabung strenger Gerechtigkeit zu Ende gehe, so könne auch die Welt nicht mehr bestehen. So gross, scheint es, dachte das Geschlecht von sich; und man ahnet auf diese Weise, was es für eine Rolle gespielt haben muss.

In der Sage von Carl Ynach, Salvius Brabon und Frau Schwan ****) kommt das Schwanenthal, *vallis cygnea*, *Valenciennes*, und das aus letzterem Namen abgekürzte »Schloss Sines« vor; von dem Schwanenritter Brabon

*) Es kommt auch das Umgekehrte vor, was aber nicht so ächt sein möchte.

**) *Γυγου δακτυλιος.* Suid. s. v.

***) Gottschalk, Sagen. Halle 1824. S. 227.

****) Grimm, Sagen. Nr. 533.

soll Brabant seinen Namen haben; von seiner Schwester Germana sogar Deutschland Germania geheissen worden sein. Von dem Schwanritter Loherangrin wird Lothringen abgeleitet. So einheimisch hat man, wenn auch mit ethymologischem Unrecht, das Geschlecht in diesen Landen zu machen gesucht. Loherangrin kommt von Brabant nach Lyzaborin (Luxemburg); das klingt wieder an Elisa, so wie *Alsatia*, Elsass, an Else, Elsam an. *Aliso*, *Alison*, *Alisontia* hiessen deutsche Flüsse; auch ein Berg und Castell bei Wesel; in Bourgogne war ein *Alesia*, jetzt *Alice*, und in Gascogne ein *Elusa*, jetzt *Eluze*; daher *Elusani* und *Elusates*. Dergleichen Aehnlichkeiten kann man auch in Griechenland, auf den Inseln des mittelländischen Meeres und im fernen Westen Europas finden. Man hat die Namen Elis, Hellas, Eleusis, Äolier, *Αἰολεῖς* verglichen. Elis scheint auch uns am Orte zu sein; es war daselbst auch ein Alesion. Flussnamen sind *Ilissos*, *Halys*, *Hallesus* etc. Auf Rhodos bietet sich Jalysos, Jelysos (*Ἰηλυσος*) an; die ganze Insel scheint so geheissen zu haben; jalysisch wird für rhodisch gesetzt, und die auf Rhodos hausenden Telchinen hiessen *Jalysii*. Diese Insel ward auch Oloessa genannt, was vielleicht aus *Alusa*, *Elisa* corrumpirt. In Thessalien war ein Oloosson, auf Kreta ein Olus; Lissabon hiess Olisipo, Olysippo, Ulyssippo; und wie hier der Anfangslaut abgefallen, so wird es auch bei Lusitania, Lysitania (für Olysitania) geschehen sein. Dies Alles mag von dem sich weit hin zerstreuenden Geschlechte kommen, welches die Genesis *Elisa* nennt. Weil jene alten Namen der Stadt Lissabon, Lisboa an Ulysses mahnen, so hat man geglaubt, es habe sie dieser griechische Held erbaut. Auch ist es wohl wirklich dieser Name, der hier in Olysippo, Ulyssippo enthalten ist; aber er bedeutet nicht

den Odysseus der Griechen. Die beiden Namen sind eigentlich ganz verschieden. Ulysses, Ulixes, wie die Römer sprachen, war = *Ulisa, Olisa, Elisa;* von einem Schwanritter, Schwanhelden dieses Namens gingen auch wohl Sagen in Italien, und so bildete sich Identificiruug und Namenswechsel. Ulysses sollte auch nach Deutschland gekommen und daselbst Asciburgium am Rhein erbaut haben *). So kommen in deutschen Sagen die Herren von Schwanring in die Gegend von Plesse und bauen die Veste dieses Namens. Auch der Ulysses des Tacitus ist wieder unser Schwanritter. Asciburg, Askiburg aber ist die Stadt des Beiles, der richtenden Schwanenaxt, lat. *ascia*, sprich *askia*, engl. *ax*, deutsch Axt; vergl. den Stadtnamen Heiligenbeil.

Das Alles entwickelt sich, wenn man der Sache auf diese Weise nachgeht, aus einem einzigen Namen der wunderbaren biblischen Urkunde; und es hat uns Vergnügen gemacht, deren inhaltsvolle Beschaffenheit an einem Beispiele der Art in's Licht zu setzen. Aber was bedeutet jener Name? Wir müssen die Antwort schuldig bleiben, wenn man uns nicht erlaubt, uns nach dem Worte in dem amerikanischen Urlande umzusehen, woher, nach unserer Annahme, die ganze Völkertafel, somit auch jener Name stammt. Hier heisst tschipiwäisch und algonkinisch *alissinape, alisinape* Mensch; es ist dies ein ähnlicher Fall, wie bei Gog, Aegyptier, Hellene etc., welche Namen in Amerika ebenfalls Mann und Mensch bedeuten; vergl. salivisch am Orinoco *cocco*, Mensch **), Maconis in Brasilien *icubtan*, Mann ***), schawanesisch *elene*, Mann, *mian elene*, junger

*) Tac. Germ. 3.

**) Nach Gilii.

***) Nach Maximilian. Prinz von Neuwied und Martius.

Mann, *match-ekue-tata*. mein böser Mann d. i. mein Feind *) etc. Als man die Eingeborenen von Illinois nach ihrem Volksnamen fragte, versetzten sie: sie seien *illeni*. Männer. So scheint denn auch *Elisa* oder wie sonst noch gesprochen wurde, eigentlich nichts Anderes als Mensch, wenn auch in einem besonders ehrenden Sinn, Mann und Männin, *vir*, *vira*, *virago* **), zu bedeuten; das Weib hiess so als Heldenweib, Kriegerin, Herrscherin. Zu besonderer Geschlechtsbezeichnung wurde das Wort bei dem Volksstamme, der Schwan, Ring und Beil zum Kennzeichen, Wappen und Symbole hatte und sich im Norden und Süden der alten Welt und im Westen bis an die Küsten des atlantischen Oceans hin verbreitete.

3.

Mit dem Namen Elisa verknüpft die Völkertafel unmittelbar und in augenscheinlich bedeutsamer Weise den Namen Tharsis, hebr. *Tharschisch*, *Tharschischah*. So heisst sonst in den biblischen Büchern die phönizische Stadt Tartessus in Spanien. Wie passt dieser Name in das japhetische Geschlechtsregister? — Das ist schwer zu beantworten, und der Name daher ein Kreuz der Ausleger, die in ihrer Noth die Tyrsener, Etrusker, Tusker oder Tarsus in Cilicien herbeiziehen. Wir haben nunmehr schon zu wiederholten Malen ganz deutsche Benennungen gefunden; sehen wir, ob wir einer solchen nicht auch hier wieder begegnen!

Es vergleicht sich mit diesem räthselhaften Tharsis erstlich ein nordisches und ein altdeutsches Wort für Riese,

*) Nach Assal.

**) Sanskrit *varus*, *viras*, Mann, Gemahl, *viri*, Matrone, *vairin*, Krieger.

Cyclope, wilder Mann, so wie es in den Dialectformen *thurs*, *thyrs*, Pl. *thyrsas*, *turs*, *turse*, *türste*, *dürst*, *druse*, *dros*, *drost* vorkommt; gothisch würde es *thaúrs*, Pl. *thaúrsôs* lauten. *Hrimthursar* ist Bezeichnung der nordischen Frostriesen; *Tursenriut* ist ein Ortsname; Thusnelda steht nach J. Grimm für *Thursenhilda*, *Thurshilda*; in der Schweiz ist Dürst der wilde Jäger; Sanskr. *dharshus*, stolz, *dharshtas*, kühn, *dharshas*, Anmassung; griech. θαρσεω, θαρσος, θρασυς, welche Formen dem biblischen Namen dem Laute nach ganz nahe stehen. In der Bedeutung von etwas dem Rang oder der Gestalt nach Hohem, Grossem und Colossalem lässt es sich auch in dem Titel Thirschatha, welcher dem Nehemia beigelegt wird *), und in dem Ausdrucke Tharsis-Schiffe erkennen, der für grosse, zu weiten Seereisen bestimmte Fahrzeuge, wie für die nach Ophir gehenden Schiffe, gebraucht wird **); es ist, wie wir von »Riesenbauten« und »Riesenschiffen« sprechen. Schon der Verfasser des Buches der Chronik scheint diesen Ausdruck nicht mehr zu verstehen und die älteren Nachrichten, wie sie in den Büchern der Könige zu lesen, in der Art zu fassen, als ob Salomo's Schiffahrt nach Tharsis gegangen wäre ***). Uebrigens wird auch wohl der Stadtname hiehergehören, nicht in dem Sinne, dass das Tharsis der Völkertafel das spanische Tartessus sei, sondern weil auch diese Stadt, als eine grosse, wichtige, berühmte, diesen Namen führen konnte. Er scheint, wie Elisa, auch in's Phönizische übergegangen zu sein, wohl in Folge der Berührungen, in welchen Phönizier und Punier mit dem Volksstamme *Elisa-Tharsis* gekommen, indem sich beiderlei

*) Esra 2, 63. Nehem. 7, 65 u. sonst.
**) 1 Kön. 22, 49. Cap. 10, 22. Vergl. 9, 28.
***) 2 Chron. 9, 21. Cap. 20, 36 f.

Geschlechter auf den Inseln und Küsten des mittelländischen Meeres zusammenfanden und gemischte Bevölkerungen bildeten. Die Phönizier breiteten sich von Osten nach Westen, *Elisa-Tharsis* von Norden nach Süden aus.

Indem wir *Elisa-Tharsis* schreiben, stellen wir uns nämlich vor, dass bei der engen Verbindung, in welche die Genesis beide Namen bringt, dieselben entweder zwei sehr nahe verwandte Volksstämme oder gar nur einen und denselben Stamm unter zwei Benennungen bezeichnen. *Elisa-Tharsis* hiess vielleicht nichts Anderes, als das grosse Männervolk, und die Namen wurden theils zusammen, theils einzeln gebraucht und angewendet.

4.

Nun drängt sich aber noch eine Frage hervor. Diese vier oder wenn je zwei nur eine ausmachen, diese zwei Völkerschaften Elisa und Tharsis, Chittim und Dodanim (Wittim und Wodanim) werden von Javan abgeleitet. Was ist Javan? — Unsere Ausleger sind hier nicht in Verlegenheit und haben eine, wie sie glauben, unzweifelhafte Erklärung in Bereitschaft. »So hiessen im Munde der Völker vom Nil bis zum Ganges die Griechen — Sanskr. *Javana*, Nachkommen *Turvaçu's*, des Sohnes *Jajati's*, altpers. Pl. *Juná* — deren Urstamm somit die Jonier, *Ιαονες*, sind.« Dagegen wäre an und für sich Nichts einzuwenden; und wenn es bei der Lesart Javan bleiben soll, so muss ich ebenfalls für die Griechen stimmen. Aber von diesen jene deutschen Stämme mit ihren deutschen Namen herkommen zu lassen, das geht nicht wohl an; und ich bin daher zu der Annahme geneigt, dass das Javan der Völkertafel seinen Ursprung auch wieder einer fehlgehenden Conjectur und Correctur verdanke, so wie das für *Wittim* und *Wodanim* gesetzte *Chittim* und *Dodanim*

oder *Rodanim*. Statt יון, *Javan*, stand, meine ich, רון, *Ravan* — derselbe Name, den der indische Riesenkönig *Ravanas* trägt. Die Sage versetzt denselben nach Ceylon und stellt ihn als einen so gewaltigen Herrscher dar, dass weder Gott noch Mensch mehr etwas über ihn vermochte. Er wird seiner ausgebreiteten Herrschaft wegen *Dasagrivas*, zehnnackig genannt und mit zehn Häuptern und zwanzig Armen gebildet.

Vishnu war damals als menschlicher Held verkörpert, dessen Thaten das Epos Ramayana feiert. Der Riesenkönig raubte ihm seine Gemahlin Sita, und Rama unternahm daher seinen berühmten Kriegszug gegen Ceylon und die Stadt Lanka, wobei ihm der Affe Hanuman beistand, besiegte den Ravanas und seine Riesen und eroberte seine Sita wieder. Was dieser Sage zu Grunde liegen mag, bleibe dahingestellt; wir könnnten an die hebräischen Altväter erinnern, denen ihre Gattinnen ebenfalls wiederholt entrissen werden *); wir könnten uns denken, der Mythus sei eine dem Geschmacke der Indier gemäss in's Phantastische ausgebildete historische Erinnerung aus Amerika her. Wir wollen jedoch nur den Namen *Ravanas* ansprechen, der mit »Rephaim, Söhne Rapha's,« wie ein Riesengeschlecht in Canaan genannt wird, von dem der riesige König Og abstammte, mit den »Söhnen Rapha's,« die sich unter den Philistern befinden; so wie mit den hebr. und chald. Wörtern *rab*, *rabbim*, mächtig, *rabah*, gross sein, *rebu*, *rebutha*, Grösse, und dem ebenfalls in der japhetischen Geschlechtstafel vorkommenden Namen Riphath im Zusammenhange zu stehen scheint. Durch Ravan wird ein colos-

*) »Die Mandiucus haben sich den nomadisirenden Muras so furchtbar gemacht, dass sie es wagen sollen, ihnen ihre Weiber wegzunehmen.« Martius, Ethnographie I. S. 409.

saler Menschenschlag angedeutet, dessen Verzweigungen die oben erörterten Geschlechter von ebenfalls gewaltiger Kraft und Grösse waren.

Plinius *) spricht von einem scythischen Lande Raunania, und der peruanischen Quichua-Sprache ist *runa* Mensch, *cari*, *cari-runa* Mann; ich vermuthe, dass es aus *ravana* zusammengezogen sei. Träfe diese Vermuthung zu, so würde sich daraus auf die Abstammung des räthselhaften Inca-Geschlechtes schliessen lassen, so dass es in Zusammenhang mit der Völkertafel der Genesis und der Urgeschichte der japhetischen Raçe gebracht werden könnte. Es wäre ein zurückgebliebener Rest des einst in höchster Machtfülle blühenden und den Welttheil grossartig beherrschenden Volkes gewesen, welches ausgezogen war und in der jenseitigen Hemisphäre seine Geschichte fortgesetzt hatte; die wenigen in Amerika übrigen Menschen dieses Geschlechtes wären späterhin in Peru aufgetreten und hätten daselbst den Versuch gemacht, ihre alte Grösse und Herrlichkeit zu erneuern. Das Schicksal vergönnte ihnen nicht, damit zu Stande zu kommen; sie unterlagen auch ihrerseits dem Fluche, der auf dem Welttheile und Allem ruhte, was sich nicht durch Auswanderung von ihm abgetrennt hatte.

F.

Das biblische Oceanien.

Das Geschlechtsregister der Japhetiden schliesst mit dem Satze: »Von diesen haben sich getrennt (vertheilt, zerstreut; Conj. Niph. von פָּרַד, trennen) die Inseln der Völker in ihren Ländern, jegliches nach seiner Sprache, nach ihren Familien in ih-

*) H. N. IV.

ren Völkern.« Dies versteht man so, dass »Inseln der Völker, die Insel- oder Küstenvölker im Norden des Mittelmeeres von Kleinasien bis Spanien« bedeute; אִיִּים, Inseln, sei der biblische Name Europas *). Wir, von unserem Gesichtspunkte aus, könnten die Stelle auf solche Weise nur unter der Voraussetzung verstehen, dass dieselbe eine unächte Einschaltung sei, indem ein Ueberarbeiter des ihm vorliegenden ächten Stoffes allerdings schon dieselbe, aber falsche Ansicht dadurch ausdrücken wollte. Wir nehmen unsere Zuflucht nicht gerne zu solchen Annahmen; wir suchen möglichst ohne sie zurecht zu kommen; und dann pflegen sich gerade in diesen Fällen überraschende Resultate herauszustellen.

Die Genesis spricht, wie wir unserem Systeme gemäss auch hier festhalten können, nur von den Dingen der amerikanischen Vorwelt und Urheimath der drei Raçen, die sie mit dem Namen Sem, Ham und Japheth bezeichnet. Die Wohnsitze des japhetischen Völkerstammes fallen in den westlichen Theil des Continentes, der an das stille Meer mit seinen unzähligen Inseln stösst. Dieser Inselwelt, als solcher, hatte die Flutkatastrophe, deren gewaltsamste Wirkungen innerhalb der Südsee Statt fanden und die daselbst eine grosse continentale Insel (Eden, Atlantis) zertrümmerte, das Dasein gegeben. Sie war in der darauf folgenden Zeit verödet und von Bewohnern entblösst, wurde nun aber vom westlichen Amerika aus neu bevölkert — wobei man sich vorstellen mag, dass sich in der Nähe der westlichen Küsten von Amerika noch viele Ueberreste des zertrümmerten Continentes befunden, welche nachher durch wiederholte Katastrophen zu Grunde gingen, so dass die von Amerika nach Oceanien Ausgegangenen von ersterem

*) Delitzsch, im Commentar S. 294 der 3. Ausg.

Welttheile abgeschnitten wurden. Dass zwischen den alten Amerikanern und Oceaniern vor Zeiten Verbindungen bestanden haben müssen, lässt sich jedenfalls darthun*). Und so glauben wir annehmen zu dürfen, dass sich die oben Eingangs ausgehobenen Worte der Völkertafel auf die Bevölkerung der oceanischen Inselwelt vom Westen Amerika's aus beziehe, die Genesis somit auch über den Ursprung dieser Geschlechter den nöthigen Aufschluss ertheile.

---

*) Man sehe z. B., wie viel Analoges zwischen Amerika, Südsee und Japan Braunschweig (Amerikan. Denkmäler S. 98. 102 f., 115 f., 119 f., 121 ff., 128. 133) anführt. Er thut dies zwar im Interesse einer umgekehrten Einwanderungstheorie; wir können aber diese Zusammenstimmungen eben so gut zu Gunsten unserer Ansicht geltend machen. Chamisso bemerkt, dass die Chilesen einen Trank, den sie Kawan nennen, gleich dem Kawa der Südsee bereiten; Kotzebue's Reisen II. S. 42. In solchen Fällen springt der Zusammenhang in die Augen. Es gehört hieher auch, was Assal über die Federkleider sagt, womit die in nordamerikanischen Höhlen gefundenen Mumien bekleidet waren. Sie bestehen aus einer Art Netzwerk von Draht, in dessen sehr kleine und dichte Maschen allerlei Vogelfedern eingesetzt sind, so dass man das natürliche Gefieder eines Vogels zu sehen glaubt. »Diese mühsame, aber schöne und kunstreiche Arbeit trifft man in Mexico, auf den Südsee-Inseln und in dem nordwestlichen Amerika.« Nachrichten über die früheren Einwohner von Nordamerika etc. Heidelberg 1827. S. 65. Eben so trifft der Gebrauch, die Leichname in Canoes zu legen und zwischen zwei Bäumen aufzuhängen, mit der gleichen Sitte zusammen, welche die Bewohner vieler Inseln der Südsee haben. Daselbst S. 95.

IV.

Ueber einen Vortrag des Herrn v. Martius.

1.

Herr v. Martius hat in einer öffentlichen Sitzung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Freiburg i. Br. 1838 einen Vortrag »über die Vergangenheit und Zukunft der amerikanischen Menschheit« *) gehalten, der nicht minder beachtenswerth ist, als seine in der III. Vorlesung erwähnte und benützte Schrift über die brasilianischen Rechtszustände. Es sind, seiner eigenen Erklärung zu Folge, hauptsächlich zwei Ideen, die er darin entwickelt, und durch faktische Belege zu stützen unternimmt.

1. Die gesammte uramerikanische Bevölkerung befindet sich und befand sich schon zur Zeit der Entdeckung keineswegs in ihrem ursprünglichen, primären, vielmehr in einem schon vielfach veränderten, secundären Zustande.

2. Sie geht schnellen Schrittes einem unvermeidlichen Untergang entgegen.

Den ersten dieser Sätze stellt er auf »auch abgesehen von dem Zustande, welchen uns die heiligen Traditionen als den frühesten (paradiesischen) bezeichnen.« Es ist also nicht von einem Gesunken- und Entartetsein der Menschheit überhaupt, woran die amerikanische, als Glied derselben, bloss Antheil genommen; es ist von einem besonderen, eigenthümlichen, schon seit Jahrtausenden Statt findenden Gang der Dinge in herabsteigender, dem Ruine entgegengehender Richtung die Rede, einem speciellen Auf-

*) Abgedruckt in der Cotta'schen Vierteljahrsschrift, neuestens »der Ethnographie und Sprachenkunde Amerika's« Leipz. 1867. Bd. I. S. 1 ff. einverleibt.

lösungsprocesse, an welchem partielle und zeitweise Erhebungsmomente und Rettungsversuche, wie sie hie und da zu erkennen sind, im Ganzen Nichts zu ändern vermocht. Er sei, versichert der deutsche Gelehrte, zu der festen Ueberzeugung gelangt, dass es mit den rothen Menschen in einer früheren, unbekannten Zeitperiode ganz anders ausgesehen, als damals, wo sie den spanischen und portugiesischen Conquistadores bekannt und von ihnen geschildert wurden. Dass sie so, wie man sie fand, aus den Händen des Schöpfers hervorgegangen, das sei ein Ungedanke, und die Ansichten eines J. J. Rousseau von dem Urzustande solcher Menschen, die man »Wilde« genannt, ein blosser Traum. Diese Indianer seien kein wildes, sie seien ein verwildertes, herabgekommenes Geschlecht, welches sich, auch was die civilisirtesten unter ihnen betrifft, schon lange vor der Ankunft der Europäer auf dem Wege des Sinkens und der Entartung befunden haben müsse. Es werden zur Erhärtung dieser Behauptungen viererlei Gründe geltend gemacht:

1. Der dermalige sociale Zustand der amerikanischen Urbewohner.

2. Die grosse Zahl, so wie die eigenthümliche Beschaffenheit ihrer Sprachen und Dialekte.

3. Die sie zunächst umgebende Natur.

4. Die Reste von Bauwerken und anderen, historischen Monumenten, die sich in dem Continente finden.

Es kommt hier Vieles vor, was schon in dem Auszuge aus der Schrift über die brasilianischen Rechtszustände zur Sprache gekommen. Ich werde dies flüchtiger berühren oder ganz umgehen; Einiges jedoch bestimmter hervorheben und mit meinen eigenen Bemerkungen begleiten.

2.

Wichtig ist erstlich folgende Beobachtung. Ueberall unter den Urstämmen Amerika's begegnet man Resten und Fragmenten monarchischer und hierarchischer Verhältnisse, die auf ein ehemaliges Ganzes und Vollständiges der Art schliessen lassen. Es ist insbesondere ein das Göttliche und Menschliche vermittelndes Priesterthum, worauf sich alle socialen Zustände dieser Völkerschaften gründen; dasselbe ist jedoch in seiner besseren Bedeutung gänzlich verloren gegangen. In seiner vorliegenden Gestalt ist es »Zauberdienst, Hexenwerk, Arztthum und die roheste Demagogie des Aberglaubens.« Dennoch geht noch jetzt ein theokratisches Element durch das Leben der Indianer hindurch und beherrscht Familie, Gemeinschaft, Volk und Stamm. Martius hat bei den Uramerikanern, namentlich den brasilianischen, Rechtssymbole und Gebräuche gefunden, welche schlechterdings nur als Trümmer eines höheren bürgerlichen Zustandes, der in seiner Totalität verloren gegangen, zu betrachten sind. Sie finden sich wie Glieder einer zerrissenen Kette über den ganzen Welttheil ausgestreut; es sind »Bruchstücke eines uralten, ausgedehnten Gebäudes, das gleichsam durch dämonische Kräfte zersprengt und in weite Fernen auseinandergeschleudert worden ist.« Es wird hinzugesetzt und ausgeführt, dass es sich eben so, wie mit jenen Symbolen, auch mit den Stämmen und Sprachen verhalte; und so wird die Betrachtung auch hier wieder auf ein Faktum, wie das in der Genesis von der babylonischen Zersplitterung berichtete, zurückgedrängt. Es ist von besonderem Interesse, hiebei zu erfahren, dass jene zersplitternde, zerstreuende und isolirende Causalität, die einst in dunkler Vorzeit gewaltet, noch fortwährend nachwirkt und weit hin über die beiden Ame-

rika's dem Beobachter die verwunderlichsten Erscheinungen darbietet, wie sie Martius gefunden hat und namhaft macht. Amerika ist in dieser Hinsicht ein grosses, wie in Folge einer Explosion mit lauter Trümmern übersätes Feld, die, wie einem gewissen, einmal empfangenen Impuls gemäss, noch immer fortfahren, sich zu zertheilen und nach allen Richtungen hin zu zerstreuen. Von einem solchen Phänomen, das wie ein unheilbarer, einen speciellen Charakterzug der indianischen Menschheit ausmachender Isolirungs- und Zerstreuungswahnsinn aussieht, findet sich bei den Bevölkerungen der sogenannten alten Welt keine Spur. Das zu Grunde liegende Ereigniss ist also ohne Zweifel ein den amerikanischen Welttheil ganz speciell und eigenthümlich betreffendes gewesen; und wir glauben daraus folgern zu dürfen, dass die Bibel bei der Schilderung des babylonischen Zerwürfnisses auch ganz speciell nur von der Bevölkerung dieses Welttheils spreche; dass die ganze Erzählung nebst dem, was mit ihr zusammenhängt, eine nur irrthümlich nach Asien verlegte und auf eine gleichnamige Oertlichkeit übertragene Geschichte vom amerikanischen Urlande her sei.

3.

Martius spricht von den mythischen Staatengründern, Thaumaturgen, Reformatoren, mit welchen die Geschichte der cultivirteren Nationen des Welttheiles beginnt, einem Xolotl, Bochica (Botschika), Manco-Capac etc. Aber der Zustand der Rohheit, aus welchem diese Wohlthäter der amerikanischen Menschheit ihre Völker zu erheben trachteten, war nach seiner Meinung nicht der ursprüngliche. Die Berichte von der Einführung irgend einer Gesittung datiren, sagt er, niemals über 800 bis 1200 der christlichen Zeitrechnung hinauf; allein es giebt Gründe, eine Cultur

von weit höherem Alter anzunehmen. Es könnte hiezu bemerkt werden, dass die Sagen und Mythen selbst zum Theil auf das höchste Alterthum zurückweisen. Ein Mythus der Muyscas oder Mozcas auf der Hochebene von Bogota spricht von einer Zeit, da der Mond noch nicht war, was an die griechische Sage von den Proselenen oder vormondlichen Menschen erinnert. Zu dieser Zeit lebten die Bergbewohner in rohester Weise ohne Pflanzenbau und Gottesdienst. Da erschien jener Botschika, ein langbärtiger Mann von anderer Art und Abkunft, als sie, sammelte die Zerstreuten, lehrte sie Mais und Quinoa säen und Städte bauen, that Wunder und führte die daselbstige Religion und Staatsverfassung ein. Er soll sich zuletzt in das heilige Thal von Iraca zurückgezogen und daselbst 100 Muyscas-Cyclen d. h. 2000 Mondjahre gelebt haben. Er führte drei Namen und ward mit drei Köpfen gebildet, was man mit dem indischen Trimurtis combinirt hat *). Eine andere Tradition ist die der

*) S. Humboldt, Vues des Cordillères und dessen Aufsatz über die Hochebene von Bogota, Cotta'sche Vierteljahrsschrift 1839. H. I. S. 107 ff. Ueber die altamerikanische Trinität ist in einem der Aufsätze der II. Abtheilung gehandelt worden, und zwar mit Beziehung auf die dreifache Erscheinung Jehova's in der Geschichte Abrahams. Man könnte versucht sein, in dem Bochica der Muyscas den Abraham der Genesis, als altamerikanischen Häuptling und Propheten, und in der schönen, aber bösen Frau des Bochica, Namens Huythaka, die eben so mythisch gewordene Sara zu erkennen, welche von den Nachkommen Hagar's und Ismaels, da diese auf Sara's Antrieb verstossen wurden, in sehr üblem Lichte erblickt werden konnte. Der Name Huythaka scheint jedenfalls semitisch zu sein; arab. عَتُقَ, schön sein, glänzen, hebr. עָתִיק, עָתֵק, schön, glänzend; in der Weiondot-Sprache heisst nach Assal *utcke* Frau, Tariana nach Wallace ist *iwalhutiki* Mäd-

Chiapanesen von ihrem einheimischen Heros Votan, der einen deutschen Namen führte, aber vom babylonischen Thurmbau her gekommen sein soll — wundersame Sagen, die uns in das höchste Erstaunen zu versetzen geeignet sind. So viel scheint seine unabweisliche Richtigkeit zu haben, dass die Civilisationen und Culturen, die man in Peru und Mexico getroffen, nur verhältnissmässig schwache und unvollkommene Erneuerungen uralter Grösse und Herrlichkeit gewesen. »Manche der sogenannten Wilden,« sagt Martius, »haben wohl schon die zweite Verwilderung aus einem ursprünglichen Zustande, die zweite Verdüsterung eines edleren Bewusstseins erlitten.« Der Versuch, die amerikanischen Zustände zu bessern, scheint auch zum Theil missglückt zu sein. Ich erinnere an den Quetzalcoatl der Mexicaner, einen Thaumaturgen und Reformator, der dem Bochica (Botschika) der Muyscas auf der Hochebene von Bogota und dem Viracocha (Wirakotscha) der Peruaner ähnlich sieht, der eine sanfte, friedliche Religion zu begründen suchte, dem aber, wie die bedeutsame Sage lautet, eine einheimische Gottheit (Tezcatlipoca) entgegentrat und ihn zwang, das Land zu verlassen. Selbst in Cholula, wo die berühmte, ihm zu Ehren erbaute Pyramide stand, wurden fortwährend eine Menge der fürchterlichsten Menschenopfer dargebracht. Die eingerissene Rohheit und Grausamkeit der amerikanischen Menschheit zeigte sich unverbesserlich; es ist, als wäre sie der Gewalt böser Geister verfallen gewesen, aus der sie nicht mehr zu erlösen war.

---

chen. Peruanisch ist *hatun huatecca* = daemon, *earu* = foedus, *earu* = conculcare — lauter böse Bedeutungen.

4.

Herr v. Martius kommt speciell auf die Geschichte der mexicanischen Völkerschaften, namentlich auf die der gebildeten Tultecas oder Tolteken, der rohen Chichimecas oder Chichimeken und der allbekannten Azteca s oder Azteken, zu sprechen, welche sämmtlich, ein Volk nach dem anderen, von Nordwesten her eingewandert sein sollen, und das in Zeiten, die schon innerhalb der christlichen Zeitrechnung liegen. Er beanstandet die Richtigkeit dieser Einwanderungssagen und hält sie für gemacht. Von den Toltekas sei zur Zeit der Eroberung und spanischen Geschichtsschreibung schon lange Nichts mehr übrig gewesen; schon die eigene Vorstellung der Amerikaner von ihnen lasse sie als ein ganz mythisches Volk erscheinen, für das man nur einen aztekischen Namen gehabt; denn *tultecatl* heisse in diesem Idiome: grosser Baumeister, Werkführer, Künstler; man könne sie mit den ebenfalls mythischen Telchinen der Alten vergleichen. Auf diesem Volke der Vergangenheit ruht allerdings ein grosses Dunkel, wiewohl hier, wie es scheint, die amerikanische Geschichte zu dämmern beginnt. Von ihrem Untergange werden wunderliche Dinge gemeldet; eine mit gespenstigen Erscheinungen und sonderbaren Visionen verbundene Zeit der Krankheit und des Elendes*) soll sie grösstentheils vernichtet, übrigens

*) Als einst die Tolteken zu Teotihuacan in grosser Anzahl versammelt waren, um ihre Feste zu feiern, erschien zwei Tage nach einander ein ungeheurer, scheusslich anzuschender Riese, und Alle, die er ergriff, um mit ihnen zu tanzen, fielen nachher todt zu Boden — ein altamerikanischer Todtentanz! Am dritten Tage erschien auf einer Bergklippe ein weisses Kind, dessen Haupt mit Geschwüren bedeckt war und einen tödtlichen Gifthauch verbreitete; vergebens versuchte man, es in den See zu werfen u. s. w.

zur Flucht gezwungen haben; sie hätten sich nach Campeche und Guatemala begeben und das Land öde gelassen *). In der von Ternaux-Compans herausgegebenen Schrift von Ixtilxochitl über die Ankunft der Spanier etc. heisst es gleich vornherein: »Auch die Zeichen, die man am Himmel wahrgenommen, erfüllten die Einwohner mit Schrecken, indem sie erkannten, es nahe die Zeit des Unglücks und der Verfolgung. Sie dachten an die grausamen Kriege und an die ansteckenden Krankheiten, welche die Tolteken, ihre Vorfahren, erlitten hatten, und vermutheten dieselben Unglücksfälle.« Man könnte auf den Gedanken kommen, die ganze Toltekensage enthalte nur die in spätere Jahrhunderte herabgesetzte Geschichte von einem sehr cultivirten Urvolke, welches hier auf der Hochebene schon in fernem, vorchristlichem Alterthume seinen Sitz gehabt und in Folge der nämlichen verderblichen Ursachen und schrecklichen Erscheinungen, welche uns aus der Bibel unter dem Namen der ägyptischen Plagen bekannt, und welche wir unserem Systeme gemäss nach Amerika, insbesondere Mexico, verlegen, zu Grunde gegangen. Ich gestehe, dass ich eine Zeit lang sehr geneigt war, mich dieser Vorstellung

*) Torquemada, Monarquia Indiana Livro I. c. 14. Clavigero, Buch II. Cap. 3 sagt von Torquemada, auf den er überhaupt nicht gut zu sprechen ist: »Der gute Mann verstand die symbolischen Figuren buchstäblich, da sie doch nur Hunger und Pest andeuten sollten, welche sich einstellten, da die Nation im blühendsten Zustande war.« Es ist mir indessen auffallend, dass auch das Buch der Weisheit Salomo's in seiner Beschreibung der ägyptischen Plagen von »wunderhaften Gespenstern« und »furchtbaren Traumgestalten« spricht; und erzählt, wie »traurige Gestalten mit schrecklichen Gesichtern« erschienen seien. Dass sich in solchen Zeiten auch schreckhafte Visionen bilden, ist psychologisch sehr wohl denkbar.

hinzugeben. Es lässt sich jedoch auch denken, dass in einem späterhin folgenden Zeitalter, wie es für das des Toltekenreiches und seines Ruines in Mexico gilt, eine ähnliche Unglücksperiode eingetreten sei und auch wieder den Sturz eines Reiches und den Untergang des grössten Theiles der Bevölkerung herbeigeführt habe.

5.

Was den Wanderzug der Azteken betrifft, so hebt Martius einen sehr sonderbaren und für uns sehr interessanten Umstand hervor, diesen nämlich, dass hier Alles, wie ein zweiter Auszug der Israeliten aus Aegypten erscheine. »Da fehlen weder der Weg über einen schmalen Meeresarm, noch die Bundeslade, noch gewisse Prophezeiungen und Offenbarungen.« Dies soll ein Zeichen der Unächtheit und Gemachtheit sein. Ich glaube jedoch, dass man hier eine zu argwöhnische Kritik anwende und sich dadurch einer wichtigen historischen Spur beraube. Ich halte es für weit wahrscheinlicher, dass sich hier Erinnerungen aus den Tagen einer noch weit entfernteren Vorzeit eingemischt, indem ich jedenfalls anzunehmen geneigt bin, dass die Azteken zu den Stämmen gehörten, welche mit Mose ausgezogen, sich aber abgetrennt, im Norden des Welttheils zurückgeblieben, in späteren Zeiten jedoch, als Anahuac von seinen früheren Bewohnern und Beherrschern entblösst war, dahin, wo sie vor Zeiten Knechte gewesen, zurückgekehrt und daselbst ihr aus Barbarei und Civilisation seltsam gemischtes Reich gegründet. Sie selber, wie bei dem so gar nicht phantastischen und unkritischen Clavigero zu lesen, erzählten von einer Gefangenschaft und Sklaverei, in die sie gerathen, und von ihrer Befreiung aus selbiger. Sie wurden, wie sie sagten, von den Colhuas im Reiche Colhuacan zu Knechten gemacht und als solche nach Tizapan

gebracht. Die Colhuas fingen aber an, sich vor ihnen zu fürchten; auch erregte ihr Cultus den Abscheu derselben. Der König von Colhuacan entliess sie daher aus seinem Reiche, sie zogen nordwärts *), feierten ihre Befreiung durch Tanz und Gesang und stimmten Danklieder an, weil sie ihr Gott von dem Joche der Colhuas befreit. Man vergleiche damit die betreffenden biblischen Relationen und Darstellungen, und man wird die frappanteste Aehnlichkeit finden **). Diese Erzählung, wie sie uns jetzt vorliegt, ist zwar in die Geschichte der Einwanderung des Aztekenstammes aus dem nördlich gelegenen Aztlan in Mexico verflochten; passt aber gar nicht dahin und wird daher füglich für sich betrachtet. Eine Colhuacan war zwar vorhanden; es war aber nichts weiter, als eine kleine, zur Zeit des mexicanischen Reiches mit diesem vereinigte Herrschaft, die einen einbrechenden wilden Volksschwarm schwerlich bändigen konnte, und der man wohl nur um ihres Namens willen jene Rolle zugetheilt hat. Denselben Namen wird vordem ein anderes, weit älteres und grösseres Land und Reich geführt haben; und da war es wohl, wo die Azteken und andere amerikanische Stämme eine so untergeordnete Stellung einnahmen und zu Sklavendiensten gezwungen wurden. Ein altes Königreich in Anahuac, das aber durch die Eroberungen der Mexicaner eingeschränkt wurde, hatte einen ähnlichen Namen; es hiess Acolhuacan. Den Namen Colhuacan giebt man auch einem Berge, dessen Vorstellung und Abbildung mit der der grossen Fluth verknüpft wird; hier sollen die zwei aus der Ueberschwemmung geretteten Menschen ans Land gestiegen sein. Die Bedeutung »Berg« liegt nach Clavigero im Namen selbst; Colhua-

*) Wie sich Israel bei der Nordstadt Baal Zephon lagert.

**) S. besonders 2 Mos. 15, 1—21.

can hat im Aztekischen wohl ursprünglich das auf dem Rücken der Anden blühende Herrscherreich, das Mazor und Mizraim der Bibel, bedeutet. Es fehlt in diesen Traditionen und bildlichen Darstellungen, wie schon erwähnt worden ist und was höchst beachtungswerth ist, auch nicht der israelitische Uebergang über das Meer. Torquemada meldet, er habe in allen Gemälden, welche die mexicanische Wanderung darstellen, einen Meeresarm oder grossen Fluss bemerkt. Boturini denkt hiebei an den californischen Meerbusen. Clavigero widerspricht; die Mexicaner seien nicht von Californien gekommen; es könnte etwa der Colorado gemeint worden sein. Aber jene Gemälde stellten wohl einen ganz anderen Zug, als den der Azteken aus ihrem nördlichen Aztlan nach Anahuac dar. Sie schilderten, glaube ich, in ihrer Weise dieselbe Begebenheit, welche die mosaischen Bücher in der ihrigen referiren. Die Guiche's, wie wir schon oben S. 438 zu bemerken veranlasst waren, behaupteten geradezu, an dem Zuge Israels Theil genommen, sich aber von ihm getrennt zu haben. Und wenn die Azteken eine Art von Bundeslade mit sich geführt, so wie auch mitten im Lager eine Art von Stiftshütte errichtet haben sollen, so kann dies um so weniger beanstandet werden, da nach Adair, Long und Noah auch die nordamerikanischen Indianer eine heilige Lade haben, die sie mit sich in den Krieg nehmen und die Niemand enthüllen und untersuchen darf.

6.

Auf solche Dinge hat man sich gestützt, um diese räthselhaften Geschlechter, was ihren Ursprung betrifft, von ihrem Continente loszureissen, mit der biblischen Geschichte zu vereinbaren und auf irgend einem Wege von dem palästinensischen Semiten abzuleiten. Die moderne Wissenschaft

und Alterthumsforschung konnte sich mit dieser Hypothese nicht befreunden; sie schämte sich ihrer, insofern sie von bibelgläubiger — einer von ihr als bornirt und antiquirt betrachteten — Seite kam; und selbst Thatsachen der auffälligsten und scheinbar beweisendsten Art wurden theils ignorirt, theils in das Gebiet der Einbildung und Erfindung verwiesen. Wie hätte sich damit z. B. ein Forster, Humboldt, Vater etc. zustimmend befassen können! Wir unsererseits, wiewohl rein wissenschaftlich betrachtend, lassen das wirklich Thatsächliche unangefochten, ja wir nehmen es ebenfalls in Anspruch und legen ein nicht geringes Gewicht darauf; für uns stellt sich aber die Sache dennoch ganz anders, indem wir die Ableitungstheorie völlig umkehren. Die Urbewohner Amerika's waren reine Amerikaner, die niemals in Asien gewesen und nicht daher gekommen, indem vielmehr Israel und seine ganze Verwandtschaft, ja die gesammte Bevölkerung der sogenannten alten Welt aus Amerika herzuleiten ist. Wir nehmen mehrere Zeitalter an, in welchen Völkerwanderungen aus Amerika nach Asien, Afrika und Europa gingen; es ist besonders die von Mose veranstaltete, mit welcher wir es zu thun haben. Damals war die amerikanische Menschheit noch in ihrer vollen lebens- und thatkräftigen Integrität und weltgeschichtlichen Bedeutsamkeit; sie befand sich aber, wie mich meine Untersuchungen lehren, in furchtbarem, unversöhnlichem Zwiespalte mit sich selbst; ein grausamer Raçenkrieg wüthete, und es kam noch der fürchterliche Umstand hinzu, dass die umgebende Natur in Vernichtung drohenden Aufruhr gerieth und der Continent so miasmatisch vergiftet und unwohnlich wurde, dass man sich bewogen fand, zu den angestrengtesten und gewagtesten Rettungsmitteln zu greifen. Was nun in jenen Zeiten auswanderte, den Weg nach Asien fand und auf diesem Wege

nicht zu Grunde ging, das fing in dem damals neuen Welttheile eine neue Geschichte mit kräftiger Fortentwicklung und Metamorphose an. Was dahinter blieb, das starb dahin oder hatte wenigstens keine gehaltvolle Zukunft mehr; es verfiel der Starrheit und dem Mangel wahrer Fortbewegungs- und Verjüngungskraft, unterlag mit immer geringerem Widerstandsvermögen den sie befallenden, einheimischen Epidemien und ging schneller oder langsamer einem unausbleiblichen Ende entgegen, das schliesslich durch die europäischen Entdeckungen, Besitznahmen, Ansteckungen, Verführungen und Grausamkeiten auf die traurigste Weise beschleunigt wurde. Es ist begreiflich, dass in Zeiten, in welchen mörderische Seuchen herrschen, der Norden weniger heimgesucht ist, als der Süden, wo Hitze und Feuchtigkeit Miasmen ausbrüten und leicht bis zum äussersten Grade der Tödtlichkeit steigern. Daher zog sich damals fast Alles in die kälteren Regionen des Nordens hinauf und blieb entweder daselbst, oder überschritt diese Regionen, um sich in den Süden und Westen Asiens und von da aus weiter nach Europa und Afrika zu ergiessen und zu verbreiten. Die mexicanischen Völkerschaften gehörten allem Anscheine nach zu jenen, welche im nordwestlichen Amerika zurückblieben, während Mose die Stämme, die, wenn auch unter häufigem Klagen, Murren, theilweisem Aufruhr und Abfall, seiner Leitung folgten, in den anderen Welttheil hinüberführte, wo ihnen endlich, nach vieljähriger Wanderschaft, im Westen desselben eine bleibende Wohnstätte ward, in welche jedoch kaum mehr ein im Urlande Geborener einzog, da Wanderer und Anführer auf dem Wege fast alle zu Grunde gingen, ein neues Geschlecht entstand und sich unter einem neuen, glücklicheren Befehlshaber und Feldherrn das verheissene und ersehnte Land erkämpfte.

7.

Auf der anderen Seite versuchte man es in späteren Jahrhunderten, aus dem Norden, wohin man sich aus dem erschütterten und verpesteten Süden geflüchtet hatte, dahin zurückzukehren, in der Meinung, die Zeiten des Schreckens und Verderbens daselbst seien vorbei, oder auch wohl, weil dieselben aus dem Gedächtnisse verwischt waren. Aber auch jetzt blieb das Unheil nicht aus. Die Tolteken, das wohl einzige und letzte Ueberbleibsel des gesitteten und gebildeten Amerika in dortiger Region, sollen im 7. Jahrh. n. Chr. in Mexico aufgetreten sein und daselbst vier Jahrhunderte lang gewohnt haben, bis ihrem Reiche durch Hunger, Pest und Bürgerkrieg ein Ende gemacht wurde. Hierauf, heisst es, erschienen auf dem Hochland die Chichimeken, die als ein wildes, kriegerisches, in Pelze gekleidetes Jägervolk geschildert werden. Als Xolotl, ihr damaliger Führer, in das Thal von Mexico herabstieg, fand er das Land mit ansehnlichen Bauwerken angefüllt; allein es war verödet, es fehlten die Einwohner. Er sandte Kundschafter aus; sie entdeckten bloss noch einige Familien, die kümmerlichen, in Schlupfwinkeln hausenden Reste des ehedem so mächtigen und kunstreich bethätigten Toltekenstammes. Diesen Wenigen verdankte die wilde Jägerhorde, was sie von Cultur besass; sie ward von ihnen namentlich über den Gebrauch und Anbau der Nähr- und Nutzpflanzen belehrt. Was die Azteken betrifft, die, nachdem sie im J. 1090 aus ihrem unbekannten Ursitze Aztlan aufgebrochen, zwischen 1186 und 1194 in Anahuac erschienen sein sollen, was eine Wanderung von ohngefähr 100 Jahren ergiebt, so sah es mit diesen, wie es scheint, zunächst noch kläglicher, als mit den Chichimeken aus. Wenn man liest, in welchem Zustande sie sich befanden, bevor sie an dem Orte anlangten, wo sie in den See hinein ihre nachmals so berühmte

Hauptstadt bauten, so kann man sich kaum denken, dass auch nur diese letztere im eigentlichen Sinne ihr Werk gewesen. So sollen sie sich zuvor 52 Jahre lang zu Acocolco auf einer Anzahl kleiner Inseln am südlichen Ende des Sees von Tezcuco aufgehalten und das elendeste Leben geführt haben, indem sie sich Hütten aus Schilf machten, ihren Körper aus Mangel an Kleidern mit Blättern bedeckten und von Fischen und Insekten lebten. Man möchte glauben, sie hätten das alte Tenochtitlan, ihre unter dem Namen Mexico bekannte Residenzstadt mit dem grossen Teocalli daselbst, so wie andere ihnen eigene Städte und Tempel schon als die Ueberbleibsel eines früheren, verschwundenen Geschlechtes vorgefunden und sich dieselben bloss ihrem Sinn und Bedarf gemäss zu Wohnsitzen und Cultusörtern eingerichtet.

8.

Der amerikanische Archäologe G. F. Squir lässt die Tolteken nicht, wie man sonst thut, aus dem Norden des Welttheiles, sondern aus Centralamerika stammen. Nach Prichard hätten sich die Nachkömmlinge der Tolteken besonders in Guatemala, Tabasco und Nicaragua erhalten. Morton nennt die sämmtlichen Culturvölker des südlichen Amerika Tolteken. Von welcher Gegend des Continentes das merkwürdige Volk hergekommen und wo es ursprünglich zu Hause gewesen sein mag — immer können wir es in eine enge Beziehung zu dem ägyptischen Urreiche bringen, welches, wie wir uns zu behaupten getrauen, im Westen Amerika's, auf den Anden, in Mexico, Guatemala, Yucatan, Peru, wo so viel Spuren und monumentale Reste einer uralten Cultur das Erstaunen und Nachdenken der Beobachter und Forscher erwecken, seine Sitze gehabt. Für einen blossen Namen und Mythus können wir dasselbe nicht halten; besonders fügt sich der traurige Untergang dessel-

ben, als ein ausgezeichnetes Beispiel vom Hinscheiden ganzer Nationen in Amerika, wie es schon vor der Entdeckung Statt gefunden, vortrefflich in den Zusammenhang unserer Untersuchungen und Anschauungen. Nach Martius hätte es nicht einmal einen wahren Eigennamen, da *toltecatl* ein aztekisches Wort für Baumeister, Künstler sei. Nach Clavigero heisst *toltecatl* ein Eingeborener von Tollan oder Tula, wie *tlaxcaltecatl* ein Eingeborener von Tlascala etc. Weil aber die Tolteken so grosse Künstler gewesen, so sei ihr Volksname zu einem Ehrennamen für ausgezeichnete Künstler geworden. *Tul* und ähnliche Laute haben in mehreren amerikanischen Sprachen die Bedeutung: Leuchte, Lampe, Stern; so Galibi *touli* = *lucerna*; Puri *thùli* = *stella magna*. Es ist uns daher wahrscheinlich geworden, dass Tolteke eigentlich so viel als Erleuchteter, Wissender, Kundiger sei. Bei dem Ortsnamen Tula kann man sich nicht wohl enthalten, an das *ultima Thule* der Alten zu denken, welches wahrscheinlich, wenn auch nur mittelbar, damit in Verknüpfung steht — was auch wieder eine Spur von dem hohen Alter der amerikanischen Dinge und ihrem Zusammenhange mit denen des jenseitigen Continentes ist.

9.

Martius vermuthet, dass der Verfall der amerikanischen Völker, ein nicht immer nur allmäliger gewesen, dass auch grosse, furchtbare Katastrophen Statt gefunden und besonders jene gebildeten Nationen, welche so grossartige Monumente hinterlassen, ohne selbst noch vorhanden oder nur noch bekannt zu sein, durch grosse elementarische, ja kosmische Einflüsse plötzlich vertilgt worden seien. Er erinnert an die Sage vom Untergange der Atlantis, die man schon oft auf einzelne Theile Amerika's angewendet hat;

eben so an die vom Untergange der Toltecas. Erdbeben, Bergstürze, Entwicklung giftiger Gasarten, Sturmfluthen, Orkane etc. könnten gewirkt haben. In Ländern, die sich auf so ausgedehnten Systemen gewaltiger Vulkane ausbreiten, könnte der Mensch vernichtet worden sein, ohne dass seine Monumente zu Grunde gegangen. Unter den Zuckungen eines weitverbreiteten Erdbebens konnte sich der Boden öffnen und aus tausend Zuglöchern schwefligе Dämpfe oder Kohlensäure in solcher Menge und Schnelligkeit ausstossen, dass kein Entrinnen möglich und die ganze Bevölkerung unterlag. Wenn dann die Winde den Luftkreis gereinigt hatten und die Sonne wieder mit altem Glanze leuchtete, so fand sie zwar die alte Landschaft wieder; alle todten Zeugen der menschlichen Thätigkeit standen noch; der Mensch selbst aber, der Schöpfer dieser Werke, lag, vom gemeinsamen Hauche des Todes berührt, leblos dahingestreckt.

Ich glaube, die hauptsächlichsten Schreckenszeiten, Calamitäten und Katastrophen, durch welche Oceanien — wohin ich Eden und Atlantis setze — und Amerika — Letzteres namentlich als Schauplatz der nach der grossen Fluth eintretenden Ereignisse — betroffen worden sind, mit Bestimmtheit angeben zu können — doch freilich nur, so lange mich der biblische Leitfaden führt d. h. bis zur mosaischen Wanderung. Hier haben wir es zuletzt noch mit den sogenannten ägyptischen Plagen zu thun, die wir uns als eine grosse, vulkanisch begründete Erschütterungs- und Krankheitsperiode des amerikanischen Continentes zu denken haben. Auch damals wird viel untergegangen sein, so was Menschen, als was Thiere betrifft; namentlich scheint um diese Zeit das alte Hirtenleben, wie es der Bibel zufolge bis dahin bestand, ein Ende genommen zu haben *). Doch

*) Israel nimmt bei seinem Auszuge viel Vieh mit; bald

auch grosse Unternehmungen, welche aus dem Bereiche des Verderbens hinausführten, wurden dadurch veranlasst und die andere Erdhälfte mit Flüchtlingen und neuen Bewohnern erfüllt. Es mögen auch noch in späteren Zeiten in Amerika furchtbare Ereignisse Statt gefunden haben, die aber für uns mit Nacht bedeckt, dasjenige etwa ausgenommen, was uns auf Seiten der indianischen Bevölkerung dämmerhafte Erinnerungen und Sagen verrathen. Da, wo die Menschheit im Sinken begriffen, scheinen auch die zerstörenden Naturkräfte eine verhältnissmässig grössere Gewalt zu haben, und es gleichsam nicht erwarten zu können, dass sie in sich selbst langsam zusammenbricht und dahinschwindet. Der Welttheil, in welchem der Mensch auf den Schauplatz getreten und sich das sogenannte Paradies befunden, aber auch jener verhängnissvolle Abbruch vom Göttlichen eingetreten, den unsere Theologie den Sündenfall nennt, ist, meiner Ansicht nach, gar nicht mehr vorhanden; eine Zeit der Erdbeben und Fluthen hat ihn zertrümmert und die oceanische Inselwelt daraus gemacht. Auch Theile von Amerika, wo der Mensch seine Geschichte zunächst fortsetzte, scheinen untergegangen und daselbst auch sonst noch grosse, ganze Nationen vernichtende Ereignisse eingetreten zu sein, so dass ein ruhigerer, nicht so oft und so gewaltsam unterbrochener und darum resultatvollerer Verlauf der Menschengeschichte erst im dritten dieser Weltalter und auf dem dritten Schauplatze der Entwicklung, in Asien, Afrika und Europa vor sich zu gehen vermochte.

---

aber ist dasselbe verschwunden, man hat kein Fleisch mehr und muss von Manna leben.

Schlusswort.

Wir haben nun furchtlos, in vollem Vertrauen auf die Intelligenz unserer Leser und das bei ihnen obwaltende Culturbedürfniss ächten Wissens und lichtvollen Erkennens, mitgetheilt und entwickelt, so viel uns zur Zeit unsere Materialien, Hülfsmittel und eigenen Ideeen an die Hand gegeben. Das neue, die gesammte bisherige Alterthumswissenschaft von Grund aus zu reformiren und von tausend Räthseln und Dunkelheiten mit einem Schlage zu befreien geeignete System wurde zunächst kritisch-negativ vorbereitet, dann mit einer dem heutigen Stande der Wissenschaft gemässen positiven Basis versehen, wobei insbesondere die Darwin'sche Theorie in Verbindung mit unbestreitbaren, völkergeschichtlichen Thatsachen ihre wesentlichen Dienste leistete. Aus den festgestellten Prämissen wurden Folgerungen abgeleitet, welche sich, so paradox und der wissenschaftlichen Orthodoxie, so zu sagen, widerstreitend sie erscheinen mögen, in Folge dieser Darstellung gleichwohl als eine reine Nothwendigkeit vernünftigen und zeitgemässen Denkens erweisen dürften. Das System wurde nach solchen und anderen der Sache immer näher führenden Vorbereitungen *) erst in grossen Umrissen und mit Hervorhebung der Hauptpunkte vorgeführt, wie sie von den mosaischen und anderen Büchern der h. Schrift, vor Allem der Genesis, die nunmehr als ein altamerikanisches Urbuch erkannt ist, der Reihe nach angegeben

*) Die Vorlesungen bemühten sich namentlich, die Existenz eines originalen Canaan der amerikanischen Vorzeit, wovon das asiatische nur ein Nachbild gewesen, und die Lage desselben im Osten des Welttheiles zu erweisen und festzustellen.

werden, so dass von zwei räthselhaften Welttheilen mit völlig verdunkelter und auf anderem Wege nicht zu erforschender Urgeschichte der Schleier hinweggezogen und der hinter den asiatischen, afrikanischen und europäischen Entwicklungen stehende vorzeitliche Theil der Erd- und Menschheitsgeschichte in's Licht gesetzt wurde. Nachdem dies bereits die Aufgabe und Bemühung der I. Abtheilung des Gesammtwerkes gewesen, folgte in der II. und III. eine Reihe von Erörterungen, Nachweisen und Abhandlungen besonderer und einzelner Partieen und Punkte, die oft tief in's Speciello und Speciellste eingehen und zu erkennen geben, was in solcher Beziehung zu thun ist, und wie wir uns ohngefähr die in aller Weise ausgeführte, gestützte und bewahrheitete Idee des Werkes vorstellen. Eine absolute Vollendung kann, wir wiederholen es, nicht die Leistung eines oder zweier Individuen sein; die ganze wissenschaftliche und denkende Welt wird dafür in Anspruch genommen; es fängt in dieser Beziehung eine ganz neue Arbeit an; es steht eine ganze derselben gewidmete Literatur in Aussicht, wozu hier nur der erste Anstoss gegeben werden soll. Manches zunächst nur als Muthmassung und combinatorischer Versuch Hervorgetretene kann denkbarer Weise bei diesem Processe seine Widerlegung und Berichtigung finden; das wird den Kern der Sache nicht berühren, die Grundidee nicht fallen machen. Ja selbst viel Besonderes, was wir vorgebracht, wird, wir hoffen es, seine Geltung behalten. Und so glauben wir, eine ächte, von Geistesbeschränktheit, particulärem Interesse und Stabilitätsmanie freie Kritik nicht fürchten zu müssen, und das entscheidende Gericht der Zeit ruhig über uns ergehen lassen zu können.